

4° Herald 123 xm (5

Digitized by Google

<36626381640012

<36626381640012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 1. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Zum neuen Jahr 1844.

Es rühret bei des Jahreswechsels Feier
Wohl mancher Sänger mit geschäft'ger Hand
In unserm sangesreichen deutschen Land
Zum frohen Morgengruße seine Leier;
Und auf dem Grabe der Vergangenheit
Erblühen Wünsche für die künft'ge Zeit.

Zwar Vorwärts! ist das Losungswort im Leben,
Weil flügelschnell das Zeitenrad sich dreht;
Doch wenn der Mensch am Scheidepunkte steht,
Soll er sein Recht auch dem Vergang'nen geben,
Denn in der Würdigung von dem, was war,
Wird ja der Werth des Kommenden erst klar.

Drum einen Blick zum hingeschwund'nen Jahre,
Kein Urtheil über das, was es gebracht;
Es ziemt uns nicht, — der Vater hat gewacht
An seiner Wiege, wie an seiner Bahre!
Auch was es nahm; nicht klagen wir drum laut,
Ob auch das Herz sein Denkmal ihm erbaut.

Ein Denkmal, ja, es sei hiermit begründet
Für alles Große, Edle, fern und nah',
Für alles Gute, Schöne, was geschah',
Hat's auch der Fama Ruf nicht laut verkündet;
Sei's unbemerkt, — strahl' es in hellem Glanz —
Wir reichen ihm der Anerkennung Kranz.

Und unsern Segensgruß den Großen, Hohen,
Die weise, stark und mit Gerechtigkeit
Das Ruder führen in dem Strom der Zeit,
Daß Wahn und Uebermuth vergebens drohen;
Den Stützen von Europa's Gleichgewicht
Den Schwur der Treue, den kein Deutscher bricht!

Was zu dem tausendjährigen Bestehen
Des deutschen Bundes, millionenfach
Vor kurzem erst die deutsche Zunge sprach,
Es möge kräftig in Erfüllung gehen;
Und wirken mag dazu ein jeder Stand
Mit festem, heil'gem Sinn im deutschen Land!

Ja, wirken mögen Fürsten, mag der Adel;
Des Bürgers und des Landmann's würd'ger Stand,
Sie mögen walten, schaffen, Hand in Hand,
Frei von Partheisucht, sonder Furcht und Tadel!
So sei fortan der Deutschen Einheitbaum
Kein frommer Wunsch, kein Phantasieen-Traum!

Auch denken wir an Ihn noch, der geschieden,
Deß' Name über diesen Blättern stand;
Noch einmal reichen Fouqué wir die Hand
Hinüber in das Land vom ew'gen Frieden!
Ihm, der so manche edle Blume gab,
Die Imortelle auf das kühle Grab!

Und mußte sich die Firma umgestalten,
Wir wollen fort auf gutem Grunde bau'n;
Und — mag der Adelszeitung man vertrau'n, —
Auch an das Vorwärts wird sie stets sich halten;
Wie sich der Adel zeitgemäß bewegt,
So auch das Blatt, das seinen Namen trägt.

So grüßt es Alle an dem Jahresmorgen,
Die Gunst und Antheil ihm bisher geschenkt,
Die nicht zum Vorurtheil sich hingelenkt,
Als sei des Dünkels Frucht in ihm geborgen;
Nein, — stoßt Euch nicht an's ungewohnte Schild,
Verpönt des Rahmens wegen nicht das Bild!

Wie unser Blatt jetzt hier für alle Stände
Zum Opfer seine guten Wünsche weiht,
So bietet in dem besten Geist der Zeit
Ohn' Unterschied es Jedem seine Spende
Und schließt sich — glaubt es nur — auf seiner Bahn
In ritterlichem Sinn dem Guten an.

Friedrich von Sydow.



Digitized by Google

Einige Worte über den Titel der Adelszeitung.

Der Unterzeichnete hat, zu seinem Leidwesen, oft schon die Aeußerung vernommen: „es sei eine unglückliche Idee, einer Zeitschrift den Titel: „Zeitung für den deutschen Adel" zu geben; dieser Titel schade dem Blatte, es möge noch so gut sein; — wer werde sich für ein Blatt interessiren, das nur für einen Stand geschrieben sei, wenn er nicht diesem Stande angehöre; — was könne ein Blatt, das für den Adel bestimmt sei, Anderes enthalten, als Lobpreisungen und längst verjährte Mittheilungen über die Gerechtsame und Vorzüge des Adels und Versuche, sie auf's neue geltend zu machen, den alten längst verschollenen ritterlichen Geist wieder herauf zu beschwören, den Glanz und die Bedeutenheit des Adels wieder zu erneuern und ihm in jeder Weise das Wort zu reden? — Wie wenig dies Alles aber dem Geiste der Zeit entspreche, wie wenig dies, unter den obwaltenden Verhältnissen, andere Stände ansprechen könne, und wie spurlos es an ihnen vorübergehen müsse, — darüber bedürfe es gar keiner Erläuterung; — kurz, die Zeitung für den deutschen Adel könne nur allein ihres Titels wegen auf keine allgemeine Theilnahme und Unterstützung rechnen." — Zu seinem Leidwesen hat der Unterzeichnete diese Aeußerungen vernommen; dies Leidwesen hat aber keineswegs seinen Grund darin, weil er selbst dem Adel angehört, und eben so wenig darin, weil er selbst Mitarbeiter der Adelszeitung ist; sondern weil es ihm wehe thut, eine gute Sache ihres dem Vorurtheil nicht zusagenden Namens wegen angefeindet, den guten Kern der ungewöhnlich aussehenden Schale wegen, ohne weitere Untersuchung, verachtet zu sehen; und lediglich aus diesem Grunde erlaubt er sich eine kurze Beleuchtung dieses Gegenstandes.

Der Titel: „Zeitung für den deutschen Adel," dankt seine Entstehung allerdings einem Manne von altadeliger Abkunft, einem dem ritterlich adeligen Sinne treu ergebenem Manne; doch ich sollte meinen, daß der Name de la Motte Fouqué auch von andern Seiten hinreichend bekannt gewesen sei, als daß man hätte glauben können, er werde bei seinem Unternehmen nur darauf bedacht sein, das altersgraue, unheimliche Adelsgespenst aus den verwitterten Gewölben zu erlösen, in welche es Zeit und Umstände gebannt haben, um es mit seinen nicht mehr zeitgemäßen, verschollenen Eigenthümlichkeiten wieder einzuführen in die von ihm abstammenden jüngeren Generationen, und mit ihm dem dunklen Vorurtheil, dem verdienstlosen Emporkommen, dem längst in seiner Mangelhaftigkeit erkannten, unbedingten aristokratischen Unwesen eine neue Aera zu eröffnen. — Daß dies Fouqué's Tendenz bei Begründung der Adelszeitung nicht sein konnte, das hätte wohl Jedem einleuchten müssen, der ihn aus seinen humanen, gefühlvollen und sinnigen Schriften, und namentlich aus seinen so ritterlichen als volksthümlichen Gesängen in den deutschen Befreiungskriegen kannte, der nur irgend Gelegenheit, hatte seinen edlen, freien Geistesflug und seinen unbefangenen Sinn für alles Würdige und Schöne — wo er es fand — wahrzunehmen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Zerstörung der Bastille.

Von

Dr. Friedrich Köhler.

„Sie muß der Erde gleich gemacht werden!" rief Julian, „die Geduld der Franzosen ist erschöpft. Ist es nicht schon genug, daß Leben und Freiheit schlechten Gesetzen zur beliebigen Verfügung steht, muß noch die Laune jedes Gewaltigen über diese höchsten Güter entscheiden können? Welchen Werth besitzt denn das Menschenleben, sobald die Person jeden Schutz, das Eigenthum jede Sicherheit entbehrt? Was hilft Gesundheit, unbescholtener Ruf, was hilft der Segen eines trefflichen Weibes und wackere Kinder, was glückliche äußere Verhältnisse und ein Kreis treuer Freunde, wenn mich der Tag auf Lebelang in's Gefängniß wandern sieht, an welchem ich das Unglück habe, einem der Mächtigen zu mißfallen. — Sie muß nieder, sie muß zerstört werden!"

„Was muß nieder, was muß zerstört werden?" fragte Monsieur la Croix, welcher eben hastig in's Zimmer trat; „was muß zerstört werden?" wiederholte er in einem gebieterischern Tone.

„Die Bastille," antwortete Julian, indem er ruhig die Augen vom Boden aufrichtete und fest, jedoch achtungsvoll seinen Herrn ansah. Es entstand eine Pause.

„Julian," sagte endlich Monsieur la Croix, „das habe ich schon zuvor gehört. Weißt Du auch, daß das Hochverrath ist?"

„Ich weiß es," entgegnete Julian etwas unmuthig, „aber ich weiß auch, daß Vernunft und Gerechtigkeit mir so zu sprechen gebieten."

„Ja, was Du darunter verstehen magst," erwiederte Monsieur la Croix. Er schritt einige Male das Zimmer auf und ab. „Julian," fuhr er fort, „Du bist ein Unzufriedener, deren es schon zu viele in Frankreich giebt. Mehr noch, Du bist ein gefährlicher Mensch, denn Du liesest, und sprichst von dem, was Du gelesen, und verwirrst so die Ansichten Derer, welche weniger wissen als Du. Dich hat die Eifersucht und der Ingrimm ergriffen, womit leider die Franzosen die ehrwürdigen, vom Alter geheiligten Institutionen ihres Vaterlandes betrachten. Wie kam es, daß Du heute dem Kammerdiener des Grafen St. Ange übermüthig begegnetest?"

„Weil er mir übermüthig begegnete," war Ju-

Digitized by Google

lian's Antwort. — „Er heischte mir zu, das Pferd zu halten, als er abstieg, gleich als wäre ich seines Herrn Stallknecht."

„War wohl nicht die eigentliche Ursache, weil sein Herr ein Edelmann ist?" fragte Monsieur la Croix mit Ernst. — „Du hast Dich auch gegen den Grafen übermüthig benommen," fuhr er dann fort.

„Er drohte mir mit der Reitpeitsche," sprach Julian, „ich meinte jedoch, er thäte besser, diese für sein Pferd zu sparen."

„Wie nun, wenn er seine Drohung erfüllt hätte, was hättest Du dann gethan?"

Julian schwieg.

„Antworte, Bursche!" rief sein Herr.

Julian faltete die Arme und gab keine Antwort.

„Soll ich eine Antwort erhalten?" fragte Monsieur la Croix kalt. „Ich sehe den kommenden Hochverräther in Dir, Julian," fuhr er fort. „Dies Vergessen Deiner Stellung ist schon das Verbrechen im Keime. Es wird bald ärger und schlimmer werden."

„Vielleicht," warf Julian ein.

„Ich gebiete Dir, mir zu antworten," rief der erstere ungeduldig. „Was hättest Du gethan, wenn Dich der Graf geschlagen hätte?"

„Ich hätte ihn wieder geschlagen;" gab Julian unwillig zur Antwort, „und hätte man mir im nächsten Augenblicke die Hand abgehauen."

(Fortsetzung folgt in Nr 3.)

Georg von Freundsberg.

Der Mann ritterlichen Gemüths und ritterlicher Thatkraft, der von gültigen Schriftstellern früherer Zeit nicht ungerühmt geblieben ist unter Deutschlands Zierden, wird in spätern allgemeinen Geschichtswerken nicht so zur genauen Kenntniß des Lesers gebracht, wie er es verdient, oder auch gar nicht erwähnt als Edler und Held unter dem Adel deutscher Nation des 16. Jahrhunderts; auch hat man, und zwar schon früher, auf beliebige Voraussetzungen von seinem religiösen Bekenntnisse sich gründend, zu Mißdeutungen seines Verhaltens sich verirrt. — Das ist immer noch der Fehler der sogenannten allgemeinen Geschichten, daß sie theils zu wenig, theils gar nicht die Personen in ihrem hervorstechenden Charakter uns vorführen. Sie stellen uns Namen der bei Ereignissen Betheiligten in Menge neben einander hin, von denen nur der, welcher die Geschichte schon genau kennt, weiß, welche er über die andern zu stellen hat, und welche der Vergessenheit anheim fallen könnten. Sie erzählen uns die Kreuz- und Querzüge der Armeen und ihrer Corps mit Beifügung der Zahlstärke und der Ober- und Untercommandeurs; sie nennen uns die in die Schlachtstellungen fallenden Dörfer u. s. w., und am Ende ist es für unsern Begriff und unser Urtheil gleich viel, ob wir die paar Seiten Buchstaben gelesen haben, oder nicht; denn sowohl das, was den vorzugsweise Gebildeten interessiren kann, als das, was ein allgemeines Publikum anzieht, ist in der sogenannten allgemeinen Geschichte in jenen und oft andern Fällen weggelassen. Man muß es sich aus Specialgeschichten und Monographien mühsam zusammensuchen. Ueberhaupt ist die allgemeine Geschichte immer noch zu sehr Kriegsgeschichte, also gerade in dieser Beziehung Specialgeschichte, ohne doch als solche zu befriedigen; denn zu ihrer Darstellung ist nur der gebildete Krieger, nicht der gewöhnliche Historiker befähigt, und wer über diesen Theil der Geschichte nicht so zu uns zu reden versteht, wie der geistvolle und klare Verfasser der „militairischen Briefe eines Verstorbenen," verpflichtet uns zu größerem Danke, wenn er sich nicht auf Armeezüge und Schlachtstellungen im Einzelnen einläßt, sondern lieber einige charakteristische Erzählungen, wozu es bei keiner Kriegsaffaire an Stoff fehlt, zum Besten giebt. Dann wird mancher Mann, sein Wort und seine That nicht durch Uninteressantes unrechtmäßiger Weise in den Hintergrund, oder völlig von der Schaubühne verdrängt werden, wo die Nachwelt das Spiel der Vergangenheit schaut. Ein Charakter ist für den Menschen als Menschen mehr werth und wird auch mehr beachtet, als was von Massen erzählt wird und von Ereignissen, bei denen man uns mit den handelnden Personen nicht genau bekannt macht. Diese Erzählungen gleichen den Schattenbildern an der Wand, von denen das Licht zu entfernt steht; sie zerfließen in's Unsichere und Unbestimmte ohne scharfe Umrisse. Auch gleicht sich das Schicksal und die Thätigkeit der Massen, so daß es gleich ist, ob man uns z. B. eine oder hundert Schlachten in der gewohnten Weise erzählt; aber die Darstellung des Einzelnen, der hervorsticht, hat für den Menschen, als seinen Bruder, immer neuen Reiz.

(Fortsetzung folgt.)

Eine völlig verbürgte Anekdote von Friedrich dem Einzigen.

Wenn es wohl nicht zu bezweifeln ist, daß sich unter der überaus großen Menge von Anekdoten aus dem Leben Friedrichs des Einzigen gewiß viele befinden, deren Wahrheit durchaus nicht zu verbürgen ist; so kann die Mittheilung einer authentisch documentirten Thatsache aus dem hochgenialen Walten des großen Königs für die Theilnahme seiner sich durch alle Zeiten fortpflanzenden Verehrer gewiß nicht uninteressant erscheinen, und der Unterzeichnete macht sich dieselbe zum Vergnügen.

Mein im Jahr 1781 als kurfürstl. sächsischer Oberst und Commandeur des Regiments Prinz Clemens Infanterie in Langensalza verstorbener, leider von mir nicht gekannter Vater hatte das Glück, während der schönsten Jahre seiner Jugendblüthe als Page und später als Flügel-Adjutant zu der nächsten Umgebung Friedrichs des Einzigen zu gehören und sich dessen besonderer hoher Gunst rühmen zu dürfen. — Unter

Digitized by Google

nahme für Schriften beweist, welche dem individuellen Wesen einzelner anderer Stände ausschließlich angehören. Also schon dem Namen Fouqué hätte man vertrauen können, daß die Adelszeitung keine einseitige Tendenz, keine geistlose, eigensüchtige und noch weniger eine übelwollende Richtung haben werde; nicht den Titel hätte man anfeinden, persifliren und lächerlich machen sollen, ohne — wie es gewiß bei Vielen der Fall war — den Inhalt zu kennen; und nicht hätte man sich bemühen sollen, einem Institute lieblos hindernd entgegenzutreten, das keinem Menschen ein Leid zuzufügen beabsichtigte, vielmehr mit dem freundlichsten Gemeinsinne öffentlich in die Mitte aller Stände trat, und gegen welches man nichts weiter einwenden konnte, als daß es die Adelszeitung heißt; fürwahr kleinlicher und unpassender für unsere Zeit kann man beinahe nichts finden. Während man gegen einen Stand eifert, weil man ihm unstatthafte Vorurtheile zur Last legt, zeigt man sich selbst überfüllt von Vorurtheilen. — Gesetzt auch, die Zeitung für den deutschen Adel enthielte nichts, als auf den Adel bezügliche Gegenstände, wie es jedoch keineswegs der Fall ist; so hätte man doch unrecht, wenn man behaupten wollte, sie könne deßhalb für Niemand aus einem anderen Stande Interesse haben. — Die Geschichte des Adels und einzelner adeligen Geschlechter greift in die Geschichte der Fürsten, der Staaten und der Völker ein; sie liefert Charakterdarstellungen, Sittengemälde, Beweise von Ursachen und Wirkungen, in welchen keineswegs der Adel allein, sondern jeder andere Stand, jede Volksklasse betheiligt ist; bei Allem, was dem Adel begegnet ist, concurrirten mehr oder minder auch andere Stände.

(Fortsetzung folgt.)

Chadischah *).

Von

Ida Frick.

Es war zur Zeit des Sommerstillstandes und die vier Stunden der allgemeinen Mittagsruhe kaum vorüber. Glühend heiß brannte die Sonne auf die Bildsäule Hobal's, des arabischen Jupiter's, einer Statue von rothem Achat, welche das von sechs Pfeilern getragene Dach der neu erbauten hölzernen Kaaba beinahe erreichte und die über einem im Innern des Tempel's quellenden Brunnen aufgestellt war. Auf der Tamariska war das am Morgen nicht gesammelte Manna geschmolzen und die wild wachsenden Dattelpalmen, welche einzeln und halb vertrocknet um die Brunnen her standen, hingen ihre dürftigen Blätter. Sengend schossen auch die Pfeile der arabischen Sonne auf den heiligen, an der nordöstlichen Seite der Kaaba, deren scharfe Ecke er bildet, fünf Fuß über der Erde eingemauerten schwarzen Stein, und von ihm wieder auf den sandigen Erdboden herab, und selbst die wilde Taube, beinahe der einzige Vogel, der den Städten Arabiens treu bleibt, saß still und ermattet in dem schmalen Schatten, den das Gesimß der Häuser oder die verdorrten Zweige der Palmen ihr gewährten. Von der Wüste her wehete ein trockner Ostwind. Er wirbelte den sandigen Staub des Fußbodens in die Höhe, ihn den Terrassen und durch die offnen Fenster sogar dem Innern der Häuser zutreibend, so daß diese scheinbare Milderung der glühend heißen Luft nur eine Qual mehr den zu allen Zeiten höchst zahlreichen Bewohnern Mekka's herbeiführte.

Unter den heiligen Plätzen, welche von den Pilgern Mekka's besucht werden, nehmen in der Straße Zogaz el Hadjar die Trümmer eines steinernen Hauses — Mouled Setna Fatme (Fatme's Geburtsort) genannt — nach Mohammed's Geburtsort den ersten Rang ein, und von hier aus möge auch der Faden dieses Buches sich spinnen.

Es war ein weites und ziemlich hohes Gemach, wohin ich meine Leser führe. Die Wände des Raumes, in den wir treten, sind geschmackvoll mit Tapeten behangen, die gleich dem Teppich des Fußbodens aus den Häuten einer eigenthümlichen Art von Seekühen gefertigt sind. Rings um die Wände her laufen die morgenländischen Kissen, mit Seidenzeug, von Goldfäden durchzogen, überdeckt, und der breite Eingang von der äußern Halle her, wo eine Treppe in die kühleren Gemächer unter der Erde führt, ist mit einem kostbaren Teppich verhangen. Auf einem der Polster, mit künstlichem Anstand auf den Fersen das Gleichgewicht haltend, knieten oder kauerten vielmehr zwei Frauen, die das Blüthenalter der orientalischen Schönheit schon lange überschritten, am Boden und beschäftigten sich mit einem, den Geist eben nicht ermüdenden Lieblingsspiele der Araber — dem Mangala. Doch war noch eine dritte Frauengestalt in dem Gemache, über deren Anblick man den ihrer Gefährtinnen, selbst wenn diese jünger und schöner noch gewesen, als es der Fall — übersehen haben würde. Aber Chadischah (Chadigjia) — wie die hohe stolze Araberin sich nannte — war auch längst über die Jahre hinaus, die das morgenländische Klima und die Frühreife des Weibes diesem Geschlecht als Jugendzeit gestattet. Sie konnte die Vierzig schon erreicht oder wohl gar überschritten haben, und wie in der ganzen edlen Hoheit ihrer Gestalt etwas königlich Erhabenes sich kund gab, so trugen auch ihre Züge den Ausdruck eines so melancholischen Ernstes, daß man hier die entehrenden Begriffe der Orientalen, die das Weib nur zum Zweck ihres Vergnügens herabwürdigen — an der erhabenen Natur einer edlen Frau zu Schanden werden sah. Ja es war etwas wahrhaft Prächtiges, etwas — man möchte sagen — blendend

---

*) Bruchstück aus dem in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erscheinenden Roman: „Mohammed und seine Frauen" von Ida Frick.

Digitized by Google

Einfaches in der erhabenen Erscheinung dieser Frau, deren Name noch jetzt von Millionen mit Ehrfurcht und von abermals Millionen wenigstens mit staunender Anerkennung genannt wird. Sie war nicht schön, aber doch bezaubernd, nicht verführerisch und doch so hinreißend. Die ganze moralische Gewalt des Weibes über die rohere Natur des Mannes; das edle Selbstgefühl einer großen und seltenen Seele, die in der Abgeschlossenheit ihres Lebens und in der dürftigen Bildung, die jene Zeit und ihr Vaterland überhaupt ihrem Geschlechte angedeihen läßt — das Bedürfniß eines höhern Zweckes empfand, als der es ist, der die Araberin meist an ihr Haus und ihre Familie fesselt; die unbewußte Ahnung einer höhern Aufgabe ihres Daseins lag in dem sanften, aber durchgeistigten Auge dieser Frau. Nicht einmal die gelbbräunliche Gesichtsfarbe der weichen Pfirsichhaut, auf deren dunklem Grunde die schön gezogenen und schwarz gemalten Brauen so edel erschienen — hätte man vermissen und dieses herrliche Oval mit der stolzen Adlernase von einem hellern Teint zu weichlicherem Typus verschmolzen sehen mögen. Ihre Gestalt, mehr mager als voll, entbehrte dennoch jener von der Natur verliehenen Grazie nicht, die die Araberin auszeichnet und wodurch die Jungfrau im Lager der Beduinen allein das Auge des Jünglings besticht, wenn sie verschleiert an der Spitze ihrer Heerde das väterliche Zelt verläßt oder dahin zurückkehrt, oder wenn bei den Arabern am Sinai bei Gelegenheit ihrer Wettrennen auf Kameelen die Jungfrauen des Stammes zugegen sind, diese mit ihrer anmuthig grüßenden Handbewegung, ihrem eine Secunde lang gelüfteten Schleier und tausend ähnlichen Kunstgriffen natürlicher Koketterie — das Auge des Mannes nicht selten so sehr zu fesseln wissen, daß oft nach wenig Tagen schon der grüne Zweig des Verlobten auf dem Turban des Jünglings prangt.

(Fortsetzung folgt.)

Georg von Freundsberg.

(Fortsetzung.)

Die Familie des Ritters Freundsberg nahm ihren Namen von einer Burg Tyrols. Sonst wurde gewöhnlich Frondsberg, Fronsberg geschrieben; in Diplomen und auf Denkmälern findet sich aber Frundsberg. Das alte Wort Frund ist das heutige Freund. Im J. 1472 wurde Georg seinem Vater Ulrich, Hauptmann des schwäbischen Bundes, von seiner Gemahlin Barbara, aus der berühmten schwäbischen Familie der Rechberge, zu Mindelheim bei Memmingen geboren. Nachdem der Enkel unseres Ritters, der ebenfalls Georg hieß, gestorben war, erwarben die Grafen Fugger Burg und Stadt Mindelheim sammt den dazu gehörigen Ortschaften und beschickten seit 1594 als Besitzer der Herrschaft Mindelheim die Reichstage durch Bevollmächtigte. Auch Georg v. Freundsberg, der Enkel, erschien als Baron auf den Reichstagen, wogegen unser Ritter auf die Würde eines Barons eben so wenig, als auf den ihm von einigen Schriftstellern beigelegten Grafentitel Anspruch machte und sich mit dem Titel eines Dominus und Eques begnügte. Unser Georg v. Freundsberg bildete sich zum Krieger vorzüglich im Kampfe Maximilians I. gegen die Schweizer aus, wenn auch dieser Kampf mehr in seinem Grunde als in seinem Verlaufe für die Kaiser ein rühmlicher war. Aus rein vaterländischem Sinne wünschte Maximilian erstens, daß die Eidgenossen mit dem schwäbischen Bunde sich vereinten, da beider Ziel eins und dessen Erreichung durch verbundene Kraft desto sicherer war; dann, daß die Schweizer, da sie doch als Glieder des deutschen Reichs gelten und die Vortheile solcher genießen wollten, dem Reichskammergerichte sich unterwürfen. Beides wollten sie nicht; die Folge war Krieg, und in einem Jahre (1498) fiel der Sieg von sechs Schlachten auf ihre Seite. — Seit 1512 führte Freundsberg kaiserliche Truppen in Italien an; denn seit Anfang des 16. Jahrhunderts behauptete er den Ruhm eines ausgezeichneten Helden und Heerführers, der auf die Verbesserung des Kriegswesens sehr vortheilhaft hinwirkte. Nicht um Lohn blos, wie ein gedungener Anführer, diente er seinem Herrn, sondern aus Verpflichtung. Er war Obristfeldhauptmann der Grafschaft Tyrol, und in dieser, wie in der ebenfalls von Maximilian erhaltenen Würde eines kaiserlichen Rathes, wurde er 1520 von Karl V. bestätigt. Den Meisten ist Freundsberg mehr bekannt durch ein bei dem Reichstage 1521 gesprochenes Wort, als durch seine Thaten, und man hat aus jener zu Luther gethanen Aeußerung auf sein religiöses Bekenntniß Schlüsse gemacht, wozu die hinlängliche Begründung fehlt. Am Eingange zur Reichsversammlung klopfte Freundsberg Luthern auf die Schulter und sprach: „Münchlein, Münchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unser allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß: so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost; Gott wird dich nicht verlassen." Wer mag ihn deßhalb für einen entschiedenen Freund der Reformation halten, zumal damals Alles und Alle noch unentschieden waren. Es geht daraus nicht einmal hervor, ob Freundsberg seine Gedanken je auf das, was in der Kirche hätte anders sein sollen, gerichtet hatte, und wenn er auch, wie Viele, am Leben der Priester Anstoß fand (denn um die Lehre sich zu bekümmern, hatte der Krieger weder Zeit, noch Kenntniß und also auch nicht das Gefühl des Berufs dazu) und mit Kaiser Karl dachte, wären die Pfaffen fromm, bedürften sie keines Luthers: so war doch jene Aeußerung Nichts weiter, als ein Ausbruch des Gefühls der Theilnahme, welche viele andere Adlige dem Manne vor und nach seinem Erscheinen auf der Reichsversammlung bezeugten. Freundsberg fühlte,

Digitized by Google

was es heißt, einzeln dazustehen gegen eine mächtige Vielheit. Er verglich aus seinem Kriegsleben den schweren Stand des Wittenberger Mönchs mit schwierigen Lagen im Angesichte gewaffneter Feinde und dachte sich, was es zu bedeuten haben würde, wenn im Felde ein einzelner Führer sich einer ganzen feindlichen Schlachtordnung allein mit dem Schwerte in der Hand entgegenstellen wollte. Außer dem Gefühle der Theilnahme spricht sich in jenen Worten das ruhige Gemüth aus, welches keiner Entscheidung der Wahrheit durch blindes Eifern für, oder wider die Sache und durch leidenschaftliches Ab- oder Zusprechen vorgreift, sondern mit dem Sinne eines Gamaliel der Fürsehung vertraut, daß, wenn die Sache gut und recht ist, sie ihr den Sieg nicht fehlen lassen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Eine völlig verbürgte Anekdote von Friedrich dem Einzigen.

(Schluß.)

Der König weidete sich sichtbar an dem Entzücken des Jünglings und erwiederte auf dessen Versuche, seinen Dank auszusprechen, nichts weiter als: „Schon gut, schon gut!" — Als aber der Page sich gesammelt hatte und dem König offen die Bedenklichkeit äußerte: daß er, wenn er diesen Gnadenbeweis für ernstlich gemeint halten müsse, doch wohl mit diesem Patent bei irgend nöthig werdender Vorzeigung, des zwar höchst gnädigen aber doch scherzhaften Inhalts wegen, in Verlegenheit kommen könne; befahl der König in die rechte Rocktasche zu greifen, aus welcher der glückliche Page das in ganz officieller Form abgefaßte und vollzogene Patent hervor langte. — Auch die in den damals etwas langen Westenschößen befindlichen Taschen waren nicht leer, sondern enthielten eine goldene Uhr und eine dergleichen Tabatiere mit Friedrichsd'ors gefüllt, nach des Königs gnädiger Aeußerung, zur ersten Officiers-Einrichtung bestimmt, und die Ueberweisung von zwei gesattelten Pferden vollendete den Gnadenact. — Mein Vater blieb seinem König und dem Hause Preußen in den verhängnißvollsten und wichtigsten Zeitverhältnissen mit unerschütterlicher Treue ergeben, und nur ganz besondere Schicksalsfügungen konnten ihn bestimmen, nach Beendigung des siebenjährigen Krieges seine Dimission zu nehmen und in den sächsischen Dienst zu treten; doch auch noch nachdem dies geschehen war, hatte er sich noch mancher Gnadenbeweise von dem großen König und den preußischen Prinzen (namentlich dem Prinzen Heinrich) zu erfreuen, welches ich noch mit schriftlichen Original-Belegen darthun kann. Auch das hier mitgetheilte, wie das officiell ausgefertigte Patent befinden sich beide im Original in meinen Händen und sollen als werthvolle Reliquien, so lange ein Glied meines Stammes existirt, ein unveräußerliches Eigenthum meiner Familie bleiben. — Diese beiden Documente sind von mir der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin mitgetheilt und von derselben für höchst denkwürdig anerkannt, auch, Behufs der Sammlung alles Merkwürdigen aus dem Leben Friedrichs des Großen, genau in Abschrift genommen worden.

Friedrich von Sydow.

Feuilleton.

Europa hat fünf Großmächte, die sechste ist das Wort. Wie man bisher von einem dreißigjährigen Kriege redete, wird man bald von einem dreißigjährigen Frieden reden; aber umsonst ruft man: Friede! Friede! und ist doch kein Friede; denn das Wort steht in offener Fehde mit Großmächten und vielen Kleinkräften. Wie ist man doch so besorglich gewesen um das politische Gleichgewicht! Die sechste Macht hat doch Alles aus dem Gleichgewichte gebracht und manchem Starken den rechten Arm ausgerenkt. Von einem Redner des griechischen Alterthums hieß es: er hätte Donner und Blitz auf den Lippen. In neuer Zeit ist das Wort mehr geworden, als der Donner; es hallt weiter, als er; mehr geworden, als der Blitz; denn weiter hin, als das Wetter leuchtet, hellt es die Geistesnacht auf. Gegen seine Erschütterungen ist das Erdbeben ein machtloses Hüpfen. Wollen wir jedoch Nichts verschweigen, so müssen wir das Wort den größten Vulkan nennen, der die Nacht durch sein Feuer erleuchtet, Schnee und Eis durch seine Hitze schmilzt, seine Umgebungen im weitesten Umkreise erschüttert, aber auch Schlamm zu Tage bringt.

Die Revolutionen sind ihrer Natur nach mehr De- und Provolutionen. Nicht revolvitur, zurückgewälzt, sondern herab- und niedergewälzt, devolvitur, wird Mancher und Manches dabei und vorwärts (pro) gewälzt; immer haben aber Eigennützige daran Theil, die auch für (pro) sich Etwas profitiren wollen. Nie aber hat wohl ein Name zwei so entgegengesetzte Dinge bezeichnet, als das Wort Revolution in der Politik und in der Astronomie. Bei der politischen springt Alles gewaltsam aus dem alten Gleise heraus und die Ordnung und Gesetzmäßigkeit wird zuweilen für längere Zeit wie todt beigesetzt. Die astronomische Revolution ist die gesetzmäßige Bewegung eines kleinern Weltkörpers um einen größern, der ihn durch das Uebergewicht seiner Anziehungskraft beherrscht. Bei der politischen wollen die Kleinen das Uebergewicht und die Herrschaft eines Großen nicht mehr gelten lassen; aber das Ende vom ernsten Spiele ist gewöhnlich, daß ein Hauptstern aufsteigt, dem Alle folgen.

Die meisten Verirrungen der Menschengeister entstanden daraus, daß sie Unerklärliches erklären und Unbestimmbares bestimmen wollten. Hiermit ist der Abriß der Geschichte der Philosophie und der Theologie in der Hauptsache gegeben. Zu jenen Thorheiten kommt aber als die größte noch die, daß man, um in beiden gelehrt zu heißen, wissen soll, was für Unsinn die Gehirne der Leute vor uns ausgesponnen haben. Trägt doch Jeder seinen eigenen Irrthum in sich, dazu soll nun noch der fremde Irrthum; also wie wenig Wahrheit kann im Vergleich zu den gewußten und den unbewußt vorhandenen eignen Irrthümern in einem gelehrten Kopfe sein!

Gurlitt.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Nebst Literatur- und Intelligenzblatt Nr. 1.

Digitized by Google

Literaturblatt
zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 1. 1844.

Die politische Poesie der Gegenwart.

Zeitstimmen. Gedichte von Emanuel Geibel. 2. Auflage. Lübeck 1843, Fr. Aschenfeldt.

Es ist eine ganz eigene Sache um die politische Poesie. Nimmt man den Begriff der Politik in dem Sinne, wie die neue Zeit ihn bearbeitet und ausgebildet hat, die Poesie hingegen in ihrer ewigen Bedeutung als die schönste Gattung der Inspirationen, deren ein menschliches Gemüth fähig ist: so weiß man gar nicht, was eigentlich die Poesie mit der Politik gemein haben, noch weniger, wie die Poesie eine Dienerin derselben sein könne. Der Born der wahren Poesie quillt in der Tiefe des Herzens, nicht in der Außenwelt; durch sie wird er nur zu freier Abströmung geleitet, und es kommt in ihr nur seine göttliche Klarheit zur Anschauung. Daher sind auch immer die Gesänge am schönsten und herrlichsten, die in ihrer weithin gültigen Objectivität allen Zeiten gefallen und bei allen Völkern sich leicht einheimisch gemacht haben. Auf sie ist das Gepräge einer unmittelbaren Offenbarung gedrückt, sei es, daß das eigene Gemüth des Dichters und seine vielartigen Zustände, oder eine Außenwelt das Object war, auf welches die Offenbarung solcher Poesie überging. Die Natur in ihrem alten Gewande ist nun wohl dasjenige Object der Poesie, welches am wenigsten Abweichungen jener Inspiration darbietet; weit mehr die Religion, nämlich im objectiven Sinne; noch mehr die Geschichte. Dennoch aber kann sich selbst die letztere, weil sie ein Eigenthum Aller wird, mithin etwas in ihren Thatsachen Bleibendes, Feststehendes und Gültiges in sich trägt, mit der wahren Poesie wohl vereinigen; die Geschichte kann die Trägerin der Poesie werden; die Poesie ihre Priesterin und Prophetin. So war es bei den Griechen, bei denen das Moment der Geschichte in alle Arten der Dichtung sich einflocht. So war es zum Theil auch bei den neueren Völkern, namentlich bei den Britten. Aber politische Poesie, in welcher nicht Incarnation der Geschichte, sondern Reflexion über dieselbe in ihrer Entstehung und Gestaltung vorwaltet, hatten die Alten nicht, und konnten sie nicht haben. Schwerlich wären auch dann ihre Erzeugnisse unsterblich geworden, am wenigsten wegen der Schönheit und Hoheit ihres Inhalts, also um ihrer selbst willen. Bei den Deutschen werden die Lieder eines Arndt, Rückert, Körner, Uhland, Schenkendorf bleiben als Monumente einer gewaltigen Zeit, und jemehr diese in den Hintergrund tritt, desto mehr auch Anerkennung finden bei andern Völkern, selbst bei den Franzosen, unter denen z. B. Girardin in seinen Notices littéraires et politiques über die Gedichte, namentlich Theodor Körners und Arndt's, wie über ein festes Gemeingut der deutschen Nation in vorurtheilsfreier und anerkennender Weise redet. Aber man kann die Arndt, Körner, Rückert rc. nicht mit den politischen Dichtern der Gegenwart, mit Herwegh, Prutz u. s. w. identificiren. Denn die Auferstehung eines von fremder Herrschaft völlig erdrückten Vaterlandes, zur welchen jene rufen, ist etwas Großes, wahrhaft Poetisches! Die Idee imponirt durch sich selbst, sie gefällt auch dem Feinde und nöthigt ihm Achtung und Beifall ab. Hier steht in Wahrheit, wie sehr es auch scheinen mag, der Dichter nicht „auf der Zinne der Partei." Aber ob Frankreichs oder Englands Staatsformen dem deutschen Vaterlande gehören; ob Republik oder Königthum überhaupt gelten, die Presse beschränkt oder frei sein solle, ferner ob es dem König von Griechenland wohl angestanden hätte, in den Kampf der gegen die Türkenherrschaft aufgestandenen Griechen in Candia zu ziehen (s. Geibel's: „der Alte von Athen"), oder ob Europa hätte in Jerusalem interveniren sollen (siehe: „der Kreuzzug in den „Zeitstimmen") rc. rc.: das sind in der That Fragen, die der Reflexion des klug abwägenden Verstandes anheimfallen, und bei deren Beantwortung der Egoismus sich in die Wagschale der Entscheidung legt. Sie können also nicht allgemein gefallen. Und die Poesie ist doch nur in diesem Sinne als erstgeborene Tochter der Schönheit wahre Poesie. Schön aber ist immer nur das, was unmittelbar, ohne Interesse, und mithin allgemein gefällt.

Aus diesem Gesichtspuncte entscheidet die vorurtheilsfreie Kritik über jede politische Dichtung, gleichviel ob ihre Ideen mit denen des Kritikers verwandt sind, oder nicht. Von diesem Gesichtspuncte aus müssen ihr daher auch die schönsten, frischesten und formvollendetsten Lieder der Zeit nur wie Flugschriften der Parteien erscheinen, welche die Zeit bald wieder begräbt, wenn sie selbst eine andere Form annimmt.

Wir können Geibel's Zeitstimmen nach keinem andern Maßstab messen. Es sind freilich keine allzuschnell verwelkenden Frühlingsblumen; sie gehören mehr dem Spätsommer an, und scheinen zuweilen von sich selbst sagen zu wollen: „Seht uns nur an, wir verblühen nicht so schnell, wie die andern Praler!" Aber beim Eintritt einer andern Jahreszeit müssen sie auch verwelken. — Es ist nicht zu läugnen, daß Geibel mit sich einiger ist in seinen Ideen, als mancher andere politische Dichter, der das Wort der Freiheit hinausruft, und dessen Lieder „Aufruhr läuten;" und doch könnte man ihm auch hier Inconsequenzen nachweisen, — wir beziehen uns nur auf das in der Sammlung befindliche Gedicht: „Der Alte von Athen" und auf das mit ihm zu vergleichende: „An Georg Herwegh." Aber wie alle Politik, so ist auch Geibel's politische Anschauung, wie sehr sie auch ihr juste milieu ankündigt, parteiische Anschauung. Dazu kommt noch das in diesen Gedichten sichtbare romantische Hinstreben zum Mittelalter, das wohl auch, objectiv genug gehalten, wahrhaft dichterisch sein kann, aber dann in der Literatur bereits seine Epoche durchlebt hat; das hingegen mit den politischen Tendenzen der Gegenwart vermischt uns zuweilen Producte vor das Auge stellt, die wie Purpurmäntel sich ausnehmen, welche anstatt mit Hermelin, mit Fuchspelz eingefaßt und verziert sind. So kam dem Ref. das Gedicht: „Der Kreuzzug" vor, ja zum Theil auch das vielfach schöne Gedicht „die Schmiede" S. 21.

Gleichwohl gehören Geibel's „Zeitstimmen" zu dem Schönsten, was die Gegenwart uns gebracht, wenn es eben nur für die Gegenwart gelten soll, und auch für diese nur in einem beschränkten Sinne. Aber sie sind gerade dann am schönsten, wenn sie sich am meisten von der Politik abwenden,

Digitized by Google

und sich auf das Leben beziehen. Darum zeichnen wir S. 59 „Fragment" besonders aus. Es ist ein hohes, ernstes, Juvenalisches Zürnen über die sittliche Versumpfung der Gesellschaft, das uns da entgegentritt, und dem wir nur in der letzten Strophe eine höhere Steigerung gewünscht hätten.

Wie wahr und schön ist die Schilderung:

Und horch, aus jenen Säulenhallen
Durch's Klirren der Pokale schallen
Der Gäste Lieder; lauschen wir!

„Laßt Andre beten, Andre fasten!
Für unsre Stien der Freude Kranz!
Uns führen hunderttausend Masten
Die Götter her: Genuß und Glanz.
Es schafft die Welt an allen Enden
Für unser Fest mit tausend Händen,
Die Wahl des Köstlichsten ist schwer rc.

— — — — — — —
— — — — — — —
Wir wollen, wo die Tafeln brechen,
Den ros'gen Augenblick verzechen;
Das Grab ist schwarz, das Leben kurz!" rc.

Den nächsten Rang nehmen die Lieder ein, die sich in den Kampf der Negativen gegen das Christenthum mischen. Das etwas unklar gehaltene Gedicht: „Die Schmiede" deutet doch wohl zum Theil auf diesen Kampf hin. Auf denselben müssen wir wenigsten Stellen wie folgende S. 23 beziehen:

„Denn schreiten hohe Geister früh und spat
„Durch's deutsche Land und pochen an die Thüren,
„Und mahnen laut: der Antichrist, er naht!
„Viel eitles Blendwerk wird er sich erküren,
„Mit Lächeln locken, dräun mit Blitzgeschoß,
„O lasse keiner dann sein Herz verführen!

Hierher gehört auch das wahrhaft geharnischte Sonett: „Die Negativen" S. 58 und theilweise auch das politisch-religiöse: „Thürmerlied," das zu den vollendetsten der Sammlung gehört, bei dessen Lesung uns aber der subjective Standpunct des Dichters ganz besonders deutlich hervortrat. Wer wollte nicht mit dem Dichter die Hände falten und einstimmen in das kräftig schöne Gebet am Schlusse:

„Sich herab vom Himmel droben,
„Herr, den der Engel Zungen loben,
„Sei gnädig diesem deutschen Land.
„Donnernd aus der Feuerwolke
„Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke,
„Vereine sie mit starker Hand.
„Sei du uns Fels und Burg
„Du führst uns wohl hindurch
Halleluja! rc.

Gern läßt sich ein Jeder vom Strome so himmlischer Begeisterung, wie diese letzten Worte athmen, fortreißen; er denke übrigens von den Gefahren, die dem deutschen Vaterlande von Osten oder Westen drohen, wie er wolle. Es liegt in diesen Worten die unmittelbare Gewalt der Vaterlandsliebe.

Am wenigsten sind wir, wie schon gesagt, mit denjenigen Rufen an die Zeit einverstanden, die nicht den Zustand der Sittlichkeit und Religiosität, oder doch wenigstens religiöse und politische Thatsachen vereint, sondern allein die politischen Nüancen der Zeit berühren. Und deren sind freilich beinahe die Hälfte in der vorliegenden Sammlung. Aber auch diesen können wir, wie allen diesen Liedern, eine hohe Vollendung der Form nicht absprechen. So mannigfaltig dieselbe sich in den Zeitstimmen zeigt, so sicher handhabt sie der Dichter. Die Nibelungenstrophe, wie der unschöne Alexandriner (s. „der Alte von Athen") und das Sonnett sind leicht und meisterlich behandelt. Sehr gelungen sind Geibel's Terzinen (s. „die Schmiede"), die uns hier in noch größerer Vollendung erscheinen, als z. B. in Mosen's „Ahasver" und „Ritter Wahn." Aber vor allen prächtig ist Geibel's kürzerer vierfüßiger Jambe (S. 53 „An G. Herwegh). Ref. kennt keine frischeren, harmonischeren Verse dieser Art. Nur im ersten Gedicht „der Kreuzzug" glaubt er geringere Sorgfalt in der Reinheit der Verse wahrgenommen zu haben, die jedoch bei so vielen Vorzügen der Form nicht in Anschlag kommen kann.

Ernst von Luckow.

Des Königs Gustav III. nachgelassene und funfzig Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Uebersicht, Auszug und Vergleichung von E. G. Geijer. Aus dem Schwedischen. Erster Theil. Hamburg, 1843. Bei Friedr. Perthes. VI u. 208 S.

Am 29. März 1842 wurden diese Papiere auf der Bibliothek zu Upsala geöffnet. Da zu Ende desselben Jahrs der Kammerherr und Ritter Nils Tersmeden an die Bibliothek eine sehr reiche Sammlung von Handschriften übergab, welche Gustavs Regierung betreffen, so wurden von dem Herausg. der Gustavianischen Papiere Auszüge aus diesen zur Ergänzung ein- und angefügt. Aus dem vorgedruckten Berichte an den jetzigen König über die Papiere Gustavs erfährt man, daß sie in 3 Klassen zerfallen: 1) Briefe, die meisten jedoch nicht vom Könige, sondern an ihn, worunter auch ein Theil von Gliedern des königl. Hauses und von gekrönten Häuptern jener Zeit. 2) Eigne Aufsätze des Königs historischen, politischen und schöngeistigen Inhalts, meist Entwürfe und fast alle in französischer Sprache. Die vorzüglichsten dieser Klasse sind a) **Mémoires de Gustav — écrits par lui même, commencés en 1765, lorsqu'il étoit agé de 19 ans.** Man findet hierin u. a. einen Plan zu einer Regierungsveränderung, datirt v. 9. März 1768. Diese Memoiren enthalten merkwürdige, oft unerwartete historische Erläuterungen, zugleich wichtig für die Kenntniß der beiden vorhergehenden Regierungen. b) **Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Wasa,** genaue Bekanntschaft mit dem Gegenstande nach den besten alten Historikern beweisend. In ihrer Fortsetzung nach dem Jahre 1521 hat der königl. Verf. den Titel **Histoire de Gustav Wasa** gesetzt. Ueber den von ihm doch bewunderten Helden Gustav Adolf schweigt er. 3) Staatsschriften oder **Acta publica,** worunter der eigenhändige Entwurf des Königs zur Regierungsform von 1772, Entwurf zur Reichstagsordnung 1778, Bestätigung der Ritterhausordnung mit Zusätzen u. s. w. — Dieser vor uns liegende 1. Theil nun giebt historische Züge aus Gustavs Papieren und beginnt mit seinen eigenhändigen Mémoiren. Wie wahr sagt da der neunzehnjährige Prinz: „Man muß für die Nachwelt leben; nicht für die Liebe des Volks, welche vorübergehend ist, sondern für dessen Achtung, welche oft nicht dasselbe ist, als seine Liebe. Man muß insonderheit für seine eigne Achtung leben. Sie ist es, welche mich bisher aufrecht erhalten hat und, wie ich hoffe, stets erhalten wird." Der königl. Verf. erzählt darin von seiner Jugendbildung, von seiner ihm und seinen Aeltern unangenehmen, aber vom anmaßenden Reichsrathe betriebenen und eigenmächtig eingeleiteten Vermählung mit der dänischen Sophie Magdalene, von den Parteikämpfen der Mützen und Hüte bis 1760, worüber später das Weitere sich einflicht. Bis zum Schlusse d. J. gehen die Memoiren. Wahrhaftig, wenn man bedenkt, wie jene Reichsräthe, die ursprünglich nur Kabinetsminister des Fürsten waren, sich zu unabhängig regierenden Herrn gemacht hatten, welche gegen

Digitized by Google

die Constitution der Einberufung der Reichstage sich widersetzten, daß sogar Gustavs Vater, König Adolf Friedrich, 1768 sich von dem Regimente so lange lossagen und den Reichscollegien so lange verbieten mußte, in seinem Namen auszufertigen, bis der Reichsrath den Reichstag einberufen wollte: so erklärt es sich zur Genüge, daß Gustav als König die Revolution gegen den Reichsrath vornehmen mußte, die ihm 20 Jahre nachher auf dem Maskenballe das Leben kostete. — Nachdem das Weitere über die Vermählung aus andern Papieren Gustavs berichtet worden ist, kommt die wichtige Zeit von 1768 an die Reihe, und somit tritt eine bisher nicht in der Weise gekannte Thätigkeit des Prinzen bei dem erwähnten energischen Schritte seines Vaters an's Licht. Man lese selbst und man wird mit der gespanntesten Aufmerksamkeit bei der Lectüre verweilen. Auf den Revolutionsplan des Jahres 1768 folgen Nachrichten über den Reichstag d. folg. J., das Verhältniß G's zu seiner Gemahlin, sein Verhältniß zu Voltaire und den Encyklopädisten, seine Reise, seines Vaters Tod, seine Thronbesteigung, Reichstag 1771 und Revolution 1772. Damit Niemand glaube, daß er es in diesem Buche mit trockner, veralteter und oft schwer verständlicher Actensprache zu thun habe, wie oft in wörtlichen Abdrücken von Actensammlungen: so stehe hier noch als Probe ein dem Raume des Blattes angemessener Auszug aus dem, was über die beabsichtigte Revolution von 1768 berichtet wird. Der französische Hof und die Hütepartei war in das Geheimniß gezogen und dieses von allen Mitwissern wohl bewahrt worden, so daß, was geschah, um so unerwarteter über den Reichsrath kam. Am 12. December erschien der König Adolf Friedrich in dessen Mitte; der Kronprinz Gustav war beauftragt, hier die schon früher als Drohung ausgesprochene Erklärung seines Vaters vorzulesen, wenn der Reichsrath die Stände nicht zum Reichstage berufen wollte, worin es hieß: „Sollten wider alles Vermuthen die Herren Reichsräthe dasselbe (Zusammenberufen der Stände) auch jetzt ablehnen, so bin ich genöthigt, hierdurch zu erklären, daß ich mich in dem Falle von einer Regierungsbürde lossage, welche mir bei den Thränen unzähliger Nothleidenden und einer täglich zunehmenden Schwächung des Reichs ganz unerträglich wird. — Ich verbiete auch hiermit ernstlich, daß inzwischen mein Name in irgend einem Beschlusse der Reichskammer gebraucht werde." In einem Briefe sagt Gustav: „Stellen Sie sich Alles vor, was Ueberraschung, Erstaunen, Verlegenheit und bei Einigen Raserei den Antlitzzügen einprägen können, und Sie haben nur eine schwache Vorstellung von diesen Herren. — Der König ließ ihnen drei Tage Bedenkzeit. — Der König begab sich gestern (15. Dec.) in den Rath. Sie verweigerten die Zusammenrufung der Stände nicht mehr, verlangten aber Zeit, um die Nothwendigkeit zu erwägen. Der König erklärte, daß er dies als einen Abschlag betrachtete — worauf er sich erhob, um sich zu entfernen. Die Reichsr. Friesendorff und Horn umfaßten ihn mit den Armen und beschworen ihn mit den zärtlichsten Worten, den Bitten des Raths nachzugeben: aber der Muth des Königs wich nicht. Se. Maj. ging hinaus, und ich ließ, wie vorher verabredet war, sogleich meinen Wagen kommen, um mich zu allen Collegien des Reichs zu begeben, um sie von dem Verhalten des Raths sowohl, als vom Beschlusse Sr. Maj. in Kenntniß zu setzen." — Die Zeit vom 16.—19. Dec. nennt Gustav in seinem Tagebuche das Interregnum (S. 57). Hierauf folgt der Plan G's., wie man es mit dem Reichsrathe machen könnte, ähnlich dem 1772 von ihm ausgeführten. Dann heißt es (S. 75 ff.): Die bedingte Entsagung war ein Versuch zur Erforschung der allgemeinen Meinung, ob diese in der That die Gültigkeit des senatorischen Anspruchs, mit dem königl. Namensstempel, auch ohne den König zu regieren anerkennen würde. — Große Volkshaufen umgaben das Schloß, in welchem der Rath die Zeit mit ängstlichen Ueberlegungen und dem Ausfertigen von Befehlen im Namen des Königs, denen man nicht gehorchte, zubrachte. Die Collegien des Reichs erklärten, daß sie sich als in völliger Inactivität versetzt erachteten; das Staatscomptoir erklärte, eine durch Resolution im Rathe befohlne Löhnung an die verstärkte Wache in der Hauptstadt nicht auszahlen zu wollen: da mußte der Rath nachgeben; die Berufung zum Reichstage wurde beschlossen. — Was die durchgreifendere Revolution vom 19. Aug. 1772 betrifft, so findet sich über sie in den Gustavianischen Papieren selbst kein vollständiger Bericht; aber der Bearbeiter dieser Sammlung hat deßhalb nicht eine Lücke zu lassen nöthig gehabt, sondern Briefe und eine ergänzende Relation gegeben. Außer den Hauptpartien der schwedischen Geschichte jener Zeit kommt so manche beachtenswerthe Nebenpartie vor. Wir erwähnen nur noch, daß Alles, was man aus Gustavs Schriften vernimmt, ein sehr vortheilhaftes Urtheil von seinem Kopfe und Herzen begründet. **G—f.**

Literarischer Salon.

Zu den lieblichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der poetischen Literatur gehören die vor kurzem bei J. L. Lehmann in Leipzig erschienenen „Gedichte" von **Roswitha Kind** (128 S. gr. 8), der edlen, weiblichanmuthigen Sängerin, welche leider am 4. Nov. in der Blüthe des Lebens zum ewigen Frieden eingegangen ist. Namentlich machen wir auf folgende treffliche Vorsteen aufmerksam: „die Nacht am Meere" „(Paganini's Tod)," „der Mutter Christnachtstraum," „des Schloßwächters Kind," „die Grabeslampe," „das Schillerhaus in Gohlis." Da diese Gedichtsammlung auch von dem Herrn Verleger trefflich ausgestattet, und namentlich mit vier schönen Stahlstichen geziert worden ist, so empfehlen wir dieselbe als für Frauen und Jungfrauen sehr geeignetes Weihnachts- und Neujahrsgeschenk.

* * *

Freiherr von **Stillfried**, ein schlesischer Edelmann, der vor kurzem zum Vice-Ober-Ceremonienmeister ernannt worden ist, beschäftigt sich mit der Herausgabe eines historischen Prachtwerkes, das unter dem Titel: „Preußens Monarchen" erscheinen wird. Ein rühmlichst bekannter Künstler, Herr **Schertle**, zeichnet dazu die Bildnisse der Monarchen, nach den im weißen Saale des königl. Schlosses hängenden Originalen, auf Stein. Die Reihe beginnt mit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, welcher mit Recht als der erste preußische Monarch, als der Begründer von Preußens Macht bezeichnet wird.

* * *

Die von dem berühmten **Hitzig** begründeten und von dem geistreichen **Demme** fortgesetzten Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege (Altenburg, bei J. Helbig) haben mit dem Schluß des Jahres 1843 ihren 25. Band vollendet. Diese Annalen gestatten dem Psychologen wie dem Menschenfreund tiefe Blicke in die Nachtseite der Gegenwart, und hat sich der Begründer sowohl als der jetzige Herausgeber um die Fortbildung dieses Theils der Rechtspflege großes Verdienst erworben. — Das Januarheft 1844 bringt unter andern: „Ueber Injurien und Schmähschriften nach französischen Gesetzen" von **Dr. Fölix** in Paris, und „Mittheilungen aus einigen in den 70r Jahren des 17. Jahrhunderts geführten Hexenproceß-Acten."

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 1.  1844.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

Literarische Anzeigen.

(1.) Billigstes Modenjournal!

Die Forderungen der Zeit verlangen bei jedem neuen Unternehmen mehr denn je **Eleganz** und **Billigkeit**. Wir haben uns das nicht verhehlt, als wir das ehemals **Siler**'sche Modenjournal erkauften und mit unserm Modenjournal vereinigten; wir haben aber diese Anforderungen nach **Möglichkeit** zu erreichen gesucht, und so, von einer außergewöhnlichen Theilnahme unterstützt, unser

Neuestes Pariser Modenjournal für Herren und Damen

zu einem der weitverbreitetsten Organe ähnlicher Tendenz gehoben. Die humorreichen Arbeiten unsers taktvollen Redakteurs **G. A. Vogel** fanden überall Anerkennung, die kurzen spannenden **Erzählungen** und das pikante **Feuilleton** wurden immer gerne gelesen, und die **rasche** Ueberlieferung der Pariser **Toiletten-Ueberblicke** concurrirte wegen der günstigen Lage Ulms mit den renommirtesten, **ungleich theuerern** Journalen Norddeutschlands. Die Eleganz der **Modenbilder** anlangend, so steht die Correctheit der **Zeichnung** und die Feinheit des **Colorits** ziemlich vereinzelt da, und sie ist es eben, die mit den von Zeit zu Zeit beigegebenen **Patronen** in reducirtem Maaßstab unserm **Neuesten Pariser Modenjournal** eine so überaus große Verbreitung gegeben hat. Seine **Billigkeit** ist von keinem andern Blatte erreicht. **Alle Postämter** und **Buchhandlungen Deutschlands** der **Schweiz** und der **k. k. österreichischen Staaten**, die erstern mit einem kleinen Portoaufschlag, nehmen Bestellungen darauf an. **Preis** halbjährlich nur 1 fl. 30 kr. oder 21 gGr. oder 26¼ Ngr. **Einzelne Quartale werden nicht abgegeben. Inserate** werden mit ½ gGr oder 3 kr. für die Petitzeile berechnet.

Ulm, im Dezember 1843.

E. Nübling's Buchhandlung.

(2.) Bei **H. A. Pierer** in **Altenburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Sänger unserer Tage, Blätter aus dem deutschen Dichterwald der Gegenwart.

Von Dr. **Heinr. Ed. Apel.**
Lehrer am Gymnasium zu Altenburg.
gr. 8. 22½ Ngr.

Diese Anthologie, bestimmt zum Vorlesen in geselligen Kreisen und zu Declamationsübungen für die reifere Jugend, enthält eine Auswahl der besten Dichtungen der **neuesten Zeit** von Saphir, Anast. Grün, G. Seidl, Nik. Lenau, Uhland, Schwab, Freiligrath, Rückert, Chamisso, Herloßsohn, Bechstein, Th. Apel, F. Günther, Ida Gräfin Hahn-Hahn u. m. a. Die Sammlung, welche durchaus günstige Beurtheilungen erfahren hat, dürfte sich vorzüglich als Weihnachts-, Neujahrs- und Geburtstagsgeschenk eignen.

(3.) In der **Palm**'schen **Verlagsbuchhandlung** in **Erlangen** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neueste französische Sprachlehre nach den Bestimmungen der Academie. Nach Bonneau, Lucan und Michaud, herausgegeben und mit einigen Anhängen versehen von Dr. J. Leutbecher. gr. 8. 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Xr.

Zu empfehlen allen Lehrern der französischen Sprache und allen denen, welche die Sprache nach den Entscheidungen der Academie, wie solche in der neuesten Ausgabe ihres Dictionaire enthalten sind, sich zu eigen machen wollen.

Leutbecher, Dr. J., das Geschlecht der französischen Hauptwörter in sechs Tabeln und einigen Hülfstabellen. gr. 8. geh. 4 Gr. — 15 Xr.

Ein Büchlein für alle, welche die französische Sprache genau kennen lernen wollen. Es gehört zu den kleinern Schriften, welche die Erlernung des Französischen sehr erleichtern, und ist zugleich ein werthvoller Anhang zu allen französischen Sprachlehren.

☞ **Diese beiden Schriften erfreuten sich gleich nach ihrem Erscheinen der Einführung in viele der bedeutensten Lehranstalten, was gewiß den besten Beweis ihrer Brauchbarkeit liefert, wenn man erwägt, daß einmal eingeführte Lehrbücher nur durch anerkannt bessere wieder ersetzt werden.**

(4.) Bei **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt**, ist so eben das nachstehende, höchst wichtige und zeitgemäße Werk erschienen, und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Preußens Rechts- und Gerichtsverfassung

mit Vorschlägen für ihre Reform und einer vorausgeschickten Einleitung

für zeitgemäße Fortbildung der Gesetzgebung,

nebst einem Anhange über die in den Gerichtshöfen übliche **Referirmethode**, und wie **Oeffentlichkeit** und **Mündlichkeit** in einer, der deutschen Sitte und Gründlichkeit zusagenden, Form für die Rechtspflege einzuführen sein möchte.

Von einem der Theorie und Praxis ergebenen Justizmanne.

Gr. 8. 22 Bogen auf schönes weißes Maschinenpapier gedruckt, broschirt 2 Thlr.

„Die Sitte bei uns ist besser als das Gesetz" v. Savigny

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 3. [11] 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Bei dem Wechsel des Jahres.

Seit dem großen, heil'gen Kampfe,
Wo durch deutsche Einigkeit
Deutschlands Freiheit ward errungen,
Lacht des Friedens gold'ne Zeit.

Kunst und Wissenschaft gedeihen
In dem innigsten Verein'
Herrlich in dem Vaterlande,
Seit wir uns des Friedens freu'n.

Handel und Gewerbe blühen,
Blühen wie der Ackerbau,
Und verbreiten ihren Segen
Ueber jeden deutschen Gau.

Möchte lange noch beglücken
Uns des Friedens gold'ne Zeit!
Möchte nie erschüttert werden
Deutscher Völker Einigkeit!

Einig sind wir, wie der Felsen
Fest, an dem das Schiff zerschellt;
Einig brauchen wir zu fürchten
Keine Macht auf dieser Welt.

Und wird einst von fremden Heeren
Unser Vaterland bedroht,
Nun, dann laßt vereint uns wieder
Muthig ziehen in den Tod! —

Danzig. **Carl Graf v. Hülsen.**

Einige Worte über den Titel der Adelszeitung.

(Fortsetzung.)

Hätte der Adel die Absicht, sich zu lobpreisen, sich Anerkennung zu erzwingen und wichtig zu machen, seinen ehemaligen Glanz wieder hervor zu heben und sich auf Kosten anderer Stände eine neue erhöhete Bedeutung anzueignen; so hätte er in der That kein unpassenderes Mittel dazu erwählen können, als eine Zeitung, denn er müßte keine Ahnung davon gehabt haben, mit welcher unermüdlichen Geschäftigkeit der Oppositionsgeist über jede gedruckte Veröffentlichung herfällt, mit welchem Eifer er bemüht ist, auch an dem Besten Mängel und Schwächen herauszusuchen, es zu verketzern und zu verunglimpfen; er müßte den Geist der Zeit, den Geist unserer Journalistik gar nicht gekannt haben, wenn er es nicht vorausgesehen hätte, daß er mit seinen Veröffentlichungen über den Adel in ein Wespennest störe, dessen aufgeregte Bewohner mit ihrer natürlichen Schonungslosigkeit über ihn herfallen und keine Stelle an ihm unverletzt lassen würden. — Daß der Adel eine solche Tendenz im Allgemeinen nicht hat, wenigstens in keiner Weise, welche angefeindet zu werden verdient, kann ihm wohl Jeder zutrauen, der ihm nicht alle Begriffe von dem Standpunkte der Zeitverhältnisse und alle Lebensklugheit unbedingt abspricht; daß aber diese Tendenz am allerwenigsten die Aufgabe der Adelszeitung sein könne, muß sich sonach wohl von selbst verstehen und muß sich aus ihrem Inhalt am sichersten ergeben, in welchem, neben den den Adel besonders berührenden, der ursprünglichen Idee des Blattes angehörenden Gegenständen, die jedoch nichts weniger als die Absicht der Adelslobhudelei und engherziger Parteisucht verrathen, sondern sich auch auf die allgemeinen Beziehungen anderer Stände erstrecken, — auch Erwähnungen von allgemein interessanten Ereignissen, Besprechungen über gemeinnützige, dem Adel keineswegs allein angehende Dinge, literarische Notizen und Beleuchtungen, überhaupt Artikel zu finden sind, wie sie beinahe alle Zeitschriften liefern, deren Titel oft auch

Digitized by Google

einen ganz andern Inhalt erwarten läßt. Die bloße Beurtheilung einer Schrift nach ihrem Titel kann überhaupt zu großen Irrungen und Ungerechtigkeiten führen. Wenn man z. B. annehmen wollte, daß eine Literatur-Zeitung nichts Anderes enthielte, als was nur allein von Gelehrten und Schriftstellern, ein Kunstblatt nichts Anderes, als was von Künstlern gelesen werden könne; — daß eine Handelszeitung nur den Kaufmann, eine Buchhändlerzeitung nur den Buchhändler interessiren könne; — daß eine landwirthschaftliche Zeitung nur für den Oekonomen, eine forstwissenschaftliche Zeitung nur für den eigentlichen Forstmann, ein Gewerbeblatt nur für den Handwerksmann, die Modenzeitung nur für Damen, die Theaterzeitung nur für den Schauspieler, die Dorfzeitung nur für den Bauer, der Komet für Astronomen, jede politische Zeitung nur für Politiker geschrieben sei; — wenn man in der Meinung stünde, die Abendzeitung könne nur am Abend, das Morgenblatt nur am Morgen gelesen werden: wie einseitig und unrichtig wären alle diese Urtheile? — Man urtheilt aber nicht so; — nur allein über die Adelszeitung bricht man den Stab und sagt, sie beziehe sich nur allein auf den Adel, sie sei ein anmaßendes Produkt des Adels, und Niemand anders könne ihr Theilnahme schenken; und dies Alles nur deßwegen, weil sie den Namen eines Standes trägt, von dem man nichts wissen will, weil man von Vorurtheilen gegen ihn befangen ist, die zu der allgemein gepriesenen Aufklärung unserer Zeit so wenig passen, als die Faust auf das Auge. — Man abstrahire doch einmal von dem verhaßten, für abgeschmackt ausgeschrieenen Titel, nehme die Adelszeitung zur Hand, prüfe ihren Inhalt und vergleiche ihn mit dem anderer Blätter, deren Titel keinen so unüberwindlichen Anstoß giebt, und man wird finden, daß sie sich mit anderen Zeitschriften, welchen keine so verhaßte Abkunft im Wege steht, recht gut in die Schranken stellen kann, ja daß sie sogar manche Vorzüge aufzuweisen hat, daß sie zwar zum Theil von Mitarbeitern aus dem Adelstande ausgeht, welche jedoch ihre Befähigung als Schriftsteller auch außer der Adelszeitung an den Tag legten, daß sich ihr aber auch achtungswerthe, vorurtheilsfreie Gehülfen aus dem nichtadeligen Stande freundlich anschlossen, und daß sie in ihrem Inhalt sich in einem kosmopolitischen und sittlich freiem Gleise bewegt, aus welchem sie um und neben sich so Manchen wanken sieht. — —

(Schluß folgt.)

Die Zerstörung der Bastille.

(Fortsetzung.)

„Das glaubte der Graf auch," sagte Monsieur la Croir, *indem er* seine frühere Kälte wiedergewann.

„Ich sah es wohl," ließ Julian fallen.

„Wie so?" forschte sein Herr.

„An der Veränderung seiner Gesichtsfarbe," entgegnete Julian, „und noch mehr an der Veränderung seines Entschlusses, denn er zog die Peitsche seinem Kammerdiener statt mir über den Rücken und ging nach dem Schlosse zu."

„Und meinst Du etwa, der Graf fürchtete sich vor Dir?" fragte Monsieur la Croir; „der Graf sich fürchten, vor Dir? Kennst Du auch des Grafen Macht?"

„Ja," erwiederte Julian," auch des Grafen Ruf. Ein Ehrenmann sollte ihm nicht den Zutritt zu seiner Familie gestatten!"

„Warum?"

„Er überbietet an Ausschweifung und Sittenlosigkeit alle jungen Edelleute in Paris."

„Erlaubst Du Dir eine solche Sprache?"

„Es ist ein Wollüstling, mein Herr. Ich kann es beweisen! — Was darf mich denn abhalten, es auszusprechen?"

„Achtung vor mir," sprach Monsieur la Croir; „Julian, Du verläßt meinen Dienst," fügte er hinzu.

„Sehr wohl."

„Du verläßt ihn noch heute Abend."

„Sehr wohl."

„In dieser Stunde!"

„In dieser Minute!" rief Julian, ging ruhig nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers, um seinen Hut zu nehmen und sagte: „Leben Sie wohl, mein Herr!" — Als er jedoch an die Thür kam, blieb er stehen, wandte sich und sprach, Monsieur la Croir ruhig anblickend: „Ich bin stets ein treuer Diener gewesen, mein Herr."

Monsieur la Croir gab keine Antwort.

„Ich habe Sie immer geachtet."

Monsieur la Croir schwieg immer noch.

„Ich habe Sie stets geliebt."

Nicht ein Wort von Monsieur la Croir.

„Ich werde Sie stets lieben;" rief Julian und wandte sich, um zu gehen.

„Bleib!" sprach sein Herr, „Du hast mir acht Jahre gedient. Du bist ein treuer Diener gewesen bis auf diesen Augenblick. Aber Du bist ein gefährlicher Unterthan. Du hast angefangen, für Dich selbst zu denken — die Rechte Deiner Obern in Frage zu stellen — den Abstand außer Acht zu setzen, welcher Dich von ihnen trennt. Weil ein Edelmann sich vergißt und sich vom Zorn übereilen läßt, stellst Du Dich auf gleichen Fuß mit ihm — giebst ihm Wort für Wort zurück und hättest ihm Schlag für Schlag zurückgegeben — und dies Alles in dem Hause Deines Herrn." Monsieur la Croir zog eine Börse hervor: „Ich habe diesen Morgen meine Rechnung mit Dir geschlossen," fuhr er fort, „und ich glaubte, wir hätten ein anderes Jahr begonnen, davon ist nun keine Rede mehr. Hier, Julian, in dieser Börse wirst Du zwanzig Louisd'or finden,

Digitized by Google

nimm sie für Deine Treue. Es ist besser, sie jetzt zu belohnen, als sie auf weitere Proben zu stellen und vielleicht später Anlaß zu haben, ihr Vorwürfe machen zu müssen." Julian ergriff mechanisch die Börse, hielt sie jedoch in der ausgestreckten Hand, indem er während des ganzen Vorgangs seinem Herrn unverwandt in die Augen sah.

„Sie fürchten also," sagte Julian, ich dürfte Ihnen untreu werden, wenn ich länger in Ihren Diensten bliebe?"

„Deine Grundsätze sind in andern Beziehungen untergraben," bemerkte Monsieur la Croir.

„Und Sie glauben, sie könnten auch in Beziehung auf Sie untergraben werden?"

„Wenn ein Theil des Gebäudes aus den Fugen tritt," versetzte Monsieur la Croir," so muß man für das ganze Gebäude fürchten."

„Ihr Vertrauen auf meine Treue ist also erschüttert?"

„Ja!" erwiederte Monsieur la Croir.

Julian, dessen Farbe sich während dieses Gespräches erhöht hatte, schwieg eine Minute, ohne die Augen nur einmal von seinem Herrn abzuwenden. Endlich brach er das Stillschweigen. „Ja!" wiederholte er.

„Ja!" wiederholte Monsieur la Croir mit Ruhe.

„So fahre Ihr Gold dahin!" rief Julian, schleuderte die Börse auf den Boden und stürzte aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Georg von Freundsberg.

(Fortsetzung.)

Man könnte sagen, der erste Theil der Rede wäre insofern nicht passend gewesen, weil es entmuthigend wirkt, wenn man Jemanden auf die Schwierigkeit und Gefahr seiner Lage aufmerksam macht; allein der Trost kam ja am Schlusse, und Freundsberg sprach doch eigentlich nur das aus, was Luther selbst fühlen mußte; ja eben vielleicht, weil er das, was er über des gefährdeten Mönchs Lage dachte, auf dessen Gesichte las, sprach er es aus. Die irren sehr, welche sich Luthern mit einem so ganz alle Anwandelung dessen, was Andere fühlen, überragenden Muthe nach den Schilderungen vorstellen, worin man sich auf Kanzeln, Kathedern und in Büchern gefällt. — Das Vertrauen, welches das neue Reichsoberhaupt dem Ritter Freundsberg schenkte, rechtfertigte er durch seine Kriegsthaten und durch seltne Aufopferung. Der Sieg der Kaiserlichen über die Franzosen bei Bicocco, bei Mailand (1522) ist vorzugsweise auf Freundsberg's Rechnung zu schreiben. Er führte hier das deutsche Fußvolk an. Ueberhaupt war es während der Kämpfe zwischen Franz I. von Frankreich und Kaiser Karl V., wo man den Werth der Anwendung des Fußvolks in den Schlachten schätzen lernte, und Freundsberg hat sich eben durch den Gebrauch, den er davon zu machen wußte, ausgezeichnet. Die Erwerbung Mailands und Genuas war die Frucht des Sieges bei Bicocco. Franz, der dem Mißgeschicke trotzte und nur ein desto schlimmeres Schicksal sich erkämpfte, beschloß Mailands Wiedereroberung, löste aber zu gleicher Zeit einen zur Ausführung unentbehrlichen Arm unkluger Weise von sich ab, den Prinzen Karl von Bourbon. Dieser zweite Bayard zur Hälfte, ohne Furcht, aber nicht ohne Tadel, aufgebracht, sich trotz seiner treuen Dienste schmählich behandelt und seiner Güter durch Franz's Mutter, Luise von Savoyen, beraubt zu sehen, welche Rache für ihre verschmähte Liebe, oder allein Habsucht trieb, eine Schenkung Ludwigs XII. umzustoßen, — trat mit dem Kaiser in Unterhandlungen und floh. Als Franz ihm nachsandte, Connetableschwert und Orden ihm abzufordern, sprach er: „Den Degen hat mir der König zu Valencienne genommen, als er die Avantgarde, die mir gehörte, d'Alençon übergab; den Orden habe ich zu Cantelles unter dem Kopfkissen gelassen." Das Glück der Schlachten, das Karl von Bourbon hätte seinem Vaterlande bringen können, half er durch seinen Uebertritt an des Kaisers Unternehmungen fesseln. Die Schlacht bei Pavia (proelium ad Ticinum) und Franz's Gefangenschaft folgte 1525. Wenn wir bedenken, daß an Pavias Erhaltung damals die Haupthoffnung des Kaisers für die Zukunft hing, so haben wir um so mehr Ursache, den Namen Freundsberg hierbei nicht zu übersehen. Franz hatte ein kaiserliches Heer aus der Provence getrieben; ermuthigt setzte er seinen Fuß auf Italiens Boden; Pavia sollte zunächst fallen; mit Eifer und allen Mitteln der Kriegskunst wurde es belagert; doch hielt es sich den ganzen Winter über von 1524—25. Unter den Belagerten befand sich Georgs von Freundsberg Sohn, Kaspar, nicht zu verwechseln mit Georgs gleichnamigem Bruder. Georg von Freundsberg hält vor Pavia an seine Krieger eine ergreifende Rede am 24. Februar 1525. Da streckt die ganze Masse die Hände in die Höhe und ruft mit freudiger Ergebenheit, er sei ihr Vater; sie wollen gern für ihn in den Tod gehen. Hierauf wirft er sich nach seiner Gewohnheit auf die Kniee und mit ihm betet das Kriegsvolk. Der entscheidende Kampf wird beginnen. Da fordert der Führer des „schwarzen Haufens," einer deutschen, seit vielen Jahren Frankreich dienenden Schaar — Joh. Langenmantel, ein Patrizier von Augsburg war's — mit Schmähworten Freundsberg heraus. Dieser hält es unter seiner Würde, die Herausforderung eines von Kaiser und Vaterland Abtrünnigen anzunehmen; aber das Schicksal ereilt den Abtrünnigen noch an diesem Tage; er kommt um und mit ihm fast der ganze schwarze Haufen. Kaum war Franz geschlagen, als die Spanier und Italiener des kaiserlichen Heers, von Raubsucht getrieben, sich zerstreuten, was

Digitized by Google

leicht den Sieg hätte können nur zu einem halben machen, hätte nicht Freundsberg seine Leute zusammengehalten und den Sieg verfolgt. Im rechten Augenblicke war auch sein Sohn Kaspar aus der Stadt hervorgebrochen und den Feinden in den Rücken gefallen. Er fand dafür verdiente Anerkennung und ward Commandant von Mailand. Georg eilte nach Deutschland und trug viel zur Stillung der schon geschreckten und gedemüthigten, aber sich abermals regenden aufrührerischen Bauern in Schwaben bei. Unter ihren Anführern waren kriegsgeübte Leute, die einst seinen Fahnen gefolgt waren. Der oberste Feldhauptmann der Truppen des schwäbischen Bundes, Georg Truchseß, kehrte eben wegen einiger Tausend neuer Aufrührer in der Gegend von Memmingen aus Franken zurück — denn hier, wie in Schwaben hatte er die Rebellen gedämpft und an ihnen abschreckende Exempel statuirt — und würde nach der bisherigen Strenge mit ihnen verfahren sein, als Freundsbergs Dazwischenkunft neues Blutvergießen durch einen mit Mäßigung verbundenen Ernst verhütete. Auch seine Mindelheimer erhielt er durch löbliche Mäßigung in Schranken.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Als der Papst für die Gebeine der heil. Brigitta dem geldarmen Karl XII. eine namhafte Summe bieten ließ, gab er zur Antwort: „Ich bin kein Kaufmann und halte es für gottlos, Andere in ihrem Aberglauben zu bestärken.“

Die Rüstung zur Expedition Kaiser Karls V. nach Tunis hatte bedeutende Summen gekostet; als aber Karl die 22,000 befreiten Christensklaven vor sich sah, rief er in freudiger Bewegung: „Welch ein reicher Ersatz ist das für die Kriegskosten!“

Geben Sie dem großen Haufen die gediegenste Schrift in die Hand, man wird sich wenig bemühen, ihren Inhalt kennen zu lernen, sobald der Gegenstand nur für das allgemeine Beste berechnet ist, zur Belehrung und Aufklärung dienen, die gründlichere Kenntniß einer Sache befördern soll. Die einfache, ungeschmückte Sprache kommt den Leuten vor, wie das tägliche Brod. Schreiben Sie aber recht dummes Zeug; bedienen Sie sich hochtrabender oder mystischer Phrasen; lassen Sie die Leser vermuthen, daß in dem Buche viel mehr enthalten ist, als Sie wirklich hineingeschrieben haben: so wird man das Buch mit gieriger Hast ergreifen und den Inhalt mit Heißhunger verschlingen. Der große Haufe will nicht belehrt, er will unterhalten und — mystifizirt sein.

Ich kann die Bestimmung nicht billigen, daß kein Offizier ohne vorher erhaltene Erlaubniß Etwas drucken lassen darf. — Diese Maßregel hat zur Folge gehabt, daß hohe Offiziere, die sich vermöge ihrer langjährigen Erfahrung und dienstlichen Stellung einer solchen Bevormundung entwachsen glaubten, lieber ganz auf die Autorschaft verzichteten und ihre Schriften außerhalb Preußen unter fremden Namen drucken ließen. Andere zogen es vor, ihre Schriften erst nach ihrem Tode erscheinen zu lassen.

(Militär. Br. e. Verstorbenen.)

Unsere Gesinnungen und Charaktere treten nur auf dem öffentlichen Schauplatze der Welt hervor, werden aber nicht da gebildet, sondern in den verborgenen Gängen des häuslichen Lebens. Der Schauspieler lernt nicht auf der Bühne seine Rolle ein, sondern zu Hause, dort spielt er sie nur, wie er hier sie lernte.

Jemand nannte ein Justizcollegium „das jüngste Gericht,“ weil dort so viele junge Leute am Schwerte der Gerechtigkeit handtierten. —

In Nr. 46, 71 und 73 d. Bl. (1843) befinden sich Proben, wie Abraham a St. Clara zu predigen pflegte. Ihm gleich that's Pastor Spörer zu Rechenberg in Franken zu Anfange des 18. Jahrhunderts. Hier auch von ihm eine Probe. „Das Frauenzimmer, sagt er, lieb' ich von Natur, wenn sie schön, galant, complaisant, honnet, sauber aufgeputzt, wie ein schön Pferd — da weiß ich schon, wie sie zu respectiren seien; die wohl haushalten können, dem Mann an den Augen Alles ansehn, was er will — ach, da lacht das Herz, wenn der Mann heimkommt und einen solchen schönen liebenswürdigen Engel antrifft, die ihn mit ihren schneeweißen Händen empfängt, küsset, herzet, ein Brätlein und Salätlein auf den Tisch trägt, zu ihm hinsitzet und spricht: Engel, wo will er heruntergeschnitten haben? und was dergleichen honigzuckersüße, herzerquickende Reden mehr sind. Wenn aber Einer einen Hoschi, Boschi, Roschi, einen Rumpelkasten, ein altes Reibeisen, einen Zeldelbär, eine Haderkatz, ein Marderfell im Haus hat, die immer brummt mumm, mumm, mumm, die eine Thür zu-, die andere aufschlägt, die im Schlott mit der Ofengabel hinausfährt und wieder auf dem Heerde herunterplumpt, die ein Nest voller Eulen macht, die lauter Speisen von Enzian, Suppen aus'm Höllenhafen anrichtet, die ein Gesicht, wie ein Essigkrug, hat und was des Teufelszeugs mehr ist, die lieb' ich nicht. Der Teufel mag sie lieben!

Die furchtlose Geradheit hat sich von je in witzigen Gleichklängen gefallen. Aus Abraham a St. Clara's Schriften ließen sich davon eine Menge Proben anführen, wie z. B. daß den Geistlichen ein Brevier gebühre und kein Rapier, ein Segen und kein Degen, ein Missal und kein Arsenal. So schrieb Friedrich Barbarossa an Adrian IV., dem er jedoch bei der Aussöhnung den Steigbügel hielt, obgleich nicht den rechten: „Eure Kardinale sind **praedatores, non praedicatores, pecuniae raptores, non orbis reparatores, non pacis corroboratores; auri insatiabiles corrosores.** Als Buonaparte nach seiner Rückkehr aus Aegypten denen, die während seiner Abwesenheit die Dinge schlecht geleitet hatten, die Wahrheit sagte, meinte er, sie wären nicht **conservateurs** der Republik, sondern **spoliateurs.** Vergl. über witzige Gleichklänge Nr. 71. d. Bl. 1843.

In Napoleon's Leben ist außer den Blutflecken ein Oelfleck — seine Kaisersalbung durch den Papst.

Als Maria Theresia spät Abends aus Florenz die Kunde erhielt, es sei ihrem Sohne der nachher so geliebte Franz geboren, da wußte sie kein theilnehmenderes Herz für ihre mütterliche Freude, als das ihres Volkes; da stürzte sie jubelnd in's Burgtheater und rief aus ihrer Loge mitten unter dem Stücke die Worte an das Publikum: „Der Leopold hat einen Buben!“

Gurlitt.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Weber in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 4. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Das Grab im Walde.

Bei Leipzig ward geschlagen die große Völkerschlacht,
Da wurden viel Tausend begraben in stiller Waldesnacht.

Viel Theänen daheim sie weinten, manch' treues Herze brach,
Weil dort am Waldessaume der todte Geliebte lag.

Bei Leipzig im Eichenwalde, in der Johannisnacht,
Still eine Jungfrau knieet, hat Keeuz und Blumen gebracht.

Sie kommt aus weiter Ferne, wenn weiße Rosen blüh'n,
Um Mitternacht zum Grabe, und schmückt's mit frischem Grün;

Und legt die weißen Rosen, die ihr der Glöckner gab, —
Er leuchtet ihr zum Walde, — auf's geüne Heldengeab.

Und heiße Thränen rinnen vom Aug' dem Mägdelein,
Die weißen Rosen trinken den Thau der Thränen ein.

Dann betet sie leis zum Himmel in tiefem Herzeleid,
Das Haupt entblöst't der Alte, steht betend ihr zur Seit'.

Manch' Jahr' ist sie gekommen in stiller Sommernacht
Zum Geab' im Trauerkleide, hat Keeuz und Blumen gebracht.

Einst kam sie und sucht' im Döefchen den Glöckner, wo er gewohnt;
Sie fand den Alten nirgends. Hell schien durch die Eichen der Mond.

Da ging sie allein zum Walde, die bleiche Todtenbraut,
Hat der Eich' am lieben Geabe den letzten Wunsch vertraut:

„Umschatte, Du, Heldeneiche, sein Grab mit Deinem Grün,
„Verteocknet sind meine Thränen, und meine Rosen verblüh'n."

Das war zum letzten Male, sie ward nicht mehr geseh'n;
Kein Kreuz erblicken die Wandrer, die vor dem Eichbaum steh'n.

Verblüht sind längst die Rosen, die Kränze sind verweht.
Im Wipfel der Eiche flüstert's von ihrem letzten Gebet.

Ernst von Luckow.

Einige Worte über den Titel der Adelszeitung.

(Schluß.)

Sollte man es nicht beklagenswerth, nichts weniger als der Unbefangenheit, welcher sich unsere geistig freien Zeitgenossen rühmen, angemessen finden, daß ein bloßer Titel dem Guten so hinderlich werden könne? Und sollte man sich nicht verwundern, daß die Unternehmer der Adelszeitung nicht längst schon durch eine Titelveränderung diesem Uebelstande begegnet sind? Ja, beklagen muß man es allerdings, daß man so kurzsichtig ist, des bloßen Namens wegen der Sache abgeneigt zu sein; aber verwundern darf man sich nicht, daß die Unternehmer der alten Firma treu bleiben, der sich Niemand zu schämen hat; recht sprechen muß man es ihnen vielmehr, daß sie gewissenhafter sind, als (wie es mehrfache Beispiele lehren) Andere an ihrer Stelle sein würden, die sich keinen Augenblick besinnen, das Alte in verändertem Gewand dem Publikum als etwas Neues aufzutischen; recht sprechen muß man es ihnen, daß sie den ehrenwerthen Begründer des Instituts nicht im Grabe compromittiren, dem Vorurtheil nicht durch unzeitiges Nachgeben einen erhöheten Aufschwung zugestehen; und lobend anerkennen muß man es von ihnen, daß sie sich von übelwollenden Gegenwirkungen nicht abhalten lassen, den für alterthümlich und nicht in die Zeit passend ausgeschrieenen Bau der Adelszeitung auf eine Weise fortzuführen und dergestalt mit zeitgemäßen Verbesserungen auszuschmücken, daß er den neueren Bauwerken in keiner Art nachsteht, in Bezug auf seine Gediegenheit aber durchaus keinen Vergleich zu fürchten hat. —

Jetzt aber wäre es in dem natürlichen Laufe der Dinge, daß ich mich an Diejenigen wendete, von welchen

Digitized by Google

man glauben sollte, daß ihnen der mehrerwähnte Anstoß nichts gelten, sie nicht nur nicht von der Theilnahme an der Sache abhalten könnte, sondern sie vielmehr zu derselben anregen müßte, an die Mitglieder des Adels selbst, welche dem Unternehmen der Adelszeitung nicht dasjenige warme Interesse widmen, das von ihnen zu erwarten und zu hoffen war. Fragen könnte ich sie: Habt Ihr etwa auch etwas gegen den Titel: „Zeitung für den deutschen Adel," einzuwenden? — Glaubt Ihr etwa auch, daß sie Euch nichts Interessantes bieten könne? — Oder fürchtet Ihr, daß sie Euch zur Ungebühr an Dinge erinnern werde, die Euch deßwegen eine unangenehme Reminiszenz gewähren, weil sie Euch den Rückblick auf entschwundene Größe, auf verblichenen Glanz und auf verlorene Vortheile bereiten, die nicht wiederkehren können, und von denen Ihr lieber deßhalb gar nichts hören möget? — Oder glaubt Ihr, man könnte Euch, wenn Ihr Euch für die Adelszeitung interessirt, für adelsstolz halten, Euch für Aristokraten ausschreien und bei vorkommenden Gelegenheiten Euch dies unsanft fühlen lassen? — Oder fehlt es Euch an dem Sinne zu der Würdigung des Instituts, das Euere Wiege war, an Geschmack für die historischen Beziehungen dieses Instituts und für die mannichfachen anderweitigen geistigen Notizen und Beleuchtungen, welche die Adelszeitung bietet? — Fragen könnte ich dies Alles; aber ich will es nicht thun, weil ich Niemand gern mit einer solchen Frage in Verlegenheit setzen möchte. Nur aufmerksam machen will ich auf diese Punkte, und bemerkbar will ich machen, daß es für Euern Stand, für jeden Einzelnen nicht erwünscht wäre, wenn eine oder die andere dieser Fragen mit ja beantwortet werden müßte. — Wer seinen Stand nicht ehrt, das nicht der Beachtung und Theilnahme werth hält, was auf ihn Bezug hat, — der Stand mag sein welcher er wolle, — von dem kann man auch nicht voraussetzen, daß er den Vortheil seines Standes auf die rechte Weise im Auge habe, daß er bei der seinem Stande zukommenden Handlungsart von den richtigen Gesichtspunkten ausgehe. Dies Alles möchte ich von keinem meiner Standesgenossen glauben; und verwahre mich hiermit gegen den Verdacht, als hege ich von Einem oder dem Andern eine solche Meinung, indem ich erkläre, daß ich nur von Möglichkeiten, keineswegs aber von Wahrscheinlichkeiten sprach, mit welchen — wenn sie Statt fänden — der Adel allerdings den andern Ständen zu ungünstigen Aeußerungen über ihn das Heft in die Hände gäbe. —

Sollten indeß — gegen alles Erwarten — die ungünstigen Aeußerungen über den Titel der Adelszeitung auch dem Adel selbst zum Theil auf unbegreifliche Weise den Werth derselben verdächtig gemacht haben, die unschuldige Ursache sein, daß sich Manche der Theilnahme an derselben enthalten, so biete ich ihnen vorstehende Auseinandersetzung, die ich mir zu verantworten getraue, zur Beherzigung dar und werde mich herzlich freuen, wenn es mir damit gelang, die unwillkührlich aufgefaßte irrige Meinung nur einigermaßen zu berichtigen, wie auch nur in etwas dahin gewirkt zu haben, daß dem Institut der Adelszeitung in erhöhetem Maße die ihm gebührende Gerechtigkeit und Theilnahme widerfahre.

Friedrich von Sydow.

Chadischah.

(Fortsetzung.)

In der Kleidung der drei Frauen war — seltsam genug — eine nicht unbedeutende Verschiedenheit zu gewahren. Die beiden Gefährtinnen Chadischah's schienen mehr einem vornehmen Beduinen-Stamme entsprossen und deren Kleidung hauptsächlich beibehalten zu haben. Sie trugen Beinkleider und Hemden von Nesseltuch, an den Enden und Nähten mit Seide gestickt. Darüber ein seidenes, mit Goldfäden durchzogenes Kamisol, welches durch einen ledernen, goldgepreßten Gürtel mit einer goldnen Schnalle befestigt und zusammengefügt war. Das Kamisol stand oben längs der Brust offen und die kurzen Aermel desselben reichten nicht über den Ellenbogen, wogegen die Aermel des Hemdes, nur leicht heraufgesteckt, bis zur Erde herabfielen. Darüber trugen sie jedoch den weiten mekkaischen Rock oder Ueberwurf, Habra genannt, der früher aus bunten, jetzt aus schwarzem Seidenzeug gefertigt und der von den ägyptischen wie von den syrischen und arabischen Frauen noch jetzt getragen wird. Ihre Kopfbedeckung endlich bestand aus einer kleinen Mütze von Goldbrokat, die beinahe die Gestalt eines kleinen Kelches hatte und mit einer von Gold und Seide gestickten Binde aus Nesseltuch nebst einem Stirnbande von gefärbtem durchsichtigen Baumwollenstoff um die Stirn gewunden war. Der große Schleier von Nesseltuch, der — wenn er getragen ward — bis über den Gürtel herabfiel, war der drückenden Hitze wegen abgelegt und lag auf einem der Polster.

Chadischah hingegen, die reiche Kaufmannswitwe, zeigte sich, obgleich in Schnitt und Farbe entschieden von dem vernachlässigten Geschmack der Araberinnen abweichend, doch in ihrer Kleidung als ächte Mekkaerin. Sie trug einen indischen Seidenrock und sehr lange, bis an die Knöchel reichende Beinkleider, die unten mit Silberfäden gestickt waren. Darüber die blau und weiß gestreifte Mellage, ebenfalls von indischem Seidenzeuge, die zugleich den Kopf mit bedeckte, auf dem eine Mütze von Goldbrokat, von einem Stück weißen und reich mit Goldfäden durchzogenen Nesseltuches knapp in Falten gewunden war. Der Borko, der sonst über das Gesicht der Mekkaerin herabhängt, war ebenfalls abgelegt, aber um den Turban herum hing eine Reihe goldener Münzen, und da alle drei Frauen nur Sandalen trugen, so konnte man die silbernen

Digitized by Google

Ringe gewahren, welche um die Knöchel der Füße, wie um die der Arme, gelegt waren. —

Chadischah trat jetzt, von der Terrasse in das Gemach zurückkehrend, zu ihren Gefährtinnen. Das Spiel ward eifrig fortgesetzt und die kleinen runden Steine wanderten aus einer Höhlung des Spielbretes in die andere. Gedankenlos oder vielmehr träumend sah die Witwe Abu-Halat's lange dem Spiele zu. Das eintönige zwei, vier oder sechs der Spielenden schien entweder ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen oder eben die stille Sprache ihres Busens zu begünstigen.

Da sah eine der Frauen zu Chadischah empor und mit Unmuth auf die vor ihrer Gefährtin aufgehäuften Steine deutend, rief sie leidenschaftlich: „Das Glück kreiset als treuer Vogel über dem Haupte Zuleima's, während es mich fliehet wie die Gazelle den Jäger." —

Chadischah lächelte so theilnahmlos, daß dies Lächeln beinahe wie Verachtung aussah. „Du bist glücklich o Zaide — sagte sie — daß solcher Zeitvertreib Dir Freude machen, solches Glück oder Unglück Deine Wange röthen und Dein Auge beleben kann." —

Zaide horchte gespannt. „Soll denn — entgegnete sie, ihre Beschützerin mißverstehend — die in einem güterlosen Stamme geborene Tochter Arabiens immer nur ihrer Armuth und ihres kargen Lebens denken?"

„Beim Haupte meiner Mutter! Du hast meinen Worten ein falsches Ohr geliehen — sagte Chadischah — denn ich bin es, die zu den Göttern um eine so einfache Quelle froher Stunden flehen möchte." —

„Willst Du mit uns spielen?" — fragte Zuleima naiv.

„Das thut ja Chadischah nie — belehrte Zaide die Fragerin — und darum laß es auch jetzt genug sein mit dem Mangala. Rufen wir die Sklavinnen mit den Flöten und Handtrommeln herbei, sie mögen durch ihre Wettgesänge die Herrin erheitern." —

Chadischah winkte ungeduldig, zu bleiben, und verwundert sahen die beiden Frauen bald einander, bald sie an, die ihnen Schutzherrin und Verwandte war und die ihrer Armuth freigebig ihr reiches Haus geöffnet.

„Warum bleiben wir doch in dem heißen Gemach und steigen nicht in die kühleren Hallen unter der Erde herab," — nahm nach einer kleinen Unterbrechung Zuleima wieder das Wort, und ihre Hand, die unablässig den aus Dattelblättern gebundenen Fächer schwang, schien in Folge ihrer Ermüdung der Sprecherin die Worte auf die Zunge gelegt zu haben.

„Ich erwarte in den laufenden Tagen meine Karawane aus Syrien zurück — erklärte Chadischah — und ich vermuthete sie gestern schon, dann heut oder morgen wiederkehrend von Marro el Dsuhavan, der letzten Karawanserei."

„Du thust Unrecht, Deine Seele vielleicht mit den Bildern einer schwarzen Besorgniß zu umnachten — tröstete Zaide — denn Mohammed, der Sohn Abdallah's, Dein Agent und Handelsaufseher, ist ein gepriesener Mann, und ganz Mekka spendet ihm den Weihrauch des Lobes."

„Doch wäre es wohl gut, o Tochter Kowaïled's — rieth Zuleima — wenn Du Deinem zweiten Gemahl Abu Halat, er ruhe bei den Göttern, einen Nachfolger geben wolltest, wie Atik der Mahzumite, Dein erster Gemahl, ihn gehabt, denn Allah Taala und Al-Ozza haben von ihrem glänzenden Throne herab Segen über Dich verbreitet, und die Habe eines Weibes ohne den Schutz ihres Herrn ist wie eine Heerde ohne Hirten, sie wird die Beute der wilden Raubthiere." —

(Fortsetzung folgt.)

Georg von Freundsberg.

(Fortsetzung.)

Im folgenden Jahre 1526 zog Freundsberg wieder über die Alpen. Dieß war der Zug, dergleichen wenig Fürstendiener für ihre Oberherren je gethan haben, wenn man die dabei gebrachten hohen Opfer in Anschlag bringt. Es darf deßhalb nicht auffallen, wenn wir hören, daß er sich nicht sogleich dazu entschließen konnte, sondern erst, als ihm außer des Kaisers Bruder, Ferdinand, auch sein Sohn Kaspar in Mailand und diese von den Franzosen belagerte Stadt selbst so hart anlagen. Am allerwenigsten ist bei diesem letzten Zuge Freundsbergs nach Italien, nach dem Sinne einiger Schriftsteller, ihm als Motiv eine Feindschaft gegen den Papst unterzuschieben, die aus lutherischem Zeloteneifer hervorgegangen wäre. Kaum war Franz in Madrid seiner Gefangenschaft vom Kaiser entlassen worden, so hatte er sich zu Cognac (22. Mai 1526) mit Clemens VII., Venedig und dem Herzog von Mailand zur heil. Liga verbunden und selbst Heinrich VIII. von England in sein Interesse gezogen; denn Cardinal Wolsey hatte Heinrich vom Kaiser abgelenkt, weil die ihm vom Kaiser auf die Papstkrone gemachte Hoffnung durch zweimaliges Fehlschlagen, bei Adrians VI. und Clemens VII. Erwählung, seinen Ehrgeiz gekränkt hatte. Der Kaiser, immer geldarm bei allem Länderreichthume, brauchte bei dem herannahenden neuen Ungewitter allerdings solche Opfer, wie Freundsberg sie brachte. Er verpfändete sein und seines Weibes Besitzthum, um die Anwerbung von 12,000 Mann Fußvolk und den bei dem Kriegszuge anderweit nöthigen Aufwand bestreiten zu können. Auf dem Zuge erschien ihm im Nachtquartiere zu Botzen sein verstorbener Bruder Kaspar im Traume, einst durch seine Tapferkeit in den Kriegen des schwäbischen Bundes glänzend, und verhieß ihm glücklichen Erfolg der Unternehmung. Wie log doch das Traumgesicht! Frisch ging's vorwärts, und auf die sich wiederholenden Nachrichten von außerordentlichen Rüstungen der Feinde antwortete Freundsberg mit

Digitized by Google

seinem Wahlspruche: „Viel Feinde, viel Ehre.“ Auf Mantuanischem Gebiete lief er mit seinem Heere nicht geringe Gefahr, da der Herzog von Mantua treulos gegen den Kaiser sich bewies, und einen zweitägigen Kampf galt es, 24. und 25. November 1526, ehe mit der Zerstreuung des Feindes, dessen Führer, J. v. Medicis, fiel, auch die Gefahr zerstreut war. In einer am 10. December von Karl von Bourbon ausgestellten Urkunde wurden der beiden Freundsberge, Georgs und Kaspars, Thaten gerühmt und ihnen die Güter zweier geächteter mailändischen Edelleute geschenkt. Indessen erkannte Georg v. Freundsberg, daß bei Mangel an dem Nöthigsten nichts Gutes zu verhoffen und nichts Ehrliches auszuführen wäre. Schon am 29. Novbr. 1526 und dann am 13. Januar 1527 schrieb er an Ferdinand, des Kaisers Bruder, daß er das Commando niederzulegen wünschte, und beklagte sich bitter über Mangel an Geld für das Heer, und daß die als Geschenk empfangenen Güter ihm Nichts einbrächten. Jener Mangel der ganzen kaiserlichen Truppen in Italien unter Karl v. Bourbon und Freundsberg ist auch die Ursache zu dem improvisirten Zuge nach Rom worden. Die damalige antipapistische Religionsrichtung hat keinen Anlaß dazu gegeben, und der Zug galt nicht dem Papste als Papst, sondern als vom Kaiser abtrünnigem und dem Feinde zugewandtem Bundesgenossen. In dem Sinne betrachteten auch Karl von Bourbon und Freundsberg das, was durch die Noth geboten ohne des Kaisers Wissen geschah; und wenn in Rom der wilde Soldat Manches that, was man auf Rechnung antipapistischer Religionsrichtung gesetzt hat, so kam dieß blos daher, weil ein großer Theil der Krieger schon damals, wie später in Wallensteins Heere, um den Glaubenspunkt sich gar nicht bekümmerte. Man hat von Freundsberg erzählt, er habe, als er den jetzigen Zug nach Italien unternahm, eine Schnure zur Strangulirung des Papstes bei sich getragen — eine Erdichtung, die dazu dienen sollte, um Freundsberg als Hauptfeind des Papstes darzustellen und die schiefe Behauptung zu bekräftigen, als hätte er jene großen Opfer für den Kaiser bloß aus Feindschaft gegen den Papst gebracht. Daß endlich dieselben, die sich der Verdrehung und Verdächtigung beflissen haben, Freundsbergs Schaaren aus Lutheranern, wie sie sich ausdrücken, bestehen lassen, ist um so lächerlicher, da Jeder, der das damalige Kriegswesen kennt, weiß, daß bei den Anwerbungen sich Menschen aus allerlei Gegenden zusammenfanden, um deren Glaubensbekenntniß man sich eben so wenig bekümmerte, als sie sich zum Theil selbst darum bekümmerten. Wer sich einfand, stritt für Handgeld und Sold und auf Hoffnung der Beute für Alles, wozu man ihn gebrauchen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Saul suchte seines Vaters Esel und fand eine Krone (1. B. Samuel, K. 9.). Wenn der jetzige französische Kronprätendent, Heinrich V., eine Krone in Frankreich sucht, so wird er nur seines Vaters Esel finden.

Es giebt nicht blos Eselstreiber, sondern auch Eselsumtriebe, und wieder nicht blos Eselsumtriebe, sondern auch Eselsuntersuchungen. Zur Probe mag hier etwas Interessantes aus einer historisch-kritischen Schrift vom Gebiete der Theologie stehen. Zu Braunschweig ist 1842 folgende 320 Seiten umfassende Schrift erschienen: „Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer als urväterlicher, legaler, orthodoxer Cultus der Nation, historisch-kritisch nachgewiesen durch G. Fr. Daumer.“ Der Herr Verfasser will gefunden haben, daß der Götze Moloch und der Jehova ursprünglich einerlei sind, daß der Molochdienst und folglich Menschenopfer den ursprünglichen religiösen Cultus der Israeliten ausmachten, daß der sogenannte eherne Altar im Salomonischen Tempel nichts Anderes, als das zu Kinderopfern, aber nur der Vornehmen und der Volkshäupter, bestimmte Idol war, daß das Passah ein jährliches allgemeines Menschenopferfest war, wobei man namentlich die Kinder schlachtete. Nun aber kommt der wirkliche Esel. Nämlich diesem schrecklichen Cultus trat ein fröhlicher zur Seite, bei dessen weitgetriebener Lust Jungfrauen preisgegeben wurden, der Cultus des Baal Peor, der dem Verfasser zufolge die Demuthsgestalt eines Esels hatte. „Aber, fügt er bei, dieser Eselsgott war tief speculativer Natur! Er ist der weltschaffende Logos, worin Gott selbst erschienen ist und Knechtsgestalt angenommen hat. Sein ältester Prophet ist Bileam, der den Eselsgott als Messias weissagt.“ Dahineln paßt nun auch, daß Christus auf einem Esel ritt. Samuel und David sollen die Eselsverehrung unterdrückt haben, um den Molochsdienst zur ausschließlichen Staatsreligion zu erheben. Das verehrte goldne Kalb soll auch ein Esel gewesen sein. — Man muß sich wundern, daß der Verfasser nicht auch aus dem Namen Jehova (Jahve, Jah, Jao) einen Beweis für den Eselscultus hergenommen hat. Im Koptischen heißt wirklich der Esel Jo.

Den bekannten vier Hauptverfassungen, der Despotie, Aristokratie, Monarchie und Demokratie, hat Montesquieu vier Principien untergelegt: Furcht, Mäßigung, Ehre, Tugend. Von der Despotie ist es wahr; denn schwindet die Furcht, so fällt der Despot, und umgekehrt, bevor nicht die Masse eingeschüchtert ist, muß der Despot noch eine gewisse Mäßigung beobachten. Die Principien der andern Verfassungen kommen aber einzeln keiner ausschließlich zu, sondern alle drei zugleich allen drei übrigen Hauptverfassungen, wogegen die Despotie von Mäßigung, Ehre, Tugend, also von der ganzen schönen, heilvollen Dreiheit, Nichts weiß, sondern sie verachtet und verspottet.

Wie Sterne um Sonnen laufen, so kreisen nicht blos Niedrige um Hohe, sondern auch Vornehme um einen noch Höheren und werden von ihm in der Entfernung gehalten, oder näher angezogen, wie es ihm beliebt. Mancher tritt mit großem Glanze unerwartet in die Sonnennähe, wie ein Komet, Viele erschrecken darüber und weissagen große Veränderungen, die dadurch sich ereignen werden; aber, ehe man es sich versieht, ist er wieder verschwunden.

Die große Welt ist eine Menge wunderbarer Wesen, die viel besitzen, noch mehr verlangen und Nichts genießen.

G †.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 5.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Liebesklage.

Nach dem Russischen.

Auf den blauen Meereswogen
Von Sicilien gezogen
Kommt mein blaues Segelschiff,
Ruhm und Ehr' hab' ich gewonnen,
Reich an Gütern bin ich kommen,
Dennoch haßt mich Elisif.

Sechserlei kann ich vollbringen,
Fechten und die Lanze schwingen,
Führen leicht und schnell ein Schiff;
Ich kann schwimmen, ich kann reiten,
Zierlich auf dem Schlittschuh gleiten;
Dennoch haßt mich Elisif.

Stamm' vom Land der schwarzen Tannen,
Wo sie leicht den Bogen spannen,
Tapfre Thaten heimisch sind;
War mein Vater auch ein König,
Ach, das Alles hilft mir wenig,
Denn es spottet mein ein Kind.

F. v. K.

Georg von Freundsberg.

(Fortsetzung.)

Sitte war's allerdings damals außer Deutschland, und namentlich in Rom, die Deutschen als Lutheraner gehässig zu bezeichnen, wie die Spanier als Mauren oder Muhamedaner (so that's auch Clemens VII. in der bei seiner Bedrängniß am 4. Mai 1527 erlassenen Bulle); aber wer wird auf solche Bezeichnungen bei der nähern Beurtheilung historischer Fakta fußen! Hätte wollen Papst Clemens 100,000 Dukaten für das bedürftige Kaiserheer schaffen, so hätte es ihm keinen Besuch abgestattet; und hätte der Kaiser seinen Leuten Sold geben können, so hätten Bourbon und Freundsberg nicht nöthig gehabt, die Tumultuanten mit der Aussicht auf reiche römische Beute zu vertrösten; denn dieß war in der schwierigen Lage das einzige Beschwichtigungsmittel. Doch trat noch ein Zwischenfall ein in der Gegend Ferrara's. Das Gerücht verbreitete sich, die Führer hätten bereits Geld für das Heer erhalten, und dieses forderte es nun von ihnen; eher würde es nicht weiter marschieren. Am ungebührlichsten betrugen sich die spanischen Soldaten. Um Nichts unversucht zu lassen, rief Freundsberg seine Deutschen zusammen, stellte ihnen alle möglichen Gründe vor, ermahnte sie, jetzt von ihren unerfüllbaren Forderungen abzulassen, und versprach abermals, daß ihnen in Rom Alles werden sollte. Ja, als Bürgschaft dafür bot er ihnen seinen Sohn Melchior und seinen Schwager an. Aber da galt keine Vernunft mehr; da gab's kein Gehör; die rebellischen Söldner richteten die Lanzen gegen ihre Anführer. Freundsberg gerieth darüber in die heftigste Bewegung und, vom Schlage gerührt, sank er sprachlos auf eine neben ihm stehende Trommel nieder. Als nach vier Tagen das gelähmte Band der Zunge sich wieder gelöst hatte, übertrug er Konrad Beumelburg (Boyneburg, der kleine Hesse genannt) das Commando und ließ sich den 22. Februar 1527 nach Ferrara, von da später auf seine Burg Mindelheim schaffen. Der Kriegszug dagegen setzte sich, nachdem Freundsberg's Heer sich an Bourbon angeschlossen hatte, mit dem Kommen des Frühlings in Bewegung gegen Rom und langte am 5. Mai vor der Stadt an. Die Spanier und Deutschen stürmten sie. Bourbon empfing gleich zu Anfange des Sturmes durch eine Flintenkugel die tödtliche Wunde. Ein Theil der Stadt

Digitized by Google

schwerden. Wegen des nach dem Lüneviller Frieden in der österreichischen Armee sehr stockenden Avancements war damals für ihn noch keine Aussicht vorhanden, bald zum Major ernannt zu werden. Dazu kam, daß verschiedene verwickelte Guts- und Familienverhältnisse seine dauernde Anwesenheit hier auf seinem Gute Westerbrak im Braunschweigischen nothwendig machten. Er beschloß daher schon im Jahre 1804, seinen Abschied zu nehmen und dauernd auf sein Gut zu ziehen. Nachdem er auf einer längern Urlaubsreise die nöthigen Vorkehrungen hierzu getroffen hatte, kehrte er im Winter von 1804 — 5 noch einmal nach Oesterreich zurück, verkaufte dort seine Compagnie, was damals in der österreichischen Armee unter gewissen Bedingungen zulässig war, und kam im Februar 1805 um seinen Abschied ein. In welcher Weise damals sein Austritt aus dem österreichischen Militairdienste erfolgte, ergiebt das ihm, neben einem Rescripte des Hofkriegsraths, zugefertigte Regimentszeugniß, welches nach dem in meinem Besitze befindlichen Originale hierunter wörtlich abgedruckt ist. — Während der bald nachher hier eingetretenen westphälischen Fremdherrschaft, wo die Verhältnisse der Gutsbesitzer sehr drückender Natur waren, und Mancher derselben durch den Eintritt in westphälische Dienste sich seine Lage erträglicher zu machen suchte, hat sich mein Vater um keinen Dienst beworben, obwohl es ihm an empfehlenden Anknüpfungspunkten, und zwar unmittelbar am Hofe des vormaligen Königs Jerome, nicht gefehlt haben möchte. Denn ein naher Verwandter desselben, der General Leclerc, war ihm Verbindlichkeiten schuldig geworden. Dieser Schwager Bonapartes, und folglich auch des Königs Jerome (gestorben später als commandirender General der Franzosen in St. Domingo), war nämlich in der italienischen Campagne (Ende 1799 bald nach seiner Rückkehr aus Aegypten) in der unmittelbaren Nähe meines Vaters einigen österreichischen Cavalleristen in die Hände gefallen, und hatte die humane Behandlungsweise, welche ihm damals bei seiner Gefangennehmung widerfuhr, zunächst dem Einschreiten meines Vaters zu verdanken, was eine Bekanntschaft zwischen beiden zur Folge gehabt hatte. Mancher Andere hätte von diesem zufälligen Kriegsereignisse vielleicht nachher in der westphälischen Zeit Nutzen zu ziehen gesucht. Aber meinem Vater, der von einem Fürsten des Hauses Anhalt schon bei der Taufe mit ritterlichen Insignien beehrt war, der nach dem frühen Tode seines Vaters an einem edeln Prinzen des Welfenhauses eine Stütze und einen Wohlthäter gehabt, der darauf dem deutschen Kaiserhause zwanzig Jahre hindurch mit Gut und Blut gedient hatte und in dessen ganzes Wesen die ächte treue österreichische Gesinnungsweise übergegangen war, widerstrebte es, an dem Hofe eines Fremdherrschers, dessen Geschlecht auf Kosten der legitimen deutschen Fürstenhäuser emporgekommen war, irgend etwas für sich zu suchen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Die französische Revolution wirkte lange noch nicht stark genug auf unser Nervensystem, um uns zu größerer Thätigkeit anzuspornen, wir mußten erst durch die Kriege des Kaisers aufgeschüttelt werden. Die Lection war hart, aber nothwendig, und das Nothwendige ist immer heilsam.

Das Erhabene der Heerführung besteht darin, daß man sich vereinigt, um zu schlagen, sich aber trennt, um zu verfolgen, und bei der Verfolgung immer die Möglichkeit vor Augen hat, auf neuen Widerstand zu stoßen, sich folglich auf's Neue schlagen zu müssen.

Die Geschichte soll zwar unsere beste Lehrerin sein; ist aber der Regent nicht selbst ein Mann von umfassendem Geiste und ungewöhnlicher Thatkraft, so darf man nicht glauben, daß die Behörden, welche die eigentliche Regierung bilden, die Warnungen der Geschichte sich sehr zu Herzen nehmen.

Im Kriege hängt oft der ganze Erfolg von dem Gewinn eines Tages, einer Stunde, selbst weniger Minuten ab. Der Sieg bei Austerlitz liefert davon den deutlichsten Beweis. Die Oekonomie der Zeit und der Kräfte ist eine Kunst, auf welche sich nur Wenige verstehen. Zur rechten Zeit marschieren, oder stillstehen, kämpfen oder nichtsthun, Hunderte opfern, um Tausenden das Leben zu erhalten, darin besteht die wahre Feldherrnkunst.

Man ist in Deutschland auf dem besten Wege, sich nach Napoleons Grundsätzen zu constituiren — ein neuer Beweis, daß er unsere Verhältnisse und Bedürfnisse besser erkannte, als wir selbst.

(Militärische Briefe eines Verstorbenen.)

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

(v. Göthe.)

[Vernunft.]

Wahn und Thorheit schmilzt vor ihrem Blicke,
Fanatismus schwindet hin,
Heuchelglaube flieht beschämt zurücke
Vor der hehren, großen Richterin.
Sage nicht, sie blicke unbescheiden
Tief in's Unerforschte! Soll
Sie der Göttlichkeit sich ganz entkleiden?
Ist nicht Alles ihres Glanzes voll?

(Carol Rudolphi.)

Il (Dieu) grave en tous les ceurs la loi de la nature,
Seul à jamais la même et seul toujours pure.
Sur cette loi sans doute il juge les païens,
Et, si leur coeur fut juste, ils ont été chrétiens.

(Voltaire.)

Die Menschheit ist noch nicht so gut bestellt,
Daß ächt Verdienst auch allgemein gefällt.
Was Jeder rühmt, ist allemal verdächtig.

(Wilhof.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 6.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 10 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Todtenklage.

Nach dem Russischen.

Blutig, wie des Nordlichts Feuerschein,
Sank der Tag des heißen Kampfes nieder:
Viele Krieger sahn das Licht nicht wieder,
Viele Gräber werden offen sein.

Edler Führer unsrer Tapfersten,
Du, o Jermak, bist auch du gefallen?
Todtenlieder werden um dich schallen,
Trauerschleier werden um dich weh'n.

Wie der Waldstrom, wild und fürchterlich,
Fluthen der verlaßnen Mutter Thränen.
Deine Schwester weint in leisern Tönen,
Wie der Bach am Felsen weint um dich.

Sanft, wie Abendthau, fällt auf dein Grab
Deines jungen Weibes Thräne nieder;
Aber morgen scheint die Sonne wieder,
Und sie trocknet Thau und Thränen ab.

F. v. K.

Georg von Freundsberg.

(Schluß.)

Rom soll damals mehr, als einst durch die Gothen und Vandalen, gelitten haben. Zufälliger Weise hat Einer desselben Namens, den der führte, welcher den Papst zuletzt gefangen genommen hat, diese Eroberung Roms in italienischer Sprache beschrieben, Jacob Buonaparte, ein toskanischer Edelmann, der um 1527 lebte. Am 7. Juni überlieferte sich der in der Engelsburg eingeschlossene Papst den Händen der Kaiserlichen und versprach, eine große Summe zu zahlen. Erst im December, als die Ligisten zu seiner Befreiung naheten, entfloh er seiner Wache. Freundsberg lag während dieser Vorfälle hart darnieder und konnte kaum antworten auf die Briefe, die Ferdinand in des Kaisers Namen an ihn schrieb, um sich Rath zu holen und um Schutz der Sache des Kaisers in Italien zu erbitten. Seine Klagen strömten, daß er Gesundheit und Habe geopfert. Um dreier Ursachen willen, sagte er, sollte man den Kriegsdienst meiden: wegen der Unterdrückung und des Verderbens der Unschuldigen, wegen der Ausschweifungen der Soldaten und wegen der Undankbarkeit der Fürsten gegen Verdienstvolle. Er dichtete ein Lied, worin er das widrige Schicksal des Biedermanns beklagte, und ließ es sich nach der Melodie des Liedes auf den Sieg bei Pavia vorsingen und spielen. Sein Alter brachte er auf 54 Jahre 10 Monate 27 Tage und starb am 20. August 1528. Sein Enkel Georg hat ihm zu Mindelheim ein Epitaphium setzen lassen. Seine Person wird in einer alten Nachricht so beschrieben: „Freundsberg war ein großer, schwerer Mann und an Gliedern also stark, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausstreckte, daß er damit den stärksten Mann, so sich steif stellte, vom Platze stoßen konnte. Wenn ein Pferd dahergelaufen kam, konnte er es beim Zaum ergreifen und eilend stellen. Die großen Büchsen und Mauerbrecher konnte er allein mit seinen starken Lenden von einem Orte an den andern führen, und wenn er vom Rosse stieg und ging, konnte man ihm nicht wohl folgen."

Dr. Gurlitt.

Digitized by Google

Chadischah.

(Fortsetzung.)

Chadischah machte eine Bewegung der Ungeduld, ihre schöne Stirn verfinsterte sich, und ihre Wange erröthete vor Verdruß. „Ich habe lange als Witwe gelebt — sprach sie — und ich möchte nicht auch zum dritten Male aus anderem Antriebe, als dem meines Herzens, mich vermählen, wenn ich auch dadurch alle Schätze Karrum's erlangen könnte, denn höher steht mein Sinn als der anderer Frauen meines Stammes. Den Bart eines Mannes küssen *), den ich nicht bewundern, oder sein Lager theilen, wenn ich ihn nicht lieben kann, dünkt meinem Herzen Schmach, und ich will sie nicht zum dritten Male dulden, nun, da ich freie Herrin bin meines Willens." —

„Aber Du bist ein Weib, o Chadischah, besinne Dich doch" — rief Zuleima ganz erschrocken.

„Die Illah (Göttinnen, Töchter Gottes) sind auch zu Dienst und Anbetung des großen Sternes gezwungen" — sprach Zaide dazwischen.

„Was verlangst Du mehr, als die Gebieterin über Deine Sklavinnen zu sein — redete Zuleima weiter — sie bei'm Trocknen des Kornes und der leinenen Tücher, bei'm Drehen der Rabha (Handmühle) und bei'm Bereiten des Scherbet oder der Speisen zu beaufsichtigen?" —

„Du besitzest freilich viel seltene Kunstfertigkeiten — nahm jetzt Zaide wieder das Wort — denn Du verstehest, wie keine der Frauen, die seidnen Stickereien zu fertigen, und der Rababa sogar entlockst Du Töne, wie nur die Gesandten der Götter sie vernehmen mögen, aber kein sterbliches Ohr sie sonst kennt. Auch sogar der arabischen Schriftzeichen bist Du kundig und Du sprichst, daß man einen Priester reden zu hören meint. Aber halte darum eben Dein Gemüth von dem Giftwurm des Hochmuthes frei, denn Du gleichest sonst dem Manne, der seinen Fuß muthwillig auf die Zinne der Mauer setzt und das Unglück herbeirufet." —

„Glücklicher die Frauen der Beduinen, die von den groben Ziegenhaaren das Zelt weben und die Brosamen aus der Küche ihrer Herren sich zu Leckerbissen sammeln; glücklicher sogar — rief Chadischah mit immer steigendem Affect — die Frauen aus dem Stamme der Barameien **), die in dem Gatten den Mann zu verachten den Muth haben; glücklicher sie Alle — Alle, die der Sitte und dem Herkommen gehorchend, es nicht wissen, daß sie elend sind, als die eine, die sich geschaffen fühlt stark und muthig wie das edle Schlachtroß und doch aus Kleinmuth zum niedern Dienst des Kameels herabsteigt und, am Boden liegend, die Last ihres Lebens geduldig hinnimmt. Bei den Göttern sei es geschworen, ich bin sanft und fügsam, bin demüthig und gehorsam gewesen den Aeltern und meinen Gatten, weil die Aeltern ich liebte und weil den Gatten Sanftmuth und Gehorsam ich gelobt. Aber nun Yaguth den Tod in der Gestalt eines seiner Söhne gesendet (da ein Löwe ihn zerrissen) *) und den Atik mir entrissen, und da die Nachtblätter Abu-Halak's Krankenbett zum Sterbelager gemacht, so will ich die Freiheit, welche die Götter mir geschenkt, auch nur einem Manne opfern, den mein Herz als Herrn anerkennt, und darum sterbe ich wohl nun als Witwe, denn mein Auge sah noch keinen, vor dem mein stolzer Sinn sich hätte beugen und den ich hätte anerkennen mögen als Gebieter über mich und mein Haus." —

„Schade, daß Mohammed, Dein Geschäftsführer, zwar nicht dem Verstande, doch den Jahren nach gegen Dich ein Knabe ist — sprach Zaide — denn Großes, so scheint es, haben die Götter vor mit diesem Jüngling, und sein Sinn ist so edel als seine Gestalt schön." —

„Fatime, Deine alte treue Sklavin, weiß von Hatima, Mohammed's Amme, der wundervollen Mährchen so manche, die seine Geburt und sein Leben betreffen" — sagte Zuleima.

„Weist Du sie?" — rief Chadischah heftig.

„Es soll ein Wunderkind gewesen sein — begann jetzt statt aller Antwort Zuleima ihre Erzählung — und schon ein Traum hat die Hatima auf das Glück vorbereitet, das ihr Säugling der in Hunger und Dürftigkeit Lebenden bringen werde. Gehe nach Mekka — hat die Stimme der Traumgestalt zu ihr gesprochen — da wirst Du Nahrung genug bekommen durch den Knaben, der daselbst geboren ist, und Gott wird Dir Milch in Ueberfluß geben, ihn damit zu sättigen. Als nun Hatima, die Tochter Abu-Dowaib's aus dem Stamme der Saadienser, von ihrem Schlafe erwachte, empfand sie Kraft in sich und wurde stärker und schöner. Sie ging nach Mekka, und es war die Zeit, wo die Ammen schon alle die kleinen Säuglinge mit sich auf das Land genommen, und nur Mohammed, die vaterlose Waise, war noch von keiner andern Amme begehrt worden. Also trat sie, von Abd el Motalleb, dem Großvater des Kindes, geführt, in das Gemach Eminah's, seiner Mutter, und obschon der Tag sich geneigt, war es doch wunderbar hell in dem Gemache und das Licht ging von dem Lager des Knaben aus, und Eminah selbst erzählte der Amme, daß sie des Nachts kein Licht bedürfe." —

„Wunderbar! — rief hier Chadischah, sich vergessend — mich überkommt bei Deiner Erzählung die Erinnerung an die Stunde, da Mohammed zum ersten Male mein Haus betrat. Es war, als ob von seinem Haupte aus, nicht von den Fenstern her, das Gemach sein Licht erhielte, und die Blässe seines Antlitzes schien

*) Ehrfurchtsbezeigung der arabischen Frauen gegen ihre Männer und der Kinder gegen die Väter. —

**) Käufliche Tänzerinnen, die sich jedem Manne, nur dem eigenen Gatten nicht, oder dann doch nur verstohlen, hingeben.

*) Yaguth, Götzenbild der alten Araber, in der Gestalt eines Löwen.

Digitized by Google

nicht dem Tode oder der Krankheit, sie schien dem Leben, einem Leben der Seele und der innern Erleuchtung, anzugehören, denn sein Auge war anzusehen, wie ein Stern des Himmels. Ich zog dichter und dreimal dichter die Falten meines Schleiers übereinander, denn es war mir zu Sinne, als müßte ich tief beschämt vor ihm stehen, der in meine Dienste trat und der doch mein Herr hätte sein sollen." —

Die Frauen blickten verwundert auf Chadischah, deren Wange geröthet, und deren flammendes Auge das Spiegelbild ihrer Begeisterung war.

„Weiter nur, erzähle weiter" — drängte die Witwe mit tiefathmender Ungeduld.

(Fortsetzung folgt.)

Veröffentlichung des Rittergutsbesitzers von Grone auf Westerbrak im Braunschweigischen, die Lebens- und Dienst-Verhältnisse seines verstorbenen Vaters betreffend.

(Schluß.)

Von dem Zuge des Herzogs Friedrich Wilhelm im J. 1809 hat mein Vater, hier auf seinem Gute, vierzehn Meilen von Braunschweig, erst Kunde erhalten, als der Herzog schon wieder über die Grenzen des Landes hinaus war, und man nicht einmal genau wußte, wohin dieser seine Richtung weiter genommen hatte. Als der Herzog nach der Auflösung des Königreichs Westphalen wieder in das Land kam, ist mein Vater zu Anfang des Jahres 1814 zweimal nach Braunschweig gereist und hat dem Herzoge wiederholt seine Dienste angeboten. Er war, um als Compagnie-Chef zu Fuß zu dienen, schon zehn Jahre früher halb invalid gewesen; er hatte das dienstpflichtige Alter, sogar das für die Reserve vorgeschriebene, bereits überschritten; er lebte in glücklichen Familienverhältnissen und in einer damals bereits so gut geordneten Vermögenslage, daß er durchaus nicht nöthig hatte, einen Dienst des Gehaltes wegen suchen zu müssen. Deßungeachtet bot er sich zum activen Dienste an. Der Herzog persönlich nahm ihn als ehemaligen österreichischen Officier gnädig auf. Nichts desto weniger erhielt er einige Zeit nachher auf sein Gesuch um Ernennung zum Major eine abschlägliche Resolution, während gleichzeitig mehrere andere Officiere, die bis dahin auch nicht in des Herzogs Dienste gestanden hatten, die außerdem viel jünger waren und zum Theil kaum halb so viele Feldzüge mitgemacht hatten, wie er, zu Majors und Oberstlieutenants ernannt wurden. Hierin lag für meinen Vater eine nicht zu verkennende Zurücksetzung, die ihn von allen weitern Dienstbewerbungen im Braunschweigischen zurückhielt. Und gewiß mit gutem Grunde. Denn kein alter österreichischer Grenadier-Officier, der es sich bewußt ist, in einer langen Reihe von Feldzügen gut gedient zu haben, läßt sich in einem andern Dienste Zurücksetzungen gefallen. — Bei Halberstadt und Braunschweig hat mein Vater allerdings nicht mitgeblutet, wohl aber in den Niederlanden (1793) und später in den Gebirgen unweit Klagenfurt (1797) unter den Grenadieren, die damals in Eilmärschen vom Rheine herbeigekommen waren, um dem Feinde auch dort von neuem die Spitze zu bieten. Daß ihm der bei dieser Gelegenheit von einer feindlichen Kugel zerschossene linke Arm nicht abgenommen ward, hatte er nur der Geschicklichkeit des Leibarztes des Erzherzogs Karl zu danken. — Als er im Winter von 1795—96 sich nach seiner Verheirathung kurze Zeit hier im Braunschweigischen aufhielt, hat er im Auftrage seines damaligen Regiments-Commandeurs mehrere junge unverheirathete Braunschweiger aufgefordert, in österreichische Dienste zu treten, indem dort die Feindseligkeiten in kurzem wieder beginnen würden. Es ist ihm aber damals nicht ein einziger Braunschweiger nach Oesterreich gefolgt, er dagegen, schon ziemlich bejahrt, Familienvater und Halbinvalide, hat sich im Jahre 1814 bei den Braunschweigern gemeldet, ohne irgend Jemandes specielle Aufforderung abzuwarten.

Diese wenigen Mittheilungen aus dem Leben meines verstorbenen Vaters, sowie das hierunter wörtlich abgedruckte Regimentszeugniß, werden wohl zur Genüge ergeben, was von den oberwähnten, zunächst gegen ihn gerichteten Verdächtigungen zu halten ist. So weit ist es bei uns jetzt gekommen, daß man Männer, wie mein Vater war, blos weil sie und ihre Vorfahren der hiesigen Ritterschaft angehört, und ihre Nachkommen diese nicht gänzlich wollen sinken lassen, noch in ihren Gräbern mit Spott und Hohn zu beladen sucht. Aus Druckschriften solchen Inhalts wurden in den Versammlungen und Cloubs der Liberalen öffentliche Vorträge gehalten. Die ehrenrührigsten Stellen solcher Schriften wurden sogar als etwas besonders Empfehlungswerthes in einem öffentlichen Blatte (Braunschweigisches Magazin vom November 1843), welches sonst nur zur Mittheilung gemeinnütziger Nachrichten bestimmt ist und unter der speciellen Aufsicht eines im Schulfache angestellten herzoglichen Dieners steht, geflissentlich weiter verbreitet. Ja in der Hauptstadt dichtete man hierzu noch Spottlieder, und labte sich an den niedrigen Geistesproducten, in welchen die krankhafte Phantasie erhitzter Demagogen ihre Erbitterung darüber ausgießt, daß es noch Edelleute im Lande giebt, die so gut, wie Männer aus andern Ständen, Ursache haben, auf ihre Väter stolz zu sein, und die sich durch kein Mittel irre machen lassen, wo es die Vertheidigung gekränkter, wohlerworbener Rechte und die Wiederherstellung wahrhaft deutscher monarchischer Verfassungsverhältnisse gilt. — In dergleichen Erscheinungen geben

Digitized by Google

sich noch immer der Geist und die Nachwehen der Revolution von 1830 kund, einer Revolution, die zwar durch äußerliche Mittel übertüncht und beschwichtigt, keineswegs aber in ihren destructiven Nachwirkungen gründlich überwunden ist, was doch, bei genauer Kenntniß des deutschen Staatsrechts und Festigkeit des Willens, auf durchaus rechtmäßigem Wege und zum wahren Wohle des Landes gegenwärtig wahrlich mit keinen großen Schwierigkeiten zu bewirken wäre.

Westerbrak im Braunschweigischen den 6. December 1843. **A. C. E. v. Grone.**

„Zeugniß."

„Dem vom diesseitigen Löblich Kaiserlich König„lich Markgraf Anspachischen 10ten Linien-Infanterie„Regimente ausgetretenen Herrn Hauptmann „Friedrich August Freyherrn von Grone „wird das verdiente Zeugniß ertheilt, daß er während „seiner 20jährigen Dienstzeit, worinnen selber in Tür„ken- und französischen Krieg neun Campagnien „mitgemacht, tapfer, treu und mit Auszeich„nung gedient, und hätte das Regiment gewunschen, „diesen verdienstvollen Hauptmann länger im Regi„ment zu behalten, wenn seine Familienverhältnisse es „gestattet hätten."

„Signatum Grätz am 6ten März 1805."

„Ihro zu Germanien Kaiserlich Königlich, zu „Hungarn und Böhmen Königlich Apostolischer Ma„jestät würklicher Oberster und obbesagten Regiments „Commandant."

(Regiments-Siegel.) [gez.] **v. Bureß.**
[gez.] **Weigl,** Major.
[gez.] **O Daly,** Major.

Feuilleton.

Die politische Aufgabe eines hochbegabten Regenten ist selten von so einfacher Art, daß sie dem großen Haufen verständlich gemacht werden kann.

Es ist niemals gut, wenn ein königlicher Feldherr seine Minister und Räthe überall mit herumschleppt. — Der Mensch und der Krieger sind zwei verschiedene Wesen, und was der Mensch begehrt, darf der Krieger selten gewähren. Der Mensch hat die Leiden und Freuden seiner Lage vor Augen; der Krieger hingegen denkt nur an die Zwecke und Mittel.

Ein Monarch soll wo möglich seinen Nachfolgern einen gesicherten Besitzstand als Erbtheil hinterlassen, nicht aber die Aussicht auf neue unabsehbare Kriege mit den Nachbarn. Hauptsachen muß man nicht zu vertagen, sondern zu erledigen suchen.

Rußland sucht seine Macht am liebsten auf Kosten seiner westlichen Nachbarn zu vergrößern. Die Großen des Landes sympathisiren hierin mit der Regierung; denn sie bringen ihre Zeit lieber in Deutschland und Frankreich, als im eignen Lande zu, das ihnen zu wenig Annehmlichkeiten darbietet, und auch die Truppen finden ihre Rechnung an der Elbe und am Rheine besser, als an der Wolga und am Dniepr. Dauert der Friede noch länger, dann wird das Erwachen der Deutschen um so schrecklicher sein.

Die Spanier können nur auf sehr methodisch langsamem Wege zum Gehorsam gebracht werden, wozu vielleicht mehr, als ein halbes Jahrhundert gehört.

(Militärische Briefe eines Verstorbenen.)

Aehnlich den Spartanern, waren die alten Schotten auf Erhaltung leiblicher und geistiger gesunder Kraft bedacht. Sie tödteten Verrückte, sie entmannten die, welche mit einer ansteckenden Krankheit behaftet waren, sie schlossen ebensolche Frauen von männlichem Umgange aus und, wurde eine dennoch schwanger, vergruben sie sie mit ihrem Kinde lebendig: dieß Alles, damit das Uebel nicht forterbte.

Auch in alter Zeit war in Italien die Giftmischerei wie zum Gewerbe geworden. Ein römischer Prätor zog einmal in Rom und einem Umkreise der Stadt von 10 Meilen 3000 Giftmischer an den Tag.

Wenn jetzt ein großer Mann fällt, der ächte Verdienste hat, so wagt das Land und Volk, dem er angehört, selten öffentlich seinen Schmerz darüber darzulegen. Das Ausland tritt gewöhnlich in solchen Fällen offener hervor, als das Inland. Als der Römer Cicero in die Verbannung ging, legten 20,000 römische Jünglinge Trauerkleider an.

Alle Isländer hassen das Spiel um Geld. Nach einem alten Gesetze Islands verliert Jeder, der nur um einigen Werth spielt, sein ganzes Vermögen und kann von jedem Andern zur Verantwortung deßhalb gezogen werden.

Die Ostiaken tragen, so oft sie auf die Jagd gehen, ihre Götzen in den Stiefeln bei sich. Das sind auch Dii inferi. **G†.**

[Erfindungen.] Jerah Stone aus Neu-Jersey hat eine Dampfkanone erbaut, die 200 Kugeln in einer Minute schießt. Sie wiegt 5 Centner, ruht auf Rädern und Lavetten und schleudert die Kugeln mit außerordentlicher Gewalt. Derselbe Mechaniker hat eine Jagdflinte verfertigt, mit der man funfzehn Schüsse in einer Minute thun kann.

[Stahlstäbe statt Glocken.] Es besteht im Dorfe Serno (in Anhalt) das Erste dieser Art aus drei Stahlstäben zu 12, 24 und 36 Pfund, von sogenanntem Dreibrandstahl reingeschmiedet und geschliffen. Jeder Stab ist in einem Winkel von 68 Graden gebogen und oben mit einem Henkel versehen. Der Anschlag der Stäbe wird durch ein Getriebe, bestehend in Räderwerk, Gewicht und Walze (den Walzen der Dorforgeln ähnlich), und durch sechs oben angebrachte hölzerne Hammer bewirkt. Der Mechanismus und Ton ist dem gewöhnlichen Schlag der Spieluhren ähnlich. Das Werk kostet, mit Einschluß der Ausgaben für vorangegangene Versuche, 64 Thlr. Preuß. Cour. Das Gebäude wird nicht, wie bei den Glocken, erschüttert. Der herzogl. Anhaltische Bauinspector Henning in Coswig bei Wittenberg giebt hierüber nähere Nachricht. A. v. Cluf.

Wie straft der Arme wohl den Reichen? — Er kann ihn in das Sonnenlicht der Wahrheit stellen. — O, sie hängen Geldsäcke um, es glänzt, Niemand kann hinsehen. (Iffland.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 7. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der Tod.

(Bretagnisch.)

Der Tod klopft an die Hausthür,
Die Herzen schlagen bange,
Der Tod tritt in die Thür,
Schneeweiß wird jede Wange,
Wen sucht — wen sucht er hier? —

Fünf Bretter und ein Leintuch,
Ein Strohsack unterm Haupte,
Und ein paar Schollen d'rauf,
Damit hört alle Freude
Und Lust der Erden auf.

Gebenedeite Jungfrau,
Du hältst dein Kind in' Armen
Zu ew'ger Seligkeit.
Ich hab' mein Kind verloren
Zu bitterm Herzeleid.

O gnadenreiche Jungfrau,
Dein Kind hältst du in' Armen.
Mein Kind — mein Kind ist todt.
O Mutter voll Erbarmen,
Schick' mir — schick' mir den Tod!

F. v. E.

Historische Schilderungen.

I. König Heinrich VIII. von England und seine Eheangelegenheiten.

Von

Dr. Gurlitt.

Theils der Umstand, daß Ehesachen zu gewissen Zeiten, wie jetzt bei uns, kirchlich und politisch bedeutsam geworden sind, und auch übrigens die Frauen in Kirchen- und Religionsangelegenheiten mit und ohne ihren Willen eine Rolle gespielt haben, theils die Ereignisse dieser Zeit auf Englands, Schottlands und Irlands kirchlichem Gebiete, Puseyismus, Non-Intrusionisten und irländische Agitationen, geben Veranlassung, auf die Art zurück zu blicken, auf welche einst in den genannten Ländern das jetzt bestehende Kirchenwesen und der Lehrbegriff sich bildete, oder sich in seiner alten Weise erhielt. Wir gedenken deßhalb in einer Reihe historischer Schilderungen die auf das Kirchliche bezüglichen Strebungen und Gegenstrebungen, und zwar in den höhern Regionen, aus der Reformationszeit Großbritanniens und Irlands den Lesern vorzuführen, und hoffen, auch den Leserinnen dadurch nicht zu mißfallen; denn welche von ihnen kennte nicht die englische Elisabeth und die schottische Maria Stuart, oder auch die unschuldige Johanna Gray, die Anna Boleyn u. s. w.!

1. König Heinrich VIII. von England und seine Gemahlin, Katharina von Aragonien.

Heinrich, als zweitgeborner Sohn ursprünglich von seinem Vater, Heinrich VII., zum geistlichen Stande bestimmt, hatte, als er nach Arthurs, seines ältern Bruders, Tode Kronprinz geworden war, dessen Witwe 1509 geheirathet; denn man wollte den reichen Brautschatz, 200,000 Dukaten, nicht gern fahren lassen. Papst Julius II. ertheilte die zur Verheirathung mit des Bruders Witwe nöthige Dispensation. Katharina war die Tochter Ferdinands von Arragonien und Isabellens von Castilien. Ihre Schwester, Johanna, war die Mutter Kaiser Karls V. Eine Frucht dieser Ehe Heinrichs war Maria, ausgeboten, wie wohl nie eine Prinzessin; auch Karl sollte sie heirathen. Er hatte an sich keine Neigung dazu, und die spanischen

Digitized by Google

Granden riethen ihm noch außerdem ab, weil Maria aus blutschänderischer (aber doch dispensirter!) Ehe entsprossen wäre. Ob sich Heinrich selbst wegen seiner Ehe mit des Bruders Weibe Vorwürfe machte, wollen wir dahin gestellt sein lassen. War doch der reiche Brautschatz einst ein stärkerer Beweis für die Gültigkeit der Ehe gewesen in Heinrichs und seines Vaters Augen, als das, was Erzbischof Warham zu Canterbury und Bischof Fox zu Winchester gegen die Ehe einzuwenden hatten, und hatte doch Heinrich übrigens ein weites Gewissen; spielte er doch siebenzehn Jahre lang mit den Gewissen seiner Unterthanen, wie mit den Köpfen seiner Gemahlinnen. Er behauptete, daß sein Gewissen sich zuerst wegen der Sache geregt hätte, als eine Heirath seiner Tochter Maria mit Kaiser Karl beabsichtigt worden war. Wie, wenn man in der Folge die Maria aus dem Grunde nicht für erbfolgefähig anerkennen wollte, weil sie aus Blutschande entsprossen wäre? Aber es kommt immer viel darauf an, wie Fürsten berathen sind. Des Königs geheimer und begünstigter Rath war Cardinal Wolsey, Erzbischof von York, dem das große Siegel anvertraut war. Dieser bestärkte seinen Herrn, daß er sich müßte von Katharina scheiden lassen; denn sie und ihr Neffe Karl hatten ihn gekränkt. Jene hatte dem Cardinal zuweilen seine Ausschweifungen vorgehalten, dieser hatte ihm zweimal Hoffnung zur Beförderung auf den päpstlichen Stuhl gemacht, ohne sein Versprechen erfüllen zu können, oder zu wollen. Des Königs vorgebliche, oder wirkliche Gewissensskrupel wurden durch die Bekanntschaft mit der schönen Anna von Boleyn bis zur Ungeduld gesteigert, und der Papst, damals Clemens VII. sollte ihn scheiden; also eine Ehe für unrechtmäßig erklären, die doch einer seiner Vorgänger durch Dispensation zu einer rechtmäßigen gemacht hatte, und noch dazu war es des mächtigen Kaisers Tante, deren Verstoßung er heiligen sollte. Eine nicht geringe Verlegenheit für den päpstlichen Stuhl.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zerstörung der Bastille.

(Schluß.)

„Er soll es mit seinem Leben büßen!" rief Monsieur la Croix das Zimmer hastig auf und ab schreitend, nachdem ihm sein Weib eröffnet hatte, welche Beschimpfung ihr der Graf hatte anthun wollen.

„Er ist schon sattsam bestraft," entgegnete Madame la Croix, „Dank sei es dem wackern, treuen Julian!"

„Wo ist Julian?" rief ihr Gemahl. Man schellte und erhielt zur Antwort: Julian sei auf dem Wege nach Paris. Er war mit dem Eilwagen abgereist, welcher jeden Abend regelmäßig um diese Stunde vor dem Schlosse vorbeifuhr.

„Ein herrlicher Sonnenuntergang!" sprach Madame la Croix, welche neben ihrem Gemahl in einem Fenster saß, welches eine weite Aussicht nach Westen bot, den Kopf an die liebende Gattenbrust gelehnt und den kleinen Eugen zur Seite. — „Ein herrlicher Sonnenuntergang!"

„Ja," entgegnete er, „aber das prächtige Farbenspiel wird bald verbleichen. Dagegen steigt schon der Mond herauf. Komm, wirf Deinen Shawl um und laß uns ein wenig umherwandeln." Madame la Croix ergriff, wie sie aufstand, ihren Gatten bei der Hand und sah ihm besorgt ins Gesicht.

„Du machst Dir wegen des Fremden Kummer, welchen man seit drei Abenden in der Umgegend bemerkt hat," sagte Monsieur la Croix. „Was Uebles hätten wir von ihm zu besorgen?"

„Aber was führt ihn hieher und dazu des Nachts?"

„Was kann er uns schaden, allein wie er ist?"

„Er kann in der Nähe Genossen haben," fuhr Madame la Croix nach einer Pause fort. „Schiedest Du nicht im Zorn von Julian?" fügte sie hinzu.

„Glaubst Du, es ist Julian?" fragte Monsieur la Croix.

„Es käme Julian gewiß nicht im Fernsten in den Sinn, uns etwas Uebles zuzufügen," sprach Madame la Croix vor sich hin.

„Glaubst Du, daß er es ist?" wiederholte ihr Gatte mit größerm Nachdruck.

„Sollte es Dir unlieb sein, wenn er es wäre?" fragte die Gattin. „Ich möchte es fast nach dem Tone glauben, in welchem Du sprichst."

„Ich fürchte, er hat sich Leuten angeschlossen," fuhr Monsieur la Croix fort, „welche den Gesetzen eben nicht die größte Ehrerbietung beweisen — an Glieder jener schändlichen Republikanerbanden, welche nur neulich Gährungen in Paris veranlaßt und am Hofe so große Bestürzung erregt haben. Glaubst Du, daß er es ist?"

„Jaqueline glaubt es," erwiederte Madame la Croix flüsternd. In demselben Augenblicke erschollen schwere, hastige Schritte dem Corridor entlang, die Thür ward aufgerissen und Julian stand vor ihnen. Madame la Croix stieß einen durchdringenden Schrei aus, ihr Gatte zog den Degen halb aus der Scheide, und der kleine Eugen sprang instinctmäßig auf Julian zu und umschlang seine Knie. — Der Mann hatte stets den Knaben besonders lieb gehabt.

„Verbergen Sie sich, mein Herr," rief Julian; „sie sind schon hier!"

„Ich sollte mich vor den Pariser Banditen verbergen?" stöhnte la Croix vor Unwillen, „da will ich lieber sterben!"

„Von der Hand der Henker in der Bastille!" entgegnete Julian.

„Wie?" fragte la Croix. — Man vernahm das Geräusch vieler Tritte auf der Treppe.

Digitized by Google

„Da kommen sie schon!" rief Julian in Verzweiflung; „seit drei Tagen habe ich ihre Ankunft gefürchtet, noch hoffte ich Zeit und eine Gelegenheit zu gewinnen, Sie zu warnen, aber die Schergen sind mir zuvorgekommen, und Sie sind verloren!" Die Thür, welche Julian abgeschlossen, ward gesprengt, und bewaffnete Männer füllten das Zimmer. Madame la Croix schlang den Arm um ihren Gatten, während der kleine Knabe Julian losließ, zu seinem Vater eilte und ihn bei der Hand ergriff.

„Was wollt Ihr?" fragte la Croix mit stolzer Würde.

„Ihre Gesellschaft!" erwiederte der Führer, welcher den Degen entblößt hatte.

„Deine Beglaubigung!"

„Ein Lettre de Cachet!" Man denke sich das Ende der Scene. — In dieser Nacht schlief Monsieur la Croix in der Bastille.

Monsieur la Croix stand vor seinem Schlosse. Wie er seine Freiheit wieder erhalten hatte, wußte er nicht, auch konnte er sich keine Rechenschaft geben, wie er hieher gekommen war. Er betrat sein Besitzthum mit einem Gefühle des Zweifels, ob er auch auf demselben wandele; und so wenige Schritte ihn auch von der Thüre seines Wohnhauses trennten, so war ihm doch, als sollte er diese Entfernung nie hinter sich sehen. Endlich gelangte er zu dem wohlbekannten Portal, es öffnete sich, aber die Person, welche Bescheid auf seine Fragen gab und ihn einließ, trug ein fremdes Gesicht. Er stieg die Treppe hinauf, bei jedem Tritte besorgend, sie möchte unter ihm versinken. Auf dem Vorsaale erblickte er Eugen, aber kaum vermochte er die Augen auf ihn zu richten, als der Knabe schon fort war. Er öffnete die Thüre seines Empfangzimmers mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Ungewißheit und Beklemmung. Seine Gattin und der Graf waren darin. Sie schienen ihn nicht zu bemerken, sondern ganz mit einander beschäftigt — wie schlug des Gatten Herz! Sie sprachen, doch konnte er ihre Worte nicht vernehmen; er sah nur, was ihre Blicke sprachen — Wonne malte sich darin. Im nächsten Augenblicke waren die Degen bloß, und es entbrannte zwischen ihm und dem Grafen ein Kampf auf Leben und Tod; seine Stöße jedoch waren kraftlos und trafen nicht, oder beschädigten doch den Gegner nicht. Sie werden endlich handgemein — sie rangen — la Croix ward von seinem jugendlichen, kräftigern Gegner zu Boden geworfen, und dieser setzte nun die Spitze seines Degens dem Ehemanne auf die Brust. — Es war ein Traum! — Monsieur la Croix lag und erwachte auf seiner Strohmatratze in der Bastille.

Es däuchte ihm, es sei Morgen — auch nicht ein Schimmer des wonnigen Tageslichts vermochte sich zu ihm zu drängen, der ihm den Aufgang oder den Untergang der Sonne verkündet hätte. Er erhob sich von seinem Lager und nachdem er einige Mal in seinem Gefängniß auf und ab geschritten war, — die Größe desselben hatte ihn eine dreiwöchentliche Bekanntschaft schon sehr gut gelehrt — setzte er sich neben dem Bette nieder, während sein Gehirn noch unter dem Einflusse des Traumes litt. Er hätte weinen mögen, hätte das Gefühl seiner Manneswürde die Thränen nicht zurückgepreßt. Er fuhr bei der ungestümen Anforderung einer Empfindung zusammen, die ihn mahnte, daß die Stunde seines Frühstücks vorüber sei. Er lauschte — „auch nicht ein ferner Fußtritt! Den Hungertod im Gefängniß zu erleiden! Das war wohl früher über Viele verhängt worden, auch über ihn mochte es verhängt werden! Himmel! Einen Unschuldigen auf das Gebot eines launischen Machthabers zu einer Qual verdammen, welche das Mitleid selbst für den Schuldvollsten gewaltig aufregen würde!" Er maß das Gefängniß noch einmal mit großen Schritten. „Was hat man vor?" Er lehnte sich an die Wand, aber heftiges Zittern ergriff ihn bei der schneidenden Kälte, die seinen Körper überlief. Er lauschte wieder — hörte er nicht etwas? — „Nein!" — Er schritt abermals hastig umher. „Weib und Kind schutzlos! — ohne Kunde, ob er noch am Leben oder todt sei, ein Königreich am Rande des Abgrunds! Ein Volk, welches jegliche Bande zerrissen hat und in wilder Wuth tobet! Gewaltthaten! Mord! — Häuser in Flammen! — Den ganzen Jammer und die Verwüstung eines Bürgerkriegs!" Er warf sich auf sein Strohlager. Ja, begraben lag er in den Tiefen der Bastille! Aber das moralische Erdbeben konnte ja wohl die Grundvesten seines Gefängnisses erschüttern, die Mauern niederstürzen und ihm die süße Freiheit wiedergeben! — Die Mauern? — Die Erde selbst, worauf er stand, fing an zu zittern und zu wanken! Er sprang auf. „War es Donner, was er über sich hörte? oder das dumpfe Dröhnen von Kanonen?" Er hätte sein Herz schlagen hören! Ein Stoß folgte jetzt dem andern, stärker, gewaltiger als der vorige. „Wurde etwa die Bastille erstürmt?" — So war es! — Ihm däuchte, er könne das dumpfe Toben einer Menschenmenge hören! Da zog es ihn auf die Knie und er flehete den Himmel an, den Händen der Angreifer Kraft und Stärke zu verleihen! Deutlich vernahm er jetzt, wenn auch nur schwach, das Geschrei einer unendlichen Volksmasse — noch einen Augenblick, und es herrschte wieder die frühere Stille. „Die Bastille hat sich ergeben," rief Monsieur la Croix, „oder das Militair hat das Volk überwältigt!" Da erdröhnte das Geräusch von Riegeln, die zurückgeschoben, von Thüren, die mit Gewalt gesprengt wurden — und alsbald drangen Stimmen zu ihm, zahlreich, laut, einander übertäubend, als wäre eine Menschenmasse in der höchsten Aufregung. Krampfhaft preßte er seine Hände zusammen, er rückte nicht von der Stelle, er athmete kaum! Fußtritte erklangen näher und näher in Hast, die verschlungenen Gänge des un-

Digitized by Google

terirdischen Theils der Gefängnisse durchschreitend. Ein Lichtstrahl schoß durch das Schlüsselloch in sein Gefängniß. „O gnadenreicher Himmel!“ Das Meer der Sonnenstrahlen, in welchem er sich je gebadet, dünkte ihm dunkel vor dem Glanze dieses kleinen Strahles. Die Riegel fielen! — Das Schloß! — Die Hand der Freiheit warf die schwere, eiserne Thür wie eine Feder zurück in ihre Angeln — der Lichtstrom, womit die Fackeln seiner Befreier Monsieur la Croix überfluthteten, blendete ihn gänzlich. Er vermochte kaum die Gestalt Julians zu unterscheiden, welcher aus der Menge hervorstürzte, seinen fast besinnungslosen Herrn in die Arme schlang und ausrief oder vielmehr schrie:

„Sie ist nieder! — Die Bastille ist nieder!!“

Dr. Friedrich Köhler.

Ein deutscher Baron als König.

Theodor Anton Baron von Neuhof, aus der Grafschaft Mark stammend, wo ehedem sein Geschlecht in großem Ansehn stand, diente in Frankreich, war Secretär des schwedischen Ministers Görz, wurde von diesem zu einer geheimen Sendung nach Spanien gebraucht, wo er die Gunst des Cardinals Alberoni gewann, hielt sich dann in Frankreich wieder und in England und Holland auf und ging endlich nach Korsika, nachdem er in Livorno mit den Häuptern der Korsen zur Zerbrechung des Genuesischen Jochs gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Am 15. April 1736 wurde er als Theodor I. von den Korsen unter freiem Himmel mit einer Krone von wilden Lorbern zum König gekrönt. Das Wappen des neuen Königs bestand aus drei silbernen kleinen Ringen in einem schwarzen Schilde, worüber ein Mohrenkopf, das eigentliche Wappen Korsika's, stand. Als er im Kampfe gegen die Genueser Verlust erlitt, verminderte sich sein Anhang. Um sich Beistand zu suchen, übertrug er nach acht Monaten die Regierung einem Reichsrathe und ging, als Abbé verkleidet, über Livorno und Florenz nach Holland. Nirgends fand er Beistand, wohl aber in London bei allen Großen des Reichs lebhafte Theilnahme. Dort starb er am 11. December 1756 in kümmerlichen Umständen. Seine Grabschrift in der St. Annenkirche zu Westminster lautet:

„Hier liegt Theodor, König von Korsika. Er starb in dieser Parochie am 11. December 1756 nach seiner kurz vorher erfolgten Loslassung aus dem königlichen Bankgefängnisse, und zwar durch Hülfe der Akte der Zahlungsunvermögenheit, nach welcher er sein Königreich Korsika seinen Gläubigern zum Unterpfande verschrieb. Das Grab, der große Lehrer, macht Helden, Bettler, Galeerensklaven und Könige alle gleich; doch Theodor lernte diese Lehre noch vor seinem Tode; das Schicksal schüttete seinen Unterricht noch über sein lebendes Haupt aus; es gewährte ihm ein Königreich und entzog ihm sogar das Brod.“

Dr. Gurlitt.

Feuilleton.

Beim ersten Doctorexamen wurde der berühmte Swift als unmündig abgewiesen. Blos an seinem Eigensinne lag hierbei die Schuld. Er disputirte nicht etwa schlecht; er disputirte gar nicht, ließ sich gar nicht darauf ein. Er erzählte offenherzig, daß er die alten Tractate von Smeglesius u. a. oft angefangen hätte zu lesen, aber nie über drei Seiten hinausgekommen wäre. Seine Lehrer ermahnten ihn, sich ja vorzüglich der Logik zu widmen, weil sie zur Erlangung des Doctorgrades unumgänglich nothwendig wäre. „Was soll ich denn aus jenen Büchern lernen?“ meinte Swift. „Ich bin mit der Portion Vernunft, welche mir der Himmel geschenkt hat, zufrieden und will es der Zeit und Erfahrung überlassen, sie zu stärken, ihr die gehörige Richtung zu geben, und mich nicht der Gefahr aussetzen, sie durch das abgeschmackte System jener Schriftsteller irre zu leiten.“ Beim zweiten Examen wurde er zwar nicht abgewiesen, ihm aber nur ex speciali gratia die Doctorwürde ertheilt. Dieß sollte heißen: aus besonderer Nachsicht; als er aber das Diplom in Irland aufzeigte, nahm man den Ausdruck für eine sehr ehrenvolle Erklärung, als ob man ihm aus besonderer Gunst und Affection, mit auszeichnender Hochachtung die Würde ertheilt hätte. Wie nahe grenzen beide Auslegungen! In welchem Sinne schafft man die meisten Doctoren?

[Königliche Wunder.] Unter die merkwürdigsten Handlungen bei den frühern Krönungsfeierlichkeiten der französischen Könige gehörte die Heilung der dicken Hälse durch bloße Berührung. Der König sprach dabei: „le roi te touche, Dieu te guérise.“

Heinrich IV. von Frankreich wurde durch die pedantische Anrede eines Geistlichen, dem er kurz vor Tische Audienz gab, gelangweilt. Der Pater hatte weit ausgeholt: „Nachdem Hannibal von Karthago abgereist war &c.“ „Aber, mein Pater, fiel Heinrich ein, Hannibal hatte damals gegessen; ich aber bin noch nüchtern.“ So ging er fort.

G ‡.

Charade.

Wenn fern des Meeres grünen Wogen
Mein letztes Sylbenpaar entsteigt,
Und hoch an dem azurnen Bogen
Sich Dir im Prachtgewande zeigt:
Dann grüßt in rosenfarb'nem Glanze
Mein erstes Paar die frohe Welt,
Und Phöbus tritt im Strahlenglanze
Aus seines Himmels Nachtgezelt.
Seit Helios mit seinen Rossen
Der hochbeglückten Welt sich zeigte,
Und Ocean die Erd' umflossen,
Seit Morpheus sich zum Schlummer neigte,
Ward täglich neu ich ausgegossen
Von Thia's Hand, die mich erzeugte.

(H.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 8.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der Nachen.

Ein Nachen gleitet beim Mondlichtschein
Durch schilfiges Ufer und felsigten Stein.

Die Bäume, umschwanket vom Zwitterlicht,
Umkreisen mit Schatten die Felsburg dicht.

Den Spiegel der Fluth, das Ufer, die Höhn
Durchziehet leis lispelndes magisches Wehn.

Und drinnen im Nachen, da steht eine Maid,
Sie richtet die Blicke bald nah und bald weit.

Sie fähret wohl zum Markt in die große Stadt,
Ihr Herz keine andere Sehnsucht noch hat.

Und neben ihr koset ein Bursche so warm
Mit trautestem Schätzchen am Herzen, im Arm.

Sie schaun nicht empor in die zaubrische Nacht,
Auf Lieben und Küssen allein nur bedacht.

Und ihnen zur Seite ein Wandersmann
Späht kühn zu der schimmernden Burg hinan;

Mißt ihre vergangenen Jahre zurück,
Und misset sein Wandern und wäget sein Glück.

Und Einer noch sinnend zur Seite ihm sitzt,
Das thränende Haupt in die Rechte gestützt.

Er fühlt nicht mehr Frohsinn, nicht Wandererslust,
Und ach! doch auch ruht ihm kein Lieb an der Brust.

So wecket die Ruhe im Nachen kein Wort,
Mit Knarren nur lenkt ihn der Steuermann fort.

Der Alte lehnt sicher an Schiffesrand,
Den Blick nicht zum Mägdlein, zum Mond nicht gewandt.

Er achtet des Windes allein und der Fluth,
Sein Fahrzeug nur gilt ihm noch Liebe und Gut.

Doch Keiner empfindet des Anderen Sinn —
So schwebet der Nachen durch's Zwielicht dahin.

Ch. G. Ernst am Ende.

Historische Schilderungen.

1. König Heinrich VIII. von England und seine Gemahlin, Katharina von Aragonien.

(Fortsetzung.)

Zu anderer Zeit haben Ehesachen beigetragen, das Papstthum zu heben und zu kräftigen. Ein dazu dienliches Factum war z. B. Lothars, Königs von Lothringen, Kaiser Ludwigs II. Bruders, Ehesache. Lothar hatte lange mit seiner Gemahlin Teutberg zusammengelebt: da sah er ein schönes Mädchen, Wallrade, die um keinen andern Preis das Bette mit ihm theilen wollte, als wenn sie auf den Thron erhoben würde. Lothar stimmte seine Bischöfe, daß sie auf einer zu haltenden Synode in die Scheidung von Teutberg willigten. Als diese sich öffentlich prostituirt sah, erklärte sie, sich nicht zu fügen. Lothar dachte sich ganz sicher und wendete sich an den Papst Nikolaus I.; dieser aber that die Bischöfe von Köln und Trier in den Bann; Lothar mußte am Ende seine Anhänger und die Bischöfe, die ihm zu seinem Mädchen verholfen hatten, dem Papste preisgeben. Von der Zeit an mischten sich die Päpste in die Ehehändel der Könige, und dabei wurden Dinge aus ihrem Ehebette aktenmäßig, die man dem Leser nicht wiedererzählen kann. — Heinrichs VIII. Ehesache diente nicht, wie andere frühere, zur Hebung, sondern zur Schwächung der Papstmacht. Vergebens suchte man in Rom den hastig verliebten König durch alle Kunst des ermüdenden Kanzleiceremoniels hinzuhalten; vergebens schlug man ihm die Erlaubniß zur Bigamie vor — ein Rath, den auch Melanchthon auf Befragen gegeben haben soll: Heinrich und Wolsey wollten nicht von der Scheidung abgehen und hatten dabei die Zustimmung eines großen Theils der Landesbischöfe. Als Heinrich und Katharina vor der in dieser Angele-

Digitized by Google

genheit niedergesetzten Commission erschienen, that sie vor ihm einen Fußfall, gestand, daß sie sich nicht bewußt wäre, während der zwanzigjährigen Ehe ihn beleidigt zu haben, und daß sie sich wundern müßte, warum man die Nullität der Ehe nicht eher aufgestochen hätte. Der König gab selbst ihrer Treue und ihrem Gehorsam das beste Zeugniß, blieb aber bei seinem Vorsatze. Da protestirte sie wider die Richter, verneigte sich vor ihrem Gemahle, trat ab und erschien auf keine Citation mehr. Auf einer Reise machte Heinrich die Bekanntschaft Dr. Thom. Cranmers, Professors in Cambrige, welcher vorschlug, die Urtheile der berühmtesten Männer auf den bekanntesten Universitäten einzuholen. Dieß war der Grund zu Cranmers Erhebung, an welche sich Wolsey's Fall anschloß. Den Fleischerssohn Wolsey, an dessen Abkunft man sich bei seinen Bluturtheilen jedes Mal erinnerte, der mit dem Könige im Cabinet arbeitete und mit ihm den Thomas von Aquino las, ihn in den ernstesten Staatsangelegenheiten klüglich leitete und mit ihm scherzte, ohne den sein Herr nicht leben konnte — ihn traf doch die königliche Ungnade, verstärkt durch die Angriffe und Beschuldigungen seiner nun offen hervortretenden Feinde. In den Zeiten seiner Größe reichten ihm Herzöge und Grafen Serviette und Wasser, und die Messe hielt er mit eben dem Pomp, wie der Papst selbst. Kaiser Karl und Franz I. von Frankreich schmeichelten ihm eine Zeitlang mehr, als dem englischen Könige selbst, weil sie wußten, daß dieser von ihm geleitet wurde. Sterbend (1530) beklagte Wolsey, weniger die Gnade Gottes, als das Wohlgefallen des Fürsten erstrebt zu haben. Heinrich beschuldigte den Gefallenen, vorher gewußt zu haben, daß es mit der Scheidung nicht so schnell und leicht gehen würde, und in geheimer Correspondenz mit Rom gestanden zu haben. Im nächsten Parlamente nach Wolsey's Falle 1529 (denn seit sieben Jahren hatte dieser die Berufung des Parlaments zu hintertreiben gewußt) brachte das Unterhaus Klagen und Reformvorschläge wegen des Klerus an, und obgleich die Bischöfe des Oberhauses darin Ketzerei fanden, wollte doch der König die Sache in Erwägung gezogen wissen. Aus Dankbarkeit dafür tilgte das Volk ihm seine Schulden. Im Jahre 1530 trug er Cranmer auf, für die Ehescheidung ein Buch abzufassen. Die in- und ausländischen Universitäten sprachen meist nach dem Sinne des Königs, und dieser wendete sich hierauf abermals mit seinem Gesuche an den Papst, und zwar mit Andeutung des Abfalls, wenn ihm nicht gewillfahrt würde; denn reif war jetzt der Gedanke in ihm, sich zum Oberhaupte der Kirche seines Landes zu machen, in England Papst zu sein. Zu gleicher Zeit bedrohte er die Landesgeistlichkeit mit einer Reform und mit der schon gegen Wolsey erhobenen Anklage, gegen das Statut Praemunire facies gehandelt zu haben. Dieses rührte aus Richards II. Zeit her, als die Päpste es in England mit den Investituren und Benefizien fast auf deutschen Fuß gebracht hatten; es sollte also gegen die römischen Uebergriffe schützen. Der Klerus wußte, wie Jedermann, was Heinrich zu thun im Stande war, wenn er einmal wollte; deßhalb brachte er große Summen als Geschenk für ihn zusammen und legte ihm in der Adresse den Titel eines **Oberhauptes der englischen Kirche** (Supremacy) bei.

(Fortsetzung folgt.)

Chadischah.

(Fortsetzung.)

„Das Weib hat nun noch mancherlei so verworren Unglaubliches gesprochen — begann jetzt Zaide — daß man, sie hörend, einen Meinun (Wahnsinnigen) reden zu hören geglaubt, zumal da sie auch die Begeisterung eines Meinun gehabt. Nachdem ihr der Knabe sei anvertraut worden, erzählt sie Fatimen, seien auf dem Wege nach ihrer Heimath das Gras der Wiesen und das Laub der Bäume ihr frischer erschienen, und die Steine unter ihren Füßen haben nicht mehr gebrannt. In der Heimath ihres Stammes endlich angekommen, verjüngte mit ihrem Einzuge sich die Erde, und die bange Hungersnoth hatte ein Ende. Felder und Bäume wurden bald mit gesegneten Früchten bedeckt, und eine fette Heerde weidete auf den Triften, deren karger Boden noch kurz zuvor dem kranken Vieh keine Nahrung gegeben. Als dieses die Saadienser, Hatimens Landsleute, erkannten, gewannen sie das Kind sehr lieb, vorzüglich, da sie eine wunderthätige Kraft an ihm bemerkten und sahen, wie die Berührung seiner kleinen Hand die Kranken gesund mache. Aber es gingen noch mehr Wunder von dem Kinde aus, und seine Macht schien besonders durch **Liebe** und **Gehorsam** aller Thiere sich beglaubigen zu wollen. Als er einst die Schafe seiner Amme einsam im Thale hüthete, kam ein Löwe und legte mit dem Schweife wedelnd seinen Kopf zu Mohammeds Füßen, und auf den Befehl des Knaben, wieder zu gehen, entfernte er sich alsbald."

„Wie die Thiere des Waldes und der Wüste — sprach Chadischah leise, aber mit leuchtenden Blicken — so fühlen auch die Menschen sich gedrungen, ihn zu ehren und zu lieben, und mir scheint, als stehe das Gebot des Gehorsams auf seiner strahlenden Stirn geschrieben." —

„Höre nun weiter" — sprach Zuleima mit Begierde, das noch zu Berichtende der Herrin verkünden zu wollen — „höre und zweifle nicht an dem, was Hatima bei dem Bart ihres Vaters beschwört. Eines Tages kamen die beiden Hirtenknaben, die mit Mohammed im Thale die Schafe weideten, mit kläglichem Geschrei zu Hatima gelaufen und erzählten, wie zwei große Männer den Knaben auf einen Berg geführt, ihn zur Erde niedergeworfen, den Leib ihm aufgeschnitten und das Herz

Digitized by Google

herausgenommen. Als nun aber die Amme, das Schwert des Entsetzens in der Brust, von allen Nachbarn und Freunden begleitet, nach dem Berge gelaufen, fand man Mohammed gesund bei seinen Schafen, und sein Antlitz strahlte wie das Licht der Sonne. Hatima aber, die die Erzähler der wundersamen Mähr als Lügner bestrafen wollte, ward von Mohammed daran gehindert, und ihre Aussage von ihm bestätigt. Zwei starke Jünglinge — so erzählte der Knabe — haben ihm den Leib geöffnet und aus dem Herzen einen schwarzen Blutstropfen, die angeborene Quelle des Bösen, entfernt. Dann haben sie sein Herz gewaschen, es wieder an seine Stelle gethan und mit einem hellglänzenden Siegel ein Zeichen ihm aufgedrückt. Darauf sei er in eine Waage gelegt, zuerst mit zehn Arabern, dann mit zwanzig und endlich mit Allen gewogen worden — aber Alle hat er sie überwogen, und die Jünglinge sind, ihm eine glückliche Zukunft verheißend, wieder verschwunden." —

„Alle hat er sie überwogen!" — wiederholte Chadischah feierlich, und ihre Arme über der Brust kreuzend, sank das Haupt auf den Busen herab und wie sie es wieder erhob, strahlte ihr Auge wie in Verklärung.

„Aber es kommen nun auch der Zeichen und Wunder gar drohender Art" — erzählte jetzt wieder Zaide — „und es gefalle den Göttern, ihr heiliges Haus zu beschützen. Als Mohammed größer geworden, — hat die Amme Fatimen erzählt — brachte sie den Knaben wieder nach Mekka in das Haus seines Großvaters zurück. Unterwegs traf sie einen alten, in geheimer Wissenschaft kundigen Mann, einen Seher, vom Volke hoch in Ehren gehalten und befragt bei zweifelhaften Zeichen der Sterne und des Naturreichs. Als Hatima mit dem Kinde auf dem Kameel daher gezogen kam, fiel der Mann halb todt zur Erde nieder, und als er sich wieder erholt, reizte er mit ungestümen Worten seine Gefährten an, das Weib mit dem Kinde zu erschlagen, denn von ihm, so schrie er, werde großes Verderben über Götter und Menschen kommen. Da sie nun aber thun wollten, wie der Zeichendeuter gebot, und ihre Hände nach Hatimen und dem Knaben ausstreckten, floh das Kameel gleich einem gestachelten Rosse und war bald den Augen seiner Verfolger entschwunden. Aber das ist noch nicht Alles — sprach Zaide, als sie sah, daß Chadischah ihre Rede unterbrechen wollte, mit Hast — höre, wie Hatima weiter berichtet. Einst, als sie nun bei ihrem Pflegsohn in Mekka verweilend, ihn im Garten seines Großvaters allein gelassen, schreckte ein lautes Geschrei sie auf. Sie eilte dahin zurück, wo sie den Knaben verlassen, und als sie ihn nicht fand, zerriß sie ihre Kleider, zerfleischte das Gesicht und wollte von der Anhöhe, die sie ihn zu erspähen erstiegen, sich herabstürzen. Da aber geschah es, daß ein alter Mann zu ihr trat; er suchte sie zu beruhigen und versprach, den Verlorenen ihr zu zeigen. Nun führte er die Klagende in die Kaaba und rief laut Mohammed's Namen. Da — o Schrecken und Wunder! — stürzten die Bildsäulen der Götter bei dem Schalle von Mohammed's Namen mit dem Antlitz zu Boden, und Hatima hörte eine Stimme, die ihr zurief und den Weg andeutete, um den Verlorenen zu finden. Nun ging sie in Begleitung Abdel Motalleb's siebenmal um die Kaaba, und sie fanden den Knaben unter dem Baume Mansa sitzen und sahen, wie der Baum seine Zweige herabbog und die schönsten seiner Früchte in den Schooß des Kindes streuete. Auf die Frage aber, wie er dahin gekommen, antwortete Mohammed, daß ein weißer Lichtgeist ihn hierher geführt."

Bei den Worten: „es stürzten die Bildsäulen der Götter bei dem Schalle von Mohammed's Namen" — war Chadischah von den Kissen, auf denen sie bisher gelegen, aufgesprungen, und ihre Stirn in die Hände drückend, ging sie heftig in dem Gemache auf und ab. Die beiden Frauen blickten mit allen Zeichen des Staunens einander an, und es war in diesen Augenblicken allseitiger Spannung nicht bemerkt worden, daß der Vorhang sich leise geöffnet und Waraka, Chadischah's blinder Oheim, ein siebenzigjähriger Greis, in das Gemach getreten, aber Zaiden's Erzählung lauschend, am Eingange stehen geblieben war. Mit rascher Ehrerbietung erhoben sich nun die Frauen, warfen ihre Schleier über und verließen auf einen Wink Chadischah's, die, auf ihren Oheim zueilend, den Greis zu den Polstern geführt — die Arme über die Brust gekreuzt mit tiefer Beugung des Hauptes das Gemach.

„Deine Seele ist umnachtet und in dem Garne des Kummers und der Zweifel gefangen — begann der Greis, und seine zitternden Hände ruhten segnend auf Chadischah's Stirn. — Aber fasse Muth, o Tochter — fuhr er mit Innigkeit zu sprechen fort — fasse Muth und vertraue dem Wesen, das die Sonne, den Mond und die Sterne um sein Haupt kreisen und die Quellen fließen läßt, denn Deine Seele ist rein wie der junge Thau, und Dein Gedanke nimmt den Flug des Adlers, wo doch Dein Gemüth das eines Kindes ist."

„O mein Vater, denn Du hast mir erlaubt, Dich so zu nennen — rief Chadischah — es ist eine schwüle Mittagsangst in meinem Herzen, und doch bin ich keines Verbrechens mir bewußt. Aber was mein Unglück macht, ist, daß ich nicht mehr voll Vertrauen und Ergebung zu den Göttern beten, daß ich nicht mehr ihrem Schutze mit Zuversicht meine Zukunft vertrauen und mein Herz ihnen öffnen kann. Zu wem, o mein Vater, soll ich mein Gebet erheben, wen anflehen, und wie aus den dreihundert und sechszig Göttern, die im Innern der neu erbauten Kaaba aufgestellt sind, soll ich den rechten, den einigen Gott herausfinden? Denn es sagt mir mein Herz, daß es nur ein so vollkommenes, nur ein so mächtiges Wesen geben kann, als der Gott es sein muß, der den Himmel und die Erde geschaffen. Was würde sonst auch aus diesem Himmel und

Digitized by Google

dieser Erde, was würde aus den Menschen, was aus dem Pflanzen- und Thierreich, wenn zwei, zehn und noch mehr einander vielleicht entgegenarbeitende Gewalten thätig wären in dem Luftkreis, den Gestirnen und Elementen? — Welcher aber nun von diesen Göttern wird eines Tages reden und sich bethätigen? Welcher wird Zeichen und Wunder geben, daß er es ist, dem die alleinige Verehrung gebühre, und daß weder die Sonne, noch der Sirius, noch die Venus der Anbetung würdig sei? — Was aber ist das und wie soll ich mir es deuten, daß ein Jeder sein eigenes Götterbild mit eigenem Namen nennt, es aufstellt, tanzend umkreist und ohne daß der Zorn des wahren Gottes mit seinen Donnern dareinschlägt, die Opfer, die sie bringen, mit unzüchtigen Gebräuchen und schamloser Kleidung darbringen? Denn so nackt, wie ihre Götter, treten gar oft die Betenden vor ihre geschändeten Altäre, und ich kann, o ich kann zu diesen Göttern nicht mehr beten, kann diesen Opfern nicht mehr beiwohnen — der wahre alleinige Gott möge die schwere Schuld mir verzeihen!" —

(Fortsetzung folgt.)

Furcht des Volks vor dem brandenburger Raubadel.

„Vor Köferitze und Lüderitze, vor Krachte und vor Itzenblitze bewahr' uns lieber Herre Gott!" So sprach man und schlug ein Kreuz dabei noch zu Anfange des 16. Jahrhunderts. Zwar hatten die Fürsten den Städten das Recht gegeben, alle auf der That ertappte Straßenräuber ohne Ansehn der Person sogleich zu strafen, und dadurch war den Räubereien Einhalt gethan worden; aber als Kurfürst Joachim I. zur Regierung kam 1499 (geb. 1484), glaubte man, die Jugend des Fürsten benutzen zu können, und fing das Rauben von Neuem an. Selbst am Hofe des Kurfürsten waren mehrere seiner Kammerherren, die zwar am Tage ihrer Verrichtungen wegen zugegen waren, aber vom Abende an bis zum frühen Morgen raubten und plünderten. Einer derselben, von Lindenberg, ein Liebling des Kurfürsten, wurde von einem Kaufmann, den er bei Elsholz, unweit Belitz, überfallen und gebunden in einen Graben geworfen hatte, den aber mitleidige Vorübergehende befreiten, bei Joachim selbst verklagt und sogleich mit dem Tode bestraft. Dieß erweckte den Zorn des Adels. Ein Herr v. Otterstedt, der gleiches Schicksal befürchtete, schrieb an die Thüre des kurfürstlichen Schlafzimmers: „Jochimken, Jochimken, höde dy! Wo wy dy krygen, hangen wy dy." Er verschwor sich mit noch andern Adligen, und sie lauerten dem Kurfürsten bei der Jagd in der Köpeniker Heide auf, um ihn zu tödten. Ein Bauer wußte davon und benachrichtigte einen kurfürstlichen Minister über die drohende Gefahr; Joachim, gewarnt, ritt mit einer starken Bedeckung aus, nahm den Anführer der Verschwornen gefangen, ließ ihm den Kopf abschlagen und diesen auf eine eiserne Stange über dem Köpeniker Thore in Köln aufhängen. In einem Jahre waren unter 70 hingerichteten Räubern 40 vom Adel. Man beschwerte sich deßhalb bei Joachims Vetter, Friedrich von Anspach. Auf dessen an ihn wegen der Sache gerichteten Brief antwortete er: „Ich habe kein adliges Blut vergossen. Schelme waren es und Mörder, die ich nach Verdienst bestrafte. Wären sie wahre Edelleute gewesen, so hätten sie edle Thaten gethan und nicht ihre Ehre in der Schande gesucht."

Dr. Gurlitt.

Feuilleton.

[Graf Rudolf von Habsburg.] Der Priester, welchen Rudolf mit dem Sakrament durch einen angeschwellenen Bach behindert antraf, ward nachher Kaplan bei Erzbischof Werner von Mainz und hat ohne Zweifel nicht versäumt, bei dem Erzbischofe die gute Meinung, die Werner schon von Rudolf hatte, zu befestigen. Werner war's nämlich, der die Kaiserwahl auf Rudolf lenkte, weil dieser ihm bei einer Reise nach Rom von Straßburg aus bis über die Alpen sicheres Geleit gab und bei der Rückkehr mit großer Devotion ihn in der Habsburg aufnahm. „Ich will Gott bitten, sprach damals Werner, daß er mich so lange leben läßt, bis ich Euch diesen Liebesdienst werde vergolten haben." — Als die Botschaft von der Erwählung Rudolfs in Basel anlangte, vor welcher Stadt er eben mit einem Heere lag, rief der Bischof von Basel, Otto von Granson, voll Schreck: „Nun sitz fest, lieber Herr Gott, auf deinem Thron, sonst wirft dich Rudolf herunter!" Rudolf stand nämlich damals den Adligen des dortigen Stifts gegen den Bischof bei.

G t.

[Wörtliche Uebersetzung.] Den Martialischen Spruch: „Fortunam qui ferre nequit, commercia vitet" übersetzte ein Dichter zu Anfange des 18. Jahrhunderts mit folgenden Worten:

„Wer Glück und Unglück nicht leiden kann,
„Der ziehe Sporn und Stiefeln an,
„Sitz auf ein Esel und reit' davon,
„Und leb' im Wald auf sein Raison."

Deutlichkeit geht über Alles!

[Duprez und Rossini.] Der französische Tenorist Duprez traf vor Kurzem Rossini in einer musikalischen Abendunterhaltung. „Warum, redete er voll Selbstbewußtsein den Meister von Pesaro an, warum haben Sie noch keine Oper für mich geschrieben?" „Das ist sehr natürlich, erwiederte Rossini, ich bin zu früh gekommen, und Sie zu spät."

E. v. L.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeiz.

Nebst Literatur- und Intelligenzblatt Nr. 2.

Digitized by Google

Literaturblatt
zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 2. 1844.

Literatur.

Vier Documente aus römischen Archiven. Ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus vor, während und nach der Reformation. Lpz. Hahn'sche Verlagsbchhdlg. 1843. VIII u. 130 S.

Drei Documente sind aus der Vaticanischen Bibliothek, eins aus dem Archiv Barberini. Das erste ist der in lateinischer Sprache abgefaßte Inquisitionsprozeß gegen die Wahnbrüder (fratricelli de opinione), welche durch dieses Actenstück zur Kenntniß des Historikers zum ersten Male gelangen. Sie ähneln den Sekten des frühern Mittelalters im südlichen Frankreich und wurden in der anconitanischen Mark und der angrenzenden Romagna, auch in der Campagna di Roma und in Rom selbst zerstreut gefunden. Es wurde gegen sie 1466 unter Paul II. in der Engelsburg inquirirt, nachdem man mehrere zu Assisi gefangen genommen hatte. Sie waren Geistliche (Mönche) und Laien, auch Frauen darunter, manche in diesen Ansichten auferzogen, und wenn manche Familien bis zu den Urgroßältern zurück der Sekte anhingen, so sieht man daraus, daß diese lange bestand. Ihr Bischof, Nicolaus de Massaro, war vierzig Jahre dabei. Aus den Aussagen des Bruder Bernardus de Pergamo ersieht man, daß Wahnbrüder auch in Griechenland waren. Um 1426 war eine Spaltung in der Sekte dadurch herbeigeführt worden, daß das Haupt, als seine dreijährige Amtszeit abgelaufen war, nicht niederlegen wollte; ein Theil wählte deßhalb ein neues Haupt, während der andere unter dem vorigen blieb. Aber beide waren in ihren Ansichten und Gebräuchen einander gleich, und diese waren: Papst Johann XXII. war ein Ketzer, weil er Christi Armuth in den IV constitutionibus leugnete; desgleichen alle folgende Päpste, weil sie ihn nicht widerlegt haben; von Johann XXII. an sind die Päbste bis zu den untern Klerikern herab für excommunicirt zu erachten; die Fratricellen machen die rechte Kirche aus; sie wählen sich einen Papst und weihen Bischöfe, Priester und andere Kleriker; sie verwalten Sacramente; bei der Weihe eines Bischofs müssen, wenn die Noth es nicht hindert, drei Bischöfe gegenwärtig sein; die katholische Geistlichkeit darf keine Reichthümer besitzen; die Absolution, die ein gottloser Priester giebt, gilt nicht; sie, die Wahnbrüder sind die „Armen Christi und die Nachfolger der Apostel;" wer mit ihnen nicht übereinstimmt, ist ein wahrer Ketzer. Aus dem Verhöre ergiebt sich noch, daß einige Weiber Beichte gehört haben bei kranken Weibern, doch ohne zu absolviren. Bei den Inquisiten wurde die Tortur angewendet, woraus sich ihre Bereitwilligkeit erklärt, dem Irrthume zu entsagen, und zugleich das Geständniß gewisser Greuel, die bei ihren Zusammenkünften verübt worden sein sollten. Es ist bekannt, daß die meisten religiösen Sekten in puncto sexti beschuldigt worden sind, und manche nicht ohne Grund, wie die Mucker; denn die Extreme berühren sich; religiöse Ueberspannung des Gefühls schlägt in Grobsinnlichkeit um. Manchem Conventikel ist es schon nachgesagt worden, daß nach beendigtem Gottesdienste die Lichter ausgelöscht würden; das Andere, was folgen soll, denke man hinzu. Dieselbe Beschuldigung kommt in dem Prozesse der Wahnbrüder vor, wo vom Barrilottum, wie's genannt wird, die Rede ist. Sie sollen, wenn der Gottesdienst zu Ende war, gerufen haben: „Stegni la lucerna, ave, vado ad vitam eternam, alleluja, alleluja, amen. Ciascuno se pigli la sua." — Antonius de Sacco, ein Glied dieser Sekte, welcher sehr beharrlich sich zeigte und bittere Dinge zu sagen wagte, z. B. der Folterknecht hätte mehr Recht, zu lösen und zu binden, als ein katholischer Priester — dieser hat zweimal das ihm durch die Folterqual abgepreßte Geständniß vom Barrilottum widerrufen, auch dann noch, als er bekannte, er erkenne die Irrthümer seiner Sekte. Ein anderes ausgepreßtes Geständniß, wovon Jener aber auch Nichts wußte, war, daß sie von Zeit zu Zeit eins der im Barrilottum erzeugten Kinder im Kreise, den sie um ein Feuer schlössen, von Hand zu Hand sackten, bis es stürbe, dann rösteten, pulverisirten, mit Wein den Staub vermischten und beim Abendmahle im Kelche gäben. Das, woran die Sekte hielt, fand man bei ihr in einem kleinen Buche zusammengestellt. — Das zweite Aktenstück, italienisch, ist eine Relation eines römischen Bischofs, welcher an den Religionsangelegenheiten in Deutschland zur Zeit der Reformation Theil nahm, betreffend die auf dem tridentinischen Concil behandelten streitigen Glaubensartikel. — Das dritte Aktenstück, von einem Dominikaner 1558 lateinisch verfaßt, spricht sich frei über die Gebrechen der Klöster Oberdeutschlands aus. „Es ist ein Wunder, daß uns nicht schon längst die Hölle verschlungen hat," bekennt er. Dann schlägt er Heilmittel vor. Wo er von den Verderbnissen redet, spricht er sich auch über die Musik also aus: „Man kann es auch kaum glauben, wie viel Unheil Einigen die Musik bringt, welche, indem sie nicht der Herzensandacht, sondern dem Ohrenkitzel dienen, mit Verlassung des ernsten Tones, den wir im Chor haben, in weibischer Modulation der Stimmen schwelgen und durch solche Mannigfaltigkeit die Seele so gefangen nehmen, daß sie nie, oder selten zu ernstem Nachdenken geschickt wird." — Das vierte Aktenstück ist ein 1598 gefertigtes Namenverzeichniß von ketzerischen Parochien und Personen der Diöcese Geben (Gebennes), welche wieder mit der katholischen Kirche vereinigt wurden. Ref. hat 62 Parochien und 2479 Personen in denselben gezählt. Für die aus jener Gegend stammenden französischen Familien dürfte die Einsicht des Registers vielleicht nicht ohne Interesse sein. —

G‡.

Anleitung zur chemischen Untersuchung des Bodens für Landwirthe. Von Freiherrn von Babo. — Frankfurt a. M., Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner, 1843. (8. IV und 133 Seiten.)

Eine Schrift, wofür man dem bereits in der landwirthschaftlichen Literatur recht vortheilhaft bekannten Herrn Verfasser nur dankbar sein kann. Er betrat mit derselben ein Gebiet, das später noch viel fleißiger von unsern denkenden Landwirthen angebaut werden wird, als es bis dahin der Fall war. Dies wird Jedem klar werden, der wie Herr

Digitized by Google

von Babo in den Fall kömmt, einige genauere Bodenuntersuchungen anstellen zu müssen. „Während" — sagt Derselbe im Vorwort — „die von Chemikern entworfenen Vorschriften so eingerichtet sind, daß sie nur von Solchen verstanden werden, die in dieser Wissenschaft selbst Uebung und Erfahrung haben, sind dagegen die sogenannten populairen Anleitungen für den Landwirth ꝛc. gewöhnlich nur Producte der Buchmacherei, und geben keinen nähern Aufschluß. Die in Dr. Carl Sprengel's „Bodenkunde" befindliche Anleitung zur chemischen Untersuchung des Bodens ist, bei der verdienstlichsten Genauigkeit, für die meisten Fälle zu ausführlich und ausgedehnt, und um den Gang der angegebenen Untersuchungsweise nach Gefallen und Zweck abzukürzen, sind ebenfalls wieder mehr als gewöhnliche Kenntnisse in der Chemie erforderlich."

Freiherr von Babo nun, der zwar Landwirth, aber kein Chemiker ist, suchte einen einfacheren Weg zur Untersuchung des Bodens zu ermitteln, der bei kürzerer und leichterer Arbeit dennoch zu einigermaßen sicheren Resultaten führen dürfte. Theils wandte er dabei Erkundigungen bei Chemikern, theils Selbstprobiren an. Auch gute Schriften, besonders die schon erwähnte von Sprengel, wurden von ihm zu Rathe gezogen. So lieferte er unsern Landwirthen ein Buch, das von allen Denen, welche diesem wichtigen Gegenstande ihre Achtsamkeit zuwenden, gewiß mit wahrem Vortheil gelesen und benutzt werden wird.

Die Frage: „In wiefern der Boden mit seinen verschiedenen Bestandtheilen an der Ernährung der darauf wachsenden Pflanzen Antheil nimmt oder nicht?" ist gewiß eine der wichtigsten, welche dem gebildeten Landwirthe zu beantworten bleibt. Um so wichtiger ist gerade diese Frage dem Landwirthe, als er nur bei richtiger Beantwortung derselben, und nach Erforschung aller darauf Bezug habenden Verhältnisse im Stande ist, sowohl das ihm zu Gebote stehende Land zweckmäßig und nachhaltig zu verbessern, als auch der seitherigen, von Niemand zu widersprechenden argen Düngerverschwendung kräftig entgegen zu wirken.

Zuerst bespricht der geehrte Verfasser in vorliegendem Buche die zur Erduntersuchung nöthigen Gefäße, Reagenzien und sonstigen Erfordernisse, und zwar a) über die zur Arbeit nothwendigen Geräthschaften, b) über die verschiedenen vorzunehmenden Arbeiten und c) über die zur Arbeit nothwendigen Reagenzien. Bei der Untersuchung des Bodens sieht er erstlich auf dessen physikalische Eigenschaften, zweitens auf dessen chemische Bestandtheile. Auch giebt er Anleitung zur Specialuntersuchung einzelner Bodenbestandtheile (S. 65 ff.). Interessant ist die Abhandlung über die Bestandtheile der wichtigsten Culturpflanzen, und sehr schätzbar die „Tabelle über die vorzüglichsten in den Culturpflanzen enthaltenen Bestandtheile." Durch letztere wird es dem denkenden Landwirthe leicht, auch ohne voraus angestellte, oft kostspielige Proben die Tauglichkeit eines Bodens zu dem Bau bestimmter Pflanzen zu erkennen, sowie derselbe auch Bodenarten, welche hierzu nicht taugen, wenn es nothwendig ist, oft mit ganz geringen Kosten zu gewissen Culturzwecken geschickt machen kann.

„Vielleicht wird später einmal" — sagt der Verfasser zum Schluß — „diese äußerst interessante Materie mit wissenschaftlichem Scharfsinne weiter ausgebildet werden, und wenn wir hierzu durch unsere Anregung etwas beigetragen haben sollten, so ist die Absicht dieser Schrift vollkommen erreicht." — Wir wünschen und glauben es.

Adolph Hofmeister.

Leyerklänge aus Tyrol von A. G. von Lindenburg. Stuttgart bei Ebner und Seubert 1843.

Meistentheils harmlose Naturschilderungen in der Weise Matthison's, Salis', wohl auch Hölty's; zum Theil recht ansprechend, zum Theil von einer für unsre Zeit nicht mehr genießbaren Sentimentalität durchdrungen. Das Bestreben, die Natur und die ländliche Einfachheit recht treu wieder zu geben, verleitet den Dichter bisweilen zu Seltsamkeiten, wie z. B.

Mit dem Stier
Vor der Thür
Hält der Ochsenbub';
Und die muntern Sennerinnen
Drehn und spinnen
In der warmen Stub'.
Durch den Wald,
Daß es schallt,
Ziehet laut die Jagd.
Dürre Tannenäste flammen;
Eng zusammen
Rücken Knecht und Magd. (Wintergemälde p. 50.)

Die Balladen und Romanzen, deren sich viele finden, behandeln mitunter gar zu unbedeutende oder unpoetische Stoffe, als daß sie eine sonderliche Theilnahme erwecken könnten. Wenn aber dazu noch eine alles Schwunges entbehrende Darstellung, eine gegen die ersten Regeln der Prosodie verstoßende Sprache kommt, so dürfte es kein ungerechtes Urtheil sein, wenn man dem Dichter jeden Beruf zu dieser Gattung von Gedichten abspräche. Oder ist Folgendes etwas Andres als übel versificirte Prosa?

Es brachte jedoch dieses blut'ge Beginnen
Dem Mörder, wie immer, nur Unglück und Schand'.
Gequält vom Gewissen, gehaßt, halb von Sinnen,
Verließ er des Nachts plötzlich Stammschloß und Land
Und floh in die Fremde verachtet hinaus;
Mit ihm erlosch schmachvoll sein mächtiges Haus. (p. 11.)

In der Beschreibung eines Kampfes zwischen zwei Rittern heißt es:

Jetzt ersah an dem Gekröse
Sonnenberg zum ersten Mal'
Seines Widersachers Blöße;
Ihn durchfuhr ein Hoffnungsstrahl.

Solche Mängel in Sprache oder Darstellung, wie die angeführten Proben enthalten, sind nicht etwa nur hier und da, sondern in sehr vielen Romanzen zu finden, was am unangenehmsten da hervortritt, wo der Dichter durch die Wahl seines Stoffes selbst zu Vergleichungen aufgefordert hat, wie z. B. in der schon oft und meisterhaft behandelten Sage vom Erzherzog Maximilian auf der Martinswand; noch mehr in dem Gedichte: Der König und der Sänger, welches nichts Andres ist, als eine sehr matte Reproduction des Göthe'schen „Was hör' ich draußen vor dem Thor, was auf der Brücke schallen?"

Man kann es demnach nur bedauern, daß der Verfasser der besprochenen Gedichtsammlung nicht lieber bei der anspruchslosen Naturschilderung oder dem leichten lyrischen Ergusse verblieben ist. Denn wenn auch keineswegs originell, wie jeder in Matthison und Salis Belesener leicht erkennen wird, weiß doch der Verfasser das Aeußerliche der Natur, ihrer Formen, Veränderungen u. s. w. recht ansprechend aufzufassen und dem Leser nahezubringen, und in seinen lyrischen Gedichten spricht sich zuweilen ein so wohlwollender Sinn, eine solche Reinheit des Gefühls aus, daß man etwaige Plattheiten recht gern übersieht und sich der Erwartung hingiebt, der Dichter würde bei gehöriger Concentration seiner Gaben hier noch manches Erfreuliche leisten können. Wir weisen hierbei vor Allem auf die in Sonette gefaßten „Bilder aus der biblischen Geschichte" hin, wo sich nicht nur Beherrschung der dichteri-

Digitized by Google

schen Form, sondern auch poetisches Eindringen in den Gehalt des biblischen Wortes offenbart. **A. B.**

Bifolien. Von Joh. Gabriel Seidl. Dritte verbess., vermehrte und mit des Verf. Bildniß u. Facsimile versehene Aufl. Wien, Pfautsch u. Comp. 1843. 382 S. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

J. G. Seidl (geb. zu Wien 1804, j. Custos des Münz- und Antikencabinets daselbst), unter den österreichischen Lyrikern einer der trefflichsten und jedenfalls der productivste, begründete zuerst seinen Ruf als Lyriker durch seine im J. 1826 erschienenen „Dichtungen" (3 Bde. 1826—28). Seit jener Zeit hat uns der gemüthliche Dichter mit zahlreichen Gaben der Poesie und der Prosa beschenkt und hat er immer mehr Eingang selbst in den Herzen des Volkes gewonnen. Oben an stehen unter seinen Poesien jedenfalls seine herrlichen „Bifolien," welche zu dem Schönsten gehören, was die neuere Lyrik zu Tage gefördert hat. Eine frische, heitere Weltanschauung, die nur zuweilen durch eine melancholische Stimmung verdüstert wird, ergötzliche Naivität, edle Einfachheit, großer Reichthum an zarten Bildern, Keuschheit des Geschmacks und Gefühls, tiefe, oft rührende Empfindung und im Ganzen eine melodische Sprache und Wohllaut des Verses, — sind die Eigenschaften, wodurch Seidl als ächt österreichischer Dichter sich auszeichnet. Die tiefer gehende Gedankenwelt und der phantasiereichere Flug eines Lenau und Anast. Grün gehen ihm zwar ab; aber gerade die Leichtfaßlichkeit der poetischen Gedanken und Empfindungen hat Seidl's Poesieen nur um so populärer gemacht. Zu den gelungensten und ansprechendsten Gedichten, welche der vorliegende Band liefert, gehören: Das Glöcklein des Glücks; das erste und letzte Bild; der todte Soldat; die beiden Spieler; der Falschmünzer; mein Stammbuch; mein Wecker u. a. — Auch diese dritte Aufl. der „Bifolien" ist dem Erzherzog Johann gewidmet. Von Seiten der Buchhandlung aber sind sie wahrhaft prachtvoll ausgestattet und mit dem Portrait des Dichters geziert worden. Der Preis ist sehr billig. **A.**

Der Gesellschafter. Eine Sammlung der sinnreichsten Unterhaltungsmittel in geselligen Kreisen aller Art; theils von dem bereits vorhandenen Vorrath sorgfältig ausgewählt, theils neu erfunden und allen Freunden der Geselligkeit gewidmet von Friedrich v. Sydow. Sondershausen 1843. (F. A. Eupel). 196 S. 8. 15 Ngr.

Der Zweck dieses Büchleins ist laut Vorrede kein anderer, als Anleitung und Mittel zur Förderung einer befriedigenden und angenehmen Unterhaltung in geselligen Kreisen aller Art zu geben. In der That zeichnet sich dasselbe vor allen andern ähnlichen Schriften durch richtigen Tact und guten Geschmack in Bezug auf Auswahl und Zusammenstellung der Gegenstände vortheilhaft aus und entspricht sicher den Anforderungen, die man an ein derartiges Buch macht. Es enthält: 1) Gesellschaftsspiele, 2) Aufgaben zum Auslösen von Pfändern, 3) Räthsel, Charaden, Logogryphen rc., 4) verfängliche Fragen, 5) Auswahl einiger Deklamationsstücke (recht gut, namentlich das „Muster aller Ehen," der „Minister und der Bürgermeister" u. a.), 6) Kunststücke, 7) das Karten-Orakel, 8) Sprichwörteraufführung, 9) Charaden handelnd darstellen, auch Gemälde (oder Tableau's), 10) Gesundheiten oder Toaste, 11) Gesellschaftslieder, 12) Anekdoten. Auch die Ausstattung ist lobenswerth. **93.**

Der Seebadeort Zoppot bei Danzig in geschichtlicher, topographischer, statistischer, naturwissenschaftlicher und socialer Hinsicht; sein Sagenkreis und seine Wirksamkeit als Sanitäts-Anstalt. Von J. E. Böttcher. Mit Karte und erläuternden Zeichnungen. Verlag und Druck von Fr. Sam. Gerhard. Danzig 1842.

Der Seebadeort Zoppot, welcher bis jetzt in Deutschland leider sehr wenig bekannt ist, liegt 1¾ Meilen von Danzig an der von dieser Stadt nach Stettin führenden Chaussée. Referent hat viele schöne Gegenden gesehen, aber keine hat ihn mehr angesprochen, als die herrliche Umgebung von Danzig. Die Seebadeanstalt ist im Jahre 1823 gegründet und erfreut sich schon seit geraumer Zeit eines sehr zahlreichen Besuches. Da nur Broschüren über Zoppot erschienen waren, so wurde der Wunsch nach einer umfassenden Darstellung dieses Seebades vielseitig ausgesprochen. Diesem Wunsche ist von Herrn J. E. Böttcher genügt und in sein Werk Alles aufgenommen worden, was die Aufmerksamkeit und Nachfrage in Zoppot veranlaßt hat. „Der Zweck dieses Werks" — sagt Herr B. in der Vorrede — „besteht nun zunächst darin, daß es als Wegweiser den Fremden in Zoppot heimischer mache und als ein Buch der Erinnerung an einen Punkt des baltischen Meergestades diene, wo die Natur eine sonst nur den südlichen Gegenden eigene üppige Scenerie hervorgerufen hat. Da aber die Oertlichkeit Zoppots und dessen Umgebung mehr des Bemerkenswerthen zeigt, als sonst in der Regel, auf einen so kleinen Raum unserer Erdoberfläche zusammengestellt, sich findet: so hat die Benutzung des sich darbietenden reichen Stoffes eine Erweiterung neben der bemerkten Haupttendenz veranlaßt, welche dem Buche vielleicht ein allgemeines Interesse verleiht." In der That ist das Werk des Herrn B. von der Art, daß es auch diejenigen, welche Zoppot bisher kaum dem Namen nach gekannt haben, zu interessiren vermag, und denen, welche die Provinz Preußen kennen zu lernen wünschen, ein treues Bild von dem schönsten Theile derselben liefert. Möchte daher das obige Buch einen recht zahlreichen Leserkreis finden, — und möchten durch diese Lectüre Viele zum Besuche unseres reizend gelegenen Badeortes veranlaßt werden! Zoppot ist wegen seiner schönen Lage und der Nähe einer großen Stadt, mit welcher im Sommer eine fast stündliche Verbindung besteht, vielleicht das angenehmste nordische Seebad. Ueberdies haben die Ostseebäder, wie Herr B. sehr richtig bemerkt, den Vorzug vor den Nordseebädern, daß die ersteren zu allen Tageszeiten und von Jedem mit Nutzen gebraucht werden können, während dies bei den letzteren wegen des sich täglich ändernden Eintrittes der Fluth und des größeren Salzgehaltes nicht der Fall ist. Das Buch ist übrigens in einem guten Style geschrieben, und seine äußere Ausstattung den Anforderungen der Zeit entsprechend.

C. Gr. v. H.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 2. 1844.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

(5) Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bensen, Dr. H. W.,

Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken,

aus den Quellen bearbeitet.

8. 2 Thlr. 18 gr. — 4 fl. 12 kr.

Der Verfasser übergiebt hier dem deutschen Publikum die, bis jetzt vollständigste und gründlichste Geschichte des Bauernkrieges. Die große Präcision, die verständige, klare Auffassung und Schärfe des Urtheils, so wie die eigenthümliche und angenehme Darstellungsweise, ist bereits von allen Rezensenten rühmlichst anerkannt worden. In den „deutschen Jahrbüchern" wird der Verfasser der: **Tacitus des Bauernkrieges** genannt. Es ist dies gewiß die beste Empfehlung des Buches selbst. Möge man sich überzeugen, ob dies Lob gegründet ist! —

Palm'sche Verlagsbuchhandlung
in Erlangen.

(6) Einladung zum Abonnement auf

das Vaterland,

Zeitschrift für Unterhaltung, Literatur und öffentliches Leben.

Preis für den Jahrgang von 310 Nummern 3 Rthlr. — 5 fl. 24 kr. Rhein.

Die Gründung dieses Journals ging aus der Erkenntniß hervor, daß bloß literärisch-belletristische Blätter den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr genügen, daß frische kräftige Besprechung der Zeitinteressen die Hauptaufgabe einer Zeitschrift ist: deßhalb betrachtet das Vaterland die neuesten Kundgebungen der deutschen, sowie der Deutschland berührenden Politik, die Bewegungen der deutschen Gesellschaft, die bedeutendsten Erscheinungen der literarischen und artistischen Produktion, geistige und materielle Interessen, vom nationalen Standpunkte aus, freimüthig und unpartheiisch. Außerdem bietet es gebildeten Lesern, welche geistreiche Unterhaltung suchen, im bunten Wechsel interessante Novellen, Humoresken, Reise- und Genrebilder, sowie lyrische und dramatische Leistungen unserer anerkanntesten Schriftsteller, und im Kaleidoskop eine Fülle pikanter Bemerkungen zur Tagesgeschichte, heitere Anekdoten, geschichtliche Züge und Kuriositäten u. dgl. Die große Verbreitung, welche das Vaterland in der sehr kurzen Zeit seiner Erscheinung in allen Gegenden Deutschlands gefunden, beweist, daß die Redaktion bei Organisation ihres Planes ein sociales Bedürfniß erkannte, und in Verwirklichung desselben einer richtigen Tendenz folgt, einen gesunden Takt erprobt. Von nachfolgenden Schriftstellern enthält das Vaterland Beiträge: **B. Auerbach, L. Bechstein, J. E. Braun, K. Buchner, M. Carriere, L. Diefenbach, Dräxler-Manfred, J. F. Drinhaus, E. Duller, J. Eysen, F. Freiligrath, E. Geibel, C. Gollmick, F. Hebbel, J. Kerner, Th. Kerner, J. H. Krönlein, J. Mosen, H. Neumann, E. von Niendorf, A. Nodnagel, L. von Plönnies, F. Rückert, F. von Sallet, L. Schücking, A. von Stoltorfoth, K. C. Tenner, P. Walther, von Wedekind, J. W. Wolf.**

Alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz nehmen Bestellungen darauf an.

G. Jonghaus in Darmstadt.

(7) Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Die sieben Weisen Griechenlands,

oder

kurzer, faßlicher Inbegriff der sieben Hauptwissenschaften, welche jeder, der unter die weisen oder vorzüglich gebildeten Menschen gehören will, wohl inne haben muß.

3 Bände. 8. geh. 2 Thlr. 16 ggr. — 4 fl. 18 kr.

Das Werk hat einen Veteranen der deutschen Literatur zum Verfasser; einen Mann, der sich mehr als eine Krone des Verdienstes erworben hat durch sein Bestreben, von seinem Platze aus zum Heil der deutschen Jugend und des deutschen Volkes zu wirken; einen Mann, der nie einem andern Panier folgte, als dem der Wahrheit und besonnenen Freimüthigkeit, und dessen Herz überall, in der Hütte der Bedrängten, wie in den Sälen der Großen und der Ständekammer eines süddeutschen Staates, stets der Menschheit warm entgegenschlug.

Die beste Empfehlung dieses gediegenen Werkes wird sein, wenn wir die uns bis jetzt bekannt gewordenen Rezensionen auszugsweise mittheilen.

Im Preußischen Volksfreund 1843 heißt es am Schlusse:

„Allen die sich und ihre Pflichten als Mensch erkennen, denen das Glück und die Wohlfahrt ihrer Mitmenschen am Herzen liegen, empfehlen wir dieses Werk."

In der pädagogischen Literaturzeitung 1843 wird unter Anderen gesagt:

„Wir glauben das ganze Werk recht zu bezeichnen, wenn wir ihm den Namen eines Universalhandbuchs der Lebensweisheit beilegen; denn das ist es. Der Verfasser wollte für alle Fälle und Lagen des Lebens Verhaltungsregeln geben und betrachtet sein Buch als einen Wegweiser für das Leben. Und in der That ist darin eine Fülle von Gelehrsamkeit und Lebensweisheit enthalten, die nur der Segen eines langen Lebens sein kann u. s. w."

Im allgemeinen Anzeiger der Deutschen 1843 Nr. 173 steht unter der Ueberschrift: Für Freunde guter, die Civilisation fördernder Schriften eine eben so empfehlende Beurtheilung, auf die wir der Kürze wegen zu verweisen uns erlauben.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 9.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Das Reiseziel.

Der Tag verglüht, — still wird es in den Zweigen,
  Die noch im Gold des letzten Strahles steh'n;
Hernieder senkt sich Dunkelheit und Schweigen,
  Des Tages Laut zerfließt im Abendweh'n.
Zur Ruhe ruft des Abendglöckchens Zeichen
  In's stille Dach des Friedens einzugehn! —
Wenn wird auch mir der letzte Hügel weichen,
  Und ach! der müde Blick das Ziel erspäh'n?
Da, o, der Lust! — Wie oft des Tages Scheiden
  Ein liebes Bild noch vor die Seele haucht,
Erinnerung entfloh'ner Seligkeiten
  Aus kalten Nebeln lebensvoll entaucht, —
So seh' ich den Umarmungen der Linden
  Das Ziel des Sehnens schon sich dort entwinden!

Ad. Bary.

Historische Schilderungen.

1. König Heinrich VIII. von England und seine Gemahlin, Katharina von Aragonien.

(Fortsetzung.)

Die Königin erhielt jetzt von ihrem Gemahle mit dem Titel „verwitwete Prinzessin von Wallis" die Freiheit, zu wohnen, wo sie wollte; am 14. Juli 1531 schied er sich zu Windsor von ihr. Sie starb am 8. Januar 1536, vier Monate vor Anna v. Boleyn. Zum Ueberfluß ließ er 1533 vom Parlamente, wo jetzt Cranmer als Erzbischof von Canterbury im Oberhause saß, die schon geschiedne Ehe für unrechtmäßig erklären und Beschlüsse fassen, wodurch der kirchliche Verband mit Rom noch mehr gelöst wurde; nämlich die Ketzer sollten nicht nach päpstlichem, sondern nach einheimischem Rechte gerichtet werden, der Klerus keine Synoden ohne königliche Erlaubniß halten, kein Bischof mehr vom Papste confirmirt werden, jeder Bischof nur dem Landesherrn schwören, auch von diesem vacante Bisthümer besetzt werden, wenn nach Verlauf von zwölf Tagen das Kapitel nicht gewählt hätte; statt des Papstes sollte der Erzbischof von Canterbury Dispensationen ertheilen; der Petersgroschen (denarius Petri, eine Abgabe an Rom, vom Könige Offa von Mercia 794 bewilligt, als er seinen Unterthanen die häufigen Wallfahrten nach Rom verboten hatte) hörten auf u. a. m. Bei alle dem wußten weder die Katholiken, noch die, welche einer Reformation in Verfassung und Lehre der Kirche zugethan waren, ob sie sich eigentlich betrüben, oder freuen sollten. Jene wurden eingekerkert und hingerichtet, wenn sie Heinrich nicht als Papst von England anerkannten; diese wurden verfolgt und verbrannt, wenn sie gegen Irrthümer der Lehre redeten. Der König hatte nur wollen die Macht der Hierarchie brechen; aber obgleich er wußte, daß ein Theil seiner Unterthanen verbessernde Veränderungen nicht blos in der Verfassung, sondern auch in der Lehre der Kirche begehrte: so konnte er sich doch schon Ehren halben nicht entschließen, in eine Reform der Dogmen zu willigen, da er selbst (oder in seinem Namen ein Bischof, etwa Fisher zu Rochester) gegen Luthers Schrift „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" die sieben Sakramente und andere angefochtene Dogmen in einer Schrift in Schutz genommen und sich dadurch bei dem Papste den Titel eines Beschützers des Glaubens (defensor fidei) verdient hatte. Das führten auch Gardiner, Bischof von Winchester, und der Herzog von Norfolk dem Könige zu Gemüthe und stellten ihm außerdem vor, daß der Kaiser und der Papst nur darauf lauerten, ob er die katholische Lehre abschaffen würde, um sich mit ihren

Digitized by Google

Agitationen gegen ihn dann an die einheimischen Aufrührer anzuschließen, welche sich für den angefochtenen Glauben erheben würden. Daß der König eine Bibelübersetzung in der Muttersprache dem Volke erlaubte, geschah nur, damit es sich selbst vom Ungrunde der päpstlichen Oberhoheit überzeugen sollte. Daß er sich mit den deutschen Protestanten in Verhandlungen einließ und vor ihnen Geneigtheit zeigte, weitere reformatorische Schritte in seinem Lande zu thun, geschah blos aus Politik gegen den Kaiser. So hat sich einst die französische Regierung aus gleicher Absicht mit den deutschen Protestanten verbündet, und doch daheim die inländischen verfolgt. Bei Heinrich war nur der Unterschied, daß er, wie schon erwähnt wurde, auch die Katholiken nicht schonte. Dabei folgte er seinem tyrannischen Sinne und den Eingebungen der Vornehmen beider Parteien, welchen er ein Mal um das andere gleichmäßig sein Ohr lieh. Doch wir müssen nun unsern Blick zugleich mit auf die bisher nur im Vorbeigehen erwähnte Anna von Boleyn richten. —

(Fortsetzung folgt.)

Chadischah.

(Fortsetzung.)

„O armes theures Kind — rief der alte Waraka — Dein Haupt ist schwerer gebeugt von der Last des Irrthums und eines erdrückenden Wahnes, als ich es meinte, und Du mußt recht aufmerksam Dein Ohr meiner Rede hinneigen, um das falsche Licht, das Dein denkender Geist sich entzündet, in eine helle Leuchte verwandeln zu können. In den ersten Zeiten — seit Abraham und sein Sohn Ismaël auf den Befehl des alleinigen Gottes sein Haus, die heilige Kaaba, erbaut, gab es unter Ismaël's Kindern nirgends Vielgötterei, denn Niemand verließ Mekka, um in fremden Ländern zu wohnen, und der Tempel des Herrn war ihr alleiniger Versammlungsort zu Andacht und Gebet. Aber Allah segnete sein Volk, daß es sich mehrete und die drei Mauern der heiligen Stadt es nicht mehr fassen konnten. Kolonieen zogen in die Nachbarländer, bauten sich dort an und wohnten mit ihren Nachkommen bei einander, doch nicht ohne Verlangen und Sehnsucht nach dem Hause Gottes zu Mekka. Um nun eine Erinnerung, ein sichtbares Zeichen ihrer Verehrung der heiligen Kaaba auch in ihrer neuen Heimath zum Gedächtniß des verlassenen Heiligthum's aufstellen zu können, nahm jeder fortziehende Stamm einen Stein aus dem Gemäuer des Tempels mit sich hinweg und stellte ihn in seinem neuen Wohnorte auf, einen Kreis darum ziehend, damit nur mit Ehrfurcht und frommer Erinnerung dem Zeichen des Gedächtnisses genahet werden solle und damit dieser Kreis die Mauer Hedjer — den Umfang der heiligen Kaaba — andeuten solle. Aber dieser fromme Gebrauch artete unter den Enkeln und Urenkeln der ausgewanderten Stämme in abergläubische Abgötterei aus; sie nahmen die sichtbaren Zeichen eines unsichtbaren Gottes für das Bild der Gottheit selbst, schmückten es auf ihre Weise und legten ihm alle die Eigenschaften bei, die ihnen zu ihrem Heil am nöthigsten dünkten. So kam es, daß die uralte und einzig wahre Religion Abrahams und Ismaëls zu Vielgötterei und Unglauben herabsank, daß die Pilgerschaft nach Mekka und die Umgänge um die Kaaba nicht mehr wie früher gehalten und daß von den ausgewanderten Stämmen die Bilder ihrer Heimath mit nach dem heiligen Hause gebracht und daselbst aufgestellt wurden. Ammer Ibn Lahay, ein Araber vom Stamme Koßay — Allah möge ihn strafen! — führte zuerst die Abgötterei unter seinen Landsleuten ein. Er brachte ein Götzenbild, Hobal, von Hyt in Mesopotamien und stellte in dem heiligen Hause es auf. Darauf verbreitete sich wie ein Strom zur Zeit der Ueberschwemmung die Vielgötterei in Arabien, und jeder Stamm wählte seine eigene Schutzgottheit. Wie Ozza, der Dattelbaum, von dem Stamme Khozaa in der Bildsäule Al Ozza's verehrt wird, so beten die Beny Thekyst zu einem Felsen, den sie El Lat nennen, und der Stamm Koreysch selbst, dem doch die Obhut der Kaaba anvertraut ist, verehrt den Baum Zat Arowat. Muna, Szafa Meoua und fast jedes Zelt des Thales hat seinen Schutzgott, und dieser Söhne und Töchter, der geweihten Fetische und Sternbilder *) sind zahllose, obgleich nur die acht und zwanzig Häuser des Mondes von den Arabern bewohnt werden sollen." —

„O höre auf, mein Vater — rief Chadischah entsetzt — höre auf, das gräßliche Bild unsers falschen Gottesdienstes mir zu malen. Ich schaudere schon jetzt vor seinen gräßlichen Farben und der schamlosen Verehrung, und des Mordes ihrer Kinder, die sie den falschen Götzen zum Opfer darbringen, will ich gar nicht gedenken."

„Nenne die nicht Menschen, die so weit sich verirren — sagte der Greis — ihre Anzahl ist klein, und es sind die armen immer flüchtigen Bewohner der Wüste fast allein, die zuweilen ihre Kinder und auch dann nur die Töchter ihrem Wahne opfern." —

„Nur die Töchter!" — rief Chadischah schmerzlich erregt — o armes, armes Geschlecht, wann wird die Zeit kommen, da auch Du wirst Mensch sein dürfen?" —

„Das Weib ward um des Mannes willen geschaffen — bedeutete Waraka seine Verwandte streng — das vergessen wollen, heißt den Lauf der Natur hemmen, ihre Sprache mißverstehen und Gott in seinen Werken lästern. Höre, o Tochter, immer auf die Stimme dieses Gottes, der in dem Heiligthume Deiner Brust zu Dir reden und Dir Kraft verleihen wird,

---

*) Die Sterne im Thierkreise, mit denen der Mond auf- und untergeht.

Digitized by Google

den Bildern, die den Arabern nur als Fürbitter bei ihm dienen sollen, zum Trotz, das höchste aber unsichtbare Wesen zu erkennen und in der Natur es zu empfinden und anzubeten. Allah Taala, der einzige unsichtbare Gott, sei gepriesen — er wird zu seiner Zeit sich offenbaren, er wird reden zu seinem Volke, und der Glanz der Sterne wird vor seiner Stimme erbleichen, und die ohnmächtigen Schutzgötter werden in den Staub sinken, aus dem sie erstiegen." —

„Mein Vater — sprach jetzt Chadischah leise — ich muß Dir ein Geständniß thun." —

„Rede denn, mein Kind" — ermunterte Waraka.

„Auch ich habe unter den Bildern der Kaaba eines mir gewählt, unter dessen Gestalt ich mein Gebet zu der Gottheit richte, und ich weiß nicht, aber sein Anblick und seine Nähe macht oft meine Seele von den Aengsten, die in mir wohnen, frei." —

„Welches ist es?" — fragte der Greis gespannt.

„Das der Maria mit dem jungen Aysa (Jesus) im Schooß, das im ersten Pfeiler zunächst dem Eingange in Stein gehauen ist" — war Chadischah's Antwort.

„Um dieses Bild ist es wohl etwas Großes, und Allah muß wunderbar in ihm sich offenbaret haben — sprach Waraka mehr zu sich selbst, als zu seiner Verwandten. — Auch Mohammed sprach davon, daß, wenn er das Bild betrachte, ihm wundersam zu Sinne sei, und daß die Palme des Friedens und die Pfeile des Krieges dann zugleich in seiner Brust sich kreuzen." —

„Wie, mein Vater, auch Mohammed betet zur Maria?" — rief freudig überrascht Chadischah, und ihr ganzer Körper zuckte wie vor Freude pulsirend.

„Mache meine Worte nicht zu einem Netze falscher Meinung — entgegnete der Greis ernst — Mohammed betet wie jeder gläubige Araber zu Allah, dem Gott Ismaëls, aber er verehrt in Aysa, dem Gotte der Christen, einen Propheten, wie noch keiner ihm gleich gekommen, und ich, obgleich meine Augen — vielleicht weil Allah mich gestraft — über den Schriften der Juden und Christen erblindet, kann dennoch den Jüngling nicht tadeln."

„Was hältst Du von Mohammed?" — fragte jetzt mit rascher Entschlossenheit die Witwe Abu Halat's.

„Er ist ein Jüngling so reich an Verstand als jung an Jahren, und seinem Verstande kommt nur seine Frömmigkeit, diese aber noch nicht seiner Schwärmerei gleich." —

„Hat er von seinem Leben Dir erzählt?" —

„Er und Andere, doch Ungewöhnliches faßt es nicht." —

„O berichte mir doch das Alltägliche." —

„Nach dem Tode seines Großvaters, Abdel Motalleb's, des Dichters — Allah umschatte seine Seele mit der Palme des Friedens! — nahm Abu Taleb, Abdallah, seines Vaters Bruder, den Knaben in sein Haus, und da seine Angelegenheiten ihn eine Reise nach Syrien zu machen nöthigten, nahm er den dreizehnjährigen Mohammed mit sich. Von den Begebenheiten dieser Reise wird nun gar Vieles gesprochen, aber Mohammed selbst redet nicht von den Wundern, die mit ihm sich sollen zugetragen haben. Besonders sind es die Mönche, die einsamen Bewohner der Christenklöster, die Großes von der Zukunft des Knaben sollen verkündet und bald einen prophetischen Strahl aus seinen Augen leuchten gesehen, bald das göttliche Siegel auf Stirn und Schultern entdeckt haben. Unaufhörlich aber hat Abu Taleb die Weisung erhalten, daß er den Knaben gar sorgsam hüten möge vor dem Volke des Buches — den Juden. Sein Stamm aber, die Koreischiten, glaubten nicht an die Zeichen und Wunder, die nach Abu Taleb's Erzählung während dieser Reise mit Mohammed sich zugetragen, und sie sahen mit Neid und Aergerniß das geistige und körperliche Wachsthum des nun zum Jüngling heranreifenden Knaben. Als er sein zwanzigstes Jahr erreicht, war er den Vollkommenheiten des Geistes und Körpers nach ein Muster aller arabischen Jünglinge. Sein Urtheil, stets so nachsichtig als klug, so gerecht und wohldurchdacht, ward immer in klaren, einfach schönen Worten gegeben, und wo Niemand Rath wußte, da befragte man den jungen Mohammed. Einen schönern Beinamen, als dieser Jüngling durch sein offnes Gemüth und seinen edlen Sinn unter Mekka's Bürgern sich erworben, giebt es nicht, und mit Stolz würde ich meine Hand auf das Haupt des Sohnes legen, den seine Zeitgenossen Al-Amin (den Getreuen) nennen!" —

„O Du bist selbst edel und groß, darum hast Du auch Sinn für fremde Größe" — sprach Chadischah mit Wärme und sie beugte wie dankbar ihr Haupt an die Brust des Greises.

(Fortsetzung folgt.)

Frauenschicksale.

Buonaparte gründete bekanntlich in Ecouen eine weibliche Erziehungsanstalt, in welcher die Töchter von Militärpersonen aller Grade aufgenommen und vollkommen gleich erzogen wurden. In dieser Schule schlossen auch drei Mädchen innige Freundschaft, Hortensia, Marie und Clarisse. Marie war die Tochter eines armen Lieutenants, der in einer Schlacht beide Augen verloren hatte; Clarissens Vater dagegen war einer jener Generale, die in den Religionskriegen sich großes Vermögen erworben hatten und dem Napoleon ein Fürstenthum gab. Hortensia konnte sich einer noch ausgezeichneteren Familie rühmen. Jahre vergingen und die drei Freundinnen mußten sich endlich trennen. Marie, deren Mutter gestorben war, wurde nach Hause beschieden, damit sie ihren blinden Vater pflege. Ehe sie sich trennten, schwuren sie einander, nach zehn Jahren an demselben Tage, Abends sechs Uhr, an dem

Digitized by Google

Thore der Tuilerien wieder zusammenzutreffen, was auch in dieser langen Zeit geschehen möge. Der Gärtner, welcher in der Nähe arbeitete, wurde herbeigerufen, um Zeuge des Schwures zu sein. Den nächsten Tag darauf schied Marie; drei Monate später wurde Clarisse verheirathet, und ehe ein Jahr verging, verließ auch Hortensia die Anstalt. Die zehn Jahre vergingen. — Es war an einem Herbstsonntage; noch fehlten zehn Minuten an sechs Uhr und von den drei Freundinnen war keine erschienen. Mit dem letzten Glockenschlage aber rollte ein prächtiger Wagen mit vier kostbaren Pferden heran. Er hielt, und es stieg eine noch junge Dame aus, die schön und prächtig gekleidet war. Es war Marie, die arme Tochter des armen Lieutenants. Napoleon war gestürzt, und die Familie der Bourbons auf den Thron Frankreichs zurückgekehrt. Wie die andern adeligen Familien hatten auch die Eltern Mariens ihre großen Güter zurück erhalten, welche in der Revolution mit Beschlag belegt worden waren. Während Marie erwartend dastand, näherte sich zögernd eine Frau in anständiger, aber sehr bescheidener Kleidung und redete sie an. Im nächsten Augenblick lag Marie in den Armen ihrer Freundin Clarisse. Die reiche Clarisse, die Tochter des Generals und Gattin eines Millionairs, war längst schon verarmt. Ihr Mann, ein Bankier, hatte Bankerott gemacht und war entflohn. „Du wirst mir Deine Geschichte später erzählen," sagte Marie, „denn wir trennen uns nicht mehr. Ich war arm in Ecouen, und Du liebtest mich doch. Jetzt bin ich reich und Du bleibst bei mir." Clarisse wollte eben in den Wagen ihrer Freundin steigen, als beide einander fragend ansahen. „Aber wo ist Hortensia?" — „Du weißt, was sie war," sprach Marie. — „Und Du weißt, was sie ist," setzte Clarisse hinzu, und eine Thräne rollte aus ihrem Auge. Die zehn Jahre hatten Marien reich und Clarissen arm gemacht, sie hatten Hortensien in die Verbannung getrieben. — In diesem Augenblicke trat ein Mann zu den beiden Damen, die er offenbar gesucht hatte. „Sind Sie Clarisse und Marie?" fragte der Gärtner Georg von Ecouen, und da sie es bestätigten, übergab er jeder der beiden Damen ein Kästchen und verschwand in der Menge. Die beiden Freundinnen öffneten die Kästchen und fanden darin die zwei Hälften einer Krone, — der Krone, welche die ehemalige Königin Hortensia von Holland getragen hatte, die Schwägerin des Kaisers Napoleon.

A. v. Eins.

Feuilleton.

Einer der Lehrer der Militairschule zu Petersburg, mit Generalsrang, der seltsame Manieren an sich hatte, wurde vor kurzem von den Zöglingen seiner Klasse, sämmtlich Söhnen von Adeligen, ausgelacht. Er beklagte sich und brachte endlich die Sache vor den Kaiser, welcher in dem Vorfall eine schwere Verletzung der militairischen Disciplin erblickte, sich selbst in die Anstalt begab, und die Klasse sehr ernst und streng anredete. Als er Alle mit schwerer Ahndung bedrohte, nannten sich fünf Jünglinge selbst als die Schuldigen. Sie erhielten jeder funfzig Stockprügel und wurden der Armee am Kaukasus als Gemeine zugeschickt.

[Das improvisirte Kaisermahl.] Dietrich Kagelwit, später Erzbischof von Magdeburg, befand sich einige Zeit in Kaiser Karls IV. Diensten; denn als Pater Kellner im Kloster Lenin hatte er den Ruf eines guten Haushalters sich erworben. Karl übertrug ihm die Verwaltung eines böhmischen Schlosses, dessen Ländereien bisher wenig getragen hatten. Bald war durch den neuen Verwalter das Gut gehoben. Karl wollte die gute Wirthschaft des Paters einmal mit eignen Augen sehen und besuchte ihn unerwartet, wollte freilich auch etwas Gutes essen. Darauf war keine Einrichtung getroffen; aber Kagelwit hätte sich nicht müssen auf's Schneiden verstehen und aus Lappen Etwas machen können — er war nämlich der Sohn eines Schneiders in Stendal — um sich nicht helfen zu können. Er schnitt der zum Gute gehörigen Schweineheerde die Ohrlappen und Schwänze ab und bereitete sie auf verschiedene Weise zu. Der Herr lobte den guten Haushalter und machte ihn an seinem Hofe zum Verwalter der Staatseinkünfte, übertrug ihm noch andere Aemter und verhalf ihm endlich auch zum Erzbisthum Magdeburg.

G ‡.

Bei der Krönung des jetzigen Kaisers Ferdinand I. von Oesterreich war ein weit herbeigereiseter Zuschauer so in's Gedränge gekommen, daß er sich nicht rühren konnte. Ein hinter ihm Stehender, welchem des Vordermanns großer Hut alle Aussicht versperrte, schlug als der Zug herbeikam, ohne Weiteres mit der flachen Hand dermaßen auf den Hut, daß er dem unglücklichen Besitzer bis tief über die Augen hereinfiel. Wie mag ihm der Zug vorgekommen sein.

Sage deine Meinung frei; aber witzle nie. Sagst du Witz und siehst Lächeln des Beifalls, so zittre. Das Lächeln über Witzeleien ist die Sterbestunde des Glücks und der Ehre. Wenige behalten gute Handlungen im Gedächtnisse, witzige Einfälle behält Jeder. Ist Jemand einmal in dem Rufe des Spötters, so ist das große Band von Menschen zu Menschen, das Vertrauen, durchschnitten; er steht allein in der Welt, preisgegeben. (Iffland.)

Dem der Macht hat, ist es ein Geringes, durch leutselige Worte Wunder zu thun und selbst den Grimm der Parteien zu beschwichtigen, wenn seine Person keiner Partei, seine Gerechtigkeit aber jeder angehört. (Zschokke.)

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.
Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.
(v. Göthe.)

Glaube dem Leben! Es lehrt besser, als Lehrer und Buch. (v. Herder.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 10. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Titel, Orden, Geld.

Von

Carl Grafen von Hülsen.

Was ist das Leben ohne Titel?
Was ist das Leben ohne Geld?
Was ist das Leben ohne Orden?
Wahrhaftig, nichts in dieser Welt!

Hat wohl ein Mensch, der jedes Titels
Und jedes Erdengut's entbehrt,
Der nicht behangen ist mit Orden,
In diesem Erdenleben Werth?

Der Mensch als Mensch gilt heut' zu Tage
Nicht mehr, als eine taube Nuß,
Weil er dem Reichen, dem Beamten,
Dem Ordensritter weichen muß.

Indessen tröstet Euch, Ihr Leute,
Die Ihr nichts mehr, als Menschen seid!
Es ist doch einmal nun nicht anders
In dieser trivialen Zeit! —

Historische Schilderungen.

Heinrich VIII. von England und seine Eheangelegenheiten.

(Fortsetzung.)

2. Anna von Boleyn und Johanna von Seymour, Heinrichs Gemahlinnen.

Anna von Boleyn oder Boulen, Hofdame der Katharina, der Gemahlin Heinrichs, war die Tochter des Chevalier Thomas Boleyn und der Schwester des Herzogs von Norfolk. Ihr Vater hatte dem Könige bei mehrern Gesandtschaften (zweimal in Frankreich) Dienste geleistet und wurde von ihm zum Vicomt von Rochefort und dann zum Grafen von Orford und Wiltshire gemacht. Von einer Sendung nach Rom in der Scheidungssache erzählt der Engländer Scames Folgendes: Eine Gesandtschaft sollte bei dem Papste um eine mit den Gutachten der Universitäten übereinstimmende Bulle ansuchen. Die Universitäten hatten nämlich, wie in der ersten Schilderung erwähnt ist, meist nach dem Sinne des Königs Heinrich gesprochen. Dem Grafen von Wiltshire folgte sein Pudel in das päpstliche Audienzzimmer. Clemens VII. war eben nicht in der besten Laune; hastig schob er den Pantoffel zum Kusse unter der Robe hervor. Der Pudel denkt, seinem Herrn solle etwas Unrechtes widerfahren und faßt den Pantoffel, ja, zufolge der Nachricht Parker's, zugleich die große Zehe. — Manche haben die Anna für eine natürliche Tochter Heinrichs gehalten, nämlich aus einer Periode, wo Thomas Boleyn längere Zeit auswärts seines Herrn Angelegenheiten zu besorgen hatte; also hätte Heinrich seine eigne Tochter nachher zur Ehe genommen. Thomas Boleyn soll selbst der Meinung gewesen sein, daß die Tochter nicht ihm, sondern dem Könige zugehöre, und nur durch dessen Zureden verhindert worden sein, sich von seiner ehebrecherischen Frau scheiden zu lassen. Auch soll zwischen Boleyn's anderer Tochter, Maria, und Heinrich ein unerlaubtes Verhältniß stattgefunden haben. Unter den losen Leuten, die an seinem Hofe lebten, war Franz Brian, aus dem Hause Boleyn. Ihn fragte einmal der König, was für eine Sünde es wäre, wenn man erst mit der Mutter, dann mit der Tochter lebte, und erhielt die Antwort: eben eine solche, als wenn Jemand erst die Henne, dann die Küchlein verzehrte. — Anna kam 1514 mit nach Frankreich, als Heinrichs Schwester, Maria, Ludwig XII.

Digitized by Google

heirathete. Obgleich nach Ludwigs Tode Maria mit ihrem zweiten Gemahle, dem Herzog von Suffolk, nach England zurückkehrte, so blieb doch Anna am französischen Hofe bei Franz I. Gemahlin, Claudia, und nach deren Tode bei seiner Schwester, der Herzogin von Alençon, nachherigen Königin von Navarra. Erst 1527 brachte sie ihr Vater mit sich nach Hause. In demselben Jahre wurde Heinrichs Entschluß, sich von Katharina scheiden zu lassen, öffentlich bekannt. Die heimliche Vermählung mit Anna erfolgte 1532 zu Calais. Hier und zu Boulogne besprach sich damals der König mit Franz von Frankreich wegen eines Tractats, und Anna hatte ihn unter dem Namen einer Marquise von Pembrock dahin begleitet. Vor Ostern des folgenden Jahres wurde sie öffentlich als Königin erklärt und gebar am 7. September die Elisabeth. Der Großkanzler Thomas Morus und der Bischof Fisher von Rochester, die sich mit der Losreißung von Rom nicht befreundeten, wollten den Eid auf die Erbfolge der von Anna kommenden Kinder nicht ablegen und erlitten zunächst Gefangenschaft im Tower und Confiscation ihrer Güter, endlich den Tod. Als ihre Häupter gefallen waren, traf den König der päpstliche Bann, und das ganze Land wurde mit dem Interdict belegt, ohne daß daraus die Folgen dieser Kraftmittel, wie in frühern Zeiten, hervorgingen. Morus und Fisher hatten wohl auch mit im Hintergrunde bei den angeblich göttlichen Eingebungen der ebenfalls hingerichteten Nonne Elisabeth Parton von Kent gewirkt, welche dem Könige den Tod weissagte, wenn er Anna heirathen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Chadischah.

(Fortsetzung.)

„In dieser ersten Blüthe seines Jünglingsalters war es auch, daß Mohammed unter seinem Oheim Abu Taleb die ersten Waffenthaten verübte, denn die Koreischiten waren damals im Kriege gegen die Kenaniten, und der furchtbare Krieg Al-Fegjiar wüthete dergestalt mit seiner verbrecherischen Geißel im Lande, daß selbst die vier heiligen Monate von den erbitterten Partheien nicht geachtet, sondern von Kampf und Blut entweiht wurden. Zu den Beweisen des Muthes und der Tapferkeit, welche der Jüngling in diesem Kriege gegeben, gesellte sich auch noch ein glänzender Sieg, den sein Scharfsinn erfocht. Der Bau der neuen Kaaba war vollendet, und es entstand nun unter den Stämmen ein gefährlicher Streit, wer unter ihnen des Vorzugs gewürdigt werden sollte, den heiligen schwarzen Stein, den bei'm ersten Baue der Kaaba Ismaël aus der Hand des Engels Gabriel empfangen, auf die Höhe des Gemäuers zu bringen, wo nach uraltem Rechte sein Platz von Gott selbst ihm angewiesen. Aber keiner der Stämme wollte dem andern weichen, und mit Mühe nur vereinten die Streitenden sich zu dem Ausspruche, daß sie dem Urtheile dessen sich unterwerfen wollten, der an dem heiligen Thore Al-Haram zuerst ihnen begegnen werde. Dies war Mohammed. Er aber schlichtete den Streit der Partheien zu Aller Zufriedenheit, indem er den geheiligten Stein auf einen Teppich hob, den zwei Männer jedes Stammes erfassen und so den Stein hinan heben konnten zur Höhe des Gesimses. Dann nahm, ohne daß Jemand hätte darein sprechen oder es verhindern wollen, Abdallah's Sohn den heiligen Stein vom Teppich herunter und stellte auf seinem Platz ihn fest. Etwa ein Jahr nach dieser Begebenheit, in seinem fünf und zwanzigsten Jahre, kam er in Dein Haus, o Tochter, und ich hoffe, der Herr hat seinen Eingang gesegnet." —

„O weißt Du noch, mein Vater — rief Chadischah begeistert — wie er vor uns stand mit seinem edlen gebietenden Wesen, wie er, bescheidener als die Blume des Thales, mein Anerbieten beantwortete — ach! Du konntest ihn ja nicht sehen, aber seine Stimme drang auch zu Deinem Herzen, und Du sprachest leise zu meinem Ohr geneigt, ich möge Alles — Alles — meine ganze Habe dem Jünglinge anvertrauen und unbedingte Vollmacht ihm geben in den Geschäften des Handels und zu der Reise, von der ich jetzt ihn zurück erwarte. Ach! dieser weise Rath Deines erfahrenen Alters war kaum nöthig, denn meine Brust war bei seinem Anblick zum Tempel des Vertrauens geworden; und ein Stern schien meinem Hause aufgegangen, seit er darin weilte. Es war sonderbar — und Alle, die es sahen, schrieen, daß ein Wunder geschehen sei — wie er auszog zur Reise nach Syrien, hatte er — wie ich ihn gebeten — unter meinen Kameelen eines zu seinem Eigenthum sich gewählt, das, ungebändigter denn ein wildes Roß, noch nie einen Reiter geduldet, und als Mohammed sich ihm nahete, beugte es freiwillig seine Kniee, erhob sich, da er es bestiegen, sogleich, und eine stolze Freude schien aus den Augen des Thieres zu leuchten, das lenksam durch ein Wort und gehorsam auf jeden Wink geworden war." —

Noch ehe Waraka seiner Verwandten etwas erwiedert, stürzten Zuleima und Zaide in das Gemach und deuteten statt aller Rede nach der Terrasse des Hauses. In gespannter Erwartung eilte Chadischah dorthin. Der Greis, von den Frauen geleitet, folgte ihr.

Auf der Straße, die von Marro el Dhuharân herführte, hatte eine Staubwolke sich erhoben, aber nicht, wie Chadischah und ihre Frauen erwartet, kam die ganze Karawane aus dieser Umhüllung hervor, sondern nur ein einzelner Reiter, jedoch mit der Schnelligkeit eines brausenden Sturmes, sprengte auf das Haus zu, wo Chadischah, beinahe in einer Art von Verzückung kein Auge von dem Nahenden gewendet, stand.

„Bei den Wundern des Himmels! — rief sie end-

Digitized by Google

lich, und ihre Hand deutete nach dem nun schon ziemlich nahen Reiter — meinen Augen zeigt sich ein neues Wunder, und meine Seele erschrickt beinahe vor dessen Glanze. Seht Ihr nicht — sprach sie bebend vor Staunen zu den ihr zur Seite stehenden Frauen — seht Ihr nicht, wie dort — dort über dem Haupte des stolzen Reiters, der seinen Weg durch die glühenden Strahlen der Sonne hin schneidet, ein ewiger Schatten mit ihm sich fortbewegt? — Eine unbestimmte Gestalt scheint mit mächtigen Fittichen dem Reiter diese Kühlung zuzufächeln, und dennoch, o Wunder! größer als der Glanz der Sterne — die Gestalt ist lichthell wie der Strahl des Mondes und sie verbreitet dennoch einen kühlenden Schatten über Mohammeds Haupt. O gesegnet, Du Auserwählter Gottes, gesegnet seien Deine Wege, und Ehre und Glück dem Hause, über dessen Schwelle Dein Fuß schreitet!"

Und Zaide und Zuleima sahen oder betheuerten zu sehen, was Chadischah sah, und der blinde Greis hörte und staunte, aber er zweifelte nicht. Alle kehrten sie, als Mohammed das Haus der Witwe erreicht, in das innere Gemach zurück, die Frauen hüllten sich in ihre Schleier, und zu Seiten der hocherglühten zitternden Chadischah ward Waraka, ihr Oheim und Erzieher, auf seine Polster geführt.

(Schluß folgt.)

Blicke auf das Jahr 1744.

Von

Dr. Gurlitt.

Das Jahr 1744 fiel in die Regierungszeit Marie Theresiens in Oestreich, Friedrichs II. in Preußen, Kurfürst Friedrich Augusts II. in Sachsen (in Polen König August III.), Kurfürst Karl Albrechts in Baiern (als Kaiser Karl VII.), Ludwigs XV. in Frankreich, Georgs II. in England, Philipps V. in Spanien, Johanns V. in Portugal, Karl Emanuels in Sardinien, Franz Stephans in Toskana, des Gemahls M. Theresiens und nachherigen Kaisers, Friedrichs in Schweden, Christians VI. in Dänemark, Elisabeths in Rußland und des Papstes Benedict XIV.

Die politischen Ereignisse jener Zeit haben Hauptbezug auf Oestreich und Preußen; denn das Jahr 1744 fällt in die erste Hälfte des östreichischen Erbfolgekriegs und ist der Anfang des zweiten schlesischen Kriegs. Die meiste politische Klugheit, verbunden mit der meisten Energie wohnt in Friedrich II., beide am wenigsten in Friedrich August II. und Karl Albrecht. Moralisch schwarz stehen Ludwig XV. und Elisabeth da; aber während diese nur für ihre Person ausschweift, heißts in Frankreich bei den Hofleuten regis ad exemplum; dort zieht sich durch des Königs ganze Regierungszeit das Maitressenregiment und die wüsteste Finanzwirthschaft desselben. Sogar in den Beichtstuhl drang damals das Laster; und doch noch viel Unschuld gab's in jener Lasterzeit; denn die junge Cadiere hielt die Sünde des Pater Girard mit ihr für die eigentliche Absolution. Zwar versprach Ludwig, als er 1744 in Metz todtkrank darniederlag, seinem Beichtvater Besserung, auch jubelte ihm damals das Volk entgegen, als er genesen in seiner Residenz wieder einzog; aber die Buße war von sehr kurzer Dauer. Jubelte man damals, daß er nicht gestorben war — und doch wär's das Beste gewesen — so jubelte man später, daß er todt war. Seine letzte That war die Umarmung einer schönen Müllerstochter, dann bekam er die Blattern, deren Gift das Mädchen ungeahnt schon in sich trug. — Das Land des Parteikampfes auf Unkosten königlicher Macht war damals Schweden; das Land merkwürdiger Thronveränderungen Rußland. Dort fällt das Jahr 1744 in die Herrschaft der Hüte, und wie auffällig ging das Thronspiel vor und bei und nach der Kaiserin Elisabeth! Um die politischen Ereignisse des Jahres 1744, welche zu den anfangs erwähnten Hauptereignissen gehören, in ihrem Zusammenhange zu sehen, müssen wir dabei zugleich zurückblicken. Um ähnliche Ereignisse, wie die Erbfolge in Spanien herbeigeführt hatte, zu verhüten, errichtete Kaiser Karl VI., dessen Ehe bis in's achte Jahr kinderlos blieb, am 19. April 1713 die pragmatische Sanction, der zufolge alle östreichische Länder nach dem Rechte der Erstgeburt ungetrennt vererben, Karls Töchter, in Ermangelung männlicher Nachkommenschaft, ihrem Vater folgen und erst bei dem Erlöschen ihrer Nachkommen, Kaiser Josephs I. Töchter und deren männliche und weibliche Nachkommen, so wie nach diesen die Descendenten seiner Schwester folgen sollten. Für bedeutende Opfer erhielt er die Bestätigung der Sanction von Seiten der europäischen Mächte. Am 20. October 1740 erlosch mit Karl VI. der Mannsstamm der Habsburger, und Marie Theresie, welche jetzt ihren Gemahl Franz Stephan zum Mitregenten erhob, trat die Regierung der ganzen östreichischen Monarchie an. Da aber trat Kurfürst Karl Albrecht von Baiern mit seinen Ansprüchen als einziger rechtmäßiger Erbe, nämlich als Abkömmling von Kaiser Ferdinand I. und als Gatte der zweiten Tochter Kaiser Josephs I., wiewohl er auf seine Gattin bei der Prätension keine Beziehung nahm, auf. Friedrichs II. erster schlesischer Krieg und Frankreichs Unterstützung machten ihm Muth. Die nichtdeutschen Mächte regten sich in Hoffnung, einzelne östreichische Länder bei der Gelegenheit zu gewinnen. Spanien verlangte sogar Alles, und Frankreich machte einen Plan zur Zerstückelung des Ganzen. Diese beiden Mächte und Baiern schlossen einen Vertrag zu Nymphenburg d. 18. Mai 1741; Sachsen, dessen Kurfürst die älteste Tochter Josephs I. zur Gemahlin hatte, trat bei. Am 19. December empfing Karl Albrecht in Prag Böhmens Krone auf sein Haupt, am 24. Ja-

Digitized by Google

nuar des folgenden Jahres die Kaiserkrone; aber die Baiern wurden von den Oestreichern zurückgedrängt, Sachsen neigte sich auf ihre Seite, die französischen unter sich uneinigen Feldherren verharrten in Unthätigkeit. Bald kam's dahin, daß der Prätendent nicht einmal mehr sein Baiern hatte, Marie Theresie ließ sich dort huldigen. Ihr Bundesgenosse Georg II. von England schlug die Franzosen bei Dettingen d. 27. Juni 1743. Auf den Wunsch Frankreichs und Baierns nach Frieden gingen Oestreich und England nicht ein. Nun erst erklärte Frankreich förmlich den Krieg gegen England und Oestreich d. 15. März und 27. April 1744. Schon am 22. Februar war bei Toulon die französisch-spanische Flotte von dem englischen Admiral Matthews geschlagen worden. Doch dieser Seekrieg war frühern Ursprungs (1739), betraf eigentlich nur Spanien und England, welches in's spanische Amerika Schleichhandel trieb, und eben erst 1744 ließ Frankreich seine Flotte zur spanischen stoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Erste Liebe der Kaiserin Elisabeth von Rußland.] Diese erste Liebe war freilich nicht eine solche zarte und reine, wie sie Schiller im Sinne hatte, als er schrieb: „Ach daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!" Einer solchen ist die sinnliche Elisabeth nie fähig gewesen. Sie hatte ihre Liebe zuerst einem gemeinen Soldaten zugewendet, und zwar in ihrem siebzehnten Jahre; also schon damals galten, wie dann auf dem Throne, ganz gewöhnliche Personen, wenn sie nur schön waren, ihrer Leidenschaft gar viel. Kaiserin Anna, von den geheimen Zusammenkünften der Tochter Peters d. Gr. mit dem schönen Soldaten Schubin — so hieß er — unterrichtet, schickte den Kerl nach Sibirien. Als Elisabeth den Thron bestiegen hatte, schickte sie sogleich einen Courier ab, Schubin ausfindig zu machen. Das war eine schwere Aufgabe; denn die Verbannten verlieren ihren rechten Namen und müssen schwören, ihn nie zu entdecken. Fast zwei Jahre suchte der Bote vergeblich. Auf der Rückreise fragt er doch an einem Orte noch ein Mal nach und ruft dabei voll Unmuth aus: „Was wird unsere Kaiserin Elisabeth sagen, wenn ich ihr Schubin nicht bringe!" — „Was," schrie ein Gefangener, „ist Elisabeth Kaiserin? Dann bin ich Schubin!" Nach seiner Rückkehr machte Elisabeth ihn zum Major, dann zum Generalmajor bei der Garde; aber die alte Gunst schenkte sie ihm nicht wieder; denn Sibiriens Elend hatte seine Schönheit vertilgt.

[Ehebruch.] Muhamed sagt in der 4. Sure (Abschnitt) des Korans, welche „die Weiber" überschrieben ist, also: „Wenn eure Frauen sich durch Ehebruch vergehen, und vier Zeugen aus eurer Mitte bezeugen dies, dann kerkert sie in eurem Hause ein, bis der Tod sie befreit, oder Gott ihnen sonst ein Befreiungsmittel anweist." — „Wer nicht Vermögen genug besitzt, um freie, gläubige Frauen heirathen zu können, der nehme gläubig gewordene Sklavinnen. Denn Gott kennt euren Glauben, und ihr seid ja alle eines Ursprungs. Auch diese müssen züchtig und dürfen nicht schlecht sein, noch sich fremde Liebhaber halten. Vergehen diese sich nach der Verheirathung durch Ehebruch, so sollen sie die Hälfte derjenigen Strafe, welche freien Frauen auferlegt ist, erleiden." — In dieser Sure heißt es auch: „Gott will es euch leicht machen; denn der Mensch ist ein schwaches Geschöpf (d. h. er kann ohne Frauen und sonstige Gelüste nicht sein)." — Ueber die Scheidung der Ehe findet sich darin der Ausspruch: „Wiedervereinigung ist besser, als Scheidung."

Die Suren des Korans beschäftigen sich keineswegs blos allein mit dem Gegenstande, den die Ueberschrift erwarten läßt. So enthält die, aus welcher wir Stellen angeführt haben, auch mancherlei nicht auf die Weiber Bezügliches. Wir wollen eine merkwürdige Stelle anführen, die man wohl am wenigsten in einem Abschnitte mit oben erwähnter Ueberschrift erwarten dürfte. Gegen das Ende der vierten Sure heißt es: „Saget nichts Anderes von Gott, als was wahr ist. Wahrlich der Messias Jesus, der Sohn Marias, ist ein Gesandter Gottes und sein Wort (Logos!), das er in die Maria übergetragen, und sein Geist. Glaubet daher an Gott und seinen Gesandten, saget aber Nichts von einer Dreiheit (Dreieinigkeit). Vermeidet das, und es wird besser um euch stehen. Es giebt nur einen einzigen Gott. Fern von ihm, daß er einen Sohn habe. Christus ist nicht so stolz, um nicht ein Diener Gottes sein zu wollen." G. T.

Für den geist- und herzlosen Menschen fürchte ich nicht; der geht nicht weit und verirrt darum sich nicht leicht. Gerade geniale, urkräftige Geister sind es, die in heißem, brausendem Drange an die ewigen Schranken der Ordnung stoßen. Reichen Herzen stellt die Hölle ihre meisten Schlingen.

(Schmitthenner.)

Die meisten Menschen werden von ihren frühern Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt, in welcher sie gezwungen sind, ihren besten Wünschen entsagen und das, was ihnen als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen. (v. Göthe.)

Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins und Eins und Drei
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.

(Derselbe.)

Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.

(Derselbe.)

O du des Himmels Kind,
Vernunft, du weißt allein, was meine Pflichten sind.
Die Wahrheit ist in dir, du leitest mich, ich dringe
In den Zusammenhang und innern Bau der Dinge;
Dein Adel scheidet mich vom halbbeseelten Vieh;
Du bist der Weisen Stab, wer dir folgt, irret nie.
Eröffne das Gesetz, das wir nicht ändern können,
Und sprich: was soll ich gut, was soll ich böse nennen?

(Lichtwehr.)

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

(v. Schiller.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeiz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 11. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Trinklieder.

Von

G. v. Deuern.

1. Vorüber.

Viel hab' ich sonst von Liebesschmerz
Und Liebesglück gesungen;
Vorüber! — Kalt ist jetzt mein Herz,
Die Lieder sind verklungen.
Drum greif' ich nach dem Becher schnell,
Der Wein, er schaut mich an so hell,
Wie klare Mädchenaugen.

Wo's Küsse gab, war ich nicht fern,
Im Lieben wohl erfahren;
Vorüber! — Ach, wer küßte gern
Den Mann von vierzig Jahren?
So halt' ich's mit dem Glas fortan,
Und sauge hier mich feurig an
Wie sonst an Rosenlippen.

Sonst glaubt' ich, für die Ewigkeit
Sei jeder Bund geschlossen;
Vorüber! — Alles löst die Zeit,
Das Traumbild ist zerflossen.
Doch dir will ich, du lieber Wein,
Bis in den Tod getreuer sein,
Als allen meinen Liebchen.

Historische Schilderungen.

1. König Heinrich VIII. von England und seine Eheangelegenheiten.

2. Anna von Boleyn und Johanna von Seymour, Heinrichs Gemahlinnen.

(Fortsetzung.)

Anna war der Lehre der Reformatoren zugethan, obgleich sie mit Heinrich in die Messe ging. Kurz vor seinem Falle hatte Cardinal Wolsey ihr des Reformator Tindals Buch „vom christlichen Gehorsam" weggenommen. Die Beleidigte, damals nur Geliebte des Königs, klagte es ihm; er forderte es Wolsey ab, las es selbst und überzeugte sich wenigstens, daß die neue Lehre besser war, als ihre Gegner sie darstellten. Nicht hatten sich die getäuscht, welche, als die Gutachten der einheimischen Universitäten verlangt wurden, aus dem Grunde sich gegen die Scheidung Heinrichs von Katharina zu erklären geneigt waren, weil Anna, sobald sie zur Königin erhoben würde, die Reformation zu befördern suchen würde; denn sie unterstützte als Königin Solche, die daran arbeiteten, und Einige bekamen durch ihr Zuthun Bisthümer. Aber es brach ein Schicksal über sie herein, welches die reformatorisch gesinnten und viel geltenden Räthe des Königs, Cranmer und Cromwell, nicht von ihr abzuwenden vermochten, obgleich sie sogar unschuldig war. Die große Liebe Heinrichs wendete sich von ihr der Hofdame Johanna von Seymour zu, und nun hatten Anna's Feinde, die zugleich das Glaubensbekenntniß derselben haßten, freien Spielraum. Sie ward einer unzulässigen Vertraulichkeit mit ihrem Bruder, Lord Rochefort, ja von dessen Frau selbst des Umgangs mit ihren Bedienten beschuldigt. Der Herzog von Norfolk, der mit Gardiner, Bischof von Winchester, den König von einer Reformation in der Lehre abzuhalten immer beflissen gewesen war, erbitterte das schon gegen Anna erkaltete Herz noch mehr, indem er sie als die Urheberin aller der durch die Losreißung Heinrichs vom Papste entstandenen Unannehmlichkeiten darstellte, und am 10. Mai 1536 fiel Anna's und ihres Bruders Haupt, und alle, die ihre Liebhaber gewesen sein sollten, büßten mit dem Leben. Alle aber, wie sie selbst, haben bis zum letzten Hauche in Betheurung der Un-

Digitized by Google

schuld beharrt. Nur einer der Beschuldigten hat gegen sie gezeugt, der Diener Smeton; aber diesem hat man erst durch Verheißung der Straflosigkeit ein falsches Zeugniß abgelockt. Der ganze Prozeß war einer der ungerechtesten; denn alle Akten beweisen Nichts weiter, als daß Anna der neuen Lehre zugethan, ungenirt in ihren Reden und familiär gegen ihre Dienerschaft gewesen ist, aber sich keiner Untreue gegen den König schuldig gemacht hat. Nur ein Heinrich VIII. konnte fähig sein, hierauf ein Bluturtheil begründen zu lassen. Auch er bestätigt die psychologische Wahrheit, daß Wollust und Grausamkeit oft sich beisammen finden. Am Tage nach der Execution feierte er unter Freude und Scherz die Hochzeit mit Johanna v. Seymour. Diese starb 1537 im ersten Wochenbette.

(Schluß folgt.)

Chadischah.

(Schluß.)

Wenig Secunden später trat Mohammed, der Sohn Abdallah's und der Eminah, in das Gemach. Mit der ganzen Würde seiner edlen, Achtung gebietenden Gestalt stand er vor Chadischah, er, der Mann, der die ewig göttlichen Wahrheiten seines Koran auf die Spitze seines Schwertes geschrieben und einen halben Welttheil damit unterjocht, aber zugleich erhoben und aus der Finsterniß zum Licht geführt. Mohammed, der über seine Zeit wie ein fruchtbringendes Gewitter gezogen und die schwüle Atmosphäre der damaligen Gottesverehrung von Mißbräuchen und Irrthümern aller Art gereinigt — er, der den Denkern aller Zeiten ein Räthsel, aber ein Gegenstand der Bewunderung war und sein wird — Mohammed, den nur orthodoxer Unverstand als einen Betrüger oder überspannt ehrgeizigen Heuchler verdammen kann — er stand jetzt der Frau gegenüber, die die erste Stufe zu seiner nachmaligen Größe gelegt. Aus diesem Auge, das — wie Ali, sein Eidam, das Bild des seltenen Mannes der Nachwelt überliefert — das aus einem brennenden Schwarz zuweilen in Momenten heftiger Erregung in ein dunkles Roth überzuspielen schien und dann einer glühenden Kohle gleich in fast verzehrendem Feuer funkelte — aus diesem Auge, der Sonne einer über alle Beschreibung majestätischen Gesichtsbildung, sprach die dreifache Natur des muthigen Helden. Es sprach der begeisterte Kämpfer für den alleinigen Gott, es sprach die entschlossene Tapferkeit des Kriegers und die irdische Natur des lebenskräftigen Mannes aus diesem Auge voll Seele und Leben. In ihm, diesem Brennspiegel seiner Seele, der zündend wieder gab, was in ihm glühte, stand es geschrieben, daß er die Sinnlichkeit nicht zum Zweck seines Lebens, wohl aber ihre Freuden als Belohnung für ein mühe- und gefahrreiches Leben erkannt. Es sprach eben die höchste moralische Kraft, es sprach die Herrschaft des Geistes und der Seele aus diesem Auge, des Geistes, der stark genug war, mitten in den Genüssen der Liebe und Sinnlichkeit seine ethische Kraft zu behaupten und über die Blumen, die sein Leben umrankten, die Aufgabe dieses Lebens nicht zu verabsäumen. Keiner, wie Mohammed, hat es verstanden, Himmel und Erde so schön zu verbinden und die Freuden und den Genuß des Lebens so würdig der Thatkraft des Geistes und der Bestimmung der Seele zuzugesellen, als er, der unter den schwelgerischen Nächten, an denen sein Leben so reich war, nie der höhern Aufgabe dieses Lebens und der Sendung, von der er gewiß und wahrhaftig überzeugt, auch nur eine Stunde lang vergaß. Wie für seinen muthigen Sinn, seinen klaren Verstand und den durchdringenden Blick seines so geistigen als physischen Auges, dessen ungewöhnlicher Bau ihm eine Umsicht bis in die weiteste Ferne und selbst zu Seiten dergestalt möglich machte, daß Ali mit Ueberzeugung davon spricht, Mohammed habe noch in den Schultern ein paar Augen gehabt, denn er habe vor- und rückwärts gesehen — wie für alle die seltenen Vorzüge, womit die Natur ihn ausgestattet, dankte er auch Gott, dem Schöpfer der Seele wie des Körpers, für ungewöhnliche Kraft und Gesundheit des Körpers, der bei der größten und beinahe ascetischen Mäßigkeit im Genusse der Speisen, für die Anstrengung seiner Tage und die Freuden seiner Nächte gleich sehr gestählt blieb. Wie aber Mohammed's Geistesfähigkeiten die aller seiner Zeitgenossen weit überragten, wie sein Gedächtniß stärker und vielumfassender, seine Phantasie voll kühnern und erhabneren Schwunges und seine Urtheilskraft lichtvoll, schnell und entscheidender war, als daß Jemand hierin mit ihm sich hätte messen können: so war auch seine äußere Erscheinung hervorragend und edel, obgleich die Verlegenheit einer auffallend unnatürlichen Länge ihm erspart war. Mohammeds Gestalt — sagen die arabischen Geschichtschreiber — war groß und schön, in allen Verhältnissen ein Ebenmaas, und obgleich über das Gewöhnliche erhaben, doch von der Länge eines Riesen so entfernt, als von der Kleinheit des Zwerges. Auf seiner Stirn thronte der Ernst und die Kühnheit seiner Gedanken, neben dem Witz seines hellen Geistes und seines von Natur frohen Sinnes, der in den heitersten Stunden seiner Menschennatur ein bezauberndes Lächeln um seine Lippen spielen ließ. In ungewöhnlichen oder entscheidenden Momenten seines Lebens ward die sonst so frische Gesichtsfarbe, welche seinen sprechenden Zügen durch ihr lebhaftes Colorit noch mehr Ausdruck verlieh, von einer Blässe verdrängt, die dann die Marmorweiße dieser zarten Haut wie durchsichtig und blendend glanzvoll zugleich erscheinen ließ. In solchen Augenblicken schien ein mächtiger, sonst schlummernder Geist in seiner Brust sich zu regen, seine Züge, sonst stark und regelmäßig, aber ruhig sanft, schienen

Digitized by Google

Pfeile von Gedanken zu schießen und den Augenstrahl seines Flammenblickes konnte dann Niemand ertragen. Ueber diesem Auge, unter der breit und hochgewölbten Stirn, die Ali mit der Wölbung eines Tempels vergleicht, schatteten die langen, glänzenden Brauen mit der Weichheit zarter Seidenfäden den strahlenden Blick, daß er nicht vernichte. So lang und ungewöhnlich seidenreich dieses Haar der Augenbrauen aber auch war, sie berührten selbst beim finstersten Stirnrunzeln einander nicht, und zwischen ihnen hin lief eine Ader, die bei heftiger Erregung nicht aufschwoll, wohl aber durch erhöhtes Pulsiren erst sichtbar ward und bald die Form eines Palmenzweiges, bald die eines Schwertes zu haben schien. Zu der vollen, muskulösen Gestalt mit dem markigen Knochenbau, deren Gang und Bewegung oft mit dem stattlichen Wallen des Palmbaumes auf der Stirn des Gebirges verglichen worden und zu dem kräftigen, offenen Gesicht paßte, um das Ideal eines Mannes, wie er auf das Herz der Frauen und auf das Gemüth der Männer wirken sollte, zu vollenden, der glänzend schwarze Bart, der dicht und lang gekräuselt Kinn und Wange umwaldete, und, wie er jetzt mit jenem, nur ihm eigenen königlichen Anstand, der den Enthusiasmus aller arabischen Geschichtsschreiber geweckt hat, vor Chadischah stand, den grünen Turban und das gleichfarbige Oberkleid in leichten Windungen um Stirn und Leib drappirt — war das Herz der Witwe, in dem sein Bild schon thronte, die Beute des stolzen und doch so bescheidenen Siegers.

Ida Frick.

Blicke auf das Jahr 1744.

(Fortsetzung.)

Mit dem Oberbefehl und als großer Feldherr seiner Zeit tritt jetzt im französischen Dienste der Marschal von Sachsen auf, Graf Moritz; denn Ludwig XV., der sich erst selbst an die Spitze gestellt hatte, erkrankte in Metz. Moritz war ein natürlicher Sohn Augusts II. und der Gräfin Königsmark, hatte sich in Eugens und Marlborough's Schule, in dem flandrischen und im Türkenkriege gebildet und stand seit 1720 in Frankreichs Diensten. Er erstürmte Prag und bahnte so dem bairischen Kurfürsten den Weg zur böhmischen Krone. Seit 1744 befehligte er das französische Heer in Flandern, und Nichts vermochte der an Zahl überlegene Feind, Nichts die Hitze der Holländer und die Todesverachtung der Engländer gegen ihn. In die Niederlande waren deßhalb die Franzosen eingefallen, weil nach der Schlacht bei Dettingen die Holländer sich mit den Engländern verbunden hatten. Der östreichische Feldherr, Karl von Lothringen, der bei dem Zuge der Franzosen in die Niederlande, am 1. Juni 1744 über den Rhein ging, mußte, da Preußen gegen Oestreich abermals den Krieg begann, zur Rettung Böhmens aus Elsaß zurückeilen; auch war Ludwig persönlich aus den Niederlanden gekommen, ihn zu vertreiben, und in dieser Zeit wurde er in Metz krank. In Italien hatte Oestreich seit dem Mai an Neapel einen neuen Feind erhalten. Es hatte gleich bei dem Anfange des Erbfolgekriegs auf Spaniens Seite gegen Oestreich gestanden, wurde aber 1742 durch eine englische Flotte zur Neutralität gezwungen, und jetzt brach es diese erzwungene Neutralität. Dagegen hatte Oestreich sich in demselben Monate eines Freundes zu versichern gesucht. Vorzüglich durch den Grafen Brühl brachte M. Theresie (13. Mai) ein Bündniß mit Sachsen zu Stande, bei welchem sich der Wiener und Dresdner Hof im Falle eines Angriffs gegenseitige Hülfe zusagten, namentlich machte der letztere sich anheischig für englische Subsidien 20,000 Mann zu stellen. Ein geheimer Artikel des Bundes handelte davon, daß Oestreich, wenn Schlesien wieder dem Könige von Preußen entrissen wäre, es mit Sachsen theilen wollte. Und das konnte man in Dresden glauben und dafür die böhmische Krone, die bei richtiger Politik und Energie schon im dreißigjährigen Kriege hätte müssen das Haupt des sächsischen Kurfürsten zieren, aus dem Auge lassen! Hierauf verband sich Friedrich II. mit Karl Albrecht, Pfalz, Schweden, Hessen und Frankreich, mit letzterem eigentlich schon im April, mit jenen aber am 22. Mai zu Frankfurt. So eröffnete Friedrich den zweiten schlesischen Krieg, indem er (10. August) mit 100,000 Mann auf drei Seiten in Böhmen einrückte, Prag eroberte (16. Septbr.) und das ganze Land bis Budweis besetzte. Da eben eilte Karl von Lothringen herbei, und Herzog Johann Adolf von Weißenfels rückte mit 22,000 Mann Sachsen nach Böhmen. Beide verbanden sich den 22. October. Krankheiten und Desertionen bei der Armee, noch mehr aber eigne Fehler und gut gewählte Stellungen der Feinde nöthigten Friedrich (27. Novbr.) sich nach Schlesien zu ziehen. Den auch hier nachrückenden Feind vertrieb der alte Fürst Leopold von Dessau. — Den Abzug des Lothringers nach Böhmen benutzten die Franzosen nur zur Eroberung Freiburgs im Breisgau (25. Novbr.). In Italien aber schlugen die Franzosen (30. September) unter Anführung des tapfern Prinzen von Conti in einer blutigen Schlacht einen östreichischen Bundesgenossen, die Sardinier. Karl Emanuel, König von Sardinien, stand erst im Bunde gegen M. Theresie und machte als Verwandter des ehemaligen habsburgischen Hauses in Spanien Anspruch auf Mailand; da er aber merkte, daß dieß dem spanischen Infanten Philipp zugedacht war, und da M. Theresie ihm die Ansprüche auf das Marquisat Finale, die eigentlich Genua zukamen, abtrat, so schloß er sich ihr im Wormser Vertrage (1743) gegen englische Hülfsgelder an. Wegen seiner Rechte auf Finale trat Genua zum französisch-spanischen Bunde. Weil Oestreich bei Friedrichs Bruch Truppen aus Italien ziehen mußte, gewannen die

Digitized by Google

Spanier die Oberhand in der Lombardei. — Zu Preußens Länderbesitz kam 1744 Ostfriesland; denn der Fürst Karl Edzard von Ostfriesland starb im 29. Lebensjahre ohne Erben. Die Anwartschaft auf das Land war 1694 dem Hause Brandenburg von Kaiser und Reich zur Schadloshaltung wegen des schwedischen Krieges ertheilt worden. Die nach Friedrichs Besitznahme gemachten Ansprüche Kurbraunschweigs wegen der 1691 zwischen dem Kurfürsten Ernst August und dem Fürsten Christian Eberhard von Ostfriesland geschlossenen Erbverbrüderung und des damit verbundenen Successionsrechtes, und des Grafen von Wied-Runkel wegen seiner ersten Gemahlin Christine Luise, einer ostfriesischen Prinzessin, waren ohne Erfolg. Friedrich schloß einen Vergleich mit den ostfriesischen Ständen, dem zufolge das Land gegen jährliche 40,000 Thaler von der Werbung und Einquartierung frei sein sollte; auch übernahm er die Schuldforderungen der Generalstaaten an die Städte Emden und Leer, wogegen sie ihre bisher darin gehabten Besatzungen herausziehen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Todesahnungen.] In dem Kriege von 1813 erwachte der Marschall Bessières an dem Tage seines Todes mit der bestimmten Ueberzeugung, daß es heute sein letzter sei. „Mich nimmt heute eine Kanonenkugel mit; nüchtern soll sie mich nicht treffen.“ Er liest die Briefe seiner Frau noch einmal durch und wirft sie dann in's Feuer. Eine Stunde darauf steigt der Kaiser zu Pferde und Bessières folgt ihm. Das blasse und traurige Aussehen des Marschalls fällt Jedem auf. Herr de Baudus, sein Adjutant und Vertrauter, sagt zu Denen, die es bemerkt haben: „Bekommen wir heute eine Schlacht, so wird der Marschall getödtet.“ Das Treffen beginnt, und sehr bald reißt eine Kugel den edlen Degen des Kaiserreichs in zwei Stücken. Seine Uhr war stehen geblieben, ohne daß sie auch nur berührt worden wäre.

Wie Bessières, so wußte auch Lannes seinen nahen Tod voraus. Als 1809 der Krieg mit Oesterreich ausbrach, nahm Lannes von seiner Frau und seinen Kindern Abschied mit der festen Ueberzeugung, daß er sie nicht wieder sehen werde. Am 22. Mai fand er auf dem Schlachtfelde von Eßlingen seinen Tod.

An dem Tage vor der Schlacht bei Marengo sagte Defair zu seinem Adjutanten: „Es ist lange her, daß ich in Europa keine Schlacht mitgemacht habe; die Kugeln kennen mich nicht mehr; heute begegnet mir gewiß etwas.“ Und am folgenden Tage lag Defair als Sieger auf dem Lorbeerbette.

Ebenso warf sich der General Lasalle in einer Nacht, wo er nicht schlafen konnte, mit der Vorahnung seines Todes herum. Es war vor der Schlacht bei Wagram. Er schrieb noch an demselben Tage an Napoleon, um ihm seine Frau und seine Kinder zu empfehlen. Sonst ein Mann wie von Eisen, konnte er sich jetzt der heftigsten Bewegung nicht erwehren und äußerte unaufhörlich gegen seine Freunde: „Morgen bleibe ich!“ Und das Geschick der Schlachten hielt Wort.

Vor der Schlacht bei Bautzen führte Duroc gegen den Kaiser eine ganz sonderbare Sprache. Napoleon konnte ihn nur halb beruhigen; selbst abergläubig, wie ein Corse, wurde er von der Eröffnung, die ihm Duroc machte, betroffen. Während des Gefechts brachte man ihm die Nachricht, daß sein Freund gefallen sei; und die Augenzeugen erzählen, daß Napoleon sich vor die Stirn geschlagen und ausgerufen habe: „Meine Ahnungen trügen niemals!“ —

Napoleon's Todesstunde wußte man gleichzeitig auf dem Felsen von St. Helena und in einem Gasthofe Badens. Graf Las Cases war auf einer Reise in Deutschland, voll Gram über seine Trennung von dem Gefangenen und über seine vergeblichen Versuche, die Theilnahme Europa's für ihn zu gewinnen. Am hellen Tage überfällt ihn ein lethargischer Schlaf; im Traume sieht er Napoleon gen Himmel steigen, die Augen liebevoll auf ihn heftend, und aus dem Nebel, der ihn umgiebt, ihm freundliche und prophetische Worte zurufend. Als der Graf erwacht war, kündigte er seiner Familie sogleich an, daß der Kaiser gestorben sein müsse; nach wenig Tagen kam die Bestätigung. **A.**

[Das Aufrollen der alten aufgefundenen Rollen, erfunden von dem Neapolitaner-Mönch Antonius Piaggi.] Man denke sich eine hölzerne, ganz zu Kohle gebrannte Rolle von 2 bis 3 Zoll im Durchmesser und ungefähr 6 Zoll lang. Diese hängt in der Luft an seidenen Fäden, an kleinen Schrauben befestigt, wodurch das Drehen des Blattes bewirkt wird, wobei man sich feiner Nadeln oder Griffe bedient. Diese dienen dazu, die verbrannte Rinde, Stück vor Stück von einander zu scheiden, nachdem zuvor von hintenzu mit Gummi unter jedem Buchstaben ein feines Häutchen (wie Goldschlägerblättchen) befestigt worden ist, das stark genug ist, um die Schrift zur Wegnahme fähig zu machen. Nun schiebt sich mit Hülfe der Schrauben und Fäden das Manuscript ohne Berührung nach und nach ab und bekommt so endlich das Ganze, welches dann auf die Rahmen gelegt und mit Baumwolle zugedeckt wird. — So hatte man bei der Entdeckung 3 bis 4 Exemplare von griechischen Handschriften abgerollt, die von Musik handelten. Es wird eine Lage von Asche aufgewickelt, und indem dies geschieht, folgt hinter ihr ein Blättchen Papier, sie legt sich daran und bleibt fest. So empfängt das Papier allmälig eine Zeile nach der andern, und manchmal hat man nach Verlauf eines Monats eine ganze Seite gewonnen. Welcher Grad von Sorgfalt ist nicht erforderlich, damit diese Asche im Augenblick, wo man sie berührt, sich nicht verliere, damit die Zeichen der Gedanken ihre rechten Plätze erhalten.

A. v. Einf.

Entflieh' dem Streit, der sich am Glauben nährt,
Der für's Gesetz sich dem Gesetz empört,
Sich viel vermißt, um gar Nichts auszuüben.
Vertraue fest, daß ein wahrhafter Mann,
Den Ordnung führt, nur selten irren kann;
Wer Frieden liebt, wird nie verkehrt getrieben.

(Witthof.)

O! verkannt, verkannt zu werden,
Wenn das Herz sich edel fühlt,
Ist von allen Herzbeschwerden
Die wohl, die am tiefsten wühlt.

(Tiedge.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 12.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Trinklieder.

Von

G. v. Deuern.

2. Alles trinkt.

Das Trinken ist ein hohes Glück,
Wer möchte das bestreiten?
Getrunken wird, wohin mein Blick
Durch die Natur mag gleiten.
Sie trinket gern und freuet sich;
D'rum trink' auch ich.
Doch Wasser nicht, nein Wein,
Der soll es sein!

Sieh', wie der Thau im Morgenschein
Frisch auf die Rose sinket,
Sie saugt ihn mit Verlangen ein,
Ich zweifle nicht, sie trinket,
Die Rose trinkt und freuet sich;
D'rum trink' auch ich.
Doch Wasser nicht, nein Wein,
Der soll es sein!

Es strömt der Regen auf die Flur,
Daß sie erquicket werde,
Er wallt herab, und Segen nur
Bringt er der heißen Erde.
Die Erde trinkt und freuet sich;
D'rum trink' auch ich.
Doch Wasser nicht, nein Wein,
Der soll es sein!

Das Trinken, ja, ist Hochgenuß,
Erfrischt, erhebt das Leben;
Das Trinken ist ein Liebeskuß,
Vom Himmel selbst gegeben.
Ja, Alles trinkt und freuet sich;
D'rum trink' auch ich.
Doch Wasser nicht, nein Wein,
Der soll es sein!

Historische Schilderungen.

Heinrich VIII. von England und seine Eheangelegenheiten.

2. Anna von Boleyn und Johanna von Seymour, Heinrichs Gemahlinnen.

(Schluß.)

Vor Annas Hinrichtung mußte Cranmer eine Ehescheidungsakte aufsetzen, worin zugleich die Prinzessin Elisabeth für unächt erklärt wurde, weil Anna sich früher mit Lord Perci, nachmaligem Grafen von Northumberland, versprochen gehabt haben sollte, was eben auch unerweislich war. Im Monat Juni bekräftigte ein Parlament Heinrichs beide Ehescheidungen, das an Anna schon vollzogene Urtheil und die Ausschließung der in beiden Ehen erzeugten Kinder von der Thronfolge und erklärte diejenigen für Verräther, welche die beiden Ehen für rechtmäßig erkennen würden. Desgleichen machte es zwei Statuten, das eine wider päpstliche Macht in England, das andere wider päpstliche Dispensationen, Exemtionen, Privilegien u. s. w. Den Altgläubigen, die sich wieder mehr regten, hielten Cranmer, Erzbischof von Canterbury, und Cromwell, den der König zum Viceregenten in Kirchensachen gemacht hatte, tapfern Widerstand. Cranmer, Latimer, Bischof von Worcester, und fünf andere der Kirchenverbesserung befreundete Bischöfe beschlossen unter des Königs Beistande zehn Glaubensartikel, in denen sie zwar über Buße, Rechtfertigung und gute Werke evangelische Grundsätze aussprachen, aber die Bilder, die Verehrung der Heiligen und überhaupt das Aeußerliche des katholischen Gottesdienstes unangetastet ließen. Hierzu kam ein Kirchenreglement, wie die Geistlichen die Lehre vortragen und ihren Wandel

Digitized by Google

führen sollten. Schon, als Anna noch lebte, hatte der König bei einer Klostervisitation verschiedene Klöster einziehen lassen. Ein Hauptsturm auf die Mönche, wobei man nicht einmal die Klostergebäude und ihre Kirchen schonte, brachte Haufen Volks von 20,000 bis 40,000 zur drohenden Erhebung, und der König konnte ihnen nur 5000 Mann entgegenstellen. Zwei Mal verhinderte heftiger Platzregen und ein dadurch über seine Ufer getriebener Bach den Angriff der Rebellen; auch wurden sie unter sich uneins; der König bot Amnestie an und begnügte sich mit Hinrichtung der Rädelsführer. Im folgenden Jahre 1537 schritt er in Aufhebung der Klöster fort und ließ Aebte, die den Rebellen Vorschub gethan hatten, mit dem Leben büßen. Dann wurde weiter der Zauber zerstört durch Vernichtung der wunderthätigen Bilder und des Grabes Thom. Beckets, der wegen seiner Widersetzlichkeit gegen Heinrich II. war canonisirt worden. So gewann man auch den großen Schatz dieses Grabes, und Heinrich VIII. schmückte seine Hand mit dem kostbaren Diamanten, den Ludwig VII. von Frankreich bei seiner Wallfahrt dem Heiligen verehrt hatte; die Gebeine des Heiligen aber ließ er verbrennen und seinen Namen aus dem Kalender streichen. Da die zehn Artikel den Meisten mißfielen, wurde eine Erklärung der vornehmsten Glaubensartikel aufgesetzt, wodurch das apostolische Glaubensbekenntniß, die Lehre von sieben Sacramenten, die zehn Gebote, das Vater Unser, die Lehre von der Rechtfertigung und vom Fegefeuer erläutert wurde. In Rom stand Heinrich als ein Nebucadnezar und Nero angeschrieben, Bann und Interdict wurden wiederholt, England vom Papste an Schottland verschenkt. Dagegen läßt Heinrich decretiren: ein Bischof zu Rom, der Fürsten absetzt, ist ein Usurpator und kein Statthalter Christi. Cromwell publicirt ein königliches Mandat, daß jeder Geistliche die Bibel seinen Kirchkindern zu lesen geben soll; Cranmer steht zum Aergerniß der Papisten bei dem von Johanna von Seymour gebornen Prinzen Eduard Gevatter; aber, wie immer beide Parteien leiden mußten, wenn sie nicht, wie der König, wollten, so saß er in dieser Zeit in eigner Person zu Gericht über den Prediger Nicolson oder Lambert, der die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahle leugnete. Am Schlusse der zwischen Lambert und den Bischöfen fünf Stunden lang dauernden Disputation empfahl jener seine Seele Gott; den Leib aber dem Willen des Königs. „Weil du dich mir ergiebst, lautete die Antwort, so sollst du sterben.“ Auch wurden wieder Artikel, sechs, mit dem katholischen Dogma einstimmig, aufgestellt, weßhalb die dagegensprechenden, früher durch Anna von Boleyn erhobenen Bischöfe in's Gefängniß wandern mußten, und wobei Cranmer selbst etwas in die Enge kam; doch Cromwell vertrat ihn so, daß auch Bischof Gardiners Einflüsterungen bei dem Könige ihre Wirkung verfehlten. Die Ehen, welche bei der Neuerung ein Theil der Geistlichen eingegangen hatte, wurden annullirt; denn der König meinte, wie er seinen Hofbedienten verbieten könnte, Weiber zu haben, so auch den Geistlichen. Eine neue Heirath des Königs sollte nach Cromwells Plane der Reformation förderlich werden. Wir werden sehen, daß die vierte Königin kein besseres Loos zog, als die früheren Gemahlinnen des Tyrannen.

Dr. Gurlitt.

Das Gelöbniß.

Es war ein heißer Tag im Monate Juli, als ein Reiter den Berg hinunter ritt, welcher an dem ostpreußischen Dorfe Pröbelwitz auf dem Wege nach dem Städtchen Christburg liegt. Der Reiter stand bereits in dem Winter seines Lebens, war gut, aber nicht modisch gekleidet und ritt einen Klepper von litthauischer Race. Auf der Mitte des Berges, hart an der Straße, befindet sich ein Quell. An demselben saß ein hübscher, junger Mann, welcher den gebildeten Ständen anzugehören schien.

„Dies ist doch der richtige Weg nach Christburg?“ fragte der Reiter grüßend den Jüngling.

„Sine dubio, — sprach dieser, den Gruß erwiedernd — „denn man kann das Städtchen bereits sehen. Gewiß liegt die Pfarre von Ew. Hochehrwürden nicht in dieser Gegend?“

„Ew. Wohlgeboren sind in einem gefälligen Irrthume,“ versetzte lächelnd der Alte — „wenn Sie mich für einen Geistlichen halten. Aber in Wohldenselben habe ich gewiß das Vergnügen, den Hauslehrer der Gutsherrschaft des Dorfes, welches ich eben passirte, kennen zu lernen?“

„Gleichfalls fehlgeschossen!“ — rief lachend der junge Mann, indem er aufsprang. — „Ich bin ein Fußreisender. Wenn Sie nichts dagegen haben, will ich Sie ein Stück des Weges begleiten; denn ich sehe voraus, daß Sie sich mit mir nicht etwa in ein steeple chase einlassen werden.“

Der Alte gab nickend seine Zustimmung, und der Andere fuhr fort:

„Erlauben Sie mir, Ihnen in wenigen Worten meine Biographie mitzutheilen. Ich heiße Julius von Wald, habe studirt und lebe von den Zinsen eines Vermögens, welches zwar kein Rothschildsches ist, aber groß genug, meinen geringen Ansprüchen zu genügen. Ich hege schon seit längerer Zeit die Absicht, mich anzukaufen; aber da die Preise der Güter immer noch im Steigen sind, so werde ich meinen Appetit auf den Besitz eines Gütchens wohl sobald nicht befriedigen können. Jetzt bin ich auf einer Fußwanderung begriffen, um diese Provinz kennen zu lernen, und ich muß gestehen, daß das, was ich bis jetzt geschaut habe, meinen Erwartungen vollkommen entsprochen hat. In meiner Kindheit wurde mir erzählt, daß in den preußischen

Digitized by Google

Städten Wölfe und Auerochsen auf den Straßen herumliefen, und daß die Preußen mehr Aehnlichkeit mit Thieren, als mit Menschen hätten. In späteren Jahren sah ich freilich ein, daß man mir etwas vorgefabelt hatte; aber dennoch behielt ich eine eigene Idee von diesem Lande. Nun aber ist auch diese Idee sehr bedeutend rectificirt worden."

Das offene und muntere Wesen des jungen Mannes gefiel dem Alten, und dieser sagte freundlich: „Es ist mir sehr angenehm, mein Herr von Wald, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, besonders da Sie ein Mann im wahren Sinne des Wortes zu sein scheinen, und man heut zu Tage in den gebildeten Ständen so selten einen tüchtigen Mann zu sehen bekömmt. Ihre Fußparthie erinnert mich an Seume's Spaziergang nach Syracus."

„Seume war ein excellenter Mensch!" — unterbrach Julius von Wald den alten Herrn. — „Erst bezahlt er seine Schulden und dann geht er auf Reisen!"

„Ja," — sprach der Andere — „der arme Seume kann manchen hohen Herren zum Exempel dienen."

„Ich gehe nun schon eine Strecke neben Ihnen," — sagte lachend der junge Mann — „und habe noch nicht das Vergnügen, Ihren Namen zu wissen. Wollen Sie nicht die Gewogenheit haben, mir denselben zu nennen?"

„Den sollen Ew. Hochwohlgeboren nicht erfahren," — versetzte lächelnd der alte Herr — „denn ich liebe es, incognito zu reisen, will aber keinen Anstand nehmen, Sie von meinen Verhältnissen zu unterrichten. Ich habe diese Provinz durchreist, um mir ein Gut zu kaufen, indessen kein solches gefunden, welches mir convenirte. Wenn mir etwas nicht gelingt, tröste ich mich immer mit der alten Redensart: „Wer weiß, wozu es gut ist!" Dieß soll auch jetzt mein Trost sein. Ich bin alt, habe weder Kinder, noch Verwandte und lebe am Ende als Capitalist sorgenloser, denn als Gutsbesitzer. Deßhalb will ich ganz zufrieden damit sein, daß mein Plan fehlgeschlagen ist. Was ich einmal über mein nicht unbedeutendes Vermögen bestimmen werde, weiß der Himmel. Früher hatte ich die Absicht, dasselbe wohlthätigen Anstalten zu vermachen; aber ich bin davon zurückgekommen, denn ich bedachte, daß dann verhältnißmäßig nur wenig von meinem Vermögen die Armen genießen würden, indem die Verwaltung solcher Anstalten zu viel kostet."

„Sie sollten heirathen;" — bemerkte Julius treuherzig — „zwar sind Sie kein Jüngling mehr, aber noch ein ganz rüstiger Mann und würden gewiß eine Frau finden, welche im Stande sein dürfte, Sie glücklich zu machen. Lassen Sie uns zusammen die Welt durchziehen, um ein passendes Wesen generis feminini für Sie zu suchen."

„Non, mon chère!" — lachte der Alte — „Tempi passati! Wollte ich eine junge Dame heirathen, so würde ich entweder einen Korb bekommen, oder mich, wenn ein Jüngferchen anbisse, zum Gespötte der Welt machen, — und eine alte Dame mag ich nicht. Kamillen und Fliederthee kann mir, wenn ich krank bin, zu Hause eben so gut von meinem Bedienten und auf Reisen in jedem Gasthofe gekocht werden. In meiner Jugend bin ich einmal verliebt gewesen. Der Gegenstand meiner Neigung war eine Ballschönheit, welche weiter nichts konnte, als tanzen und ein bischen französisch plappern. Seitdem habe ich nicht wieder geliebt. Je älter man wird, desto mehr schwindet die Neigung zum Heirathen, wenigstens bei den Männern. Glauben Sie aber ja nicht, lieber Herr von Wald, daß ich gegen das Heirathen eingenommen bin; denn ich habe die Ueberzeugung, daß der unverheirathete Mann das Leben nur halb genießt.

(Fortsetzung folgt.)

Blicke auf das Jahr 1744.

(Fortsetzung.)

In der Kirche fiel, wie erwähnt, das 1744 in Benedicts XIV. (Lambertini) Regierungszeit. Er war ein ausgezeichnetes Kirchenoberhaupt. Ehe es zu seiner Erwählung (1740) kam, hatte das Conclave schon sechs Monate gedauert wegen des Parteienkampfes. Lambertini's Name kam bei den ganzen Verhandlungen gar nicht vor. Da sprach er einmal: „Wollt ihr einen Heiligen, so nehmt Gotti; wollt ihr einen Politiker, so nehmt Aldrovandi; wollt ihr einen gutmüthigen Alten, so nehmt mich." Alle stimmten ihm bei, und er ward Papst. So viel ist gewiß, die damalige Zeit erforderte einen gelehrten, klugen und im Wandel unsträflichen obersten Kirchenfürsten, und alle diese Erfordernisse konnte Lambertini's Person befriedigen. Von seiner Gelehrsamkeit zeigen XII Voll. in 4. In den damaligen Streitigkeiten in der katholischen Kirche, die nachher werden berührt werden, vermochte er Nichts auf's Reine zu bringen. Die Bitte um Canonisation der 1744 in Kaufbeuern gestorbenen Crescentia schlug er ab. Sie hatte sich durch Selbstpeinigungen die Schwindsucht und durch unaufhörliches Schwärmen im Ueberirdischen Geistesverwirrung zugezogen. In diesem Zustande prophezeihte sie, hatte Visionen und that Wunder. Nach einer ihrer Visionen hatten Einige den heil. Geist als Jüngling abgebildet. Der Augsburger Bischof ließ solche Bilder wegnehmen, was Benedict billigte; denn es seien nur die Bilder zuzulassen, unter denen sich Gott in der Bibel geoffenbart habe. Darauf ging auch seine Entscheidung aus über die Frage: ob man die Trinität als menschlichen Leib mit dreifachem Gesicht, oder als drei vollkommen einander ähnliche Personen darstellen sollte. Aus Sachsen ließ Benedict Bergverständige kommen, welche im folgenden Jahre (1745) auf dem Gebirge von Tolfa viele Bleiminen entdeckten. In

Digitized by Google

seinem Verhältnisse zu den Fürsten und Staaten hielt er sich mehr passiv und nachgebend, als thätlich; doch gerieth er über Preußens Friedrich in große Bewegung. Im Andenken an den Druck der Protestanten in Schlesien und aus darauf beruhender Furcht vor Wiedervergeltung an den Katholiken in Schlesien erließ Benedict an alle katholischen Höfe ein Breve, Friedrich von Schlesiens Besitznahme zu verdrängen. Nachher war seine Freude über Friedrichs Mäßigung desto größer. Neue Sorge machte dem Papst die Erhebung des Bischofs zu Breslau, Philipp Ludwigs Grafen von Sinzendorf, zum Generalvicar, gleichsam zum Vicepapst, an den man sich, anstatt des Papstes zu Rom, zu wenden hatte. Sinzendorf, wegen der Sache nach Rom citirt, entschuldigte sich mit dem Podagra. Sinzendorfs Coadjutor wurde 1744 der Graf Philipp Gotthard von Schafgotsch. Benedicts Breven an die vornehmsten katholischen Höfe wegen der Erbfolge in Oestreich waren erfolglos; doch erkannte er Karl VII. sogleich als Kaiser an, wogegen er später bei Franz I. Erwählung mit der Anerkennung zögerte. Als der englische Kronprätendent 1744 absegelte, um seine Ansprüche geltend zu machen, war große Freude am päpstlichen Hofe, der freilich nicht der Erfolg entsprach. — In der katholischen Kirche dauerten die Jansenistischen Streitigkeiten fort. Jansen, Bischof zu Ypern, hatte ein Buch hinterlassen, worin die Ansicht des Kirchenvaters Augustinus über Gnadenwahl und Gnadenwirkungen verfochten war. Die Jesuiten und Franziskaner waren hierin anderer Meinung als die Augustiner und Dominikaner; so entspann sich ein gewaltiger Streit, der die Päpste jener Zeit, weil sie keiner Partei Recht, oder Unrecht geben wollten, in nicht geringe Verlegenheit versetzte. Dabei erweiterte sich die Bezeichnung mit dem Namen Jansenist so, daß am Ende Jeder so hieß, der den Jesuiten nicht Freund war, oder die Oberhoheit des Papstes nicht unbedingt anerkannte, oder sonst in einer Beziehung andrer Ansicht, als die Kirche war. Am meisten Aufsehn machten damals mit die Wunder am Grabe des Franz von Paris, der Abt in Paris und eifriger Jansenist war (gest. 1728). Kranke Leute wallfahrteten dahin, bekamen am Grabe Convulsionen und wurden, wie es hieß, gesund. Es war ein arger Spuk lange Zeit mit den Convulsionärs. Außerdem stritt man sich über die alte Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariens und über ihre Verehrung. — Da einmal andere Orden den Jesuiten auffässig waren, wurden sie von jenen beschuldigt, daß sie als Missionäre die religiösen heidnischen Gebräuche mitmachten und es den Bekehrten erlaubten, als ob es bloße bürgerliche Landesgebräuche wären. Die Jesuiten hatten sich allerdings dieß bei den chinesischen und malabarischen Gebräuchen zu Schulden kommen lassen, um desto leichter die Heiden mit sich zu befreunden und günstigern Fortgang der Bekehrungen zum Christenthume zu erzielen. Der Kapuziner Norbert legte dieses Verhalten der Jesuiten in Memoires historiques sur les missions des Indes orientales 1744 offen der Welt dar. Benedict XIV. hatte selbst den Verfasser zu diesem Werke veranlaßt und ihm die Kosten dazu gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[König Franz I. Grabschrift auf Laura.] Als König Franz I. von Frankreich auf einer Reise nach Marseille das Grab der von Petrarch hochgefeierten Laura besuchte, improvisirte er folgende Verse, welche noch jetzt auf ihrem Grabmal stehen:

„En petit lieu compris vous pouvez voir
„Ce, qui comprend beaucoup par renommée,
„Plume, labour, la lanque et le savoir
„Furent vaincu par l'aimant de l'aimée.
„O gentile âme etant tant estimée
„Qui te pourra louer qu'en se taisant?
„Car la parole est toujours reprimée
„Quand le sujet surmonte le disant.

Der königliche Dichter war, wie man sieht, nicht eben in jenem Augenblicke inspirirt. Aber auch das von Petrarch selbst verfaßte Sonnett, welches der König als Grabschrift bereits fand, athmet so wenig Tiefe der Empfindung, daß Thomasin, der Biograph Petrarcha's und Laura's, sie lieber irgend einem Bewohner der Umgegend von Avignon zuschreibt. Noch viele andere lateinische und italienische Gedichte schmücken Laura's Grab. **E. v. Luckow.**

Wer Lessing's Nathan kennt, erinnert sich daraus der Parabel von den drei Ringen, welche er dem Nathan in den Mund legt auf Saladin's Frage: welche von den drei Religionen (Judenthum, Christenthum und Islam) die wahre sei. Nathan sagt: Ein Reicher in Osten besaß einen Ring mit einem Steine, dem die Kraft eigen war, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Der beste der Söhne in der Familie sollte ihn stets zugleich mit der Herrschaft erhalten. Endlich kam er an einen Vater, der drei gleich gute Söhne hatte. Er versprach den Ring jedem, ließ aber zwei ganz ähnliche machen. Er stirbt. Man zankt, klagt, untersucht; der rechte Ring ist nicht erweislich, „so unerweislich, als der rechte Glaube." — Dieses Gleichniß hat Lessing dem Boccacio abgeborgt, aber meisterhaft benutzt. Wie schön der Schluß: Es strebe von euch Jeder um die Wette
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen! **G÷.**

Glaubst du, der Dichter wird geboren?
Nein, Freund, der erste Funke nur,
Und o wie leicht geht der verloren!
(v. Gödingk.)

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du, schon Dichter zu sein?
(v. Schiller.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeiz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 13. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 6 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Trinklieder.

Von

G. v. Deuern.

3. Kein Wasser.

Wir sitzen nicht zum Spaße hier
Bei diesen vollen Flaschen,
Nein, tüchtig zechen wollen wir,
Nicht blos vom Weine naschen.
Wir trinken noch nach altem Brauch,
Nicht Wasser nach der Mode,
Denn dieses führt am Ende auch
So wie der Wein zum Tode.

Weg Gräfenberg! Weg Prießnitz! Mich
Bekömmst du nicht zu sehen;
Ich denke mir es fürchterlich,
Die Kur dort auszustehen.
Gäbst du mir W e i n, statt Wasser, ja,
Dann ließ ich es schon gelten,
Ich wäre sonder Zaudern da,
Als Kranker mich zu melden.

„Ich leide ewig Durst, sprach ich,
Kannst mich davon befreien?"
Als wackrer Zecher würd' ich mich
Ganz deinem Dienste weihen.
Doch Wasser! Wasser, frisch und kalt,
Der Brunnen meine Schänke!
Ein gräßlich Bild! Mich schaudert bald,
Wenn ich daran nur denke.

Ihr Wassergeister saget zwar:
Dieß giebt ein langes Leben. —
Stoßt an, Gesellen! D i e Gefahr
Macht wahrlich uns nicht beben.
Soll uns das Leben ohne Muth
Bei Wasser schaal verfließen? —
Nein, besser ist es, kurz und gut
Bei Wein es zu genießen.

Huß und der Adel.

In Nr. 40 ff. der Adelszeitung von 1843 hat Freiherr von Crousa-Chèbre in Constanz einige interessante Notizen über das Costnitzer Concil mitgetheilt. Der vorstehende Aufsatz hat die Absicht, das preiswürdige Verhalten des Adels in der Sache des Reformators hervorzuheben.

Als Huß nach Costnitz zog, begleiteten ihn auf König Wenzels Veranlassung Wenzel v. Duba, Johann v. Chlum, Heinrich v. Latzenbock und noch einige andere böhmische Adlige, damit sie nöthigen Falles dem Manne des Lichts beiständen. Am Tage nach der Ankunft (den 3. Novbr. 1414) in Costnitz begaben sich v. Latzenbock und v. Chlum zu dem Papste Johann XXII., um ihn zu benachrichtigen, daß sie mit Huß angekommen wären, und zu bitten, daß dem Manne, von dem so viele schwankende und unwahre Gerüchte in Umlauf wären, kein Leid geschehen möchte. Des Papstes Erklärung fiel befriedigend aus. „Und wenn er des Papstes Bruder getödtet hätte," sagte dieser, „würde er keine widerrechtliche Behandlung Huß's zulassen." Von Chlum war es, der am 28. Novbr. mit Huß zum päpstlichen Palaste ritt, wohin der Papst und die Cardinäle ihn zur Vertheidigung seiner Lehre beschieden hatten, obgleich er eigentlich nach Costnitz gekommen war, nicht vor dem Kreise jener, sondern vor dem versammelten Concil seine Sache zu führen. Zu ihrem Erstaunen wurden Huß und v. Chlum dort als Gefangene einer Schaar Soldaten übergeben. Um Huß noch in freien Aeußerungen zu fangen, schickten seine Feinde den Dr. theol. Joh. Didacus an ihn ab. Dieser that, als käme er zu ihm als ein schwankender Wahrheitsfreund, der aus Zweifeln gerissen und in rechter Erkenntniß befestigt zu werden wünschte. Listig lenkte er das Gespräch

Digitized by Google

auf die Lehre von der Brodverwandlung im Abendmahle. Huß bestätigte mehrmals, daß es nicht seine Meinung sei, daß das Brod nach der Consecration bloses Brod bleibe; als aber Didacus zum dritten Male fragte, ob er wirklich so dächte, so sprach v. Chlum voll Unwillen dazwischen: „Wenn mir Jemand ein Mal Etwas versichert, so schenke ich ihm Glauben; Du aber hörst ja gar nicht auf mit Fragen, trotz dem, daß mein Freund Dir schon offen und vielfach seine Meinung vorgelegt und mitgetheilt hat." Der Heuchler bat um Verzeihung; fiel aber doch bald aus seiner Rolle, indem er die Rede auf die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo brachte. Da äußerte Huß in böhmischer Sprache gegen v. Chlum: „Wahrlich dieser Mensch ist nicht so einfältig, als er sich stellt; denn er fordert meine Ansicht über die schwerste und verwickeltste Sache." Am Abend des Tages der Gefangennehmung wurde dem v. Chlum die Freiheit angekündigt, Huß aber zurückbehalten. Augenblicklich eilte Chlum zum Papste und beschwor ihn, eingedenk seines Versprechens und des kaiserlichen Geleitsbriefes zu sein. Der Papst zog sich aus der Schlinge; er habe keinen Theil an dem Vorfalle. Huß wurde in der Nacht in das Haus eines Costnitzer Domherrn gebracht und daselbst bewacht. Chlum bot Alles auf, ihn zu befreien, schrieb auch nach Böhmen und an Kaiser Sigismund. Dieß fruchtete insofern, als der Kaiser bewogen wurde, dem Concil zu befehlen, daß es seinen Geleitsbrief respectiren sollte, und drohte, er würde selbst die Thüren des Gefängnisses erbrechen; aber der Grundsatz, daß man einem Ketzer nicht Wort zu halten brauche, vernichtete jede weitere Wirkung des guten Willens Sigismunds. Die Möglichkeit einer Befreiung durch die Böhmen zu verhüten, mußte Huß sich in ein schreckliches Gefängniß des Dominikanerklosters am 5. December begeben, und erst am 3. März 1415, nachdem jener Kerker seine Gesundheit vernichtet hatte, brachte man ihn zu besserm Aufenthalte in das Franziskanerkloster auf Verwenden seiner Freunde bei dem Kaiser. Dieser war am 24. December in Costnitz angelangt. Noch hofften Huß's Freunde von des Kaisers Gegenwart das Beste; aber vergebens; er ließ sich von der Geistlichkeit bestricken; daher blieben auch die Briefe böhmischer Adligen an ihn, worin sie für den angefochtenen Mann intercedirten, unbeantwortet. Daß Huß habe wollen auf einem Strohwagen Heinrichs v. Latzenbock versteckt entfliehen, ja schon glücklich aus der Stadt gekommen und dann von seinen Verfolgern ereilt worden sei, ist Erdichtung. Nicht heimlich, wohl aber durch Einwirkung auf das Concil mühten sich böhmische und mährische Adlige, ihn frei zu machen, besonders nachdem er wieder in härtern Gewahrsam gekommen war; denn der Costnitzer Bischof, dem er zu Ostern 1415 übergeben worden war, ließ ihn auf dem Schlosse Gottlieben über dem Rheine, eine halbe Stunde von Costnitz, in einen Thurm sperren und mit Ketten belasten. Ein dringendes Schreiben richteten die erwähnten Adligen an Sigismund, und Chlum schrieb in Verbindung mit den Böhmen und Polen an das Concil, indem er sich wegen der widerrechtlichen Verhaftung und harten Behandlung Huß's beschwerte, Beschleunigung des Prozesses verlangte und einige Verleumdungen zurückwies. Dieß geschah am 14. Mai. Am 17. gab ihnen das Concil, vor welches sie beschieden waren, die Antwort: Huß könne nicht frei gelassen und öffentlich verhört werden; das freie Geleit sei nicht gebrochen, sondern erst 15 Tage nach der Verhaftung zugesichert worden u. s. w. Die Adligen setzten dagegen am 19. Mai ein Schreiben auf, worin bewiesen wurde, daß v. Chlum am Tage der Verhaftung in Gegenwart des Papstes und der Cardinäle auf die Frage nach dem Geleitsbriefe bejaht habe, daß Huß mit einem solchen versehen sei. Am 31. Mai gab abermals auf v. Chlums Veranlassung der Adel ein Schreiben mit Beifügung einer Protestation von Huß ein. Die Bitte um dessen Befreiung wurde in dem Schreiben wiederholt und Bürgschaft angeboten, daß sich Huß vor Ausgang der Sache gewiß nicht entfernen würde. Hierauf erfolgte blos das Versprechen, Huß solle nach Costnitz gebracht werden, um vor dem Concil sprechen zu können. Die Bürgschaft wurde mit der beleidigenden Bemerkung zurückgewiesen, daß es sich um einen Mann handle, dem man nicht Treue und Glauben schenken könne.

(Schluß folgt.)

Das Gelöbniß.

(Fortsetzung.)

„Beim Cerberus, das unterliegt keinem Zweifel!" — rief lustig der junge Mann. — „Lieben und geliebt zu werden, ist das größte Glück auf Erden!"

„Sind Sie so glücklich," — fragte der Alte neugierig — „einen Gegenstand gefunden zu haben, welchen Sie lieben, und von dem Sie wieder geliebt werden?"

„Nein," — lachte der Andere — „gottlob noch nicht!"

„Gottlob?" — fragte der alte Herr verwundert.

„Ja, gottlob," — erwiederte Julius von Wald, — „denn ich bin nicht in der Lage, eine Frau zu ernähren! Ich könnte zwar dessen ungeachtet heirathen, wenn ich eine reiche Frau fände; aber eine solche zu suchen, ist mir nicht gut genug. Ueberhaupt halte ich dafür, daß man sich in diesem Punkte ganz dem Zufalle überlassen muß."

Der alte Herr sah dem jungen Manne, welcher nach diesen Worten über einen Graben sprang, da der Weg zum Gehen zu uneben war, lächelnd und wohlgefällig nach, indem ihn ein Gedanke angenehm zu beschäftigen schien.

Digitized by Google

„Auf solchen erbärmlichen Wegen" — sprach Julius v. Wald — „lernt man den Werth der Chausseen erst kennen. Sie sollten auch herüberkommen, mein Gönner! Ich sage „Gönner," denn ich weiß ja nicht Ihren Titel. Gewiß würde der weiche Boden, auf welchem ich jetzt gehe, Ihrem Andalusier besser behagen, als die harte Straße. Wenn Sie erlauben, führe ich Ihr Leibroß durch den Graben herüber." Dabei sprang er wieder auf die Straße. In demselben Augenblicke stolperte das Pferd und würde auf die Nase gefallen sein, wenn der junge Mann demselben nicht in die Zügel gefallen wäre.

„Ich danke Ihnen, mein Lebensretter," — sagte lachend der alte Herr — „und werde Sie für die Rettungsmedaille in Vorschlag bringen. Aber ich will, so lange dieser holperige Weg dauert, auch zu Fuß gehen."

Mit Hülfe des jungen Herrn v. Wald stieg er vom Pferde, und beide Männer gingen untergefaßt neben einander, indem sie sich auf die gemüthlichste und heiterste Weise unterhielten. Die Zeit verging ihnen dabei so schnell, daß Sie überrascht waren, als sie sich in der Vorstadt von Christburg befanden. Auf ihre Frage nach dem besten Hotel wurden sie nach einem Gasthofe gewiesen, welcher an einer Ecke des Marktes liegt. Hier angekommen, bestellten sich die beiden Reisenden ein gutes Mittagessen und eine Flasche Wein von der besten Sorte und hatten sich eben zu Tische gesetzt, als der Aufwärter meldete, daß das Pferd auf dem einen Fuße lahme.

„O, das ist sehr fatal!" — rief der alte Herr, nachdem er den Menschen instruirt und entlassen hatte. — „Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß ich Sie, mein lieber Herr v. Wald, noch bis Marienburg würde begleiten können; unter den jetzigen Umständen werde ich in diesem Städtchen bis morgen verweilen müssen."

„Ich kann ja auch hier bleiben," — sprach lachend der junge Mann — „denn mit Präsidenten, Ministern und Generalen habe ich gottlob nichts zu schaffen und bin mein eigener Herr."

„Nein, nein!" — deprecirte der Andere — „meinetwegen dürfen Sie Ihren Reiseplan nicht ändern. Wenn Sie gehen," — fügte er hinzu — „will ich Sie noch eine Strecke begleiten. Aber lassen Sie uns auf eine glückliche Reise und ein frohes Wiedersehen trinken!"

„Der Wein ist enorm sauer!" — lachte Julius, nachdem die beiden Männer angestoßen hatten. — Wahrscheinlich ist dieß edle Getränk in den Kellern der deutschen Ritter übrig geblieben, welche solchen Krätzer bei Thorn erbaut haben sollen."

„Ich glaube eher," — sprach lächelnd der Andere — „daß dieser Rebensaft Grünberger Cabinetswein ist."

Nachdem das Symposium beendigt war, brach der junge Mann auf, und der alte Herr begleitete ihn noch bis auf die Straße nach Marienburg. „Nun will ich zurückkehren;" — sagte der Letztere — „aber bevor ich scheide, verlange ich ein Gelöbniß von Ihnen. Ich will Ihr Glück und glaube, daß ich im Stande sein dürfte, Ihnen eine frohe Zukunft zu bereiten. Versprechen Sie mir feierlich, sich nicht eher zu verloben, als bis Sie mich wiedergesehen haben. Geschieht dieß nicht in drei Jahren, so sind Sie Ihres Wortes entbunden."

„Mit Vergnügen!" — rief der Andere, indem er seine Rechte in die des alten Herrn schlug. — „Aber wollen Sie mir nicht jetzt Ihren Namen nennen? Wo werden wir uns denn wiedersehen?"

„Das ist meine Sache," — sprach der Alte. — „Sie haben mir Ihre Pläne für die Zukunft mitgetheilt, und ich werde Sie zu finden wissen. Nun, leben Sie wohl, mein lieber Wald!"

Die beiden Männer umarmten sich so herzlich, als wenn sie sich schon Jahre lang gekannt hätten, und schieden bewegt von einander. Mit den Taschentüchern winkten sie sich noch einmal, — dann konnten sie sich nicht mehr sehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Blicke auf das Jahr 1744.

(Fortsetzung.)

In der lutherischen Kirche eiferte man damals gegen die Conventikel der Pietisten, stritt sich über die Sünde wider den heil. Geist, über den Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen, über chiliastische Träumereien und Prophezeihungen. In einer Schrift, die wir des sonderbaren Titels wegen anführen: „Bündlein der Lebendigen, oder frommer Knechte letzte Reden vor ihrem Untergang aus der Zeit in die selige Ewigkeit" (Nürnberg 1744) sollte das Klopfen einer verstorbnen Fr. Dr. Senkenberger in Frankfurt a. M. beweisen, daß die Seelen der Verstorbenen noch einige Zeit, wo nicht für immer, in der Nähe ihrer hinterlassenen Angehörigen blieben. Leute, die dem Chiliasmus ergeben waren, d. h. dem Wahne, daß Christus bald erscheinen und ein tausendjähriges Reich gründen würde, behaupteten, daß mit dem Jahre 1744 die große Trennung des Lichts und der Finsterniß ihren Anfang nehmen würde; dieß sollte ein Vorspiel sein von dem gehofften Reiche, dessen Dauer von 1750—2750 festgesetzt wurde. Ein Pastor Kampf weissagte aus der Offenbarung Johannis Kap. 20. ein schreckliches Zorngericht, das 1744 über Deutschland kommen würde, und verließ, um demselben zu entgehen, mit 60 Personen seiner Gemeinde das Osnabrückische, wo er Pfarrer war. Die närrischen Leute fanden in Stockholm gute Aufnahme und wollten um keinen Preis zurückkehren. Kometen, wovon der eine 1742 erschien und der andere vom December 1743

Digitized by Google

bis in den Sommer 1744 sichtbar blieb, bekräftigten und verleiteten um so mehr Viele bei der Erwartung außerordentlicher Dinge, die da kommen sollten, aber nicht kamen. Das Erscheinen der Kometen verursachte damals einen starken Schriftenwechsel, und mancherlei Fragen wurden in den Schriften besprochen, als: ob die Sündflut durch einen Kometen entstanden, ob einer das Ende der Welt bewirken werde, ob der Stern der Weisen *) einer gewesen, ob Kometen nichts Gutes bedeuten u. s. w. Helle Köpfe und beschränkte sprachen sich nach ihrer Weise aus. — In den hannöverschen Landen wurde allen Predigern verboten, den des Separatismus, Pietismus, oder sonstiger religiösen Eigenthümlichkeiten Verdächtigen ihre Kanzel zu erlauben; aber es bekam dort auch ein Prediger einen derben Verweis wegen seines Beitritts zum Freimaurerorden, und sämmtliche Geistliche wurden unter Androhung nachdrücklicher Strafe vor den Logen gewarnt. — Der früher ergangne Befehl, keinen Candidaten, der in Wittenberg studirt hatte, in's Predigtamt zu befördern, wurde in den preußischen Landen erneuert. Da sich einige Geistliche in Pommern unterfangen hatten, Glieder ihrer Gemeinden eigenmächtig vom Abendmahle zurückzuweisen, so erging 28. Juli 1744 eine sehr ungnädige Verordnung, „daß Sr. Majestät die blamablen und nach einem Afterpapstthum schmeckenden Mißbräuche der Geistlichen durchaus nicht dulden wollten und aus königlicher und oberherrlicher Gewalt hierdurch die sogenannte Kirchenbuße als eine schädliche, papistische, unnütze und unvernünftige Sache, wodurch Nichts, als Unheil, Schimpf und Nachtheil der Büßenden und der Gemeinden Zerrüttung entspringen könnte, völlig abschaffen, dabei aber verordnen wollten, daß kein Prediger sich ferner bei unausbleiblicher schwerer Strafe unterstehen sollte, seine Beichtkinder eigenmächtig vom Gebrauch des heil. Abendmahls abzuweisen und auszuschließen." —

*) In der Schrift: „Der Stern der Weisen" von Münter (Kopenhagen 1827) ist aus der Astronomie bewiesen, daß Jesus muß 747 nach Roms Erbauung geboren sein; folglich ist die gewöhnliche Annahme 753 und also auch unsere Zahl der Jahre nach Christi Geburt falsch.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Mit dem Menschen und seiner Vortrefflichkeit geht's oft, wie mit dem Wanderer und seinem Mantel, den ihm Gott Äolus durch all sein Brausen nicht von den Schultern wehen konnte; aber, als die Sonne stach, legte er ihn selbst ab. Bei den Stürmen der widrigen Schicksale nimmt Mancher die Tugenden, die ihn kleiden, hübsch zusammen; aber unter den Strahlen der Glückssonne wirft er sie bald weg. Da steigt ihm auch das Blut zu Kopfe, raubt ihm die Besinnung, oder macht ihn träge und lässig. Es gilt auch hier, daß sich viele Naturen bei dem Froste eines unfreundlichen Winters besser befinden, als in der wohlthätigen Wärme.

Der Puseyismus hat seinen Sitz im Kopfe, der Altlutheranismus im Nacken, der Mysticismus in der Brust, der Communismus im Magen. Jene sind Zugvögel, sie haben nur eine gewisse Zeit des Verweilens, und werden schon abziehen, wenn sie merken, daß Nichts mehr ist; der Communismus aber sitzt im Centrum, also fest, und hat sich eben eingefunden, weil Nichts ist. Auch gilt von ihm, daß alle Uebel, welche im Magen ihren Sitz haben, am gefährlichsten sind.

Gerade der Beruf, in den die Aeltern ihre Kinder zuweilen hineindrängen und treiben wollen, ist ihnen nicht durch ihre Anlagen und Neigungen bestimmt, und hätten die Väter immer ihren Willen durchsetzen können, wie große Verluste hätten Wissenschaften und Künste erlitten! Wie viel hat die Natur- und Arzneiwissenschaft einem Börhave, Linné, Haller zu verdanken! Gerade gegen die Neigung dazu eiferten ihre Väter und wollten sie lieber zum Studium der von Kirchenlehreen erfundenen mysteriösen Dogmen, als zum Studium der Natur sich hinwenden sehen, welche doch, wenn der Mensch sich mit ihren Geheimnissen beschäftigt, nie täuscht, sondern dem eifriger Forscher immer Etwas zu finden giebt. Andere wurden bestimmt zu leiblichen Aerzten, wie Herder und Schiller; aber da gab es wieder andere, tiefere Wunden zu heilen, und noch immer gesunden und erquicken sich die Seelen an dem, was für die Menschheit als Univeesalmedizin aus ihrem Geiste ausgeflossen ist. G‡.

Es ist alles in der Welt ein Negotium. Der Eine verkehrt mit Tuch, mit Wolle, mit Hafer, der Andere mit Prozessen, mit Diensten, mit Relationen. Wie man die Waare am besten anbringt, hat man am gescheitesten gehandelt.
(Iffland.)

Sie können ein ganzes Dorf in den Sack stecken, das macht nicht halb so viel Lärm, als wenn Sie sagen: der und der hat falsches Haar; oder: sie hat eine Garnitur falscher Zähne.
(Derselbe.)

Celui qui préfère la vérité à la gloire peut espérer de la préférer à sa vie. (Rousseau.)

Wer Phantasie hat, macht sich aus jedem Fetzen eine wunderthätige Reliquie, aus jedem Eselskinnbacken eine Quelle.
(J. Paul.)

Ach kennte doch die Welt das Herz so, wie den Mund!
Wie wenig gleichen oft die Thaten ihrem Grund!
(v. Haller.)

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.
(v. Schiller.)

Wer feoh ist, ist nicht böse;
Die Feeude teägt und hält,
Trotz allem Stecitgetöse,
Den Tugendsinn der Welt.
(Tiedge.)

Nur in schwülen Prüfungsstunden
Sproßt die Palme, die den Sieger krönt.
(v. Salis.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 14.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur= und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions=Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Deutschland.

Von

Carl Grafen von Hülsen.

Wie lange ist's, da stritten deutsche Brüder
Mit deutschen Brüdern einen heißen Streit!
Gottlob, wir haben unsre Freiheit wieder
Errungen, sind vom Franken=Joch' befreit!

Die Zeiten sollen nimmer wiederkehren,
So lang' die Sonne unser Land bescheint,
Wo, um die deutschen Gauen zu verheeren,
Wo Deutsche sich mit Franken einst vereint!

„Es soll nicht Oesterreich und auch nicht Preußen
Vorherrschend sein, vielmehr soll es fortan
Ein einziges und ein'ges Deutschland heißen!"
Rief jüngst der deutsche Erzherzog Johann.

Ja, einig laßt uns immer sein und bleiben!
So sind wir fest und stark wie deutscher Stein.
Wir können dann der Welt Gesetze schreiben
Und stets die erste Macht auf Erden sein! —

Huß und der Adel.

(Schluß.)

Am Tage der Vorladung, d. 5. Juni, wollte das Concil, ehe Huß vor ihm erschiene, seine Lehren verdammen. Auf die Nachricht von diesem Vorhaben machten v. Duba und v. Chlum sogleich Sigismund Anzeige, und dieser verhinderte es. Als bei dem zweiten Verhöre am 7. Juni — das erste am 5. war so stürmisch, daß Huß nicht zu Worte kommen konnte — gegen das Ende Huß vorgehalten wurde, er hätte gesagt, wenn er nicht hätte wollen nach Costnitz kommen, würde ihn weder der böhmische König, noch der Kaiser haben dazu zwingen können, entgegnete er, daß seine Worte gewesen, es gäbe in Böhmen eine große Menge Edle, die ihn, wenn er nicht hätte wollen nach Costnitz gehen, leicht an einen sichern Ort hätten bringen können, so daß er trotz des böhmischen Königs und des Kaisers Willen hätte nicht brauchen nach Costnitz zu kommen. Dieß bekräftigte v. Chlum mit den Worten: „Ich selbst, ehrwürdige Väter, wenn ich mich mit andern vergleiche, habe nur wenig Macht und Reichthum in Böhmen; aber doch könnte ich, wenn ich wollte, ein ganzes Jahr hindurch Huß gegen alle Gewalt, ja selbst gegen die Gewalt dieser beiden Könige vertheidigen. Um wie viel mehr würden dieß nun Andere vermögen, die noch mächtiger sind und stärkere Burgen besitzen, als ich." Auch bei dem dritten Verhöre am 8. Juni waren die Herren v. Duba und v. Chlum zugegen; doch gab es hier keine Gelegenheit für sie, zu sprechen. Nicht zu geringer Freude gereichte es Huß, wie treulich ihm von Chlum anhing; denn dem von Allen verlaßnen und gehaßten Märtyrer folgte er nach den Schlusse des Verhörs bei der Zurückführung in seinen Gewahrsam und sprach ihm Muth zu. Als Huß abgetreten war, hielt Sigismund eine Rede, worin er sagte: „Wenn er nicht widerruft, so schlage ich vor, ihn zum Scheiterhaufen zu verdammen." Und zuletzt sprach er: „Endlich thut es auch noth, diejenigen von den Freunden Huß's, die hier in Costnitz sich aufhalten, mit gehöriger Strenge zu behandeln, vorzüglich aber seinen Schüler, den Hieronymus." Am Tage vor der Verdammung, d. 5. Juli, schickte Sigismund die mehrmals genannten zwei Adligen und vier Bischöfe zu Huß, um seinen Entschluß zu vernehmen. Hierbei redete von Chlum also: „Mein lieber Magister, Du weißt, ich bin ein ungelehrter Mann, nicht fähig, Dir in Deiner Weisheit zu rathen; aber höre auf meine Bitte! Wenn

Digitized by Google

Du Dir bewußt bist, einen von den Irrthümern gehegt zu haben, die man auf dem Concil Dir vorgeworfen hat: so scheue Dich nicht, Deine Meinung zu ändern. Ist dieß jedoch nicht der Fall, dann sei es fern von mir, Dir rathen zu wollen, Etwas gegen Dein Gewissen zu thun. Nein, ertrage dann lieber jede Marter, als daß Du die erkannte Wahrheit verleugnest." Huß betheuerte unter Thränen, widerrufen zu wollen, wenn man ihn aus der heil. Schrift widerlegen könnte. — Rühmend erwähnet Huß selbst in einem Briefe, auf der Reise zu Nürnberg, geschrieben nach Prag, der beiden ihn begleitenden Edelleute: „Herr Wenzel, so wie auch Herr Johann behandeln mich mit großer Achtung und Artigkeit. Sie sind gleichsam die Herolde, oder richtiger die Beschützer der Wahrheit, durch die unter Gottes Beistand Alles glücklich von Statten gehen wird." Aus dem Gefängniß schrieb er an J. v. Chlum: „Ich ersuche Euch, zu vermitteln, daß der König (Kaiser Sigismund) bei dem vielleicht zu veranstaltenden Verhöre gegenwärtig sei, und, damit er mich gut hören und verstehen könne, mir ein Platz in seiner Nähe angewiesen werde. Auch hoffe ich auf Eure, Herrn Heinrichs, Herrn Wenzels und der andern Herren Gegenwart. Ich mag dann leben, oder sterben, so könnt Ihr wahrhaftig und vollgültig gegen die zeugen, die vielleicht aussprengen, ich hätte die sonst gepredigte Wahrheit verleugnet. — Schlüßlich bitte ich, daß der König nicht zugeben möge, daß ich nach angestelltem Verhör wieder in den Kerker gestoßen werde, um mich Eures und meiner Freunde Rathes bedienen zu können." In einem andern Briefe an v. Chlum heißt es: „Ich bin hoch erfreut über die treue Beharrlichkeit, die Ihr in meinem Unglücke an den Tag legt. Gott hat Euch hoffentlich zu Eurem zeitlichen und ewigen Besten zu meinem Beistande vor Allen ersehen. Den Herrn von Janowitz behaltet ja so lange, als er gesund ist, bei Euch. An den edeln Herrn Wenzel v. Duba denke ich gern, grüßt ihn herzlich von mir aus dem Gefängniß und danket ihm für seine treue Verwendung." In einem für „die gläubigen Böhmen, die Gott lieben," bestimmten Briefe sagt Huß: „Euch Alle bitte ich, daß Ihr den edeln Herrn Wenzel v. Duba, Joh. v. Chlum, Heinrich v. Plumlov, Wilh. v. Zagez, Nicolaus und den andern böhmischen, mährischen und polnischen Herren, da Euch Allen ihr Eifer angenehm ist, vorzüglich den Herren W. v. Duba und J. v. Chlum, Euren Dank abstattet, darüber, daß sie sich als tapfere Vertheidiger der göttlichen Wahrheit öfters dem ganzen Concil widersetzt und für meine Befreiung aus allen Kräften gekämpft haben. Ihren Berichten dürft Ihr vollkommen Glauben beimessen." — Nicht unerwähnt endlich darf Peter v. Mladonowitz bleiben, Secretär des Herrn v. Chlum, welchen Huß in einem Briefe an die Universität Prag als seinen treuesten und standhaftesten Tröster und Beistand ihr empfiehlt.

Dr. Gurlitt.

Das Gelöbniß.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr nach dieser Begebenheit finden wir Julius von Wald in einer großen Stadt wieder. Da die Acquisition eines Gütchens ihm nicht gelungen war, so hatte er sich vor kurzem hier niedergelassen und den Entschluß gefaßt, sich wieder mit den Wissenschaften zu beschäftigen und sich zum juristischen Doctorexamen vorzubereiten, um später entweder als Privatdocent an einer Hochschule auftreten oder auf irgend eine andere Weise eine nützliche Thätigkeit entwickeln zu können. Den alten Herrn hatte er nicht wiedergesehen, auch sonst nicht das Mindeste von ihm erfahren. Julius besuchte jeden Vormittag die Universität, um einige Vorlesungen zu hören. Auf dem Wege dahin begegnete ihm öfter eine sehr hübsche, junge Dame, für welche er sich bald so lebhaft interessirte, daß er den ganzen Tag verstimmt war, wenn er das hübsche Mädchen einmal nicht getroffen hatte. Der junge Mann sann hin und her, wie er es anstellen könnte, die Bekanntschaft dieses holden Wesens zu machen. Bald wollte er, wenn er der jungen Dame vorübergegangen wäre, ihr eine Schleife oder eine andere Kleinigkeit nachbringen und sie fragen, ob sie dieselbe verloren habe; bald beabsichtigte er durch die Stadtpost an sie zu schreiben, denn er hatte bereits ermittelt, wo das hübsche Mädchen wohnte. Aber das Erstere erschien ihm zu kindisch, und das Letztere hielt er für einen Verstoß gegen das Decorum. Da kam ihm der Zufall zu Hülfe. Er befand sich eines Abends in Gesellschaft und mußte eben die langweilige Unterhaltung eines Philosophen von Fach anhören, als die von ihm schon längst so hochverehrte junge Dame in Begleitung einer Matrone in das Zimmer trat. Das hübsche Mädchen erröthete, als es Julius bemerkte, und dieser, welcher von nun an für das gelehrte Gespräch des Philosophen taub war, verschlang die Dame fast mit seinen Blicken. Der junge Mann ließ sich den beiden Angekommenen vorstellen und erfuhr, daß die Matrone die Witwe eines Regierungsrathes Neumann sei und die junge Dame Laura von Bingen heiße; aber es war ihm den ganzen Abend nicht möglich, die Letztere allein zu sprechen. Nun hoffte er die schöne Laura den andern Morgen treffen und ansprechen zu können; doch die junge Dame erschien weder an diesem, noch an den folgenden Tagen. Eine Woche nach jenem Abende ging der früher so heitere Mensch ziemlich trübselig nach einer Promenade außerhalb der Stadt und schaute, vor einem kleinen Teiche mit Schwänen stehen bleibend, auf das Wasser, als er plötzlich eine bekannte Damenstimme hörte. Er sieht auf und erblickt zu seiner Freude Laura v. Bingen neben sich, welche die Schwäne füttert und ihr Vergnügen über die hübschen Thiere ausdrückt. Julius macht ihr seine Verbeugung und die junge Dame ist nicht weniger überrascht, als er es gewesen war.

Digitized by Google

„Ihre Dienerin, Herr v. Wald!" — sagte die Regierungsräthin Neumann, welche der junge Mann erst jetzt bemerkte. Dabei stellte ihm die Matrone zwei andere schon bejahrte Damen vor, welche sich in ihrer Gesellschaft befanden.

„Sie haben wohl die Schwäne besungen, Herr v. Wald;" — fragte die Regierungsräthin lächelnd — „denn Sie schienen sehr gedankenvoll, als Sie die schönen Thiere betrachteten?"

„Ach, nein!" — erwiederte er. — „Mit den Schwänen war ich nicht beschäftigt, sondern mit einem Gegenstande, welchen ich mir entfernter glaubte, als er war."

„Sie sind ein Mystiker!" — sagte lachend die Dame, welcher es nicht in den Sinn kam, daß dieser Gegenstand das Fräulein sein könnte. — „Nun, Laura, Ihr Geschäft ist vollendet, und wir müssen aufbrechen. Wenn Sie uns begleiten wollen, Herr v. Wald, so wird mir Ihre Begleitung angenehm sein."

Kein Anerbieten in der Welt hätte unserem Julius erwünschter sein können, als es dieses war, und auch die junge Dame, deren Antlitz vorher bei der Aeußerung des jungen Mannes wie mit Blut übergossen wurde, schien hocherfreut, als Julius die Aufforderung annahm. Die Regierungsräthin und die beiden ältern Damen gingen voran, während Laura und Julius ihnen in sehr geringer Entfernung folgten.

„Ich bin recht lange nicht so glücklich gewesen, Sie zu sehen, gnädiges Fräulein," — sprach leise der Letztere — „weder auf der Straße, noch an Ihren Fenstern."

„Sie wissen, wo ich wohne?" — sagte das junge Mädchen erröthend. — „Ich bin acht Tage krank gewesen und seit meiner Krankheit heute zum ersten Male in das Freie gekommen. Ach, es ist doch wunderschön in der Natur!" — fuhr sie lauter fort. — „Nur wenn man krank gewesen, erkennt man, welch' ein werthvolles Gut die Gesundheit ist, und welche Reize die herrliche Erde dem Menschen bietet."

„Ja, ja, mein Kind!" — sprach die Regierungsräthin, welche die letzten Worte gehört hatte, — „das vergessen Sie gefälligst nicht. Wenn Sie neulich hübsch folgsam gewesen wären und das Ihnen angebotene Tuch umgenommen hätten, als wir nach Hause gingen, so würden Sie sich nicht erkältet haben."

Das Gespräch wurde nun allgemein, und es war dem jungen Manne nicht mehr möglich, Laura unter vier Augen zu sprechen. Julius begleitete die Damen bis zur Wohnung der Regierungsräthin. Er hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß die Matrone ihn nöthigen werde, in ihre Wohnung zu treten; allein seine Hoffnung war eitel gewesen. Aber dessen ungeachtet kehrte er glückselig nach Hause zurück. — Als er den folgenden Morgen nach der Universität ging, kam ihm die junge Dame in der Straße entgegen, wo er ihr früher immer begegnet war. Laura lächelte holdselig bei dem Anblicke des jungen Mannes, welcher sich nun berechtigt glaubte, das hübsche Mädchen anzusprechen und sie zu fragen, wie ihr die gestrige Parthie, der erste Ausgang nach ihrer Krankheit, bekommen sei. Das Mädchen dankte freundlich und sprach auch weniger schüchtern, wie früher. Julius begleitete sie bis zu dem Hause, in welchem sie Singunterricht hatte, und erfuhr auf dem Wege dahin, daß sie älternlos sei, sich bei der Regierungsräthin in Pension befinde und daß ein alter Baron Freimuth, ein Freund ihres verstorbenen Vaters und ihr Vormund, väterlich für sie sorge. Auf des jungen Mannes Frage, ob er der Regierungsräthin seine Aufwartung machen dürfe, erwiederte Laura befangen, daß die alte Dame nie Herrenbesuch bei sich sehe.

(Fortsetzung folgt.)

Blicke auf das Jahr 1744.

(Schluß.)

Im Holsteinischen wurde eine „gemeinschaftliche Sabbatsverordnung" gegeben; auch wurde hier und in Schleswig, wie früher in Dänemark und Norwegen, die Privatcommunion Allen, außer dem Falle der Krankheit, untersagt. Als im Gothaischen bei Honoratioren es Mode geworden war, privatim zu communiciren, verlangte das Oberconsistorium Angabe ihres Namens. — In England stritt man über den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen mit großer Heftigkeit. Die englischen Freidenker, wie Chubb, Sherlock u. A. machten fort und fort Aufsehen und standen im Kampfe mit denen, die über ihre Kühnheit in Sachen der Religion laut schrieen. Einer der gelehrtesten Männer Englands, W. Warburton, Kaplan des Prinzen von Wallis, wollte das Ansehn des Moses gegen die Freidenker schützen und schrieb „the divine legation of Moses;" aber er ging dabei einen so eigenthümlichen Weg und räumte Manches den Freidenkern ein, z. B. die Religion sei von Staatsverständigen nur zu politischem Zwecke eingeführt, Isaaks beabsichtigte Opferung sei keine wahre Geschichte u. a. m., daß er von jeder Parthei eine Anzahl als Gegner auf den Hals bekam. Er ließ sie eine Zeit lang ruhig gegen sich schreiben (denn 1738 schon erschien sein Werk) und antwortete 1744 in „Remarks." — Zum Spott schrieb Jemand in biblischer Redeweise eine Chronik der Könige von England und eine Chronik der Könige von Ungarn (M. Theresie) und von der Schlacht bei Dettingen. Der englische Einfall fand in Deutschland Nachahmung in Chroniken von den Kriegen der Königin von Ungarn, Karls von Lothringen u. s. w., aber auf eine für fromme Ohren noch weit ärgerlichere Weise.

Von Religionswechsel fürstlicher Personen kam 1744 ein Fall vor. Die Braut des Thronfolgers in

Digitized by Google

Rußland, des Herzogs von Holstein-Gottorp Karl Peter Ulrich, die Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst ging in Moskau zur griechischen Religion über und hieß nun Katharina Alexiewna.

Wie 1724 schon, entstand auch 1744 Wirrwarr in der Osterfeier durch die von den Katholiken (gregorianischer Kalender) abweichende Zeitrechnung der Evangelischen; jene feierten den 5. April, diese den 29. März das Fest. An manchen Orten zwang eine Parthei die andere mit Gewalt zu gleicher Feier.

Stiftungen von 1744: Einweihung des Gymnasiums Christianeum zu Altona 27. Mai; Akademie zu Florenz zur Verbesserung der praktischen Moraltheologie; in Ungarn Societas nobilium zur Unterdrückung der Protestanten.

Jubiläen feierten die hennebergischen Lande (Reformationsjubiläum), das Stift Fulda (tausendjähriges), Universität Königsberg, Gymnasium zu Stettin, der Nürnberger Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz und die Wolfenbüttler Bibliothek. — Unter den 1744 Gestorbenen ist der Berühmteste Pope.

Dr. Gurlitt.

Feuilleton.

Wie Fenelon für den französischen Dauphin „les aventures de Télémaque" schrieb, so dichtete Wieland für Karl August, nachherigen Großherzog von Weimar, und dessen nach seines Vaters Tode gebornen Bruder Constantin „den goldnen Spiegel." Indem wegen des Telemaque Ludwig XIV. auf den Verfasser seine Ungnade fallen ließ, weil er das Buch für eine Satyre auf sich und sein Regiment hielt, richtete er dadurch sich selbst und seinen Hof, und nun erst fing man recht an, Parallelen zwischen den Personen im Telemaque und Ludwigs Hofleuten zu ziehen. In der Kalypso wollte man die Frau von Montespan, in der Eucharis das Fräulein Fontanges, im Protesilaus den Louvois u. s. w., erkennen.

Christ. Thomasius, erst in Leipzig Professor, dann in Halle, gest. 23. September 1728, bekannt durch sein Auftreten gegen Hexenprozesse und Tortur, behauptete in einer Schrift über Vielweiberei, daß sie nicht gegen das Naturrecht stritte. Damals veranlaßte auch die Verbindung des Herzogs Moritz von Zeitz mit einer brandenburgischen, also reformirten, Prinzessin einigen Streit. Thomasius behauptete, die Ehe mit einer Person andern Glaubens wäre nicht wider göttliche und menschliche Gesetze, noch ein Fürst hierbei von seinen Theologen abhängig. Als der freisinnige Mann bei Gelegenheit der vom braunschweigischen Herzoge beabsichtigten Verehelichung seiner Tochter mit einem katholischen Fürsten, welche deßhalb übertreten sollte, um sein Gutachten befragt wurde, entschied er als Jurist zu Gunsten des Herzogs gegen die Anmaaßungen der evangelischen Geistlichen, welche mit dem Bindeschlüssel drohten. In der Abhandlung über den Concubinat stellte er den Satz auf: nicht die Einsegnung, sondern das Ja der Braut macht die Ehe rechtsgültig.

Karl von Dalberg, einst Fürst Primas des Rheinbundes, aus einem so berühmten Geschlechte, daß der Herold bei der Kaiserkrönung, wenn der Ritterschlag ertheilt werden sollte, rief: „Ist kein Dalberg da?" — sagt in seinen Betrachtungen über das Universum: „Willst Du Deine Unterthanen glücklich machen, so strebe nach drei Dingen: daß Keiner hungere, Jeder beschäftigt sei, Alle gerecht und wo möglich liebend seien." Das sagte aber D. nicht blos, sondern er strebte nach Verwirklichung dieser Maxime. Der Treffliche mußte am Abend seines Lebens mit Mangel kämpfen.

Nach dem Genusse des Abendmahls in der Nähe des Todes sprach van Beethoven mit den Worten des römischen Kaisers Augustus: „Plaudite amici, comoedia finita est!" und fügte hinzu: „habe ich es nicht immer gesagt, daß es so kommen würde."

Die Herren, welche sich anmaßten, nach ihrer Willkür andern Leuten die Himmelsthüre auf- und zuschließen zu können, hatten zu einem Gegenstande ihrer Verdammungssucht auch die Schauspieler genommen. Daß es unter diesen Künstlern doch fromme Leute geben könnte, hielten jene Zeloten nicht für möglich; denn der Zelot ist in der Menschenkenntniß mit Blindheit geschlagen. Was würden die Herren, und wer ihnen noch heutiges Tages gleicht, dazu sagen, daß ein Mitglied der Neuber'schen Gesellschaft, der Schauspieler Krieger, sogar geistliche Lieder dichtete; ja noch mehr, daß sie im Munde christlicher Gemeinden sind? Der aufgeklärte Prediger Zollikofer, einst bei der reformirten Gemeinde in Leipzig, hat in das Gesangbuch dieser Gemeinde zwei Lieder Krieger's aufgenommen unter Nr. 286 und 287.

Im Straßburger Münster ging es im Mittelalter, laut der zuverlässigen Nachrichten einiger Zeitgenossen, so zu: Eben wird das feierliche Hochamt gehalten. Die Adligen erscheinen in prunkenden Kleidern, mit klappernden Schnabelschuhen, mit Jagdhunden, und lassen die Falken bisweilen im hohen Tempelraume aufsteigen. In einiger Entfernung von ihnen sind reiche Kaufleute im lebhaften Gespräche begriffen; sie machen mit einander Geschäfte. Dort wieder spricht, unbekümmert, wie Jene, um das Hochamt, ein Ammeister öffentlich Recht, und da, wo der Weg von einer Kirchthüre zur andern führt, tragen die Leute vom nahen Markte ihre Spanferkel durch das Heiligthum, um ein paar Schritte eher zu kommen. Gt.

[Weibliche Taufnamen.]

Ist das Letzte von dem Ganzen abgeschieden,
Ist's der achte Theil vom ganzen Jahreslauf.

Ich darf die Turandot nur nennen,
So wirst du deren Sklavin kennen.

Wie ich, ein peinlich Recht benannt,
Nach einem Kaiser, der bekannt.

Bekannt ist Werther's That, von ihm verübt,
Weil er sie bis zum Wahnsinn hat geliebt.

Ich bin mir gleich, ich bin dasselbe Wesen,
Du magst mich vorwärts, oder rückwärts lesen.

Rückwärts darfst du mich niemals lesen;
Dann bin ich ein verlornes Wesen,
Nicht Jungfer und auch nicht Madam
Doch Mutter, eh' ein Mann mich nahm.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 15.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Heiterer Sinn.

Von

Carl Grafen von Hülsen.

Wohl dem, der einen heitern Sinn
 Empfangen hat vom Himmel,
Denn immer fühlt er glücklich sich
 In diesem Weltgetümmel.

Er grämt sich nicht, wenn Mißgeschick
 Ihn trifft auf seinen Pfaden.
Er tröstet sich: Was kann mir wohl
 Ein solcher Unfall schaden?

Nur fremdes Leid bekümmert ihn;
 Sonst kann ihn nichts betrüben.
Er lacht der Thoren, und doch muß
 Er alle Menschen lieben.

Wohl also dem, der heiter ist,
 Denn leicht wird ihm das Leben, —
Und dankbar sei er für den Schatz,
 Den Gott ihm hat gegeben! —

Die Parteien der Hüte und Mützen in Schweden.

Mit Benutzung der Gustavianischen Papiere bearbeitet

von

Dr. Gurlitt.

Am 30. November 1718 war's, als Karl XII. Abends in den Laufgräben vor Friedrichshall in Norwegen erschossen wurde. Der Held sank, die Hand fest am halbgezogenen Degen, daß man sie kaum davon losbringen konnte. Aus der Festung kam die tödtliche Kugel gewißlich nicht, sondern von einem Verräther, der entweder Gedungener, oder selbst Glied einer Partei war, die Karl zu großmüthig während seines Lebens übersah; sie aber wußte den Tag seines Todes. Der leere Thron gebührte dem Rechte nach dem Neffen des kinderlosen Karl, Herzog Karl Friedrich von Holstein, Sohn seiner verstorbenen ältern Schwester; aber durch den Einfluß des Grafen Horn wurde Karls jüngere Schwester, Ulrike Eleonore, zur Königin gewählt. Von ihr, die kein Erbrecht hatte, verlangte und erhielt man die Verzichtleistung auf die Unumschränktheit der königlichen Gewalt, wie sie einst Karl XI. 1680 hergestellt hatte. Dieser hatte auch dem Adel die königlichen Domänen, womit er für seine Dienste belohnt worden war, wiedergenommen und noch dazu manche dem Adel ursprünglich gehörige Güter, ohne zu beachten, daß der Adel mit seinem Blute dem Reiche ganze Provinzen erworben hatte. — Ulrike Eleonore, gewohnt in Abwesenheit ihres Bruders schon zu regieren, verdroß die Beschränkung; doch ließ sie es sich nicht offen merken, wollte aber unter solchen Umständen die Regierungsbürde los sein und übertrug ihrem Gemahle, dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel, den die Stände als König anerkannten, das Regiment den 2. Mai 1720. — An die Thronbesteigung der Ulrike Eleonore knüpft sich der Ursprung der Hüte und Mützen. Karl XII. hatte einmal Einen, der auf dem Reichstage den königlichen Vortheil nicht genug wahrgenommen, eine Schlafmütze genannt; so entstand der Name für die Anhänger des Hofes. Die Partei der Hüte hielt an Karls XII. Geschlecht und betrachtete den Gemahl der Königin, nun Friedrich I., als einen Usurpator; sie erfaßte später Schwedens altes politisches

Digitized by Google

System, d. h. sie hielt es mit Frankreich. Ihr stand die Partei der Mützen feindlich gegenüber, war hessisch gesinnt und dem englischen und wiener Hofe, seit 1765 aber Rußland ergeben. Der Hof hielt es je nach seinem Vortheile bald mit der einen, bald mit der andern dieser Parteien, obgleich die königliche Macht selbst durch keine die frühere Unbeschränktheit gewinnen konnte; denn beide machten die Aristokratie, ja die Mützen am Ende die Demokratie auf Unkosten der Monarchie geltend. Doch muß man in beiden die Chefs und die Massen unterscheiden, z. B. die Bauern waren auf den Reichstagen immer auf Seiten der Hüte. Wenn wir die Hüte sich mit dem Hofe späterhin vereinigen sehen, so dürfen wir, um von dieser Vereinigung für Hebung der königlichen Gewalt auch nicht Etwas zu erwarten, nicht vergessen, daß eben diese Partei es war, welche 1756 hatte den König Adolf Friedrich absetzen und seine Gemahlin, Luise Ulrike, Schwester Friedrichs II. von Preußen, vergiften wollen. Eine gemeinschaftliche Richtachtung königlicher Rechte zeigten auch beide Parteien, als der Reichsrath eigenmächtig die Heirath des nachmaligen Königs Gustavs III. mit einer dänischen Prinzessin, Sophie Magdalene, Friedrichs V. Tochter, einleitete und wider Willen Gustavs und seiner Aeltern, Adolf Friedrich und Luise Ulrike, das Project durchsetzte. Erst war es blos Plan der Hüte, um ihre Partei zu verstärken; aber die Mützen wollten dann dasselbe, als der dänische Minister Geld bei ihnen springen ließ. Bei dem Reichstage 1760—62 wurde ein Vergleich zwischen beiden Parteien versucht. Damals ereignete sich folgender merkwürdige Fall. Die Kriegsflamme war aufgelodert, die Armee seit drei Jahren in Pommern; dieser Krieg fiel wegen Mangels an guten Generalen und an Truppen nicht glänzend aus, obgleich bei jeder Gelegenheit Proben von Tapferkeit gegeben wurden. Indem man nun die Stände zum Reichstage rief, mußte die Armee fast aller der Offiziere beraubt werden, welche durch ihre adlige Geburt zu Sitz und Stimme auf dem Reichstage berechtigt waren. Der Reichsrath glaubte in unkluger Anwendung der königl. Machtvollkommenheit ein Heilmittel gegen diese Unannehmlichkeit zu finden und schickte im Namen des Königs Adolf Friedrich an die commandirenden Generale Befehl, keinen Offizier von der Armee sich entfernen zu lassen. Jetzt erklärten alle, daß sie reisen würden, oder verhindert, lieber den Abschied nehmen wollten. Die Mützen gaben hierzu die erste Anregung. Auf den bei dem Reichstage 1760—1762 versuchten Vergleich, den König Adolf Friedrich vergeblich aufrecht zu erhalten sich bemühte, folgte bei dem Reichstage 1765 eine Umwälzung der Parteien, durch welche die Mützen, die früher dem Hofe befreundete Partei, zur Uebermacht über die Hüte gelangten. Von den ersten Jahren der Regierung Adolf Friedrichs an war nämlich der Hof Mütze. Ein Liebesantrag des Hofmeisters Grafen Tessin an Luise Ulrike, weßhalb Tessin vom Hofe entfernt wurde, hatte den Hof auf die Seite der Mützen gewendet, und die tragischen Scenen von 1756 (s. vorher) und alle Unannehmlichkeiten der folgenden Jahre hatten das Verhältniß zu den Hüten noch bitterer gemacht. Sobald jedoch die dem Hofe bisher befreundeten Mützen 1765 die Obermacht erhielten, zeigten sie sich sehr gehässig gegen die Königsgewalt. Von Rußland jetzt vorzugsweise abhängig, verfolgten sie den Hof und die Hüte. Die Hütechefs, schon seit der Friedensstiftung des J. 1762 dem Hofe genähert, wurden durch den Undank der Mützen dem Hofe noch lieber.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gelöbniß.

(Fortsetzung.)

Die jungen Leute sahen und sprachen sich nun täglich, und bald bestand zwischen ihnen das innigste Verhältniß. Julius hatte sich in die Häuser einführen lassen, mit welchen die Regierungsräthin umging, und nichts vermochte ihn von dem Besuche dieser Gesellschaften abzuhalten, weil er immer gewiß war, hier seine geliebte Laura zu finden. Es konnte der Regierungsräthin natürlich nicht entgehen, daß sich die jungen Leute für einander interessirten, und da sie zweifelhaft war, wie sie sich dabei benehmen sollte, so schrieb sie an den Vormund ihrer Pflegebefohlenen und bat um Verhaltungsmaaßregeln.

Julius, welcher wußte, daß seine Geliebte kein Vermögen hatte, studirte nun mit doppeltem Eifer und saß, wenn er nicht mit Laura zusammen sein konnte, ununterbrochen bei seinen Büchern. Der junge Mann würde sich ganz glücklich gefühlt haben, wenn nicht das in Christburg abgelegte Gelöbniß ihn oft in eine unangenehme Stimmung versetzt hätte. Beinahe noch zwei Jahre sollte er warten, ehe er sich verloben durfte. Wenn er den Namen des Reisenden gewußt hätte, so würde er diesen zu veranlassen gesucht haben, ihn seines Gelöbnisses zu entbinden. Dennoch tröstete ihn zuweilen die Hoffnung, daß er den alten Herrn vielleicht bald wiedersehen werde.

Er war eben mit den Pandekten beschäftigt, als ihm ein Brief gebracht wurde. Wer beschreibt seinen Schreck, als er darin die Mittheilung der Regierungsräthin fand, daß diese allen fernern Umgang mit ihrer Pflegebefohlenen sich höflichst verbitten müßte, da der Vormund derselben, Baron Freimuth, über die Hand seiner Mündel, Laura v. Bingen, bereits verfügt habe. Mit langen Schritten durchmaß der lebhafte junge Mann das Zimmer und konnte sich gar nicht darein finden, daß Laura für ihn auf immer verloren sein sollte. Endlich hatte er sich so weit gefaßt, daß er beschloß, zu der Regierungsräthin zu gehen und dieselbe zu bitten, ihre Fürsprache für ihn bei dem Ba-

Digitized by Google

von einzulegen und demselben vorzustellen, daß er und Laura sich liebten und unglücklich sein würden, wenn der Baron seine Einwilligung zu ihrer Verbindung verweigerte. Gedacht, gethan. Julius fand in dem Hause der alten Dame Niemand, der ihn anmelden konnte. Er klopfte an eine Thür und öffnete dieselbe, obgleich man nicht „herein" gerufen hatte. Laura sitzt mit verweinten Augen auf dem Sopha. Sie blickt in die Höhe.

„O mein Julius!" — ruft sie, aufspringend, und die jungen Leute haben sich zum ersten Male in ihrem Leben umschlungen.

Da öffnet sich eine Seitenthür, und die Regierungsräthin tritt in das Zimmer. „Mein Gott, was ist das?" — sagt sie sehr ernst — „Sie haben doch meinen Brief erhalten, Herr v. Wald?"

Julius trug der alten Dame sein Anliegen vor, und diese ließ sich endlich durch die Bitten der jungen Leute zu dem Versprechen bewegen, daß sie sich bei dem Baron für sie verwenden wollte; machte es sich aber zur strengsten Bedingung, daß Laura und Julius sich nicht eher sehen dürften, als bis eine ihnen günstige Antwort des Freiherrn eingegangen wäre. Die beiden jungen Leute verlebten die folgenden Tage zwischen Furcht und Hoffnung. Am achten Tage nach jener Zusammenkunft erhielt Julius ein Briefchen von Laura, worin sie ihm schrieb, daß sie heute die Antwort des Vormundes ganz bestimmt erwarte und, wenn dieselbe ihr beiderseitiges Glück verkünden sollte, sie die Abendgesellschaft des Geheimenrathes Schreiber besuchen werde. Julius war fast der Erste, welcher in dem Salon des Geheimenrathes erschien. Die Gesellschaft wurde immer zahlreicher, aber diejenige, welche Julius sehnlichst erwartete, wollte sich nicht einfinden. Mißmuthig stellte er sich in eine Fensternische und schaute in das bunte Gewühl. Die Gesellschaft kam ihm schal und langweilig vor.

„Guten Abend, Ew. Hochwohlgeboren!" — hört er eine ihm bekannt scheinende Stimme sagen. — „Wie ist es Hochdenselben seit Christburg ergangen?"

Der junge Mann schaut den Sprecher an und erkennt seinen alten Freund. Beide begrüßten sich auf das Herzlichste.

(Schluß folgt.)

Die Weibertreue.

(Nachtrag zu Nr. 65—69 von 1843.)

VII. Die Frau von Kriebenstein.

Auf einem 120 Fuß hohen Felsen am linken Ufer der Zschopau liegt die Burg Kriebenstein, eines der wohlerhaltensten Schlösser im Königreich Sachsen. Dietrich von Bernwalde erbaute dieselbe in den Jahren 1382—1407 als eine Sicherheitsveste und Residenz in seiner Herrschaft Waldheim; jedoch besaß derselbe die Burg und Herrschaft nicht lange. In einer Fehde mit dem Ritter von Staupitz-Reichenstein wurde dieselbe am Fastnachtstage (1415) von Letzterm eingenommen. Dietrich reclamirte den Schutz seines Lehnsherrn, Friedrichs des Streitbaren, welcher auch, von den Bürgern von Freiberg und Rochlitz unterstützt, vor der Veste erschien. Ungeachtet der Festigkeit des Walles und der Tapferkeit der Besatzung mußte dieselbe sich endlich ergeben; doch ward der Burgfrau — ihr Personal- und Geschlechtsname wird nicht genannt — vergönnet, nächst freiem Abzuge, dasjenige mitzunehmen, was sie als ihr Liebstes tragen würde. Sie trug aber Nichts als ihren Gatten auf dem Rücken heraus. Um der Ehre seines Wortes willen ließ Friedrich sein einmal gegebenes Wort in keiner Deutung nachtheilig werden. Der Herr und die Frau von Kriebenstein erhielten vollständig freien Abzug; dagegen behielt Friedrich Kriebenstein als eine gute Beute für sich, wofür der Vorwand, daß der Herr von Bernwalde nicht als Lehensträger die Kosten der Belagerung ersetzen konnte, ein angebliches Recht gab. — Noch erhält ein altes Gemälde im Speisesaale des Schlosses das Andenken an diese Begebenheit. — Bald nachher kam die Herrschaft Kriebenstein an die Edlen Vitzthume von Apolda. Diese verloren aber jene Besitzung und alle übrigen in den sächsischen Ländern 1446; sie flohen nach Böhmen, wo sie den Namen von Egersberg annahmen und noch gegenwärtig in Sachsen-Weimar als „Vitzthume von Egersberg" leben. Hierauf vergabte der Kurfürst dem Ritter Kunz von Kauffungen die Vitzthumischen Herrschaften Schwickertshain, Ehrenberg und Kriebenstein als Pfandherrschaften bis zum Frieden 1450 als vorläufigen Ersatz für die ihm vom Herzog Wilhelm besetzten und verwüsteten Stammgüter. Diese Güter, namentlich Schwickertshain, verbesserte Ritter Kunz durch große Bauten und Cultivirung des Bodens weshalb er diese, zu hohem Werthe auf seine Kosten erhobenen Güter nicht gegen die verderbten Stammgüter wieder eintauschen wollte, in Folge dessen ein, von sogenanntem unparteiischem Gerichte geschehener Ausspruch ihm gewaltsam dieselben abnahm. Darauf erfolgte der bekannte sächsische Prinzenraub mit der Hinrichtung des Herrn von Kauffungen. Hierauf kam Kriebenstein an die Edlen von Schleinitz von Ende. Herzog Georg versetzte diese Herrschaft 1529 an Ernst Freiherrn zu Schönburg; eingelöst kam sie an Elisabeth von Hessen, Herzogin von Sachsen, welche Kriebenstein dem Fürsten Moritz wieder abtrat. Letzterer erwarb hierfür von dem Hause Carlowitz die Burg und Herrschaft Schönfeld. Nach der Zeit wurde bei den Carlowitzen die Herrschaft Kriebenstein in die vier Unterherrschaften: Kriebenstein, Waldheim, Ehrenberg und Schwickertshain getheilt. Später kam Krieben-

Digitized by Google

stein an die Edlen von Milkau und endlich an die von Arnim-Planitz. — Ueber diese in vieler Beziehung merkwürdige Burg geben Friedr. Gottschalcks „Ritterburgen Deutschlands" (II. B. Nr. 29) und Albert Schiffner's „Beschreibung von Sachsen" ausführlichere Notizen; im letzteren Werke befindet sich auch eine getreue Ansicht von der Burg. — Das Stammhaus der Freien von Bernwalde war die Kriebenstein benachbarte Burg Bernwalde, von welcher keine Spuren mehr sichtbar sind. Die Familie Staupitz — ursprünglich wohl Stauchwitz — scheint ihren gleichnamigen Stammsitz im Amte Oschatz gehabt zu haben. Margarethe von Haugewitz, Witwe Christophs von Staupitz, Herrn zu Zschist, heirathete 1540 Johann von Schönfeld, Herrn zu Wachau; Christoph der Jüngere von Staupitz verkaufte 1562 das Rittergut Zschist an Christoph von Schönfeld, einen Bruder Johanns von Schönfeld auf Wachau.

J. K. v. Crousa-Chèbre.

Feuilleton.

Die Jubelfeier des 1000jährigen Bestehens Deutschlands als eines unabhängigen Reichs hat zu mannichfachen Betrachtungen in Schriften und Predigten Veranlassung gegeben. Sehr nahe liegt unter andern Betrachtungen auch die Vergleichung Deutschlands mit andern Staaten, sowohl in Hinsicht der Gegenwart als der Vergangenheit; und gewiß darf jeder Deutsche bei dieser Vergleichung sich Glück wünschen und stolz auf sein Vaterland sein. Deutsche Kaiser waren es, die sich der päpstlichen Hierarchie kräftig widersetzten; aus Deutschland verbreitete sich das Licht der Reformation über den größten Theil der civilisirten Welt; in Deutschland wurde nach 30jährigem Kampfe für die Freiheit des Geistes der in seinen Folgen so unendlich wichtige westphälische Friede geschlossen, ein Friede, wie ihn die Geschichte keines andern Volkes aufzuweisen hat. Und zeichnen sich nicht jetzt noch die Deutschen durch fortschreitende Aufklärung, Kunstfleiß, biedern Charakter und treue Anhänglichkeit an ihre angestammten Fürsten aus? — Was ist dagegen die Geschichte Frankreichs mit ihren blutigen Verfolgungen der besten Unterthanen, der Hugonotten, denen die schreckliche Bartholomäusnacht die Krone aufsetzte? Was mit ihren bluttriefenden königsmörderischen Revolutionsmännern? Was mit den bald schnöder Wollust, bald blinder Eroberungssucht hingegebenen Königen? Und was ist dagegen der jetzige Zustand Frankreichs sowohl in politischer Hinsicht, als in Beziehung auf die Sorge für Volkswohlfahrt? Gehen wir weiter nach Spanien, so sehen wir in der Gegenwart dessen fast an Anarchie grenzenden Zustand, und in der Vergangenheit die brennenden Scheiterhaufen der Inquisition. Eben so wenig sehen wir weder in Polen mit seinen früheren Parteikämpfen und der jetzigen Unzufriedenheit mit der russischen Herrschaft, noch in England mit seinen durch die aristokratische Verfassung an den Bettelstab gebrachten Millionen, noch auch in Rußland mit den Machtsprüchen des Selbstherrschers aller Reußen etwas Beneidenswerthes. **A.**

[Vorstellungen vom Tode, die zu verschiedenen Zeiten unter dem israelitischen Volke zufolge der Schriften des alten Testaments und der Rabbinen geherrscht haben.] Den alten Hebräern war der Tod ein Jäger mit Netz und Pfeil, ein Räuber und Auflauerer im Mantel der Nacht, oder einer schwarzen tödtlichen Seuche. Später erscheint er als Engel (Sammael), gesandt, die Seele zu fodern, mit feurigem Schwerte. Sein ganzer Körper ist mit Augen bedeckt; also kann sich vor ihm kein Sterblicher verbergen. Von seinem Flammenschwerte träuft ein Gallentropfen in des Sterbenden Mund; das ist die Bitterkeit des Todes. Die Seele des Guten trennt sich leicht vom Körper, sie geht aus ihm nach rabbinischer Redeweise, wie man einen Faden aus der Milch zieht; aber die Seele des Bösen geht aus ihm, wie wenn Dornen aus der Wolle gerissen werden. Im Grabe fallen die Gebeine der Mildthätigen sanft auseinander, täglich wird ihre Asche vom Thau erquickt, der vom Throne des Ewigen fließt. Eine gleiche Vorstellung findet sich bei den Arabern, und einer ihrer frommen Wünsche am Grabe eines Entschlafenen lautet: Gott wässere dich! — Wir brauchen das manchen unsrer Redner nicht zu wünschen. — Des Bösen Leichnam zerspringt im Grabe, wie eine steinerne Scherbe, und, wie an seinem Gewissen, so nagt der Wurm an seinen Gebeinen. — Obgleich der Todesengel ganz Auge ist, versuchten doch die Israeliten ihn zu täuschen. Es kam die Sitte auf, dem Kranken, dessen Ende man befürchtete, einen andern Namen beizulegen, damit er nicht folgen dürfte, wenn ihn der Engel bei seinem bisherigen Namen riefe.

Einer zu frühen Geistesreife weissagt man gewöhnlich keine lange Dauer. Daß man ihrer ungeachtet ein sehr hohes Alter erreichen kann, beweisen doch manche Ausgezeichnete, unter ihnen Wieland. Sein Vater betrieb den Unterricht des jungen Sohnes etwas treibhausartig. Noch hatte der Knabe nicht das dritte Jahr erlangt, als der Vater den Unterricht begann. Im siebenten Jahre las der Knabe des Cornelius Nepos Biographien nicht blos nothdürftig, sondern mit Vergnügen, und verstand im dreizehnten Virgil und Horaz vermöge seiner poetischen Anlage besser, als seine Lehrer. Seine vorherrschende Neigung zur Poesie zeigte sich vom zwölften Jahre an immer mehr. Wieland starb im 80. Lebensjahre, 20. Januar 1813. **G†.**

Le repos est permis, mais c'est sur les lauriers.
La mort est un repos, mais vivre c'est agir.
L'ame est inépuisable et peut toujours produire.
Le premier de plaisirs est celui de s'instruire.
(Friedrich d. Gr.)

Weichere Charaktere endigen nach erlebten großen Scenen, in die sie von festen Männern gezogen wurden, im Gefühle der Erschlaffung. Einer der eifrigsten Anhänger Karls XII. von Schweden, der dessen Fall überlebte, schrieb:

Las!
Las de boir et de manger,
Las de trahir les creanciers,
Las de lasser les amis,
Las de la poursuite des ennemis,
Las de vivre en torture,
Las de voir la même turlure,
Las enfin de moi même
Je meurs d'une resignation extrême.
Adieu.
Sam. Fr. v. Hagen.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 16.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der König und die Maid.

Von

Carl Grafen v. Hülsen.

Es saß ein junger König,
An Erdengütern reich,
Auf seinem gold'nen Throne
So düster und so bleich.
Noch hatt' er nicht empfunden
Des Lebens höchste Lust, —
Noch hatte nicht die Liebe
Bewegt des Jünglings Brust.

„Führt" — donnert er — „den Ritter,
Der mir gesprochen Hohn,
Mir, seinem Herrn und König',
Sofort vor meinen Thron!"
Und als man den Gefang'nen
Ihm bringt auf sein Gebot,
Spricht streng der hohe Jüngling:
„Beschlossen ist Dein Tod!"

„Mein König, hab' Erbarmen," —
Ruft der gefang'ne Greis, —
„Weil aus Verseh'n gehandelt
Ich gegen Dein Geheiß!"
„Versehen!" — spricht der And're —
„Du irrst Dich, es war Hohn.
Deßhalb sollst Du empfangen
Den Tod dafür zum Lohn'!"

Da stürzte durch die Menge
Die allerschönste Maid.
„O Gnade für den Vater!"
Schallt es im Saale weit.
Sie warf sich zu den Füßen
Des jungen Königs hin
Und bat mit süßen Worten,
Zu ändern seinen Sinn.

Sie sprach von ihrem Vater
Mit thränenvollem Blick,
Daß sein Besitz ihr schaffe
Des Lebens höchstes Glück.
Sie sprach von seiner Liebe
Zu ihr, dem einz'gen Kind',
In einer solchen Weise,
Die jedes Herz gewinnt.

Der Jüngling auf dem Throne
Fühlt, daß es etwas giebt,
Was er noch nicht empfunden,
Jetzt aber, — daß er liebt.
Sanft hebt er von dem Boden
Empor die schöne Maid
Und ruft: „Du hast den Ritter,
Den Vater Dir befreit!"

„Lass" — spricht er dann zu diesem —
„Mich sein fortan Dein Sohn
Und Deine Tochter theilen
Mit mir den Königsthron!"
„Will" — sagt der Greis — „das Mädchen
Dich zum Gemahl', wohlan!
Zwar bist Du streng im Richten,
Doch sonst ein Biedermann."

Und als der junge König
Nun frägt das Mägdelein,
Spricht dieses hold erröthend:
„Ich will die Deine sein."
Da jubeln laut die Ritter, —
Da jauchzt die frohe Schaar
Beim Klirren ihrer Schwerter:
„Es leb' das Königspaar!" —

Digitized by Google

Die Parteien der Hüte und Mützen in Schweden.

(Fortsetzung.)

Die Mützen schlugen jetzt in öffentlichen Blättern vor, den Kronprinzen, nachherigen Gustav III., der Thronfolge zu berauben. Hatten die Hüte etwas verschwenderisch gewirthschaftet, so brachten die Mützen, indem sie sparen wollten, durch verkehrte Finanzmittel dem Staate Verlegenheit und dem Volke Noth, besonders in den Gebirgsdistricten; denn aller frische Umlauf des Geldes im Lande fehlte durch das ungestüme Beschränken des vorher unvorsichtig vermehrten Papiergeldes. Ueberhaupt fehlten den Mützen Kenntnisse und Talente; dem Kriege waren sie abhold. Der König verlangte von den herrschenden Mützen im Reichsrathe Einberufung der Stände, und als diese verweigert ward, suspendirte er zu ihrem großen Erstaunen seine Regierungsthätigkeit und verbot fernere Ausfertigungen mit dem königl. Namensstempel am 12. December 1768. Die Collegien des Reichs erklärten sich deßhalb für inactiv. Dieser energische Schritt geschah nach Besprechung mit dem Kronprinzen, dem französischen Gesandten, der Königin und den vornehmsten Häuptern der Hütepartei, welche sich vereinigt hatten, um auf einem künftigen Reichstage zur Wiederherstellung der Königsmacht nach deren alten Grenzen beizutragen. Frankreich ließ es dabei, wie noch mehr bei der Revolution von 1772, nicht an Geldunterstützung fehlen; denn ihm lag daran, für vorkommende Fälle im Norden einen Bundesgenossen zu haben, und da die Mützen England und Rußland ergeben waren, mußte ihm an deren Sturz liegen, aber auch zugleich an Hebung der königlichen Macht, da von bloßer Parteiumwälzung Nichts mehr zu hoffen war. Früher hatte allerdings die französische Politik durch die Hüte geherrscht (1738—65) und Schwedens Krieg gegen Rußland 1741 und gegen Preußen 1757 bewirkt. Laut einer Generalquittung hat Frankreich in dem einen Jahre 1772 2,034,000 Thaler Subsidien dem schwedischen Könige gegeben. — Der vom Könige geforderte außerordentliche Reichstag trat am 19. April 1769 in Norrköping ins Leben. Drei Tage und drei Nächte vor der Eröffnung spielten unablässig die Parteiintriguen. Es möge hinreichen zu erwähnen, daß die Mützen den Bauern, welche es bisher immer mit den Hüten gehalten hatten, in der Nacht auflauerten und sie bei der Stadt an Stellen auf dem Lande so gut verbargen, daß es viel Mühe kostete, sie wieder zu finden. Dennoch gelang der Sieg der Hüte über die Mützen durch diesen Reichstag, welcher in Stockholm 30. Jan. 1770 beendigt wurde; aber die Fortsetzung entsprach nicht dem Anfange. Mit dem gestürzten Finanzsystem der Mützen erwuchsen zwar dem Hofe große Vortheile. Die Schuld des Königs und der Königin, etwa 20½ Tonnen Goldes, wurde, wie die der Prinzen, für Reichsschuld erklärt, die Hofstaate bestimmt und vergrößert, eingezogene Pensionen und Gehalte wieder ausgezahlt und zu den auswärtigen Reisen des Kronprinzen und der Erbprinzen Mittel angeschlagen; wenn aber die strenge Sparsamkeit, mit welcher die Mützen gesucht hatten, die hinterlassene finanzielle Unordnung des kriegerischen Hütesystems allzuplötzlich zu heilen, durch ihre Folgen viel Verlegenheit im Lande verursacht hatte: so erweckten die jetzt wieder zur Macht gelangten Hüte durch Ausgaben für Pensionen, Gratificationen u. s. w. Besorgnisse, welche nicht ohne Einfluß auf die allgemeine Denkungsart blieben. Als diese den Mützen günstig zu werden begann, wollten die Hüte den Rest ihrer Popularität nicht an einem Versuche, die Regierungsform zu ändern, auf's Spiel setzen. So brachte die so lange als möglich hinausgeschobene Hauptfrage über die Rechte des Königs kein Resultat auf dem Reichstage. War's ja doch auch den Hüten damit kein Ernst, obgleich sie jetzt dem Hofe associrt waren; denn, wie schon bemerkt wurde, jede Partei, wenn sie zu vorherrschender Geltung gelangt war, sorgte nur für eigne Macht, nicht für Hebung der königlichen. Auch mit der Hinneigung der Hüte zu dem französischen Systeme war es nicht weit her, und sie würden ebensogern einem andern, als dem französischen Hofe, zugethan gewesen sein, wenn er ihnen die Fortdauer ihrer Herrschaft gesichert hätte, die sie durch Kenntnisse und Talente bisher behauptet hatten. Am redlichsten meinte es jedenfalls mit dem Könige eine dritte Partei, von deren Entstehen und Grundsätzen wir hier das Nöthige einschalten wollen.

(Schluß folgt.)

Das Gelöbniß.

(Schluß.)

„Ich besuche solche Gesellschaften" — nahm der Alte darauf das Wort — „bloß um zu sehen, wie unsinnig sich die Menschen benehmen. Hier ist die Narrheit privilegirt, und die vernünftigen Leute finden es in der Ordnung, wenn Andere unvernünftig sind. Beschauen Sie sich einmal den jungen Mann, welcher dort neben der liebreizenden Dame auf dem Sopha sitzt. Der Fant hat das eine Bein über das andere geschlagen, und es scheint, als wenn er die Fußspitze an den Mund bringen wolle. Dieß indecente Benehmen fällt Niemanden auf. Hörten Sie eben die Gecken in unserer Nähe sprechen? Diese süßlichen und säuselnden Stimmen! Und welchen Unsinn schwatzt dieß Gelichter! Ach, jetzt wird gesungen! Dieser Gesang" — fuhr er nach einer Pause fort — „maltrãtirt mein Ohr dergestalt, daß ich mich drücken werde. Adieu, mein lieber Wald! Ich wohne in der Stadt Rom Nr. 20 und bitte, mich morgen früh um acht Uhr zu besuchen."

Digitized by Google

Julius blieb noch einige Zeit in der Gesellschaft, hoffend, daß die Geliebte kommen werde, und kehrte, als er hierauf nicht mehr rechnen konnte, im höchsten Grade verstimmt nach Hause zurück. Den andern Morgen begab er sich zu der festgesetzten Zeit nach dem bezeichneten Hotel und fand den alten Herrn auf dem Sopha sitzend.

„Entschuldigen Sie, wenn ich nicht aufstehe, lieber Wald;" — sagte der Letztere. — „Ich bin gestern gefallen und habe mir den einen Fuß beschädigt. Wahrscheinlich ist dieß die Strafe dafür, daß ich gestern Abend zu stark medisirt habe. Setzen Sie sich gefälligst. Nun, wie steht es, Freundchen? Sind Sie dem Gelöbnisse, welches Sie in Christburg ablegten, treu geblieben?"

„Allerdings," — erwiederte der junge Mann — aber ich muß Sie bitten, mich desselben zu entbinden." Und nun erzählte Julius von seinem Verhältnisse mit Laura und seinen Plänen für die Zukunft.

„Schlagen Sie sich den Gegenstand aus dem Sinne, lieber Wald," — sagte der alte Herr, nachdem Julius seine Erzählung beendigt hatte. — „Das Mädchen hat nichts, und Ihr Vermögen ist, wie Sie vor Christburg meinten, kein Rothschildsches, sondern gerade nur groß genug, Ihren geringen Ansprüchen zu genügen. Als Privatdocent haben Sie leere Auditorien, und in jeder anderen Branche ist auch nichts zu machen. Ueberdieß sind Sie an Ihr Gelöbniß gebunden und müßten also noch zwei Jahre warten. Da habe ich ein Mädchen mit hunderttausend Thalern für Sie in petto."

„Ach, das Geld hat für mich keinen Werth!" — fiel der junge Mann dem Anderen in die Rede.

„Ja, das Gold ist nur Chimäre," — sprach lachend der Letztere — „aber doch gehört es zum Leben. Da ich wegen meines Fußübels nicht ausgehen kann, so habe ich die junge Dame quaestionis bitten lassen, sich zu mir zu bemühen."

„Erlauben Sie, daß ich mich entfernen darf;" — rief der junge Mann, indem er aufsprang und nach seinem Hute griff.

„Nur nicht zu eilig, Waldchen!" — meinte trocken der Alte. — „Sehen können Sie doch wenigstens das Mädchen. Das wird Ihnen, beim Cerberus, nichts schaden. Wenn Ihnen meine Kleine nicht gefällt, werde ich Sie Ihres Gelöbnisses entbinden."

„Unter dieser Bedingung will ich bleiben;" — versetzte Julius, indem er sich wieder setzte.

Der alte Herr sprach nun von seinen Reisen und erzählte eben eine interessante Liebesgeschichte, welche er in einem Badeorte gehört hatte, als an die Thür geklopft wurde und auf sein „Herein" zwei Damen in das Zimmer traten.

„O Laura!" rief Julius, außer sich vor Freude. „Sie sind der Baron Freimuth?" — fragte er stürmisch den alten Herrn.

„Allerdings!" — sagte dieser. — Sind Sie mit mir zufrieden?"

Julius flog an Laura's Brust.

„Ist dieß nicht eine himmlische Scene, Frau Regierungsräthin?" — fragte der Baron lachend und fügte hinzu, indem er sich an den glückseligen Julius wandte: „Das Ende der Liebesgeschichte, welche ich Ihnen vorher erzählte, ist wie die Ihrige: „Und sie bekamen sich." —

Carl Graf v. Hülsen.

Die Weibertreue.

(Nachtrag zu Nr. 65 von 1843.)

(I. Möbisburg.)

Ein adeliges Ministerialien-Geschlecht von Möbisburg existirte schon im J. 1259, in welchem Jahre Friedrich und Heinrich von Möbisburg, als Gleichische Vasallen, Zeugen in einer Schenkung der Grafen Albert des Aeltern und Heinrich des Jüngern von Gleichen an das Kloster Capellendorf genannt werden. Friedrich v. Möbisburg, Ritter und Bürger zu Erfurt, ist Zeuge in dem Schutzbündnisse seines Lehensherrn, des Grafen Albert von Gleichen und der Stadt Erfurt 1277; er wird abermals als Zeuge in einer wiederholten Schenkung an Capellendorf 1288 gedacht und noch zuletzt (1291) in dem Verkaufe der Gleichischen Voigtei Gispersleben-Kiliani mit $30\frac{1}{2}$ Hufen Landes an adelige Patricier von Erfurt. Vermuthlich waren die Edlen von Möbisburg aus einem Ministerial-Geschlechte, welches die Grafen von Gleichen zu Erfurt hatten, nachdem Möbisburg Gleichisch geworden, entsprossen. Im Jahre 1301 besaßen sie diese Burg jedoch nicht mehr und scheinen bald nachher erloschen zu sein. —

Die Erfurter Sage erzählt: Es habe an der Wagdweide über dem Steiger ein Schloß „Dienstberg" gestanden, dessen Edle nächst dem Fehderechte über die Gebühr das Zollwesen (Wegelagerei) gegen die Erfurter ausgeübt, weßhalb Letztere in Gegenwart des Kaisers Rudolph von Habsburg zur Zeit des Reichstages zu Erfurt (1289) die Burg eingenommen, die Burgfrau aber die Erfurter durch ihre Kostbarkeiten und durch ihre Schönheit den Kaiser dahin vermocht, daß sie und ihre beiden jungen Söhne nicht nur am Leben erhalten, sondern auch ein Theil ihres Vermögens zurückgegeben worden wäre. Der sogenannte grüne Montag — der letzte Montag im Juli — ein alljährliches Volksfest der Erfurter Handwerker mit dem Hammer, habe seine Entstehung diesem Ereignisse zu verdanken. Der Name Dienstberg ist jedenfalls nur ein Beiname für die Ministerialienburg Möbisburg auf der Wagdweide. Fand eine Zerstörung damals wirklich

Digitized by Google

statt, so war es in dem Aufruhr des Pöbels gegen die Patricier, denn Kaiser Rudolph ließ 1289 acht Aufrührer vor dem Rathhause öffentlich hinrichten; demungeachtet war noch ein Albert von Möbisburg 1299 im Rathe zu Erfurt. Möglich, daß die Sage auch einer Thatsache zu Grunde liegt, welche in die Zeit von 1510—1525 fällt.

F. A. v. Crousa · Chrbre.

Inschriften.

Mitgetheilt von Dr. Gurlitt.

Jeder geringe Beitrag zur Familiengeschichte ist den Nachkommen gewiß nie nutlieb. Solche Beiträge zu liefern ist auch der Zweck der Mittheilung der folgenden Inschriften, welche aus früherer Zeit stammen. Sind sie gleich nicht alle mehr vorhanden, so benimmt ihnen dieß doch nicht das Interesse für diejenigen, deren Vorfahren sie betreffen. Zuerst sollen Inschriften aus einer 1675 zu Leipzig erschienenen Sammlung (**Inscriptiones Lipsienses locorum publicorum academicorum pariter ac senatoriorum memorabiles autore M. Salom. Stepnero**) gegeben werden, wo es nöthig erscheint, vollständig; wo es ohne Beeinträchtigung der Kenntniß wünschenswerther Data geschehen kann, verkürzt.

In der Kirche St. Pauli zu Leipzig. (Universitäts-Kirche).

H. L. S. E. corpus cl. v. jurisc. Christoph. Zobel, in Franconia honesto loco natus, m. o. senex a. Chr. MDLX m. Mart. d. XXIII. Habuit nobilis familiae Unbirdorum ab Reichenaw Lusatiae inferioris pago conjugem Annam, quae et ipsa eodem mox an. d. I. m. VIIibr. o., quibus superstes filius et filiae memor. ergo h. m. p. c. (Gegossen). Dessen Gattin st. 1560. 1. Oct.

Georgius, Johannis F. a Schleinitz in Schiritz, juvenis, cum minus 28. diebus annos vixisset XX. in hac Academia morbo variolar. correptus obdormivit a. Chr. MDLXXXV. m. Sept. d. VI. (Stein.)

Caesari Pflug equati aurato. Vixit a. LXVI. Mortuus est ultima Septembr. anno XXIIII. (Ohne Angabe des Jahrhunderts, wie auch nachher. — (Stein.)

Thomano Pflug viro rebus domi ac militiae gestis clarissimo. Vixit annos XLV. Mortuus XXX. Octobr. anno V. (Stein.)

Anno 1582 Montag n. Martini ist verstorben der Erbar und Gestrenge NICKEL VFFOR. (Durch Unwissenheit des Steinhauers statt Pflug.)

Anno 1595 Montag n. **Quasimodog.** ist verschieden der Edle u. Gestr. Heinrich Pflug, Ritter zu Reta. (Holz.)

Anno 1547 Mittw. n. Lucie ist in Gott verschieden der Ehrenv. Christoff Pflug zu Mauschwitz. (Stein.)

1591 Hanß von Schaffstätte begr.

Siste viator gradum, pii manes te rogitant. Monumentum quod cernis Hugoldo Pflug est conditum. Vix. a. XLVI. Mortuus XXV. Septembr. Anno IX. Haec te scire volui. Ave, amice. Abi. (Stein.)

Anno 1602 der Edle u. Ehrenv. Junkher Philipp Thumel, welcher ins XX. Jahr Schwartzburgischer Hofdiener zu Frankenhausen gewesen, seines Alters LXI. Jahre. (Stein.)

Dan. Eulenbecio, Dresdensi, parentes D. Wolfgang. Eulenbecius J. U. D. consiliarius electoris et Ursula a Sode hoc monumentum p.p. Obiit a MDLXXXVII. d. VII. Calend. Nov. anno aetatis XIX. (Holz.)

A. 1547 ist gest. **Adelof Schucasper** genannt Milchlingf Comter (Comthur) Gruffestett, Deutschen Ordens.

Filiae Karisumae in decus gentis suae natae Joanae Margarethae generosi Dn. Pauli ab Heinsberg in Losa et Treben electoris Saxon. cubicular etc. conjugi duorum liberorum matri monum. h. pos. ob turbatum mortalitatis ord. Christ. Laurentius ab Adlersheim elector. Saxon. a consil. cam. Lips. scabinatus ases. et Joana Beckerin a Rosenfeld MDCLXXIII. (Alabaster.)

Joachimo a Knentling J. U. D. Collegior. Magdeb. Halberstad. et Merseb. Canon. Mauritii elector. consiliario mortuo a MDLII. VIII. Cal. Maji h. M. fratres p. (Gegossen.)

A. 1613 d. 6. Sept. D. Joh. von Zesterfeldt eques Bremensis et haereditarius in Hornburgk pie obiit a. aetat. 21. D. v. Zesterfeldt. D. v. Barge. D. Behren. D. Schulten. D. Offen. D. Platen. D. Grumpken. D. Brochtersen. (Stein.)

Epitaphium des Edl. u. Ehrenv. Sebastian v. Verbisdorff zur Beida, welcher den Sonnab. n. **Laetare** des 47. J. zu Wurzen geb., in Gott verschieden u. allhier begraben leith. (Holz.)

Epitaphium nobilitate virtuteque clariss. Dn. Valentini a Schonberg Cal. Sextil. LXVI. *) **vita decessit.** Einer von Schönberg aus dem Hause Stollberg. (Diese letzten Worte stehen unter einem lateinischen Verse. — Holz.)

*) Es ist 1566 gemeint.

Joach. Camerarius ⴱ a. Chr. MDLXXIV d. XVII. mens. April. Anna uxor ejus e familia Truchsessiorum de Gruensberg ⴱ a. Chr. MDLXXIII. d. XV. Jul. Parentibus optimis liberi moestiss. p. c. (Holz.)

Auflösung zu den „weiblichen Taufnamen" in Nr. 14: Auguste, Adelma, Carolina, Charlotte, Anna, Emma.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Nebst Literatur- und Intelligenzblatt Nr. 3.

Digitized by Google

Literaturblatt

zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 3. 1844.

Literatur.

Falkenberg. Von Therese, Verfasserin d. „Briefe aus dem Süden,“ „eines Tagebuchs“ u. s. w. Braunschweig, bei Friedrich Vieweg und Sohn. 1843. 308 S.

Edmund von Falkenberg, Zögling der Jesuiten zu Freiburg in der Schweiz, macht dort die Bekanntschaft des Erbprinzen von C*** und steigt in dessen Gunst, ohne doch dessen Begleiter, Oskar von Truchsal, je völlig verdrängen zu können. Die Bekanntschaft bahnt ihm den Weg zum Staatsdienste und so zum Hause des Grafen von Saldern. Mit dessen Tochter Hertha verbindet er sich. Sie ist die personifizirte sich aufopfernde Liebe, werth eines Oskar von Truchsal, der sie eher liebte, als Falkenberg, dessen Seele eigentlich nur Ehrgeiz ausfüllte und unter der Herrschaft des Dämon des Jesuitismus stand. Aber das trägt seine bittern Früchte; wer Unheil säet, mache sich auf keine bessere Ernte gefaßt; fiele nur das Unheil allein auf das Haupt des Urhebers und zöge er nicht die Unschuld mit in's Unglück. Hertha, die einen Himmel in der Ehe hoffte und ihn gefunden zu haben glaubte, und ungeachtet schlimmer Anzeichen in ihrem Glauben an Falkenberg nicht wankte, muß endlich in ihm einen, wenn auch noch nicht für sie selbst, doch für Andere höchst gefährlichen Mann erkennen. Ihre Liebe, die Nichts versagt, und an die F. listig zu appelliren versteht, giebt sich sogar zur Helferin bei seinen gewagten falschen, verrätherischen Spielen hin; sie entwendet bei Oskar v. Truchsal Urkunden, ohne den Mißbrauch zu ahnen, den F. davon machte. Der Verdacht des Mißbrauchs mußte dann auf Oskar fallen; er wäre gestürzt gewesen; aber dieser, F. durchschauend, macht ihm Andeutungen. Als F. sich so gedrängt sieht, sinkt er zum Meuchelmörder herab; denn dem Zöglinge der Jesuiten war jedes Mittel gut. Oskar, Tage lang wie dem Tode verfallen, behält das Leben, das ein Schuß enden sollte, aber in Siechthum. Den wegen seiner entdeckten Unthaten verbannten F. finden wir in Italien später Bank halten. Hier drängt ihn an einem Abende ein Engländer durch hohes Setzen; in einem entscheidungsvollen Momente rollt eine bleierne Kugel aus der Hand eines gebückt am Tische stehenden Kranken hin; F. steckt sie bei dem Fortgehen ein und am Morgen hat er sein Leben durch einen Pistolenschuß geendet. Jene Kugel legte Oskar auf die Tafel. Vom ersten Tage der Ehe an, von der Hertha Alles erwartete, ist in den Roman die Engländerin Arabella Smithson, nachher unter dem Namen Fancy Werdenfels auftretend, verflochten. In Liebe hatte sie sich F. zu Freiburg ergeben. Wie er ihr lohnte, wie sie erscheint später zu einer Zeit, wo, ohne daß dieß eigentlich die Absicht ihrer Ankunft war, der erste Ehetag zum Qualtage am Abend für F. werden mußte, wie ihr Charakter und das Wesen anderer Personen, z. B. auch einer Betschwester, der Tante Hertha's, gezeichnet ist: davon überzeuge man sich durch eigne Bekanntschaft mit dem angezeigten Buche. Wir können versichern, daß die moralisch gute Wirkung, welche der edle Roman haben soll, durch die Kunst, den Geist und die keusche Muse der Verfasserin vollkommen unterstützt wird. Ausstattung lobenswerth. **Ett.**

Gedichte von Eduard Eyth. Stuttgart. Druck und Verlag der Chr. Belserschen Buchhandlung.

Ueber Mangel an bestimmt hervortretendem Charakter hat man sich bei dieser Gedichtsammlung nicht zu beklagen. Wenige Seiten derselben gelesen — und man weiß, wie man mit dem Verfasser daran ist; man sieht, daß man es mit einem achtbaren Manne zu thun hat, dem es besonders mit Kirche und kirchlichem Glauben Ernst ist und der denn auch aus Liebe zu beiden zum Schutz derselben tapfer kämpft. Dabei begegnet es ihm freilich zuweilen, daß er ihm widerwärtige Richtungen mit einer gewissen Grämlichkeit angreift, die ihn über die Grenzen der Gerechtigkeit hinausführt. So mag allerdings der Eisenbahnenthusiasmus unsrer Tage, der den Dampfwagen gleichsam zum Messias der Menschheit erheben möchte, für die Anschauungsweise unsres Dichters etwas Abstoßendes haben, aber seine dagegen gerichteten Lieder scheinen doch fast eben so sehr die große Erfindung selbst herabzusetzen, als die übermüthige Selbstgefälligkeit, welche daraus ihre Nahrung zieht, oder die Bethörung Derer, welche einzig nur in Industrie und Handel und materiellen Verbesserungen das Heil der Völker erkennen wollen. Ist aber gewiß, daß diese Verirrung durch den Erfolg selbst nur zu sehr widerlegt werden wird, so ist ja wohl eben so gewiß, daß eine so bedeutende Erfindung, wie die des Dampfwagens auch für das geistige Heil der Menschheit, für die Förderung des göttlichen Reiches auf Erden nicht ohne den mächtigsten Einfluß werde bleiben können. Wozu also bittre Seitenblicke auf ein Gut, welches gerade ein Dichter von frommer Weltanschauung zuerst als eine Gabe der Versehung betrachten sollte?

Bisweilen ist es nicht klar, was eigentlich des Dichters Verstimmung hervorruft. So in dem Gedichtchen, „Wunsch“ überschrieben:

> O wär' ich draußen, wo der Mond
>   So still, so freundlich scheine,
> So mild, wie wenn ein theures Herz
>   Vor Freuden hat geweint!
>
> Und wär' nur drüben nicht das Haus,
>   So könnt' ich ihn erschaun;
> Die Menschen aber wollten längst
>   Den Himmel mir verbaun. (S. 113.)

Uns dünkt, der Weg zum Himmel sei niemals ganz leicht zu finden gewesen, allein auch wieder in unsern Zeiten nicht schwerer, als in andern, zumal wenn man die Schwierigkeiten nicht sowohl außer, als in sich aufzusuchen gewohnt ist. Ueberhaupt ist es vorzugsweise die fast allenthalben sichtbare Polemik, welche den Genuß der vorliegenden Gedichte am meisten beeinträchtigen möchte. Statt edle Gefühle, große Ideen, christliche Wahrheiten durch ihren eignen Werth, durch ihre eigne Liebenswürdigkeit wirken zu lassen, geht der Dichter nur allzuhäufig auf Bekämpfung des Entgegenstehenden aus

Digitized by Google

und erinnert so den Leser geflissentlich an manches Unschöne und Unedle in der Gegenwart, worüber man sich an der Hand der Poesie so gern erhoben sähe, — ein Unsegen, der wohl mit jeder polemischen Dichtweise, ihrem eignen Begriffe nach, verbunden sein möchte.

Wo dagegen jene Polemik zurücktritt, da erscheint der Dichter nicht selten ansprechend und für sich einnehmend, wie das z. B. in mehreren Weihnachtsliedern und in einem vaterländischen, „Attempto" überschriebenen Gesange in hohem Grade der Fall ist. Nur steht wieder in andern, gut angelegten Liedern eine gewisse Breite des Gedankens und der Ausführung im Wege, die es zu einem schlagenden Eindrucke nicht kommen läßt. Ja bisweilen geräth der Verfasser in einen entschiedenen Predigerton, wozu die langen Gedichte in der Abtheilung: „ein Gang durch den Vorhof" mit ihrer Rhetorik reichliche Belege geben. — Als besonders werthvolle Gaben möchten wir noch bezeichnen ein in altdeutscher Mundart geschriebenes Lied: „Zwischen Reichthumb und Armuet eine Fehd'," und das Gedicht (S. 15) „Doctor Muhle." Ein Scholar wünscht von dem Meister zu wissen:

„Wie Alles kommt und geht,
Wie Alles blüht und ersirbt,
Wie jedes Ding der Erde,
Fein in das andre greift." u. s. w.

Da führt ihn der Meister in des Müllers Haus und zeigt ihm, wie Rad und Stein sich drehen, wie die Siebe schütteln und das Mehl herunterrinnt; „das, spricht er, kannst du Alles sehen und hören,"

„Doch was die Mühle treibet,
Und wie die Räder gehn,
Das magst du, werther Jünger,
Hier innen nicht verstehn.
Die Räder ständen stille,
Mit Mahlen wär' es aus,
Flöß' nicht lebend'ges Wasser
Dem Müller vor das Haus.
Lebend'ges Wasser quillet
Vom Himmel her zuletzt" u. s. w.

In diese Betrachtungen vertieft läßt dann der Meister den Scholaren stehn,

Der stand noch lange Weile
Bedächtiglich und lauscht,
Wie an des Müllers Mühle
Der Bach vorüberrauscht.

A. B.

Poetische Bilder der Vergangenheit und Gegenwart, von Dr. Ferdinand v. Sommer. Erste Bilderreihe. Berlin, Druck und Verlag von A. W. Hayn. 1843.

Unter vorstehendem Titel erhalten wir 15 einzelne, größere und kleinere Dichtungen, theils geschichtlichen, theils moralischen Inhalts; Eine Travestie und Eine dramatische Scene einschließlich. Wenn Ref. im Allgemeinen ein Urtheil über den poetischen Werth derselben aussprechen soll, so kann er ihnen nur das Prädicat der Mittelmäßigkeit ertheilen. Die historischen Stoffe: Alfred, Cromwell, Washington, dann eine aus dem Persischen, eine aus dem Indischen entlehnte Dichtung und eine Nordische Sage, sämmtlich in viersilbigen Trochäen, erinnern dem Aeußern nach einigermaßen an Herder's Cid, sind aber von dessen geist- und gemüthvoller Gediegenheit unendlich weit entfernt und würden, nach Auflösung des Rhythmus, eine reine, zum Theil wohl auch eine unreine Prosa (z. B. „daß du sitzst st. sitzest auf deinem Thron" (S. 30) geben. Als rhythmische Fehler und Ungleichheiten bezeichnen wir auf derselben Seite: „Tyrann selber, Tyrann ganz, Und doch der Tyrannen Schrecken." Solche Freiheiten übersteigen doch wohl die Grenzen der poetischen Licenz. — Da Ref. weder des Persischen, noch des Indischen, wie der Hr. Verfasser, kundig ist, so vermag er weder eine Vergleichung mit dem Urtext, noch die Art der Benutzung dieser Quellen zu einigen Dichtungen anzugeben; keineswegs aber brauchte man mittelmäßige Erzeugnisse so weit herzuholen. — Die Gedichte moralischen Inhalts enthalten einzelne zum Theil gute, bisweilen selbst pikante Gedanken; allein der Zusammenhang derselben und die Uebergänge sind bei aller Einfachheit der Gedanken nicht immer klar und namentlich die Uebergänge hie und da etwas schroff. — Die Travestie von Göthe's Prolog zum Faust hat dem Verf. kein guter Geist eingegeben. Ref. wenigstens, der den Wettgesang der Erzengel nie ohne wahre Seelenerhebung lesen konnte, fühlte sich durch das Auftreten von drei Erzschelmen statt der Engel aufs Tiefste gemüthlich verletzt und wie durch einen grellen Mißton verstimmt. Das Ganze ist in der That ein wahres poetisches Schelmenstück und spricht nicht vortheilhaft für des Verf. Zartgefühl. — Die letzte Scene ist zu unbedeutend, um besonders besprochen zu werden. — Die typographische Ausstattung des Buches gereicht der Verlagshandlung zur Ehre.

E. Gr.

Die Convertirung der Schlesischen Pfandbriefe, mit besonderer Beziehung auf die Amortisation. Ein Beitrag zur Lösung der Pfandbrief-Tilgungs-Frage durch Rechnungsbeispiele erläutert von E. Engelmann, Landschaftssyndicus. Neiße u. Frankenstein, bei Th. Hennings. 1843.

Allen bei dem in Rede stehenden Gegenstand Betheiligten dürfte die Anschaffung dieses kleinen Werkes zu empfehlen sein, welches denselben auf 40 Octavseiten (in der angekündigten Weise) faßlich erörtert und um deßwillen, weil es zugleich einen Abdruck der einschlagenden gesetzlichen Vorschriften enthält, dem Leser die Füglichkeit zur eignen Prüfung der dargelegten Resultate bietet. Druck und Papier sind gut.

Kl.

Literarischer Salon.

Ein kleines, aber sehr interessantes und empfehlenswerthes Büchlein ist: „Kaleidoscop von Dresden. Skizzen, Berichte und Phantasieen" von C. O. Sternau, Magdeb., A. Inkermann. 2. Aufl. 1843. Es enthält nicht etwa die topographischen Verhältnisse Dresdens, sondern bespricht die literarischen, musikalischen u. a. Notabilitäten Dresdens, unter denen wir nur den berühmten Naturforscher Reichenbach vermißt haben, über welchen sich die Verfasserin des Buchs: „In der Heimath" (Breslau 1843) S. 47 verbreitet. Höchst ansprechend sind die S. 20 u. 28 mitgetheilten Gedichte: „Die Grüße" und „Es war ein schönes Träumen."

* * *

Zu den vorzüglichsten neuern Romanen gehört: „Eybrecht Willms; ein histor. Roman in 6 Abtheilungen" von Ida Frick (2 Thle. Dresden 1843), welcher in der That alle Ansprüche an einen guten Roman erfüllt, indem er Gefühl, Leben und historisches Interesse vereint, belehrt und unterhält.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 3. 1844.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

(8.) Zeitschrift für alle Stände.

Neueste Weltkunde.

Von Dr. H. M. Malten.

Siebenzehnter Jahrgang 1844, in 4 Bänden oder 12 Monatsheften. 6 Thlr. 8 gGr. — 10 Fl. 48 Kr.

In den bereits ausgegebenen Heften 1 und 2 von 1844 befinden sich u. a. folgende interessante Aufsätze:

Das großherzogl. Oldenburgische Fürstenthum Birkenfeld in seinen gegenwärtigen inneren Zuständen.
Die Schweiz und der Kommunismus.
Gespräche und Glossen auf verschiedenen Rheinfahrten über vaterländische und andere Zustände.
Ereignisse der Staatsumwälzung in Mexiko.
Ein merkwürdiges Aktenstück für die Kenntniß des religiösen Geistes im sechszehnten Jahrhundert. Mitgetheilt von Dr. Ghillany.
Die ärztlichen Concilien unserer Tage. Von Dr. Braun.
Eine Entdeckung der Juden. Von Dr. Braun.
Irland gegenüber England.
Wanderungen durch Böhmen.
Begegnung schwimmender Eisberge im Atlantischen Meere.
Ueber Dorpat und seine literar. Leistungen in der neuern Zeit. Von Prof. Dr. Kruse.
Bemerkungen über die praktische Ausführung der, im Bundesgesetz vom 30. Oktober 1834, über die Errichtung eines Schiedsgerichtes zur Entscheidung der Streitigkeiten zwischen den Regierungen und den Ständen enthaltenen Bestimmungen. Von Staatsrath Dr. Knapp.
Skizzen aus Steiermark und Kärnthen. Von H.
König Ludwig Philipp als Knabe, Jüngling und Mann.
Magister Thetmars Reise nach Palästina und Aegypten zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Von Sprecher von Bernegg.
Zur medizinischen Cultur des Zeitalters. Von Dr. Braun.
Die Insel Rügen. Entgegnung an Teeumund Welp von J. M.

☞ **Die Zeitschrift kann durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden.**

(9.) Bei **Ph. Reclam** jun. in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geheimnisse von Wien.
2 Bände. geh. 2¼ Thlr.

Geschichte Josephs II., Kaisers von Deutschland,
von **M. C. Paganel.**
Aus dem Französischen von Dr. Fr. Köhler.
geh. 2 Bände. 2 Thlr.

Revue österreichischer Zustände.
Erster und zweiter Band. Preis à Band 1 Thlr.

Politische Memorabilien aus Oesterreichs Neuzeit. geh. 1 Thlr.

Böhmens Zukunft und Oesterreichs Politik
vom Standpunkte der Vergangenheit und Gegenwart.

(10.) Dem Wunsche eines Freundes zu genügen, welcher zum Behufe seines Nebenstudiums, der Heraldik, die mit Wappen versehenen Siegel der Fürsten, Grafen, Freiherrn und übrigen vom Adel sammelt und nach erlangten Material von seiner Sammlung literarischen Gebrauch zu machen beabsichtigt, ersucht die Unterzeichnete Alle Beförderer obiger Wissenschaft Wappenabdrücke wo möglich in doppelten und mehreren Exemplaren geneigtest einzusenden.

Altenburg, den 3. März 1844.

Die Redaction der Adelszeitung.

(11.) **Anzeige und Gesuch.**

Ein Mann von 29 Jahren, welcher sich in der Ackerbauschule zu Hohenheim die nöthigen Kenntnisse der Landwirthschaft erwarb, und über seine bisherigen Leistungen hierin empfehlende Zeugnisse aufzuweisen im Falle ist, sucht eine Stelle als Gutsverwalter.

Nähere Mittheilungen verschafft auf portofreie Anfragen

August Braeg,
Commissionair in Constanz.

Deutsches Prachtwerk über China.

(12.) Bei uns ist erschienen und durch sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

China,
historisch, romantisch, malerisch,
nach Berichten und Zeichnungen
von Mitgliedern der letzten englischen Expedition.
Complet in 12 Heften mit 96 Stahlstichen in diesem Jahre zu erscheinen.

Preis pro Heft in 8. mit 3 Stahlstichen ¼ Thlr., pro Heft in 4. mit Abdrücken auf chinesischem Papier ½ Thlr.

Dieses Werk ist das Ergebniß von Forschungen über ein dem Europäer bis dahin verschlossen gewesenes Land, wie solche nur in Folge der letzten englischen Expedition möglich waren.

Es kann daher nicht verfehlen, das allgemeinste Interesse zu erregen, das auch der große Beifall des Publikums bereits jetzt schon nach Erscheinen der ersten Hefte an den Tag gelegt hat.

Das erste Heft enthält folgende Abbildungen: Die Capelle in dem großen Tempel zu Makao — die große chinesische Mauer — die Bambuswasserleitung bei Hongkong. Das zweite Heft: Die Theebereitung — Tempel der Bonzen — Au-matu oder fünf Pferdsköpfe. Das dritte Heft: Vorderseite des großen Tempels zu Makao — See Schu oder Tempel der donnernden Winde — Tyi-sing-yen. Das vierte: Haus eines chinesischen Kaufmanns — die Bastonade — der kaiserliche Reisepalast. Das fünfte: Zimmer in dem Hause eines Mandarinen — die europäischen Factoreien — Si-tsiau-schau.

Das sechste und siebente Heft werden in diesem Monat ausgegeben.

Kunstverlag.

Carlsruhe, im Januar 1844.

Digitized by Google

(13.) In der Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen erschien:

Gedichte

von **LORENZ GRAF POCCI.**

Eleg. geh. 1 Thlr. 6 Gr. — 2 Fl.

Ein Büchlein für Kinder

von

Lorenz Graf Pocci.

Eleg. geh. 6 gGr. — 27 Xr.

Wir können diese Dichtungen nicht besser empfehlen als durch Hinweisung auf die vielen lobenden Beurtheilungen, die in den geachtetsten Blättern darüber erschienen sind.

(14.) **Wohlfeile Ausgabe**

des Damen-Conversations-Lexikons.

X Bände mit 10 Stahlstichen.

Statt 10 Thaler — für 5 Thaler.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Adorf. **Verlags-Bureau.**

(15.) In der Andreä'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aschbach, Dr. Joseph, ordentlichem Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn, Geschichte der Grafen von Wertheim von den ältesten Zeiten bis zu ihrem Erlöschen im Mannesstamme im Jahre 1556. Aus den urkundlichen Quellen bearbeitet. Zwei Theile mit Abbildungen. gr. 8. geh. 12 Fl. — 6 Thlr. 16 Gr.

(16.) **Allgemein interessant**

ist das so eben erscheinende und in jeder Buchhandlung vorräthige

ALBUM
der Haupt- und Residenzstädte Europa's,

herausgegeben von

L. Bechstein und H. Kleinknecht.

Das Album ist in mehrere Sectionen getheilt; jede Section besteht aus 5 Lieferungen mit 15 bis 20 Bogen Text, 5 Plänen, 50 kleineren Rand-Ansichten und 5 Total-Ansichten der besprochenen Städte in feinstem Stahlstich.

Der beispiellos billige Preis ist 6 gGr. — 24 Xr pr. Lieferung!!!

Bei der 5. Section erhalten die Abnehmer einen großen schönen Stahlstich, zeigend sämmtliche in den besprochenen Städten sich befindenden

Denkmäler und **Monumente,**

bei der 8. Section eine große in Stahl gestochene

Karte von Europa.

Beide artistische Beilagen werden den Abnehmern des Albums **gratis** verabreicht. — Niemand ist verpflichtet das ganze Werk zu nehmen; bei jeder Section kann die Fortsetzung abbestellt werden. — Jede Lieferung ist ein für sich bestehendes abgeschlossenes Ganzes. —

Die erste Section bringt die Städte: **München, Berlin, Wien, Leipzig** und **Dresden.** — In den folgenden Sectionen folgen sämmtliche Haupt- und Residenzstädte Europa's. — Das erste Heft „Berlin" ist in allen Buchhandlungen zur Einsicht ausgelegt.

Subscribentensammler erhalten auf 12 Exemplare das 13te Exemplar gratis!!!

Kleinknecht & Schäfer's Kunstverlag in Schweinfurt.

(17.) In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das Nibelungenlied.
Aus dem Altdeutschen Originale übersetzt

von **Joseph von Hinsberg.**

5te unveränderte Auflage. Mit sechs Umrissen. gr. 8. Auf feinem Maschinvelin gedruckt und sauber cartonnirt.

Preis: 1 Fl. 21 Xr. — 1 Fl. 8 Xr. CM. — 22½ Sgr.

Der Werth dieser neuhochdeutschen Uebersetzung unsers ältesten und großartigsten Nationalepos hat sich dadurch wohl am besten bewährt, daß dasselbe, ungeachtet vieler andern Ausgaben, nun schon zum 5ten Male neu gedruckt werden mußte. Die Verlagshandlung ist bemüht gewesen, dieser neuen Auflage eine besonders gute, solchen Werkes würdige, äußere Ausstattung zu geben und hat zum Zweck der allgemeinsten Verbreitung dieses ächten deutschen Volksbuches obigen so äußerst billigen Preis gestellt.

Durch das elegante Aeußere empfiehlt das Buch sich noch ganz besonders als sehr geschmackvolles Festgeschenk.

(18.) Bei Carl Heymann in Berlin ist so eben erschienen und durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Dichterhalle.
Auswahl des Schönsten und Gediegensten aus Deutschlands Dichtern der Gegenwart (1815 — 1843).

576 Seiten. Velinpapier. Elegant gebunden 1 Thlr.

Nicht leicht dürfte eine herrlichere, zweckmäßigere Weihnachtsgabe vorhanden sein. Ausgezeichnet durch Inhalt, Ausstattung und niedrigen Preis verdient es die höchste Beachtung aller Freunde ächter Poesie.

(19.) **Literarische Aufforderung.**

Die Redaction des ober- und niedersächsischen Adelslexicons wiederholt im Vereine mit der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung ihre bereits in dem betreffenden Programm ausgesprochene Bitte an alle, welche sich für die möglichst zu erlangende Vollkommenheit des genannten Werkes interessiren, wünschenswerthe Nachrichten in genealogischer, historischer, diplomatischer, heraldischer Beziehung, desgleichen statistische Notizen an die Addresse der genannten Verlagsbuchhandlung baldmöglichst einzusenden, um dieselben dem Werke selbst einverleiben zu können und nicht unter die Nachträge verweisen zu müssen.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Wetzel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 17. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 18 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Des Königs Töchterlein.

Von

Carl Grafen von Hülsen.

Es lag die weite Aue
Mit Leichen angefüllt
Und bot, vom Mond beschienen,
Ein schauerliches Bild.

Ein König, der vor kurzem
Noch reich und mächtig war,
Der hatte hier gefunden
Den Tod mit seiner Schaar.

Es schritt durch blut'ge Leichen
Ein Mägdlein, zart und fein.
Es war die holde Blume,
Des Königs Töchterlein.

Sie suchte ihren Vater
Im trüben Mondenlicht'.
Da schaute sie sein blasses,
Sein liebes Angesicht.

Sie stürzte auf ihn nieder
Und fiel in seinen Speer.
Bald hatte sie verröchelt, —
Bald schlug ihr Herz nicht mehr.

Da ruhten nun die Beiden
In friedlichem Verein'!
Da ruhte bei dem König
Des Königs Töchterlein! —

Die Parteien der Hüte und Mützen in Schweden.

(Schluß.)

Als 1765 die Mützen zur Herrschaft gelangten und, obgleich lange dem Hofe befreundet und zur Dankbarkeit verpflichtet, sich gegen ihn undankbar und gegen die königliche Macht gehässig zeigten, verharrten einige redliche Glieder der Mützenpartei aus Grundsatz und Erkenntlichkeit in der Treue gegen den Hof; sie mißbilligten den Einfluß Rußlands auf die Mützen, stimmten für die Neigung zu Frankreich, waren zwar von den aristokratischen Grundsätzen der Hütehäupter fern, ja verabscheuten diese Häupter, von denen sie einst verfolgt worden waren; aber noch mehr verabscheuten sie ihre eignen ehemaligen Häupter unter den Mützen. Mit dieser dritten Partei würden sich gewiß noch Andere, die ebenfalls den Hang der Mützen zu Rußland mißbilligten, verbunden und also von den Mützen abgewendet haben; aber sie stießen sich daran, daß der Hof von Hüten umgeben war. — Gleich nach dem Reichstage 1769—70 tauchte die kritische Frage über Standesgleichheit auf. So wandelte sich der Parteienstreit in einen Ständestreit um. Die bürgerlichen Stände waren längst gewöhnt, neben dem Adel als seines Gleichen aufzutreten; jetzt aber hob der Adel sein Recht, die höchsten Reichsämter zu bekleiden, hervor *). Die Mützen, in Opposition wider den Reichsrath, verbreiteten Schriften, die blos von Gleichheit redeten. Wie wechselt doch zuweilen ein und dieselbe Partei ihre Farbe! Eben die Mützen waren es, die ur-

*) Von den seit Karl XI. verlornen Rechten hatte der Adel nur das, die höchsten Reichsämter zu bekleiden, behalten; auch war dieser Vorzug in die adligen Privilegien von 1723 eingetragen, freilich aber nicht stets streng daran gehalten worden. Die Genehmigung der adligen Privilegien gaben die unprivilegirten Stände auf dem Reichstage von 1723 unter der Bedingung von sich, wenn sie später dieselben erhielten; jetzt, meinten sie, sei die Zeit der Erfüllung gekommen. Als im Mai 1770 die Stelle des Vicepräsidenten im Hofgerichte zu Åbo zu besetzen war, schlug der Reichsrath die Bürgerlichen, welche sich mit darum beworben hatten, von der Berücksichtigung aus mit Hinweisung auf das Vorrecht der Adligen. Dieß reizte die nichtadligen Stände auf's höchste, und die Mützen regten sich in der oben bezeichneten Weise.


Digitized by Google

sprünglich am meisten aristokratisch sich bewiesen; aber während der langen Herrschaft der Hüte hatten sie viele nichtadelige Bundesgenossen in sich aufgenommen, und auf dem bald zu erwähnenden Reichstage 1771—72 wurde gar das bürgerliche Element dieser Partei überwiegend, aber auch in sich selbst uneins. — Am 12. Februar 1771 starb der König — ein Schreck für die Mützen; denn den, der auf dem Throne folgte, Gustav III., der Thronfolge zu berauben, das war ja einst ihr Vorschlag gewesen. Er hatte als Prinz Alles gewagt, um sie zu stürzen;*) darum meinten sie jetzt, da sie ihn vom Throne nicht hatten entfernen können, ihm wenigstens sich drohend zeigen zu müssen. — Auf dem nächsten Reichstage, den Gustav am 25. Juni 1771 mit einer trefflichen Rede eröffnete, war die Vermittlung zwischen den Parteien (Composition) ein nöthiger Zweck der Politik des Königs. Der Reichsrath sollte deßhalb von beiden Parteien gleichviel Glieder bekommen. Die Unterhandlungen wurden auf keiner Seite mit Aufrichtigkeit gepflogen. Der erste Vergleich wurde am 27. Juni eingegangen. Componisten und Anticomponisten wurden neue Parteinamen. Im Reichsrathe blieb die Mehrzahl Hüte; aber dessen Stellung wurde durch die Stimmung der nichtadligen Stände auf dem Reichstage jeden Tag bedenklicher, und endlich beschlossen diese am 11. April 1772 seine Absetzung, obgleich die Componisten unter den Mützen die Hälfte des Senats bestehen zu lassen, versprochen hatten. Als Grund der Absetzung galt vorzüglich das Verhalten des Reichsrathes bei Beförderungen und seine Beschlüsse in Betreff einiger Reichstagsmänner. Jenem Beschlusse vom 11. April traten 277 Stimmen des Adels und der Ritterschaft gegen 271 bei. Hierauf erfolgte ein Angriff der Bürger und Bauern auf die Einkünfte der Geistlichkeit, die doch mit ihnen in der Opposition eins war, und somit Entzweiung der nichtadligen Stände. Bei diesem Parteitreiben mußte um so schneller der Hauptstreich seiner Ausführung entgegenreifen, der vom Könige selbst im August mit Hülfe des Swenska Botten ausging, eines meist aus jungen Offizieren bestehenden royalistischen Klupps. Die herrschenden Männer der Mützenpartei hatten zwar schon im Juli von dem, was bevorstand, Nachricht erhalten und rüsteten sich, dem Streiche zuvorzukommen; aber das hinderte den Sieg des Königs nicht. In der neuen Constitution, die der König bei dem Gelingen seiner Revolution aufstellte und der zufolge die Aemter der Reichsräthe völlig vom Könige abhängig wurden, verbot er die bisherigen Parteinamen.

Dr. Gurlitt.

*) Sein früheres Gefühl für die Parteien war Achtung gegen die Mützen und Haß gegen die Hüte gewesen; seit 1760, in seinem 14. Jahre, hatte sich die Neigung umgekehrt.

Kleopatra.

Von

George Hesekiel.

I.

„Soll ich die Närrin spielen und mich ermorden, wie meine Namensschwester am Grabe Meleagers? Nein!" rief Kleopatra, Aegyptens schöne Königin, trotzig mit dem kleinen, goldberingten Fuße die kostbare Byssosdecke stampfend. — Ein Täflein lag zu ihren Füßen; die steifen, in den Wachsüberguß gezogenen Buchstaben enthielten eine Todesnachricht für die schöne Frau und eine Schreckensnachricht für die Königin von Aegypten. Ihr Geliebter, der hohe, finstre Cassius war gefallen, und sein stolzer Sieger, der übermüthige Triumvir Marcus Antonius, zog mit Roma's erzenen Legionen heran, um des besiegten Feindes Bundesgenossin zu züchtigen. — Die hohe, üppige Gestalt der berühmten Kleopatra hatte acht und zwanzig Jahren und vier Kindbetten siegreich getrotzt; nur schöner war sie aus den Kämpfen mit beiden Feinden hervorgegangen, und das Bewußtsein dieser Unbezwinglichkeit verlieh ihrem Wesen einen wunderbaren Zauber. Ihr dunkelblondlockiges Haupt war rückwärts geneigt, die weißen Arme, die sie bloß trug, schlangen sich über der Brust zusammen, und in trüben Sinnen war das große runde, braune Auge auf das zu ihren Füßen liegende Täflein geheftet. Das Täflein war der Malstein, an dem sie eine lange Gedankenreihe anknüpfte, eine Gedankenreihe, die ihr seltsame Bilder vor das innere Auge stellte. — Sie sah einen eilfjährigen Knaben spielen, mit dem Diadem um das runde Köpfchen — ein verächtliches Mitleid lag auf ihren schönen, regelmäßigen, stark ausgeprägten Zügen — das Kind war ihr Gemahl; ein Kind der Gemahl der gluthathmigen, liebeheischenden Jungfrau. „Gift," sprach sie leise vor sich hin, und ihre Lippen kräuselten sich seltsam bei diesem Wort; dann lagerte sich eine feine Röthe auf der Stirn; der Ausdruck ihrer Züge wurde so mild, so zärtlich und so stolz zugleich; sie sah aus, wie eine Braut am Tage der Hochzeit; ihr Busen hob sich mächtig; „Cäsarion, mein Sohn!" hauchte sie leise und hob das Auge glänzend auf die Statue des großen Dictators Julius Cäsar, die das Gemach schmückte. Was lag in diesem Blicke? Der ganze Stolz einer Frau, die sich liebend umfangen fühlte von dem größten Manne einer Welt, von dem großen Sohne der hohen Roma; der ganze Stolz einer Mutter, die einen Cäsarion geboren. Die Aufregung wich aus dem klaren Antlitz. Kummer war's nicht, was die Züge abspannte; ein eiskalter Blick begleitete diese neue Phase. Das Weib hatte geliebt, ja geliebt; es liebte nur einmal und nicht mehr. Aber die Königin von Aegypten liebte den finstern Republikaner Cassius, sie liebte ihn zum Besten ihres Landes und genoß seine Umarmungen, weil sie an Genuß gewöhnt war. Kleopatra hatte an Cäsar's Brust

Digitized by Google

gelegen, sie verachtete nun nach ihm alle Männer, außer Cäsarion, aber Cäsarion war ihr Sohn.

Mit dem festen, bewußten Schritt, der eben so selten, wie das wahre Bewußtsein ist, schritt das schönste Weib ihrer Zeit in dem Gemach auf und ab. Plötzlich blieb Kleopatra stehen, warf einen der leuchtenden Gluthblicke, die beides vermögen, zu beleben und zu vernichten, auf die Statue ihres Cäsar und sagte rasch und laut: „Der Würfel ist gefallen! Ich gehe über den Rubicon!"

II.

Marcus Antonius, der Triumvir, der mit seinen Freunden die Herrschaft über den Erdball so gleichmüthig theilte, wie spielende Knaben den errungenen Apfel, stand am Ufer des Kydnus. Durch das braune, schlichte Haar des schönen, kräftigen Helden flocht der Lorbeer, zahllosen Siegerschlachten entsprossen, seine ruhmreichen und doch unfruchtbaren Zweige; die silbernen Adler der Legionen, die seine Gebote im Namen des römischen Senats und Volks von den Säulen des Herkules bis an die parthischen Wüsten trugen, blitzten über seinem Haupte, und die Standarten der sieggewohnten Manipeln streckten die mächtigen Hände, als verlangten sie nur noch die Herrschaft des Himmels nach Besiegung der Erde, in die weiche Luft. Um Antonius her stand ein Kreis von Männern, die des römischen Ruhmes letzte Blüthen pflückten auf den Schlachtfeldern dreier Welttheile, die letzten Krieger der gewaltigen Republik. Wen erwartete der Triumvir festlich geschmückt? Da tönte den Fluß herauf eine sanfte, liebliche Musik, die im Tact von Ruderschlägen begleitet wurde; purpurfarbige Wimpel und Segel wurden sichtbar, und ein überaus reizendes Schauspiel entwickelte sich von Moment zu Moment immer reicher und schöner vor der Schauenden Auge. Unter Flötenklängen näherte sich dem Ufer ein Schiff, prächtig mit Gold, Elfenbein und Purpur geschmückt, fünfzig blühende Jungfrauen führten die Ruder, zahllose kleine Mädchen von idealer Gestalt und Kleidung hingen in dem Tauwerk, Kähne mit schönen Frauen umschwammen die Gondel, auf deren Deck die Königin Kleopatra mit allen Reizen der Liebesgöttin, umgeben von den Schönsten ihres Hofstaats, thronte. „Venus kehrt beim Bachus ein!" rief jubelnd die versammelte Menge, als die Königin von Aegypten mit ihrem Gefolge das Land betrat und vor dem, von Entzücken gefesselten, Triumvir das Knie beugte. Antonius hob die liebreizende Frau auf, und es war fortan nicht mehr die Rede von der Bundesgenossin des Cassius. Rauschende Festlichkeiten beschlossen den Tag. Arsinoë entkleidete ihre Herrin und sprach mit dem eigenthümlichen Tone alter, vertrauter Dienerinnen: „Der Triumvir ist ein schöner Mann!" „Doch kein Cäsar!" seufzte Kleopatra. „Nein, das wissen die Götter!" entgegnete die ältliche Frau, und ihre Augen glänzten; „aber" setzte sie hinzu, „es wird meiner Königin leichter werden, den Triumvir zu lieben, als den finstern Cassius!" „Lieben?" fragte Kleopatra in einem seltsamen, fast klagenden Tone, „mich lieben zu lassen, wolltest Du sagen, o Arsinoë!" Ermüdet legte sich die Königin zurück. Arsinoë aber nahm schweigend ihren gewohnten Platz zu Füßen des Lagers ein und murmelte leise vor sich hin: „Ihr großen Götter, warum mußte der hohe Cäsar fallen, der Einzige, den wir lieben konnten? Wir lieben nun Niemanden mehr. O wie waren wir so froh und so heiter, als wir noch liebten!" Die treue Arsinoë hatte sich mit der Persönlichkeit ihrer schönen Herrin so identificirt, daß sie nur ein Theil jener war, daß sie ihre Gefühle gar nicht getrennt von den Gefühlen der Königin denken konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Tilly im Hause des Todtengräbers zu Leipzig.

Friedrichs v. Schiller „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" enthält folgende wegen historischer Ungenauigkeit öfters angefochtene Stelle: „Im Hause eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der Halleschen Vorstadt stehen geblieben war, hatte Tilly sein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Capitulation und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beschlossen. Beim Anblick der abgemalten Schädel und Gebeine, mit denen der Besitzer sein Haus geschmückt hatte, entfärbte sich Tilly. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung." Dieselben Worte hat v. Rango in einer Anmerkung („Gustav Adolph der Große." Leipzig 1824.), und auch sonst findet man in Geschichtbüchern den durch Schiller unstreitig zuerst aufgekommenen Irrthum, daß des Todtengräbers Haus in der Halleschen Vorstadt Leipzigs gestanden habe. Die Sache ist im dortigen „Tageblatte" mehrmals zur Sprache gebracht worden, doch, so viel Schreiber dieses sich erinnern kann, ohne daß auf ein historisches gleichzeitiges Document hingewiesen worden wäre. Man hat sich damit begnügt, daß man wußte, die Todtengräber haben immer bei dem Gottesacker, also in der Grimmaischen Vorstadt Leipzigs, gewohnt. Dabei ist aber doch mehrern Einwendungen immer noch Raum gelassen, z. B. der Einwendung, daß es die Wohnung eines der Gehülfen gewesen sein könnte; denn der Leipziger Todtengräber führte wahrscheinlich schon damals so wenig, als jetzt, selbst die Schaufel *), sondern hatte wenigstens Einen, der die Gräber grub. Oder vielleicht besaß der Todtengräber, außer seiner am Gottesacker befindlichen Amtswohnung, ein Haus als Eigenthum in der Halleschen Vorstadt.

*) Er war Bürger; denn in einem alten Buche (Inscriptiones Lipsienses) heißt es: A. 1635 d. 23. Dec. der Ersame wohlgeachte Hieronymus Stramburger, Bürger und Todtengräber, s. Alters im 66 J. gestorb.

Digitized by Google

Schiller selbst ist jedenfalls dadurch auf den Irrthum geführt, oder, wenn er ihn in einer geschichtlichen Nachricht schon vorfand, in demselben dadurch bestärkt worden, daß Tilly von Halle her nach Leipzig kam, also zunächst die Hallesche Vorstadt berührte; auch mußte er durch sie ziehen, um in die Gegend von Breitenfeld zu gelangen, wo er gegen Gustav Adolph die Schlacht verlor. — Das Document, woraus jetzt eine Mittheilung gemacht werden soll, weil sich Exemplare davon wohl in wenig Händen befinden dürften, entscheidet den streitigen Punkt auf das bestimmteste. Dem Titel und Inhalte nach ist es von dem Todtengräber selbst verfaßt, was nicht unmöglich ist. Wahrscheinlich vertraute der Magistrat zu Leipzig schon damals einem nicht ganz ungebildeten Manne das Amt eines Todtengräbers an, da ein solcher allerdings dort andere Verpflichtungen hat, als Gräber zu machen. Die Veranlassung zu der Broschüre des damaligen Todtengräbers war, daß es in einem gedruckten politischen Gespräche geheißen hatte, General Tilly habe unter andern zu Heilbronn in einem Kloster Fürstengräber beraubt, worauf einer der Unterredenden die Bemerkung macht, Tilly müsse dieses Strategema zu Leipzig von dem Todtengräber gelernt haben. Jene Bemerkung, ein Angriff auf Amt und Ehre des Leipziger Todtengräbers, gab diesem die Feder in die Hand.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Man streitet sich jetzt, ob das Studium der Classiker Griechenlands und Roms noch etwas gelten soll. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, der mehr an großen Soldaten, als großen Geistern des Alterthums sein Wohlgefallen fand, veranstaltete einmal bei seiner Anwesenheit in Frankfurt a. d. O. eine Disputation, wobei er den Vicekanzler der Universität zwang, den Satz zu vertheidigen, daß alle classischen Schriftsteller des Alterthums Salbader und Narren gewesen wären.

Wird das öffentliche Gerichtsverfahren bei uns eingeführt, so dürfte es wohl den meisten Zuhörern so gehen, wie König Friedrich Wilhelm I. in Minden, wo er einer Gerichtssession beiwohnte. Ein Advocat vertheidigte die Sache seiner Partei mit solcher Beredtsamkeit, daß der König, ehe jener noch zu Ende war, schon das Urtheil aussprach: „Der Kerl hat Recht!" Jetzt trat ein Anderer für die Gegenpart auf, und seiner Darstellung nach zu urtheilen, war das Recht eben auch nur auf Seiten seiner Klienten; da rief der König: „Der Kerl hat auch Recht!" — und verließ voll Verdruß über die trügliche Redekunst das Sessionszimmer.

Derselbe kam dazu, als einer der Lehrer des Kronprinzen, des nachherigen großen Friedrich, diesem im Latein Unterricht gab und dummer Weise die goldene Bulle übersetzen ließ. Der König hörte die schlechten, unlateinischen Ausdrücke und rief: „Was machst Du, Schurke, da mit meinem Sohne?" — „Ihre Majestät, ich explicire dem Prinzen auream bullam." Der König hob den Stock auf; „Ich will Dich, Schurke, brauream buliamen!" Der Lehrer wurde fortgejagt und der lateinische Unterricht hatte für immer ein Ende.

[Der Breslauer Bierstreit.] Um 1380 behauptete das Schweidnitzer Bier eine große Berühmtheit; daher hatte der Breslauer Rath das Auszapfen desselben im Stadtkeller zu einer guten Einnahme für die Stadt gemacht und verbot, den Geistlichen Bier zuzuführen, als die Geistlichen der Dom- und Kreuzkirche auch angefangen hatten, Bier zu verzapfen. Der Herzog Ruprecht von Liegnitz beschenkte damals seinen Bruder Heinrich, der Domdechant in Breslau war, mit einigen Fässern Bier, und diese ließ der Rath in Beschlag nehmen. Der Administrator des Bisthums in Breslau, der dazu wegen der streitigen Bischofswahl ernannt war, war auch ein Prinz von Liegnitz, Namens Wenzel, und belegte wegen der Biersache die Stadt mit dem Interdict. Die Breslauer machten sich nichts daraus; aber bei der Anwesenheit des Kaisers Wenzel 1381, der sich dort wollte huldigen lassen, entstand doch daraus einige Verlegenheit, weil die Ceremonie nicht ohne gottesdienstliche Gebräuche vollzogen werden konnte, und das Domkapitel wollte sich trotz des kaiserlichen Befehls nicht zur Abhaltung des Gottesdienstes bequemen. Der Kaiser ließ Klöster und Geistlichkeit plündern, nahm selbst einen Theil der Beute und hielt von dem Weine und den Vorräthen an Lebensmitteln der Geistlichen ein großes Gastmahl. Die betrunkenen Soldaten zogen die Meßgewänder an und begaben sich in diesem Habit durch die Straßen der Stadt. Der Administrator und die Domherren kamen, als sie hörten, wie die Sachen standen, nach der Stadt zurück, hoben das Interdict auf, versprachen, keine Entschädigung für die Verluste zu fordern, und erhielten blos die Erlaubniß, für sich und die Ihrigen Bier einzulegen, aber keins an die Einwohner Breslau's zu verschenken. G†.

In dem Geiste eines Mannes ist jedes Mal eine Aehnlichkeit mit seinen Werken. Die Gefühle, die er äußert, sind in dem Augenblick seine eignen. Findet man sie in allen seinen Werken, so sind sie auch in seinem Geiste überwiegend. Bei schriftstellerischen Leistungen erwacht sein besseres Ich. Sterne war vielleicht hart und bitter gegen seine Frau; aber sein Herz war zärtlich gestimmt, als er die Maria schrieb. (Bulwer.)

Es ist für zwei Personen leicht, als Verliebte freudig für einander zu sterben, aber gar schwer, wenn man mit dem Zusammensein nicht sparsam umgeht, nach der Heirath mit einander vergnügt zu leben. (Derselbe.)

Dem Kühnen nur gelinget
Das Höhere, das Höchste nur
Dem Kühnsten, der durch Eis und Blitze dringet
Zum Felsengipfel ohne Spur.
(Baggesen.)

Wer macht sein Schicksal sich wohl besser, als es ist?
Der, was ihm fehlt, nicht wünscht und, was er hat, genießt.
(Kretschmann.)

Wenn des Winters Flocken blenden,
Hebt ein neues Leben an.
Ball und Masken aller Enden,
Selbst das Eis wird Freudenbahn. (Kind.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeiz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 18.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

An Emanuel Geibel *).

Du hattest Recht, voll Kampfeslust
Den kühnen Sänger zu bedeuten,
Wie er sich selber nicht bewußt,
Daß seine Lieder Aufruhr läuten.
Das Schwert gezückt, das Aug' voll Zorn,
Warfst Du den Handschuh hin zur Fehde;
Und dennoch aus der Liebe Born
Floß Deines Zürnens stolze Rede.

Fürwahr! In goldner Rüstung Pracht,
Ein hoher, ebenbürt'ger Ritter,
Hielt'st Du auf deutscher Zinne Wacht
Im wilden Freiheitsungewitter!
Es schweigt des Wetters Toben schon,
Kaum, daß noch leise Donner rollen
Von ferneher in dumpfem Ton,
Wie gift'ger Hasser schweigend Grollen.

In keuscher Liebe angefacht
Entbrannten Deiner Lieder Flammen,
Dein Wachtgeläut in Tonespracht
Gar wundersam schlug es zusammen,
Und schnell dahin von Gau zu Gau
Um Liebe flehend, Liebe spendend,
Zu deutscher Einheit heil'gem Bau
Der Patrioten Andacht wendend.

Drum zeugt Dir laut das Vaterland,
Daß Dir der schöne Wurf gelungen,
Daß ehrenhaft des Ritters Hand
Gezückt das Schwert und hochgeschwungen.
Gern leg' auch ich auf den Altar
Ein Eichblatt mit zu Deinem Kranze;
Doch muß ich reden frei und wahr,
Kühn mit Dir brechend meine Lanze.

Du trat'st, geführt von heil'ger Hand,
Ein in der Dichtkunst hohen Tempel;
Die Göttin hatte Dich erkannt,
Dir aufgedrückt der Aechtheit Stempel.
Wen sie erwählt, wen sie geweiht
Zum Priesteramt in ihrem Dome,
Soll dienen der Unsterblichkeit,
Nicht schiffen auf dem Zeitenstrome!

Du aber hast der flücht'gen Zeit
Gesungen Deiner Lieder Töne,
Dem Bleibenden warst Du geweiht, —
Im Bleibenden nur ist das Schöne.
Die Zeit verrauscht, und trüg'risch bunt
Zieh'n ihre Bilder durcheinander!
Leg' weiser an Dein köstlich Pfund,
Wirf in den Strom nicht Deine Brander!
Hoch über ihn mußt Du Dich schwingen,
Willst Du Unsterbliches erringen!

Sei fort und fort von Lust entflammt
An Deinem Rhein, an Deinem Volke,
Doch übernimm das Heroldamt,
Erst wenn sich thürmt des Wetters Wolke.
Und mit Phantomen kämpfe nicht
In Ost und West, drin oder draußen;
Doch wenn der Feind den Damm durchbricht,
Laß donnergleich den Schlachtruf brausen,
Daß Niemand hört des Westen's Locken,
Niemand des Ostens dumpfe Glocken!

Und wenn der Feind in wildem Rausch
Beschimpft der Welterlösung Fahne,
Uns geben will in nicht'gem Tausch
Der Afterweisheit eitle Plane, —
O zage nicht auf Deiner Wacht!
Die Kirche steht auf Felsengrunde,
Zu Spott wird aller Feinde Macht
Auf diesem weiten Erdenrunde.
Der Herr ist Gott: in seinem Namen
Ist Christus Herr und König! Amen!

Ernst v. Luckow.

*) Nach Lesung der zweiten Auflage seiner „Zeitstimmen" und besonders seines Gedichtes an: Georg Herwegh.

Digitized by Google

Gedanken über das Verhältniß des deutschen Adels zu dem englischen *).

Es wird oft behauptet, unser deutscher Adel könne einen Vergleich mit dem englischen, weder in Hinsicht seines Reichthumes, noch seiner politischen Berühmtheit bestehen. Ein gründlicher unbefangener Beobachter wird diese Ansicht nicht theilen. Daß England ein reicheres Land ist, als Deutschland, bedarf keines Beweises. Nicht nur der englische Adel ist im Allgemeinen reicher, als der deutsche, sondern auch der Kauf- und Gewerbsmann, der Handwerker, Pächter u. s. w. Vergleicht man aber die Vermögensverhältnisse der verschiedenen Klassen in jedem der beiden Länder unter sich, so dürfte das Vermögen des Adels in Deutschland gegenüber dem der übrigen Klassen unseres Vaterlandes verhältnißmäßig gewiß eben so bedeutend erscheinen, als dieß bei einem solchen Vergleich in England der Fall ist. Zwar hat der Adel in Deutschland durch die vielen verheerenden Kriege einen großen Theil seines früheren Grundbesitzes verloren, indem er in Folge der Kriege verarmte und die Güter zu veräußern genöthigt war; allein er hat sich demungeachtet noch ein beträchtliches Vermögen im Grundbesitz erhalten. Kaum dürften alle Reichthümer des deutschen Handelsstandes zusammengenommen den Werth des adligen Vermögens im Grundbesitz in Deutschland übertreffen. Der Adel in Mecklenburg, Hannover, Westphalen, Schlesien, Böhmen und dem Reich hat noch so bedeutendes Vermögen im Grundbesitz, daß das Geschrei über gänzliche Verarmung unseres deutschen Adels wohl mit Recht als sehr übertrieben betrachtet werden muß!

Aber nicht nur wegen seines Vermögens, sondern auch wegen seines moralischen und politischen Gewichts verdient der Adel in Deutschland mit vollem Rechte dem Adel in England zur Seite gestellt zu werden.

Wenn die englische Verfassung die Entwicklung gewisser glänzender Eigenschaften besonders begünstigte, während dieß in Deutschland nicht der Fall war, so hatte der englische Adel dadurch einen Vortheil vor dem unsrigen voraus. Demungeachtet hat es Deutschland an großen Staatsmännern von Adel niemals gefehlt. Der deutsche Adel braucht in dieser Hinsicht keinen Vergleich mit einem andern Lande zu scheuen. Ebenso verhält es sich mit der Kriegsgeschichte unseres Vaterlandes, wo der Adel von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten durch seinen kriegerischen, heldenmüthigen Sinn unvergänglichen Ruhm sich erworben hat. Ist ferner auch nicht zu leugnen, daß in Deutschland freisinnige Ideen und Grundsätze unter dem Adel die aufrichtigsten, wärmsten und uneigennützigsten Vertheidiger gefunden haben — wer gedenkt hier nicht der Namen eines Stein, Hardenberg, Bernstorff, Wangenheim, Gagern, Humboldt u. s. w. — so hat Deutschland mindestens eben so viel Ursache auf seinen Adel stolz zu sein, als England, dessen Adel, größtentheils einem schroffen Partheigeist zugethan, vernünftigen Fortschritten oft widerstrebt und einen Egoismus gezeigt hat, wie ihn Deutschlands Adel nicht kennt. Zeigt sich in unseren Tagen in Deutschland immer mehr das Bedürfniß einer kräftigen Aristokratie, so dürfte Deutschland in seinem Adel hinreichende Bürgschaft für einen edlen, freisinnigen Aristokratismus gefunden haben.

B. v. R.

*) Als Vorläufer eines ausführlichern Aufsatzes über diesen Gegenstand.

Kleopatra.

(Fortsetzung.)

III.

Marcus Antonius ging mit starken Schritten auf und ab, sein Blut siedete, Wein und glühende Liebe peitschten es in großen Wellen zum Herzen und trieben es hinauf in die brennenden Wangen und die heiße Stirn. Die eherne Gestalt des Legaten Ventidius contrastirte in ihrer festen soldatischen Ruhe seltsam mit dem umhergeschleuderten Wesen des Triumvir. „Imperator,“ sprach der graue Krieger, „denke an Rom und an Deinen Ruhm!“ Antonius blieb stehn. „Das verführerische Weib wird Deine Thaten einsingen in ewigen Schlaf mit Liebesliedern; sie wird den Klang der Tuba übertäuben mit Flötentönen, und das Gewieher des Schlachtrosses, das sich nach Kampf sehnt und mit seinem Hufe die Erde stampft, als wolle es Gräber graben für Deine Feinde, wirst Du nicht mehr hören. Die rauschenden Adler Roma's, den Ruhm einer Welt, den Stab eines Feldherrn, o Imperator, das Alles willst Du dahin geben um ein Weib, in deren Reizen nach dem großen Cäsar noch so mancher Andre geschwelgt hat!“ Antonius schritt wieder heftig auf und ab. Ruhmdurst und Liebesgluth stritten einen mächtigen Kampf um seine Seele. „Ich habe schon viel Ruhm, Ventidius, sehr viel Ruhm!“ entgegnete er, wie entschuldigend, dem Mahner. „Cäsars Nachfolger muß höhern Ruhm haben, als der göttliche Julius, oder er ist Nichts!“ — „Aber auch Cäsar liebte die himmlische Kleopatra!“ — „Cäsar gab nicht um ihretwillen einen Feldzug auf, Cäsar liebte sie und befahl ihr, Du liebst sie und gehorchst ihr; Cäsar drückte eine Jungfrau an seine Heldenbrust, Marcus Antonius berauscht sich in den Hefen des Cassius. Hörst Du, Imperator, an den Hefen, die ihm Cassius übrig ließ!“ Da hob sich Antonius, seine Gestalt schien zu wachsen, die Morgensonne blickte zum Fenster herein, der Triumvir legte seine Hand in die harte Faust des Ventidius; „ich gehe mit Dir zu Ruhm und Sieg!“ — „Mein großer Imperator!“ rief der graue Krieger, sein Knie beugend, „jetzt hast Du einen Sieg erfochten, der Deiner würdig ist. Die Tuba dröhnte,

Digitized by Google

die Vexilla flatterte im Morgenwinde, ein Sclav aber trat zur Königin von Aegypten und sprach: „Königin, Dir wünscht Marcus Antonius, der Imperator, Glück und Heil, Pflicht und Ruhm rufen ihn von Dir, eroberte Fahnen wird er Dir zu Füßen legen und Dir besiegte Könige zu Sclaven bringen." — Kleopatra war allein. Der kleine Antonius, dachte sie, will den großen Cäsar spielen. Mein Cäsar aber wäre zu mir getreten mit dem großen ruhigen Blick, der Welten überschaute, er hätte gesprochen: „Ich gehe, aber ich kehre wieder!" Antonius geht davon, wie ein Dieb in der Nacht, er fürchtet, meine Reize würden ihn halten. Sclav, aber kein Mann der, dem eines Weibes Lächeln mehr gilt als Pflicht und Ruhm. Ich habe meinen großen Cajus wohl verstanden, als er zu mir sagte, in der Zeit, da ich so glücklich war, meinen Cäsarion zu gebären: „Du, o Kleopatra, bist mir das höchste und nächste Gut nach meinem Ruhm!" Und als ich meine Arme zärtlich um seinen Nacken schlang und fragte: „Bin ich Dir nicht mehr, als Dein Ruhm?" Ha! wie er da seine Hand auf meine Brust legte und rief: „Was ist Dir das Höchste, o Kleopatra?" da antwortete ich: „Du, mein Cajus!" „Nun wohl," entgegnete der hohe Imperator, „Dir, o Weib, ist das Höchste Deine Liebe, dem Manne sein Ruhm!" Gehe nur hin, Marcus Antonius! Cäsar war groß, aber nicht Du; Cäsar liebte mich, und ich war seine Sclavin, o wie süß, die Sclavin des großen Julius zu sein! Du liebst mich, aber ich bin Deine Herrin. O wie viel lieber gehorcht ein Weib dem Manne demüthig, den sie liebt, als daß sie ihm befiehlt. Gehe hin, Marcus Antonius, so weit Dich die Angelschnur gehen läßt! Du bist das Fischlein, das am Hamen hängt, Du wirst Dich nicht losreißen, sondern Dich daran zu Tode bluten." — Nach wenig Wochen lag der Triumvir wieder in den Armen Kleopatra's; die Königin von Aegypten herrschte über Asien und Afrika; ihre mit Antonius erzeugten Kinder schlangen ein Diadem nach dem andern um ihre Stirne, eine Krone nach der andern, erobert mit römischem Heldenblut. Ventidius führte die alten Legionen des Antonius; es war gekommen, wie er in jener Nacht dem Imperator vorausgesagt; die gehörnte phrygische Mütze schmückte weichlich das Haupt des Triumphators; an der Aegypterin Busen verträumte er den Moment der Weltherrschaft, und nichts vermochten die Bitten und die Thränen der tugendhaften Römerin, der schönen Octavia, über das zauberbestrickte Herz des einst in Blut und Sieg mächtigen Marcus Antonius. Der Fisch konnte sich nicht vom Hamen befreien. Die Netze des schlauen Octavianus zogen sich immer fester um ihn zusammen, und Kleopatra selbst mußte durch Spott den entnervten Weichling zu Thaten treiben.

(Fortsetzung folgt.)

Tilly im Hause des Todtengräbers zu Leipzig.

(Schluß.)

Die Broschüre hat den Titel: „Der Leipsische Todtengräber, welcher von deß Herren Genêral Tylli Einkehrung in seinem Hause vor Leipzig geschehen ausführlich berichtet, Und darneben die falsche Folge und unbillige Aufflage, so in einem Colloquio Politico darauff newlich in Druck außgangen, Zur Rettung seines guten Nahmens, ableinet und gründlichen beantwortet: In gemein allen gutherzigen Leuten, Insonderheit Der erbarn Todtengräber Gesellschaft nützlich zu lesen: In den offnen Druck gegeben Auß der vhr alten Druckerey auser Leipzig. Im Jahr Christi MDCXXXII. 29 S. in 4." Da heißt es nun S. 5—7: „Ich kann zwar nicht in Abrede stehen, wie es denn nunmehr auch Weltkundig worden; demnach zu der Ankunfft deß Herren General Tylli vor Leipzig, die schönen Vorstädte abgebrandt und in die Asche geleget worden seyn; neben dem Gotts Acker Kirchlein auch mein Hauß unter andern wenigen von den Fewrsflammen erhalten und unversehrt stehen bliben ist, dafür ich Gott zu danken habe, were auch zu wünschen, dz andere herrlichere und mehr kostbare Gebäw auch noch stehen möchten. Als aber nunmehr die ernste Belägerung der Stadt angangen, und das Tyllische Kriegs Volck hinein, auch die Besatzung tapffer wieder heraußgeschossen hat: und man endlich in der Stadt, weil die Besatzung sich verzogen, einen Anstand und darauff zu accordiren begehret hat: Ist es geschehen, daß da die verordnete der Stadt Leipzig von dem General Tylli haben sollen verhöret und die Tractaten vorgenommen werden; daß meine Wohnung zur Audientz ist deputiret worden: Da sich denn nicht allein der Herr General und seine andere fürnehmbste Obristen und Befehlshaber, sondern auch unser Stadt Leipzig abgesandte Commissarien befunden und darinnen ihrer Handlung gepflogen haben. Ich kann aber hier in Wahrheit nicht sagen, ob es Studio und mit sonderlichem Bedacht von dem Herrn General geschehen, die Leipziger desto eher und mehr einzuschrecken, oder ob es nur Casu und fortuito plumpsweise, wie man sagt, also geschehen sey. Dann sie mich zu ihren Consiliis und Rathschlägen nicht gezogen, wie ich dann auch solchen Tractaten und Handlungen beyzuwohnen keine Beliebung hette tragen mögen: Habe derowegen, wie andere meine Nachbarn, für mich das beste geachtet, mich bey zeiten auß dem Staube und davon zu machen und an sichere gewarsame Orth zu begeben, dann etwa des Feindes Ankunft zu erwarten und Ursach zu geben, daß ich einen newen Successorem hinder mir lassen und vielleicht der Wohlthat emperen müssen, welche ich vielen andern bißher zu guter Letzt mitgetheilet. Diese Audientz in deß Todtengräbers Hause ist für ein sonderliches Omen von beyden Theilen gehalten worden, und nicht unbillig, wie

Digitized by Google

es der Eventus nachher genugsam bezeuget hat. Es meinten unser Leipziger nicht ohne Entsetzung, es würde dieses gar eine böse Anzeugung der guten Stadt seyn, daß in ihres Todtengräbers Hause die Tractation über ihr Leib, Leben und Gut angestellt würde. — Demnach aber uber augenscheinliches Verhoffen der Accord leidlich und der halb todten Bürgerschaft gleichsam ergätzlich und wol annehmlich geschlossen wurde." — Von gemalten Schädeln und Todtengebeinen, die vielleicht nur Schillers Phantasie hinzugefügt hat, von einem Erbleichen Tilly's über den Anblick, und davon, daß dadurch die Gelindigkeit der Capitulation bewirkt worden sei, ist zwar in diesem Berichte nicht die Rede; aber entschieden ist dadurch, daß nicht in der Halleschen Vorstadt, wie Schiller sagt, sondern in der Grimmaischen Vorstadt Leipzigs (denn es heißt „neben der Gottesackerkirche," und diese befindet sich in der Grimmaischen Vorstadt) die Todtengräberwohnung war, worin Tilly mit dem geängstigten Leipzig die Capitulation abschloß.

Dr. Gurlitt.

Feuilleton.

Die belgische Verfassung hebt den Adel als bevorzugten Stand auf, erkennt aber dem König das Recht zu, Adelstitel ohne Privilegien zu verleihen. Gesuche um derlei Verleihungen wurden häufig, und da die Ausfertigung der Titel ꝛc. kostenfrei erfolgte, so ward der Gedanke laut, eine Steuer auf die von der Krone zu verleihenden Adelsdiplome werde ziemlich ergiebig sein. Im Senat, der für den Vertreter des aristokratischen Elements in Belgien gilt, ist nun wirklich ein Gesetzentwurf in Antrag gebracht worden, wonach die niedern Adelsgrade mit einer Steuer von mindestens 2000 Fr., die höhern mit einem Maximum von 20,000 Fr. belegt werden.

Im 12. und 13. Jahrhundert konnten viele Priester ihr Brevier nicht lesen. Bei Trinkgelagen übernahmen sie oft für eine Kanne Bier das Geschäft eines Bierfiedlers. Dem Pfarrer zu Ossemer bei Stendal lähmte 1203 zu Pfingsten der Blitz die rechte Hand während des Geigens, und vier und zwanzig tanzende Bauern wurden zu Boden geschlagen.

Wie viel Geschrei hört man bei uns, wenn eine Münzveränderung eintritt! Damit war man im Mittelalter in der Mark Brandenburg ganz anders verirt. In jedem Jahre, acht Tage vor Jacobi, wurden alle Geldsorten für ungültig erklärt und die Unterthanen aufgefordert, sie in die Münzstätte abzuliefern, wofür sie neues, dem Gehalte nach gleichwichtiges Geld, jedoch in kleinern Summen erhielten. Wer 14 alte Pfennige ablieferte, bekam nur 12 neue, später nur so viel für 16 und 18 alte.

Der Kriegsbaumeister Otto's mit dem Pfeil, der Edelmann Gerhard, erfand Maschinen, mit welchen man Festungen und Städte bequem einnehmen und zerstören konnte. Deßhalb suchten Otto's Feinde ihm diesen Mann zu entziehen. Einst traten vor Gerhards Bett um Mitternacht vier Männer in Todtenkleidern, mit brennenden Kerzen in der Hand, machten ihm Vorwürfe und bestimmten ihm die Zeit seiner Bekehrung, oder den Tod. Mit Hinterlassung eines weißen Sterbekleides, das sie ihm auf's Bett legten, entfernten sie sich. Gerhard verließ hierauf des Markgrafen Dienste (1291) und trat zu dem Orden der Deutschherren, mit welchem damals Brandenburg wegen der Ansprüche auf Danzig und Pomerellen Krieg führte. So war der Zweck der Feinde erreicht.

Dr. Joh. Barthol. Adam Beringer, Rath und Hofarzt des Bischofs von Würzburg, Prof. und Senior der Universität, schrieb **Lithographiae Wirceburgensis specimen** 1726, worin er von seltenen Versteinerungen Berichte gab; denn er hatte das Glück, eine Sandgrube ausfindig zu machen, die dergleichen enthielt. Schon war der letzte Bogen jenes Werkes unter der Presse, als er erfuhr, ein College habe ihm den Streich gespielt, jene vermeintlichen Versteinerungen von einem Steinmetzen fertigen zu lassen und in die Sandgrube geschafft. Der betrogene Naturaliensammler erzählte nun in einem Anhange zu der Schrift den Vorfall und ermahnte, sich an seinem Exempel zu spiegeln und die Liebhaberei nicht bis zur Blindheit zu treiben.

Alexander VI. schickte seiner Vanotia das linke Strumpfband Mariens mit einem Ablaßbriefe, worin es §. 7. heißt: **Mulierem aut virginem, quae tempore, quo hanc ligaturam cruralem sanctissimam portat, cum bruto, monacho aut haeretico peccatum quodcunque carnale committit, eo ipso et auctoritate nostra papali inculpabilem declaramus, absolvimus et in integrum restituimus.**

Der Markgraf von Brandenburg, Otto (IV.) mit dem Pfeil, besang die Liebe also:

Ich wande (wähnte), das ich jarlang hete
Ufgegeben der Minnen ein Theil.
Min Gemuete, das was (war) stete.
Nu hat mich ein gros Unheil
Also minneklich bestanden (bekämpft),
Dü Liebe, dü hat mich in Banden,
Gebunden wol an tusend Seil.

Min Ougen, dü hant mich verleitet
Und verraten, das ist war.
Min Herze, das hat sich gebreitet
Anen minen Dank (Denken), so will es dar
Zuo der minneklichen Reinen,
Mit der will es sich vereinen,
Beide still und offenbar.

Mir beschah bi minen Stunden
Nie so seneliche Not.
Ich trage heimliche Wunden,
Dü sluog (schlug) ihr Mund so rot.
Dü Liebe wont mir in dem Sinne;
Mis (meines) Herze trut (Traute), min Keiserinne,
Wirt sie mir nit, so bin ich tot.

G ‡.

Der Religions- und Systemsdespotismus ist der fürchterlichste unter allen. (Lichtenberg.)

Der Hund reißt sich von der Kette los; aber ein Stück der Kette schleppt er doch am Halse mit, und daran faßt ihn sein Herr. (Börne.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 19.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Ein Scherz *).

Schimmernd in dem grünen Kleide
Stellt sich uns der Frühling dar,
Trägt von Feld und Wald schon Beute
In dem blonden Lockenhaar.
Schlüsselblumen und Violen
Schlingen sich zum duft'gen Kranz,
Zoll wird ihm von allen Zonen,
Spendet bei zu seinem Glanz.
Von der hohen Stirne strahlet
Heiterkeit und Jugendmuth,
In der Augen Spiegel malet
Anmuth sich und Liebesgluth.
„Keiner kann sich mir vergleichen!"
Spricht er, „von den Brüdern mein,
„Alle müssen mir wohl weichen,
„Darf um Jeder Herzen frei'n
„Meine Boten, Schwalben, ziehen
„Hin am blauen Himmelszelt,
„Meine Kinder, Blumen, blühen
„Von dem Ural bis zum Belt.
„Maienbäume hauchen Düfte
„Aus im Busen der Natur,
„Wo ich bin, weh'n sanfte Lüfte,
„Und zum Eden wird die Flur."

„Hört man den eiteln Schlingel,"
Fällt der Sommer zürnend ein;
„Macht sich selbst ein Lobgeklingel,
„Kann man unbescheidner sein?
„Bürschchen in dem grünen Kleide,
„Trägst noch kaum den Flaum am Kinn,
„Denkst wohl endlich, ich beneide
„Dich und Deinen Hochmuthssinn?
„Was Du sä'st, muß ich erst reifen
„Mit der Sonne glüh'nder Macht.
„Könnte man die Aehren häufen,
„Sähe man der Trauben Pracht,
„Ohne mich und meine Engel,
„Die in Furchen gießen Thau?
„Wär' ich nicht, Du stolzer Bengel,
„Ständ' es mißlich auf der Au.
„Und mit Deinen Schwalben-Heeren
„Bleibe mir nur fein zu Haus!
„Nachtigallen mußt Du hören,
„Das nimmt sich ganz anders aus.
„Selbst am goldenen Gewande,
„Das die Glieder mir umfließt,
„Siehest Du zu Deiner Schande,
„Welch ein armer Wicht Du bist.
„Rosen trage ich! — Im Glanze
„Blühen sie, in stolzer Pracht,
„Da Dein Veilchen in dem Kranze
„Nur geringe Wirkung macht.
„Aber nach den besten Formen
„Fügt mein Brüderchen sich schon;
„Jetzt gehört's zum neu'sten Normen,
„Jugend nimmt vorweg den Lohn."
„„Du bist grob! das muß man sagen,""
Jetzt der Frühlings-Jüngling spricht;
„„Majestät, nun ferner wagen
„„Mich zu äußern, werd' ich nicht!""

„Meine Herren, ei ich bitte,
„Sie vergessen mich ja gar,
„Mich den Herbst! In Ihrer Mitte
„Ist mein Standpunkt, das ist klar!"
So der Herbst. Mit seiner Fülle
Schwer beladen steht er da.
In der bunt durchwebten Hülle
Gern ihn jedes Auge sah.
Hoch empor hält er die Garben,
Trost und Hoffnung in der Noth
Für den schwer bedrückten Armen,
Dem sie geben täglich Brod.
Und er blickt auf seine Früchte,

*) Gesprochen bei einer Winter-Soirée im Logenhause zu N.

Digitized by Google

Die er pflegte und gereift,
Auf dem vollen Angesichte
Eine Spur von Stolze streift.
„Wer bewahrte Eure Saaten?“
Spricht er, „thäte ich es nicht,
„Wenn Gewalt von den Najaden
„Keck der Wogen Bett' zerbricht,
„Die Helios Macht erregte
„Mit der glüh'nden Pfeile Brand,
„Und der Donnergott bewegte
„In dem ausgedörrten Land.
„Ströme wilder Regengüsse
„Läßt ihr Gluthenhauch entstehn;
„Es empören sich die Flüsse,
„Schwellen an zu selt'nen Höhn.
„Dann als Mittler ich erscheine,
„Die Gewalt des Sommers weicht;
„In den Thälern, in dem Haine
„Wehen Zephirs kühl und leicht;
„Wärmend, doch mit größ'rer Milde,
„Wirkt die Sonn', mit Kraft und Heil;
„Alles reift in dem Gefilde,
„Reiche Beute wird mein Theil.
„Nun als Sammler, als Bewahrer,
„Schaffe ich mit Fleiß und Müh',
„Herbstes Luft ist reiner, klarer,
„Und erquickend spät und früh.
„Wohlgemuth streu' ich den Saamen
„Für die neue Erndte aus;
„Könnt an meiner Frucht Euch laben,
„Wieder ist bestellt mein Haus.“

(Schluß folgt.)

Ueber die „Notice sur les principales familles de la Russie par le prince P. Dolgorouky.

Von

F. v. Löbnevsen.

Die obige Schrift des Fürsten Dolgorouky, welche im Anfange des verwichenen Jahres zu Paris erschien, hat dort, so wie in Deutschland, noch mehr aber in Rußland, wohin sie bald, trotz aller Gränzsperren, gelangte, großes Aufsehen gemacht. Ihr zu Paris lebender Verfasser, welcher sich ganz unbefangen auf dem Titelblatte genannt hatte, wurde sofort nach Rußland zurückgerufen. Einige Zeitungen, die sich besonders in gehässigen Mittheilungen über jenen Staat gefallen, haben nicht ermangelt, den unglücklichen Fürsten alsbald in den Bergwerken von Nertchinsk zu begraben, während andere, etwas menschlicher gesinnt, sich damit begnügen, ihn auf seine Güter im Innern des Reichs zu verweisen. — Gewisses ist nicht darüber verlautet. Daß indeß seine Aufnahme zu Petersburg nicht die günstigste gewesen sein mag, steht kaum zu bezweifeln, und schwerlich möchte er das in der Vorrede gegebene Versprechen, eine von ihm bereits vollendete „Neuere Geschichte Rußlands“ publiciren zu wollen, so bald zur Ausführung bringen können. —

Werfen wir nun einen näheren Blick auf das Corpus delicti, so würden wir uns sehr täuschen, wenn wir darin irgend gehässige Darstellungen oder Anfeindungen russischer Zustände vermutheten, die im Gewande glänzender Dialectik, als ein langsames Gift, allmälig selbst dem loyalsten Charakter schädlich werden können, oder gar offene, leidenschaftliche Angriffe, wie neuerlich von dem Marquis de Custine, die — wenn auch leichter zurückzuweisen, dennoch dort eben so wenig willkommen sein mögen.

Das Buch enthält im Eingange eine kurze Darstellung der historischen Verhältnisse, unter welchen die alten russischen Fürstenhäuser, zu deren einem der Verfasser gehört, einst zu hohem Glanz und zu souverainer Macht emporgestiegen und später zu ihrer jetzigen Stellung herabgedrückt sind. An diese, ganz ruhig und ohne Bitterkeit gehaltene Geschichtserzählung schließen sich die Verzeichnisse der fürstlichen, gräflichen und baronisirten Familien Rußlands an, mit Angabe des Datums der Diplome und mit meistens sehr kurzen Bemerkungen über die Geschichte der einzelnen Familien, und deren ausgezeichnetste Mitglieder, wobei besonders die der neuern Zeit angehörenden Persönlichkeiten mit nicht zu verkennender Discretion behandelt sind. — Kaum ein Paar Stellen sind aufzufinden, wo der Verfasser etwas wärmer wird, und z. B. die Ansprüche der Narychkin auf eine sehr vornehme Abstammung, die er für unbegründet hält, als Anmaßung zurückweist, oder die Genealogie des mit fast unerhörter Schnelligkeit aus dem niedrigsten Stande emporgestiegenen Grafen Koutaissow durch eine pikante Anekdote würzt *) — Wie wenig er geneigt ist, eine Chronique scandaleuse zu schreiben, beweiset er, indem er den reichhaltigen Stoff, welchen die Geschichte des Emporsteigens mancher Familie, der Potemkin, Momonow, Rasoumovsky, Orlow rc. rc. dazu bietet, ganz verschmäht und sich mit der monoton wiederkehrenden Phrase begnügt: nous nous respectons trop pour entrer dans

---

*) Iwan Koutaissow, ein circassischer Sclav, dann Kammerdiener bei dem Kaiser Paul, wurde von diesem plötzlich zum Oberstallmeister und (am 5. Mai 1799) zum russischen Grafen ernannt. Als bald darauf Souvarow aus seinen Feldzügen in Italien zurückkehrte, sandte ihm der Kaiser diesen neucreirten Grafen entgegen, um ihm zu seiner Rückkunft Glück zu wünschen. Der greise Feldherr, durch diese Wahl gekränkt, spielte den Unwissenden und empfing den Grafen mit der Entschuldigung, daß sein schwach gewordenes Gedächtniß des Namens seines Gräflichen Hauses sich nicht erinnere. Als dann Kutaissow auf mehrfache Fragen, ob er die Grafenwürde vielleicht durch ausgezeichnete Dienste im Felde, oder in der diplomatischen Laufbahn, oder in sonstigem Staatsdienst sich erworben habe, endlich damit hervortreten mußte, daß er Bedienter des Kaisers gewesen sei, rief Souvarow aus: „Ei, das macht Ihnen alle Ehre, mein Herr Graf!“ — ließ zugleich seinen Bedienten eintreten und sagte diesem: „Siehst Du, „Troschka, ich habe Dir immer gesagt, Du sollest aufhören zu trinken „und mich zu bestehlen, wenn Du es zu Etwas bringen willst. Sieh' ein„mal hier diesen Herrn! Er ist ein Bedienter gewesen, wie Du; und „weil er sich nicht betrunken und seinen Herrn nicht bestohlen hat, ist er „jetzt Oberstallmeister und Graf und Inhaber aller Orden des Reichs. „Nun gieb Dir Mühe, seinem Beispiele zu folgen.“

Digitized by Google

les détails de l'origine de cette famille. — Das Ganze ist auf rein historische und genealogische Data beschränkt und in so trockenem, eintönigem Style gehalten, daß diesen nur der Titel „Notizen" entschuldigen kann und kaum zu begreifen ist, was darin so sehr mißfallen haben kann. Ein ähnliches Werk über deutschen Adel würde, auch wenn es deren nicht schon eine große Zahl gebe, gewiß nicht das geringste Aufsehen machen.

Vielleicht sucht man richtig den Grund jenes Mißfallens darin, daß bei der historischen Notiz über einige Familien, z. B. die Orlow, Zoubow, Bariatinsky, Benningsen, Palhen, wenn auch nur ganz kurz und ohne alle Nebenbemerkungen, derjenigen Mitglieder dieser Familien gedacht ist, welche an den bekannten Katastrophen von 1762 und 1801 thätigen Theil genommen. Aber Peter des III. und Pauls Tod gehören längst der Geschichte an. Jene Männer, welche die blutige Hand dazu geboten, leben nicht mehr; und müssen nicht diese Thatsachen ohnehin jedem Russen, der seiner vaterländischen Geschichte nicht ganz fremd ist, genügend bekannt sein?

(Fortsetzung folgt.)

Kleopatra.

(Fortsetzung.)

IV.

Kleopatra hatte sich in ihren Palast zu Alexandria eingeschlossen und wollte Niemand sehen. Die Schlacht von Actium war geschlagen, und der besiegte Imperator der Frau, die ihn zu Grunde gerichtet hatte, in schmachvoller Flucht gefolgt. Ein mächtiges, ihm ergebenes Heer ließ er im Stich; die Weltherrschaft, die er nur zu nehmen brauchte mit der tausendfachen Hand der treuen Legionen, er ließ sie. Da senkten die römischen Adler traurig die Flügel, der faltige Weiberrock Kleopatra's war die Fahne ihres einst vergötterten Feldherrn. Das römische Blut empörte sich; man verachtete ihn. Die parthischen Legionen huldigten dem Octavianus, des großen Cäsars schlauen Neffen und lachenden Erben. — Da stand der einst mächtige Antonius, Cäsars Freund, vor dem Brutus fiel, vor dem die Parther zitterten, dessen Siege Germanien und Afrika, Hispanien und Griechenland gesehen, der Cicero's philippischen Reden trotzte, unter dessen Fußtritt die halbe Erde bebte: da stand er weinend und flehend an der Thür einer Frau und bat, wie ein Bettler, um Einlaß. Arsinoë wies ihn kurz ab. „Wir haben ihn nie geliebt," sprach sie für sich. Verzweifelt stand Antonius harrend an Kleopatra's Thür, da — sich Ventidius und der kühne Reiter Messala treten zu ihm, mit Anderen, die ihm länger treu geblieben, als er sich selbst. Marcus Antonius verhüllte sein Haupt mit der Toga; er wollte die Gefährten seines Ruhm's und seines Glanzes nicht sehen, als Zeugen seiner Schmach. Ventidius, der alte Legat, aber sagte: „Verhülle nicht Dein Haupt, o Marcus Antonius, siehe um Dich, es sind nur Deine Freunde, die sich Dir nahen; hier ist der edle Messala, der Deine Reiter führte bei Munda; hier ist ein Valerius, der die Schande des Marcus Antonius lieber theilen will, als die Ehre des Octavianus; hier ist Piso, dessen Brust Dein Schild war gegen Hirtius und Pansa, und hier bin ich, Ventidius, der seit zwei Jahrzehnten keinen höhern Ruhm hatte, als Dein Freund zu sein. Feldherr, gedenke der Stunde, da Du an des großen Cäsars Leiche standest; ermanne Dich, laß ab von dem Weibe, das Dich in Schmach und Verderben gestürzt! Noch kannst Du einen ehrenvollen Frieden schließen mit jenem Verhaßten; komm Feldherr, folge uns und sei ein Römer!" — Während Ventidius sprach, ließ Antonius langsam die Toga von seinem Antlitz fallen, er sprach kein Wort, aber willig folgte er den Getreuen, die neue Hoffnung faßten. — Geheul und Klagegeschrei tönte durch den Palast. Der Triumvir, der einen an Octavian gesendeten Boten erwartete, trat unter die Thür und fragte einen Sclaven. „Die Königin ist todt!" rief dieser. „Nun, so stirb auch Du, Antonius!" rief von furchtbarem Schmerz durchzuckt der Imperator. „Sage," rief er dem Sclaven zu, „auch Marcus Antonius sei nicht mehr!" Rasch trat er in das Gemach zurück, zog das Schwert und stieß es sich bis an das Heft in den Leib, er sank neben der Thür bewußtlos nieder; so fanden ihn Ventidius und Messala; Aerzte erschienen, sie gaben ihm nur noch einige Stunden zu leben. — Kleopatra lebte, ein falsches Gerücht hatte den Imperator getäuscht. Auf sein Verlangen brachte man ihn in das Gemach der Königin. Da lag der von einem Weibe vernichtete Welteroberer auf einem Polster, und der Strom des Blutes ergoß sich unaufhaltsam über die Kissen. Kleopatra saß neben ihm und hielt mitleidig mit ernster Miene seine Hand. „Er stirbt um meinetwillen," sprach sie bei sich, „ich muß dankbar sein." Ventidius aber und die mit ihm waren, ließen ihre trüben Blicke bald auf der Statue Cäsars, bald auf der Gestalt ruhen, die einst Marc Anton gewesen. Da röchelte der Sterbende schwer; ein krampfiger Druck der Hand, eine heftige Zuckung, — und die Seele war entflohn. Kleopatra beugte sich über ihn und lispelte leise: „Lebwohl, Marcus Antonius, und grüße meinen großen Cäsar!" Ventidius aber drückte dem todten Feldherrn die Augenlieder nieder, und eine dicke Thräne hing an der weißen buschigen Braune des ergrauten Kriegers. — In dieser Nacht besetzten die Anhänger des Octavianus Alexandrien und bewachten streng alle Zugänge zum Palaste der Königin. — Kleopatra sendete den Centurionen Achillas an den Sieger und ließ ihm Frieden und Bündniß antragen, ließ ihn bitten, zu ihr zu kommen und freundlich mit ihr zu reden. Der schlaue Neffe des Dictators aber,

Digitized by Google

fürchtend die Allmacht der unzerstörbaren Reize der Königin, entschuldigte sich mit listiger Rede, denn er gedachte sie bei seinem Triumphe in Rom aufzuführen. Verächtlich lächelte Kleopatra, als ihr Kunde ward von dem fein angelegten Plane des Siegers. „Die Schwester Cäsars hat sich einem elenden Krämer hingegeben," sprach sie; „mich da im Triumph aufzuführen, da, wo ich von Cäsar geliebt wurde! Ha! Knabe, die letzte Königin von Aegypten, die letzte Tochter der mächtigen Ptolomäer, sie wird Deinen Triumph nicht zieren!"

(Schluß folgt.)

Münnich und Biron.

„Man kann kein Holz zimmern, „ohne Späne zu machen" — war die Antwort des russischen Feldmarschals, Grafen Münnich, auf den Anklagepunkt, daß bei den von ihm gelieferten Schlachten so viele Soldaten geblieben wären. Seine Thätigkeit und sein Schicksal ist mehrfach in die Kronrevolutionen Rußlands im 18. Jahrhundert verwebt gewesen. Früher hatte er die sächsischen Dienste mit schwedischen vertauscht und war nach Karls XII. Tode in russische getreten. Kaiserin Anna begünstigte ihn sehr. Die von dieser adoptirte mecklenburgische Prinzessin, ebenfalls Anna genannt und mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg vermählt, befreite er, als sie bei der Minderjährigkeit ihres Sohnes Iwan durch Biron's Tyrannei gedrückt war, von dieser, obgleich er einst bei der Kaiserin Anna es dahin gebracht hatte, daß sie diesen ihren Günstling zum Regenten während Iwans Minderjährigkeit bestimmte. Kaum hatte Biron drei Wochen die Alleinherrschaft geschmeckt, als Münnich mit einigen Andern sich gegen ihn verschwor und ihn stürzte. Anna, Iwans Mutter, erklärte sich zur Verweserin des Reichs und erhob Münnich zum Danke für die ihr geleisteten Dienste zum Premierminister, der Geschenke, die er außerdem erhielt, zu geschweigen; doch verdroß es ihn, daß Anna ihren Gatten, den Herzog von Braunschweig, und nicht ihn, zum Generalissimus des Heeres erhob. Eine Verschwörung stürzte auch dieses Regiment und erhob Peters des Großen Tochter, Elisabeth. Bei dieser Veränderung war es, wo Münnich, der Minister Ostermann u. a. in Anklagestand versetzt wurden. Das Urtheil lautete bei jenem auf Viertheilen, dieser sollte gerädert werden. Münnich ging festen Schrittes und mit gleichgültiger Miene zum Schaffot; er „machte keine Späne." Nachdem er und fünf Andere so nahe schon dem Henker gestanden hatten, wurde ihnen aus Gnaden lebenslängliche Verbannung nach Sibirien angekündigt. Münnich zog in Sibirien in den Gewahrsam, zu dessen Erbauung für Biron er selbst die Zeichnung früher entworfen hatte; denn dieser wurde jetzt zurückgerufen. Bei Kasan begegneten sich ihre Schlitten. Beide Männer erkannten sich, starrten einander an, fuhren aber an einander vorüber, ohne ein Wort zu sprechen. Nach langen Jahren fanden Biron und Münnich einander wieder an Peters III. Hofe; aber ihre Feindschaft war ihnen in frischem Andenken geblieben. Sie sahen sich eben so starr, wie einst, an, ohne Worte zu wechseln. Münnich war damals 82 Jahre. Aus Petersburg zogen dem Verbannten bei seiner Rückkehr 32 Enkel und Urenkel feierlich entgegen. Mit ihnen trat er in elendem Pelze, den er in Sibirien getragen hatte, vor Kaiser Peter und blieb bei dessen Sturze sein treuester Diener und Rathgeber. Nach Peters Ermordung trat er vor Katharina II. und entschuldigte sich wegen seiner Anhänglichkeit an Peter mit der ihm schuldigen Dankbarkeit. Katharina rächte es nicht an ihm, daß er sie, wie sie sich ausdrückte, hatte bekämpfen wollen, sondern bestätigte ihn von Neuem in seiner Feldmarschallwürde.

Gf.

Feuilleton.

[Suwarow als Arzt.] Suwarow besuchte zuweilen die Feldlazarethe und gab sich für einen Arzt aus. Dann zwang er diejenigen, die sehr krank waren, Rhabarber und Salz einzunehmen; die aber, die sich überhaupt nur schwach fühlten, ließ er mit Ruthen hauen. Zuweilen jagte er alle Kranke aus dem Lazareth fort, weil es Suwarows Soldaten nicht erlaubt wäre, krank zu sein.

[Das Einlager.] Bis zu dem Ende des 16. Jahrhunderts, wo es Reichstage wegen mancherlei Mißbräuche verboten, diente das Einlager als ein kräftiges Mittel, säumige Schuldner vom Adel an ihre Pflicht gegen die Gläubiger zu erinnern. Der Schuldner versprach, wenn er bis zu einem bestimmten Termine nicht gezahlt hätte, mit einer gewissen Zahl Pferde und Leute in ein Wirthshaus an einem festgesetzten Orte einzureiten und dort so lange auf eigne Kosten zu bleiben, bis er bezahlte, oder bis ihm der Gläubiger das Einlager erließ. Wollte der Schuldner weder bezahlen, noch einreiten, so konnte der Gläubiger ihn durch Pasquille und Schandgemälde beschimpfen, die an öffentlichen Gebäuden und an Galgen angeheftet wurden. Trotz des Verbots der Reichstage wurden noch im 17. Jahrhundert in Brandenburg Schuldverschreibungen mit Versprechen des Einlagers ausgestellt.

Gf.

Lucius Cary, Viscount Falkland, Staatssekretair Karls I. von England, der in der Schlacht bei Newbury (1643) blieb und geschätzter englischer Dichter war, besaß eine vortreffliche Bibliothek. Diese vertauschte sein Sohn Heinrich nach des Vaters Tode für — ein Paar Pferde. **Habent sua fata libelli.**

A.

Wenn man die Wissenschaft vom Leben trennt, so ist dieses roh und jene todt.

G.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 20.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

(Schluß.)

„Rühmt Euch, Räupchen!" ruft mit Lachen
Jetzt der greise Winter aus;
„Was soll ich, der Alte, machen?
„Nahmt mir alles Lob voraus.
„Es ist wahr, nicht streu ich Saaten
„In der Mutter Erde Schooß,
„Nicht mit Sommerthau zu baden
„Ihre Fluren ist mein Loos;
„Nicht das Sammeln oder Reifen,
„Brüderchen, ist mir vertraut;
„Doch in's Weltrad einzugreifen,
„So wie Ihr, rühm' ich mich laut.
„Weiß und wärmend ist die Decke,
„Die im Land ich breite aus
„Schützend über jede Strecke
„Gegen Frost und Sturmes Braus.
„Die Vernichtung Eu'rer Thaten,
„Leutchen, könntet leicht Ihr sehn,
„Deckte ich nicht Eu're Saaten
„In den Gründen, auf den Höhn.
„Wirken muß der Mensch und — schlafen,
„Ruhen auch muß die Natur;
„Schlafen — streben nach dem Hafen,
„Ist der Lauf des Pilgers nur.
„Und beut nicht der Winter Freuden?
„Wenn im Dorf die Fidel klingt,
„Und bei'm Schnurr'n der Hackbretsaiten
„Gürge hoch sein Seppchen schwingt;
„Wenn im Ballsaal leuchten Kerzen,
„Diamant strahlt nah und fern,
„Klopfen laut die jungen Herzen
„Unterm Kittel, unterm Stern.
„Laßt nur Eure Lerchen singen,
„Wecket Philomelens Klang!
„Schlittenläuten laß ich klingen
„Und der Peitsche muntern Sang.
Sehet nur die frohen Knaben
„Mit Schlittschuh' und Käsebank,
„Wie sie durch die Straßen traben,
„Zu begehen manchen Schwank.
„Schneeball flieget hin und wieder,
„Karlchen jauchzt und Fritzchen schreit;
„Doch bleibt's Thema ihrer Lieder
„Ungeheuere Heiterkeit!
„Wenn im Wald der Waidmann jaget,
„Rühmt er meinen harten Schnee,
„Wie die Jägerchronik saget,
„Mehr als Wies' und Felderklee.
„Laßt des Engels Thaukrug fließen
„Auf das blüh'nde Sommerfeld;
„Engel sollt Ihr auch nicht missen
„In des Winters weißem Zelt.
„Einer von der schwarzen Sorte
„Ist mit Pelzwerk angethan,
„Richtet mahnend wicht'ge Worte,
„Tritt er ein, an Jedermann.
„Aepfel wirft er aus und Nüsse
„In der Kinder stummen Kreis;
„Für sie sind es Hochgenüsse,
„Wenn Knecht Ruprecht nun ruft: Preis!
„Püffe regnets zwar und Stöße,
„Wenn sie knieend sammeln ein;
„Doch meint's deßhalb Niemand böse,
„An Tumult sich All' erfreun.
„Meinen zweiten Engel liebet
„Eine ganze Christenheit,
„Denn mit vollen Händen giebet
„Er, was Menschenherzen freut.
„Spielwerk, Kleider, alle Gaben,
„Bietet er der Kinderwelt,
„An des Christbaums Früchten laben
„Sie sich, wo er Wache hält.
„Kann es größ're Wonne geben,
„Als wenn Mütterchen begehrt:
„„Kinder kommt! 's ist Lust und Leben,
„„Heil'ger Christ hat Euch bescheert!""
„Purpur glüht auf Aller Wangen,
„Alle Herzen jauchzen laut,

Digitized by Google

„Wenn sie an den Tisch gelangen,
„Wo man Gaben aufgebaut.
„„Schau den prächtigen Heiducken
„„Bruder, sieh den Zappelmann!
„„Lottchen, halt! Mein Pferd hat Mucken,
„„Wag' Dich nicht zu nah heran;
„„Auf den Rädern steht's nicht stille,
„„Bäumt und rennt in Einem fort.
„„Brr, Brr, steh doch! 's ist mein Wille,
„„Siehst Du nicht die Peitsche dort?
„„Ist mein Püppchen nicht zum Küssen
„„In dem weißen Schäferkleid?
„„Bald wird's Hochzeit geben müssen,
„„Jener Schäfer um sie freit.""
„Selbst der Säugling auf den Armen
„Seiner Mutter jauchzet laut,
„Und des Greisen Herz erwarmen
„Fühlt man, wo man's Englein schaut."

„Summt die heiße Theemaschine,
„Ruft sie in den Abendkreis,
„Hört man's gern, wie Sang der Biene,
„Den sie brummt zu Honigs Preis.
„Dann durchziehn den Saal die Lieder,
„Waltet sanft der Töne Macht,
„Das Entflohne kehrt uns wieder
„Durch der Dichter Wort und Kraft.
„Manches Herz wird still beweget
„Durch der Rede Schmeichellaut
„Und durch Komus Stab erreget,
„Der sich dann auch Hütten baut;
„So wird mancher Kranz gewunden,
„Manche Blume ausgestreut,
„Es entfliehen rasch die Stunden
„Unter Ernst und Heiterkeit;
„Und so waltet in dem Kreise,
„Der sich freundlich hier vereint,
„Wintersmann nach seiner Weise,
„Dann der Frohsinn gern erscheint.
„Blumen, Töne, Kränze, Lieder,
„Stehen unter seinem Hort.
„Hört Ihr's wohl, Ihr schlimmen Brüder?
„Winter — hat das letzte Wort."

H—e.

Ueber die „Notice sur les principales familles de la Russie par le prince P. Dolgorouky.

(Fortsetzung.)

So ist auch dasjenige, was über Abstammung und Geschichte des noch jetzt in Rußland in weiblicher Linie herrschenden Hauses Romanow mitgetheilt wird, nicht ohne Vorsicht abgefaßt. Die auch in Rußland gewiß hinlänglich bekannte Thatsache, daß dieses erst im Jahre 1617 durch Wahl auf den Thron berufene Haus einem Moskowitischen Bojarengeschlechte angehört und von den zahlreichen, alten russischen Fürstenhäusern aus Rurik's Stamme an Alter und Glanz der Abstammung weit übertroffen wird, findet sich nicht einmal ausdrücklich ausgesprochen, sondern muß aus verschiedenen Stellen und Noten unter dem Texte zusammengesucht werden. Und ganz bescheiden wird in einer andern Note des Einflusses und der Mitwirkung historisch erwähnt, welche die Bojaren früher bei der Regierung ausgeübt, und daß noch bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts alle Ukase mit der Formel „der Czar hat befohlen und die Bojaren haben verfügt . . ." begonnen haben; eine Eingangsformel, welche erst Peter der Große, bekanntlich kein Freund constitutioneller Formen, abgeschafft habe. Auch dieser Umstand, den ja zahlreiche öffentliche Urkunden aus jener Zeit bezeugen müssen, kann nicht leicht dort ein Geheimniß sein, wenn gleich er, wie der Verfasser erzählt, bis jetzt noch von keinem russischen Schriftsteller erwähnt ist. Rußland ist, wie der Marquis de Custine sagt, das Land „wo man Alles weiß, aber Nichts ausspricht." —

Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir zu einigen näheren Mittheilungen aus dem Buche selbst, so weit solches ein allgemeineres Interesse bieten kann und nicht lediglich die Specialgeschichte einzelner Familien angeht, über. —

An der Spitze des gesammten russischen Adels, welcher aus Fürsten, Grafen, Baronen und dem gewöhnlichen Adel (noblesse non titrée) besteht, stehen die alten fürstlichen Familien, die von Rurik in directer und männlicher Linie abstammen. Rurik herrschte in Rußland von 862 bis 879. Sein Urenkel Wladimir († 1015) theilte das Land unter eilf Söhne und einem Neffen, deren Nachkommen wiederum mehrere Theilungen vornahmen. So entstanden jene zahlreichen, einst souverainen fürstlichen Häuser in Rußland, von denen das zu Moskau herrschende im 15. Jahrhundert zu überwiegender Macht gelangte, die übrigen allmälig sich unterwürfig machte, den größten Theil ihrer Besitzungen einzog und sie selbst mit den moskowitischen Bojarengeschlechtern vermischte. — Beweise werden für diese directe Abstammung von Rurik nicht gegeben. Es bedarf nur der Erinnerung an den früheren Culturzustand, an die fast nomadenartigen Verhältnisse dieser slavischen Volksstämme in jenen Jahrhunderten, um sich zu überzeugen, daß hier von ähnlichen Nachweisungen, wodurch zahlreiche fürstliche und adelige Familien Deutschlands oder Frankreichs ihr Alter bis in das 13te und 12te Jahrhundert urkundlich darzuthun vermögen, nicht die Rede sein kann. Alles beruht mehr oder weniger auf Tradition, und auf einigen fabelhaften Stammbäumen, mag aber darum nicht minder wahr sein; denn solche weit verbreitete, seit Jahrhunderten unbestrittene Tradition ist ein keineswegs verwerflicher Zeuge der Wahrheit in einem Lande, wo schriftliche Ueberlieferungen den Forscher bald verlassen.

Mehr als funfzig dieser fürstlichen Familien sind schon vor Peter dem Großen, zehn andere erst im Laufe

Digitized by Google

des vorigen Jahrhunderts ausgestorben. Sie sind sämmtlich in den Notizen namhaft gemacht. — Die jetzt noch blühenden sind die Fürsten: Odoiersky, Koltsow-Massalsky, Gortchakow, Eletsky, Zvenigorodsky, Bariatinsky, Obolensky, Tufiakin, Dolgorouky, Stcherbatow, Wiasemsky, Stchetinin, Zasselin, Sontsew-Zassely, Shahovskoy, Mortkin, Shehonsky, Lvow, Prozorovsky, Doulow, Kozlovsky, Krapotkin, Stchepin von Rostow, Kassatkin von Rostow, Lobanow von Rostow, Belosselsky von Belozersk, Wadbolsky, Scheleschpansky, Oukhtomsky, Gagarin und Hilkow; ferner in weiblicher Linie: Romodanovsky-Ladyjensky, und in indirecter Linie: Wolkonsky und Repnin-Wolkonsky. —

Einige Familien, welche ihren Stamm gleichfalls in directer, männlicher Linie zu Rurik hinaufleiten, haben seit dem Verlust ihrer Unabhängigkeit den fürstlichen Titel nicht mehr geführt. Dahin gehören die Tatitschew, Verapkin, Rjevsky Tolbouzin und Liapounow. —

Eine zweite Abtheilung der russischen Fürstenhäuser bildet der Stamm Guedimin's, des Gründers der Jagellonischen Dynastie in Litthauen, dessen Enkel Jagello durch seine Vermälung mit der Königin Hedwig von Polen im Jahre 1386 dieses Königreich mit Lithauen vereinigte. Von ihm und seinen vier Brüdern stammen mehre Fürstenhäuser in Polen und Rußland ab. In Rußland gehören hierher die Fürsten Havansky, Gulitsyn, Kourakin, Troubetskoy und Sangouzko, und in Polen die Fürsten Czastorynski. Mehre andere sind erloschen. —

Zu diesen alten russischen Fürstenhäusern, welche bis auf Peter den Großen ausschließlich den fürstlichen Titel führten, sind seitdem folgende neu creirte Fürsten hinzugekommen: Menschikow 1707. — Canntemir, 1711. — Bezborodko, 1797. — Lapoukhin und Souvorow-Italinsky, 1799. — Argoutinsky-Dolgorouky, 1800. — Golenitchew-Koutousow, 1812 († 1813). — Saltykow, 1814. — Barclay de Tolly und Razoumovsky 1815. — Lieven, 1826. — Paskevich-Erivansky und Kotchoubey, 1831. — Osten Sacken, 1832 († 1837). — Wassiltchikow 1839. — Czernichew 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Kleopatra.

(Schluß.)

V.

Tiefes Schweigen herrschte in dem Palaste des Ptolomäus Euergetes; seine letzte Enkelin wollte sterben. Auf dem mit Purpurkissen belegten Ruhebett saß Kleopatra und blickte mit ernstem Schweigen in die kleine Flamme einer Leuchte, die nur den Kreis von dem Gemach erkennen ließ, in dem die Königin saß. Ein schneeweißes Gewand umfloß leicht und malerisch die reizende Gestalt, unter der Brust von einem breiten Purpurgürtel zusammengehalten; das Diadem der Ptolomäer blitzte funkelnd über der weißen Stirn. Da näherten sich Schritte; lauschend legte Kleopatra den Zeigefinger der rechten Hand auf die granatglühenden Lippen. Die treue Arsinoë trat ein und überreichte der Königin eine mit Blumen gefüllte goldene Schaale, die Kleopatra mit freudiger Hast an sich nahm. Großen und starken Seelen ist eine gewisse Freudigkeit eigen zu Allem, auch dem Schwersten, nach gefaßtem Entschluß. Arsinoë war freudig, wie ihre Herrin, „wir werden heute sterben und zum großen Cäsar gehen!" sagte sie mehrmals, wie tröstend zu sich selbst. Kleopatra nahm einen goldenen Becher voll dunkeln, purpurnen Weines, der neben ihr stand, goß einige Tropfen als Libation auf die Erde, und trank ihn zur Hälfte, während Arsinoë ihn leerte. Dann lösete sie ohne Zittern das Gewand über ihrer Brust, entblößte den schönen, weißen Busen und lehnte sich in halbliegender Stellung in die Kissen des Ruhebettes zurück. Arsinoë kniete vor ihr und hielt die goldene Schaale mit Blumen; vorsichtig suchte Kleopatra, sie nahm zwei dunkelglühende Rosen und legte auf jede Brust eine. Plötzlich zuckte sie leicht zusammen, und eine Marmorblässe deckte ihr Antlitz. An jeder der Rosen züngelte eine giftige Natter; ihr Gift wirkte schon tödtlich in den Adern der hohen Königin; Arsinoë küßte weinend die herabhängende Hand ihrer Herrin. „Cäsar, mein Cajus!" hauchte Kleopatra, ihr Athem stand still, und die letzte Königin von Aegypten war todt.

Die Sonne schien funkelnd in das Gemach; da betrat es Octavianus von seinen Legaten, Tribunen und Centurionen gefolgt. „Welch ein schönes Weib!" sprachen die eisenfesten Soldaten, und mehrere konnten die Thränen um ihren Tod nicht verbergen; aber Cäsar Octavian ärgerte sich, daß ihm ein Act in seinem Schauspiele als Triumphator verdorben.

Vorschlag zu einem Anti-Duellverein.

Manches Duell hat, durch seinen unglücklichen Ausgang, einzelne Familien, besonders hülflose Mütter, welche die einzige Hoffnung ihres Witwenstandes dadurch verloren, in tiefe Trauer versetzt und auch den Unwillen einzelner Bezirke, Städte oder Ortschaften erregt, allein kaum wird ein Zweikampf, namentlich in neuerer Zeit, so allgemeines Aufsehen veranlaßt und so weit verbreitete Misbilligung zur Folge gehabt haben als das Duell der HH. von Göler, Wereskin, von Haber und Sarachaga. Drei Leichen sind dadurch schon hingestreckt, wobei eine recht bestimmte Mordlust gar nicht verhehlt wurde; und noch ist es, wenigstens dem Gerüchte nach, ungewiß, ob nicht eine Fortsetzung

Digitized by Google

dieses Verbrechens zu befürchten stehe. Denn die Obrigkeiten scheinen dem Unwesen bisher ruhig zugesehen zu haben, und man will wohl gar dem überlebenden Duellanten gestatten, sich nach seinem Gefallen von einer Strafgesetzgebung richten zu lassen, welche gelinder als die seines Vaterlandes die Duelle verpönt. Sollte diese Veranlassung nun nicht ein Bestreben, dergleichen Unheil für die Zukunft möglichst vorzubeugen, bei allen rechtlich Gesinnten zur Folge haben müssen? Ist nicht wenigstens dieser einzelne schauderhafte Fall ein genügender Grund, den allgemeinen Unwillen aller Hausväter und Mütter, ja aller Familien über das Duellwesen laut werden zu lassen? Dem Einsender dieser Zeilen, welcher bei seinem hohen Alter und bei seinen sonstigen Verhältnissen persönlich gar nichts von einem Duelle zu befürchten hat, sondern nur aus Theilnahme am Gemeinwohl und im Interesse der Menschheit hier die Feder ergreift, scheint das allerdings der Fall zu sein, und er erlaubt sich daher, bei der Erfolglosigkeit aller bisherigen legislativen Maßregeln gegen Duelle, nicht eine Tirade über das Unchristliche, Unrechtliche, Strafbare und Unsinnige aller Duelle vorzutragen (denn das Alles ist schon oft und gründlich ausgeführt worden), sondern er wagt es, einen Vorschlag zu thun, durch dessen Annahme dem ganzen Unwesen der Duelle für immer abgeholfen und gründlich vorgebeugt werden könnte. Was ist das aber für ein Mittel, wird Jeder fragen, der sich für die Sache interessirt? Kein anderes als das schon in so vieler Beziehung wirksam befundene eines allgemeinen Vereins, also eines Anti-Duellvereins aller wohlgesinnten Deutschen, auch, wenn sie wollen, aller übrigen Europäer und Amerikaner, also aller Civilisirten, moralisch Denkenden und Handelnden. Haben wir doch Mäßigkeits- und Vereine gegen andere Laster entstehen und sich immer mehr verbreiten gesehen, warum sollte nicht auch ein Verein gegen die Mordlust und gegen das Wagen der köstlichsten Güter des Menschen aus falscher Ansicht von (vermeinter) Ehre, mehr aber wohl aus Rachelust, zu Stande kommen können? Einsender Dieses zweifelt nicht im geringsten hieran und ist eben so von der heilsamen Wirksamkeit eines solchen Anti-Duellvereins überzeugt, wenn derselbe gehörig organisirt und in Thätigkeit versetzt wird, worüber er seine Vorschläge einer gemeinsamen Berathung unterwerfen wird, wenn die Idee eines solchen Vereins überhaupt Beifall findet.

D. A. Z.

Feuilleton.

Ludwig XIV. von Frankreich war bekanntlich im Punkte der Eitelkeit sehr schwach; er wollte überall und in Allem glänzen. Er versuchte sich sogar in Versen, und nicht alle Kunstrichter wußten ihr Urtheil so geschickt zu stellen, wie der berühmte Kritiker Boileau: „Nichts ist Ew. Majestät unmöglich. Sie wollten schlechte Verse machen, und es ist vortrefflich gelungen."

Nach einer schwer durchsündigten Jugend begann Ludwig XIV., wie so viele Andere, ein Frömmler zu werden. Hatte er früher durch seine Sinnlichkeiten das böseste Beispiel gegeben, so machte er jetzt Heuchler ohne Zahl. Brissac erzählt, daß die Messe, welche er zu besuchen pflegte, gepfropft voll Hofleute war, die, um besser gesehen zu werden, Lichter vor sich brannten. Eines Morgens machte sich Brissac den Spaß, zu versichern, der König werde heute nicht erscheinen. Schnell löschten Alle ihre Lichter aus und rannten davon. Als der König kam, fand er die Kirche leer und dunkel.

A.

Ekhof machte einen Bauer auf dem Theater. Nach dem Spiele sagte ein Bauer, der sich unter den Zuschauern befunden hatte: „Wo haben nur die Leute den Bauer hergenommen?" — Ekhof's Stock und Dose erbte Iffland.

„Rein und segensreich, wie diese Quelle, war sein Leben" — sind Worte der Inschrift bei der Quelle des vom bairischen Könige Max. Joseph, gest. 13. October 1825, gestifteten Armenbades, Wildbad Kreit.

Müllner's Onkel von mütterlicher Seite, der Dichter Bürger, schrieb dem Jüngling M. in der Antwort auf die Einsendung einer übersetzten Horazischen Ode: „Ich gestehe Dir gern, daß ich in Deinen Jahren so weit noch nicht war; aber ich glaube, wer in voller Jugendkraft so viel Mühe und Fleiß auf die Uebersetzung eines fremden Gedichts wenden kann, der hat selten viel eigene Erfindung.

Gf.

Was hat der arme Späher,
Der so, wie Kepler, unbelohnt
Und hungrig bei den Sternen thront?
Klug ist die Seele, welche näher
Bei ihrem guten Magen wohnt.

(Vgl. Nr. 90 d. Bl. 1843.) (Tiedge.)

Auf die von Kepler († 1630) aufgestellten Gesetze des Planetenlaufs, die drei Kepler'schen Regeln (regulae Kepleri) genannt, gründen sich Newton's nachherige Entdeckungen und die ganze neuere Theorie der Planeten. Kepler gab sich selbst folgende Grabschrift an:

Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras:
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.

Zurück! Ich will ihn Andern gönnen
Des Wissens schwer errungnen Preis,
Und demuthsvoll mir selbst bekennen:
Mein Wissen ist, daß ich Nichts weiß.

Nur bei der Weltweisheit, trotz ihrem hellen Blick,
Wohnt selten, selten Weltgeschick.

(Tiedge.)

[Pedanten.]

Wie Ammen trillernd den Verstand verklappern,
So machen diese uns durch Wörter klug.
So lernt das Kind maschinenmäßig plappern
Und eh' es noch ein Mensch ist, wird's ein Buch.

(Falk.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 21.  **1844.**

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Frühlings Wiederkehr *).

Strahl der milden Frühlingssonne,
Himmelsstrahl, sei mir gegrüßt,
Neuen Lebens neue Wonne
In die Fluren sich ergießt;
Aus der Erde Mutterschoße
Bricht der Keim in Jugendkraft,
Still verborgen sehnt die Rose
Sich aus ihrer Knospe Haft.
O Natur, Du ewig treue,
Reich an Fülle, reich an Lust,
Du erwachst auch mir auf's neue,
Füllst mit Freude meine Brust.
Flieht, ihr dichten Nebelschatten
Aus dem knospenreichen Hain,
Hüllt die lang-entblümten Matten
Länger nicht in Dunkel ein.
Flieht mit eurem wilden Wüthen,
Winterstürme, die Natur,
Daß auf's neu' mit vollen Blüthen
Sich bekleide Hain und Flur.
Ja, ich fühle Deine Weihe,
Odem, der vom Himmel stammt,
Trete jauchzend in die Reihe
Jubelnder, von Dir entflammt.
Lenzesmond, sei mir gegrüßet,
Freundlicher, ich preise Dich,
Fülle geist'ger Blüthen sprießet
Lebensfroh in Dir für mich;
Nach des Lebens Winterstürmen
Kehrt der Frühling mir zurück,
Des Vertrauens Anker schirmen
Reiner Liebe reines Glück.
Lebenskräftig strebt die Palme
Innrer Ruh' in treuer Brust
Himmelan, aus frischem Halme
Sprießt die Aehre reiner Lust.
Und der Liebe Myrten sprießen,
Die Cypresse welket hin,
Neue Lebensquellen fließen,
Harmlos wieder wird der Sinn.

*) Aus Dr. Karl Back's, „Hertha's und Iduna's Weihe" (2. Afl. Eisenberg, 1834. 56 S. 8.), auf welche treffliche „poetische Epistel" wir die Leser der A. Z. hierdurch aufmerksam machen wollen.
D. Red.

Ueber die „Notice sur les principales familles de la Russie par le prince P. Dolgorouky."

(Fortsetzung.)

Ferner haben mehre Fürsten fremder Abstammung aus Volhynien, Georgien, Mingrelien, der Krimm, Tartarey u. s. w., welche früher dort souverain herrschten oder der herrschenden Dynastie nahe verwandt waren, seit Unterwerfung dieser Länder unter den russischen Scepter den russischen Fürstentitel angenommen. Dahin sind zu zählen: die Babitchew, Droucky-Sokolinsky und Poutiatin aus Volhynien, die Bagration, Grousinsky, Eristow und Tsitsianow aus Georgien, die Dadianow, Gouriell und Orbelianow aus Mingrelien und Iberien, die Doundoukow-Karsakow, Meschtchersky, Douroussow und Youssoupow aus der Kalmuckei und Tartarei, die Ghirey aus der Krimm, die Schervachidzé und Tcherkasky aus Abassien und Circassien. — Mitten unter ihnen stößt man mit einiger Ueberraschung auf den Fürsten von Sayn und Wittgenstein, dessen Name uns aus jenem fernen Osten plötzlich in das Vaterland, zu einem der alt-ritterlichen deutschen Geschlechter, zurückführt. Dieser in Rußland seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts

Digitized by Google

ansässige Zweig der Fürsten von Sayn und Wittgenstein ist übrigens, soviel uns bekannt, mit der russischen Fürstenwürde nicht bekleidet. —

Der Verfasser erwähnt, daß außer den vorstehenden noch manche andere Familien von Georgischer, Armenischer, Tatarischer und Kalmuckischer Abstammung den russischen Fürstentitel sich anmaßen, ohne dazu berechtigt zu sein. Er macht sie nicht namhaft. Indeß werden hierher die Abameleck, Arbenew, Chavansky, Chirinsky, Davydow, Gakoschkin, Gouriatew, Ghevakhow, Koudaschew, Kougouschew, Madatow, Palavandow, Sibirskoy, Tcholokaiow, Tenichiw, Urakow, Yacheville und andere, zu rechnen sein. —

Sechsmal ist die Fürstenwürde des heiligen römischen Reichs, um politischen Zwecken zu dienen und allvermögenden Günstlingen zu schmeicheln, an Russen verliehen: an Menchikow, 1705 — Canntemir, 1722 — Mazeppa — Orlow, 1772 — Potemkin 1776 und an Zoubow 1796. Von diesen reichsfürstlichen Familien hat nur die der Canntemir bis 1826 fortgeblüht, die übrigen sind mit ihrem Stifter wieder erloschen, gleich als wenn es dem Gedächtniß entrückt werden sollte, daß der ehrwürdige Fürstenhut des tausendjährigen Reichs herabgewürdigt wurde, um verächtliche Favoriten fremder Herrscher zu gewinnen.

Interessant und neu ist dasjenige, was Fürst Dolgorouky über die russischen Adelsmatrikel (Barchatnaia Kniga, das Sammetne Buch, nach ihrem Einbande genannt) mittheilt. Schon Iwan III. hatte, um die Verschmelzung der alten souverainen Fürstenhäuser mit den Moskowitischen Bojaren zu befördern, durch ein Gesetz verfügt, daß der Rang der Familien unter sich nur nach den von dem Vater, Großvater u. s. w. bekleideten Hof- und Militair-Aemtern sich bestimmen solle. Dagegen ließ er zuerst jene Adelsmatrikel, in welche die alten fürstlichen Häuser mit den Bojaren vermischt eingetragen wurden, aufnehmen, welche Iwan IV. erneuerte, jedoch nur zwei Familien, die Adaschew und Golovin, darin neu aufnahm. Zuletzt ist sie im Jahre 1682 erneuert, und jetzt bei der heraldischen Section des Senats zu Petersburg niedergelegt. — Später hat keine Familie, selbst nicht die der mächtigen Narychkin, die Inscription in das Sammetbuch erwirken können.

Viele von den eingetragenen Familien sind ausgestorben, andere später mit dem Fürsten- oder Grafentitel bekleidet. Die jetzt noch blühenden sind folgende: Babarykin, Belkin, Bobritchew, Borozdin, Boutourlin (seit 1760 Grafen), Dmitriew-Momonow (seit 1797 Grafen), Glebow, Golenitchew-Koutousow (seit 1832 Grafen), Golovin, Jerebtzow, Isleniew, Khvostow (seit 1799 sardinische Grafen), Kologrivow, Kostovsky, Kolytchew, Konovnytsin (seit 1819 Grafen), Koutousow, Kvachnin-Samarin, Ladyghin, Lapoukhyn, Laptew, Loupandin, Miatlew, Moussin-Pouchkin (seit 1710 Grafen), Nepluiew, Novossiltsow (seit 1835 Grafen), Otiaiew, Plestchéjew, Pouchkin, Poustoroslew, Sabourow, Saltykow (seit 1732 Grafen, 1814 Fürst), Samarin, Schafrow, Scheremetew (seit 1706 Graf), Schischkow, Tchoglokow, Wekentiew, Weliaminow und Wolinsky. — Einige Bojarengeschlechter des 17. Jahrhunderts haben die Eintragung in das Sammetbuch nicht erlangt, z. B. Apraxin (seit 1739 Grafen), die Golovkin (seit 1709 Grafen), Hitrow Kondyrew, Jazykow, Matiouchkin, Narychkin, Sokovnin und Youchkin. —

(Schluß folgt.)

Aus einem Tagebuche.

Von

E. v. Cade.

„Wohnt hier die Familie Weibel?“ fragte ich kurz und ungeduldig in der Hausflur eines hohen Gebäudes der Vorstadt. — Schon hatte ich den Rücken gewandt, um weiter zu gehen, da mir keine Antwort ward, und glaubte am unrechten Orte zu sein, wie dieß bereits vier bis fünfmal der Fall gewesen war; da trat ein junger Tischlergesell auf mich zu, zog sein rothes Käppchen und sagte höflicher, als ich gefragt hatte: „Im fünften Stock.“

Ich drehte mich auf dem Absatze herum und sprang zur Stiege hinauf, wobei der Gesell mir verwundert nachsah. Auf der dritten Treppe machte ich einen kurzen Halt, um Athem zu schöpfen, während ich das Innere des Gebäudes musterte. Es war groß und hell, die Gänge breit, die Stiegen sauber, Thüren und Pfosten von Oelfarbe glänzend. Die Fenster standen geöffnet und ließen wohlriechende Düfte herein, denn unten lag ein reicher Blumengarten ausgebreitet, der einem Kunstgärtner zu gehören schien, andere große Anlagen und Vorwerke stießen an denselben. Weit hinaus zogen sich die Linien der Berge, welche eben von den Streiflichtern der Abendsonne beleuchtet wurden.

Mein Unmuth legte sich mit jedem Treppenabsatze mehr und mehr, denn je höher ich kam, je freundlicher, wohnlicher ward es um mich her, und als ich endlich das letzte hölzerne Treppchen erreicht hatte, war es mit einer niedlichen Gitterthür verwahrt, und ich konnte mich nicht enthalten, einen Ausruf des Entzückens laut werden zu lassen, eines Entzückens, über das ich sogleich in ein herzliches Lachen ausbrach. —

Meine Mutter bewohnte ein stattliches Haus; ich selbst, ihr verzärtelter Sohn, besaß die schönsten Zimmer darin; ich war vielleicht in meinem Leben in keinem fünften Stocke gewesen; ja ich hatte stets mit einem Gemisch von Mitleid und Verachtung auf die ar-

Digitized by Google

men Bewohner solcher Mansarden gesehen, so daß ich in diesem Augenblicke des Wohlbehagens an mir und meinem aristokratischen Sinne irre ward. Aber es war dennoch so. Ich fühlte mich in dem engen Raume behaglich, Alles kam mir anmuthiger vor, als zu Hause.

Noch einmal überblickte ich die Gegenstände die mich umgaben, und zu meiner Freude leuchtete jetzt die Sonne durch die kleine Dachluke zu meiner Untersuchung herein. Sie war ergiebig diese Untersuchung und brachte mich auf richtige Schlüsse.

Ein großer Tisch, viel zu groß für den engen Raum, deutete auf ein früheres besseres Verhältniß, wo man weitläuftigere Gemächer bewohnt haben mochte. Ein Holzstoß, an der Seite künstlich aufgespeichert, zeugte von Wirthlichkeit, ja von einer ziemlichen Gemächlichkeit, da wir im Frühling bereits angelangt waren, wo die Vorräthe der Unbemittelten sonst aufgezehrt zu sein pflegen. Daß das Holz aber so zart gespalten, so gut aufgebaut war, lieferte mir einen neuen Beweis für den häuslichen Sinn und die Ordnungsliebe der Weibels, deren Bekanntschaft ich, etwas wider meinen Willen, im Begriff stand zu machen. Der Fußboden war mit weißem Sand bestreut, der unter meinen Tritten knisterte; der Klingelzug, den ich jetzt erfaßte, gab einen hellen Klang, und ich zog unwillkürlich den Hut, den ich sonst bei gemeinen Leuten aufzubehalten pflegte. Man öffnete. Eine kleine Grazie an Frische und Anmuth hieß mich eintreten.

„Ach Gott!" rief sie, und schlug die Händchen zusammen; „Sie sind Alle aus. Aber ich kann auch Maß nehmen; — wenn sie wollen ..." Sie stockte plötzlich über ihre eignen Worte und erglühte im höchsten Purpur. „Verzeihen Sie, mein Herr," begann sie nach einer Weile von neuem, „es kommen sonst nur Damen zu uns ... nur um sich Maß nehmen zu lassen ..." Sie stockte wieder. Der Gedanke, an meine Person ihre Mäßer legen zu müssen, an meinem Arme und Rücken ihre zarten Rosenfinger herabgleiten zu lassen, brachte sie abermals in eine Verwirrung, die sie überaus reizend machte.

„Wie sehr wünschte ich zu der Zahl dieser bevorzugten Damen zu gehören," sagte ich, indem ich spielend eines jener Papierstreifen ergriff, dessen Ende sie zwischen den Fingern bewegte; „leider gehöre ich nicht zu jenen Glücklichen und komme nur im Auftrag meiner Mutter, der Gräfin B., welche fragen läßt, ob ..." Die Reihe des Stockens war jetzt an mir, denn so sehr sich mein Verstand anstrengte, so gründlich ich nachzudenken vermeinte, so hatte ich doch während des Heraufsteigens rein vergessen, was ich eigentlich fragen sollte. Das schöne Kind stand mir lauschend zur Seite und suchte mit ihren schwarzen Augen aus den meinigen es herauszurathen. Das aber machte die Sache nur schlimmer; je mehr ich in dieses holdselige Antlitz blickte, je weniger wußte ich, was ich wollte. So standen wir lange und sannen, und als ich aus dem Sinnen erwachte, hatte ich ihre Hand gefaßt und drückte sie an meine Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine merkwürdige Ahnung.

Gewiß ist es, daß das Ahnungsvermögen, mit dessen Untersuchung schon so oft Gelehrte und Ungelehrte sich beschäftigt haben und ohne Zweifel noch gegenwärtig beschäftigen, nicht eine Fähigkeit ist, welche die Natur allen Menschen, vielweniger einem Jeden in gleichem Maße verliehen hat; denn unter all den von höchster Hand der Gesammtheit gespendeten Fähigkeiten giebt es ja überhaupt nicht e i n e, die allen Individuen ohne Ausnahme und noch dazu jedem in gleichem Grade zu Theil geworden ist. Aber keinem Zweifel unterliegt es, daß Einem und dem Anderen Ahnungsvermögen oder die Fähigkeit verliehen ist, Ereignisse und Begebenheiten, welche in der Zukunft Statt finden sollen, zu ahnen oder vorzuempfinden und mit einer bald geringern, bald größern Deutlichkeit wahrzunehmen. Die Erfahrung hat uns das zur Genüge gelehrt, und bleibt auch manche noch so lebhafte Ahnung unerfüllt, und wissen wir überhaupt auch nicht, nach welchen Gesetzen die menschliche Seele verfährt, oder durch welche äußere Einwirkungen sie angeregt wird, um eine Ahnung zu schaffen und dieselbe in unser Bewußtsein zu erheben: so muß man dennoch, auch bei großer Sucht zu Widerspruch, gestehen, daß unter den unzähligen Fällen, welche zu unserer Kenntniß gelangt sind, es nicht immer auf Selbsttäuschung, oder Mystification Anderer angekommen sein kann, sondern daß viele derselben vielmehr unläugbar beweisen, daß Einer und der Andere die Gabe besitzen kann, zu ahnen und vorherzusagen, was Andere, die um ihn sind, sich mit ihm unter denselben Verhältnissen befinden und gleichfalls denken, combiniren und urtheilen können, nicht zu ahnen und vorherzusagen im Stande sind. Da es nun aber nicht meine Absicht ist, hier über Ahnungsvermögen und dessen so oft wunderbar scheinende Wirkungen überhaupt Untersuchungen anzustellen; sondern da ich nur einen kleinen Beitrag zu den vielen Beispielen liefern will, welche das Divinationsvermögen einzelner Individuen bestätigen und über jeden Zweifel erheben: so finde hier nur die Mittheilung eines vielleicht nicht allgemein bekannten, aber völlig beglaubigten Falles, eine merkwürdige, unbedingt in Erfüllung gegangene Ahnung betreffend, ihre Stelle.

Der um die Wissenschaft so hochverdiente, noch gegenwärtig rühmlichst bekannte Astronom Johannes H e v e l i u s, geboren zu Danzig am 28. Januar 1611 und gestorben ebendaselbst an seinem Geburtstage 1687, wurde nämlich, ungeachtet seine erhabene Wissenschaft, ebenso das Resultat seiner Arbeiten und Forschungen

Digitized by Google

und die hohe Achtung, die beinahe ganz Europa ihm zollte, ihn stets in ungetrübter Seelenheiterkeit erhalten hatte, mit einem Male nachdenkend und niedergeschlagen, und als bald darauf seine Freunde in ihn drangen, ihnen die Ursache der Veränderung seiner Gemüthsstimmung anzugeben, erwiederte er: daß Besorgniß und Angst ihn erfülle und quäle, da er ein großes Unglück ahne, welches seiner geliebten Vaterstadt bevorstehe und nur dann vermieden werden könne, wenn man sich mit Feuer und Licht wohl in Acht nähme. Natürlich überraschte diese Erklärung seine Gattin und seine Freunde nicht wenig; denn Johannes Hevelius, der gelehrte, vorurtheilsfreie und fromme Mann, konnte weder sich, noch Andere täuschen oder mystificiren wollen, und da er auch der sogenannten Astrologia judicaria und allen übernatürlichen Künsten in hohem Grade abhold war: so wußte Niemand, wie er zu der Kenntniß eines bevorstehenden Unglücksfalles gelangt sein, oder wie er sich einem solchen Glauben überlassen konnte. Und als nun der Tag kam, welchen Hevelius als den Unglückstag schon lange vorher sehr genau bezeichnet hatte: da brachte er den ganzen Vormittag desselben in brünstigen Gebeten zu, und als darauf seine Gattin und seine Freunde lebhaft in ihn drangen, sich mit ihnen hinaus auf seinen Landsitz zu begeben, um sich zu zerstreuen und zu erheitern: da war sein Widerstreben, den an ihn gerichteten Bitten zu willfahren, hartnäckig und beinahe unbesiegbar. Doch endlich gab er nach und fügte sich, vertraute aber die Schlüssel zu seinem Studierzimmer und seiner Sternwarte, wo sich wahrhaft große Schätze der Kunst und Wissenschaft befanden, einem in der Stadt zurückbleibenden Freunde an, was er sonst nie bei Ausflügen, oder Reisen gethan hatte. Allein auch draußen änderte sich seine Stimmung nicht; er war bald niedergeschlagen, bald in hohem Grade unruhig, und tief bekümmert war seine Seele, als er sich zur Ruhe begab, welche er lange nicht finden konnte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

[Strafe für Religionsveränderung.] Eins der Glieder des Hauses Galitzin war zur Zeit der russischen Kaiserin Anna im Auslande katholisch geworden. Dafür mußte der Fürst ihr Hofnarr werden und sich mit einem Mädchen aus der niedern Volksklasse vermählen. In dem strengen Winter 1740 wurde die Hochzeit gefeiert. Bei dieser Gelegenheit war es, als die Kaiserin den bekannten Palast auf der Newa aus Eis verfertigen ließ, worin auch alles Geräthe, folglich die Bettstelle der Brautleute, von Eis war. Aus allen Provinzen des Reichs wurde zu der Hochzeitsfeier ein Mann und eine Frau in ihrer Landestracht beordert. Bei dem Zuge, der durch die vorzüglichsten Straßen Petersburgs seinen Weg nahm, befand sich das Brautpaar in einem Käfig, von einem Elephanten getragen. Der Donner aus Eiskanonen begrüßte sie vor dem Eispalaste, wo sie sich in das Eisbett legen mußten und durch Schildwachen verhindert wurden, vor Anbruch des Morgens die kalte Stätte zu verlassen. — Man hört es oft, daß die, welche zum Katholicismus übergehen, sich damit entschuldigen, daß die Kälte, der Mangel an Erwärmung des Herzens bei dem protestantischen Cultus sie zu dem Schritte bewogen habe. Wir wünschen, daß Keiner auf die gesuchte und gehoffte Wärme für sein Herz so frostige Erfahrungen, als Fürst Galitzin, machen möge. **Gf.**

Noch waltet statt Religion
Der alten Satzung Düster.
Noch trotzen dir, o Gottes Sohn,
Gebotnen Glaubens Priester.
Wann bricht aus Nebel Sonnenschein,
Daß wir des warmen Lichts uns freun?
(Voß.)

Das Priestergeschmeiß rächt die kleinste Verletzung der Orthodoxie. Die Tyrannen der Seele verlangen, daß die Ideen ihrer Mitbürger alle in eine Form gegossen sein sollen.
(Friedrich d. Gr.)

Die Wurzel alles Großen ist eine geläuterte, heitere Religion. (Salomo Müller.)

Religion haben, heißt bei Kindern und selbst auch bei Erwachsenen gewöhnlich nichts Anderes, als die bekennen, in der man geboren ist. (Rousseau.)

Der Glaube mordet nicht, die Meinung nur.
(Zachar. Werner.)

Religion ist auch Partei, und wer
Sich drob auch noch so unparteiisch glaubt,
Hält, ohn' es selbst zu wissen, doch nur seiner
Die Stange. (Lessing.)

Dieu punit aussi toute erreur volontaire.
Mortel, ouvre les yeux, quand son soleil t'éclaire.
(Voltaire.)

In Gefahr sind die kühnsten Rathschläge oft die besten.
(Torq. Tasso.)

Zuweilen ist die Liebe blind, zuweilen ist sie ein Argus. Sie ist fruchtbar an Wundern, kann in den Wellen brennen, aus Eis Flammen locken; ihre Macht ist zu jeder Zeit über der Natur. (Ders.)

Ein sondres Lob ist dieß, daß Einer, Lobens werth,
Auf bloßes Lob nicht sieht und Lobens nicht begehrt.
(Logau.)

Das, was wir sind, sind wir durch unser Leben,
Und Alles, was wir scheinen, durch das Glück.
(Tiedge.)

Genug, wenn Fehler sich mit größrer Tugend decken.
Die Sonne zeugt das Licht und hat doch selber Flecken.
(v. Haller.)

[Universitäten.]

Hier sind eröffnet viel gelehrte Stühle,
Auf jedem herrscht ein aufgeschlagnes Buch;
Hier lernen Wenige und lehren Viele;
Zahllose Weise — und kein Sterblicher wird klug!
(Falk.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 22.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Das Leben ein Traum.

Von

Ch. G. Ernst am Ende.

Ein Traum, ja nur ein Traum ist unser Leben!
Aus eignem Herzen steigt die Phantasie,
Mit uns in's Reich des Ideals zu schweben,
Kraftgefühl und That wird Harmonie.
Wir glauben uns von Wahrheitsglanz umgeben,
Dem süße Täuschung Wirklichkeit verlieh;
Doch dem Triumph, daß wir dieß Glück gefunden,
Hat plötzlich sich des Irrthums Schmerz verbunden.

Wir träumen Freiheitstag' sich uns verkünden,
Es schwelgt das Herz in des Erringens Lust;
Wir träumen Lorbeern unsren Ruhm umwinden,
Und sind uns des Verdienstes froh bewußt;
Wir träumen die Geliebte schon zu finden,
Wie selbst sie lebt in unsrer trunknen Brust —
Doch all' die Güter, die so reich uns machen,
Sie raubt dahin ein schmerzliches Erwachen.

Und bitter rinnt des Kelches Saft hernieder,
Den süß die Hand der Phantasie gereicht;
Wie Ketten drängt es schwer auf alle Glieder,
Die uns im Traumeszauber kühn und leicht;
Wir finden nicht das Liebeseden wieder,
Das eigne Sehnsucht gaukelnd uns gezeigt;
Die Welt bleibt Welt, und Traum nur ward hienieden
Zum Vorschmack uns des sel'gen Dort beschieden.

Wohl schwer erwacht der Mensch aus diesen Träumen;
Doch sie verleugnen — nein, das kann er nie!
Aus tiefrem Quell stieg selbst das luft'ge Schäumen,
Gewaltsam ihn verstopfen sollt' er? wie?
Nein, er entfloß den höchsten Himmelsräumen,
Die vorzuahnen hier uns Traum verlieh;
Und der allein hat sein Gebild verstanden,
Den es nicht trennt von ird'schen Lebensbanden.

Nur für die Welt mit ihren Nichtigkeiten
Mache das Erwachen ernst ihn, klug und mild;
Es stählt das Herz, bewußtlos nicht zu gleiten
Auf ird'schem Pfad, von Zweifeln oft umhüllt.
Das Traumbild doch bleibt Stern für ew'ge Zeiten,
Wo wahrhaft sich sein Ideal erfüllt.
So dient ihm nur das schmerzliche Erwachen
Den süßen Traum zum heil'gen zu machen.

Bis einst im Tod sich seine Augen schließen —
Das ist Erwachen dann zu jenem Sein,
Wo nicht mehr Träume unsren Geist umfließen,
Wo Wahrheit darf Erfüllung uns verleihn,
Daß Freiheit wir und Würde ganz genießen,
Und Liebe athmen, gleich den Himmeln rein.
Das Herz nur webt zum Traum' uns hier das Leben,
Der Geist wird einst dem Traume Leben geben!

Ueber die „Notice sur les principales familles de la Russie par le prince P. Dolgorouky."

(Schluß.)

Der russische Grafentitel kommt vor Peter dem Großen überall nicht vor. Dieser Kaiser ernannte zuerst seinen Feldmarschall Scheremetew im Jahre 1706 zum Grafen. — Für Freunde der Genealogie, denen das Buch nicht zur Hand ist, dürfte das Verzeichniß der russischen Grafen, wie solches Fürst Dolgorouky giebt, mit Angabe des Jahrs des Diploms und mit Einschluß der bereits wieder erloschenen gräflichen Häuser, hier vielleicht von einigem Interesse sein. Man kann dasselbe bei der genauen Kenntniß dieser Verhältnisse, welche dem Fürsten beizuwohnen scheint, wohl für vollständig halten und darnach ermessen, wie groß die Zahl der Russen ist, welchen

Digitized by Google

im Auslande der Grafentitel, ohne daß sie dazu berechtigt sind, beigelegt zu werden pflegt.

Die russischen Grafen, nach dem Alter ihrer Ernennung geordnet, sind folgende: Scheremetew 1706. — Golovkin 1709. — Apraxin, ältere Linie, 1709 †... — Zotow, 1710. — Moussin-Pouchkin, 1710. — Bruce, 1721. † 1791. — Apraxin, jüngere Linie, 1722. — Tolstoy, 1724. — Bier, 1726. — Löwenwolde, ältere Linie, 1726. † 1758. — Scavronsky, 1727. †... — Münich, 1728. — Ostermann, 1730. † 1811. — Löwenwolde, jüngere Linie, 1730. † 1735. — Jagousinsky, 1731. † 1806. — Saltykow, 1732. — Lascy, 1739. † 18.. — Jefimovsky, 1742. — Hendrikow, 1742. — Czernychew-Krouglikow, 1742. — Bestoujew-Rioumin, 1742. † 1768. — Duschakow, 1742. † 1747. — Roumiantsow, 1744. † 1838. — Razoumovsky, 1744. † 1837. *) — Schouvalow, 1746. — Fermor, 1748. † ... — Steinbock-Fermor, 1758. — Boutourlin, 1760. — Orlow, 1762. † 1832. — Panin, 1767. — Potemkin, 1775. — Kretchetnikow, 1793. † 1793. — Samsilow, 1795. † 1842. — Potemkin, 1795. — Fersen, 1795. — Bobrinsky, 1796. — Woronzow, 1797. — Woronzow-Daschkow, 1797. — Bezborodko, 1797. † 1816. — Kouchelew-Bezborodko, 1797. — Dmitriew-Momonow, 1797. — Strogonow, 1798. † 1817. — Zavadovsky, 1797. — Burhövden, 1797. — Kamensky, 1797. — Kahovsky, 1797. — Goudovitch, ältere Linie, 1797. — Moussin-Pouchkin, 1797. — Sievers, 1797. — Osten-Sacken, 1797, — Strochonow, erste Linie, 1798. — Araktchejew, 1799. † 1834. — Denissow, 1799. † 1811. — Palhen, 1799. — Kouchelew, 1799. — Rastopchin, 1799. — Orlow-Denissow, 1799. — Koutaissow, 1799. — Wassiliew, 1801. — Tatitchew, erste Linie, 1801. — Protassow, 1801. — Goudovitch, jüngere Linie, 1809. — Ratow, 1812. — Benningsen, 1813. — Miloradovich, 1813. † 1825. — Tormassow, 1816. † 1839. — Lambsdorff, 1817. — Wiazmitinow, 1818. † 1819. — Konovnitsyne, 1819. — Gouriew, 1819. — Orlow, 1825. — Pozzo di Borgo, 1826. † 1842. — Strogonow, zweite Linie, 1826. — Tatitchew, zweite Linie, 1826. † 1833. — Kourouta, 1826. † 1833. — Diebitch-Zabalkansky, 1827. † 1831. — Toll, 1829. — Oppermann, 1829. — Cancrin, 1829. — Golenitchew-Koutousow, 1832. — Benckendorff, 1832. — Essen, 1833. Levaschew, 1833. — Mordirnow, 1834. — Novossiltsow, 1835. † 1838. — Kisselew, 1839. — Kleinmichel, 1839. — Speransky, 1839. † 1839. — Bloudow, 1842. —

Die mit der Grafenwürde des heiligen römischen Reichs bekleideten Russen sind: Menchikow, 1702. — Golovin, 1702. — Lascy, 1741. † ... — Bestoujew-Rioumin, 1745. † 1768. — Strogonow, 1761. — Zoubow 1793 — und Markow, 1796. —

Der russische Baronen-Titel, welcher gleich dem Grafentitel vor Peter dem Großen nicht vorkommt und von diesem Kaiser zuerst 1710 dem Vicekanzler Schafirow verliehen wurde, steht in Rußland in geringer Achtung. In neuerer Zeit ist er gewöhnlich den kaiserlichen Hofbanquiers zu Theil geworden; dahin gehören: die Barone Fredericks, Stieglitz, Velho und Ball. Bei den letzteren scheint (1800) die ganze Firma baronisirt zu sein, und es erklärt sich, wenn Fürst Dolgorouky äußert, daß der Titel eines russischen Barons jetzt fast etwas Lächerliches an sich habe. — Aber auch unter den früher ernannten russischen Baronen finden sich einige, die nicht sehr geeignet sind, die Würde des Standes zu heben, z. B. der Kammerdiener Constons, welcher 1725, und der Zwerg und Lustigmacher am Hofe Peters des Großen, Tschetihin, welcher 1726 baronisirt ist. Es scheint übrigens, daß man mit Verleihung des Baronentitels nicht freigebig gewesen ist, denn es werden überhaupt nur zwanzig Barone genannt, wovon acht bereits wieder ausgestorben und vier, nämlich Ostermann, Strogonow, Wassiliew und Koutaissow, nachher in den Grafenstand erhoben sind. —

Der gewöhnliche Adel (noblesse non titrée) ist nach einem Gesetze Peters des Großen von 1722 mit gewissen Dienstgraden, namentlich auch mit jeder Offizierstelle in der Armee oder Marine, verknüpft und wird auf alle Nachkommen vererbt. So sehr daher der fürstliche und gräfliche Titel in Rußland gesucht ist, so wenig Werth hat dort dieser gewöhnliche Adel. Es fällt auf, wenn nichts desto weniger der Verfasser erzählt, daß die Notabilitäten des Kaufmanns- und Gewerbestandes in Rußland so häufig nach Erlangung des Adels streben; eine Erscheinung, deren Gegensatz in Deutschland nicht selten ist, wo in solchen Fällen die Adelsverleihung wohl nicht leicht nachgesucht, zuweilen sogar abgelehnt, oder doch nur ungern angenommen zu werden pflegt. —

F. v. Löhneysen.

*) Die Linien in den österreichischen Staaten blühen noch.

Aus einem Tagebuche.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß, ich weiß!" rief jetzt plötzlich das Mädchen und lief hinaus; ich sah verwundert der schönen Nähterin nach. Als sie zurückkam, breitete sie einen ganzen Kram von Flören, Gazen und Seiden vor mir aus. „Da!" sagte sie fröhlich über ihren Einfall, „da! jetzt werden Sie sich gewiß besinnen, welches Stück die Frau Gräfin verlangt." — Neue Verlegenheit, neues Betrachten der Bestandtheile einer

Digitized by Google

weiblichen Toilette. „Es wird diese Pelerine hier sein," sagte ich nach langem Zögern, um doch etwas zu sagen. Die Kleine lachte laut auf. — „Was soll die Pelerine?" fragte sie schalkhaft, „wenn das Kleid nicht fertig ist?" — „So war es das Kleid," versicherte ich. Sie schüttelte das Köpfchen und sah mich bedenklich an, wie Einen, mit dem's nicht ganz richtig ist. — „Sie thun am besten," sagte sie nach einer Pause, „wenn Sie die gnädige Mama noch einmal fragen und mir dann Antwort bringen .... oder sagen lassen ...." — „Das ist ein vortrefflicher Gedanke," rief ich entzückt über so viel Scharfsinn; „die sollen Sie haben, mein Kind, ich selbst werde sie Ihnen bringen. Ein ungeschickter Bedienter würde gewiß Etwas bei dem Auftrage vergessen." — Sie lächelte ein wenig schalkhaft, wie mir täuchte, und ich ging, um auf dem Wege über den Sinn dieses Lächelns nachzudenken. War es Spott über meine Albernheit? War es Beifall über meine Wiederkehr? Das war die Frage, die ich aufklären mußte, die mich zwang, Weibels einen zweiten Besuch zu machen; und mußte ich nicht meiner Mutter gefällig sein? — Diese schalt auf mich und die Weibels, welche niemals Wort hielten; und um sie zu versöhnen, sagte ich: „Die kleine Weibel gewiß!" — Meine Mutter sah mich groß an, wendete sich zum Spiegel und sagte wegwerfend: „Was weißt auch Du von Weibels." — Diese Frage, so nachlässig, so tonlos, gab dennoch meiner Phantasie einen unermeßlichen Spielraum. — „Was weißt Du von Weibels," hatte die Gräfin gesagt, und sie hatte Recht; ich hörte sie heute zum ersten Male nennen. Ich kam mir unwissend, bornirt vor; denn ergab sich nicht aus der Frage, daß Etwas, vielleicht sehr viel zu erfahren sei über eine Familie, die ich schon auf der Treppe als ein Muster von Ordnung und Liebenswürdigkeit anerkannt hatte? Und konnte ich da wohl anders, als der Gräfin meine Bereitwilligkeit bezeugen, einen zweiten Auftrag zu übernehmen? Meine Mutter sah mich dießmal noch größer an und sagte kalt: „Dietrich wird das besser verrichten." Dietrich aber war ein alter lahmer Diener, mir sehr ergeben, und es kostete mich nicht viel Ueberredung, ihm begreiflich zu machen, daß fünf steile Treppen für sein lahmes Bein viel zu hoch wären und daß ich aus reiner Menschenliebe ihm diesen Gang abnehme. Kurz, am Abend saß ich bei Weibels. Ich saß; aber ich saß auf Kohlen, auf spitzigen Nadeln. Die Mutter, welche ich allein traf, hatte mir einen Stuhl geboten, was gestern die Tochter vergessen haben mochte, und unterhielt sich mit mir über allerlei Dinge; recht vernünftig, wie es schien; aber meine Aufmerksamkeit konnte sie nicht fesseln; diese war auf die Thür gerichtet, die sich öffnen sollte, auf den Drücker, den die kunstfertige Hand meiner kleinen Schneiderin in Bewegung setzen mußte, um herein zu schweben, vielleicht auf mich Glücklichen zuzuschweben, der ich Aufträge von der gräflichen Mutter brachte, deren ich mich, wie ich eben der Frau Weibel mehrfach versichert hatte, nur gegen ihre Tochter in Person entledigen dürfte. Durch die Mutter erfuhr ich, daß meine Kleine von gestern ihre jüngste Tochter sei, daß sie noch zwei andere Töchter habe, welche sämmtlich sich von ihrer Arbeit erhielten. Meine Blicke schweiften, während sie sprach, im Stübchen umher, welches ein Inbegriff von Reinlichkeit und Ordnung war; was ich Alles heute erst bemerkte. Unter dem Spiegel hing das Miniaturportrait eines Mannes in Uniform. Ich fragte, wen es vorstelle. Die Mutter that einen Blick darauf, dann einen auf mich und sagte zögernd: „Meinen verstorbenen Mann." Ich wollte weiter fragen, da fuhr sie mit dem Kopfe zum Fenster hinaus und rief halb nach mir gewendet: „Da kommt die Mary!" — Also Mary hieß meine Kleine. — Charmanter englischer Name! — „Mutter," rief die süße, mir schon bekannte Stimme im Hereintreten; „ich habe mit Richard gesprochen; er kann kommen." — „Richard!" wiederholte ich bei mir, „wer ist Richard? Er kann kommen? also will er auch kommen! — Zum Teufel mit dem Menschen." — Meine Miene mochte etwas von dem verrathen, was ich zu mir sprach, denn die schöne Mary sah mich fragend an: entweder warum ich da sei, oder warum ich finster blicke, da ich in ihrer Nähe sei. Ich entledigte mich meines Auftrages und hätte nun füglich gehen können, um, o Himmel! nie wieder dieses kleine Heiligthum zu betreten. Die ältesten Töchter traten nun auch herein; zwei herrliche hohe Gestalten, die sich mit einer Anmuth in dem kleinen Raume bewegten, die mir weit über ihren Stand zu sein schien. Die Aelteste sagte mir einige gleichgiltige Worte, aber der Ton mit dem sie sie sprach, so wie der etwas fremde Accent, gaben ihnen Bedeutung. Bald jedoch waren von meiner Seite die wenigen Phrasen erschöpft, die ich bei Damen von gutem Ton anzubringen pflegte, und da das Schwesterkleeblatt keine Lust bezeigte, auf meine Sprache einzugehen, so entstand eine längere Pause. Man schien zu erwarten, daß ich nach meinem Hute greifen würde; ja Mary schien mich sogar schon als einen Verabschiedeten zu betrachten und trat an's Fenster, ihre Blumen zu begießen. Glücklicher Gedanke, das!

(Fortsetzung folgt.)

Eine merkwürdige Ahnung.

(Schluß.)

Da fuhr er plötzlich aus unruhigem Schlummer empor und rief mit einer Stimme, die man sonst nie von ihm vernommen hatte, in entsetzlichem Klageton: „Ach, Feuer, Feuer! Ach, mein Haus; ach, ich armer Mann!" — Und siehe! als seine mit ihm draußen sich befindenden Freunde, die diesen Angstschrei für die Wirkung eines bösen Traumes halten wollten,

Digitized by Google

auf seine flehentlichen Bitten hinauseilten und in die Ferne blickten: da sahen sie über der Stadt lichte Flammen zucken und weithin geröthete Dampfwolken wallen. Johannes Hevelius hatte also schon lange vorher empfunden, ja deutlich im Geiste gesehen, was nun in Erfüllung ging; eine gewaltige Feuersbrunst suchte Danzig heim, und Keiner konnte mehr daran zweifeln, daß des trefflichen Mannes Vision und das durch diese bei ihm erzeugte Gefühl der Besorgniß und Angst keine Chimäre gewesen war. Und als Johannes Hevelius mit seiner Gattin und seinen Freunden, nachdem sie im Fluge nach Danzig zurückgekehrt waren, in der „Pfefferstadt," der Hauptstraße der Altstadt, in welcher die weit ausgedehnten Grundstücke des reichen und gelehrten Mannes lagen, anlangte: da waren es die sieben Häuser des Hevelius, welche in Flammen standen und bereits in Trümmer zusammenstürzten.

Dahin war seine ihn reichlich nährende Brauerei, dahin seine prächtige, auf drei seiner nebeneinander stehenden Häuser angebrachte Specula astronomica mit den kostbarsten, größtentheils von dem außerordentlichen Manne selbst erfundenen und angefertigten Instrumenten, dahin seine Bibliothek, seine Buchdruckerei und seine Kupferstecherei und dahin ein Theil seiner Manuscripte und beinahe sämmtliche Exemplare des zweiten Theiles seiner „Machina Coelestis," eines Werkes, welches noch nicht völlig unter der Presse hervorgegangen war. Dieser verhängnißvolle, überdieß in der Geschichte der Astronomie merkwürdige Tag war der 26. September des Jahres 1679. —

In der That ist der hier nach verschiedenen, aber völlig übereinstimmenden Quellen mitgetheilte Fall geeignet, uns in der Annahme zu bestärken, daß Einer und der Andere Ahnungen haben kann, die, — wissen wir auch nicht, wie es geschieht, und wie es sich völlig genügend erklären ließe, — Vorgefühle, ja oft deutlich ins Bewußtsein tretende Wahrnehmungen zukünftiger, aber deßhalb nicht abzuwendender Ereignisse sind, weil sie theils sich nicht abwenden lassen, theils als bloße Hirngespinste eines Träumers, oder Betrügers betrachtet werden. Wie unendlich viel Unglücksfälle hätten schon vermieden werden können, wenn man derartige Visionen nicht gänzlich unbeachtet gelassen, oder gar verlacht hätte! Denn gewiß ist es, daß Alles, was hienieden geschieht, feststeht von Anbeginn und zum allergrößten Theil eine relative, nicht eine absolute Nothwendigkeit ist.

F. W. F. v. Rekowski.

Feuilleton.

Kaiser Karl verirrte sich einst auf der Jagd. Der Priester einer in einsamen Walde liegenden Kirche beherbergte ihn und erbat sich, indem er des Kaisers Goldstück, das er zum Danke empfangen sollte, abwies, eine Wildhaut, um das Brevier einbinden zu können. Für diese Uneigennützigkeit erhob Karl ihn zum Erzbischof von Trier. Sein Name war Amalarius.

Kaiser Heinrich II., wegen seines strengen Wandels und seiner Ergebenheit gegen die Geistlichen der Heilige genannt, scheint doch dem Scherze mit heiligen Männern der Kirche nicht abhold gewesen zu sein. Dem Bischofe Meinwerk zu Paderborn ließ er in seinem Brevier da, wo es hieß „**domine, fac salvum famulum tuum,**" die Silbe fa wegkratzen, so daß aus dem Diener ein Maulesel wurde. Der Bischof las frischweg das nächste Mal **mulum**. Büßte dieses Mal nur der Chorherr, dessen sich der Kaiser bei diesem Streiche bedient hatte, indem der Bischof ihn ausprügelte; so kam ein anderes Mal die Reihe an den Kaiser, und zwar ernster, als er es wohl für möglich gehalten hatte. Er ließ über Tafel unvermerkt von obenherab auf des Bischofs Teller einen Zettel fallen, worauf geschrieben stand: „Meinwerk, bestelle Dein Haus; innerhalb fünf Tagen wirst Du sterben." Der abergläubige Mann machte sein Testament, aß nicht, trank nicht, erwartete im Sterbekleide sein Ende. Statt des Todes kehrte der eben so zudringliche Mahner eines gesunden Magens, der Hunger, ein. Eben ließ es sich Meinwerk nach seinem Fasten ganz lebenslustig wohl schmecken, als ihn der Kaiser mit seinem Gefolge überraschte. Er wünschte ihm zu seiner Auferstehung Glück. Voll Erbitterung über die Mystification, die er jetzt durchschaute, stellte am nächsten Festtage Meinwerk sich an die Domthüre und sprach, als der Kaiser sich mit seinem Hofe nahte, über ihn den Bann aus. Ihn löste erst Buße. In härenem Gewande, mit bloßen Füßen, eine Kerze in der Hand unterzog sich ihr der Herrscher.

G ‡.

Der griechische Held Themistokles, welcher in seiner Jugend sehr ausgelassen gewesen war, sagte: „Die wildesten Füllen werden die besten Pferde, wenn sie unter geschickte Bereiter kommen."

Was der Probierstein dem Golde ist, das ist das Gold dem Menschen. (Chilon.)

Ludwig's XIV. Maitresse Montespan fühlte ihre Verschuldungen am meisten bei einem Gewitter. Angstschweiß auf der Stirn, riß sie ein Kind auf ihren Schoos und glaubte, durch dessen Unschuld gesichert zu sein.

Als Montesquieu mit dem Pater Tourmenine gebrochen hatte, sagte er zu Allen: „Hört weder auf den Pater T., noch auf mich, wenn Einer über den Andern sprechen sollte; wir sind keine Freunde mehr."

G ‡.

L'autorité met tous les talens à une rude épreuve et découvre de grands défauts. La grandeur est comme certains verres qui grossissent tous les objets. Tous les défauts paroissent croitre dans ces hautes places, où les moindres choses ont de grandes consequences et où les plus legéres fauts ont de violens contre-coups.

(Fenelon.)

Un roi, quelque bon et sage qu'il soit, est encore homme, son esprit a des bornes et sa vertu en a aussi.

(Ders.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Nebst Literatur- und Intelligenzblatt Nr. 1.

Digitized by Google

Literaturblatt

zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 4. 1844.

Literatur.

Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Mit besonderer Rücksicht auf Wilibald Pirkheimer. Von Dr. Karl Hagen, Privatdocent der Geschichte in Heidelberg. Erster Band. Erlangen, 1841, in der Palm'schen Verlagsbuchhandlung. XIV. u. 491 S.

Der bearbeitete Stoff ist in acht Kapitel vertheilt. Das 1. Kapitel leitet das Ganze durch eine Betrachtung über Entstehung und Fortgang der reformatorischen Ideen ein. Ref. hat den Verfasser gern darüber reden hören, um so lieber, da sein Styl in edler Einfachheit sich frei hält von jener Weise, in der sich die Jünger aus gewissen Schulen und mit ihnen viele Andere aus Nachahmungssucht und in dem Wahne, etwas Besonderes gesagt zu haben, gefallen. — Ganz recht sagt der Verf., daß die Intention des Reformationszeitalters eine allgemeinere und großartigere gewesen sei, als etwa blos die Dogmen, die später die protestantische Kirchenlehre ausmachten, hervorzurufen. Es wurde eine Vermittelung der antiken und der mittelalterlichen Weltanschauung erstrebt. Das ist das Streben der neuern Zeit überhaupt bis diesen Tag. Das Wesen des Alterthums besteht im Vorherrschen der Naturgewalt, welcher sich der alte Grieche und Römer theils verschwistert, theils unterworfen fühlte. Damit stand in Verbindung schroffer Patriotismus und die Ansicht, daß Alles, folglich auch die Religion und das Individuum, im Staate aufgehe. Das Mittelalter dagegen fordert Fliehen und Bekämpfen der Natur als eines bösen Feindes; daher Gewalt des Menschen über die Natur bis zu Wundern der Heiligen und die Askese. Dieß ist das negative Element des Mittelalters, und das positive ist die tiefe religiöse Empfindung, auf niedriger Stufe in dem Cultus, auf höherer im Mysticismus. Was bei den Alten der Staat galt, das im Mittelalter die Kirche, und statt des schroffen Patriotismus mußte vermöge des universalistischen Christenthums Kosmopolitismus eintreten. Diese Gegensätze zu vermitteln, Natur und geistiges Element, Staat, Kirche und Individuum in's rechte gegenseitige Verhältniß zu setzen, ist Aufgabe der neuen Zeit, und die Entwickelung dieses Strebens darzustellen in der Beziehung, welche der Titel angiebt, ist die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat. Auf eine vielfach belehrende Weise, mit Benutzung der alten Quellen und der dahin einschlagenden neuen Literatur, namentlich guter Monographien, löst er jene Aufgabe, indem er Opposition, nämlich als religiöse, volksmäßig satyrische, humanistische, und Reaction schildert, wobei allgemein bekannte und minder bekannte Personen vorkommen. Jeder, dem es daran liegt, die Erscheinungen der Vergangenheit, und zwar hier die Kirchenverbesserung, zu begreifen aus ihren Antecedenzien, muß solche Darstellungen, wie sie das Buch giebt, lesen; sonst dünken ihm Ereignisse und dabei mitspielende Personen, wie vom Himmel unversehens herabgefallen, oder er bringt sie zwar, ohne den Zusammenhang doch eigentlich zu sehen, mit bekannten vorhergegangnen allerdings einflußreichen Begebenheiten in Verbindung, weiß aber Nichts von den Mittel- und Nebengliedern, die in die Kette gehören. Dieser erste Theil schließt mit dem Anfange der ernstern Opposition gegen Rom, und zwar mit der Relation aus Wimpheling's und Huttens Eröffnung dieser Opposition.

G†.

Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Von Dr. Karl Hagen, Privatdocent der Geschichte in Heidelberg. Zweiter Band. Erlangen 1843. Palm'sche Verlagsbuchhandlung. — Zweiter Titel: Der Geist der Reformation und seine Gegensätze. Erster Band. XVI. u. 408 S.

Auf dem Titel des 1. Bandes stand ein auf Pirkheimer sich beziehender Beisatz, welcher nun weggelassen ist, da das Buch eine allgemeinere Tendenz hat, als daß der restringirende Zusatz hätte können ferner mit Fug beibehalten werden. Mit der Auffassungsgabe, die dem Geiste des Lesers durch die lichtvolle Darstellung selbst gleichsam inspirirt wird, fährt der Verfasser in diesem Bande fort, die geistige Bewegung der Zeit, von der er redet, zu schildern. Weil der Verf. es nicht darauf abgesehen hat, die oft schon erzählte Reformationsgeschichte wieder zu erzählen, sondern den Blick in das damalige Geistesleben zu eröffnen, gewinnen wir selbst dadurch bei dem Lesen den Standpunkt einer von dem gewöhnlichen und abgetretenen Wege abgehenden Anschauung. Bekannte Dinge werden dabei kurz berührt, oder weggelassen, oder von einer andern Seite angeschauet, als Viele sie sehen; aber dagegen wird manches sonst Vernachläßigte herbeigezogen, um dadurch das Bild jener merkwürdigen Zeit vollkommen zur Darstellung zu bringen. Nicht der einzelne Reformator, obgleich er nicht vernachläßigt wird, sondern die geistige Bewegung und Richtung der Zeit ist die Hauptsache. Luther ist der Träger der damaligen Ideen und vereinigt glücklicher Weise jene oppositionellen Elemente in seiner Person, deren Darstellung der Verfasser den 1. Band gewidmet hat, und auch in diesem 2. Bande beschäftigt er sich mit Männern und literarischen Erzeugnissen, durch welche außer Luther die Opposition repräsentirt wurde. Interessante Auszüge aus solchen Oppositionsschriften werden dabei gegeben, namentlich aus komischen Flugschriften, wodurch das alte System bei dem Volke nicht wenig untergraben wurde. Es waren keineswegs die dogmatischen Ansichten, von denen Luther ausging, weßhalb die Nation, und namentlich auch die Humanisten, sich für ihn interessirten, sondern es waren die Resultate, zu denen sie führten: Opposition gegen Kirche, Papstthum, Glaubenszwang, überhaupt das Streben nach Freiheit, nach nationaler, socialer und individueller. Die vorzugsweise dogmatische Richtung Luthers in spätern Jahren und anderer Theologen mit und nach ihm war dagegen eigentlich eine Abweichung von dem Geiste, der die Reformation bei dem Volke möglich gemacht hatte. Ref. verzichtet auf eine Aufzählung des Einzelnen, was das

Digitized by Google

Buch spendet, wünscht aber, daß jeder Gebildete nicht die Gelegenheit, wenn er sie sich verschaffen kann, versäume, sich von dem Verfasser zum Anschauen des Geistes der Reformation führen zu lassen. **G†.**

Fata Morgana. Dichtungen von Gustav Bernhard. Leipzig, Ernst Groß. 1843.

Wir begegnen diesem Dichter, der sich als Jüngling ankündigt, zum ersten Mal. Wenn wir nun in mancher Hinsicht tadeln zu müssen glauben, so wollen wir den jungen Mann doch herzlich willkommen heißen, da sich in seinen Dichtungen ein hübsches Talent ausspricht. Wir meinen, daß ihm besonders der Stoff seiner Gedichte nachtheilig war; er besingt im ganzen Buche den Handel. Wo er den politischen Ton anschlägt, wo er von der Liebe spricht, überall ist es der Handel, der sich wie ein rother Faden durch die Dichtungen hinzieht. Wir halten nun den Handel für etwas recht Gutes, Ersprießliches und ohne Zweifel sehr Lucratives, aber besingen möchten wir ihn um Alles in der Welt nicht.

Was die Sache selbst betrifft, so schreibt Herr Bernhard etwas breit, die Verse scheinen ihm leicht zu werden, weßhalb Flüchtigkeit nicht zu verkennen ist. Daher kommt es, daß er zuweilen bei ganz hübschen Stellen ziemlich prosaisch abfällt. Besonders störend sind die häufigen, ganz unpassenden Wortspiele, die höchstens im Komischen zu ertragen sind.

z. B. S. 35. Enteile, schnelle Weltumseglerin,
O Phantasie, zur Messe eile hin
Nach Indien! und bist du dort gewesen,
Magst Du den Lesern eine Messe lesen.

S. 51. Die Themse, von Palästen schön umkränzt,
Man könnte sie den Fluß der Themis heißen,
Weil dort an volkbelebten Uferkreisen
Den Thee so manche schöne Miß kredenzt.

S. 75. Hier wandelt sich der Handel hold zum Spiel,
Man nähme gern sich tausend Dinge mit,
Wenn nicht durch die erkaufte schöne Bürde
Kostspielig gar zu sehr das Spielen würde.

S. 131. Das Rühmlichste ist in der Zeiten Wandeln
Doch jenes Handeln, tugendhaft zu handeln,
Und als die edelste, die beste Waare
Im Lebenslaufe immer gilt das Wahre.

Ganz verfehlt, zum größten Theil wenigstens, scheint uns der Abschnitt: „Der Handel ist geschlossen oder Liebeshändel.“ So überschreibt nämlich der Dichter seine Liebeslieder, denn ohne Handel geht es einmal nicht. Sie sind viel zu gesucht, geschraubt, als daß sie bei wahrem Gefühl der Liebe geschrieben sein könnten. Es scheint eben nur ein Handel zu sein. Das 6., „gegenseitige Liebeserklärung“ müssen wir, obschon wir nicht zu den Pietisten gehören, entschieden mißbilligen, indem in demselben die Einsetzungsworte des Abendmahls parodirt sind. Auch spricht also nun und nimmermehr ein Liebender.

Falsche Reime kommen sehr häufig vor, als: Nachen — sagen, Dir — Thür (S. 116 zwei Mal) kühn — hin, Astrolog — doch, beflaggt — Pracht und so unzählige mehr.

(Schluß folgt.)

Der Sänger am Rhein, oder neuestes Taschenliederbuch für fröhliche Vereine. 5. Aufl. Mannheim, Tob. Löffler. 1844. 197 S. 7½ Ngr. oder 6 gGr.

Dieses Büchlein enthält eine Auswahl der vorzüglichsten, am Rhein und in ganz Deutschland beliebtesten Gesellschaftslieder, — eine Auswahl, die dem Geschmacke des Sammlers alle Ehre macht, indem sie in der That nur Treffliches bietet, wie, — um nur Einiges anzuführen — das unvergleichliche Lied vom Vater „Noah“ von Kopisch, „Weines Feuergeist“ von Arndt, „Rheinweinlied“ von Claudius, „Kriegers Abschied“ von Th. Körner, „beim Jahresschluß“ von Voß, „Schwertlied“ von Th. Körner, „die drei Sterne“ von Dems., „an die Freude“ von Schiller, „freie Kunst“ von Uhland, „Was ist des deutschen Vaterland“ von Arndt, „Steh' ich in dunkler Mitternacht“ von Hauff u. a. Den Schluß machen „Herzerhebende Betrachtungen eines Doctors der Weltweisheit bei dem schmerzlichen Anblicke eines leeren Glases“ von Saphir. Das Büchlein wird geselligen Kreisen und Freunden des Gesanges eine willkommene Gabe sein. Möge es recht viele Abnehmer finden!

„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.“

93.

Humoristische Blätter, herausgegeben von Theodor v. Kobbe. Mit Beiträgen von Eugen von Beaulieu, C. D. v. Buttel, Hagena, Dr. K. Mayer, J. Mosen, Freimund Pfeiffer, Dr. Ad. Stahr, W. Wibel u. A. Fünfter Jahrg. Oldenburg, Schulze'sche Buchhdlg. (W. Berndt), 1843. 410 S. 8.

Diese Blätter scheinen zunächst für Oldenburg bestimmt zu sein, das uns von mehrern Seiten ob seines heitern, geselligen Lebens gerühmt worden ist. In der That aber verdienen dieselben wegen ihres gediegenen und interessanten Inhalts auch in weiteren Kreisen gelesen zu werden, da sie jedenfalls in der Fluth von Zeitschriften zu den bessern gehören. Indessen dürfte der Titel nicht ganz entsprechend sein, da sich keineswegs blos humoristische Aufsätze u. s. w. vorfinden. Doch sollen, laut der Schlußrede, in Zukunft wo möglich nur humoristische Erzeugnisse geliefert werden. Außer den Beiträgen des bekannten Herrn Herausgebers haben uns vorzüglich die Gedichte und Aufsätze des Herrn Dr. K. A. Mayer angesprochen, in welchen ächter Humor weht. Besonders gelungen ist das Reiseabentheuer: „Caplan Schweinle und Caplan Muck,“ das reich an drolligen und humoristischen Scenen ist. Auch die „kleinen Idyllen aus den Jugenderinnerungen eines Landpredigersohns“ von Dr. A. Stahr und Anderes haben wir mit Vergnügen gelesen. — Wir wünschen den „humoristischen Blättern“ glücklichen Fortgang und recht weite Verbreitung. Der Abonnementspreis für ein Jahr ist außerordentlich billig: 1 Thlr. 16 gGr. Auch die Ausstattung ist lobenswerth. **A.**

Die Epik der Neuzeit in Betrachtungen des Heldengedichtes **Tunisias.** Von Wilhelm von Schütz. Altenburg, Jul. Helbig. 1844. 73 S. gr. 8. eleg. brosch. 15 Ngr. (12 gGr.)

Das herrliche Epos des geistreichen Patriarchen Johann Ladislaus Pyrker, Erzbischofs von Erlau, **die Tunisias,** ist bei weitem nicht so bekannt, als die dichterische Sprache, der künstlerische Bau und die Großartigkeit der Anlage derselben verdient. Besonders wird dem protestantischen Deutschland dieser Vorwurf gemacht. Der Herr Verfasser weis't nicht nur auf die unvergleichliche Schönheit dieses Kunstwerkes hin, sondern knüpft daran mit lebendigem

Digitized by Google

Geist und treffendem Scharfsinn Betrachtungen über die in neuer Zeit in Verfall gekommene epische Dichtung im Allgemeinen. Den Verehrern des hochgefeierten Dichters wird dieß Büchlein eine vielwillkommene Gabe sein.

Nächtliche Wanderungen durch Altenburg von Spiritus Asper dem Jüngsten. Mit einem Titelkupfer. Altenburg, Verlag von Jul. Helbig. 1844. 60 S.

Wie viele geistreiche und geistesarme Wanderer mögen schon bei Tage und Nacht durch die Straßen von Altenburg gezogen sein, ohne daß wir von dem Ergebnisse ihrer Gedanken etwas vernommen haben, ohne daß sie das Publikum gewürdigt hätten, in die geistige Werkstatt ihres Kopfes und Herzens blicken zu dürfen. Der ungenannte Wanderer durch Altenburg hat uns als Verfasser dieser Schrift sein Inneres erschlossen, und es freut uns, ihn, seinen Mittheilungen nach, den gemüthlichen Wanderern beizählen zu können. Er weiß sowohl durch Stoff, als durch Darstellung den Leser zu fesseln. Ein richtiger Tact leitet ihn durchgehends und hält ihn weislich in der Mitte zwischen dem zu viel und dem zu wenig Sagen; ein glücklicher Humor würzt durch freie Geistesspiele und treffende Geistesblicke die Darstellung und verkettet die geschichtlichen Momente durch die leichten, wohlthuenden Bande freierer geistiger Ergüsse. Der gewählte Stoff ist durchaus anziehend und hält sich fern von aller Trivialität, die sich besonders Schriften solcher Art gar zu leicht anschreibt. Ref. kann daher das Büchlein als eine sehr interessante und unterhaltende Lectüre allen und jedem Leser, sowohl den mit Altenburg näher bekannten, als auch den Fremdlingen in dessen Thoren bestens empfehlen. Er würde den Verf., der zu Bearbeitung solches Stoffes ganz besonders berufen scheint, nicht nur gern durch noch mehrere andre Straßen dieser Stadt, sondern auch eben so bereitwillig in einige andre Städte folgen. Die typographische Ausstattung des Buchs ist äußerst elegant.

E. Gr.

Auserlesene Stücke aus der deutschen Literatur, mit Anmerkungen und kurzen Notizen über die angeführten Schriftsteller. Herausgeg. von Joseph Willen, Inspector der Straßburger Akademie. 2 Thle. (I. Th. VIII. u. 418 S. II. Th. 475 S. 8.) 2. A. Straßb. (Levrault). 1843.

Dieses recht brauchbare Werk ist zwar zunächst für die reifere Jugend bestimmt, und zwar zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische. „Louvrage“ — heißt es in der französischen Vorrede — „est destiné à servir, pour l'étude de la langue allemande, à ceux qui en possèdent déjà les premiers éléments, et spécialement aux élèves des classes supérieures de nos colléges.“ Daher ist es auch mit Anmerkungen, welche dem Uebersetzer zu Hülfe kommen, versehen. Allein wir können getrost das Buch allen Gebildeten überhaupt empfehlen, welchen es um eine Geist und Herz befriedigende Lectüre zu thun ist. Es enthält eine von feinem Tacte und guten Geschmacke zeugende Auswahl von Stellen aus unsern besten Schriftstellern und zerfällt in eine prosaische und in eine poetische Abtheilung. Die erstere liefert 1) Fabeln und Parabeln von Lessing, Herder, Krummacher, Lavater u. a.; 2) Erzählungen und Mährchen von Hebel, Geßner, Pfeffel, Jean Paul, Musäus, Engel; 3) Bruchstücke aus Romanen und ähnlichen Werken von Jung-Stilling, Wieland, Göthe, Schiller, Engel, Tieck; 4) Anekdoten und einzelne Züge aus der Geschichte von Posselt, Grimm, Niemeyer, Döring; 5) Biographische Skizzen und historische Charaktere von Heeren, v. Raumer, Schiller, Posselt u. a.; 6) Geschichtliche Darstellungen, wie Griechenlands früheste Cultur von Herder, Charakter der Deutschen von Joh. Müller, Skandinavien von Bonstetten, die Einnahme von Jerusalem von Wilken, die Verurtheilung und Hinrichtung Conradins von Raumer, die Schlacht von Zorndorf von Archenholz u. m. a.; 7) Beschreibungen und Schilderungen, z. B. das Sommerleben von Jean Paul, das Erdbeben zu Lissabon von Kant, den Ausbruch des Vesuv von Tiedge, die Tropengewächse von Alex. v. Humboldt, O-Tahiti von Forster, der Markusplatz zu Venedig von Elisa v. d. Recke u. a.; 8) Gespräche und Briefe von Wieland, Engel, Göthe, Joh. v. Müller; 9) Definitionen, Sentenzen, Aphorismen; 10) Abhandelnde Aufsätze von Jerusalem, Köppen, Iselin, Lessing, Herder, Kant, Göthe, Engel, Jean Paul, Fichte, Jakobs, Feuerbach, Manso, Fr. Schlegel, Eichhorn, Schubart, Al. v. Humboldt; 11) Satyre und Humor; 12) Reden von Schiller, F. Jacobs, Bretschneider, Röhr, Dräseke, v. Ammon u. A. — Die poetische Abtheilung enthält: 1) Fabeln ꝛc.; 2) Romanzen und Balladen; 3) Erzählungen und Fragmente aus größeren Werken, z. B. aus den Cid von Herder, aus Voß's Louise ꝛc.; 4) Lyrische Dichtungsarten von Schiller, Mahlmann, Salis, Uhland, Körner, Fr. Schlegel, Tiedge u. A.; 5) Lehrende und beschreibende Dichtungen; 6) Epigramme und Sinngedichte; 7) endlich Fragmente aus dramatischen Werken von Göthe und Schiller.

A.

Des Königs Gustav III. nachgelassene und funfzig Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Uebersicht, Auszug und Vergleichung von E. G. Geijer. Aus dem Schwedischen. Zweiter Theil. Hamburg 1843, bei Friedr. Perthes. 202 S.

In diesem Theile der Gustavianischen Papiere ist uns die Einsicht in die gegenseitigen Verhältnisse der Glieder der königl. Familie, und vorzüglich in den Charakter und das Verhalten der verwittweten Königin, Louise Ulrike, gewährt. In der Spannung mit ihrem Sohne, König Gustav, welche sie nur ein Mal auf kurze Zeit ganz vergessen zu haben scheint, nämlich bei der Nachricht von dem Gelingen der Revolution vom 19. August, ging sie so weit, die Aechtheit des ihm gebornen Prinzen zu leugnen. Der Gemahlin Gustavs war sie ja von Anbeginn feind. Der Bruch des bei der Revolution vom 19. August so thätigen Generals Sprengtporten mit Gustav, der Reichstag von 1778, einige Reisen des Königs, mehrere sonst zu seiner Regierungsgeschichte und zu seiner Charakterisirung gehörige Documente und politische und nichtpolitische Specialitäten, auch Mysterien à la Cagliostro Betreffendes — dieß bildet den übrigen Inhalt dieses Theiles, der mit Louise Ulrikens Tode schließt. Wir laden die Leser zur Lectüre des interessanten Werkes selbst angelegentlichst ein.

Gz.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 4. **1844.**

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

(20.) Ankündigung
und Einladung zur Subscription
auf

1001 Viertelstunde,

enthaltend:

tartarische Originalerzählungen,

vorgetragen

von dem Arzte Ben Eridnin

zur Unterhaltung

des blinden Königs Schems-Eddin.

Herausgegeben von

Dr. J. H. Dessauer.

Vollständig in 2 Bänden oder 12 Lieferungen
zu dem Preise von 5 Ngr. = 4 Ggr. = 18 Kr. rhein. = 15 Kr. C. M. für jede Lieferung,
wovon, um die Anschaffung zu erleichtern, monatlich nur eine erscheinen soll.

Die 1. bis 3. Lieferung ist in allen Buchhandlungen vorräthig. —

Diese anmuthigen und interessanten Erzählungen, welche nicht etwa eine Nachahmung der 1001 Nacht, — sondern arabischen Ursprungs und einem alten Manuscripte, blos mit Hinweglassung einiger anstößigen Stellen, in getreuer Uebersetzung entnommen sind, athmen einen so eigenthümlich orientalischen Geist, geben ein so getreues Gemälde der Sitten und Gebräuche des Morgenlandes, sind so reich an glänzenden Phantasien, an großartigen Begebenheiten, an außerordentlichen Erscheinungen und Ereignissen, daß die Echtheit derselben unverkennbar in die Augen fällt, und kein Leser, wessen Standes er auch sei, sie unbefriedigt aus den Händen legen wird.

In der ersten Lieferung ist mit der einfachsten Erzählung begonnen, welcher eine Reihe der schönsten noch nicht bekannten Mährchen, wie sie im Manuscripte sich vorfinden, folgen werden, wovon sich Jedermann überzeugen wird.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen an und ist von uns in den Stand gesetzt, den Subscribentensammlern auf 12 Exemplare das dreizehnte frei zu liefern.

Palm'sche Verlagsbuchhandlung
in **Erlangen.**

(21.) Die Zeitschrift

Die Grenzboten.

Eine deutsche Revue
redigirt von
J. Kuranda

beginnt ihren **dritten** Jahrgang. Wir laden das verehrliche Publikum zum neuen Abonnement ein. Von größern Aufsätzen brachte der Jahrgang 1843 unter andern folgende:

Zeitungen und Zeitschriften. Zum Verständnisse der deutschen Presse und ihre Aufgabe. — Münchens Kunst und Künstler, geschildert in zwölf Briefen. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich. — Deutsche Belletristik im Jahre 1842. — Historische Blätter aus Belgien. — Dramaturgische Streifzüge von einem Süddeutschen. — Die Franzosen und ihre Berühmtheiten: Guizot, G. Sand, Lamennais, V. Hugo, Lamartine, Scribe (sammt trefflichen Portraits). — Neue Faustdichtungen. — Die belgischen Städte und ihre Kunstwerke. — Der Adel in Oesterreich. — Ungarische Zustände. — Preußische Vor- und Rückschritte. — Irland und O'Conell. — Die Aesthetik der Augsburger Allgemeinen Zeitung. — Schelling und Göthe. — Das Haus Rothschild und die Juden in Deutschland. — Aufzeichnungen eines deutschen Flüchtlings. — Der Panslavismus und die Polen. — Marie Louise, ein Charakterbild. — Französisches Theaterleben. — Deutsche Einheit. — Reiseblätter aus Holland. — Der Rheinische Landtag und die Freiheit der Presse. Skizze aus der polnischen Emigration. — Localbilder aus Wien. — Die Flammänder und ihre Sprachkämpfe. — Sir Robert Peel. — Ostende und seine Badegäste. — Communistische Helden und Heldinnen. — Die Deutschen in Belgien. — Französische Journalistik im Jahre 1843. — Die Freimaurer in Belgien. — Briefe von der Eider. — Literatur über und aus Oesterreich. — Der König von Schweden; eine biographische Skizze. — Französisches Deutschthum. — Eine wunde Stelle unserer Literatur. — Deutsche Kriege im Frieden. — Thiers (sammt dessen Portrait). — Die beiden Fürsten Lichnowsky.

Für die ersten Hefte des dritten Jahrgangs sind vorbereitet: Deutsche Vor- und Rückschritte im Jahre 1843. — Der Adel als Lesepublikum. — Die deutsche Literatur in Böhmen. — Das Berliner Hofschauspiel und das Burgtheater. — Zur Charakteristik Chateaubriands. — Bilder aus dem deutschen Universitätsleben: Berlin, Jena, Leipzig, Wien, Prag, Heidelberg u. s. w. (von verschiedenen Verfassern). — Englische Dichter der Neuzeit. — Die Wiener Salons. — Broschürenliteratur im Jahre 1844. — Charakteristik deutscher Bühnendichter: 1) Grillparzer, 2) Raupach, 3) Halm, 4) Gutzkow, 5) Laube u. s. w. (Von verschiedenen Verfassern). — Böhmen und Belgien. — Die Hegelianer und ihr Verhältniß zur Politik. — Zwölf Novellisten in Berlin u. s. w.

Das Tagebuch (Feuilleton) bringt Notizen und Kritiken über die neuesten Erscheinungen in Politik, Literatur und Kunst, Correspondenzen aus Paris, Wien, Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., Stuttgart, Cöln, Weimar, Brüssel, Prag u. s. w.

Als Extra-Beilage erscheint (außer den wöchentlichen Heften der Revue) aller 14 Tage ein Heft Novellen, welche dann am Ende eines jeden Jahres **vier** starke Bände in groß Octav bilden.

Die bisher erschienenen Novellenhefte brachten Arbeiten von H. Koenig, Laube, Woldemar Seiffarth, Berthold Auerbach, Baron v. Bülow, A. Weill, Gustav Kühne, L. Diefenbach, H. Schiff u. a. Vorbereitet sind Novellen von Sternberg, Willkomm u. s. w.

Der Abonnementspreis für das ganze Jahr ist **10 Thlr.** Man abonnirt bei allen **Buchhandlungen** und **Postämtern. Letztere liefern die Zeitschrift ohne Postaufschlag.**

Leipzig, im November 1843.

F. L. Herbig.

(22.) **Anzeige und Gesuch.**

Ein Mann von 29 Jahren, welcher sich in der Ackerbauschule zu Hohenheim die nöthigen Kenntnisse der Landwirthschaft erwarb, und über seine bisherigen Leistungen hierin empfehlende Zeugnisse aufzuweisen im Falle ist, sucht eine Stelle als Gutsverwalter.

Nähere Mittheilungen verschafft auf portofreie Anfragen

August Braeg,
Commissionair in Constanz.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 23.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Ein mittelalterliches Volksfest.

Von

F. W. F. v. Rekowski.

Das beinahe in jeder Beziehung so äußerst eigenthümliche,-von anderen Zeitabschnitten so weit sich unterscheidende Mittelalter ist auch insbesondere dadurch charakterisirt, daß man sich im Seltsamen und Außerordentlichen gefiel, solches zu erfinden und auszuführen ungemein sinnreich war, und vorkommende Fälle und Gelegenheiten gern benutzte, um dieser durch eine besondere Gabe unterstützten Neigung Genüge zu thun. Man erinnere sich nur der sonderbaren, nach unseren Begriffen nicht selten ans Unglaubliche grenzenden Bedingungen, welche so oft Lehnsherren ihren Vasallen als eine unerläßliche, zu gewissen Zeiten zu wiederholende Dienstleistung stellten; ferner der nicht selten äußerst originellen Art und Weise, in welcher man hin und wieder die Verdienste sich auszeichnender Männer zu belohnen, oder das Andenken solcher zu verewigen beflissen war, und endlich der unzähligen abenteuerlichen Gelübde, die man dem Himmel, um ihn zu versöhnen, oder ihn für sich zu gewinnen, oder auch ein und der andern Person that, um derselben wohlgefällig zu werden, oder durch eigene Hinopferung sie aus Gefahr, Leiden, oder Trübsal zu erretten. Es bedarf also hier einzelner Beispiele nicht, um die oben ausgesprochene Behauptung zu begründen und außer Zweifel zu stellen.

Jedoch nicht allein die Zeit, welche wir gewöhnlich Mittelalter nennen, zeichnete sich durch diese Neigung, oder vielmehr das Streben, bei vorkommenden Gelegenheiten Außerordentliches, oder, nach unserem Dafürhalten, Abenteuerliches zu unternehmen und auszuführen, so auffallend aus; nein, auch noch in der Zeit, welche jener Periode folgte, also auch noch in der neueren, fand man Geschmack an dergleichen Ungewöhnlichem, Phantastischem, ja Ueberschwänglichem und unternahm es und führte es aus mit Eifer und Beharrlichkeit. Und wie konnte es auch anders sein! Das beinahe in jeder Beziehung so äußerst eigenthümliche, sinnreiche und nach Außerordentlichem strebende Mittelalter lag damals noch nicht so fern, daß man die Sitten, Gebräuche, Einrichtungen und Gewohnheiten desselben, oder überhaupt Das, wodurch es sich so auffällig ausgezeichnet hatte, bereits der Vergessenheit übergeben und in jedwedem Lebensverhältniß eine völlige Umgestaltung, an der ja noch heut' zu Tage in so mannichfacher Beziehung von Weltverbesserungssüchtigen vergeblich gearbeitet wird, vorgenommen haben konnte. Der Uebergang von jenen mittelalterlichen Sitten und Gebräuchen und allem Dem, was jenen Zeitabschnitt charakterisirt hatte, konnte, ungeachtet man eine so vehemente Katastrophe, wie es die Kirchenreformation war, mit Fug und Recht als einen scharf die Grenzen zwischen dem Mittelalter und der neuen Aera bezeichnenden Wendepunkt betrachtet, doch nur allmählich Statt finden, obgleich derselbe, und zwar aus leicht aufzufindenden Ursachen, weit schneller von Statten ging, als der wahre Typus des Mittelalters seit der Zeit Rudolph's von Habsburg bis zum Ende dieser Periode bereits verschwunden und unkenntlich geworden war. Zahllose, hie und dort noch tief in die Zeit vor der Kirchenreformation hineinreichende Fäden und Bande knüpften noch lange innig die neuere Zeit an die dahingeschwundene; noch lange stand erstere zu dieser in mannichfacher Correlation, und noch lange nachher hing man fest, wie dieß übrigens nach allen Uebergängen der Art der Fall gewesen ist und bis zum

Digitized by Google

Ende der Tage stets sein wird, an unzähligen, früher üblich gewesenen Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen und Gewohnheiten und huldigte dem Geschmack, sich im Außerordentlichen und Abenteuerlichen zu ergehen. Denn historisch war der Boden, auf welchem nach dem Schlusse des Mittelalters die Generationen sich bewegten und fortbaueten; sie vermochten daher nicht, und hätten sie es auch gewollt, eben so wenig wie wir noch heut' zu Tage es im Stande sind, sich mit einem Male von allem Hergebrachten loszusagen, sondern folgten in ihrem Fortschritt, welcher aber natürlich Statt haben mußte, da in keiner denkbaren Beziehung je ein Stillstand möglich ist, nur weisen, unwiderruflichen Gesetzen, deren Allgewalt das Menschengeschlecht auf Erden gefolgt ist und immerdar folgen wird, wenn gleich zu allen Zeiten Einzelne den Drang verspüren und laut werden lassen, mit einem Schlage ein anderes Sein hervorzuzaubern. Die Realisation eines solchen Bestrebens ist und wird ewig unerreichbar sein.

Daher geschah es denn auch, daß auch in Preußen, wo übrigens die Grenze zwischen dem Mittelalter und der neueren Zeit durch zwei große, äußerst folgenreiche Momente, nämlich durch eine völlige Umgestaltung sowohl der politischen, als kirchlichen Verhältnisse wahrhaft schärfer bezeichnet wurde, als in irgend einem anderen Theile des deutschen Vaterlandes, noch im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert Sitten und Gebräuche üblich waren und Gesetze und Einrichtungen galten, welche im Mittelalter und theils noch tief in demselben die damaligen Geschlechter geübt und beobachtet hatten. Besonders auffallend und allgemein bemerkbar aber trat natürlich dieser durch Nothwendigkeit bedingte, zu allen Zeiten Statt gehabte Umstand im öffentlichen Leben, und zwar bei außerordentlichen Veranlassungen, als bei Festlichkeiten und anderen Solennitäten, hervor, und dann zeigte es sich erst recht offenbar und deutlich, wie innig man noch im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, ja auch noch später an weit Hergebrachtem hing, ja in manchen Fällen die Gewohnheiten und Bräuche des Mittelalters, welche sich, wie gesagt, oft äußerst seltsam und phantastisch gestaltet hatten, noch zu überbieten beflissen und geschickt war. Eine Menge von Beispielen könnte ich in der in Rede stehenden Beziehung zur Erläuterung und festen Begründung des hier Gesagten anführen; allein da es mir nicht darauf ankommen kann, etwas zu beweisen, was sofort bewiesen erscheint, sobald man nur einen Augenblick seine Aufmerksamkeit darauf richtet; sondern da ich nur ein merkwürdiges Volksfest beschreiben will, welches, — aus dem Mittelalter in die darauf folgende Zeit herübergekommen, — noch in den beiden nächsten Jahrhunderten hier in Preußen, und zwar in Königsberg, mit großem Pompe und mit immer größerer Uebertreibung sehr häufig Statt hatte: so soll auch nur dieß der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit und unserer Darstellung sein. Doch zur Sache!

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Ich konnte jetzt zu ihr treten, mir die Namen und Schicksale der kleinen zarten Pflanzen erklären lassen, durfte, neben ihr stehend, meine Blicke von ihr auf die Landschaft werfen und von da zurück in das holde Gesicht. Vor uns lag der Garten; und die tausend erotischen Gewächse langten mit ihren Blüthen, Knospen und Früchten zu uns herauf, und Mary kannte, trotz der Entfernung, jedes Beet der Blumenaue. Was aber ließ sich für mich nicht alles durch diese Flora hoffen! Mußt' ich Unwissender nicht von nun an alle Tage zum Kunstgärtner, um all' die botanischen Kenntnisse zu erlernen, in denen mich die schöne Mary so weit übertraf? War es dann nicht natürlich, nicht nothwendig, daß ich ihren Rath hörte, über die Wahl der Bouquets, welche ich bei Bällen und andern Veranlassungen zu verschenken hatte? War es denn so unmöglich, daß Mary eine Stunde des Tages im Garten Erholung suchte, wo auch ich Pflanzenkunde trieb? Diese und hundert andere Aussichten und Entwürfe kreuzten sich in meinem Kopfe; ich griff hoffnungsvoll nach meinem Hute und fragte auf der Schwelle, ob Mamsel Mary vielleicht etwas an die Gräfin, meine Mutter, zu bestellen habe. Die Kleine überlegte einen Augenblick, dann sagte sie: „Ich hätte wohl, aber ich darf Sie nicht beschweren." — „O, geben Sie," rief ich und stand wieder in der Mitte des Stübchens vor dem Tische, auf welchem jetzt Mary mit der Mutter die Stücke ordnete, welche versendet werden sollten. Sie eilte dann hinaus und kam mit Papieren zum Einpacken zurück. Ich war bemüht, ihnen bei dem Geschäft zu helfen, aber meine Ungeschicklichkeit verzögerte es zu meinem größten Vergnügen. Während meine Blicke über den beschriebenen Bogen hinglitten, las ich den, bei Mädchen immer so rührenden Schluß: „Ich bin Deine treue Mary." — Das liebe, kritzliche Frauenhändchen, das zierliche, ja ich schwöre es, reinliche Kleckschen, zwischen dem inhaltschweren „treu" brachten mich von Sinnen! Ich mußte wissen, mußte erfahren, wem Mary „treu" sei. Mein Stand, meine Jugend, mein Aeußeres ließen mich einen Augenblick wähnen, nur ich sei ein würdiger Gegenstand für Mary's Treue, dann aber trat der fremde Richard wie ein Riese vor meine Phantasie und schlug den Grafen B. aus dem Felde. — Mit Hast verpackte ich alles Manuscript und erklärte, daß man dessen noch mehr schaffen müsse, wenn ich für die zu transportirenden Gegenstände haften solle. Das liebe Mädchen brachte in

Digitized by Google

Eile Alles, was ihr kleiner Conceptvorrath liefern wollte, und ich schoß mit meiner Beute die Treppe hinunter, an dem Tischlergesellen vorbei, welcher mir auf derselben entgegen trat. — Mein erstes Geschäft, als ich nach Hause kam, war die theuern Papiere an mich zu bringen; mein zweites, mich bei meiner Mutter melden zu lassen. Ich wußte, die Gräfin war im Begriff, ins Concert zu fahren, konnte vermuthen, daß sie die Gewänder trug, welche Marys schöne Hände gefertigt hatten, und Alles, was durch diese Hände hervorging, hatte für mich von nun an Interesse. Meine Mutter empfing mich freundlicher, mütterlicher als gewöhnlich; ihre auf mich gerichteten Blicke hatten etwas Bedeutungsvolles, welches den Sohn, der sich nicht so frei ihr gegenüber fühlte, beklemmte. Ich verbarg jedoch meine Befangenheit, indem ich der Gräfin Artigkeiten über ihren Anzug, den Schnitt ihrer Taille sagte. Aufgefordert durch ihren lächelnden Blick, ward ich immer beredter und rief laut und im höchsten Entzücken: „Bei Gott, gnädige Mama, an diesem Kleide hat Mary ihr Meisterstück gemacht!" — Ich hätte gern die Hälfte meiner jährlichen Renten darum gegeben, diese Worte zurücknehmen zu können; aber sie waren heraus, und ich trat erblassend in den Schatten eines damastenen Vorhanges. — „Wer ist Mary?" fragte meine Mutter, indem sie ihre leuchtenden Augen zu mir in die Dunkelheit richtete; „wer ist Mary?" — „Fräulein Weibel," antwortete ich kleinlaut und mich verbeugend. — „Fräulein?" betonte meine Mutter, „es ziemt sich in Wahrheit, Graf, die Vor- und Zunamen der Schneidermädchen ihrer Mutter zu kennen." — Sie rauschte zum Zimmer hinaus, ich machte eine stumme Verbeugung hinter ihr her und entfloh auf mein Zimmer, mich in Mary's Handschriften zu vergraben. Ich entließ meinen Kammerdiener, schob das Nachtlicht zurecht, warf mich auf den Divan und zog die erbeuteten Schätze hervor, die mir Blicke in das Innere eines Wesens gewähren sollten, das meinem Geiste als ein Ideal vorschwebte, welches meiner Meinung nach unter dem Adel der Hauptstadt nicht gefunden ward. Und dieses Kind der Natur sollte ich jetzt in ihren geheimsten Gedanken belauschen, sollte mich an ihren naiven Ergießungen berauschen! — Ich war außer mir, ich schwärmte. — Mein Erwachen war ein schreckliches. — Diese Briefe waren das sonderbarste Gemisch von Geist und Albernheit, von Originalität und Plattheit; und so sehr ich für Mary schwärmte, so mußte ich doch gestehen, daß ich sie für unterrichteter gehalten hatte. In einigen zwar trat das liebe Kind mit all den Reizen eines schönen Gemüths an mich heran, aber gleich in dem nächsten Briefe that sich ein gemeiner Sinn, ein handwerksmäßiger Verstand kund. Alle waren an jenen unbekannten Richard gerichtet, diesen meinen Erzfeind, dem ich geschworen hatte, mich zu rächen; dem ich den Degen durch den Leib zu rennen gedachte; den ich als einen Verräther behandeln würde, wenn er — ebenbürtig wäre und mir bekannt. — Einigen Briefen waren Schneiderrechnungen beigefügt; in der einen hieß es:

Nohta.

Ein Ankinkleit geverdigt . . . .
Vor Zudoht . . . .
Vor Nähsaide . . . .
Schnur um die Talge . . . .
Richdig erhalten Mary.

(Fortsetzung folgt.)

Mühlhausen in Preußen.

Unter den Dörfern in Preußen, welche historisch merkwürdig geworden sind, verdient besonders das anderthalb Meilen von Preußisch-Eylau und fünftehalb Meilen von Königsberg in der alten Provinz Natangen, und zwar an der die beiden genannten Städte verbindenden Kunststraße gelegene Rittergut und Kirchdorf Mühlhausen unsere Aufmerksamkeit. Mit demselben und noch mit einigen anderen, unter denen sich Knauten namhaft machen läßt, wurde der Ritter Daniel von Kunheim, ein Lothringer, der um 1450 nach Preußen gekommen war, und zwar durch den Hochmeister Ludwig von Erlichshausen für die vielfältigen Dienste belohnt, welche er dem von seiner einstigen Höhe schon tief herabgesunkenen und in harte Bedrängniß gerathenen Orden geleistet hatte. Ritter Daniel von Kunheim baute an Stelle der schon vor dem fünfzehnten Jahrhundert in Mühlhausen gegründeten Kirche eine neue, wobei er besonders durch Geldsummen unterstützt ward, welche in Folge eines vom Papste der Kirche ertheilten Ablaßbriefes zusammengebracht worden waren. Sie wurde der heiligen Anna geweiht und blieb bis zur Reformation eine Gnadenkirche und ein viel besuchter Wallfahrtsort; als aber die Kirchenverbesserung in einem großen Theile Preußens einen beinahe unglaublich schnellen Eingang fand: da ward auch hier die Reformation, und zwar durch des genannten Ritters Sohn, Georg von Kunheim, eingeführt. Ausführliche Nachrichten über die Kirche zu Mühlhausen und die Familie Kunheim hat v. Tettau in den „Preußischen Provinzial-Blättern," Bd. V., S. 49 ff. und Bd. VIII., S. 493 ff., geliefert. — Der jüngste Sohn Georg von Kunheim's, mithin der Enkel des Familien-Begründers Daniel von Kunheim, gleichfalls Georg genannt, ging, ohngeachtet schon die Hochschule zu Königsberg gegründet und in folgenreicher Thätigkeit war, nach Wittenberg, um dort, von wo so Großes ausgegangen war, wissenschaftlichen Studien obzuliegen. Dort lernte er die jüngste Tochter des großen Kirchen-Reformators Luther, Margarethe genannt, kennen, vermählte sich um 1555 mit derselben und kehrte sodann mit ihr nach seinen in Preußen gelegenen Gütern, Mühlhausen und Knauten, zurück.

Digitized by Google

Mühlhausen blieb der Hauptsitz der Familie, und Georg von Kunheim, der späterhin Landrath ward, lebte hier mit seiner Margarethe in ungetrübtem Glücke bis 1570, in welchem Jahre ihm seine Gattin durch den Tod entrissen wurde. Sie ward in der Kirche zu Mühlhausen bestattet, und außer ihrem Grabmal findet man hier noch, wohl erhalten, die Originalgemälde, welche Luther und Margaretha darstellen. Margaretha wurde die Stammmutter einer zahlreichen, vielverzweigten und sehr ehrenwerthe Namen enthaltenden Nachkommenschaft, von der einzelne Zweige noch diesen Augenblick vorhanden sind. Eine bis zum Jahre 1818 herabgeführte, äußerst vollständige Genealogie der Geschlechter, die der Ehe Georg von Kunheim des Jüngern mit Margaretha, geb. Luther, nach und nach entsprossen sind, hat der Königsberger Professor Dr. Vater in seiner Abhandlung: „Reliquien Luthers in Preußen," enthalten in dem Werke: „Beiträge zur Kunde Preußens," Bd. I., S. 339 ff., geliefert. Ich kann also Den, der über die merkwürdige Kirche zu Mühlhausen, über die Familie von Kunheim und über die Nachkommenschaft Margaretha's, der Tochter unseres großen Luther, näher unterrichtet sein will, nur auf Dr. Vaters und von Tettaus' vorbezeichnete Abhandlungen hinweisen.

F. W. F. von Rekowski.

Feuilleton.

Wir Deutschen haben fünf Zeitalter, wie die Griechen, nur in anderer Ordnung und Bedeutung. Im Anfange war das eherne; da breitete sich ein Wald über Germanien, und in Thierfelle gehüllt, jagten wir die Eber; da durften nur die Edeln Waffen tragen, und es war ruhmvoller, Blut zu vergießen im Kampfe, als Schweiß bei der Arbeit; doch Tapferkeit, sagt Tacitus, lebte unter uns, Treue und Gastfreundschaft und Liebe zur Freiheit. — Darauf kam das eiserne; aber noch galt Ehre und Männlichkeit über Alles; der Knabe lernte zuerst fechten, dann beten, dann reden. Das Wort verstummte, wenn die Schwerter sprachen, und die Thaten der Nacht wurden gerichtet von dem geheimen Brüderbunde der Nacht. — Dann folgte das goldene; herkömmliche Tyrannei zog sich spreizend vorüber, und das Volk sank auf die Kniee; Machiavelli schrieb seinen Principe auch für unsere Fürsten, und die Weisheit des Jahrhunderts bestand in Astrologie und Goldmacherkunst. — Endlich erschien das heroische; da ward der Geist ein Heros und bekämpfte Drachen und schlug Götzenbilder in Trümmer; da erlegte er die Stymphaliden der Vorurtheile mit satirischen Pfeilen und sprengte mit dem diamantenen Schwerte der Wahrheit die Kerker, in denen die verzauberten Prinzessinnen der Menschenrechte gefangen saßen. — Zuletzt erscheint das silberne Zeitalter, und so sprechen die Bücher der Sibylle: Wenn die Erde mit metallenen Reifen beschlagen ist, schreitet der Zeitgeist schwerfällig vorwärts mit Geldsäcken an den Füßen; die Harpyen der Laster breiten gewaltiger als jemals ihre Fittige über Sidon und Tyrus; der Hochmuth fährt aus den Pergamenten in die Rechenbücher, und die Elle giebt die drei Ritterschläge mit der Devise: reich, nüchtern und feige! — Dann sitzt der alte Adel mit verhülltem Haupte auf karthagischen Ruinen, und seine Töchter tanzen die Cachucha vor den Lorgnetten gieriger Laffen und tragen Blumen in die Paläste generöser Barone. (Canean eines deut. Edelm. II, 136 ff.)

Bei Friedrichs d. Gr. erstem Zuge nach Schlesien wollte man in die Fahnen setzen: **pro Deo et patria.** Der König sagte: „Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeiten der Menschen mischen; der Krieg betrifft eine Provinz, nicht die Religion." Deßhalb hieß es blos: **pro patria.** — So sollte man auch nie zur Kriegszeit in christlichen Gotteshäusern um Sieg für die Waffen bitten, oder für die auf Leichenhügel der elend Umgekommenen gegründeten Siege danken, sondern die Bitte sollte nur auf baldigen Frieden gerichtet und der Dank für den gestifteten Frieden dargebracht werden. G†.

Du kannst in keinen Tempel treten,
Du hörst ein schreckliches Gebet;
Da lassen Erdenmajestäten
Zur hohen Himmelsmajestät
Um Glück für ihre Waffen beten.
So wird der Gott der ganzen Welt,
Der Aller Vater ist, bestellt,
Zu helfen, in den Staub hinab ein Volk zu treten,
Das man zum Feinde macht, auch wohl nur dafür hält.
Die beiden Theile beten!
In welches Waffenfeld
Wird nun die Gottheit treten?
Gott läßt die Narren beten
Und führet seine Welt. (Tiedge.)

Nichts schenken uns die Götter ohne Müh'.
Ihr seltenstes Geschenk — Genie —
Bedarf, soll es gedeihn, ununterbrochner Pflege;
Nur Uebung führt zur Fertigkeit,
Und wer die anmuthlosen Wege
Des Fleißes und der Mühe scheut,
Bleibt fern von der Vollkommenheit. X.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein;
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern;
Die Kunst, o Mensch, hast Du allein.
(v. Schiller.)

Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur. (Ders.

Am Schlusse eines Verses heißt es in einem geistlichen für Berg- und Hüttenleute bestimmten Liede:
Ich bin ein Scheusal ohne dich,
Mein Heiland, wasche mich!

„Sein Gott, für den er kämpft!"
Wem eignet Gott? Was ist das für ein Gott?
Der einem Menschen eignet, der für sich
Muß Menschen kämpfen lassen? (Lessing.)

Freiheit und Knechtschaft sind wohl zwei;
Doch oft im Grunde einerlei.
(M. Claudius.)

Druckfehler: In dem Gedichte Nr. 20. ist Zeile 4 von unten zu lesen: „Wecket Philomelens Sang." — Ebendas. Zeile 2 v. u. lies: „Und der Peitsche muntern Klang.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeiz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 24.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Suchen und Finden.

Von

Ch. G. Ernst am Ende.

Ein süßes Bild in anmuthsreichem Schimmer
Umschwebt wie Morgentraum des Jünglings Brust;
Sein stiller Glanz weicht ihm vom Auge nimmer,
Macht ihm des Ziels, das er erstrebt, bewußt;
Es winkt hernieder auf sein rüst'ges Treiben,
Es lächelt holden Blicks zu seiner Ruh',
Und unzertrennlich seiner Brust zu bleiben,
Führt's jeder Puls dem Herzen näher zu.

Und in des Herzens sanft umschloßnen Räumen
Da dehnt es sich zu tiefer Sehnsucht aus:
„Welch' heil'ge Ahnung liegt in Jugendträumen,
O, Zukunft, bau' auf ihren Grund mein Haus!
O führe mir solch Wesen einst zur Seite —
Nur ihre Spur ist mir der Pfad zum Glück!
Ihr, deren Bild schon meine Seele weihte,
Ihr gäb' ich ewig mich zum Dank zurück."

„Aus ihren zarten, seelenvollen Zügen
Soll jeder Blick mir Gruß vom Himmel sein.
An ihrer liebewarmen Brust zu liegen,
Sei mir ein Ruf, der Erde mich zu freun!"
Und jedes Bild von milderhabner Tugend
Schwebt ihm bei dieser Sehnsucht Seufzern vor,
Hier im Gewühl, in Einsamkeit dort suchend
Sie, die — noch ungekannt — sein Herz erkor

So in der Jungfrau erstes Selbsterwachen
Mischt sich beglückend neuer, sel'ger Traum,
Mit leisem Roth die Wang' ihr zu umfachen —
Sie birgt ihn tief in ihres Herzens Raum.
Es steht ein Bild als Ziel ihr vor der Seele;
Sein ernster Blick aus kräftiger Gestalt,
Mit dem doch Anmuth würdig sich vermähle,
Giebt unbewußt den eignen Schritten Halt.

„O möcht' ein Wesen einst mein Auge finden,
Wie schüchtern es mein sehnend Herz erfleht,
Mit Kuß und Hand den Dank ihm zu verkünden,
Daß es so treu als Bild schon mich umweht!"
Und jeder Strahl von männlich schöner Tugend
Schwebt ihr in sehnsuchtsbangen Thränen vor;
Sie senkt den Blick erröthend, dennoch suchend
Ihn, den — noch ungekannt — ihr Herz erkor.

Und was des Jünglings Seele rasch erstrebet,
Wofür er denkt und schafft, kämpft und entbehrt,
Wonach der Jungfrau sitt'ger Pulsschlag bebet —
Wird Beiden durch der Liebe Hand gewährt.
Die Liebe wacht, ein Schutzgeist, über Beiden,
Aus Nord und Süd führt sie zu Arm in Arm,
Und Manches Brust, erstarrt schon äußren Freuden,
Schlägt wieder für des Lebens Wonne warm.

„Du mein! Ich Dein!" — Von diesem Glück durchdrungen,
Gedenkt das Herz der ird'schen Bande kaum;
Wie sie sich liebend Kuß um Kuß umschlungen —
Verklärt sich beider Herzen Jugendtraum.
Die Liebe hat der Pfade Netz gewoben,
Die Suchenden an ihrem Ziel vereint;
Und, wie die Liebe stammt vom Himmel droben,
Auch auf ihr Band des Segens Sonne scheint.

Drum Alle, die des Lebensdruckes Schwere
Schon in der Jugend muth'gem Aufflug hemmt,
Daß, ob Erfüllung ihren Traum verkläre,
Der Schmerz des Zweifels schon die Brust beklemmt —
Vertraut der Hand der ewig nahen Liebe!
Es dringt ihr Strahl in jede Zelle ein;
Doch, daß sie treu auch Glücksgefährtin bliebe,
Bewahrt vor Allem ihren Tempel — rein!

Digitized by Google

Ein mittelalterliches Volksfest.

(Fortsetzung.)

Wie in allen größeren Städten Deutschlands, Italiens und überhaupt der Länder, in welchen der eigenthümliche Geist des Mittelalters geherrscht, sich geltend gemacht und die ihm entsprechenden Formen in allen Lebensverhältnissen hervorgerufen und lange Zeit mit geringen Modificationen aufrecht erhalten hat: so hatte sich auch in Königsberg, — der anderen größeren Städte Preußens dießmal zu geschweigen, — ein eigenthümliches Bürgerleben ausgebildet, dem gemäß auch hier Sitten, Gebräuche, Einrichtungen und Gewohnheiten Statt hatten, welche den unverfälschten Charakter und echten Stempel der Mittelalterlichkeit an sich trugen. Denn Königsberg war, wie die meisten preußischen Städte, eine echt deutsche Stadt und ist es geblieben trotz allen Stürmen der Zeiten bis zum heutigen Tage. So war es denn auch hier eine eigenthümliche Sitte, daß die Fleischer dann und wann am Neujahrstage eine lange Bratwurst herumtrugen, mit derselben den Weißbäckern (alias: Losbäckern) ein Geschenk machten und dann von diesen dagegen, und zwar am heiligen Drei-Königs-Tage, mehre sehr große, aus dem schönsten Weizenmehl gebackene Striezel und Kriegel zum Gegengeschenk erhielten. Aus früherer Zeit stammte diese Sitte, und so viel ist gewiß, daß man derselben noch lange nach dem Zeitpunkte, mit welchem wir den Schluß des Mittelalters bezeichnen, treu blieb, ja, daß man bei jedem nächsten Male, wie wir anfänglich schon angedeutet haben, immer weiter ging und überhaupt der ganzen Festlichkeit mehr Pomp und Wichtigkeit beizulegen bemüht war. Besonders war dieß am Neujahrstage des Jahres 1601 der Fall, bei welcher Gelegenheit die sogenannte „lange preußische Bratwurst" die größte Länge und der ganze mit derselben unternommene Aufzug den höchsten Glanz erreichte. Es sei mir vergönnt, von dem Feste an diesem Tage eine umständlichere Beschreibung, bei welcher ich authentische Quellen benutze, zu liefern.

Nachdem die Fleischer Königsbergs seit achtzehn Jahren nicht der hergebrachten Sitte nachgekommen waren, „die lange preußische Bratwurst" anzufertigen, am Neujahrstage umherzutragen und dann den „Losbäckern" zu verehren, faßten sie vor dem völligen Ablaufe des Jahres 1600 den Entschluß: die alte gute Sitte zu erneuern und zugleich dießmal etwas zu liefern, was in dieser Beziehung in einem solchen Maße noch nicht dagewesen sei. Zu diesem Zwecke traten denn sämmtliche Fleischer der drei vereinigten Städte Königsberg, nämlich der Altstadt, des Löbenichts und des Kneiphofs, zusammen und schritten zu ihrem großen, wenigstens eigenthümlichen Werke. Folgende Gegenstände bedurften sie, um die beabsichtigte lange Bratwurst zu Stande zu bringen: erstens, 81 Schweineschinken, welche nach damaligem Werthe ihnen 118 Mark 10 Gr. kosteten; zweitens, die Gedärme von 45 Schweinen; drittens, anderthalb Tonnen Salz zu dem Preise von 3 Mr. 10 Gr.; viertens, 18¹/₄ Pfund Pfeffer, welches Quantum 24 Mr. 13 Gr. kostete, und endlich fünftens, anderthalb Tonnen Bier, deren Werth 3 Mark betrug. An Arbeitern waren bei diesem Werke neunzig Personen beschäftigt, und zwar drei Meister und sieben und achtzig Gesellen, die den ersten Tag von 6 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, und den zweiten Tag von 8 Uhr Morgens bis 1 Uhr Nachmittags dabei in ununterbrochener Thätigkeit waren. Diese Arbeiter consumirten, — anderer Lebensmittel zu geschweigen, — während der gedachten Zeit 40 Fässer Bier, deren Werth auf 480 Mark angeschlagen wurde. Jedoch hiermit waren die großen Opfer, welche man brachte, um dießmal in jeder Hinsicht etwas Außerordentliches zu leisten, noch nicht zu Ende; nein, „die lange preußische Bratwurst" sollte auch, nachdem man bei ihrer Bereitung gewiß nichts gespart hatte, geschmückt und also auch äußerlich dem großen Volksfeste entsprechend erscheinen. Deßhalb verzierte man sie mit Blumen- und Laubkränzen und zwar mit 109 Stück derselben, welche, da die Jahreszeit den Blumen und dem Laube abhold war, nicht weniger, als 112 Mark 16 Gr. kosteten. Ueberhaupt soll den Fleischern, — diejenigen Ausgaben nicht mitgerechnet, welche ihnen durch das Anschaffen neuer Anzüge, neuer Fahnen, Federbüsche, Binden und dergleichen Dinge verursacht wurden, die Wurst bis zu dem Punkte, daß dieselbe aus der Werkstatt getragen werden konnte, nicht weniger, als 743 Mr. 14 Gr. 3 Pf. gekostet haben. Auf besondern Antrag lieferten sie bald darauf einen specificirten Nachweis der von ihnen zu dem in Rede stehenden Zwecke aufgewendeten Kosten.

Endlich erschien, nachdem schon am 26. December vorher die Wurst vollendet und auf der Fleischhauerherberge zur Beglaubigung der Wahrheit in Gegenwart des Bürgermeisters der Altstadt, Nikel Schmidt, gemessen und gewogen worden war, der festliche Tag, der 1. Januar des Jahres 1601. In froher Erwartung hatte der größte Theil der Bewohner Königsbergs diesem Neujahrstage entgegengeharrt, und zwar vorzugsweise aus dem Grunde, da derselbe der Stadt ein Schauspiel bringen sollte, welches seit achtzehn Jahren nicht wieder vorgekommen war und dazu dießmal Alles übertreffen sollte, was seit Menschengedenken in dieser Hinsicht geleistet worden war. Da jedoch die Königsberger gute Christen waren und daher wohl wußten, daß man den Feiertag heiligen müsse: so dienten sie zuvor in ihren Kirchen dem Herrn, und erst als sie dieser heiligen Pflicht obgelegen hatten, strömten sie zusammen auf den Straßen und harrten in freudiger Erwartung des ihnen von Seiten der ehrbaren Fleischergewerke verheißenen Spectakels. Sie achteten der Winterkälte nicht und erfreuten sich schon im Geiste dessen, was kommen sollte. Da öffneten sich

Digitized by Google

die Pforten der Fleischhauerherberge auf der Altstadt, und der Festzug erschien, um seine Wanderung anzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem Tagebuche.

(Fortsetzung.)

„Mary, schönste Mary!“ rief ich, außer mir vor Wuth und Verdruß, „kannst Du an einen Mann, den Du vielleicht liebst, an dessen Achtung, Bewunderung Dir gelegen ist, so erbärmlich unorthographische Zeilen richten? — O Mary!“ seufzte ich und drückte die heiße Stirn auf das Blatt, „leb' wohl, leb' ewig wohl!“ — Nicht lange jedoch, so hob ich das Haupt wieder stolz empor und rief: „Fahre wohl, Du kleine unwissende Thörin, ich werde Deiner nicht mehr gedenken, ja ich werde, ich will Dich vergessen!“ — Aber die Blätter lagen vor mir, die Augen lasen ohne Wissen des Verstandes. Und nicht alle zeigten von Unwissenheit, nicht alle trugen den Stempel der verhaßten Schreibefehler. Idyllen, einfach und reizend ersonnen, Novellen und Gedichte, wechselten mit jenen Unglückszeilen; und auch unter diesen letzteren stand ja Mary's Name, auch sie waren von ihrer Hand. Was konnte, was sollte ich nun denken? Eines ihrer Gedichte schrieb ich ab, nicht weil es das schönste war, sondern weil es mir eine entfernte Beziehung auf mein Verhältniß mit Mary zu haben schien. Hier ist es:

Ein Schäfer thät auf die Weide ziehn;
Er steht mir unter den Hut;
„Vorbei, ihr Schafe, laßt uns entflieh'n!“ —
Sie haben dazu keinen Muth. —

Meine Lämmer blöken den Fremdling an,
Das, meint er, gefall' ihm baß;
Und weil er doch gar nicht fürder kann,
So sag' ich ihm dieses und das. —

Wie aber der Schäfer dieselbe Trift,
Denselben Weideplatz nahm,
Mich Morgens traf in Fels und Geklüft,
Weiß nicht, wie das immer so kam!

„Jung Töchterlein!“ einst die Mutter spricht,
„Du trägst mir sträflich Gelüst,
„Dem schlanken Hirten traue nur nicht,
„Seine Treu' einer Andern ist.“

Ist seine Treu' einer Andern schon,
Doch darf er mich lieben fürwahr;
Keine Treu' hat je die Erde gebor'n,
So das Herze dabei nicht war. —

Am folgenden Morgen ließ mich die Gräfin sehr zeitig rufen und kam mir mit einer triumphirenden Miene entgegen, indem sie mir einen Brief darreichte, den sie in den Händen hielt. „Wir haben gesiegt, mein Sohn,“ sagte sie ungewöhnlich weich, „Dein Antrag ist angenommen.“ — „Welch ein Antrag?“ fragten meine Augen, und meine abwesenden Sinne strebten vergebens sich die Ereignisse der nächsten Vergangenheit zurückzurufen. Die Gräfin nahm meine Unwissenheit für freudige Ueberraschung und kam meiner Zerstreuung durch einen Schwall von Glückwünschen zu Hülfe, die mich nur zu schnell von dem unterrichteten, was vorhergegangen war und mir unglaublich schien. — Es stand leider nicht zu läugnen, meine Mutter hatte für mich um die Hand einer reichen Erbin eines altadeligen Hauses angehalten, ich selbst hatte dazu meine Einwilligung gegeben; was mir vor Kurzem ganz natürlich schien, kam mir heute verabscheuungswürdig vor. „Heirathen,“ hatte ich oft bei mir selbst gedacht, „wirst du doch einmal, und wenn die junge Dame, die man dir vorschlägt und die du nicht kennst, denen gleicht, die man täglich im Salon zu treffen gewohnt ist, so wirst du höchst wahrscheinlich ein doppeltes Hauswesen zu führen haben, aber dabei kann man sich außerordentlich wohl befinden, wie das alle Tage zu bemerken ist.“ Bei dieser Betrachtung hatte ich mich beruhigt. — Himmel! wie anders dachte ich in diesem Augenblicke, als mir meine Mutter das Jawort entgegenhielt. Wie haltungslos, ohne allen Anstand stierte jetzt ihr Sohn in den Brief hinein, wie unfähig war er, irgend ein Wort hervorzustottern. — Die Gräfin trug Sorge, meine Verbindung mit der reichen Mariane von L... möglichst schnell bekannt zu machen. Ganze Vorräthe von Glückwünschungskarten liefen ein und machten sich auf dem Putztische meiner Mutter geltend. Die seltsamsten Motto's, die gediegensten Phrasen drückten alle den einfachen Wunsch aus, mich glücklich zu sehen, und da das mit meinen eignen Wünschen ganz übereinstimmte, so fand ich die allerliebsten Dinger recht interessant und ging öfters mit ganzen Taschen voll davon, zu Kunstgärtners, um ihren Inhalt in einer kleinen Rosenlaube zu studiren, von wo aus ich die Durchsicht auf Weibels Fenster hatte. Denn daß hier gerade, in diesem Winkel voll Blumen und Blüten, das Glück wohne, war meiner Ansicht nach sehr natürlich, ja sogar meine Freunde und Bekannten fanden es anständig, mich entfernt von der großen Welt zu wissen, mich, den Verlobten! —

(Fortsetzung folgt.)

Vandalismus.

Heut' zu Tage sucht und findet man viel darin, Reliquien von Personen, die sich auf irgend eine Weise berühmt gemacht, ja selbst von solchen, die sich einen bösen Nachruf erworben haben, zu sammeln, oder einzeln an sich zu bringen und aufzubewahren, absichtlich für ewige Zeiten. Ueberall zeigen sich Bestrebungen dieser Art, welche wahrhaft lobenswerth und nur dann zu tadeln sind, wenn sie, da Uebertreibung in keiner Beziehung Beifall erregen kann, zu einer Manie aus-

Digitized by Google

arten. In früheren Zeiten richteten diese Bestrebungen sich fast ausschließlich auf die Hinterlassenschaften der Heiligen, und nur äußerst selten war man darauf bedacht, auch Reliquien von Personen, die sich auf irgend eine andere Art und Weise ausgezeichnet, berühmt und um die Menschheit verdient gemacht hatten, zu sammeln, oder einzeln zu erwerben und für die Nachwelt aufzubewahren. Ja, oft geschah es, daß man Dinge dieser Art muthwillig verschleuderte, so daß von den Hinterlassenschaften der allermeisten hochverdienten und berühmten Männer der vergangenen Jahrhunderte, mochten sie Gelehrte, Künstler, oder Kriegshelden sein, in diesem Augenblicke kein Fragment mehr aufzuweisen ist. Hier nur ein Beispiel von der Nichtachtung, mit welcher man damals mit Dingen verfuhr, welche man heut' zu Tage mit Gold aufzuwiegen keinen Anstand nehmen würde.

Als der berühmte Danziger Astronom Johannes Hevelius, dessen merkwürdiger Ahnung in diesen Blättern schon Erwähnung geschehen ist, durch den Tod von dem Schauplatze seiner verdienstvollen und allgemein anerkannten Thätigkeit abgerufen worden war, theilte man sich in seine Nachlassenschaft, welche ungeachtet des entsetzlichen Brandunglücks, das acht Jahre früher den Erblasser heimgesucht hatte, noch immer sehr bedeutend war; denn Hevelius hatte trotz seinem damals schon weit vorgerückten Alter nicht geruht und gerastet, um das Verlorengegangene möglichst wieder zu ersetzen. Doch wie verfuhr man mit Gegenständen, welche Jedem, obgleich sie von keinem materiellen Werthe waren, hätten theuer, ja unschätzbar sein sollen! Die noch übrigen Exemplare der verschiedenen Werke des um die Wissenschaft so hochverdienten Mannes bewahrte man so schlecht auf, daß sie bald darauf verdarben und gänzlich unbrauchbar wurden; die interessanten Briefsammlungen und die Kepler'schen Handschriften wurden um einen Spottpreis verschleudert; die Kupferplatten zu der „Machina Coelestis" und zu der „Selenographie," einem Werke, welches 150 Jahre lang in einer mächtig aufstrebenden Zeit als einzig in seiner Art dastand und erst durch Schröter's Untersuchungen übertroffen werden konnte, diese Kupferplatten, sage ich, verkaufte man, was um so tadelnswerther war, da Johannes Hevelius sie eigenhändig gestochen hatte, in Masse an einen Kupferschmied, und aus der Kupfertafel der großen Mondkarte ließ sogar Einer, der nicht wenig dieses herrlichen Einfalles sich gefreut und gerühmt haben soll, sich — — ein Theebrett anfertigen! — Wie sorgsam würde man heut' zu Tage mit diesen Gegenständen umgehen, und wie eifrig beflissen würde das edle, kunstliebende Danzig sein, dieselben unversehrt der Nachwelt aufzubewahren!

F. W. F. v. Rekowsky.

Feuilleton.

„Mehr Luft möcht' ich" — sprach der unglückliche Iwan zu Kaiser Peter III. von Rußland, der ihn in seinem elenden Kerker besuchte. Das ist ein Wunsch, den wohl mancher Prinz haben dürfte. Hofluft ist eben so schlimm, wie Kerkerluft; in diese Atmosphären dringt oft nur schwer Etwas von dem, was draußen vorgeht, oder es kommt nicht so, wie es sollte, an den rechten Mann.

Nicht Alle, welche die Leute schinden, sind dabei noch so gerecht, wie der Abbé Terray, Finanzminister unter Ludwig XV. Man rieth ihm die Unzufriedenen einstecken zu lassen; er meinte aber: „Wenn man die Leute schindet, so muß man sie auch schreien lassen." Als einmal wieder eins seiner Geld erpressenden Edicte erschienen war, stellte ihm eine Deputation der Geistlichkeit — denn für diese war es besonders drückend — die Ungerechtigkeit vor. „Aber wer sagt denn, daß das Edict gerecht sein soll?" entgegnete er. Sie meinten, das hieße aber doch den Leuten die Taschen ausräumen. Gelassen, wie vorher, antwortete er: „Wo soll ich's denn sonst hernehmen?"

Ludwig XV. wurde frühzeitig durch die Hofleute verwöhnt; täglich sagten sie ihm Schmeicheleien, lobten seine Einfälle, ertrugen seine Neckereien; selbst der Regent während Ludwigs Minderjährigkeit, Herzog Philipp II. von Orleans, bewies dem Kinde Ludwig die tiefste Ehrerbietung. Natürlich nahm dagegen Ludwig sich heraus, den Leuten die mißfälligsten Dinge in's Gesicht zu sagen. So rief er bei der Vorstellung Coislin's, Bischofs von Metz, aus: „O, mein Gott, wie häßlich ist der Mann!" Der Bischof, der kein gewöhnlicher Höfling war, wendete sich zu den dabei Anwesenden und sagte ganz laut: „Das ist ja ein kleiner ungezogener Junge." **G‡.**

Comme l'enthousiasme de la devotion emprunte le langage de l'amour, l'enthousiasme de l'amour emprunte aussai le langage de la devotion. Den Beleg zu der ersten Hälfte dieses Ausspruchs von Rousseau geben mehrere alte geistliche Lieder, die, wenn sie nicht in frommer Gesellschaft ständen, und wenn man nicht wüßte, wer der gemeinte Seelenbräutigam ist, man für ziemlich sinnlich-erotische Ergüsse halten würde.

C'est le metier des prédicateurs de nous crier: soyez bons et sages, sans beaucoup s'inquléter du succès de leurs discours. (Rousseau.)

S'il y a quelque réforme à tenter dans les moeurs publiques, c'est par les moeurs domestiques qu'elle doit commencer, et cela dépend absolument des pères et mères. (Ders.)

Wir Menschen sind alle Kreuzritter; denn mit allen unsern mühseligen Kämpfen erobern wir am Ende nur ein Grab. (H. Heine.)

Armes Herz! An welchem Ort hienieden
Bleibt es lange mit sich selbst in Frieden?
Wie ein Kind, das eingeschlummert scheint,
Wacht es auf vom kleinsten Laut und weint.

Willst Du in's Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.
(v. Göthe.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 25.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Bruno von Drachenfels,

oder

die Strafe folgt dem Verbrechen.

Romanze in drei Abtheilungen.

Dort wo in Frohburgs schönen Auen
Der dunkle Streitwald sich erhebt,
War einst ein festes Schloß zu schauen,
Vor dem die Gegend rings gebebt;
Doch nicht mehr überfällt ein Grauen
Den Wandrer, der vorüberschwebt,
Denn jetzt erblickt man von der Veste
Nur noch geringe Ueberreste *)

Doch damals hauste mit zwei Söhnen
Graf Bruno Drachenfels darin.
Ihn rührte nicht der Jungfrau Stöhnen,
Der Wandrer Bitten, nur Gewinn
War seine Lust, mit frechem Höhnen
Verlachte er den Rittersinn
Der Edlern, die die Unschuld schützten
Und Frau'n und Wandrer unterstützten.

Nur unbedeutend ist die Weite,
Die jenes Schloß von Gnandstein trennt;
Nicht Beute war Graf Cuno's Freude,
Wie jene Sage Euch bekennt **),
Die Unschuld schützte er im Streite,
Drum ward es Gnadenstein benennt.
Auch das nicht weit entfernte Kohren
War zu der Wandrer Schutz erkohren.

Einst wandelte zur Waldcapelle,
Wie öfter, Cuno's Töchterlein;
Schon ist sie fast zur heiligen Stelle,
Da hört sie ringsum „Hurrah" schrein.
Und weh! es sprengt mit Blitzesschnelle,
Daß Funken sprühten Fels und Stein,
Des Drachenfelser Sohn mit Lachen
Und wildem Hohne zu der Schwachen.

„Ha Täubchen! hab' ich Dich gefangen?
Du bist fürwahr kein schlechter Lohn,
Nun ist gestillt mein heiß Verlangen,
Behagst des Drachenfelser Sohn' —
Die Arme faßt des Todes Bangen,
Auch ihre beiden Diener flohn —
Sie sucht zu schreien, sucht zu fliehn,
Doch ist vergeblich ihr Bemühn.

Denn wie der Geier seine Beute
Mit wüthender Begierde faßt,
So hebt er auch mit höll'scher Freude
Zu sich auf's Roß die süße Last.
„Dies, Knappen," ruft er „gnüge heute!"
Und sprengt dahin mit eil'ger Hast.
Der Thurmwart bläst — die Brücke rasselt nieder,
Und sie — erwacht im Burgverließe wieder.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ueber den Namen Streitwald siehe Ritter's Geschichte von Meissen. Die in Trümmern liegende uralte Wolfsburg, nahe am Jägerhause, bietet dem Besuchenden angenehme Ruheplätze und Spaziergänge dar. Früher war sie Besitzthum des Kunz von Kauffungen.

**) Gnandstein und Kohren sollen nach alter Sage die Wandrer beschützt haben, daher vielleicht auch der Name. Bekanntlich ist Ersteres schon seit grauen Jahrhunderten das Stammhaus der Grafen und Herren von Einsiedel.

Ein mittelalterliches Volksfest.

(Fortsetzung.)

Voran schritt ein Führer, der sehr reich gekleidet mit einem Federbusche und einer Binde geschmückt war

Digitized by Google

und in seiner Rechten eine im Winde wehende weiße und grüne Fahne trug. Es war der Fleischhauermeister Wenzel, der heute die Ehre genoß, Fähnrich und von mehren Trabanten, die ihm zur Seite gingen, begleitet zu sein. Auf diese Führer folgte ein Trupp Stadtmusikanten mit Trommeln, Pauken, Posaunen und Pfeifen und spielte einen bei derartigen Aufzügen damals üblichen, weit und breit hinübertönenden Marsch. An die Musikanten schlossen sich die Aelterleute der zu dieser festlichen Handlung zusammengetretenen Fleischergewerke der drei vereinigten Städte; natürlich gleichfalls der dermaligen Gelegenheit angemessen geputzt und ausstaffirt. Hierauf kamen, paarweise geordnet, die Fleischhauerknechte, die ersehen worden waren, „die lange preußische Bratwurst," den Gegenstand dieses Festes, zu tragen. Sie waren sämmtlich stattlich und völlig übereinstimmend gekleidet, trugen sämmtlich blendend weiße Schürzen, an zierlichen Gürteln und blanken Kettlein Schlachtmesser an der Seite und Binden am Arm, und von ihren Hüten wehten Federbüsche und weiße und grüne Bänder. Und welch einen Anblick gewährte die mit Laub- und Blumenkränzen geschmückte Bratwurst, welche sie trugen! Wahrhaft einen überraschenden, die kühnsten Erwartungen übertreffenden! Die diesmalige „lange preußische Bratwurst" war von einer außerordentlichen, wahrhaft Staunen erregenden Länge; sie maß nicht weniger, als 1005 Ellen, und hatte ein Gewicht von 885 Pfund! Die von 1520 war nur 41, die von 1525 — 100, die von 1535 — 203, die von 1540 — 302, die von 1558 — 403, die von 1574 — 500 und endlich die von 1583, also die letzte, 596 Ellen lang gewesen. Jubelnd begrüßte die unabsehbare Volksmasse die so lange entbehrte Erscheinung, und sonder Zweifel wäre das große, kostbare Werk, ungeachtet es von 104 kräftigen Männern getragen wurde, in Gefahr gekommen, beschädigt zu werden, wenn nicht, aus weiser Vorsicht, neben den Trägern noch eine beträchtliche, gleichfalls festlich geschmückte Anzahl von Fleischhauerknechten gegangen und fort und fort beflissen gewesen wäre, dem freudigen Andrange des Volkes einen angemessenen Widerstand zu leisten.

Ohne Aufenthalt ging nach seinem Erscheinen der Festzug, dessen Ausdehnung weit länger, als der Durchmesser mancher kleinen Stadt war — natürlich fort und fort von zahllosem Volke begleitet und umringt — den vorher schon bestimmten, von Stadtknechten möglichst freigehaltenen Weg, und zwar zunächst nach dem nördlich von der Altstadt gelegenen, auf einer ansehnlichen Berghöhe thronenden herzoglichen Schlosse. Er ging an der St. Nicolai-Kirche, der altstädtischen Pfarrkirche, vorüber, hierauf durch die enge, um den Schloßberg herumführende Gasse, welche Danziger-Keller genannt wird, und bewegte sich dann durch das große Schloßthor, das, unter der Kirche weg, auf den inneren Schloßplatz führt. Hier angelangt, und nachdem die 104, die lange Bratwurst tragenden Fleischhauerknechte auf dem Platze, welcher 333 Fuß lang und 213 Fuß breit ist, sämmtlich eingetroffen waren, und in einer vielfältig gekrümmten Linie hier Posto gefaßt hatten, wurde vor den Fenstern der östlichen Seite des im Viereck erbauten Schlosses, da sich hier die herzoglichen Gemächer befanden, die Fahne der Festgenossenschaft gesenkt, und dreimal erscholl eine schmetternde Fanfare. Hierauf begab sich eine Deputation der drei hier vereinigten Fleischhauergewerke hinauf zu dem Landesherrn, um ihm im Namen der letzteren ehrfurchtsvoll eine Neujahrs-Gratulation darzubringen und zugleich Seine Fürstliche Gnaden mit der Bitte anzugehen: von der sich gegenwärtig befindenden „langen preußischen Bratwurst" huldvollst eine Kleinigkeit anzunehmen. Nach kurzem Verweilen dort oben kehrte die Deputation nach dem Schloßplatze zurück; die unterthänigst angebrachte Bitte war gewährt worden, und nun wurde ein Stück von 130 Ellen von der Bratwurst geschnitten, auf eine ungeheuer große Schüssel gelegt, welche man zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, und sodann das Festgeschenk in den herzoglichen Küchen, die sich in der Südseite des Schlosses befanden, abgeliefert. Auch die hohen Räthe des Herzogs gingen nicht leer aus; denn die ehrbaren Fleischhauergewerke verehrten denselben von ihrer ungeheuern, und ohne Zweifel längsten Wurst, welche jemals angefertigt worden ist, ein Stück von ziemlich beträchtlicher Länge.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter schien anderer Meinung; wenigstens warf sie eines Abends beim Spieltische die an sich ganz unschuldige Frage auf: wo ich den lieben langen Tag zugebracht habe. — Und ihr glänzendes Auge, von den hohen Brauen begränzt, halb von langen Wimpern beschattet, lagerte auf meinem Gesicht mit einer Stätigkeit, einer Kälte, die mich zur Verzweiflung brachte. Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopfe stieg, bückte mich schnell und suchte lange auf dem Parquet nach der Coeurdame, welche meine Nachbarin, ordentlich mir zum Trost, hatte fallen lassen. Ja ich betrachtete sie für den ganzen Abend als meine Wohlthäterin und verlor herzlich gern die Parthie an sie; denn als ich mich aufrichtete, sah meine Mutter nachdenklich in ihre Karte; von mir war nicht weiter die Rede. Bei Tafel sprach man sich im Allgemeinen darüber aus, wie viel Unangenehmes in der Verbindung von Personen liege, welche durch die Kluft des Standes und der Verhältnisse von einander ursprünglich geschieden wären. — Dies Gespräch gab mir reiflichen Stoff zum Nachdenken. Was ich bisher stillschweigend angenom-

Digitized by Google

men hatte, was ich heute, an einer zahlreichen Tafel, unumwunden als geltende Ueberzeugung aussprechen hörte, stieß zum ersten Male in mir auf lebhaften Widerspruch. Zwar war ich klug genug, meine veränderte Ansicht nicht laut werden zu lassen, allein das vermehrte nur den Widerstand in meinem Innern. „Was!" rief ich, als ich mich allein auf meinem Zimmer sah, „Mary's schönes holdes Wesen sollte meiner nicht werth sein? Sie, die einen Hofball zieren würde, durch Zufälligkeiten des Glückes und unwesentliche Aeußerlichkeiten ewig von mir geschieden sein? Nein! Ich werde ihnen zeigen, wie sich ein willenskräftiger und vorurtheilsfreier Edelmann zu benehmen hat, Menschen von Verdienst und Werth gegenüber! Ich werde Mary zu mir erheben, ich werde, und schriebe sie noch einmal so unrichtig, Mary heirathen!" — Ich setzte mich auf der Stelle hin, schrieb, aufgeregt von Wein und Gespräch einen glühenden Liebesbrief, worin ich Mary Herz und Hand antrug, siegelte hastig, steckte den Brief, aus Furcht, er möchte in falsche Hände gerathen, ohne Aufschrift in die Tasche und eilte mit dem ersten Frühroth zu Kunstgärtners, um den günstigen Augenblick abzusehen. — Alles war noch leer und still und heimlich in dem Garten, die Bursche noch nicht an der Arbeit, die Gardinen an Mary's Fenster noch fest verschlossen. Nur die Vögel waren schon vor mir da und brachten ihr ein Ständchen. Ich trat ins Gewächshaus, dessen Thür nur angelehnt war, setzte mich in eine Nische von blühenden Oleanderstauden überragt, in tausend Träume versunken, von dem Reiz der Gegenwart durchschauert und voll Bangen für die nächsten Stunden. — So saß ich und sah in die duftigen Büschel und Blumen hinein. Da hört' ich leises Geräusch über meinem Kopfe. Ich sah empor, glaubte ein Vogel habe sich hierher verirrt, und stieg einige Stufen auf eine Leiter, welche nicht fern stand. Aber siehe! auf der obersten Sprosse schwebt die kleine Mary, wie ein leichter Paradiesvogel sich in den Zweigen wiegt, mit den weißen Armen, gleichwie mit zarten Schwingen, bald rechts, bald links in die Blüthen hineinlangend, die Töpfe auf ihren Gestellen ordnend, die Blumenhäupter der Sonne zukehrend, die so eben über ihr hereindringt. Ueberrascht und entzückt von der göttlichen Erscheinung, mochte ich auf der Leiter eine Bewegung gemacht haben, die der holden Flora Schrecken einflößte, sie that einen kleinen, halb erstickten Schrei, glitt aus und ich empfing sie in meine Arme. — Hier im engen grünen Raum hörte Mary das Geständniß meiner Liebe. Sie neigte das Köpfchen zu mir, sie lauschte meinen Worten, aber vergebens bat ich um ein Zeichen ihrer Gegenliebe, sie blieb stumm, und ein Kuß, den ich ihr rauben wollte, scheuchte sie aus meinen Armen; sie entfloh, indem sie mir lächelnd mit dem Finger drohte. — Ich zürnte dem leichtfertigen Mädchen, das auf meine heiligsten Schwüre, meine glühendsten Betheuerungen nichts als dieses Zeichen der Geringschätzung zu erwidern hatte, und einen Blick, der . . . ja einen Blick! — Sobald ich diesen Blick mir zurückrief, schwand mein Zorn, und Himmelsahnungen durchbebten das Herz. Was lag nicht Alles in dem tiefsten Grund dieses Auges, als es nach mir zurückschaute! — Hohn blitzte mir daraus entgegen und Schadenfreude, aber dahinter etwas wie Gegenliebe und himmlische Gewährung. Einen Augenblick hatte ich in diesem Krystallspiegel gelesen und glaubte in seinen Tiefen den Glanz eines versunkenen Reiches zu entdecken. —

(Schluß folgt.)

Widerlegtes Vorurtheil.

Die edeln, braven Pommern, und besonders die Landedelleute jener nun schon längst dem preußischen Staate einverleibten Herzogthümer, sind nicht selten mißkannt und falsch beurtheilt worden, und man hat oft sich nicht entblödet, ihnen Ignoranz und Mangel an Witz und aller gesellschaftlichen Bildung zum Vorwurfe zu machen. Noch August von Kotzebue, der sonst so reich begabte und beliebte Lustspieldichter, konnte nicht umhin, in mehren seiner Stücke, vorzugsweise aber in seinen „Pagenstreichen," zu Hauptpersonen pommersche Edelleute und Fräuleins zu machen und dieselben so lächerlich als möglich erscheinen zu lassen *). Allein nur Vorurtheil, entsprungen aus völligem Verkennen des in Pommern herrschenden Geistes und der dort Statt habenden socialen Verhältnisse, hat Diejenigen leiten können, die über die edeln Pommern sich mißgünstig ausgesprochen haben; denn schon im Beginn des vorigen Jahrhunderts ließ man ihnen, wie das heut' zu Tage natürlich schon längst weit und breit der Fall ist und nothwendig sein muß, völlige Gerechtigkeit widerfahren und sprach sich über sie so aus, wie sie es wahrhaft schon damals verdienten.

So sagt schon Jacob Paul von Gundling in seinem Werke: „Pommerischer Atlas, oder geographische Beschreibung des Herzogthums Pommern und des dasigen Adels, aus Landes-Urkunden; Potsdam, Anno 1724," S. 38 über den Adel Pommerns Folgendes: „Es sind große Feld-Marschälle und Generals aus der Pommerischen Noblesse zu unsern Zeiten bekannt, daß wohl nicht eine Adeliche Familie vorhanden, welche nicht vornehme Officiers annoch im Leben zeigen kann. Es hat sich auch der Pommerische Adel in Staats-Sachen, Gesandtschaften und großen Staats-Bedienungen herfür gethan, daß also der Genie, sowol des Adels als auch der Eingebornen groß und stattlich zu schätzen ist. Es fehlt auch in den Städten an sehr tüchtigen Leuten

*) In dem hübschen, gastfreien Stolpe zeigt man noch das Haus, in welchem Kotzebue bei seiner Durchreise durch diese Stadt die „Pagenstreiche" gedichtet haben soll.

Digitized by Google

nicht, welche in allen Arten der Wissenschaften und Künste sich herfür gethan. — Sie dienen sehr wol zu Pferd und zu Fuß ohne Unterschied, und haben allezeit Ehr und Ruhm im Krieg davon getragen." — Und S. 167 heißt es: „Ja, man findet von der Pommerischen Nation so viel löbliches aufgezeichnet, als man von vielen nicht aufweisen kann. Also darff man vor dieser Nation sich nicht schämen, als welcher zur höchsten Glorie in der Welt nichts gefehlet hat." — — Und in dem Werke: „Erläutertes Preußen; Königsberg 1728," Tom. IV., S. 385 ff. heißt es, — zu geschweigen noch manches anderen gerechten Urtheils aus jener Zeit, — über unsere braven Pommern: „Der Pommerische Adel hat sich ziemlich stark in Preußen ausgebreitet, und darinn das Recht der Eingeburt erlanget. In denen hohen und niedrigen Collegiis des Landes haben nicht unselten Pommern gesessen, und das Ruder mit geführet. Die Preußische Academie und Kirche kan viel geschickte Pommern nennen, welche sich um dieselbe verdient gemacht haben. Ja man mag noch itzo alle Stände, Bedienungen und Professiones unsres Landes durchgehen, so wird man darinn Pommern antreffen, die ihr Glück in Preussen gefunden haben. — Ein vieles mag auch zu diesem Glück der Pommern in Preussen contribuiret haben die sonderbare Arbeitsamkeit und Wirthlichkeit, imgleichen die Aufrichtigkeit und deutsche Redlichkeit, wodurch diese Nation sich für andern allewege zu distinguiren gesucht. Davon ein altes Chronicon also schreibet: Die Pommern sind gutwillig, arbeitsam, andern zu dienen geneigt, in Sachen auszuführen standhafftig, nicht Liebkoser oder Schwätzer, sondern redlich und wahrhaftig, wie das ihre Sprichwörter mit bringen: Lyke un Recht währet thom längsten; Recht don eß kene Sünde etc. Endlich hat auch ihr gutes Naturel, welches sich in alle Menschen zu schicken weiß, und gegen jedermann gefällig zu bezeigen gewohnt ist, verursachet, daß die Pommern gemeiniglich bey denen Fremden geliebet und nach Gelegenheit befördert werden, wie Ioh. Micraelius redet, auch solches mit vielen Exempeln erweiset, und mit den Zeugnissen Melanchtonis, Chytraei und Rollenhagii bewähret, daß dieses Land viel schöne und hurtige Ingenia herfür gebracht habe." u. s. w.

Um nun aber auch durch Beispiele zu zeigen, wie man dessenungeachtet einstmals mißgünstig und falsch über die braven Pommern, und besonders über deren Landadel, geurtheilt, aber auch oft für diese unbegründete Annahme eine tüchtige Widerlegung gefunden hat, theile ich hier zwei ergötzliche, gewiß nicht allgemein bekannte Anekdoten mit, deren Authenticität aus vielen Gründen sich nicht im entferntesten bezweifeln läßt. Man findet dieselben übereinstimmend erzählt in Erasm. Francisci „Schaubühne," Part. I. p. 483; in M. Christ. Schöttchen's „Altes und Neues Pommerland," Part. I. p. 117 ff.; in Cons. M. Sam. Elardi, Propos. Goloviensis, L. III. der „Golnowischen Schul-Geschichten" und endlich in dem „Erläuterten Preußen," Tom. IV, p. 388. — Doch nun ohne weitere Erörterung zur Sache!

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

In Folge alter und eingewurzelter Vorurtheile geriethen die Mitglieder des französischen Adels, welche Handel trieben, in Mißachtung und wurden von ihren Standesgenossen nicht mehr als ihres Gleichen anerkannt; zwei Gewerbszweige jedoch waren ausgeschlossen: Schmieden und Glasblasen. Dies ist die Ursache, warum man in den alten mit Kupferstichen versehenen Büchern über die Kunst der Glasbläserei die ihre Flaschen blasenden Gläser mit dem Degen zur Seite darstellt. Hat nun gleich die neuere Gesetzgebung diese Vorrechte aufgehoben, so bestehen sie, so zu sagen, noch immer in praxi.

[Schleier der Maria Stuart.] Derselbe, mit welchem die unglückliche Maria auf dem Schaffote sich das Haupt bedeckte, als der Henker sie an der Schulter verwundete, ist noch vorhanden. Er ward Eigenthum Sir Hippisleys, der mütterlicher Seits von Maria abzustammen behauptet. Maria hatte ihn selbst gestickt, und ist er mit einer Einfassung und mit Goldstreifen durchflochten. Später wurde er anders gefaßt, und hierauf folgende Worte in goldenen Buchstaben gesetzt: Velum serenissimae Mariae Scotiae et Galliae reginae martyris, quo induebatur, dum ab heretica ad mortem injustissimam condemnata fuit. Anno Sal. 1586 a nobilissima matrona anglicana diu conservatum et tandem Deo et Societati Jesu consecratum. Diese kostbare Reliquie des Hauses Stuart gehörte dem letztem Sprößlinge dieser Familie, dem Cardinal York, welcher ihn mehrere Jahre hindurch in seiner Privatcapelle unter andern Erinnerungszeichen aufbewahrte und ihn bei seinem Tode Sir Hippisley vermachte. **A. v. E.**

[Aus M. Claudius goldenem und silbernem ABC.]

Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut,
Fahr zu, gleich zu, wie Paulus thut. —
Hau deine Götzen muthig um,
Es sei Geld, Wollust oder Ruhm. —
Kämpf und erkämpf' dir eignen Werth,
Hausbacken Brod am besten nährt. —
Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr,
Zerbrich den Willen, das ist mehr. —
Aus Nichts wird Nichts, das merke wohl,
Wenn aus dir Etwas werden soll. —
Häng an die große Glocke nicht,
Was Jemand im Vertrauen spricht. —
Im Anfang war die Erde leer,
Am Ende sind's die Köpfe mehr. —
Kratz nicht im Staube, wie ein Thier,
Der Kopf sitzt ja nach oben dir. —
Nichts ist so elend, als ein Mann,
Der Alles will, und der Nichts kann.

Der mächtigste von allen Herrschern ist der Augenblick. (v. Schiller.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 26.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Bruno von Drachenfels,

oder

die Strafe folgt dem Verbrechen.

(Fortsetzung.)

II. Die Strafe.

„Auf Kampfesgenossen der Morgen graut,
Schon glänzen die Thürme und Zinnen,
Schon werden die singenden Vöglein laut,
Drum lasset uns eilen von hinnen!
Schon schimmert die Sonne, es flieht die Nacht,
Es glänzen die Fluren in wonniger Pracht,
Es röthen sich golden die Reste
Der jüngst eroberten Veste.

„Auf treue Genossen, besteiget das Roß
Und wappnet die kräftigen Glieder,
Die Unschuld zu retten aus räubrischem Troß,
Bringt himmlische Freude uns wieder!
Verderben dem Frevler im blutigen Strauß,
Schon stampfen die Rosse, drum fröhlich hinaus!
Auf laßt sie uns eilig besteigen,
Wir schwören Verderben den Feigen!"

So feuerte Cuno, erfüllt mit Schmerz,
Die Reisigen an und die Freunde,
(Es hatten dem liebenden Vaterherz
Die Kunde vom Raube der Feinde
Zwei Zeugen gebracht.) — Verderben und Tod
Dem Frevler wir schwören beim Morgenroth.
„Hurrah!" so riefen die Treuen
Hinaus in der Streitenden Reihen!

In Ruhe, in seinem befestigten Schloß,
Saß Bruno *) und spähte nach Beute;
Da kündet der Thurmwart bewaffneten Troß.
Es ruft die Trommete zum Streite;
Ob anfangs ein wenig betroffen er war,
Ermannt er sich dennoch und sammelt die Schaar,
Und eilt, gewappnet die Glieder,
Zum blutigen Strauße hernieder.

Es klirrten die Lanzen, es klirrte das Schwert,
Es tobte das Waffengetöse;
Dort Hurrahgeschrei, hier schnaubte das Pferd,
Gereizt durch die blutigen Stöße;
Es zittert der Boden, es dröhnet der Wald
Vom Fallen der Streiter und Rosse
Und der Lanzen kräftigem Stoße

Schon senkt sich die Sonne nach Westen hinab,
Noch wüthet die blutige Fehde,
Schon sanken der Streiter gar viele in's Grab,
Und immer der Tod noch mähte;
Noch sendet die Sonne die Strahlen zurück
Da naht der entscheidende Augenblick,
Es fällt den Rächern zur Freude
Graf Bruno nach tapferem Streite

(Schluß folgt.)

*) Der Sage nach war Bruno der gefürchtetste Raubritter. Von seinen Söhnen hatte der Aeltere, Wolf, wie oben erzählt, Cuno's Tochter geraubt.

Ein mittelalterliches Volksfest.

(Fortsetzung.)

Nachdem auch dies geschehen war, setzte sich der Zug, dessen Wurst aber im Ganzen kaum merklich kürzer geworden war, unter Trommel- und Paukenschlag, unter Posaunen- und Pfeifenklang wieder in Bewegung, um seine Wanderung fortzusetzen. Er zog hinaus durch das östliche Schloßthor, welches dem, durch welches er gekommen war, gegenüberliegt, kam

Digitized by Google

in dieser Richtung auf den sogenannten äußern Schloßplatz, wandte sich hier aber sofort rechts und bewegte sich wieder nach der Altstadt hinab. Hierauf durchschritt er das damals noch vorhandene, erst i. J. 1706 abgebrochene, von hier den Eingang in die Altstadt gewährende Schloßthor, ging die Schmiedegasse hinab bis zu dem Punkte, wo diese von der altstädtischen Langgasse durchschnitten wird, bog rechts in diese Straße ein und wandte sich dann jenseit der Kirche in die Schuhgasse, welche nach der Krämerbrücke (früher Keggerbrücke genannt) hinabführt. Ueber diese Brücke, die damals noch mit festen Thoren versehen war, gelangte er in den Kneiphof, und zwar zunächst in dessen Hauptstraße, die Langgasse. Diese zog er hinab bis zu der links einmündenden Brotbänkengasse, nahm dann durch diese seinen Weg und gelangte in die Schönberger-Straße (vulgo: Schempergasse), welche eine Parallelstraße der Langgasse ist. In dieser wandte er sich zurück und kam — den Kneiphof verlassend — über die damals auch noch mit zwei festen Thoren versehene Schmiedebrücke wieder in die Altstadt, und zwar in die Schmiedegasse, zurück. Von hier aus ging es aber sogleich rechts in die Langgasse und hin nach dem damals noch vorhandenen, gleichfalls erst späterhin abgebrochenen Krummen-Grubenthor, welches hier die Altstadt von der Stadt Löbenicht trennte, oder auch die Verbindung zwischen diesen beiden Stadtheilen vermittelte. Kaum hatte der Festzug — noch immer von zahllosem Volke begleitet — dies Thor durchschritten: da wurde er mit schmetternder Musik und donnerndem Vivat-Rufen, und zwar von den Losbäckern empfangen, denen, wie gesagt, nach altem Herkommen und Brauch vorzugsweise zu Ehren „die lange preußische Bratwurst“ angefertigt und dargebracht wurde. Auch die Losbäcker hatten sich der festlichen Gelegenheit angemessen und würdig ausstaffirt, hatten keine Kosten gespart, um in nichts den ehrbaren Fleischergewerken nachzustehen, und denselben einen Empfang bereitet, über den wohl in keiner Hinsicht geklagt werden konnte.

Sobald sich nur einigermaßen der Jubel beim Eintritte der Fleischhauer mit ihrer langen Wurst in den Löbenicht gelegt hatte, vereinigten dieselben sich sofort mit den Losbäckern und zogen mit ihnen nach dem „Gemeingarten,“ wo die Freuden dieses Tages erst recht beginnen sollten. Natürlich war hier Alles zu einem gemeinsamen Mahle und Gelage aufs beste vorbereitet, und es fehlte auch hier nichts, was ehrbare, genügsame Menschen von deutschem Schlage nur bedürfen und wünschen konnten, um recht innig froh und fröhlich zu sein. Unter Essen und Trinken, unter Spiel und Tanz, Musik und frohem Gesange wurde der Abend und die Nacht des 1. Januar 1601 hier hingebracht; der größte Theil der von den Fleischhauern den Losbäckern dargebrachten „langen preußischen Bratwurst“ ward gebraten und verschmaus't, und gewiß ist es, daß dieses Wurstfest mit zu den frohesten und eben so zu den eigenthümlichsten gehört, welche harmlose, gutgesinnte Bürger mit einander begehen können.

Nun war es aber auch, wie eben schon bemerkt, in Königsberg eine alte, eigenthümliche Sitte, daß die dasigen Weiß- oder Losbäcker jedesmal, wenn ihnen von den Fleischern der drei vereinigten Städte am Neujahrstage die sogenannte „lange preußische Bratwurst“ in festlichem Aufzuge verehrt worden war, es nicht anstehen ließen, auf ihre Weise diese Darbringung angemessen zu erwiedern, also, mit einem Worte, sich zu revanchiren. Diese Revanche fand, wie gleichfalls schon bemerkt, am heiligen Drei-Königs-Tage Statt, welcher bekanntlich stets auf den 6. Jan. fällt. Nachdem nun am Neujahrstage des Jahres 1601 die Fleischhauergewerke der drei Städte Königsberg sich so außerordentlich angegriffen und diesmal eine Bratwurst geliefert hatten, welche, wie wir gesehen haben, so lange man denken konnte, alle vorhergegangenen so unendlich weit übertraf: so wollten natürlich die Bäckergewerke nicht nachstehen und zurückbleiben, sondern diesmal auch etwas liefern, was in dieser Beziehung noch nicht dagewesen war.

In dieser Absicht und zu dem Zwecke traten denn auch die Bäckergewerke der drei vereinigten Städte Königsberg zusammen und backten „acht große Stritzel und sechs große Kringel,“ zu welchem Gepäck sie, wie sie später, gleich den Fleischern, auf Begehren des Herzogs nachwiesen, Folgendes bedurft und aufgewendet hatten. Erstens, 12 Scheffel Weizenmehl, welches Quantum 27 Mark kostete; zweitens, Hefen (Bärme) für 15 Gr.; drittens, Holz für gleichfalls 15 Gr.; viertens, Salz für 10 Gr., und fünftens, 2 Pfund Anis für 15 Gr. An Arbeitern waren einen ganzen Tag und die darauf folgende Nacht hindurch acht Personen beschäftigt, die während dieser Arbeit eine Tonne Bier austranken und verschiedene Speisen im Werthe von 9 Mark verzehrten. Zu den aus Pfefferkuchenteig gefertigten und mit reicher Vergoldung versehenen Löwenköpfen, Kronen, Sternen, Wappenschildern der Bäcker und dergleichen Verzierungen, welche man an dem Gebäck angebracht hatte, war ein Kostenaufwand von 3 Mark erforderlich gewesen, so daß die Stritzel und Kringel, als sie vollendet und verziert dalagen, 43 Mark 3 Gr. gekostet hatten. Wie viel aber diese Gebäcke zusammen gewogen haben, läßt sich mit völliger Bestimmtheit nicht mehr angeben.

(Schluß folgt.)

Aus einem Tagebuche.

(Schluß.)

Thor, der ich war! — dort wandelte sie hin, die Falsche, die Allee hinab, dem Tischlergesellen entgegen. Ich hatte noch gerade so viel Zeit zu bemerken,

Digitized by Google

wie sie ihn herzlich umarmte, und der grobe Bursche einen derben Kuß auf ihren zarten Mund drückte; dann sah ich nichts mehr, mir schwanden die Sinne, es dunkelte vor meinen Augen. Ich stürzte an ihr vorüber, und an dem Menschen, den sie Du, den sie Richard nannte, zum Garten, zum Hause hinaus, meiner Wohnung zu. Ich stampfte den Boden mit meinen Füßen, meine Hand ballte sich krampfhaft in meiner Tasche und erfaßte den Liebesbrief. Ich zog ihn hervor; meine Seele lechzte nach Rache; Rache an ihr, an ihrem ganzen Geschlecht! Ich machte in halbem Wahnsinn darauf die Adresse: „An Gräfin Mariane von L...", zog die Klingel und übergab dem Bedienten das Schreiben zur Bestellung. — Längere Zeit war seit dieser Begebenheit verflossen, ich hatte Mary nicht wieder gesehen, ich vermied das Haus, die Gegend, ja ich nahm mir vor, zu verreisen und die Bekanntschaft meiner Braut zu machen, aber nicht, bevor ich die böse Schneiderin gedemüthigt habe. — Nicht als der liebesieche, schmachtende Bewerber von Mary Weibel wollt' ich die Stadt verlassen, sondern als der gefeierte Graf B... der Verlobte der reichen jungen Erbin, Mariane von L... Um meinem Mädchen den Abstand zwischen Richard und mir recht fühlbar zu machen, und den Stachel der Beschämung tief in ihr undankbares Herz zu drücken, machte ich mich eines Tages, nicht ganz ohne Zuthun meiner Mutter, welche mich zu errathen schien, auf den Weg; kleidete mich auch so fein und zierlich, als gälte es einen Staatsgang. Ich stieg keck die fünf Stiegen hinauf und schwur, wenn Richard sich auf meinem Wege blicken lasse, ihm ohne Weiteres den Hals zu brechen. Trotzig stand ich vor der Thür, faßte die Klingel und schellte, daß es im Hause wiederhallte. — „Was will er?" kreischte eine heisere Stimme und ein altes Weibergesicht zeigte sich am Küchenfenster. „Fort von meiner Thür, bei mir ist nichts zu lungeren!" — Ich stand betroffen. „Ist Mary Weibel zu Haus?" schrie ich die Alte an. — „Was Webel," kreischte die Frau, „hier wohnt kein Feldwebel." Sie schlug das Fenster zu und ließ mich stehen. — Ich stieg hinab. Im ersten Stock kreuzten Bediente in reicher Livree auf dem Corridor. Ich fragte im Vorbeigehen nach einer gewissen Familie Weibel. Mit stummen Bücklingen öffnete man die Flügelthüren und hieß mich eintreten. Ich ward in einen Salon geführt, wo ich einen Herrn und eine Dame traf. Die junge Schöne lehnte nachlässig, in weißen Atlas gekleidet, auf einer chaise longue, der junge Mann stand ihr zur Seite, in reicher Uniform. Ihre Züge schienen mir bekannt und fremd zugleich. Als man mich gewahr ward, erhob sich das Mädchen, nahm ihren Begleiter bei der Hand und sagte, indem sie sich auf mich zu bewegte: „Graf L..., mein Bruder." — Ich betrachtete sie genauer; es waren Mary's reizende Formen; es war der Ton ihrer süßen Stimme, mit dem sie „Richard, mein Bruder" sagte. — Ich glaubte zu träumen! Was ich sah und hörte, was mich umgab, schien mir so fabelhaft, so wunderbar, die Märchenwelt that sich mir mit all ihrem Zauber so lebhaft auf! Ich konnte nicht sprechen. „Gräfin!" stammelte ich, „Mariane!" — „Die bin ich," lächelte die Holde. „Diesmal ist die Braut auf die Bräutigamsschau gezogen, und hat ein wenig mit Ihnen Komödie gespielt; sie mußte doch wissen, ob der Mann Farbe hielt! — Es war, wie's war," setzte sie schalkhaft hinzu, indem sie ein Blatt aus dem Versteck ihres Busens zog. — Mit Beschämung erkannte ich meinen Brief an Mary mit Marianens Adresse. — Nun trat auch Frau Weibel in ihrer wahren Gestalt herein und kündigte sich als Marianens Gesellschafterin an. Die Schwestern erschienen und waren zu Kammerfrauen geworden. — Zuletzt kam meine Mutter. — „Dir ist recht geschehen, lieber Sohn!" sagte sie, „wer eine Frau nimmt, unbesehen, verdient, daß man sie ihm austauscht." — Ich zog Marianen ins Nebenzimmer, ich warf mich ihr zu Füßen, ich bat, ich beschwur sie, einen Auftritt zu endigen, der für mich quälend ward. — „Wohlan," sagte sie, „da Mariane nicht dabei verliert, wenn Du Mary liebst, so sei Dir Deine Untreue vergeben, aber nur unter der Bedingung, daß nicht mehr die Rede von einer doppelten Haushaltung ist; denn," setzte sie mit all ihrem Liebreiz hinzu, indem sie ein Band aus ihren Haaren löste und es mir um den Arm schlang: „Ich kann auch Maß nehmen!" —

E. v. Cade.

Widerlegtes Vorurtheil.

(Fortsetzung.)

Kaiser Rudolph ersuchte einst im Scherze einen Herzog von Pommern, der sich längere Zeit an seinem Hoflager aufgehalten hatte und nun im Begriff stand, seine Heimkehr anzutreten: ihm doch einen „recht groben Pommer" mit den Jagdhunden zu senden, die ihm der Herzog zum Geschenke zu machen versprochen habe. Nachdem seit der Abreise des pommerschen Fürsten einige Zeit vergangen war, und man kaum jener Aeußerung mehr gedachte: da erschien — angethan mit einem äußerst altfränkischen Jägerkleide und umgeben von einem Rudel bellender und heulender Windhunde und mehrern unmodisch gekleideten Dienern — ein kräftig gebauter Herr vor dem kaiserlichen Residenz-Schlosse und begehrte mit „ziemlich ungeschliffenen Worten und Geberden" für sich und seine zwei- und vierbeinige Begleiterschaft Einlaß. Die Schildwache aber weigerte sich dessen und verlangte bestimmt zuvor zu wissen: wer der Fremde sei, und woher er komme. Da machte dieser sich „kraus-unnütz" und that „seinen Hals dermaßen weit auf," daß man ihn weit und breit hören konnte. Selbst der Kaiser vernahm das Geschrei

Digitized by Google

draußen am Schloßthore und wurde begierig — bereits merkend, wer angekommen sei — den gewiß abenteuerlichen Abgeordneten des Herzogs von Pommern von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Der Fremde erhielt nun natürlich ohne Weiteres Einlaß und ward mit seiner ganzen Begleiterschaft vor Kaiser Rudolph geführt.

„Die Complimente," welche er der Kaiserlichen Majestät in seinem vaterländischen Patois machte, „waren solche Rednerblumen, wie sie in den pommerschen Wäldern und Feldern bei den Bauerhüttlein wachsen," ergötzten aber den Kaiser, zumal da derselbe sich über die ihm vorgestellten, für seinen Zwinger bestimmten Windhunde höchlich erfreute, weit mehr, als ihn die Anrede des „gewandtesten Franzosen, ja selbst die eines Cicero" hätte ergötzen können. Der grobe, aber treuherzige Pommer ward hierauf zur Tafel geladen, da man mehr die Augen und Ohren an diesem „groben Rindfleisch," als den Magen an dem besten „Wildbrät und den rarsten Delicatessen" zu weiden hoffte. „Tausend Augen wie Argus" wünschte man sich, um nur keiner der „tölpelhaften Geberden und Mienen" dieses abenteuerlichen Legaten verlustig zu gehen. Und siehe, man fand mehr, als man erwartet hatte!

An der Tafel machte der Pommer es sich sogleich bequem, griff ohne Weiteres zu und warf die Leckerbissen, welche man ihm vorgelegt hatte, die ihm aber nicht behagten, in die Suppe zurück, so daß diese zum Gaudium der Anderen die Kleider der Nebensitzenden besprützte. Dafür nahm er eine Schüssel mit Rindfleisch an sich und verzehrte dieses mit einer Leichtigkeit, daß die Tischgesellschaft vor Verwunderung sich kaum lassen konnte. Dabei bediente er sich wenig des Messers, sondern „tranchirte fein mit Demjenigen, welches ihm sein Vater mitgegeben hatte." Doch alle Speisen der Tafel konnten ihn nicht sättigen; nein, er rief einen seiner Diener herbei und sagte ihm in seiner vaterländischen Mundart: „Gy Zießkenfreters, by enem goden Drunk höret ock ene gode Muntvul, da man sick an satt äten kan;" und der Diener brachte ihm seinen Reisekober, und unser Pommer aß nun mit einem Appetit, als beginne er nun erst seine Mahlzeit, rohen Schinken und Knackwürste. Alle rings umher staunten und starrten, zumal da Einige zu wähnen begannen, der ungeschlachte Pommer nähre sich von rohem Fleische. Und was die Getränke anbelangte: so war er wahrhaft auch nicht blöde; denn alles Weines, dessen er von seinem Platze aus habhaft werden konnte, bemächtigte er sich ohne Umstände, und goß denselben hinab, als wäre sein Bauch das Faß der Danaiden. So ging es denn fort bis zur Beendigung der Tafel, und wenn man je ein Original gesehen hatte: so war es wahrhaft dieser grobe, durch nichts zu erschütternde Pommer!

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Das Amt der Geschichte.] Während die Schmeichelei im Leben vergöttert, steht die Geschichte mit dem Griffel in der Hand im Winkel und sieht durch Kleider, Vorhänge, Masken, Bänder, Sterne, Modesprache, Ton, Lebensart der großen Welt und den enggeschlossenen Kreis hoher und niedriger Diener hindurch und gräbt mit unvergänglicher Schrift die wahre Beschaffenheit der Großen dieser Erde ein, nennt ihre Geschäfte und Vergnügungen, ihre Denk- und Handlungsweise mit den rechten Namen und legt das Denkmal für die Philosophie im Archive der Menschheit nieder. Wäre das von ihnen immer bedacht worden, wie ganz anders wären sie oft gewesen; dann müßten sie aber zuerst aus dem Zauberkreise der um die Geblendeten kriechenden und knieenden Geschöpfe herausgetreten sein, und die es thaten, waren stets edel, gut und gerecht; denn durch jenen Kreis dringt die Wahrheit selten, und hinter der umdampfenden Weihrauchwolke wird auch das hellste Auge wie vom Schleier umhüllt und der klarste Verstand umnebelt. **Gz.**

Der Mathematiker Euler gab 14 Bände in 8. und 31 in 4. der tiefsinnigsten mathematischen Schriften und 681 einzelne Abhandlungen und Aufsätze, wovon manche mäßige Quartbände bilden, heraus. — Joh. v. Müller schrieb in den „Briefen eines jungen Gelehrten" an seinen Freund: „Muratori hat 41 Folianten und bei 30 Bände in 4. gesammelt; nun ein einziger Mann so viel gesammelt hat, kann doch wohl auch ich dieses wenigstens lesen."

Die meisten Menschen haben, wie die Pflanzen, versteckte Tugenden, die der Zufall hervorzieht. (F. Schulz.)

Dies Dasein ist ein matter Spiegel,
Worin ein bloßes Bild der hellern Zukunft schwebt,
Und diese Erd' ein Stufenhügel,
Der uns hinauf zur höhern Stufe hebt. (Tiedge.)

Der Mensch ist ein Gras, das nicht lang steht,
ein Schatten, der bald vergeht,
ein Schaum, der bald abfließt,
eine Blum', die bald abschießt,
ein Rauch, der nicht lang währt,
ein Feuer, das sich selbst verzehrt,
ein Blatt, das bald abfallt,
ein Ton, der bald verschallt,
ein Fluß, der bald abrinnt,
eine Kerze, die bald abbrinnt,
ein Glas, das bald zerbricht,
ein Traum, der haltet nicht,
ein Wachs, das bald erweicht,
eine Rose, die bald erbleicht,
ein Fleisch, das bald stinkt,
ein Schifflein, das bald versinkt,
wankelmüthig, wie Aprilwetter,
unbeständig, wie Rosenblätter.
(Abraham a S. Clara.)

Dem Menschen, der nur ringt, sein Dasein zu erhalten,
Wird Kunst und Wissenschaft nie ihren Reiz entfalten.

Nicht Ort, kein Regiment, kein äußeres Geschick,
Das inn're Selbstgefühl macht einzig unser Glück.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerins Freiherr von Einsiedel.



Fünfter Jahrgang.

№ 27. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Bruno von Drachenfels,
oder
die Strafe folgt dem Verbrechen.
(Schluß.)

III. Die Rettung.

In dumpfigem Kerker saß todtenbleich
Die Jungfrau auf dürftigem Moose,
Jetzt arm, doch an Liebe und Tugend reich.
Sie blieb ihr im traurigen Loose.
„Mich rettet mein Vater," dies tröstet sie,
„Nicht scheut um die Tochter er Kampf und Müh,
Bald wird mir die Rettung erscheinen,
Mich wieder dem Vater vereinen."

Da klirrte es mächtig im dumpfigen Gang,
Die Riegel klappten zurücke,
Da rasselten Schlösser mit grausigem Klang,
Da umnachtet Entsetzen die Blicke,
Denn höhnisch lächelnd trat Wolf *) jetzt ein;
„Sprecht! werdet Ihr bald mich mit Minne erfreun? —
Geladen ja sind schon die Gäste,
Sie toben in unserer Veste."

Mit ernster Würde erwiederte sie:
„Was frommt Euch Euer Erscheinen? —
Erspart Euch, Wolf, die vergebliche Müh,
Eh' will ich dem Tod mich vereinen!"
„Ha!" schrie er, „vernehmt Ihr den Waffenklang,
Das ist ja der lärmende Hochzeitsang,
Bald leuchtet im brennenden Glanze
Die Veste zum bräutlichen Tanze!"

„Es nahen die Gäste, drum seid bereit,
Wir wollen sie würdig empfangen,
Doch schwindet der Rettung Möglichkeit,
Dann erfüllt sich mein sehnlich Verlangen:
Dann trifft uns, o Freude, ein gleiches Loos,
Der Dolch giebt uns den Todesstoß!
Und den Feinden ist es gelungen,
Sie haben Euch todt ja errungen!"

Von rohem Gelächter erschallt das Gemach,
Dumpf gaben die Hallen es wieder. —
Bewußtlos sinket die Arme danach
Auf's modernde Lager hernieder. —
„Ha, schlaf noch ein Weilchen in guter Ruh,
„Dann schlafen wir beide der Ewigkeit zu!"
So rief mit verbissenem Grimme
Noch Wolfs hohnlachende Stimme.

Inzwischen suchten die Freunde sie
Schon lange im tiefsten Verließe;
Schon glaubten vergebens sie Blut und Müh:
Da flogen rings Pfeile und Spieße
Aus nahem Gemach. — Der muthige Troß
Sprengt hurtig die Riegel, das bindende Schloß,
Und tödtet die kämpfenden Mannen,
Nur wenige flohen von dannen.

D'rauf dringen sie eilig ins Burggemach,
Und eben will Wolf sie ermorden,
Da trifft ihn der mächtigen Streitart Schlag,
Und ihr ist Hülfe geworden;
Auch unten erschallet nun Siegesgesang,
Es floh'n die Feinde das Thal entlang,
Und Cuno's tapfere Krieger
Begrüßten sich jauchzend als Sieger. —

*) Er hieß Bruno's Sohn.

Ein mittelalterliches Volksfest.
(Schluß.)

Mit diesen Stritzeln und Kringeln, von denen die ersteren $4^3/_4$ Ellen lang waren, zogen nun an dem mehrgedachten Tage des Jahres 1601 die Weiß- und

Digitized by Google

Losbäcker in „solenner Procession" von ihrer Herberge aus gleichfalls zuerst nach dem Schlosse, verehrten dort dem Landesherrn zwei Stritzel, und begaben sich sodann, nachdem auch sie die drei Städte Königsberg in verschiedenen Richtungen durchzogen hatten, nach dem altstädtischen „Gemeingarten," wo sie wiederum von den zu diesem Zwecke zusammengetretenen Fleischhauergewerken der Altstadt, des Löbenichts und des Kneiphofs, angemessen empfangen und bewirthet wurden und mit diesen vereint die noch übrigen Stritzel und Kringel in wahrer Lust und Fröhlichkeit verzehrten.

Diese beiden merkwürdigen Aufzüge der Fleischhauer mit der „langen preußischen Bratwurst" und der Losbäcker mit den „großen Stritzeln und Kringeln" wurden bald darauf an einer Wand des zwischen dem damals noch vorhandenen Laaken- und dem Steindammer-Thore gelegenen „Gemeingarten" der Altstadt treu in einem Bilde dargestellt, welches ums Jahr 1690 renovirt worden sein soll.

Bei dieser Veranlassung kann ich nicht umhin, noch zu bemerken, daß es außer diesem Doppel-Volksfeste, dessen Eigenthümlichkeit sich wohl nicht in Abrede stellen läßt, noch einige aus früherer Zeit stammende in Königsberg gab, welche nicht minder einen mittelalterlichen Charakter an sich trugen und eben so wenig, als das vorstehend beschriebene, sofort bei Seite gesetzt und aufgegeben wurden, als das Mittelalter mit seinen eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, Einrichtungen und Gewohnheiten vorüber war und hinab in das Meer der Vergangenheit sank. So war es denn auch noch in späteren Jahren Sitte, daß die Fleischer zu Königsberg am Jahrmarktstage einen gemästeten Ochsen von möglichster Größe mit Kränzen und Bändern reichlich schmückten, dann aus einem ihrer Schlachthäuser durch mehre Theile der Stadt führten und zuletzt mit demselben nach dem zwischen dem Lastadien- und Laaken-Thore gelegenen altstädtischen „Junkergarten" zogen. Hier, an diesem Versammlungs- und Vergnügungsorte der Bürger höherer Klasse, namentlich der Kaufherren und Mälzenbräuer (Malzbrauer), wurde dieser Ochse und zwar auf folgende Weise mit Würfeln verspielt. Diejenigen, die sich bei dieser Sache betheiligen wollten, mußten sich bei der „Aelterleute-Bank" melden, und wenn die erforderliche Zahl von Theilnehmern zusammen war: so wurde, indem die Musikanten aufspielten, was man das „Hofrecht" nannte, um des Ochsen Fleisch, Talg, dessen Haut und Eingeweide gewürfelt. So geschah es denn, wenn die Theilnahme groß war, daß während eines Jahrmarktes zwei, drei, ja noch mehr Ochsen aufgesetzt und verspielt wurden. Von der Sitte, zur Zeit des Jahrmarktes einen Ochsen zu schmücken und zur Schau zu stellen, soll das wenigstens hier bei mir zu Lande noch sehr gebräuchliche Sprichwort herrühren: „Er (oder auch sie) ist geputzt, wie ein Jahrmarktsochse." — Ferner war es hier Sitte, daß die Brauer-, Malzdarrer- und Brauhelfer-Zünfte, welche in Königsberg von jeher von großer Bedeutung gewesen sind, da noch heut' zu Tage namentlich das Löbenicht'sche Bier außerordentlich großen Absatz findet, zu den besten unserer Provinz gehört und nächst dem Danziger Jopen-Bier wohl das berühmteste ist, alljährlich im Monat Mai mit Musik und Fahnen hinaus nach Maraunenhof zogen und dort den Tag und die darauf folgende Nacht bei Essen und Trinken, Tanz und anderer gemüthlichen Kurzweil zubrachten. Und endlich hielt auch hier zu Königsberg jede der drei Städte in ihrem eigenen Schießhause, oder Schießgarten ein regelmäßiges, von dem Hochmeister Winrich von Kniprode in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts eingeführtes Vogelschießen, welches immer zugleich eins der frohesten Volksfeste war. — Außer diesem Vogelschießen, aus welchem sowohl in Königsberg, als in Danzig und anderen preußischen Städten späterhin ein Scheibenschießen geworden ist, hat sich von den hier angeführten und näher beschriebenen Sitten und Gebräuchen keine bis zum heutigen Tage erhalten; sie sind allmählig erloschen, und schon längst ist hier „die lange preußische Bratwurst" am Neujahrstage, sind hier „die großen Stritzel und Kringel" am Drei-Königs-Tage, welche mit ersterer in so inniger Wechselbeziehung standen und so oft belustigten und trefflich mundeten, ausgeblieben und allmählig der Vergessenheit übergeben worden. Einen zu gewaltigen Fortschritt haben wir seitdem fast in jedweder Beziehung und Hinsicht gemacht, als daß wir noch immer Geschmack an den Sitten und Gebräuchen, Einrichtungen und Gewohnheiten des Mittelalters finden und fest bei denselben beharren könnten; allein so viel ist und bleibt dennoch gewiß, daß jener Zeitabschnitt eben wegen seiner Eigenthümlichkeiten und seiner so häufig vorkommenden abenteuerlichen Unternehmungen, von denen wir hier als Beitrag zu seiner Charakteristik einige Proben geliefert haben, sich eben so weit von anderen Zeitabschnitten unterscheidet, wie durch die Stärke seines Glaubens, durch seine religiöse Schwärmerei, durch seine Ritterlichkeit, seine biedere und feste Sinnesart und viele andere dergleichen edle Eigenschaften. Aber dessenungeachtet können wir das Mittelalter, so wie es im Ganzen war, nicht zurückwünschen, sondern können nur dann und wann durch einen Rückblick in seine romantischen Gebiete uns ergötzen und allenfalls, wenn seine Großthaten uns erheben und begeistern, rufen: „Wie herrlich ist es doch auch einst gewesen!"

F. W. F. von Rekowski.

Das Piano meiner Tante.

Von

F. v. K.

Abends am 26. October 1832 stieg ich in die Postkutsche. — Wohin ging die Reise? Ich wußte es

Digitized by Google

wohl so ungefähr; aber ich muß gestehen, bis zu dem Augenblick, wo ich das Getrampel der Pferde im Hofe meines Hotels hörte, hätte ich nicht mit irgend einer Genauigkeit sagen können, wo ich eigentlich hinausfahren sollte. Es hätte wenig gefehlt, und ich wäre in eine Seestadt gefahren, um mich von da nach Ostindien einzuschiffen. Zu meiner Entschuldigung muß ich indeß hinzufügen, daß ich damals von einem Spleen heimgesucht wurde, so wunderbar grau und blau gestaltet, daß Alt-England auf ihn hätte neidisch werden können. Alles war mir schlechterdings gleichgültig; nur am Leben hing ich noch aus gewohnter Liebe, wiewohl ich nicht wußte, was ich damit anfangen sollte, nachdem ich es bis zum 26. Jahre, Tag für Tag, bis zu dem Augenblick so schlecht angewandt hatte, als ich meine Reise antreten wollte. Meine arme Constitution mußte sicherlich in große Unordnung gerathen sein, da selbst die Musik, die ich sonst leidenschaftlich liebte, nicht den mindesten Reiz mehr für mich hatte, und seit einem Vierteljahre lag meine Violine saitenlos und bestäubt in ungestörter Ruhe auf dem Tische. Ein Buch in die Hand zu nehmen, war mir so wenig beigefallen, als das Haus mit einem Schritte zu verlassen, das ich im Gegentheil noch dazu vor allen meinen Freunden verschlossen hielt. Augenscheinlich fehlte meiner Existenz etwas, das ich mir nicht deutlich machen konnte. Dieses Etwas wollte ich eben in Ostindien suchen, als ich beim Einsteigen in die Berline einen Brief erhielt, der meiner Reise eine bestimmte Richtung gab. Dieser Brief enthielt unter Anderm Folgendes:

„Wenn Sie Zeit haben, an mich zu denken, mein lieber Neffe, so schicken Sie mir eine Auswahl der beliebtesten und schönsten Musikstücke für das Piano."

„Musikstücke für meine Tante Gertrud!" rief ich, „das ist sonderbar! Seit wann ist denn meine Tante musikalisch und Clavierspielerin geworden?"

Man wird diesen Ausruf sehr erklärlich finden, wenn ich sage, daß meine Tante Gertrud siebzig volle Jahre hinter sich hatte, und es war doch kaum denkbar, daß sie in den zehn Jahren, die wir uns nicht gesehen, auf den Einfall gerathen war, einen Musiklehrer zu nehmen. Indeß hatte dieser Brief meine Reise entschieden, und statt nach Singapoor zu segeln, schlug ich einfach den Weg nach den Ardennen ein, wo meine Tante ein alterthümliches Schloß bewohnte, so groß wie ein ganzer Erdtheil. Madame Gertrud war die Schwester meines Großvaters von mütterlicher Seite. Eine gute alte Tante, die mich innig liebte und an welche ich — so undankbar war ich einmal — nur dann dachte, wenn ich dazu Zeit hatte. Dieser Auftrag, die neuesten Noten zu kaufen, verbarg meinen Augen ein Geheimniß, und da ich einmal eine Zerstreuung haben mußte, so bot sich dazu eine treffliche Gelegenheit dar. Entsprach der Erfolg meinen Erwartungen nicht, so stand es mir stets frei, am gelben Fieber in Ostindien zu sterben; wenigstens hatte ich dann meiner guten Tante ein Lebewohl gesagt, woran ich früher nicht gedacht hatte. Ich vergaß meine Violine nicht, stellte sie vollkommen wieder her, und fort ging es im vollen Trabe. Schon am folgenden Tage traf ich im Schlosse meiner Tante ein, welches einige Stunden von Laval-Dieu in dem waldigsten Theile der Umgegend liegt. Mein Herz klopfte sonderbar, als ich den Schloßthurm erblickte, welcher mitten aus einem stämmigen Dickicht hervorschoß, und ich wußte nicht, wem ich die Aufregung meiner Gefühle zuschreiben sollte. Mein erster Blick beim Eintreten in das Zimmer meiner Tante war nach dem Pianoforte. Zu meinem großen Erstaunen sah ich keins. Ich übergab ihr das Packet Noten; sie öffnete es nicht einmal und ließ sich nicht die mindeste Neugier merken, die bei einer Musikfreundin in einem solchen Augenblicke so natürlich zu erwarten war. Die Noten waren augenscheinlich nicht für sie. Ich war im höchsten Grade gespannt und gereizt. Müde von der Reise, ließ ich mich bald auf mein Zimmer führen. Das Schloß meiner Tante war etwas verfallen, und außer dem Zimmer, welches sie selbst bewohnte, befanden sich nur noch einige bewohnbare Gemächer in einem kleinen Pavillon, der einige Schritte vom Hauptgebäude abstand. Die Bedienung meiner Tante bestand aus einer Art Factotum, welcher Kammerdiener beim seligen Marquis gewesen war, und aus einer alten Magd, die fast so alt als meine Tante war.

(Fortsetzung folgt.)

Widerlegtes Vorurtheil.

(Fortsetzung.)

Nach aufgehobener Tafel ließ der Kaiser an die sechs besten Trinker unter seinen Hofleuten insgeheim den Befehl ergehen: dem Pommer dergestalt zuzusetzen, daß er trunken werde. Natürlich war man mit Freuden bereit, diesem Befehle Genüge zu leisten, zumal da es schon die meisten der Hof-Cavaliere zu pikiren begonnen hatte, daß der pommersche Edelmann in vielen Dingen ihnen weit überlegen schien. Schon aus diesem Grunde trank man gleich darauf ihm weidlich zu und brachte, um den Gegner stets anzuspornen, eine Menge von Toasten auf Potentaten und hohe Herren auf. Auf alle that der Pommer tüchtig Bescheid; aber auch nicht die geringste Spur von Trunkenheit ließ sich bei ihm blicken. Ja noch mehr; bald darauf wandte sich das Blatt, und es währte nur eine kurze Zeit, da bezechte bereits der Gast seine Wirthe! Zwar merkten diese wohl, auf welch ein gefährliches Spiel sie sich eingelassen hatten, und zogen deßhalb allmählig „Succurs" heran; allein Alles war vergebens und erfolglos; sie vermochten nicht, Herr ihres gewaltigen Gegners zu werden! Dieser hielt allen Angriffen unerschütterlich Stand, ja er ging späterhin so weit, daß er, als schon

Digitized by Google

den Hof-Cavalieren der „hinuntergesoffene Wein schier bis an die Gurgel reichte,“ sich die große Schenkkanne reichen ließ und von nun an sich nur dieser bediente, dabei schwörend: daß man solche Trinkgefäße, wie die bisher ihm gereichten, daheim in Pommern nur brauche, um daraus kleine „Hühner-Küchlein“ zu tränken. Nun brachte er Toast auf Toast und namentlich auf den Kaiser auf, ließ keinen seiner Zechgesellen zu Athem kommen, und das Resultat dieses merkwürdigen Gelages war, daß die sechs Hof-Cavaliere, die den Gast trunken machen sollten, nebst ihrem Succurs „auf allen Vieren davon kriechen,“ oder von den Lakeyen in ihre Schlafkammern getragen werden mußten. Der gewaltige Pommer blieb allein siegreich auf dem Kampfplatze zurück.

Am Tage nach diesen Vorfällen zog der Kaiser hinaus auf die Jagd, um einen Versuch mit den ihm vom Herzoge von Pommern zum Geschenke gemachten Windhunden anzustellen. Allein was geschah! Die pommerschen Hunde benahmen sich bei diesem Versuche so ungeschickt, widerspenstig und träge, daß durchaus nichts mit ihnen anzufangen, noch weniger etwas zu vollbringen war. Da ließ des Kaisers Majestät den Abgeordneten des Herzogs zu sich entbieten und erklärte in ziemlich mißvergnügtem Tone: daß die „Winde zu gar nichts nütze seien.“ Der pommersche Edelmann antwortete aber ganz ruhig und unbefangen in seinem vaterländischen Plattdeutsch: „Se weten man de Thölen nich recht tho brüyden,“ was mit anderen Worten heißt: man wisse nur nicht recht mit diesen Hunden umzugehen. Da übernahm der Pommer auf höchsten Befehl selbst die Führung der von ihm aus weiter Ferne überbrachten Hunde, erhob ein Geschrei und trieb ein Wesen, als wenn er „unsinnig“ geworden wäre, und siehe, die schmucken Thiere leisteten ihm so unbedingt Folge und jagten mit einer so außerordentlichen Schnelligkeit und Präcision, daß alle Anwesenden, den Kaiserlichen Hof-Jägermeister nicht ausgenommen, wider Willen erklären mußten: daß sie solche vortreffliche Windhunde, wie die des „pommerschen Grobians,“ noch nie gesehen haben.

(Schluß folgt.)

Der deutsche Adel als Lesepublicum *).

Niemals gab es in der deutschen Literatur so viel Adel als jetzt, und doch war die deutsche Literatur niemals so wenig unter dem Adel als eben wieder jetzt. Ueberschaut die schöngeistigen Productionen, unter drei Verfassern ist der eine ein Adeliger; tretet in den Buchladen, unter zwölf Käufern sind eilf Bürgerliche. Der deutsche Adel sieht scheel und mürrisch drein, wenn die Regierung irgend einem närrischen, aber fleißigen Industriemann, der die Schwachheit hat, mit einem „von“ prunken zu wollen, das gewünschte Spielzeug schenkt, aber er vergißt, daß der neue Eindringling nur Revanche nimmt dafür, daß so viele Adelige in seinen Stand sich eingedrängt haben. In den vorigen Jahrhunderten war der Grand Seigneur Consument; er ließ seinen Reichthum, seine Revenüen unter die fleißigen Bürger fließen, er war der Käufer für all die Luxusdinge in dessen Magazinen; sein waren die kostbaren Gemäldegalerien, die prachtvollen Privatbibliotheken, er hatte seine Musikkapelle, wie er seine Hauslieferanten hatte. Er drückte vornehm lächelnd das Auge zu, wenn man ihn einen Gegenstand theurer bezahlen ließ, ja er suchte seinen Stolz darin, daß er überzahlte; diesem Grand Seigneur ließ man seine Grandezza gerne, er war beliebt bei dem fleißigen Krämer und Handwerker, der von ihm lebte. Nun aber hat er eine andere Richtung genommen. Er wetteifert mit dem Bürgerlichen an Sparsamkeit, an Knickerei sogar. Wo man früher von „fürstlicher Pracht“ sprach, bedient man sich nun der „edlen Einfachheit“, welche weit wohlfeiler ist. Der Hauslieferant ist abgeschafft, dagegen sieht man die Frau Gräfin in bescheidener Herablassung in jedem Gewölbe ihre Einkäufe selbst besorgen. Die Gemäldegalerien sucht man fortan bei Banquiers und Großhändlern. Die Privatkapellmeister werden, à ein Thaler das Billet, angehört, oder noch häufiger gar nicht gehört. Noch findet man in den alten Palais die Prachtbibliotheken, die der Großvater und Urgroßvater angelegt, weil sie zu seiner Würde gehörten, weil sie einen wesentlichen unerläßlichen Bestandtheil des Glanzes seines Hauses bildeten. Aber der Stammbaum dieser alten Bibliotheken ist abgeschnitten, die alten prächtigen Foliobände und Quartanten, die schönen Elzevire-Ausgaben in Goldschnitt und Saffianband stehen ohne Nachfolger da. Wozu auch diese Sammlungen fortsetzen? Die Leihbibliothek und die Brüsseler Nachdrücke à 20 Gr. der Band, versehen die gnädige Gräfin mit dem vollen Bedarf ihrer Lectüre und der Herr Graf findet es viel zweckmäßiger, sein Geld in Eisenbahnactien als in vergilbten Büchern anzulegen. Früher allerdings würde die zarte aristokratische Hand einer Dame zusammengezuckt haben, wenn sie ein Buch hätte berühren sollen, das bereits durch ein Dutzend andere Hände gelaufen ist und das vielleicht noch das Aroma an sich trägt, welches es Tags zuvor auf dem Tische einer femme entretenue eingesogen hat. Es lag ein schöner poetischer Stolz darin, den Freund, der uns eine schöne Stunde bereitet hatte, ausschließlich besitzen zu wollen. Welch ein schöner Reiz liegt auf dem Buche, von dem wir wissen, daß bereits unsere Mutter daraus sich erquickte; das immer nur von theuren Händen berührt wurde und wie ein Familienfreund auf andere theure Wesen sich vererbt, die, wenn sie einst darin lesen, sich unsere Empfindungen dabei vergegenwärtigen. Solche aristokratische Schwärmereien sind jetzt außer Mode: in diesem Punkte ist selbst der stolze Adel demokratisch geworden. In der Kirche und in der Leihbibliothek sind alle Menschen gleich.

(Schluß folgt.)

*) Aus den „Grenzboten.“ 1844. No. 1. Da wohl schwerlich diese Zeitschrift in die Hände aller Leser der Ad.-Zeit. kommen dürfte, so haben wir uns erlaubt, obigen Aufsatz hier abdrucken zu lassen, und werden gern die Spalten der A.-Z. zur Besprechung desselben öffnen. D. Red.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 28.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Zeitinteressen.

Von

Carl Grafen von Hülsen.

I. „Das einzige, einige Deutschland."

Der Toast auf das „einzige, einige Deutschland," welchen jüngst ein ächt deutscher Mann, der Erzherzog Johann von Oesterreich, bei einem Festmahle am Rheine ausbrachte, ward in allen deutschen Gauen mit glühender Begeisterung aufgenommen. Aber wie Champagnerrausch verfliegt, schwand auch diese Begeisterung dahin, sobald man wieder zum klaren Bewußtsein gelangt war und darüber nachgedacht hatte, was dieses „einzige, einige Deutschland" eigentlich sei. Einig ist Deutschland jetzt, aber Deutschlands Einheit dürfte nur ein leerer Wahn sein. Diese besteht blos auf der Karte, indem die Gränzen des Theiles von Europa, welcher von Italien, der Schweiz, Frankreich u. s. w. umgeben wird, durch eine Farbe bezeichnet sind. Wer kann an Deutschlands Einheit glauben, so lange der Schwarzburger den Nassauer, der Baier den Mecklenburger für einen Ausländer ansieht? Fern liegen die Zeiten, wo es ein einziges, großes Deutschland gab. Es war unter jenen gewaltigen Kaisern, die mit starker Hand die Zügel der Regierung führten, und denen nichts zu widerstehen vermochte, weder die Feinde von Innen, noch die von Außen. Ein solcher Kaiser spielte gewissermaßen den Herrn über alle christlichen Länder der Erde, denn er war das Oberhaupt der ganzen Christenheit und setzte sogar Päpste ein und ab. Deutschland würde noch heut' zu Tage das sein, was es damals war, wenn entweder aus dem Wahlreiche eine erbliche Monarchie geworden wäre, oder wenn die Fürsten sich immer durch Einigkeit ausgezeichnet und zum Besten des Reiches stets den tüchtigsten und kräftigsten Mann aus ihrer Mitte zum Kaiser erwählt hätten. Aber leider wählte man absichtlich oft Schwächlinge, um die kaiserliche Macht nicht zu groß werden zu lassen, und wenn einmal wieder ein tüchtiger Mann an das Ruder kam, so war es diesem beim besten Willen und bei allen Anstrengungen nicht möglich, das wieder zu erringen, was sich jene aus den Händen hatten reißen lassen. Der schwache Friedrich III. konnte es nicht hindern, daß dem griechischen Reiche im Jahre 1453 durch die Türken ein Ende gemacht wurde und nun ein barbarisches Volk in Europa festen Fuß faßte; denn in Deutschland gab es Händel und Fehden, und Niemand hörte auf die Stimme des Kaisers. Der letzte wahrhaft große Kaiser war der ritterliche Maximilian I., welcher viel Segen über Deutschland verbreitet hat und im Stande gewesen wäre, seinen Lieblingswunsch zu erfüllen, die Türken zu bekriegen und wo möglich aus Europa zu vertreiben, wenn er nicht auf den Streit in Italien seine beste Kraft hätte verwenden müssen. Ueberhaupt haben diese Kämpfe in Italien wesentlich dazu beigetragen, dem deutschen Reiche das Grab zu graben. Der große Maximilian hatte auch die Idee, sich zum Papste wählen zu lassen. Wäre dies doch geschehen! Vielleicht hätte sich dann die Reformation von selbst gemacht, die blutigen Religionskriege würden nicht geführt worden sein, und in der Welt wäre gegenwärtig nur eine christliche Religion. Nach Maximilian's Tode zerfiel das deutsche Reich allmählig immer mehr und mehr, — bald kämpften in Verbindung mit Ausländern Deutsche gegen Deutsche — und das deutsche Reich war bloß noch ein Schattenbild seiner ehemaligen Größe, als es im Anfange dieses Jahrhunderts auf-

Digitized by Google

hörte. Hätte in dieser Zeit ein Mann wie Carl d. Gr., der große Otto, Friedrich Barbarossa, Rudolph von Habsburg oder der ritterliche Max auf dem deutschen Throne gesessen, und wären die Stände des Reiches einig unter einander gewesen, so würde sich Deutschland wie der Phönix aus seiner Asche erhoben, den übermüthigen Usurpator im Zügel gehalten haben und der Schmach entgangen sein, in die es nun verfiel. Nie, so lange Deutschland existirte, war eine größere Schmach über die deutschen Gauen gekommen. Könnten wir jene Jahre der Knechtschaft aus den Annalen der Weltgeschichte verbannen! Wir Deutsche haben viele treffliche Eigenschaften, durch die wir uns vor anderen Völkern auszeichnen; aber einig und stark sind wir nur dann gewesen, wenn die Noth am größten war. Nachdem wir Jahre lang unter dem Joche der Franzosen geseufzt hatten, standen wir auf, um uns frei zu machen von der Herrschaft des fremden Usurpators, begeistert durch die patriotischen Lieder eines Theodor Körner, Max von Schenkendorff, Arndt, Fr. von Stägemann u. s. w., so wie durch den Aufruf Friedrich Wilhelms III., geflossen aus der Feder des unlängst verstorbenen Biedermannes v. Hippel. Deutscher Muth und deutsche Tapferkeit ließ die vereinten deutschen Völker ihre Freiheit erringen. Des Corsen Macht ward gebrochen auf immer. Die deutschen Staaten waren wieder frei und selbstständig, und ihre Fürsten schlossen am 8. Juni 1815 den unauflöslichen deutschen Bund.

(Fortsetzung folgt.)

Das Piano meiner Tante.

(Fortsetzung.)

Als der alte Bertrand vor dem linken Flügel des Schlosses, der fast an meinen Pavillon stieß, vorbeiging, kreuzigte er sich und sagte, er sei herzlich froh, daß ich nicht in diesem Flügel, der in noch ziemlich gutem Stande wäre, wohnen müßte.

„Wie so?“ fragte ich. — „Weil es darin spukt.“ — „Du scherzest, Bertrand.“ — „Wahrlich nicht, Herr Vicomte, und der beste Beweis davon ist, daß sich alle Abende darin eine fürchterliche Musik, eine wahre Höllenmusik, hören läßt! Ein Piano, welches die ganze Nacht hindurch wie Donner rollt.“ — „Und seit wann läßt sie sich denn hören.“ — „Seit zwei Jahren; mich überläuft jede Nacht das Frösteln davon.“ — „Wie! Musik, sagte ich laut; meine Tante steht also mit Gespenstern im Bunde?“ — „So muß es wohl sein, Herr von Raoul; denn die gnädige Frau, deren Zimmer an diesen vermaledeiten Flügel stößt und nur durch einen Riegel davon getrennt ist, sagt, sie höre nichts.“

Ich wollte auf diesen Theil des Schlosses zugehen, aber Bertrand hielt mich an den Rockschößen zurück, und rief: „Um's Himmels willen! Gehen Sie nicht hinein!“ Dann ließ er das Licht fallen und entfloh aus Leibeskräften. „Ih,“ sagte ich, „dieser gute Alte ist ein Thor,“ und ging in mein Zimmer, wo sich der Schlaf bald meiner bemächtigte; die Gespensterjagd hatte ich auf die nächste Nacht verschoben.

Kaum hatte es zehn Uhr geschlagen, als ich wirklich die Accorde eines Pianoforte in der Richtung hörte, die mir Bertrand gezeigt hatte. Ich öffnete schnell das Fenster und sah rings umher; kein Licht verrieth die Gegenwart irgend eines lebendigen Wesens; da fing das Piano zu tönen an mit bewundernswerther Reinheit und Richtigkeit. Ich war entzückt, außer mir vor Erstaunen, indem ich die Töne einschlürfte, welche mir die Luft zutrug. Das Piano spielte die schöne und schwermüthig pathetische Sonate von Beethoven. Ich hörte dem ganzen Stücke mit wahrer Wonne zu und mußte über den guten Bertrand lächeln, der diese himmlische Musik Höllenmusik nannte! Meine Einbildungskraft erhitzte sich und ich überredete mich, daß alle Gespenster nicht so schrecklich sein müßten und sie ohne Zweifel von Zeit zu Zeit in Engelsgestalt erschienen. Ich schloß das Fenster und überließ mich meinen Gedanken. Als die Töne wieder erklangen, schlüpfte ich aus dem Pavillon und wandte mit bewegtem Herzen und zitternden Gliedern meine Schritte dem Flügel des Schlosses zu, wo sich das Piano befand. Von den Klängen geleitet, stieg ich die Treppe hinauf und gelangte an eine Thüre, an welcher ich lauschte. Ich weiß nicht, ob ich ein Geräusch verursachte, aber das Spiel hörte plötzlich auf. Ich blieb einige Minuten unschlüssig stehen; endlich versuchte ich die Thüre zu öffnen. Sie gab leicht nach und ich trat noch stärker zitternd ein. Ich hatte eine Blendlaterne mitgenommen, mit der ich in dem Zimmer umherleuchtete, ich sah nur ein offenes Piano, auf welches ich zu ging, ich legte die Finger auf die elfenbeinernen Tasten, sie gaben Töne von sich; in dieser Beziehung also war keine Täuschung im Spiele. Ich habe schon gesagt, daß das Zimmer meiner Tante an dieses Gemach stieß; durch die Thürfugen sah ich einige zitternde Strahlen einer Lampe sich hindurchzwängen; ich trat näher und erblickte durch die Spalten einen Bettvorhang, der aber so gut schloß, daß ich mich unmöglich vergewissern konnte, ob meine Tante hinter dieser seidenen Verschanzung war oder nicht.

Ich entschloß mich, auf mein Zimmer zurückzukehren. Ich wartete einige Minuten, das Piano blieb stumm. Da ergriff ich meine Violine und entlockte ihr in großer Aufregung einige Töne, die mir wunderbar rein vorkamen. Meine Finger irrten mir fast bewußtlos auf den Saiten auf und ab. Ich spielte die Romanze von Saul mit einem Ausdruck und einer Kraft, daß ich mich fast selbst nicht kannte. Ich horchte. Das Piano erklang seinerseits von einer Fluth reiner, voller Töne, welche wundervoll begabte Finger ergossen. Ich

Digitized by Google

begann jetzt die pathetische Sonate Beethovens und vernahm deutlich das Piano, wie es sich mir, nach einem Dutzend Tacte, zu folgen bemühte. Ich brach ab, und als ich das Stück von vorn anfing, erklang dieselbe Note, die ich angab, vom Piano; wir spielten so diese wundervolle Composition als Duett. Als sie zu Ende war, warf ich hastig meine Violine aufs Bett, stürzte die Treppe hinunter und mit gleicher Eile die andere hinauf, welche zu dem Geisterzimmer führte. Wie das erste Mal, so herrschte auch jetzt die größte Stille darin, sobald ich an der Thür war; wie das erste Mal trat ich zitternd ein und sah wieder das Piano offen, dessen Saiten noch von den Harmonien schwirrten.

Dieses Mal aber, o Wunder! erblickte ich am Pedal — — was? einen Pantoffel, den das Gespenst in der Eile seiner Flucht vergessen hatte. Dieser Pantoffel war äußerst prächtig gestickt, die Seide lief darauf in allen Richtungen und bildete Gestaltungen, die man für gemalt hätte halten mögen. Meine erste Absicht war, diesen Pantoffel an mein Herz, dann an die Lippen zu drücken; aber der Gedanke, er dürfte meiner Tante Gertrud gehören, hielt mich ab.

(Schluß folgt.)

Widerlegtes Vorurtheil.

(Schluß.)

Nachdem hierauf der Pommer noch einige Zeit lang an dem kaiserlichen Hoflager Jedermann sowohl durch sein bäurisches Benehmen ergötzt, als auch noch durch manche Virtuosität, namentlich im Essen, Trinken und Jagen, in Erstaunen gesetzt hatte: da erklärte er, daß er nun zurück nach seiner Heimath wolle. In Folge dessen ward vom Kaiser die Abschieds-Audienz anberaumt, und der Pommer erschien zur bestimmten Stunde. Allein was war inzwischen mit ihm vorgegangen! Er war ein durchaus Anderer geworden, ein Anderer in jeder Beziehung! Er trug nämlich eine höchst modische Kleidung, reich und prächtig; seine Haltung war bestimmt und vornehm, seine Miene würdevoll, und seine Sprache und sein Ausdruck so gewandt und seinem ganzen Erscheinen so angemessen, daß wohl kein Cavalier am kaiserlichen Hofe ihn auch nach dieser Veränderung seiner ganzen Wesenheit zu übertreffen im Stande war. Er zeigte nun unläugbar, in welchem gewaltigen Irrthum man sich befinde, wenn man wähne, daß in Pommern nur rohe und unwissende Edelleute zu finden seien. Ueber diese so unerwartete Umgestaltung des „groben Pommern" war natürlich Jedermann im höchsten Grade verwundert; viele der Anwesenden erschracken, viele wieder ärgerten sich nicht wenig, mystificirt worden zu sein, während sie zu mystificiren gewähnt hatten, und der Kaiser zeigte sich bei dieser Enttäuschung so erfreut, so zufrieden, daß er den pommerschen Cavalier höchlich belobte und denselben wahrhaft kaiserlich beschenkt in seine ferne Heimath entließ. Daß übrigens dieser Edelmann ein Mann von einer außerordentlichen Persönlichkeit gewesen sein muß, unterliegt nach der Rolle, welche er an dem kaiserlichen Hofe mit einem so großen Geschick und einem so gewaltigen Kraftaufwande glücklich und siegreich durchspielte, wahrhaft keinem Zweifel!

Die zweite Anekdote, welche mitzutheilen ich beabsichtige, und welche eben so wie die vorstehende beweist, wie grundlos und schief man sonst gemeinhin über die geistigen Fähigkeiten und den Bildungsstand der edeln Pommern zu urtheilen pflegte, wie oft man aber auch auf eine recht nachdrückliche Widerlegung der derartigen Annahme stieß, ist die folgende:

Ein pommerscher Edelmann, den meine Quelle Joachim von Glasenapp nennt, befand sich einst an der königlichen Tafel auf dem Schlosse zu Kopenhagen. Da trug es sich zu, daß mehre anwesende Hofherren den vermeintlich sehr simpeln Fremdling scharf aufs Korn nahmen und besonders ihn mit dem „Pomerenick agirten." Da forderte der König selbst ihn auf: sich doch zu vertheidigen, worauf der pommersche Edelmann ganz ruhig und gelassen das Wort nahm und in seiner vaterländischen Mundart folgende Geschichte erzählte:

„Et is waar, dat in Pamern een sulck Mann gewahnet heft, de Pamerenigk geheten, unde he waß een goth ehrlick Mann. He hedde äverst twe Sähnes, de eene heet Kilian, de ander Gravian. Kilian gaf sick in Holsteen tho wahnen, unde buwete de Stadt Kiel, daher kamen de Kilianer. De ander tooch in Mecklenborg unde buwete Grabow, daher kamen de Graveaner."

Wenigstens in diesen beiden hier mitgetheilten Fällen ist, wie mich dünkt, recht nachdrücklich das Vorurtheil widerlegt worden, welches man dereinst lange gegen die edeln, braven Pommern zu hegen sich angeregt fühlte. Ruhm dem Lande, welches von jeher so viele ausgezeichnete Männer hervorgebracht hat!

F. W. F. v. Rekowsky.

Der deutsche Adel als Lesepublicum.

(Schluß.)

Man wundert sich oft, warum es in Deutschland an guten Zeitschriften fehlt, warum unsere Romane des feinen Parfums entbehren und nur für die rohe Masse geschrieben scheinen *). Der Grund liegt aber zum großen Theil darin, weil die meisten Romane nur in Leihbibliotheken ihren Absatz finden, weil die Zeitschriften nur auf Caféhäuser und Journalzirkel rechnen können und in Form und Inhalt auf den Haufen speculiren müssen. Der deutsche Adel ist zwar Nichts weniger, als die geistige Elite des deutschen Publicums und es wäre um nichts besser bestellt, wenn man Zeitungen und

*) Die Romane der Frau von Paalzow sind vielleicht die einzigen deutschen, die in letzterer Zeit eine wiederholte Auflage erlebten; der kluge Verleger wußte nämlich anfangs auszusprengen, es sei ein seitdem gekröntes Haupt ihr eigentlicher Verfasser. —

Digitized by Google

Romane für ihn schreiben wollte. Wohl aber sollte er das Bessere unterstützen helfen. Er, der reiche genießende Theil der Nation, sollte ein Haltpunkt für Schriftsteller sein, die nicht für den Lesepöbel schreiben wollen. Er sollte selbst da, wo es ihm an Bildung fehlt, seinen Ehrgeiz darin suchen, sie wenigstens äußerlich zu repräsentiren. Die Schlösser und Paläste der Aristokratie sollten eine Zuflucht für jene schöne Literatur sein, die das Höhere Aesthetische erzielt. Der Verleger sollte auf sie rechnen können, damit der Schriftsteller freie Hand gewinnt und nicht gezwungen ist, nur der Lust des Haufens zu fröhnen. Der deutsche Adel bemüht sich so oft, auf die Geltung der englischen Aristokratie hinzuweisen; aber er nimmt sich kein Beispiel daran, daß der englische Adel consequent in all seinem Thun ist und dadurch unwillkürlich sich Achtung erobert. Der englische Adel schützt und pflegt die vaterländische Wissenschaft und Literatur. Und um bei unserem Beispiele stehen zu bleiben, welche englische Lady, ja welcher Gentleman überhaupt würde dort ein Buch aus der Leihbibliothek holen lassen, wenn nur halbwegs Mittel da sind, es zu kaufen? Der französische Adel hat zwar seine Rechte verloren, aber die Traditionen seiner Blüthenzeit hat er nicht aufgegeben und man braucht nicht erst in die Faubourg St. Germain zu gehen, um zu erfahren, daß eine Dame von Stande ein halbbeschmutztes Buch nicht in ihr Boudoir einläßt und die **Cabinets de lecture** nur für die wenig Bemittelten da sind. Die deutsche Aristokratie, die doch so gerne mit französischer Bildung coquettirt, hat dafür einen ganz stumpfen Sinn. Sie fühlt darin weder so delicat wie der Franzose, noch so stolz großmüthig wie der Engländer. Wozu soll sie Bücher kaufen? — sie hat eine verstopfte Nase und scheut den Parfüm des Lesecabinets nicht, und um die Literatur zu unterstützen — was ist ihr die Literatur? was ist ihr Capulet?

Ich habe in Belgien, in dem demokratischsten Lande Europas, Gelegenheit gehabt zu beobachten, was ein kluger und patriotischer Adel selbst in Mitte der für ihn ungünstigsten Verhältnisse sich an Achtung und Geltung erobern kann. In Belgien, wo der Adel alle politische Bedeutung verloren hat, versteht er es, sich eine bürgerliche Bedeutung zu sichern. Keine Noth, keine öffentliche Calamität in einer Stadt, wo nicht der reiche Adel zuerst mit der Hilfe bei der Hand ist; kein Künstler, der nicht von den Arembergs, Merodes, Ursels, Beaufords und wie sie Alle heißen, reiche Bestellungen erhält; kein gutes Buch, keine gute Zeitung, wo nicht diese Namen an der Spitze der Subscriptionslisten, nicht selten für ein halbes Dutzend Exemplare, stehn. Auf diese Weise wird das Volk gewöhnt, sie als Patrizier zu betrachten, denen es, da sie keine höheren Rechte, sondern nur eine höhere Achtung verlangen, diese gerne zollt. Und warum sollte es nicht? In jedem Lande, in jeder Stadt wird man die ältesten Familien, ob vom Adel oder von dem Bürgerstande, unwillkührlich höher stellen, wenn sie ihre würdige Stellung von Geschlecht zu Geschlecht behauptet haben. Der deutsche Adel mit seinen vielen glänzenden historischen Namen könnte selbst in Mitte einer Zeit, die keine mittelalterliche Privilegien anerkennen will, immer noch die höchste Theilnahme und Popularität sich sichern, wenn er seine Stellung nur begreifen würde. Thut er das? Wir wollen hier nur im Namen der Literatur fragen, ob er, der doch so viel für die „gute alte Zeit" schwärmt, so viel thut, als eben diese gute alte Zeit wenigstens für sie gethan hat. Er zeige uns, um was er seine geerbten Bibliotheken bereichert oder gar neue angelegt hat?

Ich will das kleine Ereigniß erzählen, was mich zu diesen Zeilen angeregt hat. Vor wenigen Tagen stand ich in der Schröder'schen Buchhandlung unter den Linden in Berlin. Eine glänzende Equipage fuhr vor. Ein vornehmer Herr, dessen Namen ich verschweige, stieg aus, um einige französische Bücher in Empfang zu nehmen, die für ihn bereit lagen. — Haben Sie den neuen Roman von Willibald Alexis? fragte er. — Den Urban Grandier? hier ist er, sagte der Commis; er kostet drei Thaler. — O ich will ihn nicht kaufen, erwiderte jener; meine Frau wünscht ihn blos zu lesen und Sie werden wohl so gefällig sein, mir ihn zu borgen. — Sehr gerne, Herr Graf, allein wir können ein aufgeschnittenes Buch dann schwer verkaufen. — Ich will Ihnen für das Lesen gerne etwas vergüten; auch soll es blos von der Seite aufgeschnitten werden. — Der Commis protestirte gegen die Vergütung mit der ironischen Bemerkung, daß eine Buchhandlung keine Leihbibliothek sei. Der Graf nahm das Buch und ging. Welche sarkastische Bemerkungen der Commis hinter ihm her machte, hörte er freilich nicht. Allein ich hätte ihn gefragt, ob es zu Zeiten seines Großvaters auch Sitte war, daß ein reicher Graf von vornehmem Ton sich von einem Buchhändler eine Gefälligkeit erzeigen ließ, um drei Thaler zu ersparen; und ob die gnädige Comtessin, seine Großmutter, auch um diese Ersparniß ein Buch unaufgeschnitten verschlang, d. h. in der unbequemsten Lage, wie ein Bettler, der zwischen dem Hausthor den geschenkten Bissen hinunterschluckt, ohne viel nach Comfort zu fragen.

Daß dieses Beispiel nicht das einzige in dieser Art ist, kann man in jeder Buchhandlung erfahren.

J. K — da.

Personalnotizen.

Im September des Jahres 1843 starb zu Kassel der Generalmajor, auch sachsen-gotha-altenburgischer Oberkammerherr v. Haacke, ein durch sein thatenreiches Leben merkwürdiger, durch die Geradheit seiner Gesinnung hochgeachteter Mann. In ihm starb der letzte Ritter des Cincinnatusordens. Hr. v. Haacke erreichte das seltene Alter von 92 Jahren. Zu Laasphe in der Grafschaft Wittgenstein 1751 geboren, trat er 1763 als Page in die Dienste des Herzogs Karl von Würtemberg. Im Jahre 1768 wurde er Lieutenant im französischen Regiment Royal-Deux-Ponts. Als Capitain schiffte er sich mit dem Regimente 1780 nach Amerika über, wurde dort als Major zum Regimente Lamarck versetzt und verdiente auf dem Schlachtfelde sich die Orden pour le mérite militaire und den Cincinnatus. Im Jahre 1791 finden wir ihn als Oberst desselben Regiments, des einzigen, welches dem unglücklichen Ludwig XVI. längere Zeit treu blieb. Als aber auch diese Truppe von dem Monarchen abfiel, verließ der biedere deutsche Führer derselben seine Fahnen. Nachdem er ein Jahr (1793) als Capitain im Condé'schen Corps (die Gemeinen seiner Compagnie waren Offiziere) sich dem französischen Dienste gewidmet, verließ er denselben. Verwandtschaftliche Verhältnisse führten ihn nach Gotha, und er trat daselbst in herzogliche Dienste. Als ein erfahrener Führer begleitete er den Prinzen Friedrich auf seiner Reise nach Italien rc., und als mit diesem Fürsten das sachsen-gotha-altenburgische Haus (1826) ausstarb, zog Hr. v. Haacke sich nach Kassel zurück, um dort im Haus einer Schwester den Abend seines vielbewegten Lebens zu beschließen.

Im December 1843 starb zu Wien der Fürst Colloredo.

Am 24. December 1843 starb zu Carlsruhe der badische Geheimerath Albert von Friedrich.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Weber in Zeiz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 29.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Ein altes Sprichwort.

Kleider machen nimmer Leute,
  Wenn es auch das Sprichwort sagt.
Nur der Pöbel wird Euch ehren,
  Die Ihr bunte Kleider tragt.

Kann ein Kleid, ein goldgesticktes,
  Reich besä't mit eit'lem Tand',
Höher'n Werth dem Manne geben,
  Als ein einfaches Gewand?

Cincinnatus ward vom Pfluge
  Vor der Römer Heer gestellt,
Und in seinem Arbeitskittel
  Schlug die Feinde Roma's Held.

Nein, Ihr werdet nicht gewinnen,
  Zieht Ihr bunte Lappen an!
Nicht im Kleide liegt das Große, —
  Nein, das Große liegt im Mann'! —

Carl Graf v. Hülsen.

Zeitinteressen.

(Fortsetzung.)

Der Vereinigungspunkt und das Organ dieses Staatenbundes ist der Bundestag in Frankfurt am Main, welchen die Bundesversammlung am 5. Novbr. 1816 eröffnete. Dieser Bund und die Resultate des zweiten Pariser Friedens mochten damals ganz genügend erschienen sein; aber je mehr wir uns von jenem Zeitpunkte entfernt haben, desto klarer ist es uns geworden, daß man ganz anders hätte verfahren müssen. Daher kömmt nach meiner Meinung auch die jetzige allgemeine Unzufriedenheit. Was ist Deutschland? Nichts! Deutschland als Deutschland spielt keine Rolle, nur die beiden großen Mächte darin: Preußen und Oesterreich. Hätte man damals doch wieder ein deutsches Reich gestiftet, aber kein Wahlreich! Preußen und Oesterreich hätten abwechselnd die Obergewalt ausüben können. Hätte man doch auch die Siege über die Franzosen, überhaupt jenen wichtigen Zeitpunkt besser benutzt und Alles zu Deutschland geschlagen, was früher dazu gehört hat und wo jetzt die deutsche Sprache die vorherrschende ist! In den deutschen Ländern, welche zu anderen Reichen gehören, als in den russischen Ostseeprovinzen, in Holstein, Schleswig und im Elsaß, ist man jetzt eifrig bemüht, das deutsche Element zu unterdrücken. Wir lassen dies nicht allein geduldig geschehen, sondern nehmen es auch noch sogar ruhig hin, wenn unsere Nachbarn links und rechts sich in unsere Angelegenheiten mischen und sich mißbilligend äußern, sobald es ihnen einmal scheint, daß die deutschen Großmächte die Souverainitätsrechte der kleineren deutschen Potentaden zu schmälern beabsichtigen. Die russischen Ostseeprovinzen, Schleswig, der deutsche Bundesstaat Holstein und das Elsaß hätten zu Deutschland kommen, die Polen dagegen wieder einen selbstständigen Staat bilden müssen, wobei es sich natürlich von selbst verstanden haben würde, daß die Theile des ehemaligen polnischen Reiches, in welchen die deutsche Sprache die vorherrschende ist, wie Westpreußen und ein großer Theil Posens, bei Deutschland verblieben wären. Die Oesterreicher und Russen würden durch die Moldau und Walachei, zwei christliche Staaten, welche zur Schande der ganzen Christenheit unter türkischer Botmäßigkeit stehen, und einen Theil der Türkei zu entschädigen gewesen sein. Die Dänen, welche es so lange mit Bonaparte hielten, als es diesem glücklich ging, hätten keiner Entschädigung bedurft. Welch' ein Reich würde dann

Digitized by Google

Deutschland sein! Das erste in der Welt und wieder so mächtig, wie unter Carl d. Gr. und Einigen seiner großen Nachfolger! Und was ist Deutschland jetzt? Ein Staatencomplexus von vier und dreißig Ländern und Ländchen. Von diesen letzteren ist manches nicht so umfangreich, wie der kleinste preußische Landrathskreis. Mit zwei guten Pferden kann man in einem Tage wenigstens acht verschiedene deutsche Staaten durchreisen. In den kleinen Staaten sind dieselben Einrichtungen, wie in den großen, oft verhältnißmäßig noch viel mehr. Wie viele früher reichsunmittelbare Grafen und Fürsten hat man mediatisirt, welche reicher an Land und Einkünften sind, als mancher deutsche Souverain! Was damals hätte geschehen können, dazu ist es jetzt zu spät. Der Bund aller dieser Staaten soll zwar ein Ganzes bilden, aber welche Wirksamkeit hat die deutsche Bundesversammlung? Es wird davon wenigstens selten etwas bekannt. Der deutsche Bund ist ja nicht einmal eine Großmacht! Dies beweisen die letzten Ereignisse in Griechenland. Die Griechen haben ganz recht daran gethan, daß sie sich eine Constitution erzwangen; denn welches Volk wird sich von Ausländern willkürlich regieren lassen? Aber unrecht und undankbar war es von den Griechen, daß sie die Deutschen, welche für ihre Freiheit gekämpft und ihnen ihre Selbstständigkeit mit errungen hatten, vertrieben und obendrein beschimpft haben. Die Deutschen wurden zum Gaudium der Franzosen, Engländer und Russen insultirt, wenn sie auf den Straßen deutsch zu sprechen sich unterstanden! Gäbe es ein Deutschland, so würden wir uns für die Schmach, welche die treulosen Griechen unsern deutschen Brüdern zugefügt, gerächt haben. Es ist eine Schande für uns, daß in deutschen Gauen Geld gebettelt werden mußte, damit die Deutschen in Griechenland die Mittel erhielten, nach Hause zurückkehren zu können. Solch' eine Behandlung hätte den Engländern oder Franzosen widerfahren sollen, — und mit welchem Nachdrucke würden die Regierungen dieser Länder sich ihrer beleidigten Unterthanen angenommen und für den ihnen angethanen Schimpf Genugthuung verlangt haben!

(Fortsetzung folgt.)

Das Piano meiner Tante.

(Schluß.)

Eine oberflächliche Untersuchung reichte hin, mir zu beweisen, daß er für den Fuß meiner Tante nicht passen konnte. Dieser Pantoffel war kaum so groß wie meine Hand (und ich habe eine sehr kleine), während ich es nur gestehen muß, daß meine Tante einen mindestens doppelt so großen Fuß hatte. Es unterlag somit keinem Zweifel mehr, ein geheimnißvolles Wesen bewohnte das Schloß und es war augenscheinlich, daß meine Tante den Faden des Geheimnisses in ihren Händen hatte. Der Anblick dieses reizenden Pantoffels erzeugte in mir zauberische Träume; in einem Nu hatte meine Phantasie das schönste, reinste Wesen geschaffen, welches nur die Begeisterung uns erblicken läßt. Mit meinem hübschen Pantoffel bewaffnet ging ich im Zimmer umher und suchte längs der Mauer die Thüre, wodurch sie hätte entfliehen können; die alte Tapete zeigte nicht die mindeste Oeffnung, mit Ausnahme derjenigen, welche in das Zimmer meiner Tante führte, wo dieses Mal die Lampe ausgelöscht war; ich untersuchte den Boden, aber nirgends eine Spur von einer Fallthür.

Ich kehrte in meinen Pavillon zurück, wo ich meiner Violine einige schmelzende Arien von Cendrillon entlockte, eine zarte Anspielung, worauf keine Antwort erfolgte. Ich schlief mit Mühe ein und brachte eine fieberhafte Nacht zu. Uebrigens war ich entschlossen, den nächsten Morgen darüber mit meiner Tante zu sprechen, was ich auch nicht verfehlte zu thun. Als ich sie fragte, wo das Packet Noten sei, welches ich ihr gebracht, erhielt ich zur Antwort, sie habe es einem Nachbar geschickt, was nicht der Fall sein konnte; Bertrand hatte das Schloß mit keinem Tritte verlassen; als ich das nächtliche Concert erwähnte, meinte sie, sie höre wohl zuweilen einen Lärm, aber es müsse sicher die alte Marthe sein, die Kirchenlieder sänge und sich dabei auf der Guitarre begleite; ich gab ihr umständlichen Bericht über meinen ersten Besuch im Zimmer; dann über meinen zweiten und endlich zeigte ich ihr den Pantoffel vor, welcher augenscheinlich die Gegenwart irgend Jemandes bezeugte. Eine leichte Röthe überflog die hagern Wangen meiner Tante, und ich bemerkte im Winkel ihrer Lippen ein Lächeln, dessen Bedeutung ich mir nicht erklären konnte. Sie wollte sich des Pantoffels bemächtigen, ich widersetzte mich und erklärte ihr gerade zu, ich gedächte ihn nur der Eigenthümerin zurückzugeben.

Ich sprach in so exaltirten und verliebten Ausdrücken von der geheimnißvollen Pianofortespielerin, daß meine Tante Mitleiden mit mir zu fühlen schien. Der Tag verging unter beständigem Gespräch von meinem Abenteuer. Als der Abend kam, schritt ich in fieberhafter Aufregung in meinem Zimmer auf und ab, bis die Stunde schlug, in welcher mein unsichtbares Concert beginnen sollte. Schlag zehn Uhr erklang die Scala auf dem Piano, und ich antwortete mit einem Accord auf meiner Violine. Wir fingen beiderseitig und fast sympathetisch die Pastoralsymphonie an.

Nach Beendigung des ersten Theils schlich ich vorsichtig bis an die Thür des Heiligthums und stieß sie so leicht zurück, daß ich glaubte, man hätte mich nicht gehört.

Es war Niemand mehr im Zimmer. Ich schlug die Thür wieder zu und strich draußen einen Accord auf der Violine; zwei Minuten darauf antwortete das Piano; wir setzten dann unsere Symphonie fort, und ich stieß, immer spielend, die Thüre mit dem Knie auf und trat ein...... das Piano spielte fort. Unwill-

Digitized by Google

türlich schloß ich die Augen, und wir spielten das Stück zu Ende, indem ich mich stets dem Piano näherte. Als ich endlich die Augen aufschlug, fand ich mich im Angesicht meiner Tante .... und eines jungen, noch weit schönern Mädchens, als ich mir geträumt hatte, wenigstens so viel ich bei dem Scheine der Blendlaterne sehen konnte, die auf dem Piano stand. Ich warf mich dem jungen Mädchen zu Füßen und probirte ihr den Pantoffel an; er paßte ihr trefflich.

Sie sind es also! rief ich, und einmal die Zunge gelöset, machte ich ihr eine Liebeserklärung in den leidenschaftlichsten Ausdrücken und umarmte Tante Gertrud aus allen Kräften.

Wir gingen in das Zimmer meiner Tante; der übrige Theil des Abends ward andern Sachen als der Musik gewidmet; meine Tante vertraute mir Einiges an, das ich für mich behalten werde, worüber aber die Einbildungskraft der Leser so lange nachgrübeln mag, als es ihnen beliebt. Ich will nur hinzufügen, daß meine Tante ihre alte Dienerschaft von dem Schlosse entfernte, und daß wir während ihrer Abwesenheit alle drei nach Paris reisten. Vierzehn Tage später heirathete ich meine reizende Cousine — (wie indiscret ich bin!) und fand endlich das Etwas, was meinem Leben fehlte und das ich sicher nicht in Ostindien getroffen hätte. —

F. v. K.

Geschichtliche Bemerkungen über den Zauberwahn.

Von

Dr. Gurlitt.

Wenn es galt, den Wahn zu vertreiben und die Gewalt des Unrechts zu brechen, hat man zuweilen an den gesunden Sinn und die Thatkraft des Adels appellirt. Schrieb doch der Reformator Luther selbst deßhalb eine Schrift des Titels „an den Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung." Dieß zur Entschuldigung gegenwärtigen Aufsatzes in diesen dem Adel bestimmten Blättern. Warum aber in jetziger Zeit über solch einen Gegenstand, wie der Glaube an Zauberei ist, Worte? Darum, weil es in dieser Zeit wieder eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von Leuten, nicht etwa unter abergläubigem Pöbel, sondern unter Gebildeten geistlichen und weltlichen Standes giebt, welchen der Teufel ebensoviel, als der liebe Gott gilt, ja welche fast erbitterter werden, wenn man ihnen ein Stück von ihrem Teufelsglauben angreift, als wenn man ihren Gottesglauben antastete. Wir haben zwar die Ueberzeugung, daß alle Meinungen, sowohl politische, als religiöse, auch zur Mode gehören, daß sie ihre Zeit haben, wo sie kommen, stehen und gelten, gehen und fallen, und dann wieder irgend einmal auftauchen und wieder schwinden und so fort; auch glauben wir, daß wir durch nachfolgende Bemerkungen keinen vom Irrglauben Angesteckten heilen werden; aber historische Hinweisungen sind doch wenigstens nie ohne alles Interesse. Die vorkommende Literatur hätten wir mit leichter Mühe weit vollständiger geben können, wenn wir es als zum Zwecke nöthig erachtet hätten.

Die Personen, welche im Rufe der Zauberei oder Hexerei standen, hießen bei den alten Römern malefici, maleficae, lamiae, striges, sagae; auch mathematici, weil Leute von mathematischen, physikalischen und astronomischen Kentnissen theils im Rufe der Zauberei, ohne ihr Zuthun, standen, theils durch Beschäftigung mit Astrologie und durch Geheimthuerei bei dem, was sie auf natürlichem Wege zur Verwunderung der Leute bewirkten, sich das Ansehn gaben, als ob sie Uebernatürliches vermöchten. Neben ihnen werden venefici und veneficae erwähnt, also Giftmischer und Zauberer in eine Klasse geworfen, und oft mochten wohl die vermeintlichen Zauberer wirkliche Giftmischer sein. Der Name striges ging später in die neugriechische Sprache über und wurde da gleichbedeutend mit gellones gebraucht. Die Italiäner haben striga, strea, außerdem jannara, maga, fatucchiera, incantatrice. Mit sortiaria der barbarischen Latinität ist das französische sorcier verwandt. Nicht so gefürchtet und verfolgt, wie die, von denen man durch Zauberei Schaden erwartete, waren die, welche zur Unterhaltung unbegreifliche Kunststücke machten, circulatores u. s. w. Kehren wir bei den Schriftstellern des Alterthums ein und nehmen sie nach der Zeitfolge, so finden wir zuerst bei Homer die Zauberei der bekannten Circe erwähnt, welche die Gefährten des Ulysses (Odysseus) in Schweine verwandelte. Hippokrates erwähnt in seinen Schriften de morbo sacro Leute, von denen man glaubte, daß sie auf Sonne und Mond Einfluß ausüben, gutes und böses Wetter machen könnten und dergleichen. Sein heller Geist stand natürlich über jeder Art Aberglauben. Plato in den Schriften von den Gesetzen erwähnt neben einem Gesetze von Giftmischerei eins über Bezauberungen, zweifelt aber, ob durch sie geschadet werden kann. Aristoteles in der Naturgeschichte sagt, daß das Beheren Erdichtung sei. Obgleich die Dichter eigentlich nicht in Betracht kommen können — denn wer würde aus einem unsrer Dichter beweisen wollen, ob er selbst an Elfen und dergleichen geglaubt habe? — so mag doch Einiges aus ihnen noch erwähnt, oder wenigstens citirt werden für die, welche Lust zum Vergleichen und Nachlesen haben. Virgil 8. Ecloge, und 4. Buch der Aeneis von einer Zauberin in Marseille. Horaz kannte drei berüchtigte Zauberinnen in den Epoden, Ode 5. Von der Canidia sagt er in der letzten Ode, sie könne den Mond durch ihr Wort vom Himmel herabreißen, was überhaupt mehrern Zauberern, auch dem Muhamed, zugeschrieben wurde. Aehnliches, was Virgil und Horaz von den Hexen sagen, findet sich bei andern römischen Dichtern, bei Ovid und Lucan das

Digitized by Google

Meiste. Plinius der Aeltere, in seiner Naturgeschichte, nachdem er von Nero's Neigung zur Magie geredet hat (30. Buch 2. Kapitel), sagt, daß kein Verständiger an den Zauber der Worte und Formeln glaube (28, 2.). Der Verfasser dieses Aufsatzes hat vor einiger Zeit bei der Lektüre der Briefe des jüngern Plinius in dem 27. Briefe des 7. Buchs eine Erzählung über das Erscheinen von Gespenstern gefunden, deren Erwähnung zwar nicht hierher gehört, doch möge auf sie, weil sie doch auch zur Geschichte des Aberglaubens gehört, hier nebenbei hingewiesen werden, und weil sie zugleich den Beweis liefert, wie die abergläubigen Vorstellungen früherer und späterer Zeiten oft in den kleinsten Details übereinstimmen. Es kommt darin vor Kettengeklirr, eine alte, dürre, schmutzige Gestalt, langer Bart, andeutendes Winken, zu folgen, Abscheeren des Haupthaares durch die spukenden Gestalten.

Ein Zeitgenosse des ältern Plinius, der Philosoph Seneca, in den natürlichen Untersuchungen 4. Buch, 7. Kap. schreibt: „Bei uns ist in den 12 Tafeln (älteste römische Gesetzgebung) verboten, daß Jemand fremde Früchte behere. Das noch rohe Alterthum glaubte, daß durch Zauberformeln Platzregen bewirkt und vertrieben werden könnten; daß aber Nichts der Art geschehen könne, ist so offenbar, daß man deßhalb nicht braucht in die Schule eines Philosophen zu gehen." Der platonische Philosoph Apulejus unter der Regierung der Antonine, den Manche für einen Zauberer selbst hielten, ist in seinen Büchern von den Verwandlungen reich an Beschreibungen der den Heren seiner Zeit zugeschriebenen Wirkungen. Am ausführlichsten wird uns im 1. Buche das Wirken einer alten Wirthin, Namens Meroe, vorgeführt, welche den Himmel herablassen, die Erde in die Höhe heben, die Quelle trocken machen, die Berge zerschwemmen, die Schatten aus der Unterwelt herauf-, die Götter herabzaubern konnte und dergleichen mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus der Provinz Preußen.

Die Provinz Preußen, welche schon mehrmals die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, nicht allein von Deutschland, sondern von ganz Europa, war vor wenigen Jahren ziemlich in den Hintergrund getreten, weil sich in der letzten Zeit vor der Regierung unseres jetzigen Königs nichts in derselben zugetragen hatte, was beachtet zu werden verdiente. Obgleich der gegenwärtige Zustand der Provinz Preußen ein blühender genannt werden kann, denn Danzig, Elbing, Königsberg und Memel treiben einen bedeutenden überseeischen Handel, und der Landbau hat im Allgemeinen einen hohen Grad von Cultur erreicht: — so erscheint doch keine Periode in Preußen's Geschichte glänzender, als die zur Blüthenzeit des deutschen Ordens. Ackerbau, Gewerbe und Handel waren damals in einem größeren Flore, als in Deutschland. Die Gerichtsverfassung und die Administration waren in jener Zeit so vorzüglich, daß unser Preußen dem deutschen Kaiserreiche zum Vorbilde dienen konnte. „Wer das Recht sucht," — hieß es in Deutschland — „der gehe zu den deutschen Herren nach Preußen." — Manche der Menschheit zur Schande gereichende Einrichtungen, welche in anderen Staaten erst durch Revolutionen ihr Ende erreichen konnten, sind im preußischen Staate lange vorher ruhig und ohne Blutvergießen beseitigt worden. In keinem deutschen Staate werden die Geldmenschen wohl so wenig bevorzugt, als im preußischen. Während hier Jeder ohne Unterschied des Standes, er sei Graf oder Bauer, seiner Militairpflicht genügen muß, kann sich in manchem anderen deutschen Lande der Bauer mit 200 Thalern davon loskaufen. Die Erbunterthänigkeit, mit deren Abschaffung auf ihren Gütern in Ostpreußen mein verstorbener Großvater, Georg Friedrich Graf v. H., und dessen beide Brüder zu Ende des vorigen Jahrhunderts freiwillig den Anfang machten, wurde schon im Jahre 1810 von König Friedrich Wilhelm III. aufgehoben, während sich ähnliche Verhältnisse in Deutschland viel länger erhalten haben. Das Frohnwesen in Sachsen zum Beispiele ist erst in Folge der revolutionären Auftritte im Jahre 1830 abgeschafft worden und würde dort vielleicht noch heut' zu Tage bestehen, wenn jene Katastrophe nicht eingetreten wäre. — Unsere Provinz hat aber nicht allein zur Zeit des deutschen Ordens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sondern auch in intellectueller Hinsicht Glanzpunkte gehabt, welche einzig in der Geschichte dastehen. Ich will nur an zwei Männer erinnern, an Copernikus und Kant. Kürzlich hat ein polnischer Professor uns Deutschen den ersteren streitig machen wollen, weil derselbe in der Walhalla bei Regensburg einen Platz gefunden, — eine Auszeichnung, deren der große Luther nicht theilhaft geworden ist! — und behauptet, daß Copernikus ein Pole gewesen sei. Wie darf man aber Copernikus für einen Polen halten, da er den deutschen Namen Köpernik geführt, in der westpreußischen Stadt Thorn das Licht der Welt erblickt und in der ostpreußischen Stadt Frauenburg als Domherr bis an sein Ende gelebt hat, welche beiden Städte von Deutschen gegründet und immer bewohnt worden sind? Es kann dabei wohl nicht in Betracht kommen, daß Thorn zur Zeit der Geburt des Copernikus zu Polen gehört und daß der große Mann auf der polnischen Universität Krakau seine Bildung erhalten hat. Gleich groß, freilich in anderer Beziehung, ist der Philosoph Kant. Obgleich derselbe nie die Provinz Preußen verlassen hat und von Königsberg nicht weiter gekommen ist, als nach dem 15 Meilen von dieser Stadt entfernten Gute Arnsdorf, wo er einige Zeit Hofmeister meines vorerwähnten Großvaters war, — so mag wohl Niemand die Welt und die Menschen besser gekannt haben, als er. Abgesehen von diesen beiden Koryphäen, ist die Provinz Preußen das Geburtsland so mancher großer Männer, welche sich einen unsterblichen Namen gemacht haben. In der letzten Zeit vor dem Regierungsantritte Friedrich Wilhem's IV. war, wie schon erwähnt, Preußen ziemlich in den Hintergrund getreten. Unsere Provinz, welche das Unglück hat, zum großen Theile von den Staaten des Kaisers von Rußland begrenzt zu werden, ist im Vergleiche mit den anderen preußischen Provinzen immer ein wenig beiläufig behandelt worden. Während man zum Beispiele in Schlesien fast keine anderen Wege kennt, als chausssirte, finden sich bei uns solche nur zwischen den größeren Städten. Diese etwas stiefmütterliche Behandlung brachte natürlich eine Mißstimmung hervor, aber dessenungeachtet sind die Altpreußen immer die treuesten Unterthanen ihres angestammten Herrschers geblieben. Wenn die altpreußischen Stände unserem jetzigen Könige die Bitte um eine Constitution vortrugen, so geschah dies aus keinem anderen Grunde, als weil sie vom Zeitgeiste lebhaft angeregt und in dem Glauben waren, daß Friedrich Wilhelm IV. dem Constitutionswesen nicht abgeneigt sei. Dieser Antrag mußte Deutschlands Aufmerksamkeit um so mehr auf die Provinz Preußen ziehen, als diese bis dahin dort nur wenig der Beachtung werth erschienen war.

(Schluß folgt.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 30.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Sgr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Pflug, Wort und Schwert.

Es lebe der Pflug und das Wort und das Schwert; —
Sie sichern und schirmen den heimischen Heerd!

Das Sinnbild des Friedens, es schützt uns vor Noth:
Der Pflug, er gewährt uns das tägliche Brot.

Die Freiheit von innen bewahrt uns das Wort,
Das Wort, ja, das freie, das ist unser Hort!

Die Freiheit von außen verschafft uns das Schwert, —
Es wehret die Feinde von unserem Heerd'.

Doch mög' uns noch lange das Friedensglück blüh'n,
Daß wir nicht gebrauchen die Schwerter zu zieh'n!

D'rum lebe der Pflug und das Wort und das Schwert; —
Sie sichern und schirmen den heimischen Heerd! —

Carl Graf v. Hülsen.

Zeitinteressen.

(Fortsetzung.)

Der Muth der Deutschen, welche sich unter barbarische Völker begeben, ist wahrhaft bewundernswerth. Die Griechen und die Türken verdienen es nicht, ein so herrliches Land zu bewohnen. Dürfte es nicht endlich an der Zeit sein, das türkische Volk mit seinen wollüstigen Großen aus Europa zu vertreiben, besonders da seine Regierung den Weg der Reformen wieder verlassen hat und zu seinem alten Unwesen zurückgekehrt ist, oder dasselbe wenigstens zur Civilisation zu zwingen? Gäbe es ein deutsches Kaiserreich und sein Kaiser wäre wieder das Oberhaupt der ganzen Christenheit, wie ehedem, so wäre der letztere gewissermaßen verbunden, dies zu bewirken. Es kann den deutschen Patrioten nur betrüben, wenn er daran denkt, welche Rolle das einst so mächtige deutsche Reich heut' zu Tage in Europa spielt; aber nicht weniger schmerzlich muß ihn der Gedanke an die Millionen von deutschen Brüdern berühren, welche seit Jahrhunderten nach und nach in andere Welttheile ausgewandert und dort theilweise zu Engländern und Franzosen geworden sind. Deutschland ist ein zerrissenes Land. Deßhalb kann es den Deutschen weniger übel gedeutet werden, als den Bewohnern anderer Länder, wenn sie an ihrem Vaterlande keinen Geschmack finden und auswärts ihr Glück suchen; aber dennoch sind diejenigen Deutschen, welche in den Diensten anderer Staaten gegen Deutschland kämpfen, sei es als Diplomaten oder als Krieger, nichtswürdige Verräther. Ich halte das Unternehmen einer Gesellschaft am Rheine, welche nach rheinischen Blättern aus hohen Adeligen besteht, für höchst lobenswerth, in Texas Colonien für Deutsche zu gründen, um die zur Auswanderung geneigten deutschen Brüder, welche ungeachtet aller Abmahnungen doch nun einmal entschlossen sind, in Amerika ihr Glück zu suchen, wenigstens dem deutschen Elemente zu erhalten. Ueberhaupt ist jetzt ein sehr erfreuliches Streben bemerkbar, dem Deutschen als Deutschen wieder einen Platz unter den Völkern zu verschaffen. Es erfüllt den deutschen Patrioten mit inniger Freude, da die Bewohner der verschiedenen deutschen Länder jetzt anfangen, sich als deutsche Brüder und den ganzen deutschen Ländercomplexus als ihr gemeinsames Vaterland anzusehen. Mit welchem Enthusiasmus wurde das Beckersche Rheinlied aufgenommen! Und was ist im Grunde dieser „freie deutsche Rhein?" Ein Fluß, der am Anfange und am Ende ganz und in der Mitte theilweise unsern Nachbarn gleichfalls angehört. Wir können aus dem „freien deutschen Rheine" nicht einmal in das Meer, wenn es die Holländer nicht erlauben. Aber dennoch hat dies

Digitized by Google

Lied eine Begeisterung erregt, wie selten ein anderes, und wenn damals die Franzosen den Rhein zu ihrer Grenze hätten machen wollen, so würden alle Deutsche wie ein Mann aufgestanden sein und die Franzosen in ihre Schranken zurückgewiesen haben. Wären die Deutschen doch immer so einig unter einander gewesen, wie damals, wenn fremde Völker uns deutsche Provinzen entrissen! Als die Engländer die deutsche Insel Helgoland, welche freilich zu Dänemark gehörte, wie Holstein, in Besitz nahmen, krähte in Deutschland kein Hahn darum. Und Helgoland ist gewiß ein höchst wichtiger Punkt; sonst würden die Engländ.r nicht so lüstern danach gewesen sein! — Ja, freuen wollen wir uns über die Einigkeit, welche sich neuerdings unter den Bewohnern der verschiedenen deutschen Länder kund gegeben hat! Aber was würde eine solche Einigkeit am Ende helfen, wenn die deutschen Regenten nicht einig unter einander wären? Gottlob findet dies gegenwärtig ebenfalls Statt, und deßhalb können wir fest darauf rechnen, daß, wenn es einmal mit einem fremden Staate zu einem Kriege kommen sollte, wir Deutsche alle einig unter einander sein werden, und daß unsere Einigkeit dann den Erfolg haben wird, als wenn eine Einheit Deutschlands bestände. Deutschlands Einheit ist gewiß aller Patrioten sehnlichster Wunsch, und dieser Wunsch wird vielleicht dermal einst in Erfüllung gehen; aber diese Erfüllung dürfte nur eine Folge von großen Ereignissen sein, welche außerhalb Deutschlands geschehen werden. Aber auch ohne diese Einheit brauchen wir bei unserer jetzigen Einigkeit fremde Staaten nicht zu fürchten. Ein Reich im Osten, welches sich in einen gewissen Nimbus hüllt und uns glauben machen möchte, daß es das mächtigste sei auf der Welt, ist nicht so gefährlich, als es erscheinen will. Dies haben wir bei dem langwierigen Kampfe gegen ein kleines, heldenmüthiges Völkchen gesehen, welches seine Freiheit sich erkämpfen wollte, aber doch endlich der Uebermacht unterliegen mußte, nach meiner Ansicht zum Nachtheile für Deutschland. Das sehen wir noch täglich bei dem Kampfe gegen ein winziges, aber tapferes Bergvolk. Der Regent dieses großen Reiches wirkt viel in demselben, aber seine Völker, bestehend aus Leibeigenen und übermüthigen Magnaten, stehen noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur, wovon uns vor einiger Zeit der Marquis von Cüstine ein vielleicht etwas zu grelles Bild geliefert hat. Ein Land, in welchem die Knute und die Leibeigenschaft existiren, kann nicht eher civilisirt werden, als bis dies Beides abgeschafft ist. Eben so wenig Furcht dürfen wir vor unseren Nachbarn im Westen haben, welche zwar in Hinsicht der Cultur das Gegentheil der andern Nachbarn sind, aber doch der Macht des gesammten Deutschlands nicht die Spitze zu bieten vermögen. Wir können also getrost in die Zukunft schauen und es ruhig mit ansehen und anhören, wenn die Nachbarn auf der einen Seite Einfluß auf die Weltbegebenheiten auszuüben heucheln und uns zu verschlingen drohen, während die Nachbarn auf der anderen Seite unverständigerweise den Rhein zu ihrer Gränze machen wollen. Und wenn man den Toast des edeln Erzherzogs auch nur für ein pium desiderium halten kann, so haben wir doch wenigstens gesehen, daß Deutschlands Fürsten in dieser Hinsicht mit ihren Völkern sympathisiren, — und das möge uns, die wir Deutschlands Einheit wünschen, vorläufig ein kleiner Trost sein!

(Fortsetzung folgt.)

Das Nebelgespenst.

(Aus dem United Service Journal.)

Einer meiner Freunde erzählte mir, daß ein gewisser Tomkins viele Jahre hindurch treu unter ihm gedient, und daß er ihm sein Leben zu verdanken habe. Diese Worte erregten in mir den Wunsch, Mehreres von ihm zu hören. „Es ist allerdings eine wunderbare Geschichte, von der ich nie gesprochen habe, erwiederte der Kapitain; jedoch Ihnen, junger Freund, will ich es vertrauen.“

„Es sind jetzt fünf und zwanzig Jahre her, daß ich als Lieutenant am Bord der Minerva diente. Unser Schiff sollte einigen Handelsschiffen, die nach Canton unter Segel waren, das Geleit geben, und es war unsere Absicht, sobald sie dort ihre Ladung eingenommen, mit ihnen auf demselben Wege zurückzukehren. Der Kapitain der Minerva war von einem finstern und verschlossenen Charakter und so starrsinnig, daß er nie von Jemand einen Rath annahm. Geiz war dabei seine herrschende Leidenschaft, und das Schiffsvolk hatte daher oft große Entbehrungen zu dulden, da er sich nie für eine Reise hinlänglich mit Lebensmitteln versah, in dem Vertrauen, wenn sie ihm ausgingen, von den Handelsschiffen den nöthigen Bedarf erhalten zu können, ohne daß er bedachte, in welche furchtbare Lage wir gerathen konnten, wenn ein Zufall uns von ihnen trennte. Als wir vor Java vor Anker lagen, warnte ich der Pflicht gemäß den Kapitain vor der Möglichkeit dieses Unglücks. Einige Tage fuhren wir fort, im östlichen Ocean zu kreuzen, ohne ein Segel zu treffen, und entfernten uns immer mehr von der Küste. Die täglichen Rationen wurden so vermindert, daß die Schiffsmannschaft aus Erschöpfung nicht mehr den Dienst verrichten konnte. Ich bemerkte an dem Kapitain, daß auf seinem Gesichte oft Fieberröthe mit Todesblässe wechselte. Seine Befehle ertheilte er jetzt mit Ungestüm und Heftigkeit. An demselben Tage starb noch der Kapitain — sein Leib war der erste auf dem Schiffe, der den Fischen zur Speise werden sollte, aber noch waren Viele bestimmt, ihm zu folgen. Jetzt übernahm ich das Commando und da ich es für wahrscheinlich hielt, daß die zerstreuten Schiffe der Küste von Sumatra zugetrieben seien, so beschloß ich

Digitized by Google

dahin zu segeln, welches den Beifall des ganzen Schiffsvolks erhielt. Aller Vorsicht bei Vertheilung des geringen Vorrathes ungeachtet fanden wir zu unserm Schrecken, daß wir höchstens noch für einen Tag Lebensmittel am Bord hatten, und selbst bei dem günstigsten Winde durften wir nicht hoffen, die nächste Küste vor fünf oder sechs Tagen zu erreichen. Mit bangem Herzen beobachtete ich den Lauf des Schiffes. Die Hitze wurde erstickend. Als das Zwielicht hereinbrach, näherte Tomkins sich mir mit geheimnißvollem Gesicht und sagte leise flüsternd: „Lieutenant, es geht schlecht mit uns; die Minerva wird in kurzer Zeit in die See hinausgetrieben werden. Haben Sie die erstickende Hitze bemerkt? Sehen Sie, wie die Segel zusammenfallen! Es wird völlige Windstille eintreten und viele Tage anhalten.“ — „Tomkins, erwiederte ich, schon gestern hast Du stilles Wetter prophezeiht; es mag sein; aber sollte es uns nicht glücken, einen Fisch oder Seevogel zu fangen? Vielleicht stoßen wir auf ein Schiff, das uns aus der Noth hilft?“ — „Sir, entgegnete Tomkins mit trübem Blicke, nehmen Sie es nicht übel, wenn ich frei spreche. Ich bin nicht der Mann, der über Mangel an Vorrath murren sollte. Aber, fuhr er fort, es ist ein Gespenst an Bord gekommen, das allzeit der Vorbote sichern Verderbens ist. Sehen Sie nichts, Sir? — Bemerken Sie nichts auf dem Verdecke, was nicht darauf gehört? St! — Es bewegt sich!“ — Und nun sah ich, daß der Abendnebel, seltsam geformt, sich auf einer Stelle des Verdeckes zusammengezogen hatte. „Wie, Tomkins, sagte ich etwas spöttisch, hast Du keinen andern Grund für Deine Befürchtungen, als die Phantome des Abendnebels? Als alter Seemann solltest Du doch wohl wissen, daß so Etwas häufig vorkommt, ohne eben eine böse Vorbedeutung zu sein.“ — „Ei freilich, murmelte der alte Matrose in sich hinein, müßte da nicht jeder Cajütenjunge mir unter die Nase lachen, wenn ich so etwas nicht wüßte? Aber es ist ein Unterschied zwischen Nebel und Nebel, und ein solcher auf diesem Meer und in einer solchen Gestalt ist etwas ganz Anderes als ein gewöhnlicher Abendnebel. Haben Sie nie von dem Seegespenst gehört, Lieutenant?“ — Ich schüttelte den Kopf. — „Gut, fuhr er fort, ich will Ihnen sagen, was ich über dieses Gespenst von alten Seeleuten gehört habe, die auf diesem Meere gewesen sind. — Ueber die Winde und Mundvorräthe hat dieß Gespenst keine Gewalt, sondern nur über die Mannschaft. Es nimmt seinen Platz am Steuerruder und führt das Schiff, wohin es will. Ein solches Gespenst scheint mit jedem Augenblicke zu wachsen und entfernt sich Anfangs nur einige Schritte vom Steuer, worauf es wieder dahin zurückkehrt, und mit jedem Schritte vorwärts, weiht es ein neues Opfer dem Tode; hat es aber das andere Ende des Schiffes erreicht, so ist Alles verloren, und das Gespenst führt das Schiff auf einen Felsen oder versenkt es in die Tiefe.“

„Tomkins, sagte ich, indem ich mich nach der Cajüte begab, ich habe keine Furcht vor Deinem Gespenst; es bedrohen uns so viel wirkliche Uebel, ohne daß es nöthig wäre, uns noch mit einem alten Mährchen zu ängstigen.“ — „Wir werden schon nach und nach mehr davon zu seh'n kriegen,“ brummte der alte Seemann, als ich ihn verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Bemerkungen über den Zauberwahn.

(Fortsetzung.)

Die heidnischen Schriftsteller, wie wir jetzt gesehen haben, bezweifelten, oder leugneten entschieden magische Wirkungen im Sinne der Abergläubigen; was aber die Dichtungen betrifft, so kann man natürlich nicht auf die Denkweise ihrer Verfasser in dieser Sache schließen. Auffällig tritt neben die Unbefangenheit der alten heidnischen Schriftsteller die abergläubige Befangenheit der Kirchenschriftsteller. Der Kirchenvater Arnobius im 4. Jahrh. sagt von den Zauberern: „Wer wüßte es nicht, daß sie sich befleißigen, das Bevorstehende vorauszuwissen, oder tödtliche Krankheiten, wem sie wollen, zuzuschicken, oder die Familienliebe zu stören, oder ohne Schlüssel Thüren zu öffnen, die verschlossen sind, oder den Mund verstummen zu lassen, oder die Pferde an den Wagen hinfällig, flink, langsam zu machen, oder in den Weibern und fremden Kindern unerlaubter Liebe Flammen und höllische Begierden zu erregen?“ Augustinus „vom Reiche Gottes“ hält Manches theils für falsch, theils für ungewöhnlich, ist doch aber geneigt, Anderes zu glauben, weil die, welche es erzählt hätten, wahrhaftige Leute wären. Hieronymus sagt von Zauberwirkungen: „Gott weiß es, ob's wahr ist, oder nicht.“ Lactantius glaubt, daß verschiedene schädliche Wirkungen mit Hülfe der bösen Geister vollbracht würden. Wenn im 12. Jahrh. in der orientalischen Kirche der so sehr gelehrte Michael Psellus an die Macht der Hexen glaubte, so kann man daraus abnehmen, wie verbreitet in jenem Theile der christlichen Kirche der Aberglaube damals war. Mehrere Scholastiker, unter ihnen Thomas v. Aquino, waren auch nicht von diesem Aberglauben frei. Aufgeklärtere, wie Agobertus, Bischof von Lion, redeten vergeblich dagegen. Dieser schrieb 833 ein Buch wider die Träume des gemeinen Volks und schließt es mit den merkwürdigen Worten: „Solch eine Thorheit hat jetzt die arme Welt unterdrückt, daß die Christen solch albernes Zeug glauben, welches zu glauben die Heiden niemals konnten bewogen werden.“ Er meint die Schriftsteller der Heiden; denn das gemeine Volk war allerdings voll allerlei Aberglaubens, und in der Zeit des Christenthums war er ja nur das Erbstück aus der des Heidenthums. Eigenthümlich aber ist der Christenheit der bis zu einer Art wissen-

Digitized by Google

schaftlicher Begründung ausgebildete Wahn von einem Bündnisse der der Zauberei verdächtigen Personen mit dem Teufel, von dem Pflegen der Wollust zwischen Hexen und Teufel und von den Zusammenkünften der Hexen. Diese besondere Art des Aberglaubens findet sich erst im 15. Jahrh. ausgebildet, und seitdem kamen die darauf gegründeten Inquisitionsprozesse gegen die Hexen vor. Im römischen Rechte weiß der die Zauberei betreffende Titel de maleficis et mathematicis Nichts von Hexen, die mit einem bösen Geiste Bündnisse machten, Unzucht trieben, oder unter sich ordentliche Zusammenkünfte hielten.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus der Provinz Preußen.

(Schluß.)

Der abschlägliche Bescheid, welchen unser König auf jenen Antrag ertheilte, gab Veranlassung, daß eine Parthei in der Provinz Preußen auftrat und gegen den gedachten Antrag einen förmlichen Protest einlegte. Les extrêmes se touchent. Wenn die Bitte um eine Constitution auch abgeschlagen worden ist, so hat sich die constitutionelle Parthei dadurch doch nicht abschrecken lassen, bei ihren liberalen Gesinnungen zu verharren, und die publicirten Auszüge aus den Landtagsverhandlungen geben hinlänglich kund, wie sehr diese Parthei den Fortschritt wünscht. Uebrigens denkt unser König viel zu erhaben, als daß er den Männern, welche für die constitutionelle Verfassung waren, wie z. B. der frühere Ober-Präsident der Provinz, seine Gnade deßhalb entzogen hätte. Es kann wohl keineswegs als besonders verdienstvoll angesehen werden, wenn der deutsche Mann seine Gesinnungen ohne Menschenfurcht frei und offen vor dem Angesichte der Welt ausspricht, besonders jetzt, wo man einen Tod auf dem Scheiterhaufen nicht zu befürchten hat. Ich spreche natürlich von dem civilisirten Theile der Welt, denn unsere Nachbarn im Osten haben statt des Scheiterhaufens fast gleich harte Strafen: die Knute und Sibirien. Und doch hat der vorhin erwähnte Staatsmann gerade dadurch, daß er sich für eine constitutionelle Verfassung aussprach, sich einen Namen gemacht, welcher nicht allein in deutschen Landen, sondern auch auswärts mit Bewunderung genannt wird. Es stand unlängst in einer Zeitung, daß man das Wiegenfest dieses Mannes und des Erzherzogs Johann, welches an einem Tage ist, in Christiania festlich begangen habe! In dem größten Theile unserer Provinz findet eine solche Verehrung nicht Statt, und doch glaube ich, daß wir das wahrhaft Große und Erhabene eben so gut zu würdigen und schätzen wissen, wie jedes andere Volk. Außer diesem Staatsmanne haben noch andere Männer die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, von denen ich nur den Doctor Jacobi und Walesrode nennen will. Dieselben sind in Deutschland eben so bekannt, wie in Preußen, und es sei hier bloß noch erwähnt, daß der letztere wegen seines Buches: „Unterthänige Reden" sich jetzt in Untersuchung befindet. Warum werden solche Bücher, die doch gelesen werden, verboten? Friedrich d. Gr. ließ die auf ihn gemachten Carricaturen und Pasquille niedriger hängen, damit das Volk dieselben besser sehen und lesen konnte. Und das Volk sah, las, lachte und ging ruhig nach Hause. Der größere Theil der Einwohner Preußens will den Fortschritt auf eine vernünftige und gesetzmäßige Weise, und eben so klein, wie die Parthei derer, welche dem Fortschritte entgegen sind, ist die der Ultraliberalen. Man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß, als Herwegh sich in Königsberg befand, die ganze Stadt den Schwindel der Parthei getheilt habe. Jeder Unbefangene wird dem eminenten Dichtertalente Herwegh's seine Bewunderung nicht versagen; aber das müssen selbst seine Freunde, wenn sie unpartheiisch sein wollen, einräumen, daß er der exaltirteste und dünkelhafteste Mensch ist, welcher je existirt hat. Ein Jüngling, der aus Würtemberg desertirte, weil er nicht gehorchen lernen wollte, und der, wie er in einem seiner Gedichte lächerlicherweise sagt, „nicht allein mit einem Könige, sondern sogar mit seinem Gotte gegrollt hat," will der Welt Gesetze vorschreiben! Ueberhaupt ist die Exaltation ein Fehler, an welchem jetzt die meisten politischen Schriftsteller laboriren. —

In der Provinz Preußen wird jetzt an der Befestigung einiger Punkte gegen unsere östlichen Nachbarn tüchtig gearbeitet. Wenn die Anekdote in Betreff der Fürstin Galitzin wahr ist, wovon neulich die Zeitungen berichtet haben, so wollen wir Gott dafür inbrünstig danken, daß wir nicht Russen sind.

In diesem Jahre findet das Stiftungsfest der Königsberger Universität und eine Revue Statt, zu welchem Zwecke unser König nach Preußen kommen wird. —

Das von Seiten Baierns erfolgte Verbot der Gustav-Adolph-Stiftung hat uns hier zwar auch unangenehm berührt, aber gerade nicht sehr überrascht. Es ist wahrhaft komisch, wenn die ultramontane Parthei in Baiern sagt, daß die baierische Regierung das gedachte Verbot nur zum Schutze der deutschen Einheit und zur Erhaltung des deutschen Friedens erlassen habe und daß dieselbe deßhalb auch eben so wenig einen Tilly-Verein dulden würde." Welche mörderische Tendenz soll denn der Gustav-Adolph-Verein haben? Dieser harmlose Verein will ja weiter nichts, als seine armen Glaubensgenossen unterstützen! Und wahrlich, unsere evangelischen Mitbrüder in den katholischen Ländern bedürfen der Unterstützung, da die katholischen Regierungen ihnen eine solche nicht gewähren, während in den protestantischen Ländern, wie in Preußen, zwischen den Protestanten und Katholiken kein Unterschied gemacht wird! Wie ist es möglich, einen Tilly-Verein dem Gustav-Adolph-Vereine entgegen stellen zu wollen? Wie kann der blutdürstige, mordbrennerische Tilly mit dem edlen, hochherzigen Schwedenkönige verglichen werden, welcher sein Herzblut vergossen hat, um seinen protestantischen Mitbrüdern in Deutschland die Glaubensfreiheit zu erringen? Jeder aufgeklärte Katholik würde mit Indignation auf Baiern blicken, wenn es demselben gefallen sollte, einen Tilly-Verein zu stiften. Ich kann mir kaum denken, daß die baierische Regierung bei jenem Erlasse wirklich die ihr untergeschobene Meinung gehabt hat; aber sollte es dennoch der Fall sein, so muß man derselben zu bedenken geben, daß derjenige, welcher im Angesichte der Welt frei und offen bekennt, was er will, wohl nicht für gefährlich gehalten werden dürfte. Die Jesuiten machen es anders, die katholischen sowohl, als die protestantischen, — denn leider haben wir solche auch. Sollte der Gustav-Adolph-Verein Unfrieden und Zerwürfnisse zwischen uns und den Katholiken herbeiführen, so müßten wir freilich bedauern, diesen harmlosen Verein in das Leben gerufen zu haben; denn in diesem Falle würde von den daraus entstehenden Nachtheilen das von uns beabsichtigte Gute unendlich weit überwogen werden. Wir leben zwar im 19ten Jahrhunderte, aber zuweilen möchte man daran zweifeln. Ein Ulrich von Hutten würde heut' zu Tage noch viel bei uns zu thun finden. —

Carl Graf v. Hülsen.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Nebst Literaturblatt Nr. 5. und Intelligenzblatt Nr. 5.

Digitized by Google

Literaturblatt
zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 5. 1844.

Literatur.

Ober- und niedersächsisches Adels-Lexikon. Ein historisch-genealogisch-diplomatisch-heraldisch-statistisches Handbuch der fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und adeligen Geschlechter Ober- und Niedersachsens der älteren und neueren Zeit. Nebst Angabe der Quellen u. s. w. Von H. F. Mannstein. Erster Band. 1. Heft. Mit einer Steindrucktafel. Dresden u. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. 1843.

Nur zerstreute Notizen und lückenhafte Verzeichnisse besaß bisher Ober- und Niedersachsen, aber für keins von beiden war ein Werk dieser Art vorhanden; es ist also dadurch eine Lücke ausgefüllt, und zwar mit Hilfe reicher bibliothekarischer und archivarischer Sammlungen. In der Vorrede bespricht der Verf. die alte Eintheilung Deutschlands in Kreise und zählt die Territorien auf, aus denen Ober- und Niedersachsen bestand. Manche Theile davon wurden nach der geographisch oft ungeschickten Kreisbestimmung zu andern Kreisen gerechnet; aber die Autoren betrachten jene und deren Adel als zum alten Sachsenlande gehörig. Deßhalb und aus andern Gründen wird es nöthig sein, die Grundsätze hier anzugeben, nach denen die Aufnahme eines Geschlechts in dieses Werk entschieden wurde. Als zum sächsischen Adel gehörig werden betrachtet 1) eingeborne Familien in Sachsen, wie es sich nach der Kreiseintheilung abrundete; 2) nichtsächsische Geschlechter, welche nach der Uebersiedelung in sächsische Provinzen kaiserliche Adelsbriefe und Erneuerungsdiplome erhielten; 3) welche von den sächsischen Kurfürsten während ihres Reichsvicariats, und 4) welche nach Aufhebung der deutschen Reichsverfassung von sächsischen Fürsten, Königen, Großherzogen und Herzogen geadelt wurden; 5) welche den Lausitzen, Henneberg, Corvey, Verden, Erfurt und dem Eichsfelde angehören (diese Landestheile waren nämlich theils nicht in der Kreiseintheilung begriffen, theils zu andern, als den sächsischen Kreisen geschlagen worden); 6) welche vor Maximilians Kreiseintheilung sich in den ober- und niedersächsischen Provinzen angesiedelt hatten. Wir fürchten, daß man nicht alle jene sechs Entscheidungsgründe werde gelten lassen, wünschen aber übrigens dem unverkennbar höchst mühvollen Unternehmen den glücklichsten Fortgang und die verdiente Anerkennung. Das Werk erscheint heftweise, jedes Heft zu 12 Bogen à 1 Thlr. Das Ganze ist auf etwa 100 Bogen in 4 Bänden berechnet. Das uns vorliegende erste Heft enthält außer der Vorrede (I — VIII.) eine reiche Literatur (IX — XLIII.) in alphabetischer Uebersicht (nämlich erst allgemeine Adelsliteratur, dann deutsche provinzielle) und die Artikel Abachsen und Albachsen bis Beuern, Bevern. **Gz.**

Deutsches Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumsforschung. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Jena, Druck u. Verlag von F. Manke. 1. Bd. 1842. VI u. 346 S. 2. Bd. 1843. VIII u. 336 S.

Herr Ludwig Bechstein, der als Dichter und als Sammler thüringischer u. a. Volkssagen schon bekannt ist, tritt als Herausgeber des deutschen Museums in die Reihe derjenigen, deren gewiß sehr dankenswerthes Streben dahin geht, daß sie uns mit der Vorzeit und Gegenwart in Specialitäten bekannt machen und manches früher entweder, weil man anderer Ansicht war, Nichtgeachtete, oder wirklich Uebersehene und unbekannt in Verborgenheit Liegende an das Tageslicht bringen. Nur aus solchen einzelnen Mittheilungen gewinnt man eine lebendige Ansicht von entschwundenen Zeiten und Verhältnissen, wie sie uns der Historiker auch durch die sorgfältigsten Abschilderungen nicht geben kann; zugleich lernt man daraus die eigenthümliche Weise der Menschen der Gegenwart in verschiedenen Beziehungen kennen, namentlich das volksmäßige Element. Außerdem finden die Einzelnen unter solchen Gaben, welche nach der Weise des deutschen Museums gesammelt, dargeboten werden, immer Etwas, was sie in Bezug auf ihren Stand, ihre Verhältnisse, ihre Beschäftigungen noch besonders interessirt. Für die sinnliche Anschauung ist auch gesorgt; denn jeder der 2 Bde. enthält 5 Bildtafeln und Facsimiles. Der 1. Bd. enthält: Bildersturm in Schmalkalden, erste gedruckte Urkunde, Schlacht von Pavia, Befreiung der Schweiz, ungedruckte deutsche Sagen, deutsche Volkslieder, Volksdialekte, unbeschriebene Niellen, Xylographa, Formschneider Mylius, älteste Medaille auf Luther, Schützenwesen der Vorzeit, Freisinniger Brief einiger Ritter an den Papst, Siegel der Bürgerlichen im Mittelalter, Mordbrenner und deren Zeichen, Unterhalt eines Studenten im Mittelalter, ungedruckte Briefe berühmter Personen; im 2. Bd.: Stücke aus dem Bauernkriege, die Schweden vor Saalfeld, erste gedruckte lateinische Urkunde, 14 Briefe Eugens von Savoyen, ungedruckte deutsche Sagen, Volkslieder, politische Pasquille aus dem 17. Jahrhundert, Jacobus major (e. Metallstich), Jesu Passion in geschrottenen Bildblättern, Schützenwesen, Wer weiß, ob's wahr ist (als Volksspruch, Sage, Töpferschrift ꝛc.) Mordbrenner und ihre Zeichen, Lebensbedürfnisse im J. 1488, ungedruckte Briefe. Durch die mitgetheilten und besprochenen ersten Drucke und Xylographen finden die Besitzer von Falkensteins Geschichte der Buchdruckerkunst Ergänzungen und Berichtigungen für dieses theure Werk auf eine wohlfeilere Weise. Wie Ref. Falkensteins Werk wegen der Drucke nachgesehen hat, so hat er auch wegen der muthmaßlich ältesten Medaille auf Luther v. J. 1520 die bei Juncker (Vita D. M. Lutheri nummis atque iconibus illustrata) befindlichen Abbildungen einer Medaille (angeblich) von 1520 und einer von 1521 verglichen und muß auch hierin dem, was bei Bechstein darüber gesagt wird, beistimmen. Ref. hat vor 15 Jahren in der Kirche zu Kieritzsch, zwischen Leipzig und Altenburg an der sächsisch-bairischen Eisenbahn, ein großes aus Holz geschnitztes Brustbild Luthers gesehen, welches, wenn ihn seine Erinnerung nicht täuscht, jenen Medaillen in der Darstellung einiger Gesichtstheile sehr ähnlich war, am meisten wohl der bei Bechstein abgebildeten. Dieses Brustbild nebst

Digitized by Google

dem der Gattin Luthers, hat sich erst in dem nicht weit von Kieritzsch gelegenen, Luther zugehörigen Vorwerke Zöllsdorf befunden. 1817 beging man die Thorheit, die letzten Reste von Zöllsdorf wegzuschaffen, und setzte einen Stein hin, der noch obendrein eine Unwahrheit als Aufschrift trägt, nämlich die Worte: Hier wohnte D. M. Luther. — Der Band 1. S. 336. gedruckte Brief Luthers befindet sich schon, nur mit 5 unbedeutenden Varianten, in Luthers Werken (Walch's Ausg. 21. Th. 272 f. S.) Gz.

Fata Morgana. Dichtungen von Gustav Bernhard. Leipzig, Ernst Götz, 1843.

(Schluß.)

Herr Bernhard ist ein exaltirter Freund des Kaufmannsstandes, doch ist es nur der große Kaufmann, den er achtet, der „Millionen gewinnt," der „hundertfältige Früchte erntet," dem „reich das Geld sich mehrt," dem „Länder zollen müssen;" der kleine Kaufmann, der „sich mit gelben Schwefelfaden plagt," der „nach der Elle mißt," der „Groschen zählt," der hat sich freilich seines Wohlwollens nicht zu erfreuen. Nun alle können wir nicht reich sein, und der arme Mann, der sich mit Schwefelfaden plagt, wäre gewiß auch lieber ein Millionär.

Dagegen ist Herr Bernhard ein gewaltiger Feind des Adels und er macht seinem Herzen in einigen Gedichten mit ziemlicher Bitterkeit Luft. In dem Gedicht „Ritterthum und Kaufmannschaft," das wir übrigens nächst „dem Schleichhändler" zu dem besten der Sammlung zählen, geht er auf das Faustrecht zurück, nimmt an, daß die Vorfahren des jetzigen Adels als Raubritter das Volk hart bedrückt, geplagt und ausgeplündert hätten, daß aber heutzutage der Adel bei der Ahnenzahl hungere und zur Ruine geworden sei. Allein, guter Herr Bernhard, nicht alle Ritter des Mittelalters waren Raubritter, wie uns denn die Geschichte manche ehrenwerthe Herren nennt, als Rudolph von Habsburg, Götz von Berlichingen, Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen u. m. Andere. Und hätten auch die Vorfahren mancher jetzt lebenden Edelleute zuweilen etwas gethan, was nach jetzigen Begriffen nicht recht war, wissen denn alle Bürgerliche, ob ihre Voreltern vor 500 Jahren allesammt rechtliche Leute waren? Was würden sie sagen, wenn wir auf die Möglichkeit hin, daß jene vielleicht unehrlich gewesen wären, die lebende Generation verachten wollten?

In dem folgenden Gedicht „Venedig" wird wieder des Adels ungünstig gedacht, doch, wie uns scheint, unpassend:

> Sprich, Adel, nun: der Kaufmann ist nicht kühn,
> Er rechnet nur, hat keinen Heldensinn.

oder:

> Horch, Adel, nun: der Kaufmann liebt nicht Kunst,
> Schenkt eitelm Golde nur die schnöde Gunst.

Wir wissen nicht, ob der Adel so spricht, wenn es aber der Fall wäre, so würde das alte Venedig diesen Satz nicht widerlegen, denn dort herrschte in der glorreichsten Zeit der Republik die Aristokratie mächtig, und die Contarini, Foscari u. s. w., denen Herr Bernhard selbst ein Denkmal setzt, waren eben auch Edelleute.

Am schlimmsten jedoch ergeht es dem Englischen Adel, denn in dem Gedicht „London" werden die Mylords sehr schwarz geschildert und der Untergang der Stadt und des Reichs durch sie prophezeit. Wir glauben noch nicht an Englands Untergang, ja, wir meinen sogar, daß es durch die Aristokratie gehalten werde.

Wahrscheinlich liest Herr Gustav Bernhard diese Zeitschrift nicht, da er bei seinem praktischen Handels-Sinn den Adel für eine Ruine hält, und wenn sie ihm auch zu Gesicht kommen sollte, so würde er schwerlich von uns einen Rath anzunehmen gesonnen sein. Indessen können wir doch den Wunsch nicht zurückhalten, daß der Dichter sein gutes Talent nicht auf politische Dinge verwenden möge, was freilich seit 1830 Mode und Gebrauch ist. Uns scheint dieser Boden für die Poesie unfruchtbar, und Herwegh und seine Nachtreter sind gewiß in zehn Jahren spurlos verschwunden. Auch giebt es ja der Gegenstände so viele, des Sanges werth. Wir wenigstens würden lieber das bescheidene Veilchen oder den keuschen Mond ansingen, ehe wir uns entschließen könnten, andere Stände zu verunglimpfen.

Gustav v. Likaw.

Dichtungen von Franz Pocci. Schaffhausen, Verlag der Hurter'schen Buchhandlung 1843.

Legenden und Romanzen in recht ansprechender Form, Naturschilderungen, die nicht ohne Gefühl geschrieben sind, Wald- Kinder- und Liebeslieder in ziemlich anmuthiger Weise — aber alles ohne Eigenthümlichkeit, ohne scharf hervortretenden Charakter. Wehmuth über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge dürfte noch am ersten als der Grundzug wenigstens des größern Theils der hier gebotenen Dichtungen angesehen werden. Das Thema, welches der Dichter vielfach variirt immer wiederbringt, lautet (p. 101):

> Der Frühling ist vergangen,
> Die Sonne sank dahin,
> Der Herbst auch ist entschwunden
> Und winterlich der Sinn.
> Ja Alles hat ein Ende
> Auf dieser Welt, so arm;
> Und schlug ein Herz so mächtig,
> Und war es auch so warm, —
> Die Zeit hat es gebunden,
> Bald ist es starr und alt;
> Das Grün war schnell geblichen,
> Die Sinne wurden kalt.
> Das ist der Lauf der Dinge
> Und der Natur Gebot:
> Was einmal ward geboren,
> Wird einmal wieder todt.

Uns dünkt freilich, des Dichters Beruf wäre, lieber auf das ewig Jugendliche in der Welt und in der Menschenbrust hinzuweisen, als unablässig der welkenden Form nachzuweinen; so würde sein Wort der Welt den schönen Dienst leisten sie wohlthätig zu erfrischen, sie an ihr eignes Lebensgefühl zu erinnern und jeglichem Versinken in Unmuth und Verdrossenheit zu wehren. Diesen Beruf scheint auch Herr Pocci nicht ganz verkannt zu haben. In mehrern seiner Lieder sucht er kraft des Glaubens über seine Schwermuth Herr zu werden, ja einige Male gelingt es ihm wirklich, seinen Leser mit sich aufwärts zu ziehen, vergl. das Lied: „Inneres Leben" p. 90. Meistens aber ist selbst seine Himmelshoffnung nur ein mattes Sehnen, nicht aber ein „frisch, fröhlich Ding," wie doch der Glaube sein muß, wenn er das Herzblut der Menschen verjüngen und erfrischen soll. Mit dem träumenden Schwelgen an einsamen Waldkapellen und in verfallenen Klosterhallen wird für die Heilung eines kränkelnden Gemüthes nichts gewonnen. Es wäre überhaupt ein Gewinn für die vorliegende Sammlung gewesen, wenn der Herr Verf. etwas strenger mit seiner Auswahl gewesen wäre und nicht den Eindruck manches recht gelungenen Liedes durch darauf folgende mittelmäßige Leistungen wieder verdunkelt hätte. Es ist doch gar zu gewöhnlich und abgenutzt, wenn man singt:

Digitized by Google

Wenn die Aehren voll an Körnern
Ihre Häupter nieder neigen,
Heben stolz die leeren alle
Ihre Köpfe, sich zu zeigen.

Also zieht der Vielbegabte
Gerne sich zurück bescheiden,
Läßt die leeren Köpfe alle
Sich an eigner Hoffahrt weiden.

Auch die längst bekannte Erzählung vom Wandrer, der Gott meistert, daß er nicht lieber den Kürbiß an den Eichbaum, die Eichel an die Ranke gehängt habe, bis den Tadler eine herabfallende Eichel eines Bessern belehet, konnte billig ausgeschlossen werden. Ueberhaupt ist nicht jeder Einfall, den man während eines Spazierganges in seine Schreibtafel anmerkt, zu einem Gedichte tauglich, sowie auch Toaste (p. 160) Hochzeits- (p. 108) und Geburtstagslieder (p. 104) der Lesewelt in den meisten Fällen erspart werden sollten.

Die der Sammlung angehängten Mährchen und Kindergeschichten dürften den Kleinen, welchen sie bestimmt sind, eine recht willkommene Gabe sein. **A. Bary.**

Der Schwanenorden. Wort eines Preußen an seine Zeitgenossen. Erfurt. Expedition d. Thüringer Chronik. 1844. 24 S.

Erneuerungsurkunde des Ordens, der alte Schwanenorden und seine Zeit, der neue und seine Zeit — das ist, im Allgemeinen angegeben, der Inhalt. Es ist jedes Mal ein Verdienst, bei einem verschiedenartig beurtheilten Ereigniß parteilos den rechten Standpunkt der Beurtheilung einzunehmen und sich zu bemühen durch lichtvolle Darstellung des Zweckes, der Bedeutung und des Werthes, daß Andere nicht mißdeuten, was am allerwenigsten einer Mißdeutung unterliegen darf. Dieses Verdienst gehört auch dem Verfasser dieser Broschüre zu. Rühmend weist Ref. auf die Parallele zwischen der Zeit des alten und der des neubelebten Ordens hin. Unbestritten als ein Ereigniß in prägnanter Bedeutung wird sich in Zukunft die Aufrichtung des Schwanenordens herausstellen, wenn es ihm gelingt, ein Heilmittel des großen, überall verbreiteten und täglich wachsenden Zeitübels zu werden, des Pauperismus, wovon der Verf. S. 16 ff. redet.

„Der Pauperismus, heißt es S. 20., ist ein Riese, der seinen Kämpfer noch nicht gefunden hat: ein zwar vogelfreier, doch souveräner Räuber, der Erzeuger und Erzieher aller Laster und Verbrechen. Ist denn gegen ihn keine Macht ausreichend? Doch! Unser König will eine solche aufstellen, ordnen und zum Kampfe führen. Das ist der Inhalt seiner Urkunde. — Ein großer, ächt königlicher Gedanke! Und wie hat er ihn aufgefaßt 2c. Nicht von Stand und Namen ist die Rede. — Aus allen Bekenntnissen, Ständen und Stämmen seines Volks ruft er Männer und Frauen zu Einem Verein auf" u. s. w. Das Schriftchen wird, das steht zu hoffen, durch die warme Begeisterung für die Idee des Ordens auch für deren Verwirklichung das Seine beitragen. **Ott.**

Walhalla. Episch-dramatische Dichtung von C. L. Kaulbach. Erstes Buch. München. Johann Palm's Hofbuchhandlung. 1844. VI. u. 216 S.

Von Anfang bis Ende des Lesens dieser Dichtung ist dem Ref. immer neu der Wunsch aufgestiegen, der phantasiereiche Dichter möchte sich selbst voraus über die Tendenz seiner Dichtung ausgesprochen haben. Zwar stehet an der Stelle eines Vorwortes oder einer Einleitung ein Gedicht, welches anhebt:

Von dieser Zinne, Deutschland, laß mich schau'n
Hinab in deine Höfe, deine Gau'n,
In Stunden, wann die Geister entschlüpfen
Der Nacht, beladen mit dem Wickelkind
Der Zukunft, wiegen, schaukeln es im Wind,
Dazu mit Sang Embrionen enthüpfen.

Es zuckt empor des Schwindelgeistes Licht,
Sich dieß erhellend, And'res ringsum nicht,
Und im Entstehn versinken die Gruppen.
Da wühlt' der Drach' empor, des Volkes Wahn,
Zehntausend Köpfe, jeder mit weltverschlingendem Zahn,
Die Rachen spei'n bezepterte Puppen.

Daraus, wie aus Anderem, namentlich aus der in der Dichtung selbst vorkommenden Erwähnung des jungen Deutschlands, geht allerdings hervor, daß es mit gegen ultraliberale Richtungen abgesehen ist; allein wir möchten noch mehr Aufschluß; wir wünschten durch eine Vorbemerkung auf den Standpunkt hingewiesen zu sein, von welchem aus wir das vorliegende Geisteswerk anschauen sollen. Ref. enthält sich des Eingehens auf das Einzelne, bis die Fortsetzung vorliegen wird, und bemerkt nur für jetzt, daß die Sprache ihm etwas forcirt scheint, eine gewisse Vorliebe zu Schauerbildern sich zeigt und daß das, was die Walhallagenossen bei ihrem Einzuge sagen, bei einzelnen derselben nicht immer charakteristisch genug ist und auch manchen Andern in den Mund gelegt werden könnte, wie bei Arnold v. Winkelried; doch reden Andere desto treffender, z. B. Guttenberg. **Ott.**

Sandkörnlein, zum Besten des Cölner Dombaues von Moritz, Grafen zu Bentheim Tecklenburg. Frankf. a. M., bei J. D. Sauerländer. 1843. 335 S. gr. 8.

Am besten charakterisirt der edle Sänger selbst seine Poesien in dem denselben vorausgeschickten „Zurufe," wo es u. A. also heißt:

Ich auch möchte bauen helfen
An dem deutschen Cölner Dom,
Mag mein Beitrag gleich erscheinen
Wie ein winziges Atom.

Manch' vergeßne alte Sage,
Die von Ritterthaten spricht,
Heb ich aus der Vorzeit Dunkel
Still hervor an's Tageslicht.

Kleine Lieder, scherzhaft munter,
Haben sich dazu gesellt,
Und sie geben die Empfindung,
Die ein harmlos Herz geschwellt.

Doch auch ernste, fromme Weisen
Hauchte oft die Seele aus:
Mögen diese Euch ertönen,
Wie ein Ruf in's Gotteshaus.

Die meisten Gedichte zeichnen sich weniger durch hohen Flug der Phantasie und Tiefe der Gedanken, wohl aber durch edle Einfachheit und einen für alles Schöne und Gute empfänglichen Sinn aus und verdienen auch um ihres Zweckes willen alle Empfehlung. Sie zerfallen in 2 Theile: 1. Lieder und Bilder (S. 7—90). 2. Romanzen und Sagen (95 — 331), die zum Theil recht anziehend sind. Wir wünschen, daß die Mahnung des Herrn Verfassers:

„Die Ihr Schützer des Erhabnen,
Schützer alles Edlen seid:
Gebt dem Dichter eine Gabe,
Die dem deutschen Werk er weiht."

in Vieler Herzen und „Säckeln" (S. 4.) Anklang finden möge. Die Ausstattung ist äußerst anständig. **93.**

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 5. 1844.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

(23.) **Bekanntmachung.**

Allen denjenigen verehrten Familien, welche mir Beiträge zu meinem projectirten Adelsbuch der Sächsischen, Schwarzburgischen und Reußischen Staaten zu übersenden die Güte hatten, diene zur Nachricht, daß ich, weil dasselbe wegen zu geringer Subscribentenzahl nicht erscheinen konnte, erwähnte gütige Beiträge an Herrn Privatgelehrten Mannstein in Dresden zum Abdruck eingesendet habe, welcher ein gleichartiges Werk unter dem Titel: **„Ober- und Niedersächsisches Adels-Lexikon"** herausgiebt.

Wolftitz, den 24. März 1844.

H. A. v. Einsiedel-Wolftitz.

Literarische Anzeigen.

(24.) So eben hat die Presse verlassen der zweite Jahrgang des

Genealogischen Jahrbuch's

für den Preußischen Staat und zunächst für dessen Adel und die höheren Stände überhaupt. Berlin, bei C. Heymann. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

In zwei Abtheilungen enthält dieser reichhaltigste aller genealogischen Kalender ausführlich die Genealogie des Königlichen Hauses, den gesammten Hofstaat, die Hof- und Erbämter, sämmtliche Central- und Provinzial-Behörden und deren Personal, die hohe Geistlichkeit, das Postwesen, das diplomatische Corps, das Ordenswesen, die Creditvereine und vieles Andere mehr; außerdem giebt dasselbe noch die interessantesten genealogischen, biographischen und nekrologischen Nachrichten über mehrere hundert fürstliche, gräfliche, freiherrliche und adelige Familien, aus Quellen, die nur dem Herausgeber zugänglich sein konnten.

NB. Bei gleichzeitiger Bestellung des ersten, nicht minder reichhaltigen Jahrgangs wird dieser noch zu dem Subscriptionspreise à 1⅙ Thlr. erlassen.

(25.) Höchst interessante Neuigkeit.

Bei **Ign. Jackowitz** in **Leipzig** erschien so eben, und ist in allen Buch- und Kunsthandlungen vorräthig

Antigone in Berlin.

Frei nach Sophokles

von

Ad. Brennglas.

Motto: **Wir leben in einer Zeit, in welcher der rechte Mensch nur lachen kann, wenn er nicht weinen will.**

Zweite Auflage.

Mit einem Titelkupfer von **C. Hahn.**

8. elegant geb. im Umschlag. Preis à ½ Thlr.

Die erste Auflage dieser interessanten Schrift ist gar nicht in den Buchhandel gekommen, da dieselbe verboten und confiscirt wurde.

(26.) Bei Julius Helbig in Altenburg erschien so eben

Brückner, J. Fr., K. S. Justiz-Amtm. zu Rochlitz, **praktische Ausführung aus der Lehre von der Sonderung des Lehens vom Erbe,** mit besonderem Hinblicke auf den Sonderungsfall in der Lehensherrschaft R. im K. Sachsen, nach dem im Jahre 1825 ohne lehensfähige Descendenz erfolgten Ableben ihres letzten Besitzers. gr. 8. brosch. 10 Ngr.

Der hier behandelte Gegenstand ist wegen seines praktischen Interesses sowohl für Juristen, als auch für Besitzer von Ritter- und Lehensgütern von hoher Wichtigkeit.

Brief eines Königl. Sächs. Landgeistlichen. **Ein Votum für die Beibehaltung des seit 40 Jahren gebrauchten Glaubensbekenntnisses der Confirmanden in Leipzig.** gr. 8. brosch. 3 Ngr.

Die

Epik der Neuzeit

in Betrachtungen des Heldengedichtes

TUNISIAS

von

Wilhelm von Schütz.

gr. 8. eleg. brosch. (12 gGr.) 15 Ngr.

Die epische Dichtung scheint von den neuern Dichtern aller Nationen fast ganz vernachlässigt, und um so stolzer darf Deutschland auf das erhabene Epos des geist- und kenntnißreichen Patriarchen J. L. Pyrker's, Erzbischofs zu Erlau sein.

Dieses Schriftchen dürfte in den Oesterreichischen Staaten besonders viel Freunde finden.

Nächtliche Wanderungen durch Altenburg

von

Spiritus Asper d. J.

gr. 8. brosch. Mit 1 color. Kpf. 15 Ngr. — schwarz 10 Ngr. — ohne Kpf. 7½ Ngr.

Hesekiel, G.,

Aus dem Leben des *Schlosses zu Altenburg*.

gr. 8. br. 5 Ngr.

In gleicher Weise wie in den „nächtlichen Wanderungen" erzählt der Verfasser die Begebenheiten der Vorzeit des Altenburger Schlosses.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 31.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Ulrich von Hutten.

Längst schon, Hutten, ist Staub Dein Leib, — nicht also der Namen.
Dieser wird glänzen solang', als noch ein Deutschland bestehe.
Ulrich von Hutten, Du warst von dem Haupt' bis zur Sohle ein Ritter,
Immer des Lichtes ein Freund, aber der Finsterniß Feind!
Wie Du geglüht für das Wahre und Rechte, wir wissen es Alle, —
Was Du gewirkt und gethan, muß uns erfüllen mit Stolz'.
Freimuth war das Panier, zu welchem, Du Ed'ler, geschworen.
Freimüthig handeltest Du, immer erhaben und groß.
Muthvoll hast Du gekämpft stets gegen den Zwang des Gewissens,
Gegen die pfäffische Macht, gegen Decreten Gewalt. —
Besser, vernünftiger sind seit damals die Menschen geworden,
Aber es giebt in der Welt leider noch Schlechtes genug.
Möchten die jetzigen Kämpen, die Dich sich erkoren zum Vorbild',
Möchten sie, Hutten, wie Du, edel und ritterlich sein! —

Carl Graf v. Hülsen.

Zeitinteressen.

(Fortsetzung.)

II. Deutsche Zustände.

Unser liebes Deutschland besteht aus 34 unabhängigen Staaten, welche theils absolute Monarchien, theils constitutionelle Monarchien, theils Republiken sind. Die letztere Regierungsverfassung würde unbedingt die angemessenste sein, wenn die Menschen alle tugendhaft und frei von Herrsch- und Ehrsucht wären. Die constitutionelle Monarchie ist nur in einem civilisirten Lande denkbar, wogegen ein barbarisches Volk, welches aus Leibeigenen, aus Sclaven besteht, einen absoluten Monarchen haben muß. Ich halte die absolute Monarchie auch in einem civilisirten Staate solange für die beste Regierungsform, als der absolute Monarch ein vernünftiger, tugendhafter und kräftiger Mann ist, dessen ganzes Streben dahin geht, sein treues Volk glücklich zu machen und dessen gerechte Wünsche zu erfüllen. Ein solcher Fürst kann viel schneller und daher auch mehr Gutes stiften, als ein constitutioneller Monarch, der durch die Stände des Landes beschränkt ist. Diese debattiren manchmal Monate lang über die indifferentesten Dinge, und wenn sie endlich auf einen wichtigen Gegenstand kommen, werden die Kammern geschlossen und die Berathung über diesen wichtigen Gegenstand wird auf zwei Jahre hinausgeschoben. Möchten die Abgeordneten in den constitutionellen Staaten doch nur zum Besten ihres Landes das Wort erheben und nicht, um ihre Kenntnisse und ihr rhetorisches Ta**lent bewundert zu sehen! Die nicht absoluten Monarchen sind in der Regel beliebter, da sie de jure für nichts verantwortlich gemacht werden können, während in einer absoluten Monarchie alle dem Volke mißfallenden Verordnungen als vom Regenten ausgehend betrachtet werden. Die Throne in den Monarchien haben sich bisher wie Majoratsgüter in bestimmten Familien fortgeerbt; aber die Zeit ist schon da, wo dieses Erbrecht nicht mehr unbedingt respectirt wird, wie sich dies bei Frankreich und in Deutschland bei Braunschweig gezeigt hat. Der entthronte Herzog Carl protestirt zwar noch von Zeit zu Zeit gegen die jetzige revolutionaire Regierung in Braunschweig, wie er sich aus-**

Digitized by Google

drückt; aber seine Proteste sind Seifenblasen. Was Frankreich anbetrifft, so erscheint die Ausschließung des unschuldigen Herzogs von Bordeaux vom französischen Throne freilich ungerecht; wenn man indessen bedenkt, wie die ältere Linie der Bourbons fast nur zum Unglücke Frankreichs regiert hat, so ist es den Franzosen am Ende nicht zu verargen, daß sie von dieser Linie nichts mehr wissen wollen und eine andere Dynastie auf den Thron erhoben haben. Diese beiden Beispiele lehren, daß das Volk nicht des Regenten, sondern dieser des Volkes wegen da sei. Einen deutschen Thron darf nur ein deutscher Fürst einnehmen. Es gereicht zu Deutschlands Schande, wenn in deutschen Ländern Ausländer regieren, welche noch dazu die Unterthanen fremder Fürsten sind, wie dies bei dem englischen Grafen Richard von Cornwallis der Fall war. Die Zeitungen haben zuweilen berichtet, daß der König von Hannover noch eine Apanage von England beziehe, und deßhalb ein Unterthan der Königin Victoria sei; allein ich kann mir nicht denken, daß diese Behauptung wahr ist. Wie würde es der deutsche Bund dulden können, daß ein deutscher Souverain zu den Unterthanen einer fremden Königin gehört? Ueberhaupt scheint mir hinsichtlich des Königs von Hannover viel Unwahres berichtet zu werden. Eben so ungegründet mag vielleicht auch die kürzlich mitgetheilte Nachricht sein, daß die sämmtlichen Staatsbeamten in Hannover nicht mehr Staatsdiener, sondern königliche Diener heißen sollen. Solche Bestimmungen dürften ja gar nicht zeitgemäß sein. Es ist möglich, daß die deutschen Herrscherfamilien einmal aussterben und ihre Verwandten in England, Frankreich, Rußland, Portugal u. s. w. Ansprüche auf die deutschen Throne machen; aber wir Deutsche würden Weiberröcke zu tragen verdienen, wenn wir solche Ansprüche anerkennen und uns von Ausländern, von fremden Unterthanen beherrschen lassen wollten. Einstweilen ist hieran freilich nicht zu denken, da die vielen regierenden Häuser in Deutschland sich immer einer sehr gesegneten Nachkommenschaft erfreuen. Ich bin gegen unsere meisten Constitutionen, da dieselben auf die falsche Grundlage des Landeigenthumes gebaut sind, ausgenommen die braunschweigische, und halte dafür, daß in mehren constitutionellen deutschen Ländern mehr Sauerteig ist, als in manchem nichtconstitutionellen deutschen Staate; aber etwas müßte auch in diesem vorhanden sein, was den Regenten einigermaßen bindet. Da auf einen guten absoluten Monarchen ein Despot folgen kann, so erheischt es nach meiner Ansicht die Politik, daß von dem Ersteren solche Verfügungen getroffen werden, durch welche es einem despotisch gesinnten Nachfolger unmöglich gemacht würde, ein Despot zu sein. Wenn in einem civilisirten Staate der Despotie auch bald ein Ende gemacht werden dürfte, so wären solche Verfügungen doch schon deßhalb wünschenswerth, weil die Art und Weise, wie ein solches Ende herbeigeführt werden möchte, dadurch vermieden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nebelgespenst.

(Fortsetzung.)

Mangel an Nahrung und die Anstrengung des Wachens auf dem Verdecke hatten mich so erschöpft, daß ich bald in einen tiefen Schlaf verfiel. Gegen Mitternacht wurde ich durch ein furchtbares Getümmel auf dem Verdeck aufgeweckt; — ich hörte ein wildes Geschrei, Schwertergeklirr und Pistolenschüsse. Ich stürzte nach der Thüre und fand zu meiner höchsten Bestürzung, daß sie verschlossen war. Es ist Meuterei, war mein erster Gedanke. Ich rief den Hochbootsmann, den Steuermann, den alten Tomkins, Niemand gab mir eine Antwort. Ich lief an's Cajütenfenster und horchte: der Tumult schien auf der Fallreepstreppe zu sein. Ich schoß mein Pistol ab, allein Niemand schien sich um mich zu bekümmern. Es dauerte nahe an eine Stunde, bevor das Getümmel sich legte. Da hörte ich den Hochbootsmann rufen: „Ergebt euch, Schurken, oder so wahr Gott lebt, ihr Teufelsbrut, ich schieße in die Pulverkammer und sprenge uns insgesammt in die Luft." Diese Drohung schien zu wirken, denn gleich darauf hörte ich den Hochbootsmann sagen: „Ha so recht, mein alter Junge, und will ich euch binden, daß euch das Blut aus den Fingernägeln spritzen soll. Und nun, Tomkins," fügte er hinzu, „kannst Du gehen und den Lieutenant loslassen, den sie eingesperrt haben."

„Einige Augenblicke danach flog die Cajütenthüre auf und der alte Tomkins trat herein; er meldete mir, daß die Schiffsmannschaft die Vorrathskammer erbrochen und Alles, was sich noch dort fand, weggenommen habe; Einige von ihnen hatten sich sodann verabredet, die Cajütenthüre zu sperren und das Schiff seinem Schicksale zu überlassen. Die geplünderten Lebensmittel hatten sie auf das Verdeck gebracht, wo sie es jedoch ganz Anders fanden, als sie erwartet hatten. Ein Theil der Schiffsmannschaft, der an dieser Meuterei nicht Theil nehmen wollte, griff sie an, und ein hartnäckiger Kampf erfolgte. In der Zwischenzeit hatten einige von den Aufrührern unvermerkt die Lebensmittel in das Boot geschafft, das sie in das Meer hinabließen und besetzten, worauf ihnen auch diejenigen von ihren Kameraden folgten, denen es noch gelang, sich durch die treu gebliebene Mannschaft einen Weg zu bahnen. Alle waren so entkommen, bis auf vier der Meuterer, die vor der Cajütenthüre als Wache aufgestellt waren. Ich ließ sogleich die Lichter aushängen und den feigen Schurken einige Schüsse nachfeuern, die sie unglücklicher Weise verfehlten, worauf sie bald nachher in der Dunkelheit verschwanden. Auf der Fallreepstreppe fanden wir einige Todte und schwer Verwundete, jene

Digitized by Google

versenkten wir in's Meer, diese verbanden wir. Unsere Lage war jetzt wirklich beklagenswerth geworden.

Als ich mit Tagesanbruch kummervoll auf dem Verdecke stand und in die von keinem Lüftchen bewegte See hinausstarrte, näherte sich mir der alte Tomkins wieder und sagte: „Nun, Sir, Sie lachten gestern, als ich sagte, das Nebelgespenst würde der Minerva einen Besuch machen; allein ich sollte doch denken, Sie werden jetzt den alten Matrosen Tomkins nicht mehr für einen Mann halten, der den Kopf von Altenweibermährchen voll hat." — In der That sah ich abermals Etwas unbeweglich am Steuerruder stehen, das wie ein großer starker Mann aussah. Ohne Tomkins eine Antwort zu geben, schritt ich rasch auf die sonderbare Erscheinung zu; je mehr ich mich aber näherte, desto undeutlicher und nebelhafter wurde sie. Als ich die Stelle erreichte, wo das Phantom gestanden, war es verschwunden; sobald ich mich aber entfernte, erschien es wieder und nahm die Gestalt eines alten Matrosen in gebückter Stellung an. „Sehen Sie, Lieutenant, sagte Tomkins, das Gespenst weiß sich einer guten Beute für den Abend gewiß, weil es so deutlich zu sehen ist. Es wird nun den Befehl im Schiffe übernehmen, und dieß vielleicht auf viele Tage hinaus." — Ich wußte nicht, was ich von der Sache denken sollte, da ich aber in die Kajüte hinabgerufen wurde, wo zwei Matrosen auf den Tod verwundet lagen, so schärfte ich Tomkins ein, Niemand etwas davon zu sagen, da sonst keiner von der Schiffsmannschaft mehr an das Steuerruder zu bringen sein würde. Ich fand beide Verwundete in den letzten Zügen. An demselben Tage starben noch vier Matrosen, und um Mitternacht befanden sich noch 12 Mann am Bord der Minerva. Als wir die letzte Leiche ins Meer hinabsenkten, warf ich einen Blick nach dem Steuerruder, das Gespenst war nicht zu sehen. Tomkins, der mir zur Seite stand, flüsterte mir zu, es würde Abends wieder erscheinen und noch deutlicher wie bisher zu sehen sein. Als wir den Todten die letzte Ehre erwiesen, und meine unglücklichen Leute das Verdeck geräumt hatten, um gegen die erstickende Schwüle Schutz zu suchen, blieb ich, in die traurigsten Gedanken über unsere Lage versunken, noch zurück; nicht der leiseste Hauch der Luft kühlte die glühende Hitze, kein Stern flimmerte weit und breit am Himmelsgewölbe. Unser Schiff schwankte von einer Seite auf die andere, das Steuerruder hatte alle Gewalt über dasselbe verloren. Ich vertheilte die letzten Lebensmittel und kehrte auf das Verdeck zurück. Hier fand ich meinen Hund Cynthio, der meiner kaum ansichtig wurde, als er langsam nach dem Steuerruder hinschlich, unverwandten Auges auf eine Stelle hinblickte und zu heulen anfing. Bekümmerten Herzens rief ich das treue Thier zu mir. Cynthio, sagte ich, Du hast viele Jahre Deinem Herrn treu gedient und mußt jetzt von seiner Hand den Tod erleiden! Ich kann unmöglich beschreiben, was ich empfand; ich zog mein Pistol und ein tiefes Röcheln folgte dem Schusse; dann war Alles wieder still.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Bemerkungen über den Zauberwahn.

(Fortsetzung.)

Was eben von der Zeit des Hervortretens dieser Species des Hexenwahns gesagt wurde, das bestätigt sich durch einen Brief des berühmten Erasmus, welcher bei Erwähnung eines Zauberers, der mit großer Feierlichkeit den Teufel beschworen haben sollte, sagt, daß von dieser neuen Art Lastern weder in dem römischen, noch päpstlichen Rechte Etwas zu finden sei. — Im J. 1484 trug Papst Innocenz VIII. dem Inquisitor Heinrich Institor in Oberdeutschland und dem in den Rheinlanden, Jacob Sprenger, auf, wider das Laster der Zauberei zu inquiriren. Als Gehülfen gab er ihnen Johann Gremper bei. Der Sachsenspiegel, in der Mitte des 13. Jahrh. gesammelt, befiehlt zwar schon, die Zauberer und Hexen zu verbrennen; aber der Inquisitionsprozeß gegen sie kann daraus nicht erwiesen werden, noch erhellt daraus, daß jene Personen wegen des Bündnisses und der Unzucht mit dem Teufel hätten sollen bestraft werden. Vor Erscheinen der Bulle von 1484 waren die Meinungen theils über Bund und Umgang mit dem Teufel, theils darüber, ob Zauberei vor weltliches Gericht, oder als Ketzerei vor die Inquisition der Kirche gehöre, getrennt. Durch jene Bulle wurde nun zum ersten Male von päpstlicher Seite die Inquisition wider das Laster der Zauberei verordnet; denn weltliche Richter und geistliche hatten schon vorher an den unglücklichen Verdächtigen ihre grausame Härte geübt. Nicht ganz fehlte es an hellsehenden Seelsorgern, welche vorzüglich seit dem Erscheinen der Bulle vor ihren Gemeinden behaupteten, daß es keine Hexen gäbe, oder daß sie Niemanden schaden könnten, und die Vollziehung manches schon gesprochnen Todesurtheils wurde durch die dagegen von aufgeklärten Geistlichen gestimmte Menge verhindert. Weil so die neue Species der Inquisition nicht recht gesegneten Fortgang haben wollte, schrieben Heinrich Institor und Jacob Sprenger den Hexenhammer, Malleus maleficarum, (1489) worin sie sagen, daß dadurch die Unwissenheit (?) jener Geistlichen solle zur Erhaltung des katholischen Glaubens verworfen werden und daß sie sich bemüht haben, zum Untergange der Hexen gebürender Maßen Urtheile zu fällen und sie nach dem Inhalte der heiligen canones und der erwähnten Bulle zu bestrafen. Auf allen Blättern jenes Malleus ist confuse Disputation und Sophisterei. — Die gröbsten Irrthümer können in kurzer Zeit sich allgemeiner festsetzen, wenn man sie bei Strafe zu glauben gebietet. Wer nicht selbst als ein der Zauberei Verdächtiger

Digitized by Google

wollte angesehen und angeklagt werden, durfte die eingebildeten Thatsachen von Teufelsbündnissen u. s. w. nicht mehr leugnen und bestreiten. Des Innocenz Bulle war zunächst für Deutschland bestimmt. Alexander VI. verordnete Gleiches für die Lombardei, andere folgende Päpste für andere Gegenden. Die deutschen Reichsstände regten sich zu wiederholten Malen dagegen, daß gegen Zauberei unter dem Scheine der Ketzerei von Inquisitoren inquirirt wurde. Man ersieht dieß auch aus der Bamberger peinlichen Halsgerichtsordnung. Aus ihr ist Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung Wort für Wort genommen; doch ist bei der Carolina noch die der Praxis der Inquisitoren zuwiderlaufende Bestimmung hinzugekommen, daß man auf bloße Aussage der Zauberer wider Niemanden inquiriren solle. Gerade die Art und Weise, wie sich mehrere Gelehrte des 16. Jahrh. in Schriften gegen den Inquisitionsprozeß erklärten, trug dazu bei, die abergläubigen Meinungen, die ihm zum Grunde dienten, zu befestigen und zu verbreiten; denn sie sprachen nur vorzugsweise gegen die Unbilligkeiten bei den Prozessen, griffen aber nicht den Wahn selbst als Dichtung an, wagten nicht offen zu sagen, daß Kirchenväter u. A., wo sie zum Vorschub des Glaubens an Zauberei dienen, nicht als glaubwürdige Auctoritäten gelten können, sondern nahmen behutsam einen Umweg, indem sie meinten, Jene hätten wenigstens Nichts aus freien Stücken erdichtet, und suchten auf andere Weise einem offnen Losgehen auf die Falschheit der Sache selbst auszuweichen. Doch verdienen als Bahnbrecher Wier, Herzog Wilhelms v. Cleve Arzt, und der Engländer Reginaldus Scotus, genannt zu werden. Manche die gegen die Unbilligkeit der Hexenprozesse redeten, hatten wohl auch wirklich selbst sich noch nicht über den Wahn vollkommen erhoben. Wenn nun auch eine Glaubensauctorität, wie Luther, auf dessen Worte und Ansichten zu schwören, man sich bald gewöhnte, trotz dem, daß man erst das Gelten der menschlichen Auctorität in Glaubenssachen in der alten Kirche verworfen hatte — wenn eine solche auch für dergleichen Wahn stimmte: so war's kein Wunder, daß die Hexenprozesse eben auch bei den aufgeklärt sein wollenden und sollenden Protestanten eingeführt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Personalnotizen.

Am 5. Januar 1844 ward der Generalmajor Frhr. v. Hausen, Brigadier der Infanterie, seinem Wunsche gemäß ohne militairisches Gepränge auf dem katholischen Friedhofe zu Friedrichstadt (Dresden) beerdigt; die große Mehrzahl der Offiziere und viele höhere Staatsdiener erwiesen ihm jedoch durch ihre Begleitung zum Friedhofe die letzte Ehre. Geboren 1786 zu Ehrenbreitstein, trat er als zehnjähriger Knabe in das Cadettenhaus zu Dresden ein, ward 1804 Offizier und zeichnete sich als Major während des verhängnißvollen Feldzugs nach Rußland aus. Während der Besetzung Frankreichs durch die Alliirten stand er zu Tourcoing im Departement du Nord und commandirte das 1. Bataillon des 2. provisorischen Linieninfanterieregiments. Im Jahr 1823 ward er Commandant der Gardedivision, dann Generaladjutant mit dem Charakter eines Obersten, und nachdem er sodann einige Zeit das erste Infanterieregiment commandirt hatte, Brigadegeneral. Er war Ritter des königl. sächsischen St.-Heinrichsordens, des Ordens der Ehrenlegion und Großkreuz des bairischen St.-Michaelsordens.

Am 31 Januar starb in Stuttgart Prinz Ludwig Christian August v. Hohenlohe-Langenburg, würtembergischer Generalmajor.

Am 1. Februar starb in München der bairische Generallieutenant Fabricius Graf Pocci.

Der ehemalige Director der landwirthschaftlichen und Forstakademie Hohenheim, Regierungsrath Johann Nepomuk Hubert v. Schwerz, starb am 11. Febr. in Koblenz. Geboren am 11. Jun. 1759 in Koblenz, hat er in einer 50jährigen Thätigkeit für die Landwirthschaft die mannichfaltigsten und wichtigsten Dienste geleistet.

Am 15. Febr. starb in Darmstadt der großherzogl. hessische Generallieutenant und Generaladjutant v. Moranville im Alter von 90 Jahren.

Am 6. März starb zu Darmstadt der großherzogl. Finanzminister und wirkl. Geheimrath Karl Wilhelm von Kopp.

Am 29. März starb in Mainz der österreichische Generalmajor von Bubna.

Den 31. März starb der Geh. Rath und Oberlandesgerichts-Chef-Präsident Freiherr von Manteuffel in Magdeburg.

Standeserhöhungen.

Preußen. Der Freiherr Franz Egon Ludwig v. Fürstenberg-Hendringen ist in den Grafen-, der Rittergutsbesitzer und Regierungspräsident in Köslin August Ludwig Fritzsche, der Rittergutsbesitzer, Landschaftsrath und Rittmeister Ludwig Otto Meske und endlich der Rittergutsbesitzer Wilhelm Jacob Ritz-Lichtenow sind in den Adelstand erhoben worden. — Durch die an den General der Infanterie Aster beim letzten Ordensfeste (im Jan. 1844) geschehene Verleihung des schwarzen Adlerordens ist der bis dahin bürgerliche General eo ipso in den Adelstand erhoben worden, indem er ohne weiteres in der Ordensliste als „v. Aster" geführt worden ist. Derselbe Fall trat bei gleicher Veranlassung an dem Ordensfest 1840 und an dem von 1831 ein, wo resp. der General der Infanterie Krauseneck und der später verstorbene Erzbischof der evangelischen Kirche Borowsky mit der Verleihung des höchsten Hausordens geadelt wurden. General v. Aster war bisher der einzige Bürgerliche in der Reihe der Generale (der Infanterie und Cavalerie). —

Sachsen-Altenburg. Der Rittergutsbesitzer zu Kuhfraß, der königl. großbritanische Kapitain James Patrik Parry Esquire ist am 1. Nov. 1843 in den Adelstand erhoben worden.

Baiern. Der Major J. Hartmann ist in den Ritterstand, der Gutsbesitzer K. Fr. Ziegler zu Rosenberg und Meisenhausen in den Freiherrenstand erhoben.

Hannover. Dem Drosten v. Dincklage, dem Forstmeister v. Dincklage und den Gutsbesitzern v. Dincklage sowie deren Nachkommen ist die Führung des Freiherrentitels gestattet worden.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 32.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 6 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Weisheit.

Nach Lamartine.

Die Ihr in diesem Thal der Thränen
Vorüberzieht — dem Schatten gleich —
O, Menschen, bange Erdenpilger!
O Brüder, die an Trübsal reich!
Hört! Hört ein heilig Harfenklingen,
Gleich jenem Liede zu Euch dringen,
Davon der Tabor einst erklang;
Zion in Trümmern bebt erschüttert,
Die alte Palme lauscht und zittert,
Wie da der Greis von Segor sang.

Ein Thor, wer sich erkühnt zu denken!
Gedanken irren fort und fort!
Euch ziemt in Demuth zu verstummen,
Denn nur des Herren ist das Wort!
Er weiß, warum die Wolken ziehen,
Er weiß, warum die Sonnen glühen,
Die Sterne kreisen für und für;
Er weiß, warum die Meere fluthen,
Die Herzen jauchzen und verbluten —
Und Ihr? Was, Sterbliche, wißt Ihr?

Kommt! Setzt Euch nieder an der Quelle,
Wo frischer Hauch die Lüfte kühlt.
Hier, wo der Ost im Schilfe säuselt,
Mit Schatten auf den Wassern spielt,
Hier ruht im Dunkel dichter Lauben,
Und preßt aus den geschwellten Trauben,
Der goldnen Sonne süß'ge Gluth!
Kredenzt von Hand zu Hand den Becher,
Berauscht Euch, unbesorgte Zecher,
Mit Lust und sel'gem Uebermuth!

Wie man im Thau des Morgenstrahles
Die Rose bricht auf Sarons Höh'n —
Wählt aus den Jungfrau'n Eu'res Thales
Die Herrlichste der Lilien! —
An ihren Lippen festgesogen
Löst ihrer Flechten dunkle Wogen,
Genießt der Liebe Seligkeit!
Das — das ist Weisheit — liebet — lebet,
Denn was Ihr außerdem erstrebet,
Ist doch nur Wahn und Eitelkeit! —

Wie sich die Lilie beim Sturme,
Von Regen schwer, zur Erde neigt:
So senket Euer Haupt und weinet,
Wenn Euch die Hand des Herren beugt.
Die Thränen, die zu seinen Füßen
Aus demuthsvollem Herzen fließen,
Sind Perlen gleich, im Heiligthum;
Und Seufzer, die nach ihm verlangen,
Gleich Harfen, die am Altar hangen,
In Psalmen feiernd seinen Ruhm. —

Die Sterne zieh'n am Himmelsbogen
Auf unbekannter Bahn, in Ruh!
Der Jordan wälzet seine Wogen
Der unerforschten Tiefe zu!
Der Sturm, der mit gewalt'gem Flügel,
Kennt nicht die Macht, die ihn regiert;
Das Blatt, das bleich im Herbste säuselt,
Und bald in dichten Wirbeln kräuselt,
Weiß nicht, wohin der Wind es führt! —

Was denn verbittert Ihr mit Sorgen,
Der zugezählten Stunden Lauf? —
Der heut'ge Tag wiegt Tausend Morgen
Der ungebornen Zukunft auf. —
Fort, leichte Schatten! Legt euch wieder
Getrost zu euern Vätern nieder
Und schlaft! — Denn einst wird — wie man sagt —
Sich auch der Tod zu neuem Leben
Von seiner Schlummerstätt erheben,
Gleichwie das Licht am Himmel tagt. —

F. v. K.

Digitized by Google

Zeitinteressen.

(Fortsetzung.)

Johannes von Müller sagt, daß die Hierarchie ein Bollwerk gegen die Despotie des Regenten sei. Wird aber ein civilisirtes Volk sich deßhalb eine Hierarchie wünschen? Quod non! Jedenfalls ist die Despotie der Hierarchie vorzuziehen, weil sich die letztere schwerer beseitigen läßt. Da dürfte die Preßfreiheit wahrhaftig ein weit besseres und wünschenswertheres Mittel gegen die Despotie sein, wenn diese freilich jene dulden möchte! Die Hierarchie spielt übrigens noch eine bedeutende Rolle in der Welt. Aber je vernünftiger die Menschheit wird, desto mehr muß auch die Priesterherrschaft verschwinden. Wie glänzend waren noch im vorigen Jahrhunderte die Höfe der geistlichen Fürsten in Deutschland, aber auch wie sittenlos und verderbt! Hier und da macht man Versuche, der Hierarchie ihren alten Glanz wieder zu verschaffen und die Zeiten Gregor's VII. und Einiger seiner Nachfolger herauf zu beschwören; allein diese Versuche sind schier eitel und fruchtlos. Mundus non amplius vult decipi. Der Monarch in einem civilisirten Staate muß der Vater seiner Unterthanen sein und diese nicht als seine unmündigen, sondern als seine mündigen behandeln. Dann wird dem Regenten, als einem guten Vater, das Glück seiner Unterthanen mehr am Herzen liegen, als sein eigenes. Er wird es vorziehen, eine nothwendige Chaussée in einer armen Provinz zu bauen, als ein überflüssiges Prachtgebäude in seiner Residenz. Gottlob ist dies wohl in den meisten deutschen Staaten der Fall. Wie der gute Vater von seinen gutgerathenen Kindern immer mit Ehrfurcht behandelt wird, so hegen auch fast überall in Deutschland die Unterthanen dasselbe Gefühl gegen ihre Fürsten. Aber die Kluft zwischen den Regenten und ihren Unterthanen darf nicht viel größer sein, als die zwischen den Vätern und ihren Kindern. Ich will nicht in Abrede stellen, daß sich die Regenten in einen gewissen Nimbus hüllen müssen; aber Manches, was hierzu beitragen soll, dürfte denn doch wegfallen können. Warum schreiben die regierenden Herren in ihren Verordnungen: „Wir von Gottes Gnaden König, Großherzog" u. s. w.? Könnte nicht mit demselben jeder Majoratsbesitzer von sich sagen: „Wir von Gottes Gnaden Herr der Majoratsherrschaft N. N." u. s. w.? Warum nennen die regierenden Fürsten ihre verstorbenen Vorfahren hochselig, servile Unterthanen dieselben sogar höchstselig? Sollte es für die Fürsten in jener Welt eine höhere Seligkeit geben? Das Evangelium weiß wenigstens nichts davon. In manchem deutschen Lande ist das Verhältniß zwischen dem Regenten und seinen Unterthanen sehr schroff, und erinnert mehr an das Verhältniß, welches zwischen dem Herrn und seinen Dienern besteht, als an das, welches zwischen Eltern und Kindern Statt findet. Wir Deutsche sind zwar weit entfernt von der Freiheit der Engländer; aber dennoch wird kein Deutscher ein Engländer sein wollen, da es sich in unserem deutschen Vaterlande ungeachtet vieler Mißbräuche doch am besten leben läßt. In manchen Ländern erscheinen die Staatsbeamten nicht als Staatsdiener, sondern als Staatsherren. Ist es nicht im höchsten Grade verletzend, wenn eine Gerichtsbehörde sich in öffentlichen Blättern folgendermaßen vernehmen läßt: „Der Gustav Graf v. N N. wird hierdurch angewiesen u. s. w." oder „die Marie N N., Ehegattin des Kaufmanns N N., hat bei ihrer Verheirathung die Gütergemeinschaft ausgeschlossen u. s. w.? Warum ist es den Behörden gestattet, sich in einer Sprache auszudrücken, wie es kein König thut? Die Beamten sollen nicht die Herren, sondern die Diener des Staates sein, denn sie leisten diesem Dienste und werden dafür besoldet. Jedenfalls steht Jemand, welcher nicht dient und frei und selbstständig ist, höher, als ein Dienender. Die Rittergutsbesitzer, welche jetzt theilweise aus ehemaligen Fuhrleuten, Krämern, Schneidern, Schustern u. s. w. bestehen, und die Städter fangen auch an, eine Rolle zu spielen, namentlich in constitutionellen Staaten; aber derjenige, welcher weder ein Landgut, noch das Bürgerrecht einer Stadt besitzt, ist nichts mehr und nichts weniger, als eine Null. Ich meine die Capitalisten, die Gelehrten ohne Amt u. s. w. Und diese sind vielleicht eben so frei und selbstständig, eben so patriotisch gesinnt und an ihr Vaterland gefesselt, wie jene. Wer huldigt in ihrem Namen dem neuen Regenten? Wer vertritt sie auf dem Landtage? Niemand. Dieß ist nun zwar kein großes Unglück für sie, besonders in einem nichtconstitutionellen Staate; aber es muß sie doch wenigstens unangenehm berühren, daß man sie für so ganz bedeutungslos hält und sie gewissermaßen nur für tolerirte Personen ansieht. Welch' ein Unterschied ist in Deutschland zwischen den Unterthanen! Wie unbedeutend erscheint eine Person, die ein Gelehrter ist und von ihren Zinsen lebt oder dem Ertrage ihrer schriftstellerischen Arbeiten, gegen eine andere, die in Hinsicht der Bildung nicht höher steht, aber einen Ministerposten bekleidet und einige Hufen besitzt! Einen fürstlichen Privatmann auf eine boshafte Weise öffentlich anzugreifen, das kann ein in der Bierstube erzogener Scribler dreist wagen; aber einem Minister auf diese Weise öffentlich zu begegnen, davor wird sich ein solcher Mensch wohl hüten. Denn der Minister hat die Macht, sich sehr nachdrücklich rächen zu können, während der fürstliche Privatmann die Invectiven, falls dieselben sich nicht etwa zu einer gerichtlichen Klage eignen, ruhig einstecken muß. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Nebelgespenst.

(Fortsetzung.)

Der Schuß brachte die ganze Schiffsmannschaft auf das Verdeck. Mit einem tiefen Seufzer übergab ich den Hund den armen Burschen. Bald ward eine Mahlzeit bereitet, und Alle dankten für das Opfer, das ich ihnen gebracht hatte. Als Tomkins wieder auf das Verdeck kam, näherte er sich mir und sagte: „Lieutenant, Sie sind ein edelmüthiger Mann — aber ich hätte doch den Hund für eine andere, schlimmere Zeit gespart, die uns noch bevorstehen kann.“ Abends berührte mich Jemand an der Schulter, rasch wendete ich mich um — es war Tomkins. „Unser Steuermann ist wieder da, sagte er. Sehen Sie nur, wie er geschäftig ist, und wie er hin und her streicht. Muth hilft uns hier nichts; Alle sind ihm verfallen, über deren Köpfe er hinschreitet, und auch auf uns scheint er es abgesehn zu haben.“ Ich blickte nun nach dem Steuerruder hin, und sah das Gespenst viel deutlicher noch als am Morgen. Als ich näher trat, bemerkte ich mit Entsetzen zwei augenlose Höhlen, und das Gesicht war hager und todtenblaß. Mit übereinander geschlagenen Armen und gemessenen Schritten wandelte es zwischen dem Steuerruder und Maste auf und nieder. Ich faßte Muth, schritt darauf los und rief es an; schweigend setzte es seinen Weg fort und schien mich nicht bemerkt zu haben. Ich zog jetzt meinen Säbel und führte einen Hieb nach dem ungebetenen Gast, allein ich traf blos die Luft und das Gespenst schritt dahin. „Du hast Recht, Tomkins, sagte ich, zu dem alten Manne gewendet, der Teufel hat sich bei uns einquartirt, und es steht nicht in meiner Macht, ihn zu vertreiben.“ Mit einem haarsträubenden Grauen, wie ich es nie empfunden, ging ich nach dem Vordertheile des Schiffs und ließ das Gespenst seine Wanderung fortsetzen. Der Mond war aufgegangen, der Himmel erglänzte von Gestirnen, Tomkins und ich saßen, in Gedanken verloren, auf dem Verdeck — als plötzlich sich aus der Kammer vor der großen Kajüte ein wilder Gesang vernehmen ließ; die armen Leute wollten sich wahrscheinlich ermuthigen. Da ich noch immer hoffte, das Gespenst würde verschwinden, so blickte ich unverwandt nach dem Steuerruder, aber zu meinem größten Entsetzen sah ich es noch immer auf und nieder wandeln. Seit Anbruch der Nacht hatte ich alle Arbeiten am Schiff einstellen lassen, da die ausgehungerte Mannschaft kaum noch den Dienst versehen konnte und alle Anstrengungen vergeblich waren. Alles war jetzt unten im Schiffe ruhig. Ich stieg jetzt, da Niemand auf das Verdeck kam, hinab, um nach der Ursache zu fragen, und fand zum größten Erstaunen sie Alle in einem Zustande von Bewußtlosigkeit. Sie hatten das letzte Fäßchen Rum geleert; das leere Tönnchen stand auf dem Tisch, und die Mannschaft lag ohne Lebenszeichen auf dem Boden ausgestreckt. Anfangs glaubte ich, es sei Berauschung, als ich aber neben dem Fäßchen auch eine leere Flasche, „Opium“ überschrieben fand, fürchtete ich nicht ohne Grund, daß die Unglücklichen, um sich für die erlittenen Entbehrungen zu trösten, zu diesem betäubenden, aber tödtlichen Gifte gegriffen hatten. Schnell rief ich Tomkins, und theilte ihm meinen Verdacht mit; wir boten Alles auf, sie wieder zur Besinnung zu bringen; allein vergebens. „Ich fürchte, Sir, sagte Tomkins, daß Keiner von diesen armen Jungen wieder erwachen wird: merken Sie wohl, das Gespenst geht nicht ohne Ursache über ihre Köpfe hin.“ Tomkins hatte Recht. Noch in derselben Nacht starben acht von den Unglücklichen unter den fürchterlichsten Zuckungen; nur ein Bootsmann und der Kajütenjunge gelangten wieder zum Leben. Alle hatten Opium getrunken, um sich aus ihrem qualvollen Leben zu befreien. Da beide öfters Opium genossen hatten, so ging bei ihnen die tödtliche Wirkung nicht so schnell vor sich; allein endlich erlagen auch sie, und Mittags war Alles vorüber.

(Schluß folgt.)

Geschichtliche Bemerkungen über den Zauberwahn.

(Fortsetzung.)

Ob auch unter ihnen Beispiele von der Wasserprobe der Hexen vorkommen, ist dem Verf. dieses Aufsatzes unbekannt. Die Hexen wurden dabei entkleidet, die rechte Hand an die linke große Zehe und die linke Hand an die rechte große Zehe gebunden. Wer so auf's Wasser gelegt schwamm, galt für schuldig der Zauberei. Bei den Celten nahm man einst mit Neugebornen eine Wasserprobe vor, um die Aechtheit des Kindes zu erfahren. In Sicilien erprobte man so die Wahrheit eines Schwures. Sank das Täfelchen, worauf er geschrieben war, nicht unter, so galt der Schwur als wahr. — Wir erwähnten vorhin Luther. Seine Anfechtungen vom Teufel sind bekannt, weniger aber gewisse ihm eigenthümliche nach Manichäismus riechende Ansichten vom Einflusse des bösen Prinzips und das, was er von Hexerei für wahr hielt. Außer den anderwärts von ihm darüber gethanen Aeußerungen findet man hierauf Bezügliches unter besondern Kapiteln zusammengestellt in seinen Tischreden S. 1081 — 1301 des 22. Theiles s. W W. (Walch'sche Ausg.). Ihm zufolge ängstigt der Satan die Leute im Schlafe mit schweren Träumen, führt sie schlafend aus den Betten und Kammern auf hohe gefährliche Orte (Mondsüchtige?), Menschen sind leiblich und geistig von ihm besessen, er verirt die Leute in den Bergwerken, bezaubert bei hellem Tage, daß man Dinge für etwas Anderes ansieht, als sie sind, er ist Ursache aller Krankheit und alles Unglücks, Zauberei ist sein eigen Werk und er kann durch seine Huren und Zauberinnen an Leib, Gut

Digitized by Google

und Ehre schaden, er poltert in den Häusern und wirft das Wirthschaftsgeräthe unter einander (auf der Wartburg polterte er ja auch unter Luthers Bette und kam über die Haselnüsse, die darunter lagen — jedenfalls Ratten), Frösche, Eidechsen und anderes Ungeziefer hat er geschaffen, Schlangen und Affen sind vor allen andern Thieren ihm unterworfen, er nimmt ihre Gestalt an, Wechselbälge legt er an die Stelle der rechten Kinder, Mägde reißt er in's Wasser und schwängert sie u. s. w. Zum Beleg alles dessen und verschiedener durch Zauberinnen hervorgebrachten Wirkungen werden an der angeführten Stelle auch Geschichten von Luther erzählt. — Aus den vorher angeführten Gründen und, fügen wir hinzu, aus der zu jeder Zeit sich herausstellenden Erfahrung, daß überhaupt kein Zeitalter sich auf ein Mal von dem ihm vorangegangnen in seinen Ueberzeugungen und Grundsätzen losreißt — daraus erklärt es sich, daß unter dem Kurfürsten August von Sachsen, als er die Zwistigkeiten der Juristen in vielen Rechtsfragen zur Entscheidung gebracht zu sehen wünschte (constitutiones), die Frage, ob das Laster der Zauberei, wenn gleich kein Schaden dadurch geschehen sei, ohne Unterschied mit dem Tode bestraft werden solle, affirmirt wurde, und da August zur Linderung dieser Strenge die gemeine Tradition von Bund und Beischlaf mit dem Teufel hineinbringen ließ *), so wurde eben dieselbe nun erst noch recht befestigt. Der ganze Unterschied war demnach nur der, daß die Sache aus den Händen geistlicher Inquisitoren in die der weltlichen Richter überging. In die Reihe der Vertheidiger dieses zu unmenschlichen, empörenden Rechtssprüchen verführenden Aberglaubens, deren Namen am besten unerwähnt bleiben, trat selbst ein König von England im Anfange des 17. Jahrh., Jacob I.; er gab eine Dämonologie in englischer Sprache heraus. Hatte man in Sachsen und anderwärts erst gewöhnlich auf des Juristen Dan. Möller Commentare sich berufen, so gelangte im 17. Jahrh. dort und anderwärts Bened. Carpzov zu einem rechtsgültigen Ansehn in der Sache. Dieser damals berühmte Jurist hat sich bemüht, theils die Lehren der Inquisitoren mit vielen Gründen zu beweisen, theils die Rechtssprüche der Schöppen in Leipzig von 1582 — 1622 zu recensiren, in welchen die widersinnigsten, aber doch von den Richtern für wahr gehaltenen Bekenntnisse der Hexen referirt werden.

*) Denn so erklärt der Commentator Möller die Worte der Constitution „zu schaffen hat"; denn der Verfasser derselben habe dabei die Ansicht der Auctoren der Consultationen vor Augen gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Etwas für und über den Adel.] Ueber die mit dem Motto: „Dieu pour la noblesse", versehene Schrift „Reaction und Adel" wird im Literaturblatt von Robert Schmieder's „Abend-Zeitung" kein lobendes Urtheil gefällt. Es heißt dort u. A.: „Allen bürgerlichen Lesern empfehlen wir diese angenehm unterhaltende Lectüre, und allen Sammlern von Anekdotenbüchern mit dem Motto: „Du sollst und mußt lachen", rathen wir die Aufnahme dieser „Bêtise vom Jahre 1843". — Zum Schluß wird gesagt: „Doch zum Troste des wahren Adels deutscher Nation noch ein ernstes Wort bei Gelegenheit dieser Brochure, welche einen wunden Fleck ungeschickt betastet. Der Verf. hat unter den wenigen breitgetretenen Gedanken, die er überhaupt besitzt, auch den, daß der Adel berufen sei, die Stütze des absoluten Königthums zu bilden; aber die Geschichte sagt: Der Adel war groß und ehrenfest, als es ein absolutes Königthum nicht gab, und er war klein und entartet, als er sich durch die eitle Ehre des Hofdienstes und durch schmählichen Eigennutz abbringen ließ, die heiligsten Rechte des Volkes zu schützen; aus seiner Demüthigung ist die absolute Monarchie erwachsen, denn das Volk mußte, um sich der Bedrückungen und des Uebermuthes des Adels zu erwehren, den Königen behülflich sein, ihre Macht unumschränkt zu machen. Will der Adel wieder zu Ehren und Ansehen kommen, so erinnere er sich seiner alten Ritterpflicht, die Unschuld zu schirmen und den Unterdrückten zu helfen; diese aber findet er im Volke, und in und bei diesem ist seine Stelle, und am Throne soll er der Vertreter, nicht aber der Verläumder des Volkes sein. Ein Adel, welcher das Volk verachtet und sich übermüthig von ihm aussondert, hat sich selbst seiner Existenz begeben." (U.-S.)

Karl VI. und Ludwig XV. von Frankreich wurden „der Vielgeliebte" genannt. Wie wenig machte sich Ludwig dieses frohe Hoffnung erregenden Beinamens während seiner Regierung würdig! Man hatte ihm diesen zu zeitig gegeben. Bei seinem Tode erschien folgendes Epigramm:

Ci-gît Louis le quinciéme,
Du nom de Bien — aimé le deuxiéme.
Dieu nous préserve du troisiéme!

Bischof de Senez sagte in seiner Leichenrede auf Ludwig XV.: „Das Volk hat unstreitig nie ein Recht zu murren; aber ebenso unbezweifelt hat es das Recht, zu schweigen, und sein Schweigen ist den Königen eine Lehre.

[Die Großen.]

Und was sind denn ihre Größen?
Kartengrößen — im Vertrauen! —
Die gilt viel und jene wenig,
Wie die Färbung es gebot;
Etwas Blau und Gelb und Roth
Macht den Buben und den König.
Alles prunkendes Getäusch,
Großer Kampf um Kleinigkeiten,
Wenig Sinn und viel Geräusch
Und im Ganzen Albernheiten!
Selbst das große Länderspiel —
Dieser Weltlauf ohne Ziel,
Ist ein Spiel — mit Grausamkeiten.

(Tiedge.)

Undank wirft man den Republikanern vor; aber gegen 1 Fall kann man 100 von der Ungnade fürstlicher Günstlinge bringen. Ueberdies hat ein Volk oft Reue gezeigt, ein Fürst selten oder nie. (Byron.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 33.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Zeitinteressen.

(Fortsetzung.)

Wenn zwischen dem Regenten und seinen Unterthanen ein Verhältniß sein soll, wie zwischen einem Vater und seinen Kindern, so würde es nicht passend sein, die Unterthanen durch eine geheime Polizei überwachen zu lassen. Das Volk muß sich selbst überwachen, aber nicht durch Spione überwacht werden. Wohl aber würde es gut und zweckmäßig sein, wenn der Regent durch geheime Agenten, die aber freilich unpartheiisch und wahrhafte Ehrenmänner sein müßten, sich von der Wirksamkeit seiner Beamten in den Provinzen, von der Stimmung des Volkes gegen dieselben und überhaupt von dem ganzen Zustande dieser Landestheile unterrichten lassen möchte. Joseph II. hat es nicht verschmäht, diesen Weg selbst zu gehen, um den Zustand seines Reiches kennen zu lernen. Wie glücklich würde dieser gute und liebenswürdige Kaiser seine Völker gemacht haben, wenn er nicht zu schnell in seinen Reformen gewesen wäre! Je schneller man reformiren will, desto verworrener wird der Zustand und desto weniger Gutes geht daraus hervor. Viele gute Hoffnungen, aber Früh- und Mißgeburten! Wie in einer guten Gesellschaft Alles ruhig seinen Fortgang nimmt und man die Anordnungen des Wirthes nicht merkt, so muß auch in einem guten Staate sich Alles ruhig und allmählig entwickeln und es scheinen, als wenn eine Regierung in demselben gar nicht existire. Aber leider wird man nur zu oft daran erinnert! Dieß ist namentlich hinsichtlich des Paßwesens der Fall. In manchen deutschen Ländern fragt niemand nach einem Passe, während in andern der Paß eine conditio sine qua non beim Reisen ist. Wehe dem, der in diesen Ländern ohne Paß ist! Er wird solange für einen Vagabunden angesehen, bis er nachzuweisen vermag, daß er ein ehrlicher Mann ist, obgleich der alte Rechtsspruch besagt: „Quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium." Wegen einiger Taugenichtse wird das ganze Publikum belästigt! Wenn die deutschen Regierungen doch mehr in Uebereinstimmung mit einander handeln und allen überflüssigen Ballast, alle zum Nachtheile des Publikums gereichende Einrichtungen abschaffen möchten! Namentlich wäre dieß hinsichtlich der Spielhäuser und der Lotterien sehr wünschenswerth. Wie Mancher wird durch erstere ruinirt, — und wie selten bringt ein Lotteriegewinn dem Menschen wahrhaftes Glück! Kann der pecuniäre Vortheil, welcher aus diesen Instituten von den Regierungen gezogen wird, für diese ein Grund sein, Spielhäuser und Lotterien beizubehalten? Ich bin fest davon überzeugt, daß man durch eine solche Uebereinstimmung der ersehnten Einheit Deutschlands bedeutend näher kommen würde. — Der Fürst eines kleinen deutschen Ländchens ist, wenn er von dem Gesammtvaterlande abstrahirt, im Vergleiche mit dem Könige der Franzosen oder dem Kaiser von Rußland eine sehr unbedeutende Person; aber die Sache stellt sich ganz anders heraus, wenn er sich als einen regierenden Fürsten in dem großen Deutschland ansieht. Als solcher kann und darf er es nicht für eine Gnade halten, wenn der Sohn eines großen Fürsten im Auslande seine Tochter begehrt. Und wenn ihm dieß nicht eine Gnade ist, so wird er es entweder nicht dulden, daß seine Tochter bei dieser Gelegenheit ihre Religion wechselt, oder den Antrag wegen der Hand seines Kindes zurückweisen. Die Religion ist doch wahrhaftig etwas viel zu Heiliges, als daß man dieselbe wie ein Kleid wechseln dürfte. Der Religionswechsel läßt sich nur dann entschuldigen, wenn derselbe aus Ueberzeugung geschieht. — Hier

Digitized by Google

und da in Deutschland treiben Proselytenmacher ihr Wesen, namentlich unter den Katholiken. Wenn gleich dieß Gewerbe ein schändliches ist, so gewinnen die Katholiken doch eben so wenig dadurch, als die Protestanten verlieren, indem die Abtrünnigen in der Regel lüderliche Subjecte sind, die für ein neues Kleidungsstück ihre bisherige Religion abzuschwören sich verstehen. Solche Fälle geschehen fast alle Tage, nicht blos in katholischen Ländern, sondern auch in solchen, in welchen die Protestanten die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachen. Gottlob kann das Verhältniß zwischen den Protestanten und Katholiken in Deutschland im Allgemeinen ein Gutes genannt werden, welches sich hoffentlich noch immer besser gestalten wird. — Das heimliche Conventikel-Wesen ist eine Krankheit der Zeit, welche wie jede Krankheit ihren Verlauf haben muß. Aber dennoch sind die Regierungen verpflichtet, dem aus dieser Krankheit hervorgehenden Unwesen zu steuern. Möchten die Regierungen und alle diejenigen, welche Pfarrerstellen zu vergeben haben, doch recht vorsichtig bei der Besetzung derselben sein und nur solche Männer zu Pfarrern machen, welche aufgeklärt und tugendhaft sind! Leider schleichen sich hier und da sogenannte Mucker, diese protestantischen Jesuiten, unter dem Deckmantel der Frömmigkeit in das Vertrauen der Machthaber und suchen diese für ihre Zwecke zu gewinnen; aber endlich kommt doch einmal die Zeit der Entlarvung und bringt sie um die Früchte ihrer verächtlichen Arbeit. Der mächtigste protestantische Fürst, ein Deutscher, hat viel für seine Glaubensbrüder gethan und thut es noch. Es ist ein bleibendes Denkmal für ihn, daß er im Vereine mit England in Jerusalem einen evangelischen Bischofssitz gegründet hat. Daß man den Bischof Alexander nicht einen anglicanischen oder lutherischen Bischof genannt, sondern ihm das Epitheton „evangelisch" gegeben, beweist, daß man hier von allen Spaltungen in der christlichen Kirche abstrahiren wollte. Und gewiß muß an einer so heiligen Stätte nicht mit Rücksicht auf Menschensatzungen Gottes Wort verkündet werden, sondern rein und lauter, wie uns dasselbe in dem neuen Testamente offenbart worden ist. Warum läßt man aber Palästina, das Land, in welchem unser Erlöser gelebt und gewirkt hat, in den Händen der Muhamedaner? Auch ohne Kreuzzüge — auf dem Wege der Diplomatie — würde sich die Abtretung dieses Ländchens bewirken lassen. Nun, mit der Zeit wird hoffentlich Vieles erfüllt werden, was wir jetzt sehnlichst wünschen. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Nebelgespenst.

(Schluß.)

Von der tiefsten Betrübniß erschüttert, hatten wir den Todten die letzte Ehre erwiesen. Tomkins schien noch bei Kräften und guten Muthes, während ich mich, ungleich jünger als er, bei der traurigen Verrichtung, als wir die Leichen dem Meere übergaben, kaum noch auf den Beinen halten konnte. Ich warf mich auf dem Verdecke nieder und fiel in eine ohnmächtige Betäubung. Meine Gedanken schweiften irre durcheinander, und ich träumte, ich befände mich an einer schönen Küste, und verschiedene Menschen brächten mir die vorzüglichsten Früchte. Eine Menge Sclaven kamen heran und trugen in ihren Händen goldene Schalen, aus denen die lieblichsten Gerüche dufteten. Plötzlich erwachte ich, und Tomkins stand vor mir und hielt einige von den Früchten, die ich im Traum gesehen, in der Hand. „Wie kommst Du dazu, guter Tomkins?" sagte ich endlich — „sind wir etwa nahe an der Küste?" — „Heute nicht," erwiederte derselbe, „aber ich holte sie mir schwimmend vom Lande, als wir vor Java lagen." — „Es ist nicht möglich," erwiederte ich, „sicherlich hättest Du diese nicht Früchte zurückbehalten, während so viele Deiner Kameraden verschmachteten!" — „Bei meiner Seele," erwiederte Tomkins, „ich habe allezeit meine Rationen mit ihnen getheilt." — Dann erzählte er mir, wie er mein Gespräch mit dem Kapitain in Betreff der Lebensmittel belauscht und Nachts, wenn er auf der Wache stand, heimlich nach der Küste geschwommen und jene Früchte geholt habe. Er pries sich glücklich, daß ihm jetzt diese Gelegenheit geboten sei. Wir gingen in den Kielraum hinab, wo er mir die Stelle zeigte, wo er seine Früchte und einige Kokosnüsse verborgen hatte.

Unser Gespenst erschien Abends wieder und war geschäftiger als je. Mit raschen Schritten näherte es sich der Bank, auf der wir saßen und streckte gebieterisch die Hand aus. In seinem tief durchfurchten Gesichte lag der Grimm eines Todfeindes. Beim Himmel, mein junger Freund, ich stand schon in manchem Schlachtendonner, ohne das Gefühl des Schreckens zu empfinden, das mich bei dem Anblicke des Gespenstes ergriff. Mein Haar sträubte sich zu Berge, und das Blut gerann in meinen Adern, so oft es sich uns näherte. Endlich von Entsetzen übermannt, zog ich mein Pistol aus dem Gürtel und schoß es auf das Gespenst ab, das dahin schritt, wie es gekommen war. „Was hilft es, Sir," sagte Tomkins, als ich in der tiefsten Verzweiflung ihn anblickte, „keine Menschenhand kann es verletzen. Auch wir sind ihm zum Opfer bestimmt, und so lange wird es seine Wanderungen über das Verdeck fortsetzen. Schreitet es noch einmal an uns vorbei, so sind wir verloren. Es wäre am besten, Sie brächten es zu Papier, wie die Minerva und ihre Mannschaft elend zu Grunde gegangen."

Abends zeigte sich das Gespenst abermals am Steuerruder und schritt auf und ab bis gegen Tagesanbruch. Wir hatten eben die letzte Kokosnuß getheilt, als ich zu Tomkins sagte: „Ich verdanke Dir mein Leben, und der Dienst, den Du mir erwiesen hast, ist

Digitized by Google

um so größer, als Du wahrscheinlich einige Tage länger leben wirst als ich, und nichts für Dich aufbehalten hast. Laß uns dem Tode beherzt in's Auge sehen als wackere Seemänner und das Gespenst mit allen seinen Drohungen furchtlos verachten." Mit diesen Worten stieg ich in die Kajüte hinab und schrieb einen Bericht über den Untergang der Minerva und ihrer Mannschaft nieder. Ich war damit fertig und verschloß das Papier in eine Flasche, um es später in die See zu werfen; dann legte ich mich in meine Hängematte, überzeugt, daß mein Ende nicht fern sei, als ich aus meinem unruhigen und fieberhaften Schlummer durch ein Freudengeschrei Tomkins aufgeschreckt wurde, der in die Kajüte stürzte und ausrief: „Hurrah, Sir, unsere Errettung ist nahe! Das Gespenst ist verschwunden und die Segel füllen sich mit kräftigem Wind." Ich eilte auf das Verdeck und fand das Gespenst nicht mehr; allein ich konnte mich über den Verlust unserer Mannschaft eines tiefen Seufzers nicht erwehren, da wir jetzt aus Mangel an Händen den frischen Wind nur wenig benutzen und nur langsam unsern Weg fortsetzen konnten. „Muth gefaßt, Lieutenant!" sagte Tomkins, „dieser Wind kann uns Schiffe zuführen. Das Gespenst hat sich davon gemacht, und ich bin fest überzeugt, daß uns Hülfe nahe ist." Tomkins hing Abends die Lichter aus und feuerte eine Kanone als Nothschuß ab. Als endlich der Morgen dämmerte, war auf der weiten Wasserwüste kein Segel zu erblicken. Ich gab mich nun ganz der Verzweiflung hin — doch Nichts konnte Tomkins Zuversicht erschüttern. Er kletterte in den Mastkorb hinauf, indem er sagte, dort wolle er bleiben, bis er ein Segel gewahrte oder wie ein braver Seemann sterben. Es rührte mich tief, und mir selbst überlassen warf ich mich nun auf dem Verdecke nieder und erwartete die Entscheidung unseres Schicksals. Bald wurde ich durch Tomkins Ruf: „Ein Segel! Ein Segel! Ein Segel vor dem Wind!" aus meinen schmerzlich hinbrütenden Gedanken gerissen. Diese Freudenbotschaft gab mir Muth und Kraft. Während Tomkins eine Kanone abfeuerte, klomm ich den Mast hinauf und erblickte jetzt nicht ein, sondern zwei, drei und vier Segel. Es waren unsere Kauffahrteischiffe, die wir nach Canton geleiten sollten und zu meiner größten Freude sah ich sie ihren Lauf auf uns zu nehmen.

Bald lag ich in Freundesarmen. Einige alte Matrosen am Bord der Kauffahrer betheuerten uns, die Erscheinung sei das Gespenst eines portugiesischen Korsaren, der vor 200 Jahren sich in die Wogen des östlichen Oceans gestürzt habe und zwar aus Gewissensbissen, weil er seine Mannschaft auf die grausamste Art hatte Hungers sterben lassen. Wir kehrten später nach England zurück. Tomkins machte mit mir noch einige Reisen, worauf wir nach Greenwich gingen. Er ist gegenwärtig nahe an 90 Jahr, und wir hatten uns ein ganzes Jahr nicht geseh'n. Heute jährte sich der Tag, wo das Gespenst verschwand, das uns damals so großen Schrecken eingejagt hatte.

Geschichtliche Bemerkungen über den Zauberwahn.

(Fortsetzung und Schluß.)

Während dort, wo man mehr Licht hätte erwarten sollen, Juristen und Theologen in Finsterniß tappten, trat auf Seiten der Katholiken ein erleuchteter Mann auf, um den gemeinen Wahn umzustoßen, der Jesuit Friedrich Spee, welcher 1642 anonym herausgab: „Criminalcaution von den Prozessen wider die Hexen." Er legte die Ungerechtigkeit der Hexenprozesse so deutlich vor Augen, daß die Vertheidiger derselben unter den Protestanten alle Ursache gehabt hätten, sich zu schämen, wenn sie sich hätten schämen wollen. Doch leugnete Spee, wahrscheinlich aus Klugheit, die Existenz des Teufels und der Hexen nicht ab. Mehrere halfen um jene Zeit das Eis mit brechen, wie Gabriel Naudäus, der in Apologie de plusiers illustres etc. 1653 eine ziemliche Zahl bekannter Männer des Alterthums und der nachfolgenden Zeiten gegen die Beschuldigung der Zauberei vertheidigte, Richard Simon in einer Meditation über das vom königl. Rathe zu Paris verworfene Urtheil des Parlaments zu Rouen, welches für einige der Zauberei angeklagte Personen auf Tod gelautet hatte, u. A. m. Aber noch hatte Niemand den bösen Feind und sein Treiben so arg gepackt und so kühn seine Freisinnigkeit, auch in Bezug auf Bibelstellen, die angeblich von Teufeln, Hexen, Besessenen handeln, bekannt, als es ein Prediger in Amsterdam that, Balthasar Bekker, der endlich mit Absetzung büßen mußte. Er schrieb the betoverde Werelt (bezauberte Welt) 1691, ein Buch, das in mehrere Sprachen übersetzt und mit Begier weit und breit gelesen wurde. Man kann leicht denken, welches Aufsehen, außer den unmittelbaren Angriffen auf den Glauben an Zauberei und Verbindung der Hexen und Zauberer mit dem Teufel, Aeußerungen machen mußten, wie die, daß der heil. Geist in der Schrift stets nach der Meinung des Pöbels rede. In Bekker's Fußtapfen trat, jedoch mit mehr, wenigstens äußerlicher, Beschränkung, Christian Thomasius in Halle, früher in Leipzig. Mit Uebergehung der Schriften, worin er theils vorläufige Andeutungen gegeben, theils beiläufige Aeußerungen gethan hat, heben wir die zwei Dissertationen, welche aus dem Latein in's Deutsche übersetzt worden sind, hervor: 1) vom Verbrechen der Zauberei 1701; 2) vom Ursprunge und Fortgange des Inquisitionsprozesses wider die Hexen 1712. Nicht fehlte es ganz an Männern, die sich offen zum Kampfe gegen den Aberglauben in die Schranken wagten, weil sie das Vorbild eines Bekker und

Digitized by Google

Thomasius ermuthigte; aber der Schreier über die Freisinnigkeit waren noch mehr; denn wenn man ein Dohlennest ausnimmt, fangen weit und breit alle, welche die schwarze Farbe der Finsterniß tragen, ihr Geschrei zu erheben an und schlagen erbittert mit ihren Fittigen um den Verwegenen. Doch die Zeit richtet und sichtet. Der Hauptschlag war geführt, und die heilsamen Folgen konnten nicht ausbleiben, wären auch Carpzove und Verfasser von einem Malleus maleficarum neu aus der Erde gewachsen.

Dr. Gurlitt.

Feuilleton.

Die Vorzeit verschiedener Völker und Religionen wußte Mancherlei von Jungfrausöhnen zu erzählen und machte sie zugleich zu Göttersöhnen, damit jeder argwöhnischen Muthmaßung der Weg verrennt würde. Aus einer lateinischen Schrift, deren halbdeutscher Titel lautet: „Was von der Hexen Bekenntniß zu halten, daß sie aus schändlichem Beischlaf mit dem Teufel Kinder gezeuget" theilen wir einen merkwürdigen Fall mit, der sich bei einer adligen Dame zugetragen haben soll. Die Erzählung ist in jener lateinischen Schrift aus einer deutschen Schrift citirt und heißt wörtlich so: Es hat sich zugetragen, daß ein Französischer vom Adel, Namens Hieronymus von Montleon, mit dem Kardinal Valette in Elsaß verreiset und daselbst das Sterbliche verlassen. Ob er nun zwar vier ganzer Jahre vor seinem Tode seine Frau nicht gesehen, hat sich diese dennoch nach Absterben ihres Eheherrn großes Leibes befunden und einen Sohn zur Welt getragen, welchem sie nicht allein ihres verstorbenen Mannes Stammnamen, sondern auch dessen adlige Lehngüter zugeeignet. Adrian und Karl von Montleon, ihres Mannes Brüder, widersprechen Solches, bringen es gerichtlich bei und in der ersten Gerichtsstelle so weit, daß dem vermeinten ehelichen Erben, rechter zu sagen, dem augenscheinlichen Bastard, als einem nebenher erzeugten unehlichen Kinde, die erbliche Lehnfolge sammt der ganzen Erbschaft abgesprochen wird. Sothanem gerichtlichen Abspruch hat diese Frau sich äußerst widersetzt, als die ehrlichste, reinste, keuscheste und unschuldigste Matron und Appellation an's Obergericht zu Grenoble ergriffen, auch so weit gebracht, daß die erste Sentenz des Niedergerichts durchstrichen worden, sintemal sie ohne Scheu sich vernehmen lassen, ihr seliger Herr sei ihr einstmals früh im Traum erschienen und habe sich ihr ehelich zu erkennen gegeben, wäre auch in ihrem unbefleckten Gewissen versichert, daß keine andere Mannsperson an ihr Polster sich unversehens gestoßen und wollte hierauf leben und sterben. Das Parlament nimmt die Kühnheit dieser schönen Magdalenen für ein scheinbar Zeichen ihrer Unschuld auf, und weil sie sich auf Zeugen berufen, welche alle aus einem Munde geredet, die Frau Magdalena hätte zu der Zeit, da sie diese Leibesbefruchtung gemerkt, ihnen solches vertraut, versichernd, daß sie mit keinem Manne die geringste Gemeinschaft habe. Weiter sind hierüber vernommen worden die Hebammen N. N., welche ausgesagt, Solches wäre nicht unmöglich. Ueberdem hat man etliche vornehme Arzneilehrer zu Montpellier, Namens Sardine, Meraude, Graffis, darüber zu Rath gestellet, von ihnen die einhällige Belehrung eingezogen, daß solche Begebenheit natürlicher Weise wohl geschehen könne, Solches auch bei den Türkinnen, so in dem ottomanischem Frauenzimmer versperret sind, nichts Seltsames sei. Diesem nach ist von besagtem Parlament voriges Urtheil gereformirt, die Mutter für eine ehrliche Frau, der Sohn für stamm- namens- erb- und lehnfähig erklärt und solch Urtheil im J. 1637 eröffnet worden.

Als König Philipp III. von Spanien bei Verbrennung einer jungen Jüdin und eines maurischen Knaben weinte, mußte er zur Ader lassen, damit für diesen Fehler sein Blut verbrannt würde.

Der pöbelhafte Hochmuth des reichen Bürgers ist, da er meist von Mangel an Lebensart und ungeschickten Manieren begleitet wird, empörender als der Hochmuth des Adels.
(v. Knigge.)

Der Mensch ist der größte Mörder. Er kann fast Alles, was an lebender Organisation nicht zu tief unter ihm steht, in seine Natur verwandeln. (v. Herder.)

Wir sind nicht Menschen, sondern werden es täglich.
(Derselbe.)

Bequeme Menschen sehnen sich nach dem Tode, den sie sich als einen tiefen Schlaf denken, so wie das ewige Leben als ein beständiges Nichtsthun, und diese Sehnsucht nennen sie Frömmigkeit. (F. Jacobs.)

[Gedanken von Göthe.]

Das Wunder ist des Augenblicks Geschöpf,
Irrthum der Uebereilung Sohn,
Erfahrung bleibt des Lebens Meisterin.

Im Hause, wo der Gatte sicher waltet,
Da wohnt allein der Friede, den vergebens
Im Weiten du da draußen suchen magst.

Dem wackern Mann vertraut ein Weib getrost,
Und wär' er fremd, ein zweifelhaft Geschick.
Der ist nicht fremd, wer Theil zu nehmen weiß.

Auf keinem Boden darf ich niedrig sein,
Erniedrigung auf keinem Boden dulden.

Der Geist, durch Eintracht edler Künste
Ward nicht gelehrt nur, auch ergötzt.
Was edler schuf, nicht was Gewinnste
Des Leibes brachte, ward geschätzt.
Das waren Griechen! (Voß.)

Raubt einem edeln Mann das launenhafte Glück
Den Ehrenkranz, so bleibt ein Ehrenmann zurück.
(Tiedge.)

Correspondenz.

Aus Rostock im April.

— — Es hat sich neulich in Rostock ein schrecklicher Vorfall ereignet. Der 20jährige Sohn eines hiesigen Ackermanns besuchte seine Eltern, bei denen sich sein 22jähriger Bruder befindet. Es steht in der Stube ein Gewehr, das ein Fremder dorthin gesetzt hat. Der Erstere nimmt es in die Hand, legt scherzend damit auf den Bruder an, das Gewehr geht los, und der Bruder wird auf der Stelle erschossen. Der Ueberlebende ist in Verzweiflung, die Brüder hatten innigst aneinander gehalten. Sein ganzes Lebensglück ist zerstört.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 34.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Zeitinteressen.

(Fortsetzung.)

Ein wie erfreuliches Zeichen unserer Zeit die zunehmende Toleranz in religiöser Hinsicht ist, ein eben so unerfreuliches ist die Zunahme des Kastengeistes in manchem deutschen Lande. Statt daß die Aufnahme in eine Gesellschaft nur von der Politur und Bildung abhängig sein sollte, hängt dieß heut' zu Tage lediglich davon ab, welche Stellung der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt. Die höheren Beamten halten es unter ihrer Würde, mit den Subalternbeamten anders, als in dienstlicher Beziehung zusammen zu kommen, selbst wenn die letzteren fein und wissenschaftlich und nur durch ungünstige Verhältnisse an ihre niedere Sphäre gefesselt worden sind. Die höheren Beamten und die Offiziere halten zwar meistentheils zusammen, aber das Verhältniß zwischen ihnen ist selten so, wie es sein sollte. Dies liegt nun wohl hauptsächlich daran, daß der Einen Lebensberuf ganz verschieden ist von dem der Anderen. Die Offiziere sehen die Civilbeamten oft nicht für voll an und halten sie für philiströse Federfüchse, während die Letzteren eine Suprematie der Offiziere nicht allein nicht anerkennen, sondern sich vielmehr wegen ihres in ihren Augen viel wichtigeren und mehr Geist und Kenntnisse erfordernden Geschäftes für höher dünken, wenn gleich die Schreibereien dieser Herren manchmal so überflüssig sind, wie die Paraden jener, und Actenstöße über Dinge geschrieben werden, die mit zehn Worten abgemacht sein könnten. Je höher Jemand steht, sei es als Staatsbeamter oder als Militair, und je mehr Geld Jemand hat, eine desto größere Rolle spielt er gegenwärtig in der Gesellschaft. Es giebt Manchen, der sich ohne sonderliche Verdienste bis zur Excellenz emporgeschwungen hat, und nun diejenigen, welche nicht Excellenzen sind, so behandelt, als wenn dieselben nicht Gottes Geschöpfe wären. Wer sich von einem so aufgeblasenen Manne auf diese Weise behandeln läßt, ist freilich selbst daran schuld. An den Gesellschaften der Gebildeten müßte Jeder Theil nehmen können, der ein ehrenwerther Mensch ist, und vermöge seiner Politur und Kenntnisse sich zur Aufnahme in dieselben qualificirt, und aller Ständeunterschied sollte darin fortfallen. Aber dieß wird sobald nicht geschehen. Wohl noch einige Zeit wird der Zutritt zu solchen Zusammenkünften davon abhängig sein, auf welcher Sprosse der irdischen Himmelsleiter der Mensch steht. Gold- und silbergestickte Uniformen mit Sternen und Ordensbändern werden noch einstweilen über die einfachen schwarzen Röcke ohne Abzeichen dominiren. — Es wird jetzt viel darüber raisonnirt, daß wir in Deutschland eine solche Unmasse von Orden haben, daß man kaum drei Schritte gehen könne, ohne einem Ordensritter zu begegnen. Diese Schreier meinen ironischerweise, daß der Deutsche stolz darauf sein müsse, ein Deutscher zu sein, indem die Anzahl der Ordensritter, also der verdienstvollen Leute mit jedem Tage größer werde und daß gewiß bald die Liechtensteinschen und Homburgschen Staaten Verdienstorden stiften würden gleich Hohenzollern. Auch meinen sie, daß auf dem Orden immer das Verdienst des Trägers angegeben werden müsse, damit man gleich au fait sei, mit welchem Grade von Hochachtung man den Ordensritter zu behandeln habe. Aber wozu diese Raisonnements? Wer glaubt denn heut' zu Tage noch, wenn er einen Mann mit acht Orden sieht, daß derselbe acht Heldenthaten oder überhaupt etwas Verdienstvolles verrichtet hat? Ein solcher Gläubiger würde sehr weit in der Cultur zurück sein. Dem Souverain steht das Recht

Digitized by Google

zu, seine Orden zu vergeben, aus welchem Grunde er will, sei es wegen Verdienste, sei es aus besonderer Gnade. Der unbefangene Mensch wird die Ritter um ihre Orden nicht beneiden und höchstens das unschuldige und harmlose Vergnügen belächeln, wenn er einen mit seinen Orden sich brüstenden Ritter sieht, aber weit davon entfernt sein, über das Ordenswesen zu raisonniren. Doch satis superque, was die Orden anbetrifft! — Eben so wenig, wie in einem constitutionellen Staate der Monarch für die Handlungen seiner Regierung de jure verantwortlich gemacht werden kann, sollte auch dem absoluten Monarchen, welcher das Beste seines Volkes will, die Schuld davon beigemessen werden, wenn seine Minister Dinge begehren, welche sich nicht des Beifalles seiner Unterthanen erfreuen. Hierher rechne ich vorzüglich die Bevorzugungen von Beamten. Es giebt junge Männer, welchen man nach kaum zurückgelegtem Staats-Examen bedeutende Posten gegeben hat, die viele alte verdienstvolle Beamte mit Vergnügen angenommen haben würden; doch jene jungen Männer sind entweder Verwandte oder wenigstens Günstlinge derer, welche diese Posten zu vergeben hatten. Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit sind Eigenschaften, welche bei keinem Beamten fehlen dürfen, am wenigsten bei einem Minister. Der Regent wird oft für ungerecht gehalten, wenn Bevorzugungen Statt finden, obgleich er sich bei seinen Entscheidungen lediglich auf Andere verlassen muß. Deßhalb hat er sein Augenmerk vorzüglich darauf zu richten, daß seine Umgebung sowohl, als seine Minister nicht blos aus talentvollen und gescheidten, sondern auch aus biederen und gerechten Männern bestehen. Es ist allerdings eine schwere Sache für den Regenten, die Besten herauszufinden, da der Mensch zu leicht getäuscht werden kann. Ein angenehmes Aeußere und ein liebenswürdiges Benehmen verdecken zuweilen das schwärzeste Herz, während ein schlechtes Aeußere und ein abstoßendes Benehmen oft die Tugenden nicht ahnen lassen, die dahinter verborgen sind. Je höher ein schlechter Beamter steht, desto mehr Unheil kann er stiften, und wird es thun, bis die Nemesis ihn erreicht. Da immer Ungerechtigkeiten geschehen können, wenn der Hochgestellte sich auf die Berichte Einzelner verlassen muß, so würde es nach meiner Ansicht am zweckmäßigsten sein, wenn die Beamten durch Wahl aus ihrer Mitte den Tüchtigsten für einen höhern Posten in Vorschlag brächten. Sollten die Räthe eines Collegiums nicht eben so gut und vielleicht noch besser den würdigsten aus ihrer Mitte herausfinden können, wie der Präsident? Und dann würde selbst nicht einmal ein Schein von Partheilichkeit Statt finden. „Vorwärts" ist Preußens Losung schon seit geraumer Zeit. „Vorwärts" hallt es jetzt auch durch die Gauen des gesammten deutschen Vaterlandes. So wollen wir uns denn der Hoffnung hingeben, daß es in Deutschland immer besser werden und Mancher von uns einen Zustand erleben wird, welcher ungleich vollkommener, als unser gegenwärtiger sein dürfte! —

(Fortsetzung folgt.)

Brief und Kuß.

Eine Erzählung

von

Carl Grafen v. Hülsen.

Der junge Rittmeister Heinrich von Rechtenstein stand vor der Thür des Boudoirs seiner Braut, welcher er die Bitte vortragen wollte, auf dem heutigen Balle bei dem Regierungspräsidenten den ersten Walzer und den Cottillon mit ihm zu tanzen. Da sein Klopfen nicht beachtet wurde, so öffnete er leise die Thür und trat in das Zimmer, in welchem sich Niemand befand. Gleich darauf erschien eine Zofe. „Ach, guten Morgen, Herr Rittmeister" — sagte sie — „die gnädige Gräfin Thecla ertheilt eben einer Putzmacherin Audienz. Erlauben Sie mir, meine Gebieterin von Ihrer Anwesenheit in Kenntniß zu setzen."

„Thun Sie das, mein liebes Kind" — sprach der junge Mann lächelnd. — „Wenn meine Braut nicht erfährt, daß ich hier bin, so könnte die Audienz, welche sie der Putzmacherin ertheilt, für mich etwas zu lange dauern."

Der Rittmeister ging an das Arbeitstischchen der Gräfin und erblickte darauf einen angefangenen Brief von Theclas Hand. Unser Held war nicht allein der schönste und tüchtigste Soldat in der ganzen Garnison, der wegen seines kühnen Reitens oft mit Seidlitz verglichen wurde, sondern auch ein sehr angenehmer und wissenschaftlich gebildeter Mann, welcher studirt hatte, und noch jetzt den Thucydides und Tacitus in den Ursprachen zu lesen vermochte, und man hegte die Meinung, daß er der liebenswürdigste Cavalier der Hauptstadt der Provinz sei; aber dessen ungeachtet war der Rittmeister auf Jeden eifersüchtig, welcher sich seiner Braut nahte, und in steter Furcht, daß ihn Jemand bei der allgemein gefeierten schönen Gräfin ausstechen könnte.

„An wem mag sie geschrieben haben?" — dachte er bei dem Anblicke des Briefes. Je länger er denselben betrachtete und unentschlossen war, ob er denselben lesen sollte oder nicht, desto größer wurde seine Neugierde. Endlich siegte die letztere und er las den Brief. Derselbe enthielt folgende Zeilen: „Meine liebe Bertha! Da Du den, welchen Du liebst, gestern zu haben wünschtest, so will ich ihn Dir um so eher überlassen, als mir die Prinzessin Caroline heute einen Ersatz dafür hat anbieten lassen. Ich bin überzeugt, daß Du ihn besser behandeln wirst, als es Deine Freundin gethan hat, welcher seine Zärtlichkeit zuletzt immer unausstehlicher wurde. Du empfängst Deinen Lieb-

Digitized by Google

ling mit diesen Zeilen. Mir kommt mein Brief wie ein Uriasbrief vor; aber ich bin ja nicht der König David, und Du bist eben so wenig der Feldherr Jaob. Deßhalb darf ich nicht befürchten, daß Du unseren Urias dem Tode weihen wirst." — So weit hatte die Gräfin geschrieben. Der Rittmeister befand sich in einer großen Aufregung, verließ seinen Platz und durchmaß mit langen Schritten das Zimmer, indem er darüber nachdachte, was er thun sollte. Bald war er zu einem Entschlusse gekommen, trat wieder an das Arbeitstischchen und schrieb unter den angefangenen Brief das Folgende: „Gnädigste Gräfin! Der Unterzeichnete bedankt sich unterthänigst für die Ehre, Ihr Urias zu sein. Ich finde zwar die Einkleidung meiner Entlassung aus Hochdero Diensten äußerst witzig, bin aber keinesweges geneigt, mich wie ein Spielwerk verschenken zu lassen. Meine Zärtlichkeit soll Sie nicht weiter incommodiren, und ich wünsche Ihnen zu dem zu erwartenden Ersatze alles mögliche Glück." Nachdem der junge Mann seinen Namen darunter gesetzt hatte, sprang er auf und stürmte fort, so daß der vor dem Hause stehende Portier ihm verwundert nachsah. Unser Held begab sich nach seiner Wohnung und befahl, dort angekommen, ihm seinen polnischen Hengst zu satteln. Mit verhängtem Zügel sprengte er aus der Stadt über Feld und Flur. Nachdem er sich und sein edles Thier müde geritten hatte, ward er etwas ruhiger, und der Gedanke, daß jener verhängnißvolle Brief vielleicht nur einen Scherz enthalten könnte, stimmte ihn zu milderen Gesinnungen gegen die Gräfin. Er beschloß daher, den heutigen Ball, welchem beizuwohnen er bereits aufgegeben hatte, zu besuchen, um Thecla zu prüfen, und zu sehen, ob sie oder er unrecht habe. — Wir verlassen nun den Rittmeister und wenden uns zu seiner von ihm verschmähten Braut. Gräfin Thecla, eine hohe schlanke junge Dame mit einem sehr interessanten Gesichte, war gleich, nachdem sich ihr Bräutigam entfernt hatte, in ihr Boudoir getreten und sehr verwundert darüber, den Geliebten nicht zu finden. Sie spähte im Zimmer umher, in der Hoffnung, irgendwo ein Liebeszeichen des Rittmeisters zu erblicken; aber umsonst. Endlich sah sie seine Zeilen auf ihrem Briefe. Nachdem sie dieselben gelesen hatte, mußte sie laut auflachen. Aber bald wurde sie ernst, und eine wehmüthige Stimmung bemächtigte sich ihrer. „Wenn er so eifersüchtig bleibt" — dachte das schöne Mädchen, indem sich ihre Augen mit Thränen füllten — „wie ist dann aus einer Verbindung für das ganze Leben Glück zu erwarten! Giebt er diese fatale Leidenschaft nicht auf, so ist es besser, daß wir uns noch bei Zeiten trennen. Er freilich hat sich schon getrennt und mag jetzt in seinem Unmuthe auf mich und die ganze Welt schmähen. Doch ich kenne ihn zu gut, als daß ich nicht hoffen dürfte, ihn als einen reuigen Sünder zu mir zurückkehren zu sehen. Deßhalb soll seine Voreiligkeit und der Unmuth, in welchen er mich durch dieselbe versetzt hat, mich nicht abhalten, den heutigen Ball zu besuchen, wo ich ihn wohl jedenfalls finden werde." — Die junge Gräfin hatte sich bereits vollkommen gefaßt, als ihre Mutter ihr kurze Zeit darauf sagen ließ, daß im Empfangzimmer ein Besuch ihrer harre, und sie sogleich erscheinen solle. Sie verfügte sich also eiligen Schrittes zu ihrer Mutter, und nachdem sie den Besuch erblickt hatte, stürzte sie mit dem Ausrufe: „O mein theurer Max!" in die Arme eines schönen jungen Mannes.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage zu den geschichtlichen Bemerkungen über den Zauberwahn.

Aus Luther's Tischreden.

Einer vom Adel ließ Luthern auf's Land in seine Behausung holen sammt etlichen Gelehrten zu Wittenberg und bestellte eine Hasenjagd. Da ward von Allen, so dabei waren, ein schöner Hase und Fuchs gesehen, der kam gelaufen. Da ihm aber der Edelmann auf einem starken, gesunden Klepper mit Geschrei nacheilte, fiel das Pferd plötzlich unter ihm darnieder und starb, und der Hase fuhr in die Luft und verschwand; denn es war ein teuflisch Gespenst. — Darnach ward einer Historie gedacht, wie etliche viel vom Adel mit einander in die Wette gerannt und geschrieen: „Der Letzte des Teufels!" Da der Erste zwei Pferde hatte, ließ er das eine fahren und rannte eilends fort. Da blieb das ledige Pferd dahinten, ward vom Teufel in die Luft geführt. Darauf sprach Dr. Luther: „Man soll den Teufel nicht zu Gaste laden, er kommt sonst wohl ungebeten; ja es ist Alles voller Teufel um uns." — Anno 1546 ward Dr. Luthern zu Eisleben über Tische gesagt, daß Edelleute im Lande zu Thüringen einmal am Hörselberg des Nachts Hasen geschreckt und ihr bei acht gefangen hätten. Wie sie nun heimkommen und die Hasen aufhängen, so waren's des Morgens eitel Pferdeköpfe gewesen. — Dem Dr. Luther sagte der sächsische Kanzler Dr. Brück, wie zween vom Adel an Kaisers Maximilians Hofe einander todfeind gewest, daß einer den andern zu erwürgen geschworen hatte. Des Nachts einmal ward der eine Edelmann mit des andern Schwert durch den Teufel erstochen, welches doch wieder in die Scheide gesteckt war und an's Bette oben gelehnt. Da das geschah und der Teufel den einen Edelmann ermordet hatte, da lag der andere in einem sehr schweren Traum und dünkte ihm nicht anders, denn als ersteche er ihn. Viele hatten einen Argwohn und Verdacht, als hätte ihn jener erstochen, weil sie einander todfeind waren und dazu sein Schwert blutig gefunden war, da er es doch nicht hatte gethan, sondern der Teufel. Also ward derselbe Edelmann um Argwohns willen in's Gefängniß gelegt; aber da er be=

Digitized by Google

weisen konnte, daß er die Nacht über aus seiner Herberge nicht kommen wäre, da ward dem Edelmann die Strafe gelindert, und als er zum Tode verurtheilt worden war, war dieß das Urtheil: Wenn man ihn auf den Platz vor das Gericht brächte, sollte man die Erde seines Schattens wegstechen und wegstoßen und dagegen des Landes verweisen, weil er den Andern zu erwürgen Willens war gewest, und ob es wohl vom Teufel war geschehen, doch war er des Todtschlags schuldig. Und beschloß Luther diese Rede und sprach: Also gehet's denen, die mit dem Teufel einen Bund machen. — Man sieht hieraus, daß die Richter, wenn gleich es kein Criminalprozeß gegen eine Here war, sich durch abergläubige Meinungen bei ihren Urtheilen bestimmen ließen.

Feuilleton.

Der englische Kronprätendent, Karl Eduard aus dem Hause Stuart, irrte hülflos in Schottland umher, nachdem vorher seine Sache so gut gestanden hatte, daß Schottland in seinen Händen war und England wirklich nur durch seine Schuld ihm aus den Händen ging. Ein armer Mensch, Kennedy, traf und erkannte ihn in einer Einöde Schottlands. Auf den Kopf des Prätendenten waren 30,000 Pfund Sterling gesetzt; aber Kennedy wollte sie nicht verdienen, wie überhaupt kein Schottländer den Prätendenten verrathen mochte; vielmehr kroch er mit ihm aus einer Felsenhöhle in die andere und suchte für den Unglücklichen Nahrung. Derselbe edle Mensch, den 30,000 Pfund nicht hatten bienden können, stahl später aus bitterer Armuth und kam an den Galgen.

Besser, als die für's Volk alle Monate oder in andern Zeiträumen angesetzten Audienztage der Fürsten, dürfte die Einrichtung sein, wenn jeder Unterthan gewiß sein könnte, daß ein Schreiben über seine Angelegenheit mit der Adresse „Zu seiner Majestät eigner Eröffnung" in des Fürsten Hände, und zwar unerbrochen käme. So war's bei Friedrich d. Gr.

Friedrich der Einzige ließ Pasquille, die auf ihn gemacht wurden, niedriger hängen, daß sie Jeder lesen konnte. Kaiser Joseph II. verkaufte die Schmähschriften zum Besten der Armen. Mazarin ließ alle Schmähschriften einmal einbringen, verkaufte sie in der Stille und lösete daraus 10000 Thaler.

König Alfred von England widmete von jedem Tage 8 Stunden den Staatsgeschäften, 8 der Andacht und dem Studiren, 8 der Tafel, der Leibesbewegung und der Ruhe.

[Hagestolze.] Vor ihnen standen die griechischen und römischen Jünglinge nicht auf, weil sie Niemanden gezeugt hatten, der vor ihnen aufstehen konnte. Von den Spartanerinnen wurde ein Hagestolzer im Venustempel gepeitscht und mußte im Winter barfuß auf dem Markte Spottlieder anhören. Gegen den Hagestolz war bei den Römern die Lex Iulia Papia Popaea gerichtet. Im alten Deutschland gab es im Braunschweigischen und im Odenwalde ein Hagestolzenrecht, und im Hildesheimischen mußten kinderlose Eheleute jährlich dem Pfarrer einen Geduldhahn geben. Von manchem Hagestolzen gilt: Huic misero fatum dura puella fuit.

Unter die in frühern Zeiten abergläubiger Weise angewendeten Mittel, Schuld und Unschuld zu erfahren, gehörte auch das Pflanzen der Bäume. In Berlin hatte man 3 Brüder in Verdacht, bei einem Tumulte einen angesehenen Mann getödtet zu haben. Sie mußten deßhalb auf dem Kirchhofe der H. Geistkirche 3 Linden verkehrt in die Erde setzen. Die Bäume wuchsen fort, und dieß galt als Zeichen der Unschuld der 3 Brüder.

Die Eroberer behandelten einst die Völker wie Bäume. Man verpflanzte sie, oder rottete sie aus, oder verschenkte und verkaufte sie nach Wohlgefallen. (Zschokke.)

Böse Gedanken sind Gefährten auf eine Zeit; böse Thaten sind Gefährten durch die Ewigkeit.

(Bulwer.)

Die Menschheit ist noch nicht so gut bestellt,
Daß ächt Verdienst auch allgemein gefällt;
Was Jeder rühmt, ist allemal verdächtig.
(Witthof.)

Verlasse nie die Kette der Natur!
An jedem Ring strebt jede Kreatur
Zum Allbestand mit andern um die Wette;
Doch schlummre nie bei einzeln Ringen ein;
Dein Ruhplatz soll nur bei dem letzten sein,
Den Gott selbst hält, der Herr der ganzen Kette.
(Ders.)

Ein reines Herz, ein Herz voll Ruhe
Kann uns die Gottheit nicht verleihn;
Was ihre Huld auch für uns thue,
Der Mensch soll selbst, er soll allein
Der Schöpfer seiner Seelenruhe,
Der Gott in seinem Himmel sein. (Tiedge.)

Ein Jeder trägt im Herzen seinen Stern.
(Zachar. Werner.)

Personalnotizen.

Den 6. April starb zu Wien der Feldmarschall, Prinz Friedrich Xaver von Hohenzollern-Hechingen. Geboren den 31. Mai 1757, widmete er sich der militär. Laufbahn und trat in österreich. Dienste. Er zeichnete sich in dem Revolutionskriege, 1793 in den Niederlanden, 1796 und 1797 in Italien, so wie 1805, wo er den Rückzug Wernecks deckte und sich mit dem Erzherzog Ferdinand vereinigte, und 1809, wo er das 2. österreich. Corps befehligte, aus; commandirte 1812 als Feldzeugmeister das an der Galiz. Grenze stehende Reservecorps, führte 1813 das 2. österreich. Corps gegen Frankreich, ward nach dem Frieden Hofkriegsraths-Präsident, Commandirender in Illyrien, Inner-Oesterreich und Tyrol, zuletzt wirkl. geh. Rath, Capitain der Arcièrenleibgarde, General der Cavallerie und Inhaber des Chevauxlegerregiments Nr. 2.

Am 13. April starb in Stuttgart der geh. Staatsrath von Kölle, Ritter des Ordens der würtemberg. Krone. Von geringem Herkommen hatte sich der Verewigte bis zur Stelle eines königl. würtemberg. Gesandten in Rom emporgeschwungen, wo er die Zinsen seines bedeutenden Vermögens und seinen Ministergehalt blos zur Unterstützung dürftiger Künstler verwandte.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 35.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Graf Brenno.

Auf schwindelnden Höhen, in Wolken versteckt,
Von Morgen und Abend geröthet,
Stand dort auf den Felsen ein Räuberschloß,
Wo Thränen und Blut wie Wasser floß;
Noch sieht man die drohenden Trümmer.

Wo jetzt die Raben sich krächzend drehen,
Dort links bei dem grauen Gemäuer,
Da haucht's in den Aether wie Leichenduft,
Da athmet sich's bang, wie in moderner Gruft,
Da sterben die flackernden Kerzen.

Da rasselt's grausig zur Mitternachtszeit,
Wie unterirdische Ketten,
Da klingt's von innen die Mauer hinan,
Da blickt hinüber ein feuriger Mann,
Und heulet in alle vier Winde.

Das ist Graf Brenno, der Gottes Gericht
Wie Engel und Menschen verlachte,
Mein Gott ist nur — Schwerdt, Lanze und Schild,
Der Himmel voll Engel — die Mädchen so mild,
Und meine Knechte die Menschen.

Vergebens droht ihm mit Kirchenbann
Von Rom der heilige Vater,
Vergebens der Kaiser mit schwerer Acht,
Vergebens sein Nachbar mit fürstlicher Macht,
Er raubet wie hungrige Tiger.

Kaum färbte die Sonne mit Rosenroth
Den Gipfel des eisigen Berges,
Auf dessen Rücken die Räuberburg stand:
So stieg er mit schwer bewaffneter Hand
Hinab in's Thal auf die Lauer.

Hier deckten noch dämmernde Nebel den Wald
Von tausendjährigen Eichen,
Sie lehnten rings um den Felsen sich an,
Und schwankten wie Geister hinab und hinan,
Mit Himmel verhüllendem Flügel.

Noch schliefen in Dornen- und Haselgebüsch
Die bangen Thiere des Tages.
Der Uhu und die Fledermaus
Erschaffen für Schrecken und nächtlichen Graus,
Durchschwirrten die traurige Oede.

Kaum hörte ihr Flattern der Wandrer von fern,
So lief's ihm wie Eis durch die Glieder,
„Hier werd ich, ich fühl es, des Todes sein,
„Marie und Joseph, erbarmet euch mein!
„Und rettet mir Armen das Leben!"

So schlich er voll Angst durch den schweigenden Wald,
Und sang — die Furcht zu ertödten.
Ein Eichenblatt rauschte, er bebte und schwieg,
Sah schüchtern umher, und ein Seufzer entstieg
Dem Busen um Rettung zum Himmel.

Es war, als göß' es mit Feuergluth
Und eiskalten Wogen ihn über.
Es stieg ihm im Nacken das Haar empor;
Da floh er, als flöh' er des Todes Thor
Und — trat auf die heimliche Klingel.

„Verwegner, was such'st Du in diesem Wald?"
Schallt's dumpf aus der Kluft ihm entgegen.
Und eh' er zur Flucht sich wandte, zerschlug
Der boshafte Räuber mit höllischem Flug
Sein Haupt, daß das Hirn ihn umspritzte.

Dann schleppt er ihn eiligst zur Mörderburg
Hinauf durch die heimliche Treppe.
„He Bube!" So rief er dem Knappen zu,
„Ich glaube, Du schläfst noch in guter Ruh,
„Ich habe schon Wildpret gefangen."

Mit teuflischer Freude entriß er dann
Den armen Erschlagnen die Habe,
Noch einmal hob diesem ein Seufzer die Brust,
Noch einmal flehte — ihm unbewußt
Sein brechendes Auge um Gnade.

„Beim Himmel! er athmet o! schenkt ihm Herr Graf,
O! schenkt ihm, ich bitt euch, das Leben!"

Digitized by Google

„Was? Pinsel! Ich glaube, du träumest wohl noch,
Geh, öffne dafür mir das Felsenloch
Das Andere will ich schon besorgen."

Voll Wehmuth stahl sich der Knappe davon,
Die furchtbaren Riegel zu öffnen.
Erblassend roch er den Leichenduft,
Sah' starr hinab in die grausige Gruft,
Wo Sterbende winselnd sich regten.

„O! Gott" so seufz't er, als ahnet ihm was,
„O! Gott! wie kannst du das dulden!
Dies Röcheln, es brüllt mir wie Wogen und Sturm,
Zernagt mir das Herz wie ein fressender Wurm
Und ach! ich kann es nicht tilgen."

(Schluß folgt.)

Zeitinteressen.

(Fortsetzung.)

III. Die Vorliebe der Deutschen für das Ausländische.

Wie viel ist nicht schon in Deutschland gegen die uns zur Schmach gereichende Vorliebe für das Fremde, gegen die fast abgöttische Verehrung alles dessen, was aus dem Auslande kömmt, gesprochen und geschrieben worden! Aber es bleibt nicht allein „halt Alles beim Alten," sondern man sucht oftmals noch sogar diejenigen lächerlich zu machen, welche sich erkühnen, gegen diese Vorliebe für das Ausländische öffentlich zu Felde zu ziehen, und ihre deutschen Brüder zu ermahnen, davon abzustehen. Als jüngst ein berühmter Schriftsteller seinen Unwillen darüber äußerte, daß wir Deutsche die von Pariser Gecken und Schneidern ausgehenden Kleidermoden mitmachen, und ein deutsches Nationalkleid zu tragen aufforderte, meinte sogleich ein Journalist, daß jener Schriftsteller zum correspondirenden Mitgliede der Schneiderzunft eines kleinen deutschen Städtchens ernannt sei. Wir wollen zur Ehre dieses Journalisten annehmen, daß vielleicht nur eine persönliche Abneigung gegen jenen berühmten und patriotisch gesinnten Schriftsteller ihn veranlaßt hat, eine solche Bemerkung zu machen. Man liest alle Tage in öffentlichen Blättern Bekanntmachungen von deutschen Kaufleuten, welche anzeigen, daß sie ihre Artikel direct aus Paris und London beziehen und daher ihre Waaren um so mehr dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum zu empfehlen im Stande seien. In dem Innern der Herrenhüte findet man in der Regel „Paris" mit goldenen Buchstaben gedruckt und nebenbei eine Karte mit dem Namen des deutschen Fabrikanten und des deutschen Fabrikortes. Die Hüte sollen also aus Paris und zugleich in einer Fabrik in Deutschland gemacht sein. O wie widersinnig und unpatriotisch! Als die Kazaweika's in die Mode kamen, fand diese Kleidung bei den Damen eines Städtchens in Litthauen vielen Beifall, und bald sah man die Frau Bürgermeisterin, die Frau Apothekerin u. s. w. in Kazaweika's einherstolziren. Die Herren Ehemänner konnten diesem neuen Anzuge ihrer Gemahlinnen keinen Geschmack abgewinnen, und ließen, um das Umsichgreifen dieser ihnen mißfälligen Mode zu hintertreiben, sämmtlichen Hökerinnen des Städtchens Kazaweika's machen. Darob ergrimmten natürlich die Damen des litthauischen Oertchens, — und ihre Kazaweika's wurden nicht mehr gesehen. Diese übrigens wahre Anecdote scheint mir für Deutschland in Bezug auf die Pariser Moden sehr nachahmungswerth. In jeder größeren deutschen Stadt müßte eine Gesellschaft von wohlhabenden Leuten zusammentreten, um die Eckensteher, Droschkenkutscher u. s. w. immer nach der neuesten Pariser Mode zu kleiden. Gewiß würde dies Unternehmen die längst ersehnte Kleiderveränderung zur Folge haben, — und bald dürften dann die Pariser Moden in Deutschland verpönt sein. Der erfinderische deutsche Geist, welchem die Welt das Pulver und die Buchdruckerkunst zu verdanken hat, wird doch wohl soviel Scharfsinn besitzen, um ein deutsches Nationalkleid zu erfinden? Der Erfinder eines solchen Kleides würde zwar am Ende auch zum correspondirenden Mitgliede einer Schneiderzunft ernannt werden, gleich jenem Schriftsteller; — aber quid hoc refert? — und überdies hatte ja Guttenberg bei seiner Erfindung auch mit Widerstand zu kämpfen. Nun, vielleicht erleben wir es, daß der Deutsche sich in Bezug auf die Kleidermoden endlich emancipirt und sein französisches Ideal aufgiebt. Wie werden wir uns dann wundern, daß wir so lange die Affen der Franzosen sein konnten, daß wir so lange die geschmacklosen Kleidermoden derselben mitgemacht haben! Wären diese Moden doch nur das Einzige, was wir den Franzosen entlehnen! Aber wir ahmen ihnen Alles nach, das Unschuldigste sowohl, als das Gefährlichste, selbst Revolutionen. Haben die Revolutionen für die, welche sie machen, das erwünschte Resultat, so stehen diese makellos da; mißglücken dieselben aber, so sperrt man die Unruhstifter in Festungen und läßt sie Jahre lang den Verlust ihrer Freiheit betrauern. — Unsere Vorliebe für das Ausländische erstreckt sich auch darauf, daß wir die fadesten schriftstellerischen Erzeugnisse anderer Nationen unseren eigenen gediegenern vorziehen. Welche erbärmliche Stücke, aus dem Französischen übersetzt, sieht man tagtäglich auf unseren Bühnen! Welche triviale und obscöne Romane werden in das Deutsche übertragen und verdrängen unsere guten deutschen Bücher! Die Folge davon ist, daß der Geschmack verderbt wird. Das Theater ist heut' zu Tage leer, wenn ein classisches deutsches Stück auf das Trefflichste gegeben wird, aber gepfropft voll, wenn man eine französische Posse aufführt. Unsere besten Stücke sind freilich Trauerspiele, welche das gebildete Publikum jetzt lieber liest, als sieht, und nur Sonntags noch für die Gallerie gegeben werden. An neuen guten Lustspielen ha-

Digitized by Google

ben wir gerade keinen sonderlichen Ueberfluß, obgleich wir jetzt einige recht tüchtige dramatische Schriftsteller besitzen. Aber die alten Kotzebue'schen Stücke sind doch immer noch tausendmal besser, als die seichte und fade französische Fabrikarbeit, womit man uns gegenwärtig zu tractiren bestrebt ist. Kaum hat Eugen Sue ein Buch herausgegeben, betitelt: „die Geheimnisse von Paris," und man weiß, daß dieses Buch in Paris Beifall gefunden, so ist dasselbe nicht allein sogleich in das Deutsche übersetzt, sondern hat auch schon Bücher desselben Inhalts hervorgerufen, wie „die Geheimnisse von Berlin," „die Geheimnisse von Wien" u. s. w. „Der Prophet gilt in seinem Lande nichts," ist hinsichtlich der Schriftsteller das wahrste Sprichwort in Deutschland. Auf unsere Künstler findet dasselbe aber keine Anwendung. Diese Leute überschüttet man mit Gold, Orden und Titeln, selbst wenn sie weiter nichts können, als geläufig ein Instrument spielen oder fehlerfrei singen. Unter tausend Deutschen, welche auf Bildung Anspruch machen, ist vielleicht kaum Einer, welcher die Bücher von Dr. Bretschneider: „Der Freiherr von Sandau" oder „Clementine" kennt, geschweige denn gelesen hat; während man wohl Niemand unter ihnen finden dürfte, der nicht Romane und Novellen von Balzac oder Paul de Kock gelesen hätte. Das Fremde erregt bei uns immer Sensation, selbst wenn dasselbe auch noch so schlecht ist.

(Fortsetzung folgt.)

Brief und Kuß.

(Fortsetzung.)

Der Ball bei dem Regierungs-Präsidenten war höchst brillant. In den wunderhübsch decorirten, sehr hellen Räumen, in welchen Orangenbäume die schönsten Wohlgerüche verbreiteten, bewegte sich eine ungemein elegante Gesellschaft. Die ausgesuchtesten Toiletten der hübschen und häßlichen Damen, welche ungeachtet dieser Verschiedenheit das schöne Geschlecht genannt werden, und die gold- und silbergestickten Uniformen der Herren mit Sternen und Ordensbändern machten einen herrlichen Effect. Der Ball wurde zu Ehren eines fremden regierenden Fürsten gegeben, welcher, wie eben angeführt, zwar ein regierender war, aber ein so kleines Ländchen besaß, daß, wenn er allergnädigst zu niesen geruhte, dies die ganze Unterthanenschaft hören und ein alleruntertänigstes „Prosit" darbringen konnte. Es ist eine eigenthümliche Sitte, daß man hochgestellte Personen, wenn dieselben auch schon längst aus den Tanzjahren heraus sind, dadurch zu ehren sucht, daß man ihnen Bälle giebt, auf denen sich doch nur junge Leute und höchstens noch die Mütter von hübschen erwachsenen Töchtern so recht eigentlich amüsiren können. Unser regierender Herr machte eine höchst löbliche Ausnahme vor seinen Altersgenossen und hatte nicht allein in einer Polonaise mit der Gemahlin des Präsidenten den Ball eröffnet, sondern tanzte jetzt auch einen Contre-Tanz mit der in der Provinzial-Hauptstadt wohnenden liebenswürdigen Prinzessin Caroline. Während Alles im Saale froh und heiter war, stand in einer Ecke desselben, an einen Pfeiler gelehnt, ein junger Mann in glänzender Cüraßier-Uniform, den Stahlhelm in der Hand, und blickte ernst und düster in das bunte Gewühl. Der Offizier war Heinrich von Rechtenstein. Sein Falkenauge hatte bisher vergeblich umhergespäht, um die heißgeliebte Thecla zu finden, und schon glaubte er, daß die Gräfin sich durch seine Voreiligkeit verletzt fühlen könne und den Ball nicht besuchen werde. Er war eben im Begriffe, sich zu entfernen, als er neben sich die Stimme der Geliebten vernahm. Aber wer beschreibt seine Verwunderung, als Thecla, ohne ihn zu bemerken, am Arme eines schönen jungen Mannes an ihm vorüber ging und er dieselbe sagen hörte: „Ich hoffe, daß sich mein theurer Max hier gefallen wird." Jetzt war es dem Rittmeister klar, daß er sich nicht getäuscht, daß Thecla ihn ihrer Freundin zu überlassen beabsichtigt hatte, und daß dieser Max kein Anderer sein konnte, als der von der Prinzessin Caroline verheißene Ersatz. „O Ihr Frauen!" — dachte der junge Mann und blickte der Gräfin nach. Da eine Tänzerin, welche eine schöne Taille mehr lieben mochte, als ihre Gesundheit, ohnmächtig wurde und daher natürlich austreten mußte, so ersetzten Thecla und ihr Begleiter das ausgeschiedene Paar. Der Rittmeister bemerkte, daß die Gräfin und ihr Tänzer sich öfter zärtliche Blicke zuwarfen; aber es entging ihm auch nicht, daß die Erstere sich zuweilen bald links, bald rechts ängstlich umsah, als wenn sie etwas suche. „Sollte sie fürchten," — sprach die Stimme seines Innern — „daß ich ein Zeuge ihres neuen Verhältnisses sein könnte?" Verschiedene Gedanken dieser Art beschäftigten seine Seele. Der sonst so lebenslustige und heitere junge Mann war kaum wieder zu erkennen. Der Contre-Tanz hatte sein Ende erreicht. Mehrere Bekannte begrüßten nun Rechtenstein und äußerten ihre Verwunderung darüber, daß er, der beste und flotteste Tänzer des ganzen Offiziercorps, am Tanze nicht Theil nehme. Der Rittmeister fertigte sie mit dem Bemerken ab, daß ihm nicht wohl sei, und bedauernd verließen ihn die jungen Männer. Nachdem die Pause vorüber war, wurde eine Galoppade getanzt, und Gräfin Thecla und ein ausländischer, ihm unbekannter Offizier, welchen er für einen Adjutanten des Fürsten hielt, traten in seine Nähe. Jetzt erblickte ihn Thecla und nickte ihm lächelnd zu. Rechtenstein that, als wenn er es nicht bemerkt habe. Als aber die Gräfin noch einmal grüßte und ihm einen guten Abend zurief, machte er ihr ernst und schweigend eine tiefe Verbeugung, so daß sie sich verletzt von ihm abwandte und eine Frage ihres Tänzers, welcher diese Scene voll Verwunderung beobachtet hatte, kaum zu beantworten vermochte. Die

Digitized by Google

schöne Musik begann und das junge Paar flog dahin. Unser Held verfolgte dasselbe mit seinen Blicken. Da fühlte er sich von hinten umfaßt, und als er sich umsah, bemerkte er seinen Freund und ehemaligen akademischen Bruder, den jungen Regierungsrath Bingen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Schwärmerei.

Von Aug. v. Schulz.

Jedes Zeitalter hat neben der Geschichte seines äußern, auch eine Geschichte seines inneren Lebens, welches sich in und mit dem äußern nach bestimmten Seiten hin entwickelt und vollendet. Es offenbart sich dieses innere Leben in einem Systeme von Gedanken und Begriffen, die, wenn auch von der nächstvorhergegangenen Zeit überkommen, doch eigenthümlich gestaltet und in dieser Fassung zu allgemeiner Anerkennung gebracht werden. In ihrer Gesammtheit bilden dann diese Gedanken und Begriffe das geistige Kapital, das eine Zeit erwirbt, um es der andern zu überliefern, und das in Courant ausgeprägt, den allgemeinen geistigen Verkehr eines Zeitalters vermittelt. Wie man die äußere Geschichte einer Zeit auch aus den Münzen studiren kann, die während ihres Verlaufs geschlagen worden sind, so läßt sich das innere Leben eines Zeitalters auch aus jenen Gedanken und Begriffen erkennen, die in dieser Periode als vollgültig nach ihrem Nennwerthe angenommen werden. Dergleichen Courantstücke waren am Ende des vorigen Jahrhunderts die Begriffe: Freiheit und Gleichheit, Menschenrechte, Volkssouverainetät ꝛc.; dergleichen giebt es auch zu unsrer Zeit, z. B. das Wort „Schwärmerei." Was man unter diesem Worte eigentlich versteht, darüber mag die Meinung noch verschieden sein — jedenfalls ist das über allen Zweifel gewiß, daß man damit eine Lebensrichtung bezeichnen will, die nicht mehr auf dem Niveau der Zeit steht und auf welche man mit bedauerlicher Miene herabsieht. (Angeregt durch eine im Lesekreis jüngst vorgelesene Abhandlung, erlaube ich mir, diesen Courantbegriff etwas näher zu betrachten und die etwaigen Resultate dem Schriftverein zur Kritik vorzulegen.)

Um einen Begriff allseitig und zugleich scharf aufzufassen und ihn von andern zu unterscheiden, scheint es nicht zweckwidrig zu sein, der Entwickelung desselben in dem äußern Gebiet der Sprache nachzugehen. Die Untersuchung gewinnt dadurch einen festen historischen Grund und Boden, der wenigstens einigermaßen gegen die Willkühr subjectiver Deutungen sichert. Gehen wir dabei etymologisch zu Werke.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Schildsage der Herren von Oheimb.]
(Bechstein's deutsches Museum 1. Bd.)

Als Kaiser Maximilian auf der Martinswand knieend zu Gott um einen schnelleren Tod, als den durch Hunger, flehte, klopfte plötzlich ein Gemsenjäger den Kaiser auf die Schulter mit den Worten: „O heimb!" (o geh heim!). Der Kaiser sprang auf, vertraute sich dem kühnen und hülfebringenden Jäger an, und dieser führte ihn auf einem verborgenen Pfade von der Martinswand herunter. Maximilian soll aus Dankbarkeit seinen Retter in den Adelstand erhoben, ihm den Namen Oheimb verliehen und ihn mit einem Wappenschilde begabt haben, das die Familie jetzt noch führt: im weißen Felde der Obertheil von einem Gemsenschädel, mit dem Gehörn und den Ohren, aus dem sieben Blutstropfen fallen. Die Familie von Oheimb besitzt ihre Güter, als Enzen, Halpenzen, Holzhausen und Stadthagen, in der Grafschaft Schaumburg. Wie ist dieselbe aus Tyrol in die Grafschaft Schaumburg gekommen?

[Der Kuß.] Franziscy's „neu aufgerichtete Liebeskammer," welches Buch 1679 erschien, giebt folgende Definitionen von Kuß. Der Kuß ist das aufgedrückte Siegel eines lieb- und treu beflißnen Willens; ein Pfandschilling künftiger Vereinigung; ein Geschenk, das man giebt und verliert; ein Abdruck günstiger Zuneigung auf einer Korallinenpresse; ein Paar gegen einander schlagende Feuersteine; ein karmesinrothes Wundpflaster der Liebe; eine Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt; ein Zuckerbrod, das nicht sättigt; ein Obst, so man zugleich pflanzt und abbricht; die allerschnellste Frage und Antwort zweier Herzen; der vierte Grad der Liebe u. s. w.

Ein Kardinal besitzt das Recht, jede Fürstin auf den Mund zu küssen; ausgenommen sind die französischen Fürstinen, wie Voltaire behauptet. **Ott.**

Die unschuldigste Liebkosung kann durch Wiederholung eine schuldige werden. (J. Paul.)

Wer die Süße
Treuer Küsse
Nicht gekostet hat,
Irret, wie verloren,
Auf dem Lebenspfad,
Ist noch ungeboren.

Wer die Süße
Treuer Küsse
Schon gekostet hat,
Glänzt vom Himmelsscheine;
Wo sein Fuß sich naht,
Blühen Rosenhaine. (Hölty.)

Liebe und Furcht glauben leicht Alles.

Frage keinen Priester, was getrocknetes Gras ist; denn er darf nicht heurathen.

Personalnotiz.

Die vier Brüder und Gutsbesitzer Michael in Mecklenburg-Strelitz sind in den Adelstand erhoben worden.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 36.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Graf Brenno.

(Schluß.)

„Ha, Narre! Ich glaube, du betest wohl gar,
Du willst doch kein Heil'ger werden?“
„Ach Herr! verzeiht mir, Ihr thätet wohl gut,
Ihr schontet der Armen unschuldig Blut,
Denn wahrlich! Gott muß es einst rächen!“

Es rächt sich wohl! Säß ich so sicher hier nicht,
Ich würde beim Teufel! wohl frommer
Doch so — sprich selber, wer will mir was thun?
Vermöcht' es mein Nachbar, er würde nicht ruh'n,
Als bis er die Burg mir zertrümmert.

So lange ewige Gletscher und Schnee
Trotz Mauern den Rücken mir decken,
So lange kein Mensch den Felsen ersteigt,
Der über den Strom hingewölket sich neigt,
So hat's mit dem Rächen noch Weile.

Und fänden sie wirklich den heimlichen Gang,
So kann doch nur Einer ihn gehen;
Dem Einem will ich dann wahrlich schon
Für seine Mühe das Botenlohn
Hier oben am Ausgange zählen.“

„Ach Herr! Bei Gott ist wahrlich kein Ding,
„So schwer es auch scheint, unmöglich,
„Gott schonet aus Langmuth den Sünder zwar oft,
„Doch endlich straft er ihn unverhofft,
„Daß Land und Leute erbeben.“

„Jetzt schweig! Sonst werf' ich auch dich hinab,
Um dort mit den Andern zu wimmern.
Noch haß ich das Pfaffengeschwätz wie den Tod,
Kommt Alter und Krankheit, dann hört man zur Noth
So alberne Märchen und — schweiget.“

Nun faßt er den armen zerschlagenen Mann,
Hinab in die Gruft ihn zu werfen;
Da ward es ihm schwarz vor den Augen wie Nacht,
Da packt es ihn rücklings mit Riesenmacht
Und riß ihn gewaltig zur Erde.

„Verfluchter,“ so rief es ihm donnernd ins Ohr,
„Hör auf, Verfluchter! zu freveln,
„Gott schont aus Langmuth den Sünder zwar oft,
„Doch endlich straft er ihn unverhofft,
„Daß Land und Leute erbeben.“

„So warnt' ich, dein Schutzgeist, zum letzten Mal dich,
„Denn bald ist dein Sand verronnen.
„Erbarmen kennst du, Boshafter, nicht,
„So fühle denn Gottes gerechtes Gericht
„Und fahre verzweifelnd zur Hölle.“

Da wankten hervor aus dem Leichenthurm
Die Geister der armen Erschlag'nen,
Er regte zum Flieh'n sich und konnte es nicht;
Sie blickten ihm starr ins erblaßte Gesicht
Und zeigten ihm wimmernd die Wunden.

Und rächende Blitze brachen hervor
Aus stinkenden, schwarzen Gewölken,
Umkreuzten des bangen Bösewichts Stirn,
Erfüllten mit Schrecken sein krankes Gehirn
Und splitterten Firste und Wälder.

Und rollende Donner durchbebten das Land
Wie einst am Tage Gomorrhens,
Vom Gipfel rissen sich Felsen los
Und schlugen zu Trümmern das Räuberschloß
Durch Gottes allmächtige Finger.

Und Teufel fuhren auf Blitzen daher
Mit feurigen Augen und Zungen,
Durchrauschten die Luft, wie Mitternachtssturm,
Erfüllten den tiefen Leichenthurm
Mit Feuer vom höllischen Pfuhle.

Dann blökten sie grinzend den Räuber an:
„Willkommen Bruder, willkommen!
Was winselst du Narre? Du betest wohl gar?“
Und krallten sich fest in sein struppiges Haar,
Und warfen ihn hin in die Flammen.

„Da stille den Hunger nach Menschenfleisch,
„Den Durst nach schuldlosen Blute;

Digitized by Google

„Empfinde tausendmal, tausendmal
„Die marternden Schrecken der Todesqual
„Und nimmer verhauche die Seele!"

An jedem Abend erscheinen sie nun,
Umheulend den Thurm zu umflattern;
Dann stürzt sich jauchzend ein Teufel herab,
Er öffnet des Räubers verschlossenes Grab
Und peitscht ihn mit glühenden Fesseln.

Drum rasselt's so grausig zur Mitternachtszeit
Wie unterirdische Ketten,
Drum klirrt es so ängstlich die Mauern hinan,
Drum blicket hinüber ein feuriger Mann
Und heulet in alle vier Winde.

✝.

Zeitinteressen.

(Fortsetzung.)

Unlängst war dies bei einer Spanierin der Fall, welche sich als Tänzerin sehen ließ, aber nicht tanzen konnte. Ihre Verehrer fanden sie allerliebst, und waren entzückt von ihrem originellen Wesen. Alt und Jung warf sich ihr zu Füßen, und die Herren hielten es für eine besondere Auszeichnung, wenn die Dame sich herabließ, mit ihnen Cigarren zu rauchen. Die Zahl solcher Enthusiasten ist zwar überall bedeutend kleiner, als die der vernünftigen Leute, aber leider immer noch groß genug. Welch' eine Schilderung mögen die fremden Künstlerinnen von uns Deutschen in ihrem Vaterlande entwerfen, da sie nach der Sorte von Menschen, welche ihnen gehuldigt und Weihrauch gestreut haben, die ganze deutsche Männerwelt beurtheilen dürften! Wäre jene Dame aus Grünberg oder Glogau gewesen, so würde man ihren Tanz erbärmlich und ihr Wesen nicht originell, sondern verrückt genannt haben; aber sie war eine Ausländerin, eine Tänzerin aus Spanien, und der Engländer Coleridge sagt doch in dieser Beziehung: „If you like to learn what is dancing, you must see an Hispanian lady." — Unsere Vorliebe für das Studium fremder Sprachen, namentlich der französischen und englischen, ist sehr lobend anzuerkennen; jedoch müssen wir dabei unsere Muttersprache nicht vernachlässigen. Es giebt aber so manchen Deutschen, welcher das Französische und Englische richtiger schreibt und spricht, als das Deutsche. Es kommt gewiß nie vor, daß ein Deutscher nach Frankreich reist, ohne es in der Sprache dieses Landes so weit gebracht zu haben, daß er sich darin auszudrücken vermag. Dagegen giebt es in Deutschland genug Franzosen, die kaum ein Wort deutsch sprechen. Sie verlangen, daß wir ihre Oberhoheit in jeglicher Beziehung anerkennen und uns nach ihnen accomodiren sollen. Man kann von Jedem, der ein fremdes civilisirtes Land besucht, verlangen, daß er die Sprache desselben spricht. Wir Deutsche haben aber eine zu große Vorliebe für alles Ausländische, als daß wir so anmaßend sein könnten, dies von den Franzosen zu verlangen. Wie hat man die lateinische Sprache als diplomatische aufgeben und dies Vorrecht der französischen einräumen können! Es ist in England und Frankreich Manches besser, als bei uns. Warum ahmen wir dieses Bessere nicht nach? In Deutschland giebt es vielen Unsinn, vielen Plunder, welchen man in jenen Ländern nicht kennt. Warum richten wir uns in dieser Beziehung nicht nach den von uns so hochverehrten Nationen, und schaffen bei Seite, was wir an Unsinn und Plunder besitzen? Wie komisch klingt: Ew. Hochedelgeboren, Ew. Wohlgeboren u. s. w.! Doch das erste Prädikat kann man wohl schon als abgeschafft ansehen, da es Niemanden mehr gut genug ist, hochedelgeboren zu sein. Wenn wir an unsere Titel nicht gewöhnt wären, so würden wir sicherlich lachen, sobald wir hörten: „der Herr wirkliche Geheime-Ober-Regierungsrath" oder — horribile scriptu! — „der Herr Provinzial-Stempel-Fiscalats-Actuarius." Es giebt in unserem lieben Deutschland viele Leute, die mit Aemtern, Kammern und Höfen nichts zu schaffen haben, aber doch Amts-, Hof- und Kammer-Räthe heißen. Wahrhaft lächerlich erscheint es, wenn man die Titel der Männer auch deren Frauen zu gute kommen läßt und nun sagt: Frau Regierungs-Präsidentin, Frau Generalin, Frau Commercien-Räthin. Manchmal mögen diese Titel ganz am rechten Orte sein, wenn die Frau Generalin statt ihres Gatten die Brigade commandirt oder die Frau Commercienräthin statt ihres Gatten speculirt. Wollte man eine Frau von nichtadligem, aber gebildetem Stande Frau N. N. und nicht Madame N. N. nennen, so würde man dieselbe auf das Höchste beleidigen; das „Demoiselle" ist endlich verschwunden, da selbst schon die männlichen Domestiken die weiblichen „Fräulein" tituliren, und existirt nur noch gedruckt auf den Comödienzetteln. In keinem Lande der Welt legt man wohl einen so großen Werth auf Titel, als bei uns. Vor längerer Zeit las ich einmal die Anzeige von dem Tode eines Unter-Lieutenants und Kammerjunkers außer Diensten, welcher im 75. Lebensjahre verstorben war. Wie stolz mögen die Hinterbliebenen auf diesen 75jährigen Unter-Lieutenant und Kammerjunker außer Diensten gewesen sein! „Tempora mutantur, dum nos mutamur in illis," ist ein altes, wahres Sprichwort. Deßhalb wollen wir hoffen, daß wir uns noch einmal radical ändern und nicht mehr die Affen der Engländer und Franzosen sein werden. Ehe wir Alles, laßt uns lieber nichts nachahmen. Wenn nun aber einmal nachgeahmt werden soll, so möge es das sein, was im Auslande besser ist. Das Schlechtere können die Ausländer für sich behalten, so lange es ihnen beliebt! —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Brief und Kuß.

(Fortsetzung.)

„Was, Du tanzest nicht, Freund meiner Seele?" — sprach der muntere Regierungsrath — „Du siehst ja so ernst aus, als wenn Dir ein Unglück passirt wäre. Hat Deine Schwadron heute schlecht exercirt, oder ist Dein Pole, auf welchem Du heute wie ein Mazeppa die Straßen durchjagtest, lahm geworden? Komm' und laß' uns eine Flasche Champagner trinken. Wir wollen Deine Grillen ersäufen."

„Ja, das wollen wir" — versetzte Rechtenstein — „aber vorher sage mir noch gefälligst, lieber Bingen, wer der Herr ist, mit welchem meine Braut tanzt?"

„Ach, Du bist eifersüchtig" — sprach lachend der Andere — „und also deßhalb so ernst! Nun, der junge Mann ist der Erbprinz, der Sohn des alten Fürsten, und ein Universitätsfreund des früheren Tänzers Deiner Braut, von welchem ich aber weiter nichts erfahren habe, als daß er ein Graf ist."

„Ich weiß genug" — sagte der Rittmeister, indem er stürmisch den Arm seines Freundes ergriff und mit diesem den Saal verließ. Nachdem Rechtenstein einige Gläser getrunken hatte, theilte er dem Regierungsrathe den Grund seiner Verstimmung mit. Bingen gab sich alle Mühe, den Freund von seiner vorgefaßten Meinung abzubringen; aber Rechtenstein blieb dabei, daß der Brief nur von ihm handeln und daß Graf Max der von der Prinzessin Caroline verheißene Ersatz sein könnte. Die Freunde saßen bereits bei der dritten Flasche, als Rechtenstein hinter sich eine ihm unbekannte Stimme sagen hörte: „Dir ist nicht wohl, liebe Thecla? Willst Du wirklich schon fort?"

„Schon Du!" — lachte der vom Weine entflammte Rechtenstein, indem er den Vorübergehenden nachblickte. Das Paar war verschwunden. „Ist es Dir nun klar?" fragte der Rittmeister den Freund.

„Ich bin überrascht" — sagte dieser — „aber dennoch bestreite ich die Wahrheit Deiner Behauptung."

In diesem Augenblicke ging Graf Max eilig bei den Freunden vorüber nach dem Tanzsaale und kehrte alsbald mit einem Umschlagetuche zurück. Rechtenstein sprang auf und redete ihn an.

„Ein Wort, Herr Graf! Wissen Sie, daß Gräfin Thecla meine Braut ist?"

„Wenn ich das Vergnügen habe" — erwiederte der Gefragte überrascht — „mit dem Herrn Rittmeister Heinrich von Rechtenstein zu sprechen, so weiß ich es allerdings; aber da Sie mich bei meinem Titel angeredet haben, so wissen Sie natürlich auch, wer ich bin?"

„Nein, das weiß ich nicht" — entgegnete der Rittmeister — „aber wohl ist es mir bekannt, was Sie sind. Herr Graf, wir schießen uns übermorgen früh um 5 Uhr am Kreuzwege im Wäldchen."

„Mein Herr Rittmeister" — sagte der Graf verwundert — „aus welchem Grunde denn? Doch ich habe jetzt keine Zeit, die Erörterung dieser Sache abzuwarten. Morgen Vormittag werde ich mir die Ehre nehmen, Sie zu besuchen, und wenn Sie dann noch Lust haben, Sich mit mir zu schießen, so stehe ich zu Diensten."

„Ich muß sehr depreciren" — bemerkte der Rittmeister. — „Ich rücke morgen in aller Frühe mit meiner Schwadron aus und kehre erst Abends wieder heim."

Der Graf entfernte sich mit den Worten: „Nun, es wird sich Alles finden."

„Du warst ja enorm schnell mit Deiner Herausforderung" — sagte der Regierungsrath ernst.

„Freund, Du wirst mir secundiren" — sprach der Rittmeister — „und nun kein Wort mehr darüber bis übermorgen!"

Bald darauf verließen die Freunde den Saal.

Die Sonne war im Verschwinden und beschien nur noch die goldenen Kuppeln der Thürme, als der Rittmeister von Rechtenstein mit seiner Kürassier-Schwadron von einem Feldmanöver zurückkehrte und in die Stadt wieder einzog. Die Reiterschaar mußte bei dem Palais vorbei, in welchem die Prinzessin Caroline wohnte. Als Rechtenstein sich der fürstlichen Wohnung nahte, blickte er empor, um, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn die Prinzessin sich am Fenster befand, mit seinem Pallasche zu salutiren. Aber wie groß war seine Ueberraschung, als er in einer Fensternische die Gräfin Thecla und den Grafen Max stehen und sich küssen sah!

„Brief und Kuß!" — lachte der Rittmeister laut. — „Wird Bingen noch mehr Beweise haben wollen? Blast, Trompeter, blast!" — donnerte er darauf, und die Trompeter bliesen einen Lannerschen Galopp. Rechtenstein's schwarzer Hengst machte einige Bogensprünge, aber der Reiter saß wie angegossen und schaute kühn und stolz um sich her. Der Mann fühlt sich nur dann so recht als Mann, wenn er auf einem muthigen Rosse sitzt oder wenn er als ein kühner Schwimmer die Meereswogen durchschneidet. „O könnte ich mich doch jetzt mit meinen Kürassieren, wie Max Piccolomini mit seinen Pappenheimern, auf den Feind stürzen und einen rühmlichen Tod finden!" — dachte der kühne Reiter. Der Name Max erfüllte ihn mit bitteren Gefühlen. Rechtenstein übergab das Commando seinem ältesten Offiziere und sprengte nach seiner Wohnung. Als sein Reitknecht ihm das Pferd abnahm, sagte sein in der Nähe stehender Kammerdiener: „Ihre Durchlaucht, die Prinzessin Caroline, haben den Herrn Rittmeister auf heute Abend zum Thee einladen lassen. Es soll" — fügte er lachend hinzu — „eine griechische Comödie, welche sich mit Anti anfängt, vorgelesen werden. Nichtwahr, Herr Rittmeister, das Stück handelt von der Schläge, welche die Baiern in Griechenland bekommen

Digitized by Google

haben, weil sie dort auch eine Pfaffenregierung einführen sollten?"

„Sprich nicht solchen Unsinn, Fritz" — bemerkte der Rittmeister lächelnd. — „Also ist diese Antigonomanie auch schon hierher gelangt!"

(Schluß folgt.)

Ueber die Schwärmerei.

(Fortsetzung.)

Das Wort Schwärmerei ist vom Grundwort Schwarm gebildet. Was bedeutet Schwarm? Ein Haufe vorerst mit dem Nebenbegriff der Bewegung gedacht. Man spricht von einem Schwarme Vögel, Bienen, Mücken und andrer Insecten — man spricht wohl auch von einem Schwarm muntrer Knaben, einem Schwarm lustiger Gäste. Die eigenthümliche Bewegung einer solchen Masse ist das Schwärmen. So schwärmen die Bienen, wenn sie ihre zeitherige Wohnung verlassen, um sich eine neue zu suchen; so schwärmen die Mücken im Schein der Abendsonne, die Schmetterlinge in schönen Sommertagen. Bald ist diese Bewegung ohne bestimmte Richtung gedacht — in diesem Falle verbindet sich das Zeitwort „schwärmen" am liebsten mit dem Umstandsworte „umher" — umherschwärmen —; bald wird die Richtung angegeben, entweder nach einem Ziele hin — der Schmetterling, die Biene, schwärmt von Blüthe zu Blüthe, der Bienenschwarm nach der zukünftigen Wohnung; — oder um einen Gegenstand herum, und dann braucht die Sprache das Wort „umschwärmen" — die Mücke umschwärmt das Licht, bis in ihm ihr Leben und Schwärmen beschlossen ist. Zu bemerken ist noch, daß diese Bewegung als eine eigenthümlich leichte, der Natur jener Thiere ganz angemessene genommen wird; von der Fortbewegung der größeren, mehr massenartig organisirten Thiere braucht die Sprache das Wort „schwärmen" nie, sie müßte denn eine ungewöhnliche in einem krankhaften Zustande begründete Bewegung damit bezeichnen wollen. Weil dieser Bewegung eine eigenthümliche Leichtigkeit zugeschrieben wird, sagt man auch von der Jugend: sie schwärme, im Gegensatz zu dem ruhigen, gemessenen Gang des bedächtigeren Alters. Die Jugend muß ausschwärmen, bevor sie zu dieser Ruhe eingeht, die nur durch die gewissenhafte Erfüllung aller bürgerlichen und häuslichen Berufspflichten erworben wird. So schwärmt auch der Dichter, wenn er, losgerissen von dem realen Leben, sich dem Zuge seiner Phantasie überläßt und in der Welt seiner Ideale sich frei und sorglos bewegt.

Das zunächst liegende Hauptwort „Schwärmer" hat nun zwei Bedeutungen, bei welchen es noch zweifelhaft ist, welches die ursprüngliche sei. Man bezeichnet damit in der Feuerwerkskunde eine Art Raketen, die beim Entzünden eine unregelmäßige Bewegung machen, ohne Ordnung hin und herfahren, bis sie endlich zerplatzen. Man bezeichnet aber auch mit diesem Namen einen Menschen, der den sichern Boden der Wirklichkeit verlassend, von seiner Phantasie sich hin und her tragen läßt, ohne ihr irgend einen Widerstand zu leisten. „Er ist schwärmerisch eingenommen für diese oder jene Idee" — heißt es von dem, der eben einen ausschließlichen Werth auf dieselbe legt, um ihretwillen alle andern bei Seite läßt und im Fluge der Phantasie nur sie und keine andre umkreist.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Wegen seiner Entdeckungen über Elektricität und Verdienste um nordamerikanische Freiheit wurde Franklin von d'Alembert bei der Aufnahme in die Akademie mit dem Hexameter begrüßt:

Eripuit coelo Fulmen sceptrumque tyrannis.
Raubte dem Himmel den Blitz und den Tyrannen das Zepter.

Franklin's von ihm selbst verfertigte Grabschrift lautete:

Hier liegt der Leib Benjamin Franklin's, eines Buchdruckers, gleich dem Deckel eines alten Buchs, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist — eine Speise für die Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sondern, wie er glaubt, dermaleinst erscheinen in einer neuen schönern Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Verfasser.

Der Bildhauer Dannecker verdankte das Urbild zu seinem Christuskopfe einem Traumgesichte, nachdem er vorher im Wachen lange nicht hatte über die Ausführung mit sich einig werden können. **Ett.**

Der Dichter nur wächst ohne Rath und Führer
Im Zufall auf — zum Barden, oder Schmierer.
(Michaelis.)

Die Welt ist kein Elisium;
Doch traun! auch keine Hölle.
(v. Spiegel.)

Mein Bücherschrank, mein unbesuchtes Zimmer
Ist mein Gespräch und meine Welt;
Mein Wunsch nach aller Größe fällt,
Und Friede baut auf seine Trümmer.
(v. Göckingk.)

Die beste Frau, die Jemand heirathen kann, ist die Studirzelle. Das ist eine vortreffliche Gesellschafterin, welche kein Wort spricht, die Geduld nie auf das Aeußerste treibt und immer ein und dieselbe bleibt, zu welcher Stunde man auch zu ihr kommt. Immer friedsam, ist sie stets bereit, ihren Gatten freundlich aufzunehmen. (Papst Clemens XIV.)

Ein Leben voll Wonnetage taugt nur für Engel. Hüte dich, dir eins zu träumen. (Pfeffel.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 37.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Zeitinteressen.

(Fortsetzung.)

IV. Das deutsche Schriftstellerwesen.

Wohl noch nie ist Deutschland so reich an Schriftstellern gewesen, wie jetzt. Unter denselben befinden sich viele ausgezeichnete Männer, Männer mit eminenten Talenten; aber Sterne erster Größe hat unser literarischer Himmel in der Gegenwart nicht aufzuweisen. Die Sterne erster Größe sind nicht mehr, aber ihr Glanz ist nicht erloschen, sondern strahlt fort in ihren unsterblichen Werken. Auf eine literarische Glanzperiode folgt, wie Bulwer in seinem Pelham sagt, ein Interregnum. Ein solches Interregnum ist jetzt in Deutschland. Möchte dasselbe bald sein Ende erreicht haben und Deutschland noch manche aetas aurea in literarischer Hinsicht erleben! Wir haben jetzt auch eine ziemliche Anzahl von Schriftstellerinnen. Es würde ungerecht sein, wenn man eine geistreiche Frau, welche sich berufen fühlt, zu schreiben, dazu verdammen wollte, ihre Thätigkeit nur auf ihr Hauswesen zu beschränken oder höchstens ein Kochbuch zu fabriciren; aber man kann von ihnen wohl noch mehr, als von den schriftstellernden Männern verlangen, daß sie sich in ihren Werken aller Schlüpfrigkeiten enthalten. Ich kenne wenige von Männern von Rufe geschriebene deutsche Romane, die man nicht jedem unverdorbenen jungen Mädchen in die Hand geben könnte; wohl aber sind mir viele von deutschen Frauen in Paul de Kock'scher Manier geschriebene Bücher bekannt, welche Schilderungen von den Ausbrüchen der rohesten Sinnlichkeit enthalten und für unschuldige Mädchen ein Gift sein würden. Man erstaunt, wenn man heut' zu Tage die Meßcataloge durchblättert, über die ungeheure Masse von Büchern, welche jährlich in Deutschland erscheinen. Und was erscheinen sonst noch an ephemerischen Schriften politischen und schöngeistigen, oft auch schlechtgeistigen Inhaltes! Das Journalwesen spielt gegenwärtig eine große Rolle, und es giebt in Deutschland keinen Ort von einiger Bedeutung, in welchem nicht verschiedene Zeitschriften erschienen. Das Lesen von Zeitungen und Journalen gehört jetzt zu den Bedürfnissen des menschlichen Lebens, wie das Essen und Trinken. Durch die Journale könnte daher viel Gutes gestiftet werden, wenn dieselben so wären, wie sie sein sollten; aber leider ist dies nur selten der Fall. Ein großer Theil der Zeitschriften wird von Männern redigirt, denen es nur um ihren pecuniären Vortheil zu thun ist, keinesweges aber um das Wohl der Menschheit. Diese Leute haben oft vielen Witz und Verstand, aber kein Gemüth. Es herrscht im Allgemeinen eine große Unzufriedenheit in der Welt und es mag wohl noch niemals so viel raisonnirt und scandalisirt worden sein, wie jetzt. Statt daß die deutschen Schriftsteller ruhig und vernünftig über die Mängel unserer dermaligen Zeit sprechen und diejenigen, welchen die Abhülfe der Mängel obliegt, in einer anständigen Sprache darauf aufmerksam machen sollten — suchen die Journalisten, denen ihr Wohl mehr am Herzen liegt, als das ihrer Leser, die allgemeine Unzufriedenheit noch größer zu machen, indem sie wo möglich einen anarchischen Zustand herbeiführen möchten. Diese Leute scandalisiren auf die zügelloseste Weise über alles Bestehende, wollen jedes Ding radical geändert wissen, schreien nach den bekannnten Modeartikeln und schimpfen auf alle anders Denkenden, so wie auf ihre diese Tendenz nicht verfolgenden Collegen, denn sie wissen sehr wohl, daß der verdorbene Geschmack eines nicht kleinen Theiles des deutschen Publicums

Digitized by Google

sich an einer so pikanten Speise ergötzt. Und doch ist manchmal die Mündlichkeit und die Oeffentlichkeit dem Schreier eben so gleichgültig, wie dem Leser. Mancher Schriftsteller, welcher jacobinische Tendenzen in seinem Blatte verfolgt, ändert diese sofort, wenn er plötzlich das große Loos gewinnt, ein einträgliches Amt oder einen Orden erhält. Der um sein Vermögen gekommene gebildete Mensch muß, wenn er sich auf keine andere Weise ernähren kann und ehrenwerth bleiben will, lieber Holzhauer oder Schreiber werden, als ein Blatt herausgeben und, um sich ein Publikum zu verschaffen, gegen seine Ueberzeugung schreiben. Mögen die Journalisten so freisinnig sein, wie sie wollen; aber sie müssen sich immer als ehrenwerthe Männer zeigen, sich einer anständigen Sprache bedienen und frei sein von allen Persönlichkeiten. Gehört die Gemeinheit der Sansculotten und Jacobiner zur Freisinnigkeit? Ein Schriftsteller, der durch sein eminentes Dichtertalent die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich gezogen hat und eine Zierde unseres Vaterlandes hätte werden können, hat, durch Rachsucht veranlaßt, einen solchen Weg eingeschlagen, daß, wenn er auf demselben verharrt, sein Namen später entweder gar nicht oder gleich dem des Herostratus genannt werden wird.

(Schluß folgt.)

Brief und Kuß.

(Schluß.)

Rechtenstein war schwankend, ob er die Einladung annehmen sollte oder nicht. Endlich beschloß er, das Erstere zu thun, um Thecla noch einmal, vielleicht zum letzten Male zu sehen. Als er in den fürstlichen Salon trat, fand er eine kleine Gesellschaft darin versammelt, und der Lector, welcher sein Amt bereits übernommen hatte, legte das Buch aus der Hand.

„Entschuldigen Eure Durchlaucht meine Verspätung und die dadurch herbeigeführte Störung" — bat der Rittmeister.

„Sie bedürfen gar keiner Entschuldigung, mein lieber Herr von Rechtenstein" — versetzte lächelnd die liebenswürdige Dame — „denn Sie hatten ja vorher die Güte, uns durch Ihre Trompeter annonciren zu lassen, daß Sie ausgerückt gewesen sind. Wir haben die Lectüre der Antigone so eben begonnen, und Sie haben noch nichts versäumt. Seien Sie so gefällig, Platz zu nehmen."

Der junge Mann befolgte den Befehl der Prinzessin, und der Lector trat wieder in seine Function. Jetzt hatte Rechtenstein Muße, die Gesellschaft in Augenschein zu nehmen; aber er mochte weiter Niemand sehen, als seine noch immer so heiß von ihm geliebte Thecla. Als er sie endlich allein in einer Fensternische sitzend erspähte, begegneten sich ihre Blicke. Die junge Gräfin, welche bis dahin bleich gewesen war, erröthete und sah aus dem Fenster.

„O, sie ist schuldig!" — dachte er — „Warum kann sie meinen Blick nicht ertragen und wendet sich erröthend von mir ab?"

Jetzt bemerkte er seinen Freund Bingen, welcher neben dem Grafen Max saß und diesem etwas zuflüsterte. In demselben Augenblicke nahm der Regierungsrath wahr, daß er von Rechtenstein beobachtet wurde, und lächelte diesem freundlich zu, während der Graf unseren Helden mit Theilnahme betrachtete.

„Was soll ich davon denken?" — sprach Rechtensteins innere Stimme. — „Mein Freund und mein Feind scheinen ja sehr intim geworden zu sein. Während der Letztere mich mitleidig anschaut, ist der Erstere befangen und in Verlegenheit, wie er sein Benehmen gegen mich rechtfertigen solle. O du falsche Welt!"

Der Rittmeister vermochte es nicht, länger in der Gesellschaft zu bleiben. Er stand auf und wandte sich an die Prinzessin. „Entschuldigen Eure Durchlaucht, daß ich wieder störe, und erlauben mir gnädigst, mich zu beurlauben, denn ich fühle mich sehr unwohl."

„O, das bedauere ich von Herzen, mein lieber Herr von Rechtenstein!" — sagte die theilnehmende Dame.

Der Rittmeister machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich eiligst. Er befand sich schon im Nebenzimmer und hatte bereits die Thür geöffnet, welche auf den Corridor führte, als er sich bei seinem Vornamen rufen hörte. Thecla war ihm nachgekommen.

„Heinrich, was fehlt Dir?" — fragte sie mit ihrer sanften, angenehmen Stimme.

„Was mir fehlt?" — rief er verwundert. — „Kann das für Sie, meine gnädigste Gräfin, von Interesse sein?"

„Heinrich!" — schalt die Gräfin — „Habe ich das um Dich verdient? Sage mir, Heinrich, wie hat Schleiermacher das Wort Eifersucht definirt?"

„O, ich weiß es sehr wohl!" — erwiederte er — „Eifersucht ist eine Leidenschaft, welche mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Aber ich habe nicht gesucht, sondern gefunden und gesehen. Denkt die gnädige Gräfin nicht mehr an den gestrigen Brief und den heutigen Kuß, welchen ich zu bemerken Gelegenheit hatte, als ich mit meiner Schwadron hier vorbei ritt?"

„Heinrich!" — rief Thecla, indem sie hoch erröthete, und zog den Geliebten, welcher sich willig leiten ließ, an der Hand in das Gesellschaftszimmer zurück.

„Verzeihung, liebe Prinzeß" — bat die Gräfin — „daß auch ich die Lectüre unterbreche. Ach, sagen Sie doch schnell, welchen Ersatz Sie mir versprochen haben, wenn ich meinen kleinen Ami an Bertha abtrete?"

„Steht das Unwohlsein des Herrn Rittmeisters damit in Verbindung?" — versetzte die Prinzessin la-

Digitized by Google

chend. — „Nun, ich habe Ihnen, meine gute Thecla, ein Windspiel zugesichert.“

Rechtenstein erröthete, und blickte entzückt auf seine Geliebte.

„Und dann erlauben Sie mir wohl noch, meine theure Prinzeß“ — fuhr die junge Gräfin fort — „daß ich dem Rittmeister von Rechtenstein meinen Bruder Max vorstellen darf?“

Der Graf trat sogleich an unseren Helden und reichte ihm freundlich die Hand, welche Rechtenstein beschämt annahm, indem er wegen seines gestrigen Benehmens tausendmal um Entschuldigung bat, die ihm natürlich gerne gewährt wurde.

„Jetzt, mein bester Baron“ — bat die schöne Gräfin — „haben Sie die Güte, weiter zu lesen.“

„Also Ihr Unwohlsein ist glücklich vorübergegangen, Herr von Rechtenstein?“ — fragte die Prinzessin neckend.

„Vollkommen, Eure Durchlaucht“ — stotterte der junge Mann — „wahrscheinlich aus Freude über die Bekanntschaft des Herren Grafen.“

Der Baron machte der Verlegenheit des Rittmeisters ein Ende und las, während Rechtenstein sich zur Geliebten in die Fensternische setzte.

Die beiden Liebenden hatten sich tausend Dinge zuzuflüstern.

Unser Held schalt auf seine geistige Blindheit, da er den Vornamen des Bruders seiner Braut so oft aus deren Munde gehört hatte, und gab sein Ehrenwort darauf, niemals eifersüchtig zu sein.

„Auch nicht mehr wegen eines Briefes und Kusses?“ — fragte die Braut lächelnd.

„Nein, meine theure Thecla“ — antwortete der glückliche Rechtenstein. — „Mein Ehrenwort bürgt Dir dafür.“

Als die Lectüre der Antigone beendigt war, sagte die Prinzessin scherzhaft: „Nun werde ich meine liebe Freundin und deren Bräutigam examiniren, um zu sehen, ob sie Alles hübsch behalten haben.“

„Ach, wir wissen nichts, meine theure Prinzeß!“ — rief die junge Gräfin lachend und flüsterte dem Geliebten in das Ohr: „Nicht wahr, Heinrich, wir wissen nur, daß es für Dich keine Schreckbilder mehr giebt, welche heißen: „Brief und Kuß“?“ —

Ueber die Schwärmerei.

(Fortsetzung.)

Fassen wir nun die angedeuteten Momente in dem Begriff der Schwärmerei zusammen, so zeigt sich in derselben zuerst etwas Subjectives, die eigenthümliche Bewegung der Phantasie, welcher alle anderen geistigen Thätigkeiten untergeordnet sind, und sodann etwas Objectives, das Vorherrschen einer bestimmten Idee, um welche alle andern wie um ihren Mittelpunkt, auf den sie bezogen werden, sich gruppiren. Daß diese eine Idee sich manchmal in eine unbestimmte Vielheit auflöst, ist blos scheinbar, denn immer muß dieser Vielheit eine gewisse Einheit, das gemeinsame Band derselben, zum Grunde liegen. Wir bestimmen also die Schwärmerei als „die ausschließliche Bewegung der Phantasie um eine in dem geistigen Leben des Menschen gerade vorherrschende Idee.“

Warum wir die Schwärmerei in das Gebiet der Phantasie und nicht in das des Gefühls versetzen, hat darin seinen Grund, daß uns erstens die Phantasie unter allen geistigen Thätigkeiten die freieste, beweglichste, am leichtesten ins Unendliche hinausschweifende erscheint — Verstand und Wille gehen, wie die königlichen Häupter im Schachbret, nur Schritt für Schritt und gerade aus; und zweitens müssen wir das Gefühl, sofern es sich in der Form der Lust äußert, (und eine solche muß doch bei der Schwärmerei als begleitend gedacht werden) als etwas wesentlich Ruhendes ansehen, welches immer einen gewissen Besitzstand voraussetzt. Das Gefühl will sein Objekt ergreifen, sich an der Betrachtung desselben weiden, es in sein Wesen oder sich in ihm auflösen, während die Phantasie vermöge ihrer beweglicheren Natur es stets umkreist.

Mit der ausschließlichen Bewegung der Phantasie scheint es sich aber folgendermaßen zu verhalten. In dem Zustande der Schwärmerei sind die andern Geistesthätigkeiten, Verstand, Gefühl und Wille, in ihrem eigenthümlichen Leben zurückgedrängt; sie verhalten sich, mit der Thätigkeit der Phantasie verglichen, zu dem geistigen Leben mehr passiv, sie werden von der Phantasie mit in ihren Kreis fortgerissen und stehen wesentlich in ihrem Dienste; — ebenso wie nach der objektiven Seite hin die andern Ideen von der vorherrschenden nicht vernichtet, wohl aber in Beziehung auf sie für gleichgültig oder unbedeutend gehalten werden. Anstatt eines freien Wechselverhältnisses tritt ein untergeordnetes ein, die eine Idee macht die andere dienstbar und zieht sie zu ihrem Gefolge. Wie sehr auch der Schwärmer für seine Idee eingenommen ist, wie sehr er in dem Verfolgen derselben einzig und allein sein Heil findet, so läßt er doch die andern Ideen bestehen, sofern sie nicht feindselig gegen seinen Kreis sich verhalten; er giebt ihre Realität zu, erkennt sie aber für sich nicht als bindend an. Machen dieselben aber seinen Ideen den Vorrang streitig, dann steigert sich die Schwärmerei zum Fanatismus, dann verwendet er Verstand und Wille und Gefühl, die ihm früher nur dienstbar waren, zu seiner Bewegung in seiner Sphäre, zum Kampf gegen die Ideen, die feindselig gegen seinen Lieblingsgedanken sich verschwören, und endet nur mit ihrer Vernichtung. Gewöhnlich hat man nur das Bestreben, andern seine Ideen gewaltsam aufzudrängen, Fanatismus genannt, allein dann wäre Schwärmerei und Fanatismus nur äußerlich durch Beziehung auf ein

Digitized by Google

fremdes Subject und graduell durch ein Mehr und Minder getrennt, wobei eine feste Grenzlinie nicht zu ziehen ist. Vielmehr ist das Unterscheidende das feindselige Verhältniß, in welches sich der Fanatismus theils zu den andern Geistesthätigkeiten, theils zu den andern Ideen setzt, und dieser Fanatismus kehret sich nicht blos gegen andere, sondern wirkt selbst zerstörend ein auf das eigene Subjekt. (Vergl. Selbstquälerei, Selbstmord.)

Noch bleibt das Verhältniß der Schwärmerei zum Enthusiasmus zu bestimmen übrig. Im Zustande der Schwärmerei verhält sich die Phantasie als freithätig, während die andern Geistesthätigkeiten in ihrem Dienste standen; losgerissen von dem lebendigen Organismus ihrer Verbindung, wollte sie etwas für sich sein, wollte außer und über ihnen herrschen und während sie ihre Lieblingsidee umkreiste, mußte in Dienstespflicht genommen werden der Verstand, um sie, nebst ihren Beziehungen zur Welt, dem Bewußtsein näher zu bringen, mußte das Gefühl ihre Lust und ihr Leid genießen, der Wille Kraft geben zu weiterem Flug. Im Enthusiasmus ist nun die Thätigkeit der Phantasie eine wesentlich andere. Da will die Phantasie nicht außer und über, sondern in den andern Geistesthätigkeiten herrschen, da durchdringt ihre schöpferische, bildende und bewegende Kraft die ganze Seele, verleiht ihr einen neuen Schwung und treibt Verstand, Gefühl und Wille über die engen Grenzen des Wirklichen hinaus der Welt des Unendlichen entgegen. Ist ja der Enthusiast eines Gottes voll; aber unwürdig wäre es dieses Gottes, wenn er sich blos einer Seite des menschlichen Geistes bemächtigen und nicht vielmehr die ganze Seele durchdringen und erheben wollte. Und ebenso ist es die gesammte Ideenwelt, die der Enthusiasmus in seinen Bereich zieht, wenn auch in seiner zeitlichen Entfaltung eine Idee nach der andern mehr im Bewußtsein hervortritt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[E. M. Arndt über Orden.]

Was soll ein Orden sein? Nicht ein Zeichen des Ordentlichen, sondern des Außerordentlichen. Daß ein Mann mit treuer Gewissenhaftigkeit seine Schuldigkeit thut, daß er redlich, fleißig, geschickt, tapfer, emporstrebend, vaterlandliebend ist, das ist das Ordentliche, was der Staat von allen seinen Bürgern verlangt und wirklich von den meisten auch erlangt. Dafür lohnt ein gutes Gewissen, die Achtung der Mitbürger, die Anerkennung der Regierung und jenseits einst Gott. Zu dem Außerordentlichen ist die Gelegenheit und die Kraft sehr selten; es werden beide von der Natur und vom Glücke verliehen. Die außerordentliche That, die außerordentliche Tugend, ein großes Werk und eine große Erfindung, welche den Staat und die ganze Menschheit ehren und beglücken — Solches verdient eine außerordentliche Auszeichnung, die Thäter und Vollbringer solcher Herrlichkeiten haben einen Orden verdient. Zu außerordentlichen Thaten des Heldenthums, der Aufopferung und des Glücks — denn auch das Glück ist eine herrliche Gabe Gottes — giebt der Krieg mehr Gelegenheit, als der Friede; deßwegen müssen mit Recht die Orden bei den Kriegern gewöhnlicher sein, als bei den Friedensmenschen. Selbst bei einem großen Volke, wie z. B. das deutsche ist, würde man bei einer richtigen Verdienstmessung in jedem Menschenalter etwa 3 bis 4 Orden auf den Kleidern von Männern sehen, die nicht den Degen führen.

Von Don Pedro dem Grausamen, der seit 1357 über Portugal regierte, sagt man, er hätte nie regieren sollen, oder ewig. Als man einen Domherrn wegen Mordes nur auf ein Jahr suspendirte, und der Bruder des Ermordeten, ein Schuhmacher, dann dem Domherrn das Leben nahm, untersagte ihm Pedro, ein Jahr lang Schuhe zu machen.

Viel wagen darf ein Fürst, eh' sich im wilden Grimme
Verzweiflungsvoll ein Volk erheben wird,
Und selten weiß ein Völkerhirt,
Um welchen leichten Preis die laute Beifallsstimme,
Die Liebe seines Volks ihm dargeboten wird.

(Tiedge.)

Gute Kön'ge sind auf Erden
Gottes Bild. Die ungerechten
Sind undankbar ihren treuen
Dienern, nähren Factionen,
Haß, Verfolgung, ew'ge Feindschaft,
Seufzer und Verzweifelung.

(v. Herder.)

Schwache Fürsten sind Orgeln, die nicht pfeifen, wenn nicht ein Anderer Wind einbläst.

Priester nennen die Fürsten Ebenbilder Gottes auf Erden, und die Narren glauben es im Ernste.

(Friedrich d. Gr.)

Eine gute Regierung ist nicht die, welche man fürchtet, sondern für welche man fürchtet.

Große Seelen wissen auf mehr als eine Weise zu regieren, und nur eine schlechte Welt beherrschen sie schlecht.

(J. Paul.)

Den Kampf der Freiheit ehrt,
Müßt ihr die That auch tadeln!
Sagt, ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der im Drang, sein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft?

Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht. (v. Göthe.)

Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich gut
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
Der Freiheit ganz beraubt. (Derselbe.)

Stets werden Republikaner antworten, es sei besser, von den Gesetzen, als von den Launen eines einzigen Menschen abzuhangen. (Friedrich d. Gr.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 38.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Zeitinteressen.

(Schluß.)

In vielen deutschen Ländern enthalten die Zeitschriften trotz der Censur größere Gemeinheiten, als man in den französischen und englischen Blättern findet. In einem deutschen, nichtpreußischen Journale stand unlängst, daß ein preußischer Hauptmann nur niederträchtig servil sein könne. Wie ist es möglich, daß eine solche Bemerkung, welche den ganzen preußischen Officierstand schänden soll, die deutsche Censur passiren konnte! Mag ein preußischer Hauptmann einmal niederträchtig servil gewesen sein; — aber soll dies deßhalb bei allen preußischen Hauptleuten Statt finden? Es ist eine niedrige Sache, wenn ein Mitglied des einen Standes einen anderen Stand deßhalb zu beschimpfen sucht, weil ein Mitglied dieses Standes sich etwas hat zu Schulden kommen lassen. Total widersinnig erscheint es, das Vergehen eines Menschen der ganzen Corporation, zu welcher derselbe gehört, zurechnen zu wollen. Jeder, der schimpft, ist gemein, aber vorzugsweise derjenige, welcher auf Bildung Anspruch macht, also auch der Schriftsteller. Ein Mensch, der schimpft, beschimpft nicht Andere, sondern sich selbst. Er ist zu unwürdig, als daß man von ihm Genugthuung verlangen oder auf seine beleidigenden Aeußerungen etwas erwidern sollte. Hier mag das Gericht strafend einschreiten. Wann wird das gesammte deutsche Publikum so gesittet sein, daß es Blätter nicht mehr liest, welche nach der Branntweinschenke riechen? Also liegt es im Grunde nur an einem Theile des deutschen Publikums, daß solche nichtswürdige Blätter existiren. Es würde sehr zweckmäßig sein, wenn sich überall in Deutschland, wie in Leipzig, Literaten-Vereine bildeten, und wenn diese Vereine den Zweck hätten, gegen alle Journale und Schriften zu Felde zu ziehen, in welchen eine schädliche und verächtliche Tendenz verfolgt, Alles, selbst das Heiligste, bespöttelt wird und hämische Angriffe auf achtbare Personen vorkommen. Es war sehr lobenswerth, daß Heinrich Laube, der Vorstand des Leipziger Literaten-Vereines, in der bekannten Anschuldigungsgeschichte gegen Halm sich dieses öffentlich annahm und die lügenhafte Beschuldigung zurückwies, und daß viele achtbare Journalisten diesem Beispiele folgten. Aber nicht weniger als lobenswerth kann man es nennen, daß ein dem Adel abgeneigter Schriftsteller, welcher den Verfasser des Sohnes der Wildniß u. s. w. um seinen Ruhm beneiden mag, öffentlich äußerte, daß Halm als Baron von Münch-Bellinghausen zu stolz gewesen sei, sich gegen jene Anschuldigung selbst zu vertheidigen, und dies daher „dem bürgerlichen Schriftstellerpacke" überlassen habe. O si tacuisset! Wenn ein niedrig denkender Mensch auftritt und zu einem renommirten Schriftsteller sagt: „Das, was du geschrieben haben willst, ist gestohlen," — so dächte ich doch, daß es dieser unter seiner Würde halten muß, sich dagegen öffentlich zu vertheidigen, wobei es wohl sehr indifferent ist, ob gedachter Schriftsteller zum Adelstande gehört oder nicht. Es giebt viele solche dem Adel abgeneigte Schriftsteller, welche denselben für todt zu halten vorgeben, aber dennoch bei jeder Gelegenheit ihn mit Wuth angreifen und eben dadurch zeigen, daß der vermeintliche Todte noch frisch und gesund ist. Und was thut der Adel diesen ihm feindlich gesinnten Leuten zu Leide? Hat er Privilegien, wodurch er sich vor ihnen auszeichnet? Hat er außer seinem alten Namen und seiner Ehre überhaupt noch Etwas, was des Beneidens werth ist? Der Adel hat keine Privilegien und ist weit davon entfernt, mittel-

Digitized by Google

alterliche Institutionen, die den andern Ständen zum Nachtheile gereichen könnten, in das Leben zurückrufen zu wollen. Wenn er etwas aus dem Mittelalter wieder haben möchte, so würde es sein altes Ritterschwert sein, bloß um es ziehen zu können, sobald sein deutsches Vaterland beschimpft wird oder seine christlichen Mitbrüder von Nichtchristen gedrückt werden, wie das Erstere kürzlich in Griechenland geschah und das Letztere fast alle Tage in dem türkischen Reiche geschieht. Doch um auf die Literaten-Vereine zurückzukommen, so müßten dieselben alle in Verbindung mit einander stehen, weil sonst leicht Befehdungen eintreten dürften. Gewiß würden solche Vereine sehr ersprießlich für die die deutsche Literatur sein. Auch möchte ich es für zweckmäßig halten, wenn man bei Ertheilung der Concession zur Uebernahme der Redaction eines Blattes strenger wäre und an die Besitzerlangung einer Buchdruckerei und Buchhandlung gewisse Bedingungen knüpfte. Ich bin fest davon überzeugt, daß, wenn Buchdruckereien und Buchhandlungen, so wie die Redactionen von Zeitschriften sich in den Händen von Männern befänden, die nicht allein fein- und wissenschaftlich gebildet, sondern auch ehrenwerth durch und durch wären, die Machthaber ohne Weiteres die Presse frei geben könnten, — und gewiß würden dann die loyalen Fürsten nichts davon zu befürchten haben. — Möchten die deutschen Schriftsteller nur dem Guten nachstreben, — möchten sie frei, offen und in einer anständigen Sprache die Mängel in unseren deutschen Gauen aufdecken und Vorschläge zur Abhülfe derselben angeben — und möchten sie überhaupt so sein, daß sie ihrem deutschen Vaterlande zur Zierde gereichen! —

Genre-Bilder.

Von

Carl Grafen von Hülsen.

An Niemand hat beim Zeichnen
Der Bilder man gedacht
Die sich getroffen fühlen,
Für die sind sie gemacht.

Zwei junge Männer, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie das: „cura, ut mens sana in corpore sano sit" in der Schule nicht vergebens gehört hatten, saßen vor dem Salon eines sehr lebhaften deutschen Badeortes und rauchten behaglich ihre Cigarren.

„Ein herrlicher Tag!" — sagte Theodor, indem er ein Zeitungsblatt, worin er eben gelesen hatte, fortlegte.

„Allerdings" bemerkte Adolph, welcher während des Lesens seines Freundes im dolce far niente gedankenlos auf die köstlichen vor dem Salon befindlichen Parkanlagen geblickt hatte. — „Allerdings, ein herrlicher Tag, an welchem man sich seines Daseins so recht con amore erfreuen kann. „O Gott, das Leben ist doch schön!" können wir mit Marquis Posa rufen. Wem der Vater im Himmel einen gesunden Körper und eine gesunde Seele geschenkt hat, der ist selbst daran schuld, wenn ihm dieses Leben, welches Misanthropen ein Jammerthal nennen, nicht gefällt."

„Man könnte aber noch viel glücklicher auf Erden sein" — nahm Theodor wieder das Wort — „wenn die Menschen anders wären."

„Nimm die Menschen, wie sie sind" — versetzte darauf der Freund — „richte Dich nach den Worten des alten Seneca: „Cunctis esto benignus, nulli blandus, paucis familiaris, omnibus aequus," und bewahre Dir ein gutes Gewissen, so mußt Du Dich unter allen Verhältnissen des Lebens ganz glücklich fühlen."

„Du bist ja noch gewaltig gelehrt, lieber Adolph" — sagte Theodor lachend. — „In Heidelberg würde ich Dich durch diese Bemerkung touchirt und ein Bierduell mit Dir auszufechten gehabt haben; aber die schönen Tage von Aranjuez oder vielmehr die auf der Sattler Müllerei sind längst vorüber, und meine Bemerkung wegen Deiner Gelehrsamkeit kann Dir jetzt nur schmeichelhaft sein. Um auf Deine Aeußerung zurückzukommen, so mögt Ihr Beide ganz recht haben, sowohl Du, alter Schwede, als der römische Heide; indessen sage mir gefälligst: Wie ist der Ton in diesem Bade? Wird es mir hier gefallen?"

„Der Ton" — bemerkte Adolph — „ist hier, wie in den deutschen Großstädten. Willst Du beim großen Haufen Beifall finden, so sei ein Geck, benimm Dich lieber grob, als höflich und medisire über alle Abwesenden, selbst über diejenigen, welche Dir Freundlichkeiten erwiesen haben. Ob es Dir, der Du nach dem Beifalle des großen Haufens gottlob nicht strebst, an diesem Orte gefallen wird, ist eine Frage, die ich bejahen kann, wenn Du die vorhin angeführten Lebensregeln befolgen willst."

„Ja" — sagte Theodor — „ich werde Deine Lebensregeln befolgen, und es wird mir demnach hier gefallen. Jetzt aber, mein lieber Adolph, mache mir gefälligst eine Beschreibung der hiesigen Notabilitäten weiblichen und männlichen Geschlechtes."

„Dein Wunsch soll erfüllt werden" — sprach der Andere, indem er nach seiner Uhr sah — „und ich will Dir die distinguirten Personen dieses Ortes nicht allein beschreiben, sondern auch vorbei passiren lassen. Es ist gleich die Zeit, in welcher die Honoratioren auf der jenseits der Promenade liegenden Chaussee lustzuwandeln pflegen. Siehe, da kommt schon die Avantgarde! Diese große hagere Dame, der Bleistift genannt, ist die Frau des Commercienrathes Leumund."

„Ein reizendes Wesen!" lachte Theodor.

„Wehe Dir" — fuhr Adolph fort — „wenn Du

Digitized by Google

diese Dame nicht Frau Commercienräthin, sondern Madame oder — horribile dictu — gar Frau Leumund nennen wolltest! Sie würde der Welt die schandervollsten Geschichten von Dir vorlügen, und um Dein Renommée wäre es geschehen. Diese Person ist die lügenhafteste, klatschhafteste und böseste Frau, welche existirt. Sie findet die größte Lust daran, den guten Ruf ihrer Nebenmenschen, vorzüglich aber ihrer Mitschwestern, zu untergraben. Vor einiger Zeit befand ich mich gleichzeitig mit ihr bei meiner hier wohnenden Tante, und sie vertraute uns unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, daß sie so eben in einem Putzladen bemerkt habe, wie von einer, uns als sehr achtbar bekannten Dame beim Einkaufe eines Umschlagetuches mehre Paar Handschuhe gestohlen worden seien. Zum Glücke für diese Dame war ich bei jenem Handel zugegen gewesen, ohne daß mich Frau Leumund gesehen hatte, und sagte ihr nun, daß sie sich irre, indem ich das Bezahlen der Handschuhe mit eigenen Augen wahrgenommen habe. Etwas außer Fassung gebracht, bat sie wegen ihrer voreiligen Aeußerung um Entschuldigung, und meinte, daß sie sich über ihren Irrthum herzlich und innig freue. Seitdem behandelt mich Frau Leumund mit der zuckersüßesten Freundlichkeit, aber innerlich mag sie mich hassen, wie den Tod. Wäre ich bei dem Handel nicht zugegen und gleich darauf bei meiner Tante gewesen, so würde man jene achtbare Dame jetzt allgemein für eine Diebin halten und mit Kälte und Verachtung behandeln, ohne daß dieselbe sich den Grund davon zu erklären wüßte. Man sollte die Personen, welche scandalöse Gerüchte verbreiten, der Justizbehörde zur Untersuchung und eventuellen Bestrafung anzeigen. Gewiß würde das Verläumden dann bald aufhören."

„Laß' die böse Sieben laufen!" — rief Theodor ärgerlich. — „Während Deiner Beschreibung sind Damen vorübergegangen, die würdiger erschienen, von Dir abconterfeit zu werden."

„Ich will ja nicht Engel zeichnen" — sagte Adolph lachend — „sondern Menschen, wie sie sind. Die vorübergegangenen Personen werden schon wieder zurückkehren, und ich will Dir die ganze hiesige Welt in nuce geben. Jetzt ein anderes Bild. Jene allerliebste Frau mit dem weißseidenen Hute —"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Schwärmerei.

Sonach wird der Begriff der Schwärmerei, wie wir ihn festgestellt haben, als die ausschließliche Bewegung der Phantasie um eine im geistigen Leben des Menschen hervorragende Idee, nach beiden Seiten hin abgegrenzt sein, nach dem unbedingt lobenswerthen, dem Enthusiasmus, nach dem unbedingt tadelnswerthen, dem Fanatismus; die eine Grenze ist der Punkt, binnen welchem die Phantasie auf ein, wenn auch unendlich kleines Selbstherrscherthum, und zwar ein äußeres, Anspruch macht — dann ist sie noch Schwärmerei — geht sie über diesen Punkt hinaus, um den andern Geistesthätigkeiten zur Förderung der gesammten Ideenwelt zu dienen oder in ihnen thätig zu sein — so beginnt nun der Enthusiasmus; die andre Grenze ist der Punkt, binnen welchem die Phantasie das Recht der andern Geistesthätigkeiten und Ideen, wenn auch mit äußerster Geringschätzung, doch noch einigermaßen anerkennt, über welchem jedoch hinaus sie zerstörend einwirkt auf die übrigen Geistesthätigkeiten und Ideen, wo sie dann in den Fanatismus einschlägt. Sie stehet also in der Mitte von beiden, und diese ihre Stellung macht erklärlich, wie sie bald nach dieser, bald nach jener Seite über die gezogene Grenze, die aber nicht als eine starr feststehende, sondern als eine sich bald verengernde, bald erweiternde gedacht werden muß, hinausgehen kann. Die Geschichte liefert hierzu sattsam Beispiele.

Auf die Frage nun, ob die Schwärmerei, deren Natur und Stellung im geistigen Organismus des Menschen durch das vorher Bemerkte angedeutet worden ist, nicht wieder eine verschiedene sein und in gewisse Klassen abgetheilt werden könne, ließen sich nach der hergebrachten Weise eine Menge Klassen herzählen, als da sind: religiöse, politische, dichterische Schwärmerei u. s. w. Allein man sieht beim ersten Augenblick, daß diese Eintheilung gar nicht das innere Wesen der Schwärmerei trifft, sondern nur die Objecte, an denen sie sich realisirt und daß die Zahl derselben bedeutend vermehrt werden könne; (da ließe sich z. B. aus dem Actienschwindel, der Vorliebe für Eisenbahnen u. s. w. eben eine besondre Klasse von Schwärmerei machen). Eine mehr das Innere treffende Klassification würde es sein, wenn man sie nach den Zweckbegriffen, die ihr zum Grunde liegen und zu deren Realisirung sie die betreffenden Geistesthätigkeiten in Anspruch nimmt, abtheilte. Der Schwärmer kann sein Objekt im Flug der Phantasie umkreisen, entweder mehr um es zu erkennen, dann wird er zunächst den Verstand zu seinem Dienste berufen, oder mehr, um es zu erstreben, dann würde der Wille der unmittelbarste Begleiter sein, oder mehr um es zu genießen, es in sich aufzunehmen, und dann würde im Gefolge der Geistesthätigkeiten mehr das Gefühl hervortreten. Und nun würden allerdings die verschiedenen Objekte (geistig gedacht, Ideen) sich massenweise bald mehr unter diese, bald mehr unter jene beiden andern Modificationen der Schwärmerei vertheilen; der politische Schwärmer würde mehr den Willen, der ästhetische und religiöse mehr das Gefühl, der wissenschaftliche mehr den Verstand zu Hülfe rufen. Allein außer der gerade hervorragenden sekundären Geistesthätigkeit würden immer die andern nebenher gehen und

Digitized by Google

die Herrschaft der Phantasie bleibt dieselbe, mag sie zum jedesmaligen Dienste berufen welche Geistesthätigkeit sie will. Eine noch mehr ins Innere eingehende Eintheilung der Schwärmerei neben dem Zweckbegriff, welchen sie sich setzt, vermögen wir nicht zu geben, da wir keinen Gegensatz finden, der ihr ursprünglich einwohnt und da ihr Gebiet schon begrenzt genug ist durch die verwandten Begriffe von Enthusiasmus und Fanatismus.

Schwieriger aber noch, als den Begriff der Schwärmerei allseitig und scharf aufzufassen, ist es ohne Zweifel, denselben auf eine fremde Lebenserscheinung anzuwenden. Mag der Gegenstand der Kritik sein welcher er wolle, sie muß als erstes Gesetz die Forderung anerkennen, daß sie sich auf den Standpunkt des zu kritisirenden Gegenstandes stelle, in ihn eingehe und ihr Objekt nicht nach ihrem subjektiven Dafürhalten, sondern nach seiner Eigenthümlichkeit beurtheile. Wohl ist es nicht die einzige Forderung, die man an sie zu machen hat; wollte man sich auf dieselbe beschränken, so käme keine Beurtheilung heraus; es muß zur Vollendung der Kritik noch ein höherer Standpunkt genommen werden. Allein es ist doch die erste Forderung und wenn diese nicht geleistet werden kann, ist billig auf jede Beurtheilung, die mehr als ein Machtspruch sein soll, zu verzichten. Wer sich nun nicht in den Lebenskreis des Schwärmers versetzen kann, darf nicht über ihn absprechen, weder tadelnd noch lobend. Am nächsten stehen dem Schwärmer der Fanatiker und der Enthusiast — nur diese können ihn begreifen, weil sie in einer geistigen Sphäre mit ihm leben, in der der Phantasie; allein der Fanatiker blickt verachtend herab auf den Schwärmer, der ihm zu weit- und zu weichherzig ist, weil er die äußere Welt, so fremd sie ihm auch ist, doch gutmüthig noch anerkennet (aus Indifferentismus, wie der Fanatiker meint) und sie nicht, wie er, vernichtet; der Enthusiast blickt bedauernd ihm nach, daß er, der Schwärmer, sich an einer engen, mißverstandenen äußeren Freiheit der Phantasie ergötzt, anstatt sie in den übrigen Geistesthätigkeiten herrschend walten zu lassen und mit ihrer Hülfe das gesammte geistige Leben zu heben und zu verklären.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Es ist und bleibt für den Menschen die erste und höchste Aufgabe, daß er in strenger, unermüdlicher Consequenz nach immer klarerer Erkenntniß der Wahrheit fortschreite. — Nur auf diesem Wege, nur durch geistiges, von Liebe geleitetes Ringen und Kämpfen mit Andern und mit sich selbst, durch freies, von keinen Vorurtheilen befangenes geistiges Forschen und Prüfen, kurz durch Vorwärtsschreiten, nicht durch Stillstand oder gar durch Rückwärtsschreiten, wird jener Seelenfrieden errungen, welchen das Christenthum verheißt, jener Frieden, welcher einst den weisen Sokrates im Kerker beseligte und der seine höchste, seine göttliche Verklärung auf Golgatha feierte, wo der Eine unter den Vielen, der Wehrlose unter den Bewaffneten, umjubelt von Hohn- und Spottgelächter, noch einmal die ganze Menschheit mit der grenzenlosen Liebe seiner großen Seele im Geiste umfaßte, seinen ganzen körperlichen Schmerz zusammenraffte, ihn mit seinem Antlitze hinauf zu den Sternen hob und für seine Peiniger flehte: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! bis endlich mit dem Verlöschen des Auges die Sphärenmelodie des Himmels in Einem großen Accorde der Liebe verklang.

Anhäufung des Wissens um des Wissens willen bringt keinen Segen, und jede Erziehung verfehlt ihren Zweck, bei welcher die Eitelkeit das Scepter führt. Das Wissen stärkt, Vielwisserei aber bläht auf, und gelehrte Aufgeblasenheit ist die unseligste Mitgabe, welche ein Jüngling aus der Schule in das Leben mitbringen kann.

Man fragte Euler, wie er's ermöglicht hätte, so ungeheuer viel zu schreiben. „Dadurch, daß ich immer 8 bis 9 Stunden schlief."

Eine gute Hausfrau hat fünf K zu besorgen: Kammer, Kinder, Küche, Keller, Kleider.

Der Wilde, der mit Beschränkung liebt, öffnet doch gern seine Hütte dem Fremdlinge; aber das verschwemmte Herz des Kosmopoliten ist eine Hütte für Niemand.

Der Mann erfand die Sprache, nicht das Weib. Sie würde für die Liebe der Mutter zum Kinde ein eigenes Wort erfunden haben; er aber kennt nur eine Liebe, die der Jünglingstage, und hintennach nur Liebschaften. Selbst der Baum hat eine der Mutter ähnliche Zärtlichkeit; seinen Samen bedeckt er im Herbst mit seinen abgefallenen Blättern.

(Zschokke.)

Frauentreu, ein Kraut, wächst gewöhnlich in Bergstädten aus den Goldgruben; also Frauentreu und Gold eines Werthes. (Abraham a. S. Clara.)

Man schind't und schabt,
arbeit't und grabt,
praßt und turnirt,
prahlt und stolzirt;
Alles geht auf eitle Ehr',
Als wenn kein Höll', noch Himmel wär'.

(Derselbe.)

Das sicherste Mittel zu Thaten ist, immer auf den gleichen Zweck arbeiten. Ich halte sehr über den Grundsatz, alle Handlungen im Leben nur auf einen Zweck richten.

(J. v. Müller.)

Einmal Muth hat auch der Feigste, der Held alle Tage. (Börne.)

Ueberall will Jeder obenauf sein,
Wie's eben in der Welt so geht.
Jeder sollte freilich grob sein;
Aber nur in dem, was er versteht.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 39.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der ungarische Adelstand *).

In den ungarischen Ländern glänzt die ungarische Nation hervor (populus hungarus oder gens hungara — a' magyar nemzet), mit welcher das ungarische Volk im gemeineren Sinne, der Inbegriff der die ungarische Sprache als ihre Muttersprache Sprechenden, nicht zu verwechseln ist, da wohl der größte Theil der ungarischen Nation vom ungarischen Volke abstammen mag, aber weder dieses ganz in sich aufnimmt, noch auch andere nichtungarische Volksverwandte von sich ausschließt. Zur ungarischen Nation gehören die ursprünglichen Ungarn, die nicht in Folge von Verbrechen aus derselben ausgestoßen, oder in Folge des verjährenden Nichtgebrauchs ihres Vorzugs aus derselben ausgeschlossen worden, aber auch alle andern Bewohner dieser Länder, sie mögen das ungarische Volksthum bereits angenommen haben oder nicht, wenn sie in den Körper der ungarischen Nation auf gesetzlichem Wege aufgenommen — das ist geadelt — worden sind. In diesem Sinne ist die ungarische Nation gleichbedeutend mit dem ungarischen Adel (nemesség), der anfangs nichts anderes als der Stand freier ungarischer Individuen und Familien war, und erst durch den später entstandenen Gegensatz eines Standes höriger Unterthanen mit höherer Geltung nach und nach die Bedeutung bekommen hat, die wir heut zu Tage mit dem Namen Adel verbinden.

Die nomadisirenden Ungarn, die kein abgegrenztes Grundeigenthum kannten und brauchten, eroberten das fruchtbare Binnenland der Karpathen, und nachdem sie von den bezwungenen Völkern den höhern Reiz eines getrennten Grundeigenthums kennen gelernt, war die erste Folge dieser Erfahrung nach ihrer Eroberung die Theilung des eroberten Bodens unter sich und diejenigen, die ihnen bei jener beigestanden oder sonst behülflich gewesen waren. Nach Einführung der Königswürde kam das Recht dieser Güteraustheilung an den rechtmäßig gekrönten König und wurde fortwährend von den Königen geübt; denn Grundbesitz auszutheilen gab es auch später, theils nach dem von ausgestorbenen oder durch Verbrechen des Grundbesitzes unwürdig gewordenen Personen oder Familien geschehenen Rückfalle früher schon ertheilter Güter an die Krone, theils von den dieser gebliebenen großen Landstrecken; und da die Ertheilung der Ländereien vom Urtheile des Königs über die Würdigkeit des zu Betheilenden und zugleich von des Königs Geneigtheit und Gnade gegen ihn abhing, vielleicht auch, weil für die Ertheilung keine Abgabe zu leisten war, so erhielt nach und nach der Act einer solchen Betheilung, so wie der Gegenstand derselben den Namen einer donatio regia, királyi adomány, königlichen Schenkung. Da aber ursprünglich jeder freie, für das Ganze mitkämpfende Ungar bei der Austheilung des Bodens bedacht werden mußte und bedacht worden war, und als Grundeigenthümer in die Reihen der ungarischen Nationalen, das ist, nach unserer jetzigen Sprache, in die Reihen des Adels gehörte — da ein freies nur von der Krone abhängiges Stück Boden damals der einzige Adelsbrief war, — so hieß: eine solche Schenkung machen, in die Reihen der Nation aufnehmen oder zum Edelmann erheben, wo es keines Diplomes bedurfte. Später erst, nachdem gewaltsame Verdrängungen und andere Unordnungen zu beseitigen waren, fand man es nöthig über solche Schenkungen förmliche schriftliche Urkunden zu verfassen, nach denen in streitigen Fällen entschieden werden konnte, welche Urkunden der Natur der Sache

*) Aus dem Magnaten-Spiegel. (Leipzig 1844.)

Digitized by Google

nach zugleich Adelsdiplome waren; und als noch später die Könige für gut fanden, recht viele Individuen in die Reihen der Nation aufzunehmen, der Stoff jedoch zu den wirklichen Donationen nicht mehr hinreichte, kamen sie auf den Gedanken, mittelst solcher Diplome (litterae armales, Waffen- oder Wappenbriefe) allein, auch ohne Güterschenkung, die Menge der Nationsglieder oder, nach dem ungarischen Curialausdruck, der Glieder der heiligen Krone — denn für ein solches sieht sich jeder ungarische Edelmann an — folglich der Adeligen zu vermehren; wodurch denn im Gegensatze gegen den Güteradel der bloße Brief- oder Rechtsadel entstand, von welchem Rechtsadel man aber auch noch vor der Einführung der Diplome in den Burgrittern (Jobagiones castrenses) und andern von den frühern Diensten befreiten Personen, wie die Servientes regales, häufige Beispiele findet. Ja es hat den Königen von Ungarn in der Folge gefallen, ganze Gegenden mit ihren gesammten ansässigen Einwohnern, ohne Unterschied der Personen, auf diese Art zu adeln, wie es mit den Bewohnern des Feldes Turopolya in Kroatien, mit denen von Sz. Gál, die einst königliche Jäger waren, geschehen ist. Daher die Menge des erblichen Bauernadels in Ungarn.

Durch diesen zweiten Weg, den Erbadel zu ertheilen, nahm zwar die Anzahl der Adeligen um ein Bedeutendes zu; aber die wahre Kraft desselben blieb doch immer, wie leicht einzusehen, der Güteradel, dem die Verfassung durch zwei in ihren Folgen höchst bedeutende Eigenthumsmodificationen die Möglichkeit einer immerwährenden Macht zusicherte, indem sie einerseits den adeligen Eigenthümer des adeligen Gutes zum absoluten Herrn desselben machte, andrerseits ihn in der völligen Veräußerung desselben höchst beschränkte (das sogenannte Aviticitätsverhältniß), das heißt, indem sie den Grundherrn so stellte, daß er einerseits, den Fall eines Majestätsverbrechens ausgenommen, wegen nichts, selbst wegen des Staatswohles nicht zur Abtretung seines Gutes gezwungen werden konnte, da es, als den Nachkommen des ersten Beschenkten mitgeschenkt betrachtet, von jedem in die Verzweigung derselben Gehörenden und von wem immer zurückgelöset werden konnte und noch kann, daher jeder Verkauf solcher Güter höchstens nur als eine Verpfändung gelten darf.

Neben diesem Erb- oder Familienadel entstand bald ein anderer Zweig des ungarischen Adels, der Personenadel, und zwar zum Theile schon mit der Einführung des Christenthums unter den Ungarn und der Gründung der Kirche, deren geweihte Ordner und Diener in den Genuß derselben, ja zum Theile noch erhöhter persönlicher Rechte eingesetzt wurden, und von denen der mit Gütern belehnte Theil derselben, z. B. Bischöfe, Pröbste, Abteien, Capitel, auch in die durch den Güterbesitz hervorgebrachten Verhältnisse und Rechte gleich dem begüterten Erbadel eintrat. In jener Zeit, als diese Einrichtungen ihren Anfang nahmen, war die Intelligenz und die geistige Kraft der Nation und der gesammten Völker des Landes so zu sagen ausschließend in den Abteien, Capiteln und am Altare. Der Betrieb der Wissenschaften und der gesammten Künste war mit der kirchlichen Weihe verbunden; Geistliche, Mönche waren die Philologen, die Mathematiker und Physiker, die Geschichtsschreiber jener Zeiten; Geistliche, Mönche ihre Dichter und Redner, ihre Architekten, Maler und Bildhauer. Alles dieß fand nur innerhalb der Klostermauern und sonstigen Wohnungen der Geistlichen einige Ruhe und Sicherheit. Als aber die Nacht des Mittelalters dem freundlichen Tageslichte einer neuen Humanitätsepoche zu weichen begann, und der Anbau der Wissenschaften, die Uebung der schönen und höheren Künste allgemeiner anfing getrieben zu werden, fanden es die immer zahlreicheren Pfleger dieser reizenden Gefilde um so weniger nöthig, sich auch um die kirchliche Weihe zu bewerben, je mehr sie sich ganz ihrem Lieblingsgegenstande hingeben wollten, und es entstand, da Wissenschaften und Künste sich auch ohne Begleitung der kirchlichen Weihe unterscheidende Achtung zu verschaffen vermochten, neben dem alten mächtigen Personaladel der Geistlichkeit der, jedoch nur passive, weit weniger einflußreiche Personaladel der Libertinen oder Honoratioren, welcher durch die Einführung der stehenden Heere und durch die neuere Art, den Staat und die Grundherrschaften zu regieren, von der einen Seite in der ganzen Masse der Offiziere des Kriegsheeres, in so weit sie nicht bereits den Erbadel besitzen, von der andern in den leitenden Staats- und herrschaftlichen Beamten zwei bedeutende Sectionen erhalten hat, und ohne an dem Rechte der ständischen Mitwirkung in der Staatsverwaltung, welches Recht dem alle andern Adelszweige in sich fassenden activen Adel allein zukommt, Theil nehmen zu dürfen, durch Freiheit von persönlichen Abgaben, durch das Zugeständniß des allgemeinen adeligen Gerichtshofes und durch adelsmäßige Behandlung ausgezeichnet wird.

(Schluß folgt.)

Genre-Bilder.

(Fortsetzung.)

„Beim Stir" — unterbrach der Andere überrascht den Freund — „ein himmlisches Weib!"

„Diese allerliebste Frau also" — fuhr Adolph lächelnd fort — „ist die Wittwe eines Majors Biedermann, welchen sie sehr jung geheirathet haben muß, da das sie begleitende hübsche Mädchen ihre Tochter ist. In dieser Frau Biedermann, wie sie sich nennen läßt, erblickst Du jene vorhin erwähnte achtbare Dame, welche um ihren guten Ruf gebracht werden sollte.

Digitized by Google

Da der Major erst kürzlich verstorben ist, so lebt die treffliche Frau ganz zurückgezogen und beschäftigt sich nur mit der Erziehung ihrer Sidonie, welche hier zum Confirmationsunterrichte geht. Aus diesem Grunde darf das übrigens sehr lebenslustige Mädchen weder an Bällen Theil nehmen, noch das Theater besuchen. Die junge Sidonie ist aber damit ganz einverstanden und fühlt sich vollkommen glücklich, denn unsere herrlichen Naturschönheiten gewähren ihr edlere Vergnügungen. Ich werde Dich der Frau Biedermann vorstellen, lieber Theodor, und Du wirst in ihr die geistreichste, vernünftigste und angenehmste Frau unseres Badeortes kennen lernen."

„Davor bewahre mich der Himmel!" — rief Theodor. — „Ich könnte mich in die reizende Frau verlieben, in welche Du bereits total verliebt zu sein scheinst, und es dürfte dann Scandal geben."

„Ich?" — sagte ernst und erröthend der Andere — „Nein, Theodor, verliebt bin ich nicht, aber ich verehre das holde Wesen wie eine Heilige."

„Ach, wer ist die kleine runde Kugel mit dem Schwarme von Mädchen?" — fragte jetzt Adolphs aufmerksamer Zuhörer.

„Die Frau eines Artillerie-Hauptmannes" — war die Antwort — „und daher auch Bombe genannt. Die sechs Mädchen sind ihre hoffnungsvollen Töchter und werden auf jeden Ball, wie auf einen Bazar, geschleppt, um Abnehmer zu finden; allein bisher ohne Erfolg. Die kleine Bombe ist gegen die unverheiratheten Herren die Zärtlichkeit selbst, lobt die vorzüglichen Eigenschaften ihrer sechs Pflanzen über alle Maßen und verläumdet alle übrigen jungen Damen. Du kannst dieser Bombe und ihren sechs Bömbchen auf allen Wegen und Stegen begegnen, und sie haben daher auch den Beinamen „die Unvermeidlichen" erhalten. Der junge Offizier in ihrer Gesellschaft macht den beiden ältesten Töchtern, pour passer le temps, abwechselnd den Hof und setzt ihnen Dummheiten in ihre ohnedies dummen Köpfchen. Dieser kleine Mars ist übrigens das non plus ultra aller bramarbasirenden Friedenshelden. Die goldene Stickerei auf seinem Kragen und der Umstand, daß der Kragen vorn nicht ausgeschnitten ist, wie bei der Linie, sind mit Recht sein ganzer Stolz. Kleider machen Leute, ist ein altes Sprichwort, an dessen Wahrheit man nicht zweifeln kann. Hätte dies der höchstselige Kaiser Romulus Momyllus bedacht und statt mit anderen dummen Dingen sich lieber mit seinen Legionen und deren Bekleidung beschäftigt, so würde das abendländische Kaiserreich vielleicht noch heut' zu Tage bestehen. Außerdem hat unser junger Mars dort eine lispelnde Stimme, wie ein verschämtes Mädchen. Cincinnatus würde ein ganz anderer Held gewesen sein, wenn er eine solche Stimme und eine solche goldgestickte Uniform gehabt hätte, nota bene mit einem Kragen, welcher vorn nicht ausgeschnitten ist. Doch ein neues Bild."

Hier wurde der Erzähler durch einen ältlichen Mann unterbrochen, geckenhaft im Anzuge und Wesen, welcher vor die beiden Freunde trat und den ihm unbekannten Theodor durch die Lorgnette betrachtete.

„Bon jour, mon ami!" — sprach er zu Adolph — „Wie geht's, wie steht's, oder vielmehr — ich kann auch witzig sein — wie sitzt es sich? Es ist heute ein köstliches Wetter, und ich würde sagen, daß ich mich so canibalisch wohl fühle, wie 500 u. s. w., wenn ich so unästhetisch sein könnte, wie des hochseligen Großherzoglich-Sachsen-Waimarschen Geh. Staats-Ministers von Göthe Excellenz. Mon ami, wollen Sie mich denn gar nicht Ihrem Nachbar vorstellen?"

„Ach, verzeihen Sie, lieber Kammerherr! Aber ich habe ja noch gar nicht zu Worte kommen können" — lachte Adolph und stellte die Beiden einander vor.

„Sie sehen heute wieder einmal bezaubernd aus" — fuhr der Letztere fort — „und werden manche neue Eroberungen machen. Sagen Sie, mon cher, wie stellen Sie es an, daß Sie immer ein so unwiderstehliches Aeußere haben?"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Schwärmerei.

(Fortsetzung.)

Weiter ab stehen schon diejenigen, in deren geistigem Organismus die Phantasie, anstatt ihn lebenskräftig zu durchdringen, nur so mit nebenher läuft, eine zweideutige Natur, die allenfalls Hausmannsdienste verrichtet und mit guter Hausmannskost genährt wird. Diese Naturen finden es wunderlich, daß in manchen Leuten diese Phantasie wie ein Götterkind regiert; allein die breite Basis, auf welcher sie stehen, das Gefühl der Behaglichkeit und Sicherheit, welches ihnen diese Stellung giebt, die Gutmüthigkeit, welche den Frieden liebt eben um des gesicherten Besitzes willen — alle diese Momente machen sie geneigt, dem Schwärmer sein Recht zuzugestehen und den närrischen Kauz fliegen zu lassen, wie und wohin er will. Ist er doch, denken sie — und nicht mit Unrecht — eine eigenthümliche Erscheinung, sind doch die geistigen Elemente in jeder menschlichen Individualität nach unendlich mannichfachen Proportionen gemischt, und wie in der thierischen Welt in der einen Ordnung dieses, in der andern jenes Organ überwiegt, wie es neben den Magenthieren, Muskel-, Nerven-, Augenthiere giebt, ohne daß das allgemeine Prädikat der thierischen Natur darunter litte, so kann auch in den verschiedenen Individuen der Menschengattung bald diese, bald jene Geistesthätigkeit mehr hervorragen, ohne daß der Character der menschlichen Natur aufgehoben und ihre Bestimmung verfehlt würde. Sollen die einzelnen Individuen der menschlichen Gattung zu ihrem Ganzen

Digitized by Google

sich ebenso verhalten, wie die einzelnen Individuen der Thiere zu der Klasse, welcher sie angehören, sollen sie unveränderte Abdrücke desselben Typus sein — oder ist es nicht der Würde der Menschheit weit angemessener, daß ihre einzelnen Individuen, wie gemeinsam auch ihre leibliche Basis sei, daß die einzelnen, sage ich, nach einem eigenthümlichen Typus gebildet sind, da ja jedes Individuum für sich Selbstzweck sein soll? Wie ärmlich stände bei solcher Einerleiheit das Menschengeschlecht der thierischen Welt gegenüber, die in einer unendlichen Reihe von ihren tiefsten bis zu ihren höchsten Gestaltungen sich vollendet. Mögen also die Vögel, die Bienen und dergleichen Luftthiere fort und fort schwärmen: das anders organisirte, auf seinen vier Füßen sicher einherschreitende Thier würde nur in einem Anfall von übler Laune ihnen ihre eigenthümliche Bewegung verargen; es wird sich aber auch nicht gemüssigt sehen, dergleichen nachzumachen, da es ihm unendlich komisch stehen müßte; füllen ja beide den ihnen angewiesenen Platz aus und sind insofern ganz in ihrem Rechte. Und was so der einfache Hausverstand denkt, dazu muß auch die besonnene Wissenschaft kommen, wenn sie die Möglichkeit einer individuellen Gestaltung der allgemeinen menschlichen Natur begreift. Am wenigsten geneigt zu solcher Anerkennung und am weitesten entfernt von dem Schwärmer sind aber diejenigen, in deren geistigem Organismus der Verstand oder der Wille vorherrschend ist. Je mehr das eine oder das andre hervortritt, desto mehr wird auch eine innerhalb ihrer Schranken bleibende Bewegung der Phantasie für Schwärmerei angesehen und einerseits für ein unverständiges, andrerseits für ein eitles, fruchtloses Beginnen erklärt werden. Die Grenzlinie der Schwärmerei wird für diese Naturen eine ganz andere sein, je nach ihrem verschiedenen Standpunkte; steht einer auf der äußersten Linken, von dem Indifferenzpunkte nach der einen Seite hin am weitesten entfernt, so hat schon, der nur ein wenig über diesen Punkt hinausgeht, die Grenze des Erlaubten überschritten und steht auf der äußersten Rechten; ist er im entgegengesetzten Falle, so wird sein Urtheil ein eben so einseitiges sein. Betrachten wir z. B. das Zusammensein von Verstand und Gefühl. Steht einer in der rechten Mitte von beiden, so wird er dem Verstande nach der einen, dem Gefühle nach der andern Seite hin eine beliebig weite Peripherie gestatten. Liegt aber der Schwerpunkt seines geistigen Lebens in der Sphäre des Verstandes, so verengert sich der Kreis, der dem Gefühle angehört, um so weit, als der im Verstande liegende Schwerpunkt von dem Centrum entfernt ist, und er nennt den andern, der über seinen verengerten Kreis hinausgeht, einen Gefühlsmenschen; liegt der Schwerpunkt des geistigen Lebens auf der andern Seite in der Region des Gefühls, so verengert sich der Kreis, der dem Verstande angehört, und der auf der entgegengesetzten Seite sich bewegende ist ihm dann ein Verstandesmensch. Beiden fehlt aber die wahre Mitte, um gegen einander gerecht sein zu können.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

In allen Religionen findet sich die Menschenähnlichkeit der Gottheit als Vorstellung. Das ist natürlich; der Mensch hatte eine Neigung, auch das Abstrakteste sich in Form zu denken, es sich sinnlich zu gestalten; daher die Symbole. Nun kennt er keine andere höhere Gestalt, als die menschliche und er läßt in ihr Götter und übermenschliche Wesen erscheinen. Allein manche Völker fühlten doch, daß die Theile des Körpers, welche des Menschen thierische Bedürfnisse mehr, als andere, verrathen, nicht zu ihrer erhabnern Idee von der Gottheit sich schickten, wenn sie nicht, wie Griechen und Römer, ihren Göttern auch ein ziemlich menschliches Denken und Begehren in ihrer Mythologie beilegten. War das Letztere nicht der Fall, so mußte die untere Hälfte des menschlichen Körpers, in dem die Gottheit dargestellt wurde, unsichtbar gemacht, verhüllt, verdeckt werden; daher steigen die indischen Götter aus Blumen hervor, die Seraphim bedecken ihre Füße mit den Flügeln u. s. w.

Nächst den Sünden selbst giebt die Art, wie man Sünden und Sünder behandelte, viel Stoff zur Geschichte menschlicher Narrheiten. An dem Wallfahrtsorte Wilsnak befand sich im 14. Jahrh. eine Sündenwage, in deren eine Schale sich der Wallfahrende stellte und die andere mit Lebensmitteln, auch wohl mit Geld so lange belegen ließ, bis das Gleichgewicht hergestellt wurde. Weislich wußte der Küster, der zugleich das Amt des Wagemeisters versah, durch einen am Fußboden verborgenen Zug, den er mit dem Fuße regierte, die Wagschale des reichen Sünders so lange festzuhalten, bis er genug gezollt hatte. G⅟.

Das Studium der Toleranz ist eine der schönsten neuen Erfindungen. Sie verdiente so gut, als die Oekonomie, eine eigne besoldete Lehrerstelle. Der Lehrer derselben lege kein anderes Compendium unter, als das Protokoll seines eignen Lebens und ziehe dabei die Beichte großer Männer zu Rathe.
(v. Thümmel.)

Ich kann nicht glauben, daß Gott Jemanden verdammen werde, weil er nicht richtig gedacht hat. (F. Nicolai.)

Christus ging mit den Sadducäern weit gelinder um, als mit den Pharisäern. Sollte vielleicht daraus zu schließen sein, daß in Gottes Augen Heuchelei, geistlicher Hochmuth, verstockter Aberglaube für größere Fehler angesehen werden, als die bloßen Irrthümer des Verstandes, wenn sie auch noch so wichtige Gegenstände betreffen? (v. Bünau)
1769.

Im Allgemeinen bilden alle Gläubige sich die Gottheit so, wie sie selbst sind. Bei den Guten ist sie gut, bei den Schlechten schlecht. Gallsüchtige und hassende Andächtler erblicken überall die Hölle, weil sie gern Jeden verdammen möchten; sanfte und liebende Gemüther aber glauben gar nicht an die Hölle. (Rousseau.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 40.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 3 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der ungarische Adelstand.

(Schluß.)

Neben diesen beiden Hauptarten des ungarischen (Individual-) Adels, dem Erb- und Personaladel, giebt es noch eine dritte Art desselben, die des Communitäts- oder Gemeindeadels. Als es während der Entwickelungszeit der ungarischen Verfassung verschiedenen unterthänigen Gemeinden gelang, die Fesseln ihrer persönlichen und dinglichen Abhängigkeit von ihren Grundherren zu zerbrechen oder abzustreifen, gelangten sie gewissermaßen selbst in den Besitz der Donation und wurden Reichsunmittelbar; und da nun sie die Träger einer solchen Donation wurden, so war auch nichts natürlicher, als daß der mit der Donation verbundene Adel auf die Gemeinde als Ganzes überging, wozu freilich die königliche Einwilligung erfordert wurde, welche aber um so leichter zu erwirken war, als die Könige in solchen zu Macht gekommenen Gemeinden ihre festesten Stützen gegen den immer mächtiger werdenden Güteradel sahen. Hat eine solche freie Gemeinde oder freie Stadt die königliche Einwilligung zum Besitz der Donation, wenn auch diese hier nicht diesen Namen führt, erlangt, und ist sie als Reichsstand dem versammelten Reichstage vorgestellt und in die Artikel des Reichstagsdecretes eingetragen worden, so heißt sie eine königliche freie Stadt und ist in ihren Rechten einem activen Reichsadeligen gleich gestellt; nicht, als ob die Gesammtheit ihrer Bürger — sobald man blos auf Persönlichkeit sieht — nicht mehr gälte als ein Individual-Edelmann, wie man dieß Verhältniß aus unrichtigem Gesichtspunkte aufgefaßt, oft für tadelnswerth verschrien hat, sondern weil die freie Stadt, da sich der ungarische Adel in seiner Ursprünglichkeit auf eine Schenkung, Herrschaft, unmittelbar unter der Krone stehendes Landgut gründet, nur ihr Landgut, auf dem sie sich befindet, repräsentirt, das ja oft bei weitem kleiner ist, als die Güter vieler einzelnen Gutsadeligen, und weil, wenn wir es zugestehen, daß sich das Gebiet einer königlichen freien Stadt zu dem eines Individual- und Gutsadeligen ungefähr so verhält, wie ein Freistaat zu einer Monarchie, auch der Staat immer Staat bleibt, ob er eine Republik oder ein Königreich ist. Ja die königlichen freien Städte haben sammt den ihnen gleichgestellten Districten der Jazyger und Kumaner und der Hayduckenstädte in Ungarn, so wie der königlichen freien Märkte und mehrer sogenannten Taxalörter in Siebenbürgen noch den Vorzug, daß sie unmittelbar mit den Landesbehörden correspondiren, welches auch mit dem Districte der XVI Zipserstädte der Fall ist, obgleich diese jetzt nicht wie die königlichen freien Städte auf den Reichstagen besonders vertreten werden. Hat hingegen die freigewordene Gemeinde die zur Würde einer königlichen freien Stadt erforderliche königliche Einwilligung sammt den erwähnten Förmlichkeiten noch nicht erreicht, so heißt sie blos eine privilegirte Stadt oder Markt und hat, mit Ausnahme der privilegirten Märkte der Szeckler, welche zum Siebenbürger Landtage je zwei Deputirte schicken, blos den passiven Adel, d. i. Freiheit vom Herrenstuhle und das Zugeständniß der Comitatsgerichtsbarkeit.

Da nun dieser gesammte Adel, der, wie wir schon oben bemerkt, die ungarische Nation darstellt, nicht nur nicht ausschließlich die Bewohner Ungarns umfaßt, sondern sogar nur einen kleinen, etwa den fünfzehnten Theil derselben ausmacht, so ist er nur als ein Stand des ungarischen Reichs, aber als der erste und herrschende zu betrachten. Da er nämlich — in wie fern er nicht blos Rechts- oder Amtsadel ist —

Digitized by Google

von Anbeginn her sich auf unmittelbaren, nur von der Krone abhängenden Grundbesitz stützt, so stellt er in den vielen Gütern, in welche die ungarischen Länder zerfallen und die man sich, der leichtern Auffassung wegen, als eben so viele kleine, obgleich nicht souveräne Staaten vorstellen kann, die einzelnen kleinen Regenten und Regierungen dar, und zwar, da diese kleinen Staaten entweder monarchischer oder republikanischer Natur sind, entweder in physischen oder moralischen Personen (Individual- oder Communitätsadel); während die Gesammtheit der Untergebenen dieser kleinen republikanischen Regierungen den Bürgerstand, die der kleinen monarchischen Regenten den Stand der (herrschaftlichen) Unterthanen ausmachen.

Der ungarische Adel bildet eine Art Ganzes, dessen Haupt der König ist, der die heilige Krone trägt, von welcher nach einer alten ungarischen Rechtsfiction jeder Adelige ein Glied (membrum sacrae coronae) ist. Da aber die heilige Krone selbst keine Glieder hat, so kann dieß nur von dem Körper verstanden werden, dessen Haupt die heilige Krone trägt. Wenn nun das gekrönte Haupt und die Glieder — der König und die einzelnen Adeligen — den ganzen Körper (der Nation) darstellen, welche Organe haben denn die andern beiden Stände vorzustellen, um die Fiction durchzuführen? An dem mit dem gekrönten Haupte zusammenhängenden Körper wohl keine mehr, da dieser vom herrschenden Stande bereits ganz repräsentirt wird; weßwegen wir sie außer ihm suchen müssen, und da sie als ganze Stände wohl auch ganze Figuren zum Ausdruck ihrer Bedeutung ansprechen können, so wird sich im Verfolge dieser Schrift der Beweis davon bald vorfinden lassen, daß der dritte Stand, der der herrschaftlichen Unterthanen, die misera contribuens plebs (das arme steuernde Volk), durchaus nichts anderes vorstellen kann, als das beklagenswerthe Lastvieh, auf welchem der herrschende Körper reitet, während der Bürgerstand als gefälliger, freundlicher Wegweiser zu Fuß den stolzen Reiter dienstfertig begleitet und während er mit emporgehobenem Haupte diesem, mit den Füßen jenem ähnlich, durch seine Begleitung wenigstens so viel bewirkt, daß der keine Müdigkeit kennende Reiter sich es nicht einfallen läßt, sein Thier zu spornen und mit ihm fortzusprengen, bis es erschöpft niederstürzt, was wohl an der Tagesordnung war, ehe noch der mäßigende Begleiter erschienen. So stellt sich uns also der Adelstand als blos herrschend und genießend, der Stand der herrschaftlichen Unterthanen als blos dienend und arbeitend, der Bürgerstand hingegen als dienend, aber auch in der Gesammtheit herrschend, als arbeitend, aber auch genießend dar.

Genre-Bilder.

(Fortsetzung.)

„Das ist ein Arcanum, mein Theurer!" — versetzte mit vielem Selbstgefühle der Herr mit den zwei gewichtigen goldenen Knöpfchen. — „Aber da ich Sie zärtlich liebe, so will ich Ihnen, der Sie gleich mir schwarzes Haar haben, wenigstens einige höchst bemerkenswerthe Andeutungen geben, welche für Sie vielleicht bald von dem größten Nutzen sein könnten. Wenn Sie einzelne weiße Haare bekommen, so ziehen Sie dieselben sogleich aus, damit diese Schneemänner nicht etwa die schwarzen Haare anstecken. Der Sonntag ist mein Ausziehetag, und mittelst zweier Spiegel und zweier spitzen Finger wird die Execution vollstreckt. Ich habe dies Geschäft früher durch meinen Bedienten besorgen lassen, aber der ungeschickte Teufel zog mir mit einem weißen Haare immer wenigstens zwanzig schwarze aus. Auf diese Weise würde ich bald um alle meine Haare gekommen sein. In Berlin kündigte neulich ein Frauenzimmer seine Kunstfertigkeit in diesem Fache an und empfahl sich den Damen, welche hoch in den Neun und zwanzigern stehen. Wenn wir hier doch auch schon so weit in der Cultur vorgeschritten wären und eine solche Auszieherin hätten! Ich würde sie sofort zur academischen Künstlerin in Vorschlag bringen. Sobald das Grauwerden meines Hauptes zu gigantisch und colossal wird, beabsichtige ich, mich auf das Färben zu legen. In dieser Hinsicht kann ich Ihnen am meisten den Höllenstein recommandiren, welchen ich schon jetzt anwende, um meinem Schnurr- und Backenbarte, meiner hervorstechendsten Eigenschaft, eine schwarze Farbe zu geben. Magnifique, Baron, Sie notiren Sich wohl meine Recepte?"

„Pardon, mein verehrter Kammerherr!" — versetzte Theodor lachend. — „Ich könnte sonst die wichtigen Regeln, welche Sie uns gegeben haben, leicht vergessen."

„Haben Sie nicht Frau von Biedermann gesehen?" — sprach der Kammerherr, welcher sich durch Theodors Lachen etwas verletzt fühlte, zu Adolph.

„Sie ging eben die Promenade hinunter, mein Theurer." — erwiederte der Gefragte.

„Nun, dann muß ich ihr nach" — sagte der Kammerherr — „um mein kleines Sidonchen mit ihrem strengen Pastor zu necken. Adieu, mes amis!" Sprach's und eilte flugs davon.

„Dieser Kammerherr ist ein kostbarer Mensch!" — nahm Theodor darauf lachend das Wort. — „Mit dem muß ich öfter zusammen kommen."

„Der Kammerherr" — sagte Adolph — „ist zwar ein Geck, aber übrigens ein sehr gutmüthiger, zuverläßiger und ehrliebender Mann."

„A la bonheur!" — bemerkte der Andere —. „Doch, lieber Maler, mal' Er mir, mal' Er mir ein

Digitized by Google

Bild, aber gefälligst ein neues. Wer ist der aufgeblasene Jüngling im schwarzen Fracke?"

„Ein sehr reicher Kaufmann" — antwortete Adolph — „welcher das Gold nicht für eine Chimäre hält, sondern vielmehr glaubt, daß das Geld einzig und allein dem Menschen Werth auf dieser Erde gebe, und neulich einmal äußerte, daß es ihm sehr fatal sei, mit Leuten in Berührung zu kommen, welche nicht reich wären. Dieser junge Sohn des Mercur macht hier ein bedeutendes Haus und seine Gastmähler sollen wahrhaft lucullisch sein. Obgleich er den deutschen Patrioten spielt und sogar für die Deutschen in Griechenland collectirt hat, so versichert er doch aller Welt, daß er nur Röcke, die in London, und nur Stiefeln, die in Petersburg gemacht seien, zu tragen pflege. Er ist auch sehr wohlthätig, aber seine Wohlthätigkeit ist nicht die christliche; denn er posaunt es sogleich aus, wenn er diesem oder jenem eine Unterstützung hat zufließen lassen."

Hier brach er plötzlich ab, da wenige Schritte vor ihm zwei jüdisch aussehende Männer ein Gespräch führten, welches seine und Theodors Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Es bleibt also dabei, Schmul" — sagte der ältere von ihnen mit dem weißen Maltheserkreuze auf der linken Brust — „es bleibt also dabei. Ich nehme Sie für eine jährliche Gage von 400 Thalern in meine Dienste als Redacteur des Blattes: „Vorwärts", und Sie sind dafür verbunden, gegen den Geburtsadel und für die Emancipation der Juden zu schreiben. Wenn gleich ich zum Christenthume übergegangen und mittelst meines Geldes Baron, Geheimer-Commercien-Rath und Comthur und Ritter mehrer hohen Orden, unter deren Last ich fast erliege, geworden bin, so ist Ihr Gönner doch noch Jude durch und durch. Ich wünsche, Schmul, daß Sie Sich auch taufen lassen und christliche Namen annehmen, weil ich glaube, daß Sie dann unserer Sache besser nützen können. Die Emancipation der Juden kann nicht durch Juden, sondern nur durch Christen bewirkt werden, gleichviel, ob diese wahre Christen sind oder nicht. Der Doctor Schmul Silberstein wird gleich von einem Jeden für einen Juden gehalten, nicht aber der Doctor Clemens Maria Silberstein. Nicht wahr, Schmul, Sie erfüllen meinen Wunsch?"

„Wenn Sie befehlen, Herr Baron und Geheimer-Rath" — sprach der Andere mit verschmitztem Lächeln — „so werde ich so frei sein, mich taufen zu lassen und katholisch zu werden, indem ich mir mit der Hoffnung schmeichle, daß es dann Ew. Hoch- und Wohlgeboren gefallen wird, mir gelegentlich einmal ein Raths-Titelchen und ein Ordenchen zu verschaffen."

„Das sollen Sie Beides haben, Schmul, sowohl den Hofrathstitel, als den deutschen Michelsorden" — versetzte erfreut der jüdische Baron. — „Weiter nichts, als ein splendides Frühstück! Auch Ihre Gage soll erhöht werden, wenn Sie sich meiner vollkommensten Zufriedenheit erfreuen."

„Sehen Sie" — fuhr er lachend fort — „drüben den stolzen Baron Löwenburg, meinen jetzigen Standesgenossen, welchen ich Ihnen hiermit als den Typus des Geburtsadels vorstelle. Wenn dieser aufgeblasenste aller Barone ein Geldgeschäftchen mit mir abzumachen hat, zieht er immer erst einen Handschuh an, bevor er mir die Fingerspitzen seiner Rechten offerirt. Solche Leute müssen Sie in Ihren Novellen tüchtig durchpeitschen."

Die beiden Männer entfernten sich und unsere Freunde sahen ihnen lachend nach.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Schwärmerei.

(Schluß.)

Eine je untergeordnetere Stellung also die Phantasie im geistigen Leben eines Menschen einnimmt, desto weniger geeignet wird er sein, den Begriff der Schwärmerei richtig anzuwenden; ein jeder nur einigermaßen erregter Zustand der Phantasie wird ihm als Schwärmerei erscheinen, die er nach seinem individuellen Stand- und Schwerpunkt bald als ein unverständiges Spiel mit dunkeln Begriffen, bald als ein fruchtloses Jagen nach leeren Idealen, bald als ein rastloses Treiben ohne wahren Genuß ansieht. Denn, um den prägnanten Ausdruck beizubehalten, auch der Gefühlsmensch, obwohl er dem Schwärmer hinsichtlich der Gesinnung der Liebe und Sehnsucht näher steht, wird diesen ungerecht beurtheilen, da er in das Objekt sich versenkt mit Betrachtung und Genuß und in ihm aufzugehen strebt, während für die rastlose Phantasie ihr Objekt immer ein äußerliches ist und bleibt. Jedoch ist eben wegen des innern Princips der Liebe, das beiden gemeinschaftlich zukommt, das Gefühl unter den geistigen Thätigkeiten, die im Gefolge der Phantasie stehen, immer die liebste und bereitwilligste Begleiterin und deshalb sind auch die Objekte des Gefühls, Religion, Schönheit u. a. immer diejenigen, die die Phantasie am liebsten umkreist.

Sonach stellt sich als Resultat unsrer Betrachtung ein Zwiefaches heraus, erstens: die Anerkennung der Schwärmerei als eines allerdings einseitigen, aber in manchen Individuen wohlbegründeten Seelenzustandes, der nicht gemacht werden kann, sondern mit der individuellen Gestaltung des geistigen Organismus gegeben ist, und der sich, je nachdem die Außenwelt auf ihn einwirkt, zum Enthusiasmus verklären oder zum Fanatismus steigern kann. Der Schwärmer wird nämlich sogleich zum Fanatiker, wenn man ihm das Recht zu sein streitig macht; ein Trieb der Selbsterhaltung zwingt ihn zur Vertheidigung und nur zu leicht ergreift

Digitized by Google

er, wenn ihm übrigens Energie einwohnt, die Offensive. Die Geschichte der Schwärmer hat dies zu allen Zeiten bestätigt. Andrerseits kann sich die Schwärmerei zum Enthusiasmus fortbilden, wenn nämlich die Außenwelt in mildem, versöhnendem Geiste auf sie einwirkt und ihr die enge Beschränkung des Kreises, in dem sie sich bewegt, fühlbar macht und zum Bewußtsein bringt; dieß geschieht aber nur auf dem Wege der allmähligen Ueberzeugung. Ein Zweites, was sich aus unsrer Betrachtung ergiebt, ist, daß man mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen muß, wenn man den Begriff der Schwärmerei auf eine fremde Lebenserscheinung anwendet, weil man nur sehr schwer von dem Standpunkte abstrahiren kann, auf dem der jedesmalige Beurtheiler steht; und dieß ist doppelt wichtig in einer Zeit, wo die Phantasie so sehr in Mißkredit gekommen ist und der Ruf: „die Phantasie ist los!" gleichen Schrecken erregt, als wenn es hieße: „der Teufel ist los!" (Ackermann — d. Christenthum im Plato.) Ohne Zweifel ist die Schwärmerei eine einseitige Lebensrichtung und wir meinen sie auch als solche gezeichnet zu haben; allein es muß ja jede neue Wahrheit, die den Reichthum des geistigen Lebens vermehrt, erst einseitig von Einzelnen ergriffen und mit aller Macht gegen das schon Bestehende geltend gemacht werden — das Einseitige und Bizarre verschwindet aber, je mehr sie sich der geistigen Ideenmasse assimilirt, und dieß kann nur geschehen, wenn die Gegenwart, anstatt die neuen Elemente abzustoßen, sie in sich aufzunehmen und durch dieselben sich immer mehr zu erweitern strebt. Dazu gehört aber das Bewußtsein, daß der geistige Reichthum einer jedesmaligen Zeit ins Unendliche der Vermehrung fähig, also noch nicht abgeschlossen ist; — dieses Bewußtsein der Unzulänglichkeit ist jedoch wohl keiner Zeit schwerer gefallen als der unsrigen, die, das Industrielle ausgenommen, im Ganzen sehr stationär geworden ist. Betrachten wir in diesem Sinne die Geschichte der Schwärmerei alter und neuer Zeit, so werden wir diese allerdings einseitige, aber in den gegebenen Verhältnissen nothwendige Richtung milder beurtheilen und anstatt durch eben so einseitige Opposition sie zum Fanatismus zu steigern, sie vielmehr aus ihrem engbegrenzten Gebiet zu befreien und zum allesbelebenden Enthusiasmus fortzubilden suchen.

Feuilleton.

An einem glänzenden Gesellschaftstage stellte sich der Frau von Krüdener eine in Armuth gesunkene Frau von Stande vor und bat um Unterstützung. Im Gespräch mit ihr äußerte die Krüdener: „Ach, wie unglücklich müssen Sie sein!" — „Ich unglücklich? entgegnet Jene. Ich habe den Herrn!" Auf der Stelle fiel die Krüdener nieder und betete: „Herr, komm auch zu mir und mache mich glücklich!" Das war der Anfang ihrer Bekehrung und Erleuchtung, wie man sagt.

Saladeddin, der Wiedereroberer des von den Kreuzfahrern genommenen Jerusalems, der größte orientalische Fürst im 12. Jahrh., befahl sterbend, die Fahnen vor dem Pallast hinwegzunehmen, und ein Mann sollte mit dem einfachen Leichentuche hintreten und ausrufen: „Seht! Seht! Mehr nimmt Saladeddin, der Ueberwinder des Orients, von allen Eroberungen nicht mit."

Pestalozzi lebte, wie er selbst sagt, wie ein Bettler, um zu lernen, Bettler wie Menschen leben zu machen.

Der König von Sennaar in Nubien muß seine Zustimmung geben, daß er sich will hinrichten lassen, wenn es das Staatswohl fordert und wenn seine Minister also entscheiden über ihn.

Sprecht nicht: wir wollen leiden; denn ihr müßt. Sprecht aber: wir wollen handeln; denn ihr müßt nicht.
(J. Paul.)

Was ist's, das uns die herbste Qual bereitet?
Die Liebe, wenn sie Glaub' und Hoffnung nicht begleitet.

Der Fächer ist der lustige Telegraph der Liebe.
(H. Heine.)

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug,
Ein Halmendach, das sie getreu verberge,
Ein Räumchen, zur Umarmung weit genug,
Und einen Platz für zwei vereinte Särge.
(v. Salis.)

Weh dem, der einmal den Poeten
Gespielt hat coram populo!
Nie wird er seiner Muse froh;
Heut soll er leiern, morgen flöten
Und übermorgen gar trompeten. (Bürde.)

Der Badeort ist ein schöner Vorhof zum Kirchhof.
(J. Paul.)

An unsern Sonetten regt, wie an den Raupenpuppen, Nichts sich lebendig, als das Hintertheil, der Reim.
(Ders.)

Personalnotizen.

Am 9. Mai starb zu München der Fürst Constantin von Löwenstein-Wertheim, k. Generallieutenant und Generaladjutant des Königs, geb. den 26. März 1786.

Am 9. Mai starb zu Berlin der preuß. General der Cavallerie Ludwig Georg Leopold von Borstell, geb. 1773.

Am 11. Mai starb in Berlin der Generallieutenant von Helwig im 80. Lebensjahre.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Nebst Literaturblatt Nr. 6.

Digitized by Google

Literaturblatt
zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 6. 1844.

Literatur.

Der Rittersaal. Eine Geschichte des Ritterthums, seines Entstehens und Fortgangs, seiner Gebräuche und Sitten. Artistisch erläutert von Friedrich Martin v. Reibisch; historisch beleuchtet v. Dr. Franz Kottenkamp. Stuttgart, Druck u. Verlag von C. Hoffmann. 1842. (Mit feinen Abbildungen auf 62 Tafeln.)

Ein Prachtwerk in jeder Beziehung! Wir schlagen es auf und finden zuerst die Ueberschrift: Einleitung. I. Entstehung und Verhältnisse des Adels im Mittelalter. Darüber redet freilich jedes Geschichtswerk, darüber reden die Juristen im Lehenrechte, darüber giebt es auch manche Monographien; aber wir haben nie Etwas über diesen Gegenstand gelesen, was mit solcher Klarheit geschrieben gewesen wäre, als es hier der Fall ist, wo man auf alle beachtenswerthe Punkte so eingegangen wäre, ohne denen aus dem Wege klüglich zu gehen, wo Knoten zu lösen sind; ohne zu vermengen und in eine Allgemeinheit zu werfen, wo geschieden und specialisirt werden muß. Der Gegenstand ist einer derjenigen, worüber am meisten Einer dem Andern nachgeredet hat, ohne selbst Winke, welche die Quellen geben, zu benutzen und unter ihrer Weisung den Weg selbstständiger Forschung zu gehen; um so wohler hat es Ref. gethan, die Darstellung eines Mannes zu lesen, der zu einer befriedigenden Anschauung der besprochenen Verhältnisse ebendeßhalb uns am besten führen konnte, weil er selbst hell gesehen hat. Als ein besonderes Verdienst des Verf. muß auch hervorgehoben werden, daß er auf die Adelsverhältnisse in England, Spanien und Italien mit Gründlichkeit eingegangen ist. Ref. konnte sich von der Lectüre nicht trennen, bis er sie vollendet hatte, und glaubt auch durch dieses Geständniß Allen, die sich dafür interessiren gesagt zu haben, was sie erwarten dürfen. Nach der Entstehung und den Verhältnissen des Adels im Mittelalter wird II. Wesen und Form des Ritterthums in der an dem Verf. gerühmten Weise besprochen. Wir verzichten, auf Einzelnes aufmerksam zu machen, weil wir die Abhandlung ausschreiben müßten; doch aus dem Theile, der von der Galanterie gegen die Damen handelt, heben wir eine Stelle aus, weil sie ein viel besprochenes, aber theilweise falsch, weil idealisch, gesehenes und nach Idealschilderungen gläubig angenommenes Verhältniß betrifft. Der Verf. stellt uns auch hierbei auf den Standpunkt unbefangener Beurtheilung, indem er sagt S. 60: „Indem auf solche Weise (wie die vorausgegangne Darstellung zeigte) das Verhältniß zu den Frauen sich bildete, war jedoch in keiner Weise eine idealische Liebe nach Art des Plato damit verbunden. In allen Quellen jener Zeit, welche das Leben schildern, wie es wirklich vorhanden war, läßt sich eine kräftige und zu Ausschweifungen geneigte Sinnlichkeit erkennen. Jene Spitzfindigkeiten der provenzalischen Poesie und der damit verbundenen Liebeshöfe, welche man als Beweise der höchsten Verehrung des weiblichen Geschlechts hat darstellen wollen, waren ferner bloße Spielereien der Müßigen, welche den theologischen Spitzfindigkeiten der damaligen Scholastiker entsprechen und ebenso wenig mit dem wirklichen Leben übereinstimmten, wie die Schilderungen verliebter Ritter in epischen Gedichten der Franzosen und Deutschen aus jenen Zeiten." Von S. 67. an werden besprochen die Waffen des Mittelalters, und zwar insbesondere Bogen, Armbrust, Pfeile S. 73 — 84., Schleudermaschinen, Sturmböcke, Wandelthürme 85 — 95., Lanzen, auch Speere, Hellebarden, Partisanen 95 — 101., Schwerter und Dolche 101 — 114., Streitäxte, Streithämmer, Keulen, Morgensterne 114 — 120., älteste Feuergewehre 120 — 123., Helme 123 — 129., Harnisch 129 — 138., Handschuhe, Schilde, Sättel, Sporen, Waffenröcke 138 — 146. Den Schluß machen Abhandlungen über Turniere und gerichtliche Zweikämpfe. Dazu gehören 62 kunst- und prachtvolle, illuminirte Tafeln, durch welche alles von S. 73 an Besprochene illustrirt wird. Hand, wie Geist, haben Eins mit dem Andern sich zu einem Werke verbunden, wie wir es gleich in den ersten Worten der Nachricht darüber benannt haben.

Christliche Gedichte von August Gebauer. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Mannheim, Verlag von Tob. Löffler. 1843. 234 S.

Zum dritten Male bringt der Dichter seinem „alten Vater als Lebenserfrischung" und allen Christen von Geist und Gefühl seine Herzensergüsse dar, die früher „Blüthen religiösen Sinnes" benannt waren. Stolberg, de la Motte Fouqué, Strauß in Berlin (Glockentöne!), Schubert in Erlangen, Geßner in Zürich haben seinen Producten Beifall gezollt, und den Beifall des Publikums beweist der Umstand, daß eine 3. Auflage nöthig geworden ist. Sie ist um mehrere neue Lieder und Sprüche vermehrt, welche von S. 209 bis Ende stehen. Von ihnen gehen 7 Lieder christliche Festzeiten an. Der neuen Sprüche sind nur 8, und doch ist gewiß der Dichter reicher daran und würde mit einer reichlichern Gabe sich großen Dank verdient haben, namentlich auch bei Denen, die für die Jugend davon Gebrauch machen wollen. Wer solche Spruchgabe hat, spende doch ja aus seinem Schatze; ein einziger treffender Spruch wiegt ein ganzes Predigt- und Betrachtungsbuch auf. — Die Ausstattung ist sehr anständig.

G†.

Peter der Große und Leibnitz. Von Dr. Moritz C. Posselt. Dorpat und Moskau. Verlag von F. Severin. 1843. Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig. 284 S. 8.

Zwei Personen von welthistorischer Bedeutung sind der Gegenstand dieses Buchs, nämlich in ihrem Verhältnisse zu einander und in ihrem Einflusse auf Rußland. Was Peter für Rußland geworden ist, und wie er's wurde, und wie er war, das wird an verschiedenen Stellen des mannigfache Reflexionen und Denk- und Erfahrungsresultate immer dazwi-

Digitized by Google

schen gebenden Buches gesagt, in einer weniger unterbrochenen Folge aber von S. 160 an. Bis S. 126 finden sich Betrachtungen, welche von den beiden Einzelpersonen oft abzuführen scheinen, aber doch immer wieder auf sie und Rußland einlenken. In ihnen liegt ein nicht geringer Werth, eine reiche Fundgrube für denkende Leser. Mit Seite 126. hebt die Einleitung zu dem Stande der Russen vor Peter an. Wie Leibnitz, der damals gleichsam der Haupterbe aller Schätze des früher errungenen Wissens war und mit dem ihm verliehenen Unterpfande kräftig und frisch wucherte und für die Zukunft arbeitete, für Peter und Rußland wirkte, das wird uns auch an verschiedenen Stellen dargelegt, so wie überhaupt, was der große Philosoph der Welt war und sein wollte; es wird Jenes aber vorzüglich durch Documente belegt, die das unverkennbare Gepräge an sich tragen, wie ihr Verfasser den schon früher erkannten Lebensberuf, Unwissenheit und Irrthum, die größten Feinde und Uebel der Völker, zu verscheuchen, bis zu seines Lebens Ziele festhielt. Ueber das thätige Verhältniß zwischen dem Kaiser und Leibnitz, welches von der ersten persönlichen Bekanntschaft zwischen Beiden zu Torgau bis zum Tode des Letzeern stattfand, sind 13 handschriftliche Dokumente gegeben, von denen einige jedoch schon früher bekannt geworden sind. — Ausstattung sehr gut.

Thüringen in der Gegenwart von Ludwig Bechstein. Land und Volk. Sitte und Sage. Können und Wissen. Handel und Wandel. Gotha. Druck und Verlag des Verlags-Comptoir. 1843. 232 S.

Verfasser und Verleger (Dr. Ludw. Storch) sind Männer, welche die rühmlichste Anerkennnng verdienen wegen ihrer Bestrebungen in Bezug auf ihr Vaterland Thüringen. Anderer literarischer Leistungen Beider zu geschweigen, erinnern wir nur an Bechsteins Sagenschatz und Sagenkreise des Thüringerlandes und an Dr. Storch's (welcher Schriftsteller und Verleger zugleich ist) Thüringische Chronik und Wanderbuch durch den Thüringerwald. Hoffentlich wird uns der Verfasser Gelegenheit geben, auch seine Chronik, die wohl bald vollendet ist, anzuzeigen. — Vorliegende Schrift ist dem Volke Thüringens gewidmet als Festgabe zur 1000jährigen Jubelfeier des deutschen Reichs. Möge mit der Begeisterung und mit der Aufmerksamkeit auf Alles, was Hervorhebung verdient, mit der das Buch geschrieben ist, es auch aufgenommen werden! Ist es schon dem, der kein Thüringer ist, eine liebe Gabe, um wie viel mehr muß der es willkommen heißen, der in dem Lande und unter dem Volke lebt, daß er darin nach den auf dem Titel angegebenen Beziehungen dargestellt findet. Und es ist nicht etwa ein dürres Gerippe allgemeiner Darstellung vorgeführt, es ist nicht ein leeres Fachwerk hingestellt, wo man erst selbst in die Fächer das Einzelne, was hineingehört, denken, oder legen müßte; vielmehr wird Keiner das Buch aus der Hand legen, ohne daß es ihm auch über seine nächste Umgebung Etwas gesagt hat, worüber er sich freuen wird. Auch von den Dialekteigenthümlichkeiten, dem Aberglauben, den Schimpf- und Spitznamen sind Proben gegeben; die Taufe der Wünschelruthe, wovon man nirgends eine Nachricht finden wird, ist beschrieben. Die mitgetheilten Sagen sind solche, die nicht in den vier Bänden des Sagenschatzes B's. enthalten sind. Auch Volkslieder sind nicht vergessen, wobei Proben von den jetzt fast völlig verklungenen Tanzliedern. Erwägt man die geringe Zahl der Quadratmeilen thüringischen Bodens gegen das übrige Deutschland, wie überwiegend reich ist das Land stets gewesen an Männern der Kunst und Wissenschaft! Sie alle sind genannt.

Ott.

Biographischer und juristischer Nachlaß von Dr. Karl Salomo Zachariä von Lingenthal, Großherzogl. Badischem GR., ordentl. öffentl. Rechtslehrer a. d. Univ. Heidelberg rc. Herausgegeben von dessen Sohne Dr. K. E. Zachariä v. Lingenthal. Stuttgart u. Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 1843. 192 S.

Inhalt: Autobiographie, dazu Nachtrag vom Herausgeber, Verzeichniß der Schriften Z's., dessen Dialog über Phrenologie, Juristisches sowohl über Staats- als Kirchenrecht, darunter Nr. VI.: War auch der hohe Adel der Ahnenprobe in den deutschen Stiftern unterworfen? VII. Noch ein Beitrag zu der Lehre von den nicht standesmäßigen Ehen des hohen deutschen Adels. VIII. Einige Bemerkungen, welche die Stiftung eines Familienfideicommisses betreffen. IX. Ueber die Lehnsfolge in die Fuldaischen Lehne. Die Leser des Jahrgangs 1843 von der Adelszeitg. kennen aus Nr. 98 f. bereits den Aufsatz über die Ahnenprobe Der Verfasser der „Vierzig Bücher vom Staate" ist hinlänglich bekannt; aber eine vollkommene Bekanntschaft kann man mit dem Manne, dem man nicht selbst im Leben nahe steht, erst aus seiner Autobiographie machen, wenn sie nach rechter Weise geschrieben ist. Wir können versichern, die Zachariä's mit nicht geringem Wohlgefallen gelesen zu haben. Sie wird zugleich dazu dienen, das Urtheil über seine politischen Ansichten, welche liberale Ultras gern als illiberal hätten verschreien mögen, festzustellen. Z. war keineswegs illiberal; er war ein Mann des Fortschreitens in der Wissenschaft und im Staatsleben. Er starb 27. März 1843.

Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken aus den Quellen bearbeitet von Dr. Heinr. Wilh. Bensen. Erlangen, Palm'sche Verlagsbuchhandl. 1840. VI. und 593. S. 8.

Seit dem dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hat die Geschichte des Bauernkriegs eine vorzügliche Aufmerksamkeit der Historiker gefunden. Wir erklären dieß uns daraus, weil unsere Zeit, so zu sagen, die Zeit des Volkes ist, wogegen wir gewisse andere Zeiten als Zeiten der Fürsten, und wieder andere als die der Aristokraten kurz charakterisiren können. Daß in einer Periode, wie die seit 1830 begonnene ist, eine Erscheinung, dergleichen der Bauernkrieg war, mit andern Augen, als sonst, angesehen und besprochen wird, ist sehr natürlich. Bensen sagt zwar in der Vorrede: „Der Bauernkrieg erschien den Zeitgenossen nicht als ein vorübergehender Tumult, sondern als eine in das Leben des deutschen Volkes tief eingreifende Begebenheit." Allein von allen Zeitgenossen jenes Ereignisses kann man doch das nicht so allgemein sagen; es ist leider nur zu gewiß, daß auch Manche in den Bauern weiter Nichts, als strafwürdige Tumultuanten sahen, ohne Grund und Bedeutung jenes Nothschreies der gedrückten Menschheit zu erwägen. In der Einleitung gesteht alsdann der Verf. selbst, daß die Ersten, die über den Bauernkrieg schrieben, seine Stellung zur Zeitgeschichte nicht begriffen, und

Digitized by Google

daß man das Hinstreben der Gemeinfreien nach dem ursprünglichen Rechte übersah. — Früher zwar hatte der Bauernkrieg im Südschwaben begonnen; aber seine politische Bedeutung gewann er in Ostfranken. Die Häupter waren hier nicht Fanatiker, wie der thüringische Münzer, sondern Reformer, die mit Hülfe des Schwerts, mit Umgehung aller andern Herren, den Kaiser wieder an die Spitze freier Gemeinden stellen wollten, während man anderwärts nur sich erhob, um die Abstellung gewisser Beschwerden zu erzielen. Die höhere politische Beziehung begreift man auch aus dem Anschluß von Städten und Adligen an die Bauernschaft, der nicht immer erzwungen war. Um die Volkszustände im 16. Jahrh. darzustellen, muß man das Verhältniß des Grundeigenthums recht erfassen, und der Verf. ist hier tief und weit zurückgegangen, gewiß Jeden zum Danke verpflichtend, weil er so eine volle Einsicht in die Verhältnisse gewährt. Das geschieht in der Einleitung. Die dann folgenden §§ sind überschrieben: Kirchenregiment zu Rotenburg und Anfang der Reformation, Prädicanten, Karlstadt und Luther; Empörung der Bauern, Gemeindeausschuß zu Rotenburg, Aufstand im Taubergrund und Ottenwald, Osterfest zu Rotenburg, der Tauberhaufe, die Weinsberger That, Zug nach Würzburg, die Bischöfe und die Gemeinde von Würzburg, Empörung im Hochstift Würzburg, Zug des fränkischen Heeres nach Würzburg, Unterhandlungen zwischen Rotenburg und dem fränkischen Heere, Rotenburg im Bund mit den Bauern, Belagerung des Frauenbergs, Luther im Bauernkrieg, Entwürfe zur Reichsreform, G. Truchsessen von Waldburg Kriegsthaten in Schwaben, Pfalzgraf Ludwig und die Rheinfranken, Unternehmungen der Oberfranken, Landtag zu Schweinfurt, Nürnberg — Bamberg — Mrkgr. Casimir im Bauernkrieg, Schlacht bei Königshofen — Sulzdorf — Ingelstadt, Sieg über die Ostfranken, Blutgericht zu Rotenburg, Ende des Kriegs, Schluß. Hierzu stehen S. 511 — 584 33 belegende Beilagen. Außerdem machen wir noch auf einzelne in den §§ eingewebte Stücke aufmerksam, wie Götz v. Berlichingen als oberster Feldhauptmann des Bauernheeres S. 163 u. a. a. O., und daß der Zusammenhang des ostfränkischen Bauernkriegs mit den Begebenheiten in andern Landschaften es nothwendig machte, auch Erzählung von diesen einzuweben, braucht kaum erwähnt zu werden. — In den Beilagen stehen die 12 Artikel der Bauernschaft in ihrer ursprünglichen Form, der Bundesbrief des Grafen Wilh. v. Henneberg, wodurch er sich zur Annahme der 12 Artikel verpflichtet, Aufforderungsschreiben der Bauern an den fränkischen Adel, der Heilbronner Entwurf zur Reichsreform u. a. Aktenstücke, auch ein Verzeichniß der in Franken zerstörten Schlösser und Klöster, eine synchronistische Uebersicht und Angabe der Quellenschriften. Es ist bereits anerkannt, daß Bensen's Werk das erste vollständige und zur Befriedigung kritische in dieser Partie der Geschichte ist. **G $\frac{1}{2}$.**

Geschichte der deutschen Geistlichkeit im Mittelalter. Von Dr. Rauschnick. Leipzig, Karl Berger's Verlagshandlg. 1842. 309 S.

Ein Buch zur angenehmen Belehrung hat der Verfasser dargeboten, welches den geistlichen Stand des Mittelalters theils in allgemeinen, aber dabei nicht das einzelne Charakteristische ausschließenden, Abrissen, theils in einzelnen höher gestellten Personen mit ungekünstelter Sprache schildert. Der Gedanke, eine solche Geschichte gerade jetzt zu schreiben, war lobenswerth und die Art, wie er ausgeführt ist, macht das Werk zu einem Lesebuche für Jedermann. Noch sei bemerkt, daß unter den 44 Abschnitten, in welchen der Verfasser, gleichsam wie in einzelnen Gemälden, die historischen Darstellungen gegeben hat, der 24te die Verhältnisse der deutschen Geistlichkeit zu den Juden bespricht und dabei über die Verhältnisse der Juden selbst im Mittelalter das Alles anführt, woraus sich erklärt, daß die Juden gerade die Stellung in unserm bürgerlichen und industriellen Leben einnahmen, die sie jetzt noch haben. **Ett.**

Beiträge zur Geschichte Deutschlands in den Jahren 1805—1809, aus brieflichen Mittheilungen von Friedr. Perthes, J. v. Müller, General Freih. v. Armfelt und Grafen d'Antraigues. Veröffentlicht durch den Herausgeber der „Briefe an J. v. Müller." Schaffhausen. Verlag der Hurter'schen Buchhandlung. 1843. XVIII. u. 178 S.

Die Reihen derer, welche in der für Deutschland und ganz Europa verhängnißvollen Zeit der französischen Oberherrschaft thätigen Antheil an Erhaltung und Wiederbelebung deutschen Sinnes und Charakters nahmen, lichten sich mit jedem Jahre immer mehr. Auch im J. 1843 ist wieder Einer, dessen Name einen guten Klang hat, zu den Vätern versammelt worden, Friedr. Perthes. Sein Briefwechsel mit J. v. Müller eröffnet die vorliegende Sammlung. Die Veranlassung zu demselben war zwar eine buchhändlerische; aber gleich im ersten Briefe geht der Patriot mit dem Geschäftsmann Hand in Hand, und dann gilt's nur dem höhern Interesse. „Nun bald ohne Vaterland, sagt v. Müller, fühle ich desto mehr, daß ich der Gesellschaft männlicher Vertheidiger des Rechts und der Wahrheit allein zugehöre." Eine hohe in Gedanke und Wort den Leser, dem jene Ereignisse über ein Menschenalter hinaus im Rücken liegen, jetzt noch begeisternde Gesinnung spricht sich in Müllers, wie in Perthes Briefen aus. Solche Reliquien sind das rechte geistige Bild einer Zeit und kommen ihnen die von ihr in Geschichtswerken entworfenen nicht gleich, hätte sie auch die geschickteste Feder gezeichnet. Armfelt's (mit t, und nicht d, schreibt er sich) Ingrimm sticht sehr gegen den durch ächte Frömmigkeit geläuterten Patriotismus Perthes' ab. Von Napoleon sagt er: „Nur der Tod des Tyrannen kann uns retten; von dem Dolche eines unsterblichen Meuchlers allein hat Europa seine Rettung zu erwarten." Seine Worte sind überhaupt wild und wüst; aber das Herz ehrlich und treu. — S. 149. befindet sich auch ein Abschiedsbillet Müller's an Prinz Louis von Preußen. Ein Aufsatz, der über Müller als Freund handelt, bringt eine Beschuldigung zur Sprache, die einem andern bekannten Historiker ebenfalls gemacht worden ist — die Männerliebe, und vertheidigt ihn dagegen. Zum Schlusse sind Fragmente zur Charakteristik M's. aus seiner Zeit beigefügt, von denen die meisten hätten wegbleiben können, weil sie eigentlich nichts Neues enthalten.

Vermischte Gedichte von C. L. Kaulbach. München, 1843. Johann Palm's Hofbuchhandlung. 312 S.

Wenn Ref. über Manches in des Dichters „Walhalla" theils in Ungewißheit war, wie er es nehmen sollte, theils es anders wünschte, theils sein Urtheil suspendirte: so hat

Digitized by Google

ihm diese Sammlung vermischter Gedichte desto mehr Gelegenheit gegeben, mit Entschiedenheit seinen Beifall auszusprechen und glaubt, prophezeien zu dürfen, daß sie in einem größern Kreise ihr Glück machen werden. Es ist eine angenehme Ueberraschung, den Dichter, der anderwärts uns die Lyra zu hoch zu spannen und in dithyrambischen Worten bisweilen etwas zu suchen schien, hier so natürlich zu finden und seine Dichtung in Gedanken und Form so leicht und anmuthig fließen zu sehen. Da ist Nichts, was den Schein des mühsam Errungenen hätte, sondern es offenbart sich der rechte Dichter von Beruf. Der Inhalt der Gedichte ist sehr mannigfaltig, und von den besungenen Gegenständen dürfte sich fast keiner von der Art finden, bei dem man fragen müßte: was für eine Absicht konnte der Dichter haben, für dergleichen in die Saiten zu greifen? — Druck und Papier sehr gut.

Vier Brüder aus dem Volke. Ein Roman aus Oesterreichs jüngsten Tagen. Von Joseph Rank. 2 Thle. Leipzig, Wilh. Einhorn. 1844. 1. Th. 282 S., 2. Th. 185 S. 8.

Ein Roman, der sich von andern Erzeugnissen auf diesem Felde der Literatur mehrfach unterscheidet. Schon das ist eine Eigenthümlichkeit, daß alle Handlung darin, wenigstens in diesen zwei Theilen, im Raume einer Nacht und eines Tages vor sich geht. Man wird dabei rechnen: 282 und 185 S. und darauf Handlung von etwa 24 Stunden; da sind gewiß lange Brühen von Betrachtungen an die einzelnen Ereignisse angegossen? Keineswegs! Hier und da ist wohl eine Reflexion angefügt, aber kurz, nicht langweilend, voll Gemüth und Leben, vorzugsweise aus einem von Wehmuth durchzogenen Patriotismus geflossen. Soll Ref. die gegebene Erzählung, aus der sich, ohne sie zu verstümmeln und sie ihres Reizes zu entkleiden (der Verf. ist J. Paul geistesverwandt), kein Auszug liefern läßt, kurz charakterisiren; so muß er sagen: sie ist eine sehr gelungene Darstellung mannigfacher Aeußerungen eines erhöheten Gemüthslebens im Volke nach Nationalität, Religion und scharf hervortretenden Individualitäten. In einigen Partien führt uns der geistvolle Dichter aus dem Kreise seines Landvölkleins in die Sphäre der so geheißenen Gebildeten und Hochgestellten, nämlich Solcher, wo Alles, nur nicht das Herz gebildet ist und hoch steht; auch giebt er uns einen Begriff von dem sauern Geistesfutter, was manche geistliche Hirten ihrer Heerde vorwerfen, und von dem Schalten und Walten derjenigen, die im Namen und Auftrage, aber nicht Sinne und Geiste des weltlichen Oberhirten über das Volk herrschen. Dann eben tritt neben seinen Patriotismus die Wehmuth, daß das Volk nicht ist und sein darf, das es sein sollte und könnte. Dann kommen Aeußerungen, wie die: „Sie sagen nur: Gott schicke schwere Jahre. Warum glaubt und denkt ihr so? Euer Gott ist betrübter, als ihr darüber, daß er es zulassen muß, wie man mit euch umgeht. Du gutes, gutes Volk, großartig in Geduld und für deine Rechte immer noch nicht zu Verstande gekommen! Gott schickt schwere Jahre! Du liebes, geduldiges Volk! Will dir's denn Niemand erklären? — O Oesterreich, warum nicht für Alle dieselbe Heimath? Auch Heimath des freien Mannes in Wort und That? Warum nicht Ein Licht? Eine Pflege? Einen Vortheil? Warum nicht gleichen Schritt vorwärts? Eine Seele im Ganzen? Warum nicht freies Wort? u. s. w." Haben wir den Lesern, die viel Handlung, ergreifende und verschiedenartige Facta mit fesselnder Abwechselung lieben, noch nicht bestimmt genug gesagt, was sie zu erwarten haben: so fügen wir zum Schlusse die Versicherung bei, daß auch ihre Ansprüche vollkommen befriedigt werden. Es ist dieß ein Roman, der denen sowohl, die zu einem höhern Zwecke lesen, als denen, die diesen nicht im Auge haben, darbietet, was sie wünschen. — Der Schluß des 2. Theils wäre ohne Aufschluß, wenn wir nicht einen dritten Theil zu erwarten hätten. — Die Ausstattung durch die Verlagshandlung ist lobenswerth.

Hector. Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Napoleon's Plane, von J. Ch. J. Luce de Lancival. Uebers. v. J. Gabriel Seidl. Wien, 1843. Bei Pfautsch u. Comp. XII. u. 92 S.

Dem Comité des Théatre Français wurde einst anonym eine Tragödie eingesendet und von ihm zurückgewiesen. Tags darauf erschien ein Stallknecht mit einer Rolle und einem Billet, worauf die Worte standen: „Les acteurs du Théatre Français joueront d'aujourd'hui en un mois la tragédie, qu'ils ont eu la bêtise de refuser. Napoléon." Am 1. Februar 1809 fand die Aufführung statt. Es war ein dramatischer Versuch Napoleons, nach der Belagerung von Toulon begonnen, während des Consulats wieder vorgenommen, aber erst nach der Besteigung des Throns zur Vollendung gebracht. Napoleon, als Feldherr gewohnt, die Idee zu fassen, das Ganze anzulegen, das Detail aber dienenden Kräften zuzuweisen, machte es hierbei so. Die Tragödie Hektor war eine gut angelegte, aber erst roh gemeißelte Statue. Dem Professor Luce de Lancival übertrug Napoleon das Werk zur weitern Bearbeitung, welcher in Einverständniß mit ihm feilte, änderte, wegließ, einsetzte. Die Kritik sprach sich öffentlich vortheilhaft über das Stück aus. Als es während der 100 Tage gegeben wurde, erhob sich stürmischer Beifall bei den Worten Lorsque, — comme un colosse immense, à l'armée immobile — apparoit un guerrier — c'est lui! Man machte die Anwendung auf den gegenwärtigen Kaiser. — Das Stück hat einen höchst verständigen Bau und eine gut gegliederte Fügung, spannende Steigerung, frappante Situationen und consequent durchgeführte Charaktere.

Jahrbuch für Israeliten auf das Jahr 5604. Mit Beiträgen v. Dr. Auerbach, Dr. Frankl, Heller, Dr. Jost u. s. w. Herausgeg. von Isidor Busch. Zweiter Jahrg. Wien 1843. Druck u. Verlag des Edlen v. Schmid und J. J. Busch. 233 S.

Das äußerlich schön ausgestattete Jahrbuch giebt einen Ueberblick der Verhältnisse Israels in allen Erdtheilen, wie sie 1842 waren, eine Geschichte der Gemeinde zu Wien seit 1784, Dr. Creizenach's Charakteristik, Betrachtungen und Predigten, Einiges über den Weisheitsschatz in Talmud und Midrasch nebst Proben, Personalchronik und Nekrologe. Die Proben aus Talmud und Midrasch, dergleichen in Herder's Werken auch christlichen Lesern dargeboten sind, beweisen, wie treffend und überraschend die alten Rabbinen die Wahrheit in Bildern darzustellen verstanden. G†.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 41. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Beiträge zur Geschichte des Adels. *)

V. Müllner. Müller.

Im Allgemeinen wird angenommen, daß die Namen, welche ein Geschäft oder Gewerbe anzeigen, nicht als alt adelig zu erachten sind. Diese Annahme ist im Allgemeinen richtig; jedoch leidet sie mitunter, wenn gleich höchst selten, Ausnahmen. Zu diesen Ausnahmen gehört das im vorigen Jahrhundert erloschene Geschlecht der Müller oder Müllner zu Zürich, **) welches sich in die drei Stämme, Friedberg, Rohr und Rorbas getheilt. Diplomatisch ergiebt sich, daß schon 1111 Johann Mitglied des Raths von Rittern und Ludwig 1112 des Raths der Geschlechter (bürgerlichen Patrizier) war. Ritter und Rath Heinrich lebte 1223. Rudolph wurde 1251 gewählt zum Bestimmer des Hilfscontingents zwischen Uri und Schwyz; er war ein Gutthäter des neu zu Zürich errichteten Augustinerklosters und nahm allda für sich und sein Geschlecht ein Erbbegräbniß. Sein Sohn Gottfried (Götz) war Ritterrath von 1324 und 1347 im neuen Regimente. Vom Kaiser Karl IV. war er gewissermaßen in den Freiherrenrang erhoben, indem er wegen seiner Lehensgüter nicht mehr von Zürich, sondern vom Reiche gesucht werden sollte. Von seinen Söhnen war Jacob 1348 Schultheiß des Stadtgerichts und Gottfrieds Haus zum Schwert ward 1343 weggeschwemmt; letzterer war 1347 Reichsvoigt und später Rathsherr. Seine Söhne waren die Ritter Rudolph und Gottfried (Götz). Letzterer war Reichsfreiherr zu Trichtenhausen und Stadelhofen (Zürichgau), Reichs(-Pfand)-Herr zu Küßnacht, Wezwyl und Breitwyl; von Oesterreich besaß er pfandweis die Veste St. Andreas bei Zug, das Frei-Amt, den Kehlhof zu Lunkhofen, den Zoll zu Brugg, zu Menzingen, in dem niederen Amt zu Glarus und auf dem niederen Amte zu Kyburg, welches 1376 bestätigt wurde. Er saß auf der Burg Friedberg, die sein Geschlecht von dem Hause Friedberg-Meilen mit der Voigtei über Meilen erlangt hatte, welche letztere er aber an die Edlen von Ebersberg verkaufte. Er war auch Herzog Leopolds von Oesterreich Hofmeister, österreichischer Voigt zu Rapperswyl und Glarus (1352—1359). Auch Herr Götz Müllner von Friedberg sagte den Eidgenossen ab (1386) und fiel mit seinem Herzog bei Sempbach; er liegt in der Gruft zu Kunigsfelden. — Rudolph der Erstere (1250 — 1287) hatte einen Bruder Jacob, welcher 1275 den Thalacker (adeliges Reichsafterlehen vom großen Münster zu Zürich) dem Kloster Seldenau verkaufte und wegen Rieden am Albis Vasall der Reichsfreiherren von Schnabelburg war. Er war „Edelknecht" und im Rathe der Stadt Zürich, aber so adelig unabhängig, daß er mit dem Grafen Rudolph von Habsburg auf eigne Hand und Faust Fehde führte, jedoch in Folge einer besondern Veranlassung später Rudolphs Freund wurde und denselben in einem Treffen gegen den Freiherrn von Regensberg verwundet auf sein eignes Pferd setzte, den Angriff von neuem begann und den Regensberger schlug;

*) Vgl. Jahrg. 1843. Nr. 101.

**) Johannes Müller wurde 1790 in den R. Adelstand wegen seiner Verdienste um die R. Ritterschaft mit dem Titel von Sihlfelden (Sylfelden) erhoben; das Sylfeld ist ein sehr fruchtbarer Landstrich bei der Stadt Zürich. Da aber der berühmte Geschichtschreiber der Schweiz weder hier Besitzung hatte und auch nicht Bürger zu Zürich war, so erscheint die Beilegung des Namens „von Sylfelden" unerklärlich. Joh. Müller stammte aus einem seit 1520 bekannten bürgerlichen Geschlechte zu Schaffhausen; sein Vater Johann Georg (geb. 1722, † 1782) war Diacon und Professor.

Digitized by Google

dieserhalb schlug ihn Rudolph, Kaiser geworden, (1273) *) zu Mainz, in Gegenwart hoher Fürsten des Reichs, eigenhändig zum Ritter; er war noch 1280 und 1285 im Ritterrathe zu Zürich und liegt in dem von seinem Bruder Rudolph errichteten Erbbegräbnisse in der Augustinerkirche zu Zürich begraben. Von seinen Söhnen war Ritter Rudolph der ältere Ritter-Rath zu Zürich 1293, 1296, 1298, 1301, 1302, 1304, 1305, 1311; in diesem letzten Jahre war er auch Schiedsrichter in einem Streite zwischen Schwyz und dem Stifte Einsiedel und nochmals (1317) Ritterrath. Rudolph der jüngere ward Ritterrath (1312, 1313, 1316); Rudolph des ältern Söhne waren: Eberhardt, welcher unter der neuen Regimentsverfassung 1363 Schultheiß zu Zürich wurde und eine (nur noch in Bruchstücken vorhandene) Züricher Chronik schrieb, und Johann, welcher 1318 und 1319 Ritter-Rath gewesen. Von der spätern Nachkommenschaft ward Eberhardt der jüngere 1365 Erbküchenmeister des Frauen-Münsters zu Zürich und (1369) Herr zu Aesch auf dem Albis; Ritter Jacob (1309, 1319) Chorherr des Stifts zum Frauen-Münster; Rudolph Johanniter-Commenthur zu Wädschenwyl; Ulrich ein tapferer Ritter der sogenannten Böcke vom Schwertorden (1444) u. s. w. u. s. w. Noch 1701 verstarb aus diesem adeligen Geschlechte: Johann-Rudolph M. Herr zu Wespersbühel, Ober-Ingenieur der Festung Zürich. Diese alte Familie besaß auch die Rittersitze Rohr an der Glatt (auf dem Burgstalle der ehemaligen Veste der Edlen zu Rümlang) und Rorbas, welche letztere Burg sie von den Edlen von Rorbas erlangt. Demnach bestand das Geschlecht aus den drei Linien: Friedberg, Rohr und Rorbas. Von der Linie im Rohr soll das Geschlecht der Edlen „Müller im Lauried" (Zug) abstammen, aus welchem Junghans und Götschi 1422 bei Bellinzona und Bürgi bei St. Jacob bei Basel 1444 fielen; Margaretha war 1567 Aebtissin zu Frauenthal, und Verena 1638 Aebtissin zu Magdenau. Dieses Geschlecht hat sich im Dienste des Vaterlandes und im ausländischen Kriegsdienste verdient gemacht.

(Schluß folgt.)

Genre-Bilder.

(Fortsetzung.)

„Ich muß gestehen" — sagte Theodor — „daß dieser Ort anfängt, mich zu amüsiren. Juden bleiben Juden. Die armen Israeliten sind in der Regel demüthig, die reichen arrogant, aber jene sowohl wie diese geldgierig bis zum Excesse. Ich wundere mich, daß die Jüdinnen meistentheils das Gegentheil der Männer sind und sich durch die liebenswürdigsten Eigenschaften auszeichnen. Was ist der Baron Löwenburg für ein Mann?"

„Der jüdische Ritter des Ordens von Malta, welchen früher nur alte Edelleute bekamen," — sprach Adolph — „hat ganz recht, wenn er Löwenburg den aufgeblasensten aller Barone nennt. Es ist aber total unsinnig, daß die adelsfeindlichen Scribler, sobald ihnen einmal ein solcher Thor aufstößt, seine Schwachheit dem ganzen Adel aufbürden. Eben so wenig, wie die Aufgeblasenheit eines Beamten oder eines Geldaristokraten dem ganzen Beamtenstande oder Allen, die Geld haben, zur Last gelegt werden kann, dürften auch die Fehler eines Adeligen den sämmtlichen Standesgenossen desselben zuzurechnen sein. Wende Deinen Blick gefälligst einmal nach jener imposanten Gestalt, welche an der Pappel steht und mit der kleinen Dame spricht! Der Mann ist ein bürgerlicher Minister und eben so aufgeblasen wie Löwenburg. Dieser ist stolz auf seine Ahnen und die bisher noch nicht befleckte Ehre seiner Familie, jener dagegen setzt seinen Stolz darin, daß er es nur durch sich selbst zu einem so hohen Posten gebracht hat. Während der Baron ohne Amt lebt, aber durch seine Wohlthätigkeit und durch gemeinnützige Artikel, welche er, natürlich gratis, für öffentliche Blätter schreibt, einen ganz lobenswerthen Gebrauch von seinem Vermögen und seinen geistigen Fähigkeiten macht; — dirigirt der Minister die Staatsmaschine, wobei wir indessen leider mehr rückwärts, als vorwärts kommen. Neulich ist hier eine Abendgesellschaft beim Präsidenten Bock, und der Minister tritt ohne seine Gattin in den Salon. „Eure Excellenz sind ohne Ihre Frau Gemahlin?" — fragte der Präsident. „Aufzuwarten," — erwiederte der Minister mit einem stolzen Kopfnicken, indem er es unter seiner Würde hielt, gegen einen Präsidenten eine Entschuldigung zu machen. Der kleine, starke Mann mit dem gescheitelten Haare, welcher links vom Minister steht, ist ein Ober-Consistorial-Director, welcher ächt papistische Grundsätze hat und Jeden verdammt, welcher anders denkt, als er. Dieser Kleine benimmt sich gegen seine Untergebenen, namentlich die armen Candidaten, auf die hochfahrendste und schnödeste Weise, gegen Höhere aber äußerst demüthig und oft sogar kriechend. Soll man das czarische Auftreten des Ministers und das jesuitische Benehmen des Ober-Consistorial-Directors allen Beamten und allen Geistlichen, namentlich unserem hiesigen rechtschaffenen Pastor Reichardt, dessen Religionsunterricht die kleine Sidonie Biedermann genießt, zur Last legen? Quod non! Das würde ja die größte Ungerechtigkeit sein. Doch ich werde jetzt die Rolle des diable boiteux aufgeben müssen, da die Musik in unserer Nähe zu laut ist und ich mir leicht die Schwindsucht an den Hals reden könnte." Während der letzten Worte des Sprechers hatte sich nämlich nicht

---

*) Nach Bullinger; — 1275 nach Tschudi.

Digitized by Google

fern von den Freunden ein Musikcorps niedergelassen und spielte eben ein Stück aus der beliebten Oper: die Regimentstochter.

„Wenn es Dir recht ist, lieber Adolph," — sagte Theodor — „so wollen wir uns jetzt unter die Promenirenden mischen, und Du kannst ja Deine Zeichenkunst immer noch ausüben."

„Comme vous voulez," — erwiederte der Andere, und die beiden Freunde schlenderten untergefaßt nach der Promenade.

(Schluß folgt.)

Ueber den Adel als Stand im Staate.

Vernunft und Freiheit sind uns angeboren; aber wie wir aus den Händen der Natur kommen, haben wir erst den Keim der Vernunft und Freiheit, nicht den Blüthen und Früchte tragenden Baum derselben. Mit der Vernunft und Freiheit nun ist uns auch der Staat angeboren, er ist kein Vertrag „von Natur freier Menschen zur Unfreiheit um der Bequemlichkeit des Lebens willen;" nein, der Staat ist uns angeboren, und, wie weit sich das Bewußtsein der Freiheit bei einem Volke ausgebildet hat, das bestimmt sein mehr oder minder vollkommenes Dasein als Staat. Die Träger dieses Bewußtseins nun sind die Freien, die Regierenden, sie haben das Bewußtsein selbst, während das Volk nur die Möglichkeit desselben hat, wie der Leib die Möglichkeit des Geistes enthält; die Macht ist thatsächlich nur mit dem Bewußtsein der Freiheit verbunden, darum haben die Regierenden die Macht, während sie bei dem Volke wiederum nur der Möglichkeit nach ist. Die Träger des Bewußtseins der Freiheit, die Regierenden, nennen wir Aristokratie, Adel. — Von Anfang an gab es einen Adel, doch war es nur ein Adel der Person; körperliche Schönheit, Stärke, Muth, Tapferkeit und Klugheit, kurz also der Inbegriff alles dessen, was die Völker in den frühesten Zeiten ausschließlich hochschätzten, gaben einen Adel der Person, indessen wurde dieser persönliche Adel sehr schnell ein erblicher, indem jene Eigenschaften vom Vater auf den Sohn forterbten und die Erinnerung an die Thaten des Vaters, einmal den Sohn zu gleichen trieb, das andere Mal seinem Thun in den Augen der Menge einen höhern Glanz verlieh. So finden wir bei allen Völkern, es ist nicht ein einziges ausgenommen, einen erblichen Adel, der mit seinen äußern und innern Vorzügen bald äußere Vorrechte erringt, an der Spitze der Völker steht, regiert. — Die wilden Indianerstämme Amerika's haben vor den übrigen bevorrechtete Geschlechter. Die Kasteneintheilung mehrerer Völker Südasiens sondert sehr streng einen Adel von den übrigen Klassen ab. In Persien machten die drei edeln Stämme der Pasargaden, Maraghier und Masghier den Adel aus, und, sind nicht in dem freien Hellas die spartanischen Heracliden, die kretischen Kosmen, die athenischen Eupatriden ein ziemlich scharf ausgeprägter Adel? Selbst E. M. Arndt, der Mann der Demokratie, giebt es zu, daß alle Regierungen Griechenlands Adelsherrschaften gewesen seien (Geist der Zeit I.). — Wie streng sich der römische Patricier von der Plebs schied, ist bekannt, und selbst die muhammedanischen Scherife oder Emire, sind, als wirkliche, oder vermeintliche Abkömmlinge des Propheten, in hohem Ansehen bei dem streng von ihnen gesonderten Volke, als eine Art von Adel zu betrachten. Meiners sagt sehr richtig „Abwesenheit des „Adels ist unter großen Völkern vielmehr ein ungünstiges, als ein günstiges Zeichen; das lehren Erfahrung „und Geschichte; der Adel findet sich nicht blos unter „geistlosen, unwissenden und rohen Völkern, sondern „hat sich auch unter den geniereichsten, edelsten und „aufgeklärtesten Nationen erhalten. Es kann daher „etwas, was so allgemein und dauernd war, und noch „ist, als der Adel, unmöglich unnatürlich, oder grundlos sein, oder auf bloßen Vorurtheilen beruhen." — In jeder Regierungsform wird sich ein Stand durch die Erlangung und Behauptung von Vorrechten über den andern erheben, eine Gleichheit der Stände ist uns im rohen Naturzustande denkbar, im Staat ist sie chimärisch. Die Monarchie ist aber allerdings die Form der Regierung, welche die Bildung eines Adels am meisten fördert; einmal hat der Fürst mit dem Adel gleiches Interesse, und der Glanz des Thrones wird durch den Adel erhöht; dann ist hier eine Abstufung der Stände zur Sicherung der bestehenden Ordnung unumgänglich nothwendig und darum sagte Montesquieu: „point de noblesse, point de monarque."

In den europäischen Staaten war von früh an die monarchische Regierungsform die vorherrschende, darum hat sich hier der Adel am schnellsten und am vollkommensten ausgebildet, er entwickelt sich hier als eine starkgegliederte Kaste aus dem Kriegerstande heraus und wird, weil im alleinigen Besitz des Freiheits-Bewußtseins und der damit verbundenen Tugenden, der größten äußern Vorzüge und Vortheile theilhaftig, der Träger der Monarchie. So finden wir schon in den allerfrühesten Zeiten das Freiheitsbewußtsein und damit den Adel erblich unter den Sachsen in der Familie des Odin, bei den Westgothen in dem Baltengeschlecht, bei den Ostgothen in dem vielbesungenen Stamme der Amaler. Dieser Adel wählte anfangs die Fürsten aus sich, bis die Würde erst erblich in einem Geschlecht und endlich von Vater auf Sohn wurde; doch dauerte es noch lange, ehe den Fürsten ein wirklicher, thatsächlicher Standesprincipat zugestanden wurde, Jahrhunderte lang hatten sie blos den Principat des Namens. Ich erinnere an die pares Franciae und an die noch mächtigern Unmittelbaren des heil.

Digitized by Google

röm. Reichs. Das Lehenswesen ordnete endlich die Verhältnisse des gesammten Adels zum Reichsoberhaupt und der einzelnen Adelsgeschlechter untereinander, es schied einen hohen und einen niedern Adel; der erstere pares, Unmittelbare, nur dem Reiche selbst lehenspflichtig, der andere zugleich einem, oder mehreren, aus dem höhern Adel. Dieser Adel nun, im Besitz aller körperlichen und geistigen Eigenschaften, welche man damals schätzte, übernahm für den Besitz der Macht, der Herrlichkeit, des Bodens, auch die Vertheidigung der höchsten Güter der damaligen Menschheit; sein Schwert kämpfte für die heilige Kirche gegen die Ungläubigen; sein Arm schützte Wehrlose, Wittwen, Waisen, die bedrängte Unschuld überhaupt; er führte die Fehden der Könige, schützte, befestigte und sicherte ihre Throne, umgab sie mit Pracht und Herrlichkeit, und dafür war der Adel mit Recht der bevorzugte Stand, man häufte Ehren und Würden auf ihn, und ein Monarch ohne Adel war eine Chimäre.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg vereinigte mit seinem Heldenmuthe auch einen aufgeklärten Geist. Sein ganzer Körper war voll Narben, sein ganzes Leben ein Krieg, jedes deutsche Land Zeuge seiner Siege. Wer wüßte das nicht! Aber einen Beleg von seiner Geisteshelle wollen wir geben. Als er 1481 mit dem Bisthum Bamberg wegen der Zehnten u. s. w. in Streit gerieth, verachtete er den päpstlichen Bann und schrieb an seinen Hauptmann auf dem Gebirge, der ihm gemeldet hatte, die Pfaffen wollten Niemanden begraben, noch Beichte hören: „Man muß sich des Teufels wehren mit dem heiligen Kreuz. Wir wollen nicht lange Jemanden unbegraben liegen lassen. Man findet wohl Leute, die sie begraben. Ist es doch der neun fremden Sünden eine, der es nicht thut und vermags! Wie that Sebastian von Seckendorf, da er im Sterb war zu Kulmbach und der Bischof Interdiet darlegte? Er ließ die Todten dem Pfarrer in's Haus tragen; wollte der den Gestank nicht leiden und die nachfolgende Besorgniß haben, er mußte sie wohl begraben lassen. So muß man am letzten Ende Jedem Beichte hören. Sie hätten gern das weltliche Schwert zu dem geistlichen. Wenn wir den Bann so hoch achten sollten, als sie gern sähen, uns damit von unserm väterlichen Erbe zu bringen, wie lange meinst Du, daß die Bannbrief außenblieben der Zehnten halber? Denn sie meinen, sie seien alle ihnen und vielleicht die 9 Theile dazu und so viel sie deren bekräftigen mögen."

G ‡.

Je größer das Reich und die Volkszahl, desto mehr wird das Recht und die Freiheit des Einzelnen durch Mannigfaltigkeit von Ansprüchen der Andern geschmälert. Daher blühte die Freiheit alter und neuer Zeit nur in Eidgenossenschaften, wie bei den 12 israelitischen Stämmen, in griechischen Staaten, im mittelalterlichen Italien, in der Schweiz, in den Niederlanden, in Nordamerika. Der alte römische Freistaat hatte nur eine freie Stadt — Rom selbst.

Keine Lebensart hat in der Gesinnung der Menschen so viel Veränderungen bewirkt, als der Ackerbau auf einem bezirkten Stück Erde. Indem er Handtierungen und Künste, Flecken und Städte hervorbrachte, und also Gesetze und Polizei befördern mußte, hat er nothwendig auch jenem fürchterlichen Despotismus den Weg geöffnet, der, da er Jeden auf seinem Acker zu finden wußte, zuletzt einem Jeden vorschrieb, was er auf diesem Stücke Erde allein thun und sein sollte. Der Boden gehörte jetzt nicht mehr dem Menschen, sondern der Mensch dem Boden. (v. Herder.)

Was Herder von weiland Kaiser Julians Bestreben sagt, um das sinkende Heidenthum zu stützen und zu heben, das paßt zum Theil auf das Kirchenchristenthum (im Gegensatz des ächten, des aus dem N. T. mit Vernunft entwickelten Christenthums), welches sich überlebt hat. Julian setzte Alles auf den Triumphwagen des größten Gepränges, von zwei unbändigen Thieren, Gewalt und Schwärmerei gezogen, von der feinsten Staatskunst gelenkt — elender Aufputz eines todten Leichnams!

Kinder und Genies sagen immer mehr, als sie sagen wollen. x.

Von Vorurtheilen befangne Menschen sind furchtsam bei Neuerungen und erblicken in jeder Abweichung von der betretenen Bahn eine Verirrung. (Zschokke.)

Als kleine Nebenzweige der romantisch-poetischen Fictionen sind die historisch-poetischen Taufnamen, die sich an die Stelle der heiligen eingedrungen haben, ohne Zweifel anzusehen. Auch dieser Trieb, sein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er auch sonst Nichts weiter hinter sich hätte, zu adeln, ist löblich, und diese Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet sogar über das ganze Leben der Person einen anmuthigen Schimmer. Der denkende Kenner der Menschheit muß das phantastisch Hervortretende nach seinem Werthe zu würdigen wissen.

(v. Göthe.)

Unsere Narrheiten bezahlen wir gar gern; zu unsern Tugenden sollen Andere das Geld hergeben. (Ders.)

Wissen Regierungen in Friedenstagen nicht Vertrauen und Liebe des Volks zu gewinnen, so sind in Tagen der Entscheidung und der Noth alle Eide falsch und alle Waffen stumpf. (Zschokke.)

Wir stürzen in den Abgrund und sagen dabei: „Gott, warum hast du mich mit so wenig Kräften versehen?" Er antwortet uns durch unser Gewissen: „Ich habe dich zu schwach dafür geschaffen, aus dem Abgrunde in die Höhe zu kommen; denn ich machte dich stark genug, nicht in denselben zu stürzen. (Rousseau.)

Ein Ringen in des Menschen Seele, das zu sein, was er nicht ist, und das zu haben, was er nicht hat, ist die Wurzel aller Immoralität. (W. Temple.)

Wer Thier' als Menschen liebt,
Der scheint kein Mensch zu sein
(Lichtwer.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 42.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Beiträge zur Geschichte des Adels.

Müllner. Müller.

(Schluß.)

Mit dem Züricher alten Geschlechte der Müller (alias Müllner) hat die Glarner-Familie des Franz-Joseph Müller von Friedberg, fürstlich Abt St. Gallischer Hofmarschall und Landeshofmeister, welcher 1773 den Adelstand mit „von Friedberg" erhalten, nichts gemein, und bleibt es unbegreiflich, wie der Kaiser die Beilegung des Namens „von Friedberg" geben konnte, der nur dem Geschlechte des Erretters Rudolphs von Habsburg (Jacob's) und Götzens, welcher letztere bei Sempbach mit seinem Herzog Leopold fiel, gebührte. Zwar ist ein Geschlecht Müller zu Glarus seit 1559 rühmlichst bekannt im Staatsdienste, so wie im Dienste von Frankreich, Spanien, Sicilien u. s. w. und wurde dieserhalb stets als „notable" erachtet, doch gehörte es nie zum eigentlichen Adel, und sein Ursprung ist gänzlich unbekannt. Des Hofmarschalls Müller Sohn, Carl, ward 1782 Reichsritter, St. Gallischer Hofcavalier (Kammer-Junker), Pfalzrath und Obervoigt zu Oberberg. Nach dem Sturze der Fürstenthums-Abtei und der Errichtung des Schweizer-Cantons St. Gallen wurde er unter der französischen Vermittlungsverfassung Erster Canton St. Gallischer Regierungsrath und unter der Verfassung von 1815—1830 Landammann. Seine Schweizerischen Annalen schildern genau das unwürdige Treiben der Geistesverwandten von Orleans in der Schweiz; zu sehr aber Partei, erkennt er die Charakterlosigkeit der Neuenburger Bureaukratie nicht. —

Im schweizerischen Freistaat Bern ist ein Patrizier-Geschlecht Müller seit 1294 bekannt. Es erwarb zu Anfang des 18. Jahrhunderts die adeligen Rittersitze Marnand, St. Martin und Roveray. Dieses Geschlecht wurde, als Patrizier, in der Eigenschaft als Mitglied des souverainen Patriziats von Bern mit allen regimentsfähigen Geschlechtern (1783) als adelig förmlich erkannt, nachdem schon die Erwerbung der adeligen Güter in der Waadt es als solches erachtet hatte. — Von diesem Geschlechte ist die Familie „Müller Delamotte" in der Waadt, gegenwärtig in Preußen, gänzlich verschieden. Diese **letztere** Familie ist weder **ursprünglich** adelig noch bürgerlich patrizisch. Georg Müller, ein Pfälzer, erwarb das Bürgerrecht zu Lausanne, ward 1628 Professor der Philosophie und 1650 der Theologie zu Lausanne. Von seinen Nachkommen war Johann Franz Müller Assesseur-ballival zu Lausanne (1750); er erwarb — nach Zahlung des Capp-Rechts (droit de Cappe) — welches Unadelige bei Erwerbung adeliger Güter zu zahlen hatten,*) die Grundherrschaft la Motte (la Mothe) in der Waadt. Weiter war Albrecht Müller de la Motte (de la Mothe) 1776 Mitglied des großen Rathes zu Lausanne und ein anderer dieses Namens Unterlieutenant im holländischen Regiment May (1776—1782). Letzterer, Hauptmann später geworden, war mit dem Assesseur-ballival Rosset (leider aus einer ehemals adeligen Lausanner Familie) Hauptanführer in der waadtländischen Rebellion von 1791, welche eigent-

*) Wenn nämlich die Erwerbung vor 1748 geschah; nach dieser Zeit wurde das Kapprecht aufgehoben, und der Besitz adeliger Güter wurde frei erworben, gab aber für Unadelige nicht mehr den Titel und Beinamen vom Besitz, und daher auch den (neuen) Adel nicht mehr. —

Digitized by Google

lich aber mehr ein Werk des berüchtigten Friedrich Cäsar Laharpe *) des Franzosenherbeiholers und Constantins von Rußland Erzieher, gewesen. Müller de la Mothe wurde mit den Andern nach der Veste Chillon gebracht; auf der Fahrt suchten mehrere Waadtländer unter Anführung eines preußischen Edelmannes, Herrn von Arensdorf (Arenstorf), von dem Schiffe die Gefangenen zu befreien; die Drohung des braven Offiziers Pillichody aber, feuern zu lassen, machte den stolzen Löwen, auf heller bläulichter Fluth, Schach matt **); er wollte kein Blut. Rosset und Müller wurden ihres Standes und ihrer Stellen entsetzt und zur 25jährigen Einsperrung (zu Bern) verurtheilt. Die Zeitereignisse der heranrückenden Revolution bewirkte aber ihre baldige Befreiung. — Seit dieser Zeit wurde diese Familie in den preußischen Staaten aufgenommen. N. N. Müller de la Mothe (Motte) war 1836 Lieutenant im königl. preußischen 22. Infanterie-Regimente.

Ueber die Familie Müller de la Motte s. Leu's Schweiz. Lexicon XIII. Th. S. 329; Holzhalp, Suppl. zum Schweiz. Lexicon von Leu, IV. Th. S. 235; Tillier, Geschichte des Freistaats Bern V. Th. S. 496 seq.; Revolutions-Almanach von 1793 S. 249; Preußische Rangliste von 1836. NB. das **Preuß.** Adelslexicon vom Herrn Baron von Zedlitz zählt (durch ein Versehen) irrig den königl. preußischen Lieutenant zu dem adeligen berner Patrizier Geschlechte; er gehört der als unadelig aus der Pfalz in Lausanne eingewanderten Familie an, die nach 1791 als Müller De La Motte nach Preußen gezogen.

J. A. v. Crousa-Chèbre.

Genre-Bilder.

(Schluß.)

„Wer ist die himmlische Jungfrau," — fragte Theodor — „welche uns entgegen kommt? Sie scheint mir so bekannt und doch auch wieder so fremd."

„Die junge Dame" — bemerkte Adolph lächelnd „wird hier allgemein nicht allein für das schönste, sondern auch für das liebenswürdigste und dabei anspruchloseste Mädchen gehalten. Sie blüht wie ein Veilchen im Verborgenen und läßt sich nur selten an öffentlichen Orten sehen. Daß sie sich heute auf der Promenade zeigt, ist wohl nur auf Veranlassung ihrer Begleiterin geschehen. Diese riesige Dame, welche wegen ihrer Größe den Beinamen „Giraffe" hat und sich für Geld sehen lassen könnte, ist die putzsüchtigste Frau im ganzen Orte und das personifizirte Baumgärtnersche Modejournal. Heute trägt sie das Haar gelockt, morgen gescheitelt und übermorgen auf eine andere Weise."

Adolph schwieg, denn die beiden Damen waren nur noch wenige Schritte entfernt. Sein und Theodors Gruß wurde von dem jungen Mädchen lächelnd, von der Gigantin aber fast zärtlich erwiedert.

„Mein Gott," — sagte Theodor — „nachdem die beiden Paare an einander vorübergegangen waren — „dieses reizende Wesen muß ich jedenfalls schon einmal in meinem Leben gesehen haben. Aber wo, Adolph? Weißt Du es nicht?"

„Ich?" — lachte der Andere. — „Wie soll ich wissen, ob und wo Du mit dem jungen Mädchen bekannt geworden bist."

„Ist sie noch frei?" — rief Theodor voll Extase. „O stelle mich ihr vor und mache mich dadurch zum glücklichsten Menschen!"

„So viel ich weiß, ist sie noch frei," — sprach Adolph — „und gerne will ich Dich mit ihr bekannt machen." Die jungen Männer hatten sich umgewandt und gingen den Damen eiligen Schrittes nach. Sobald diese erreicht waren, sagte Adolph mit komischem Pathos: „Meine Damen, ich habe die Ehre, Ihnen hier meinen Freund, den Baron Theodor v. Neuburg, vorzustellen."

Theodor schien mit seinen Blicken das junge Mädchen fast verschlingen zu wollen, und dieses schlug verschämt und hocherröthend die Augen nieder, welche von den langen schwarzen Wimpern beschattet wurden.

„Sollen wir denn nicht auch vorgestellt werden?" — fuhr die gigantische Dame jetzt lachend heraus.

„Gemach," — sprach lächelnd Adolph, welcher sich an der Verlegenheit Theodors und des jungen Mädchens weidete. — „Bis jetzt, Theodor, habe ich meine Bilder nur für Dich gezeichnet; nun will ich mir auch einmal ein solches zeichnen. Sieh', wie Du dastehst; als wenn Du nicht bis drei zählen könntest. Gar zu gerne möchtest Du wissen, wer die beiden Damen sind. Welche Verschämtheit und welcher Aerger auf der anderen Seite! Die ältere von den beiden Damen ist schon im Begriffe, ihrem Aerger Luft zu machen. Nun, dies Gewitter will ich zu verhüten suchen. Erfahre also, Theodor, daß die Dame mit den wunderholden Locken, welche Du vorhin stillschweigend bewundertest, meine kleine Muhme, Frau von Schönau, ist und die andere, welche Du eine himmlische Jungfrau nanntest, mein liebes Bäschen Aline."

---

*) Zschokkes Urtheil über Laharpe ist partellisch, was an sich natürlich ist; der letztere war der Vorgesetzte des erstern, und Zschokke „der Magdeburger" hat seine Carriere hauptsächlich der Schweizerischen Revolution zu verdanken, daher er immer geheimer Anhänger des Laharpe-Ochsschen Einheitssystems und der Staatsgriffe gegen das Corporations-Eigenthum bleiben wird; Zschokke war Staats-Commissair unter dem helvetischen Terrorismus (1798 — 1800) und vor 10 Jahren Schätzungs-Commissair der Aargauischen Klöster. Um von Laharpe eine richtige Idee zu bekommen, lese man den Eremit 1834. No. 34 — 38; — über Zschokke dasselbe Blatt, 1834, No. 88. —

**) Anspielung auf das Wappen. S. Zedlitz preuß. Adelslexicon für das Wappen von Arensdorf.

Digitized by Google

„Aline!“ — rief Theodor freudig überrascht. — „Erinnern Sie sich meiner noch, meine Gnädigste?“

„O ja, sehr wohl,“ — lispelte das junge Mädchen, während die anderen Beiden lachend zur Fortsetzung des Spazierganges aufforderten und Adolph noch hinzufügte: „Für heute, Theodor, will ich meine Zeichenkunst nicht weiter in Ausübung bringen.“

Ueber den Adel als Stand im Staate.

(Schluß.)

Das war die Ritterzeit und die Periode der Blüthe für den Adel. Die Zeiten wurden anders; Ungläubige gab es nicht mehr zu bekämpfen, Unschuld und Wehrlosigkeit schützte das Gesetz, aber der Adel blieb in Besitz aller jener Vorrechte, welche seine Väter theuer mit ihrem Blute erkauft hatten, und die Könige, deren Macht einen festen Rückhalt an dem reichen grundbesitzenden Adel hatte, hüteten sich wohl, ihm seine Rechte zu schmälern, er war und blieb die erste Unterthanenklasse. Da kam eine ganz neue Zeit, die staatlichen Verhältnisse wurden durchaus umgestaltet, Indifferenz gegen den Glauben, verwegene Philosopheme und unverdaute Bildungsversuche führten zu einer gefährlichen Halbaufklärung und diese zum gewaltsamen Umsturz der bestehenden Ordnung, zur Revolution. Frankreich, maaß- und schaamlos, schaffte durch einige Druckpapierbogen Adel, König und endlich auch den lieben Gott ab und glaubte nun erst recht **la grande** Nation zu sein; aber Adel, König und Gott sind keine Dinge, welche Conventsdeputirte in ihrer Raserei abschaffen konnten — und es blieben diese drei, trotz den Abschaffungsdecreten der großen Nation. Wenn nun auch die Nationen des andern Europa nicht alle sich so ganz von dem französischen Revolutionsschwindel fortreißen ließen, so ist der Einfluß dieser Revolution doch in allen modernen Staatseinrichtungen unverkennbar, und hier ist es, wo der Adel, das mehr als tausendjährige Institut, unterzugehen scheint. Der Adel trägt einen Theil der Schuld, denn, wenn er einmüthig und freimüthig, das heißt wie ein freier, muthiger Mann gehandelt hätte, ganz so weit hätte es nicht kommen können; aber bei weitem den größten Theil der Schuld tragen die — Herrscher. Es ist factisch, daß, wenn sich auch die Umgestaltung der Verhältnisse den Herrschern als eine Nothwendigkeit aufdrang, daß, wenn sie auch von der Masse des Volks zur Umgestaltung gezwungen wurden, doch die Art der Umgestaltung wenigstens gewöhnlich in ihrer Gewalt war. Nun aber vergaßen die Herrscher, daß sie dem Adel angehörten, daß sie ihre Macht zum großen Theil diesem Stande verdankten, daß er Jahrhunderte lang ihre Throne gestützt, daß sie mit seinem Blut ihre Schlachten gewonnen, daß er sein Gut für ihre Herrlichkeit geopfert, und bei der neuen Ordnung der Dinge thaten sie Alles für den dritten Stand und vergaßen den Adel. Die Wappenschilder des Adels mit ihren Zierden sind lauter Anweisungen auf die Dankbarkeit der Fürsten; mit Blut überströmt sank ein adeliger Held in seines Fürsten Streit, der Sohn brachte seines Vaters Schild, was ward ihm? Der Fürst gab ihm ein rothes Wappenfeld und setzte seine eigene Wappenzier, gleichsam als Pfand seiner ewigen Dankbarkeit, hinein. An solchen Schulden haben sämmtliche Monarchen Europa's legitimen Herkommens abzutragen, aber der Adel könnte ruhig die Wappen zerbrechen, die Pfandbriefe der Herrscherdankbarkeit zerreißen. Geschreckt durch das Geschrei der Masse, verließen die Fürsten die Männer, deren Väter sich so oft als ein kräftiges Schild zwischen ihre Väter und den Untergang geworfen. Es ist wahr, Adelige der Ritterzeit würden sich heut' zu Tage schlimmer als Don Quixote auf der Rosinante ausnehmen; den Adel in seiner ganzen mittelalterlichen Form wieder aufleben lassen zu wollen, wäre ein completes Unding. Aber die Fürsten haben wahrhaftig die heiligste Verpflichtung, den Adel an die ihm gebührende Stelle zu setzen, ihn in seinen Rechten zu schützen, kurz einen modernen Adel aus dem mittelalterlichen zu machen. Es ist undankbar, das alte, ehrwürdige Institut, aus dessen Boden die Throne wuchsen, hilflos im Drängen der Zeit verfaulen zu lassen. Die erworbenen Rechte des dritten Standes können deßhalb ganz ungekränkt bleiben, ich verwahre mich gegen eine Beschränkung derselben; jedem Stande die ihm gebührende Achtung, das ihm gebührende Recht und darum auch dem Adel. Warum soll der Adel gerade, der erste und älteste Stand des Reiches, warum soll der gerade von der neuen Zeit stiefmütterlich behandelt werden? Der jetzige Adel hat die dringendste Verpflichtung als ein Stand aufzutreten und sich zu dem für die neue Zeit zu restauriren, was der alte Adel für das Mittelalter war; die Fürsten aber haben die lauteste Aufforderung auf jedem Blatte der Geschichte ihrer Reiche, den Adel zu stützen, zu erheben. Es sind der Rechte des Adels nur noch wenige, aber diese müssen erhalten werden, auch einige, welche der Adel fallen lassen mußte, sind wieder aufzunehmen; es läßt sich leicht, sehr leicht, ohne Kränkung der Rechte irgend eines andern Standes, ein zeitgemäßer Adelstand schaffen.

Ge. He.

Das Duell.

Mit besonderer Beziehung auf Frankreich.

Les hommes, dans le fond raisonnables, mettent sous les règles leur préjugés mêmes.
Montesquieu, Esprit des lois.

Unter allen Vorurtheilen, welche mit den bestehenden Gesetzen gerade im Widerspruche sind, ist das

Point d'honneur vielleicht das älteste und das unzerstörlichste, weil es gewissermaßen mit dem Nationalcharakter verschmolzen ist. Was hilft es bei einer kriegerischen Nation, wo durch Erziehung die Feigheit zum Verbrechen und die Verachtung zur Todesstrafe (Tod der Ehre) wird, wenn das Gesetz selbst bei Verlust des Lebens Etwas verbietet, was die Ehre bei Strafe der Schande gebeut? — Eine Spur des gerichtlichen Zweikampfes läßt sich schon in dem „Deum adesse bellantibus credunt" des Tacitus (Germ. 7.) erkennen. In den Gesetzen der Baiern, Burgunder und Alemannen findet sich der Zweikampf; aber die salischen, westgothischen und sächsischen Gesetze erwähnen seiner nicht. Agobard, Erzbischof von Lyon (9. Jahrh.) schrieb zwei Bücher gegen Gottesurtheile und Zweikämpfe. Sauval in seinen „Antiquitäten von Paris" läßt den Ursprung der blutigen Sitte bis zu Gundibald, König von Burgund, hinaufsteigen, welcher sie durch ein Gesetz einführte; aber sie war schon den Franken eigen. Im Leben Ludwigs des Sanftmüthigen heißt es, daß Bernard von dem ihm schuld gegebenen Verbrechen auf dem Wege der Waffen more Francis solito sich zu reinigen begehrt habe. Das Ritterthum machte den Gebrauch zur Grundregel des Point d'honneur. Gerade in den Zeiten, wo die Zweikämpfe am strengsten verboten waren, fielen sie am häufigsten vor. Das Edict Heinrichs II. 1547, in Folge des letzten autorisirten Zweikampfes zwischen Jarnac und la Châteigneroye, brachte diese Gewohnheit, nachdem sie als juridische Beweisart aufgehoben war, gewissermaßen in die Mode. Unter der Regierung Heinrichs III. ging die Duellwuth den königlichen Ordonnanzen zum Trotze sehr weit, und weil der König den im Duell von Entragues und Riberac getödteten Caylus und Maugiron Denkmäler in der Kirche St. Paul hatte errichten lassen, kam anstatt des Ausdrucks: Ich werde ihn im Zweikampfe tödten — der auf: Ich werde ihn in Marmor hauen lassen. Unter Ludwig XV. wurden die Duelle weniger mörderisch. Das Point d'honneur hatte sein regelmäßiges Gesetzbuch, nach welchem die Beleidigungen sich in zwei Klassen theilten und nicht gleiche Genugthuung erheischten. Es war festgesetzt, daß man fortfuhr, sich um Nichts zu schlagen, aber um sich zu tödten, einige Ursache haben mußte, und man erfand den Mezzo termino — den Zweikampf bis zum ersten Blutstropfen, combat au premier sang — wo, wie Rousseau sich ausdrückt, die Höflichkeit sich mit der Grausamkeit vereinigt, oder wo man die Leute nur zufällig tödtet. In dieser Epoche hielt man sich für verpflichtet, beim geringsten Worte die Hand an den Degen zu legen. Als man aufhörte, für gewöhnlich einen Degen zu tragen unter Ludwig XVI., kamen die Pistolen bei dem Duell auf — ein unritterlicher Gebrauch. — Die vollständigsten Bestimmungen über den gerichtlichen Zweikampf im Mittelalter finden sich in den Assises de Jérusalem. Vergl. hierzu Nr. 93. v. J. 1843 d. Zeit. G†.

Feuilleton.

In der Geschichte eines jeden Volks giebt es vielleicht eine Periode, in der das Volk, um seinen geistigen und sittlichen Zustand zu verbessern, einer Priesterherrschaft bedarf, und nur wenige Völker haben in der Kultur bedeutende Fortschritte gemacht, die nicht während einer längern, oder kürzern Zeitdauer unter Priesterherrschaft gestanden hätten. Aber so unpartheiisch, als wir das Erste gestanden haben, so offen müssen wir auch, was folgt, bekennen: Fast stets wird die Priesterherrschaft das Volk auf der Kulturstufe zu erhalten suchen, auf die sie es erhoben hat, und das ist weder zu entschuldigen, noch gut. Gelingt nämlich dieser Versuch — und eine Zeit lang ist er immer gelungen — so tritt in dem geistigen Leben des Volks natürlich ein Stillstand ein.

G†.

Der Unterdrücker ist jedes Mal nur der Parteimensch, auf welcher Seite er stehe, der aus Liebe zum Himmel Bösewicht, aus Liebe zur Freiheit Despot und im Eifer für öffentliche Ordnung und Glückseligkeit deren unbarmherziger Zerstörer wird. (Zschokke.)

Jede Religion ist ehrwürdig, auch die der Unmündigen soll es dem Weisesten sein. Tempelgemäuer und Altäre zerbrechen, heißt nicht Vorurtheil und Aberglauben ausrotten, sondern nur den Stein in ein Heiligthum, den Aberglauben in Wahnsinn verwandeln. Der Aufklärer mit Schwert- und Mordbrennerfackel ist für ewige Zeiten ein moralisches Ungeheuer, wie der Priester des Altars es ist, wenn er aus Liebe zu Gott den Mord der Erschaffenen Gottes predigt.

(Ders.)

Alles thut ja um Gunst und Dank der Frauen der Dichter
Männlicher Tadel und Lob kümmert nicht sonderlich ihn.
Euren Gerichtshof nur, holdselige Frauen, erkenn' ich;
Frauen richten gerecht über die Lieb und das Lied.

(Kosegarten.)

Die Philosophie verdeckt uns oft die Leiden nicht besser, als der Nachrichter in Sina, der dem armen Sünder die skalpirte Haut über die Augen zieht, damit er seine Plagen nicht sehe. (Ders.)

Haß ist ein Vulkan, der sich immer ändert und oft zerstört; aber Verachtung ist ein Eisberg, der glatt und hart unter der Sonne steht. (Ders.)

Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen.

(v. Göthe.)

Der Mond ist das Sinnbild der Weiber, weil er sie erinnert, daß sie kein eigen Licht haben, sondern allen Glanz vom Manne erhalten. (Ders.)

Keine Liebe ist so rührend, als die verhehlte, die sich selbst ihre Klostermauern zum Entsagen baut.

(J. Paul.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 43.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 6 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Beiträge zur Geschichte des Adels.

VI. Schloß Hallwyl.

Dieses das Mittelalter noch vergegenwärtigende Schloß liegt, von der Aa als Halbinsel (ehemals als Insel) umgeben, unweit des Hallwyler See's, welcher noch zur Hälfte Eigenthum der Burg ist, im schweizerischen Freistaat Aargau. Die außerordentliche Dicke des Gemäuers so wie der Umfang derselben zeigt von der einstigen Macht und dem Reichthume dieses gleichnamigen Stammgeschlechts. Auf dem Schloßhof befand sich auch ehemals eine Kirche, welche ein Freier von Hallwyl dadurch in der Gründung veranlaßte, daß er den Karthäusern das Schloß zum Kloster unter der Bedingung vergabte, wenn sein Sohn aus fremden Landen nicht wieder zurückkehren würde; da aber die Zurückkunft Statt fand, so mußten die Karthäuser diese Burg wieder räumen und das „Kirchlein" blieb zurück. Das Schloß verbrannte 1380 mit allen Documenten, wurde jedoch wieder hergestellt und ebenfalls (1415) zur Zeit der Eroberung des Aargau's durch die Berner zerstört, aber wieder hergestellt. Unter den Merkwürdigkeiten von alten Waffen, Marschallsstäben u. s. w. die hier aufbewahrt werden, befindet sich das alte Stammbuch des Geschlechts, die Fahne und das Schwert des Siegers von Murten (1476), des Ritters Johann von Hallwyl; ferner von der in Ruinen liegenden Burg Fahrwangen, das Schwert, mit welchem 1308 die schuldlosen der österreichischen Blutrache gewidmeten 63 Krieger von Fahrwangen gerichtet worden waren. 1338 kaufte das Haus Hallwyl die Freiherrschaft Fahrwangen (den Burgstall und das Dorf dieses Namens mit dem Weiler Dennwyl), welche bis 1798 die Freiherrschaft Hallwyl-Fahrwangen bildete; den R. Blutbann erhielt es erst 1469 und besaß denselben bis 1798. — Von hier, aus dem Burggefängnisse zu Hallwyl, wurden die Verbrecher über den See nach Dennwyl gebracht und zu Fahrwangen gerichtet; wohl öfters mit dem alten Richtschwerte der Unschuldigen von 1308? — Zu der Freiherrschaft Hallwyl gehörten, mit den niederen (adeligen) Gerichten: Nieder-Hallwyl (ehemals), Allischwyl, Eglischwyl, Sungen mit Prestenberg, Meister-Schwanden, Leimbach und Henschikon, welcher letztere Ort das besondere Vorrecht besaß, sich seinen Gerichtsherrn aus den Freiherren zu Hallwyl auszuwählen. Die Hauptdomainen, worunter die Burg Hallwyl, sind noch jetzt Eigenthum des noch lebenden letzten Freiherrn zu Hallwyl. — Frühere weitere Besitzungen waren: Horgen (Zürich), Freiherrschaft Aarburg (Aargau), der Zoll zu Luzern, der Kirchensatz zu Villmergen (Aargau), Wartburg (Aargau), Wildegg (Aargau), Maschwanden (Zürich), Trostburg, Rheinach, Ober-Entfelden, Rupperswyl, Schaffisheim, der Bözberg, Xirschthal, Antheil an Villnachern (alle acht im Aargau), Hegi (Zürich), Blidegg (Thurgau), Salenstein (Thurgau), Luchsburg (Thurgau), Muchheim und Birmensdorf (im Aargau). — Das Erbmarschallenamt (im Seniorate) besaß das Haus ursprünglich wohl von den gefürsteten Grafen zu Lenzburg; es wurde demselben, nach dem Brande von 1380, von dem Herzog Leopold von Oesterreich in dem „Diplomata - Restaurationis" also bestimmt: „Item. „das Marschalk-Amt zwischen dem Gotthardt und dem „Eggenbach, und dem Eggenbach mit 4 Mark Geldes „gelegen zu Rynach (Rheinach) in unseren oberen Lan„den, wenn wir oder unsere Erben Nachkommen Her„zögen zu Oesterreich zu Felde liegend mit gesetztem und

Digitized by Google

„offnem Banner, daß dann jeder älteste von Hallweil „(Hallwyl) unsers Volks Marschalk (Bannerherr) sein „soll, in allen dermaßen, als daß die ältesten von Hall- „weil ye und ye herbracht habent." — Das Haus stellte 1369 durch Vertrag fest, daß diese Burg und Herrschaft nur in dem männlichen Stamme succediren solle, welches bis heut' zu Tage erfüllt worden. 1416 erhielten sie das Erbburgerrecht zu Bern und 1419 zu Solothurn, welches letztere die Linie zu Tann im Elsaß 1726 erneuerte; diese Linie erlosch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit dem Obristen Ritter Franz von Hallwyl in französischen Diensten. — Eine Linie, in Böhmen freiherrlich begütert, erhielt 1671 den böhmischen Grafenstand; diese Linie erlosch mit Joseph - Carl 1749, dessen anderer Bruder, Deutsch-Ordensritter und Commenthur zu Mödling, als Obrist vom Regimente Stahrenberg 1737 bei Bagnialuka in Ungarn blieb. Rudolph v. Hallwyl war zu Anfang des 14. Jahrhunderts Kastvoigt des Stiftes Cappel; Elisabeth 1330 Aebtissin von Frauenthal; Johann der Marschall v. Hallwyl war Landvoigt des Herzogs von Oesterreich im Aargau, Sundgau und Elsaß und 1339 auch zu Glarus und Wesen; unter zwölf ihm versetzten Herrschaften und Gütern (von Oesterreich) war Aarburg, der Zoll zu Luzern und der Kirchensatz zu Villmergen. Thüring war 1468 Landvoigt zu Ensisheim von Seiten Oesterreichs im Elsaß; ein anderer dieses Namens war Johanniter - Ritter und verkaufte die Kastvoigtei über Cappel (1495) an Zürich.

(Schluß folgt.)

General Bernadotte (später König von Schweden) **und die Wahrsagerin.**

Bei der Erinnerung an den vor kurzem erfolgten Tod des Königs dürfte die Erzählung einer Begebenheit aus seinem früheren Leben, welche sich im fünften Jahrgange des „allgemeinen Militair - Almanachs" befindet, nicht uninteressant sein.

Zu Anfange des Jahres 1804 beabsichtigte Bernadotte, sich nach Amerika zu begeben. Er wurde zum Botschafter in Washington ernannt. Als er zur beabsichtigten Einschiffung nach Amerika von seinem Landgute La Grange mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinem Adjutanten Gerard (dem heutigen Marschall) abreiste und auf lange Zeiten, vielleicht auf immer von diesem freundlichen Besitzthum Abschied nahm, sagte der Oberst Gerard: „Noch glaube ich nicht an unsere Einschiffung!" — „Wie so?" fragte Bernadotte. — Nun erzählte der Oberst, wie er durch eine ihm verwandte Dame die Bekanntschaft einer alten klugen Frau gemacht habe, die allgemein in dem Rufe stehe, die Räthsel der Zukunft enthüllen zu können. Wir fragten sie, ob ich wohl jemals nach Frankreich zurückkehren würde, — worauf die neue Pythia antwortete: „Sie werden eben so wenig, wie Ihr General, das Schiff besteigen, und beide werden Paris eher wieder sehen, als sie es glauben." Unsere Gesellschaft lachte herzlich über dieß vermeinte Mährchen, aber in Rochelle erfuhr der General, daß eine Tags zuvor angekommene telegraphische Depesche die für ihn bereit liegende Fregatte zu einer andern Bestimmung abgerufen habe. Lachend sagte Bernadotte: „Schon beginnt es wahr zu werden, was die Pariser Sibylle prophezeite, allein ein zweites für uns bestimmtes Schiff wird nächstens ankommen und die Wahrsagung zu Schande machen." Doch auch dieses Fahrzeug wurde zu einer augenblicklichen Expedition nach St. Domingo verwendet und dem General Bernadotte dafür eine auf den Werften von Rochefort zur Ausbesserung liegende Fregatte angewiesen. Endlich war dieselbe segelfertig und Alles zur Abreise von Rochelle nach Amerika bereit. Da meldete sich der Stadtcommandant; er brachte dem General seine Briefe aus Paris nebst dem Moniteur, der die Kriegserklärung Englands gegen Frankreich enthielt. „Nun," rief Bernadotte aus, „die Wahrsagerin hat doch Recht! wir werden Krieg haben und wieder das Schwert ziehen!" Eine Stunde später befand sich der heutige Marschall Gerard auf dem Wege nach Paris, um dem ersten Consul in dieser Beziehung die Wünsche seines Generals zu überbringen. Bernadotte sah La Grange, sah Paris wieder. Der erste Consul empfing ihn auf das Freundlichste, denn er hatte bei allem Mißtrauen an seiner Neigung zur neuen Gestaltung der Dinge niemals aufgehört, in ihm den Mann zu sehen, der zur Ausführung großer Entwürfe geeignet war. Der General und sein Adjutant erinnerten sich nun wieder an die Sprüche der Wahrsagerin. Man beschloß sie wieder aufzusuchen, denn das Jahr 1804 nahm allerdings einen außerordentlichen Lauf und bot den Sprüchen eines Orakels ein weites Feld dar. An Tag und Stunde, wie sie die Priesterin des Apollo, d. h. die Kartenschlägerin angegeben, traten Bernadotte und Gerard verkleidet in eine Behausung von ärmlichen Ansehen. Der Oberst stellt seinen Freund als einen reichen Kaufmann vor, der an verschiedenen Orten Deutschlands große Handels - Entreprisen riskire und von ihr zu wissen wünsche, ob ihm auch diese gelängen. Die alte Frau mustert den General mit einer Miene des Unglaubens, sie legt ihre Tarokkarten zurecht, scheint bald in ein ernstes Nachdenken versunken und beobachtet lange ein tiefes Schweigen. Endlich erhebt sie die Augen auf Bernadotte. — „Mein Herr! Sie sind nicht Kaufmann; Sie sind eine Militairperson und sogar in hoher Charge." Auf die Versicherungen, die man ihr vom Gegentheil betheuerte, lächelte sie kopfschüttelnd und fuhr fort: „Nun wohl, mein Herr, wenn Sie sich wirklich in Handelsspeculationen mischen, dann

Digitized by Google

krönt der Erfolg nicht Ihre Unternehmungen und Sie werden sich genöthigt sehen, auf sie zu verzichten, um den Weg zu verfolgen, den Ihnen das Glück vorzeichnete." Sie ergreift die Karten wieder, prüft sie von neuem, und scheint das Resultat mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu erwägen. — „Mein Herr," sagte sie, „Sie bekleiden nicht nur eine hohe Militaircharge, sondern sie sind auch mit dem Kaiser verwandt, oder Sie werden es." — „Mit welchem Kaiser?" riefen zugleich die beiden Consultanten. — „Ich wollte sagen mit dem ersten Consul, — aber, — — ja ja, bald, recht bald besteigt er als Kaiser den Thron der Bourbonen." Ihre Finger liefen nun auf die kabbalistischen Punkte hin, womit der Tisch bedeckt ist; eine neue Vision dämmert auf in ihrem Geiste; staunend ruft sie: „Ja, er wird Kaiser werden! Hier aber sind einige Wolken, die Sie beide trennen." Bernadotte wirft heimlich einen Blick des Einverständnisses auf Gerard. Die Wahrsagerin fährt fort: „Er hegt durchaus keinen Widerwillen gegen Sie — — Sie fühlen sogar Zuneigung zu ihm — — Ah! wie sein Stern steigt!" Plötzlich verstummt die Alte, und ihre hagere Körpergestalt scheint zur Ueberraschung noch zu wachsen; nach einer Weile beginnt sie wieder mit Feuer in Ton und Miene: „Mein Herr, hüten Sie sich ja, sich mit ihm zu erzürnen, denn er wird sehr mächtig werden. Er wird die ganze Welt zu seinen Füßen sehen. — — Und Sie — weit — sehr weit von ihm, König werden. Ja!" wiederholte sie mit starker Stimme, „Sie werden König!" In der heitersten Stimmung war Bernadotte in die Behausung der Wahrsagerin getreten, ernst und nachdenkend verließ er dieselbe. An der Wahrheit dieser Angaben ist um so weniger zu zweifeln, als sie General la Marque in seinen Memoiren wiederholt und weder von Seiten des Königs von Schweden, noch von Seiten des jetzigen Marschalls Gerard widersprochen worden ist. ✝.

Die Vorwelt.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß ein bei weitem größerer Theil der Gebildeten jetzt an dem, was uns die Naturwissenschaften darbieten, Theil nimmt. G. Herbst giebt uns ein Bild, wie wohl unsere Erde entstanden sein könne, ganz übereinstimmend, wie solches Dr. Petzold in Dresden in seinem Werke „Geologie, ein Versuch, den Ursprung der Erde aus der Nebelhypothese des La Place zu folgern," vorgeführt hat.

Wenn wir uns die Reihe der Jahrtausende zurückdenken, die seitdem verflossen; wenn wir den Zeitraum vor unser inneres Auge führen, in dem zuerst die Nebel zerrissen, als der Herr sprach: es werde Licht, in dem die glühende Kugel erstarrte, die leuchtenden Strahlen der Pflanzen und Thiere die neue Schöpfung zu beleben begannen: so durchrieselt ein heiliger Schauer unsere Adern über die Größe des Meisters, der Solches schuf. Wir wollen den Zeitraum, in welchem nur niedere Thiere und Pflanzengattungen existiren konnten, überspringen und uns zu dem wenden, der dem unsern zunächst voranging. In dem feuchten und heißen Clima waren andere Pflanzen, andere lebende Geschöpfe; Alles hatte, wenn wir unsern Maßstab anlegen, Riesengestalt. Funfzig Fuß lange Farren beschatteten unzählige Pilze und Moose und wurden wieder von unberechenbar großen Palmen bedeckt. Seeungeheuer belebten die Meere und ein Riesengeschlecht von Quadrupeden durchwandelte die erkalteten nun fest gewordenen Räume. Noch zeigen uns die Tropenländer Schatten davon. Alles ist verschwunden — der Mensch trat auf mit seinem unendlichen Geiste. Anders mußte die Erde werden, wenn er bestehen sollte; aber die Geologie liefert uns die Ueberzeugung in die Hände, daß trotz dem Scheine, daß alles dieses Verschwinden in planloser Unregelmäßigkeit geschehe, Harmonie und Gesetzmäßigkeit herrsche, ausgegangen von einem Wesen, dessen Allmacht, Weisheit und Güte unendlich, dessen Vorsehung über alle Begriffe erhaben ist. Zu solcher Höhe ist die Geologie gestiegen, daß wir eine förmliche Naturgeschichte der Pflanzen und Thiere haben, die unserm historischen Zeitraum vorangingen. Wie nach und nach die Umstände sich änderten, die Gesetze erloschen, unter welchen gewisse Thier- und Pflanzengattungen bestehen konnten, verschwanden diese, andere traten auf und deßhalb finden wir auch noch manche der erloschenen Arten zusammen mit noch lebenden. Dieses kann uns nicht wundern, denn der Mensch, der Schöpfung Herr, hat es ja selbst dahin gebracht, daß einzelne Species verschwanden, wie z. B. der Apterix australis, ein Bewohner von Neuseeland, ohne Flügel und Schwanz, oder der Ditus ineptis, ein Bewohner der Insel St. Mauritius, wo er häufig war und wo jetzt nur noch einzelne Theile, wie Kopf und Fuß, sein ehemaliges Dasein beurkunden. Der Wolf, Bär, Biber und der Auerochse sind aus Deutschland verschwunden; der Steinbock ist ein noch selten vorkommendes Thier in den höchsten Alpen; der Alca impenis erscheint fast gar nicht mehr im Eismeer, und nach wenig Jahrhunderten werden noch mehrere Species, die nur in dicksten Waldungen leben, wie der Auerhahn, verschwunden sein.

Einiger Riesenthiere kurze Beschreibung sei erlaubt hier aufzuführen:

1) Das Mammuth. Um das Jahr 1790 bemerkte ein tungusischer Fischer an dem aus Eis und Sand bestehenden Ufer der Lena eine formlose Masse, deren Natur er nicht zu bestimmen vermochte. Im nächsten Jahre war sie sichtbar und im dritten sah man einen großen Zahn aus dem Eisgestade hervorstehen,

Digitized by Google

der endlich frei gemacht wurde. Im fünften Jahre fing es früh an zu thauen und es wurde der ganze Cadaver eines Mammuth entblößt und fiel endlich auf dem Boden nieder. Das Thier war 9 Fuß hoch und 16 Fuß lang, und die Zähne hatten eine Länge von 9 Fuß. Das Fleisch war so erhalten, daß es die Wölfe und Bären fraßen und die Jäger ihre Hunde damit fütterten. Die Haut war mit Haaren bedeckt, bestehend aus schwarzen Borsten, stärker als Pferdehaare, darunter eine röthlichbraune Wolle und rehfarbenes Haar. Im Nacken hatte es eine Mähne. Das Skelett dieses Mammuths ist im Cabinet in St. Petersburg.

2) Das **Mastodon**, ein Landthier, ähnlicher dem Nilpferd, als dem Elephanten, welches in sumpfigen Gegenden gelebt hat. Es hatte einen Rüssel, Stoßzähne und nährte sich von Pflanzen. Ein in Philadelphia vollständig bewahrtes Skelett ist 11 Fuß hoch und 15 Fuß lang.

3) Das **Syrtotherium**. Ein Thier von 12 bis 15 Fuß Höhe und verhältnißmäßiger Länge. Es hatte einen Rüssel und vier Hörner und muß die Form der Antilope mit der des Nilpferdes verbunden haben.

4) Das **Megatherium** gehörte in das Geschlecht der Faulthiere (Bradypus). Es war ungefähr 7 Fuß hoch und 9 Fuß lang, hatte Füße, die zum Graben eingerichtet waren und in der Stellung der Maulwurfsfüße standen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Der bekannte Scherz: „Wenn Petrus das Fasten angerathen hätte, so hätte er's nur gethan, um seine Fische los zu werden" — rührt von dem wormser Prediger Johann von Wesel, geb. zu Oberwesel am Rhein, her, welcher im 15. Jahrh. unter Diejenigen gehörte, welche gegen das todte äußerliche Religionswesen eiferten. Ihm kam der Abend seines Lebens im Gefängnisse. Er ist nicht zu verwechseln mit Johann Wessel aus Gröningen, der ebenfalls zur Opposition in jener Zeit gehörte und etwas jünger, als jener, aber sein intimer Freund war. Ein Theil der damaligen Opposition hatte eine solche satyrische Richtung, wie wir sie auch später im 16. Jahrh. in den „Briefen der Dunkelmänner" (Epistolae obscurorum virorum) und in des Erasmus „Lob der Narrheit" finden, nur daß Erasmus Scherze nicht so derb und immer mit kluger Vorsicht angebracht waren. Wer so recht sehen will, was man in diesem Genre zu schreiben sich erkühnte, ehe noch an eine Luthersche, oder Zwinglianische Reformation gedacht wurde, der muß des Humanisten Heinrich **Bebel** „Triumph der Venus" und dessen „Facetien" lesen. Dr. Karl **Hagen** in „Deutschlands literar. und relig. Verhältnisse im Reformationszeitalter" (Erlangen 1841) hat Proben davon, wie von andern merkwürdigen literarischen Erscheinungen jener Zeit gegeben, woraus einige hier folgen. Ein Priester wollte einem Bauer die Dreieinigkeit begreiflich machen. Stelle dir vor, du seist Gott der Vater, dein Sohn sei Gott der Sohn und deine Frau der heilige Geist. Glaubst du nun an die Dreieinigkeit? „Ja an die zwei Ersten glaube ich, aber nicht an den heil. Geist; denn was wir zwei erworben haben, verbraucht Alles der heil. Geist." — Als sich die Dreieinigkeit über die Erlösung des Menschengeschlechts berieth, sagte Gott der Vater, er sei zu alt, er könne nicht mehr auf die Erde gehen. Der heil. Geist sagte, ihn hindere seine Gestalt daran; denn es käme lächerlich heraus, wenn er als eine Taube an das Kreuz geschlagen würde. Da endlich habe Christus gesagt, er merke wohl, daß die ganze Geschichte auf ihn gemünzt sei und so wolle er denn freiwillig das Kreuz nehmen. Nach dem Leiden wollte ihn der Vater noch ein Mal auf die Erde schicken. „O Vater, erwiederte der Sohn, schicke lieber den heil. Geist; der kann doch davon fliegen, wenn sie ihn martern wollen." — Ein Bauer stritt mit seinem Pfarrer darüber, daß ein Esel gescheidter sei, als der Priester. Dieser verklagt den Bauer, muß aber nun folgenden Beweis hören: Ein Esel trinkt nur so viel, daß er allein nach Hause gehen kann; aber der Pfarrer säuft sich so voll, daß er nicht allein gehen kann und sein eignes Haus nicht wieder erkennt. — Zwei Adlige, Feinde eines Fürsten, wurden von diesem hart bedrängt. Der Eine rief die Maria in Aachen an. „Das ist zu weit, sagte der Andere. Bis diese kommt, sind wir längst überrumpelt und gefangen. Lieber die in Dechingen; die kann eher kommen." — Diese und viele andere Anekdoten streifen, wenn man will, an Frivolität; aber sie beweisen, wie im Volke, aus dessen Munde sie wirklich zum Theil entlehnt sind von Bebel, und unter den Humanisten damals das Bedürfniß nach einer einfachen, von überflüssigen Dogmen und Spitzfindigkeiten freien Religion vorhanden war.

Gf.

Rousseau schickte alle fünf mit seiner Therese erzeugten Kinder in's Findelhaus. Er spricht sich darüber in seinem Bekenntnisse also aus: „Uebergab ich meine Kinder der öffentlichen Erziehung, da ich nicht im Stande war, sie selbst zu erziehen, so gab ich ihnen die Bestimmung, lieber Handwerker und Bauern zu werden, als Abenteurer und Glücksritter, und glaubte hierin als Bürger und als Vater gehandelt zu haben. Ich wünschte so erzogen und ernährt worden zu sein, als es bei ihnen der Fall gewesen ist."

Lesefrüchte.

Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen!
Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt!

Drum werdet froh!
Gott will es so,
Der uns dieß Leben
Zur Lust gegeben.
Genießt der Zeit,
Die Gott verleiht!

(Hölty.)

Man fühlt sich selbst in allen Wesen leben.
Vom Blümchen, das der Erd' entspringt,
Zum Vogel, der in hohen Wipfeln singt,
Scheint Alles uns von Seinem was zu geben,
Verwebt uns Alles mit in's allgemeine Weben.
Der holde Geist der Eintracht schlingt
Sein goldnes Band um Alle, stimmt die Herzen
Zu sanften Freuden, süßen Schmerzen.

(Wieland.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 44. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Beiträge zur Geschichte des Adels.

Schloß Hallwyl.

(Schluß.)

Als ritterliche Helden fielen für Oesterreich: Thüring, sein Bastard Junghans (Hänsli) und sein Oheim Johann (1386) bei Sempbach; ein anderer Johannes (1405) bei St. Gallen. Wegen ihrer Treue an Oesterreich wurden Rudolphen, Thüringen und Walthern (1415) ihre Schlösser Hallwyl und Wartburg verbrannt. Johann fiel 1684 als österreichischer General-Wachtmeister und Reiter-Obrist bei Gran in Ungarn gegen die Türken, er war Herr zu Behningen am Neckar und auch herz. würtemberg. Rath und Obervoigt zu Marbach gewesen. — Für die Schweiz (Bern) fast — unsterblich geworden — der Ritter Johann von Hallwyl, der Sieger von Murten (1476). Im ausländischen Schweizerdienst blieb Hugo 1515 auf dem Heldenfelde von Marignano. Der letzte Freiherr und Marschall v. Hallwyl trug auf dem Schützenfeste zu Aarau (Haupttag 16. Juni 1843) die Bannerfahne von Hallwyl. Der Schweizerbote schrieb hiervon: „Der heutige Tag bildete den eigentlichen Glanzpunkt unseres Festes, er gab ihm so eigentlich die höhere Weihe. Bald nach 10 Uhr Vormittags langte die nach Hallwyl entsendete Abordnung unter einem Geleite von mehreren Schützen mit dem Herrn von Hallwyl hier an, der die Fahne und das Schwert seines Ahnherrn, des Siegers von Murten, für die noch übrigen Festtage hierher überbrachte. Um 11 Uhr ordnete sich der Zug bei der Cantonsschule. Voran marschirte das schöne und zahlreiche Kadettenkorps von Aarau, ihm folgte die Musik, dann geharnischte Männer um das Schlachtbanner von Aarau, das den blutigen Tag von Sempbach mitgemacht hat; hierauf die Fahne von Hallwyl, von dem Eigenthümer selbst, und das Schwert, von einem Mitgliede des Comité's getragen, umgeben von den übrigen Mitgliedern des Festausschusses. Die sämmtlichen anwesenden Schützenfahnen folgten und die Schützen schlossen den Zug. Bei der Fahnenburg auf dem Festplatze angelangt, bildeten die Kadetten ein Spalier. Der Herr von Hallwyl überreichte mit einfacher Anrede die Fahne und das Schwert seines Ahnherrn dem Obersten von Frei-Herose; Seminardirector Keller las die Beschreibung der Schlacht von Murten aus Johannes Müller, worauf Oberster Frei-Herose mit begeisterter, alle Anwesenden tief ergreifender Rede die ehrwürdigen Denkmale einer großen Vorzeit in Empfang nahm und sie zu den Festgaben reihte. Musik und Kanonendonner erhöhten die feierliche Stimmung." —

Die schweizerischen Bundesschützenfeste sind überall bekannt als einzig in ihrer Art; aber auch dieses Central-Schützenfest war erhebend; wie winzig sind dagegen die heutigen **deutschen** Schützenfeste (Vogel- und Scheibenschießen); an der Schweiz wäre es jetzt, in dieser Beziehung einen Lehrmeister zu geben für Deutschland, denn der deutsche Lehrmeister, Heinrich der Finkensteller, ist leider längst vergessen. Der deutsche Adel sollte Schützenvereine unter seinen Standesgenossen, wie die Schweizer sind, bilden; der **deutsche** Städte-Stand ist bei seinen wenig geordneten Communalverhältnissen im Ganzen noch zu unreif hiefür. Durch den Züricher Schützen, Hauptmann Wild *), wird auch Deutschland eine bessere Schußwaffe in Kürze erhalten. —

*) Man lese die Carlsruher Zeitung über die Schußwaffe des Hrn. Wild und die beabsichtigte Einführung bei den badischen Schützen und Jägern.

Digitized by Google

Das Wappen des Hauses Hallwyl hat zum Schildzeichen einen schwarzen Adlerflug in goldenem Felde, zum Helmzeichen einen weißen Adlerflug. — Die Ableitung von einem römischen Geschlechte „de Ala" (Bucelin) ist unkritisch, denn Altavilla (die einstige lateinische Schreibart) deutet auf Altwyl (Altweiler, Altstetten); die Wappenähnlichkeit mit dem Hause Wattenwyl, welches drei weiße Adlerflügel im rothen Felde führt, und weil ehemals (als Lezburgische Vasallen) die Hallwyler einen weißen Adlerflug im rothen Felde führten, macht es eher wahrscheinlich, daß beide Geschlechter eines Stammes und also Hallwyl wie Wattenwyl von dem Hause Altdorf entsprossen. Die Namen Thüring in den Häusern Hallwyl und Brandis (Hauptvornamen) können auch vermuthen lassen, daß diese Geschlechter ursprünglich altthüringische Familien waren, denn Halle an der Saale, so wie Brandis im ehemaligen Leipziger Kreise, lagen noch im ehemaligen Alt-Thüringen; ein Zweig der Edlen von Halle waren noch im 13. und 14. Jahrhundert Vasallen der Grafen von Gleichen und Patrizier zu Erfurt; Brandis in Sachsen wird schon 984 gedacht; noch im dreizehnten Jahrhundert besaßen es die Edlen von Brandis. Die Edlen von Brandis, welche die gleichnamige Burg und Herrschaft im Emmenthale besaßen, nannten sich auch von Lützelsluhe; der Name Lützel und Lützen findet sich auch in Alt- und gegenwärtig Thüringen; in diese Gegenden der Schweiz führte aber Kaiser Carl der Große Sachsen — vermuthlich auch sächsische Thüringer. Thüring von Lützelsluhe dictus de Brandis kömmt in den Urkunden von 1127—1139 vor. Ueber dieses Geschlecht hat Perthes genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser a. d. J. 1837 kurze historische Notizen, welche im Jahrgang 1838, bezüglich des Schweizer Hauses, eine sogenannte Verbesserung erhielten, welche aber eher als Entstellung des Wahren zu betrachten ist *); man sehe weiter ausführlich über dieses Haus das helvetische Lexicon von Leu. Die Abstammung des Tyroler Geschlechts (s. Gauhe's Adelslexicon) von dem berner Hause ist auf nichts als auf Tradition begründet; die Wappen sind gänzlich verschieden (Paul Fürst's Wappenbuch II. Th. S. 32. für die Freiherren v. Brandis im Emmenthale; I. Th. S. 42 für die Herren, jetzigen Grafen, v. Brandis in Tyrol). Nichts desto weniger können aber diese drei Häuser (Sachsen, Bern, Tyrol) eines Ursprunges sein, wie z. B. die Verschiedenheit der Wappen bei den Toggenburgern und Steinachern (von einem Hause) ergiebt. —

K. A. v. Crousa-Chèdre.

*) Die Stiftung von Trub fand 1127, nach Andern 1139 statt; diese erstere Angabe wäre daher und vielleicht nur die einzige Berichtigung.

Aus Cölns Vorzeit.

Die erzbischöfliche Angelegenheit und der Dombau haben die Blicke in neuer Zeit auf Cöln gerichtet. Es gab im Mittelalter eine Zeit, wo auch mehrmals die Aufmerksamkeit auf den erzbischöflichen Stuhl sich lenkte. Als Kaiser Heinrich III. gestorben war und Agnes, die Mutter des unmündigen Heinrich IV., die Regentschaft führte, wobei sie sich des Bischofs Heinrich von Augsburg als ihres vertrauten Rathes bediente, wurde eine Verschwörung gestiftet; denn der Stolz des Bischofs von Augsburg mißfiel den Großen; auch wünschten sich wohl Manche, selbst eine Stelle bei der vormundschaftlichen Regierung einzunehmen. An der Spitze der Verschwörung stand Anno, Erzbischof von Cöln, und ihr Zweck war, sich des jungen Heinrich mit Gewalt zu bemächtigen, um so die Regentschaft von der Agnes weg sich zuzuwenden. Die Verschwornen, wozu der Erzbischof Siegfried von Mainz, Herzog Otto von Baiern und Graf Eckbert von Braunschweig gehörten, fanden sich auf der Insel Kaiserswerth im Rheine ein, wo die Kaiserin das Pfingstfest feierte. Nach dem fröhlichen Mahle schlug Anno dem jungen Fürsten auf einem, wie er sagte, mit besonderer Kunst neu eingerichteten Schiffe eine Fahrt auf dem Rheine vor. Kaum hatten die Verschwornen das Schiff mit ihm bestiegen, so wurde mitten in den Strom gerudert. Heinrich muthmaßte Verrath und sprang in's Wasser, und nur mit eigner Lebensgefahr konnte ihn Graf Eckbert retten. Dieß geschah im Angesichte der darüber empörten Volksmenge, die sich auf Kaiserswerth befand. Nicht weniger unwillig waren weltliche und geistliche Große des Reichs über die That. Anno beschwichtigte sie durch Geschenke mit Reichsgütern und bestimmte, um den Verdacht des Eigennutzes von sich abzuwenden, daß jedes Mal der Bischof, in dessen Kirchsprengel sich der junge Heinrich aufhielte, das Haupt der Reichsregierung sein sollte; aber er richtete es so ein, daß Heinrich entweder unter seiner, oder des Erzbischofs von Mainz Aufsicht war; dann wurde noch der Erzbischof Albrecht von Bremen zugezogen. Dieser brachte bald den größten Theil der Gewalt an sich und erwarb sich zugleich die Zuneigung Heinrichs, weil er ihm allen Willen ließ. Da sein Einfluß blieb, obgleich er 1065 Heinrich als mündig hatte erklären lassen, so stürzte ihn Anno durch eine Verschwörung und bemächtigte sich wieder alles Einflusses. Die eheliche Verbindung Heinrichs mit Bertha, des Markgrafen Otto von Susa Tochter, die, als Heinrich die Auflösung wünschte, eine Ursache seines Unglücks wurde, war Anno's Werk. — Mußte Anno ein Schiff zur Erwerbung großer Macht dienen, so wurde eins fast sein Unglück. Im Jahre 1074 war Bischof Friedrich von Münster bei ihm zum Osterfeste. Bei dessen Abreise sandte Anno seine Diener ab, ein Schiff zur Reise einzurichten.

Digitized by Google

Sie nahmen das Schiff eines reichen Kaufmanns und geboten die bereits geladenen Waaren auszuwerfen. Die Schiffer weigerten sich, der Sohn des Kaufmanns rief seine Freunde zu Hülfe, und Anno mußte, um Schlimmes zu verhüten, Frieden gebieten; aber verschmerzen konnte er's nicht. In einer Predigt erklärt er Cölns Bürger für eine Beute des Teufels, wenn sie nicht Buße thäten. Der Kaufmannssohn regte deßhalb Aufruhr an, die Cölner stürmten den erzbischöflichen Palast, mordeten einen Theil der Diener Anno's und er selbst mußte froh sein, durch einen geheimen Gang in die Domkirche entfliehen zu können; denn hätte man ihn in die Hände bekommen, so würde er das Schicksal des Dieners gehabt haben, den man für Anno hielt, weil er sich versteckt hatte, und auf der Stelle mit Frohlocken tödtete. Aus der Domkirche flüchtete der Erzbischof in das Haus eines Domherrn, welches einen Ausgang durch die Stadtmauer hatte. Auch vor der Stadt erlitt ein Mann unschuldig den Tod, weil er dem Erzbischof ähnlich sah. Auf die Nachricht von seiner Vertreibung sammelten sich die Lehnsträger des Stifts, boten alle Waffenfähige gegen die empörte Stadt auf, und Anno zog an ihrer Spitze zur Züchtigung aus. Abgeordnete kamen ihm entgegen und flehten um Schonung. „Die Empörer, Räuber und Mörder sollten sich zur Kirchenbuße stellen," war die Antwort, und als sie wirklich erschienen, wurden sie für den nächsten Tag in die Peterskirche beschieden. Indessen trauten die Cölner ihrem Oberhirten doch nicht, wer sich schuldig fühlte, entwich in der Nacht, und so erschien Niemand zur Kirchenbuße. Cöln wurde nun geplündert, der junge Kaufmann und Andere wurden mit Ausstechung der Augen, wieder Andere mit Auspeitschung und Verbannung bestraft. Die Stadt war von nun an wie verödet. — Engelbrecht I., Erzbischof von Cöln seit 1213, hielt streng auf Recht, strafte Landfriedensbruch und Räubereien der Raubritter und gab auch, weil sonst kein Einhalt für die Verübung von Verbrechen war, der heiligen Vehme ihre Einrichtung. Voll Mißfallen an der strengen Gerechtigkeit, die er selbst wegen seiner Eingriffe in die Gerechtsame des Klosters Essen, dessen Schirmvoigt er doch war, empfunden hatte, beschloß Graf Friedrich von Isenburg, sein naher Vetter, den Tod Engelbrechts. Er wurde bei Schwelm am 7. November 1225 überfallen und mit wilder Grausamkeit niedergehauen. Friedrich wurde in Cöln durch die Straßen geschleift, gerädert und geviertheilt, Engelbrecht aber vom Papste für einen Märtyrer erklärt und beatifizirt. G †.

Die Vorwelt.

(Schluß.)

5) Das Dinotherium. Ebenfalls ein Thier, dessen Füße zum Graben eingerichtet gewesen sein müssen, von 12 Fuß Höhe und 18 Fuß Länge. Es hatte eigenthümliche Stoßzähne.

6) Der Höhlbär; deshalb so genannt, weil in den Höhlen die Knochen gefunden werden. Ziemlich die Gestalt des jetzigen Bären, aber ein Skelett, das man vollständig neben dem eines großen Tigers sah, war dreimal größer als letzteres.

7) Der Ichthyosaurus. Eine Art Eidechse mit Füßen zum Schwimmen, deren Länge bis 30 Fuß betrug, mit verhältnißmäßig größerm Rachen als das Crocodill.

8) Der Plesiosaurus, ebenfalls eine Eidechsenart mit 30 Fuß langem Halse, womit er wahrscheinlich die fliegenden Geschöpfe zu sich in das Wasser zog.

Aus der kurzen Beschreibung dieser Repräsentanten der Vorwelt können wir uns einen Begriff machen, was für eine Gestalt die Oberfläche unserer Erde gehabt haben mag. Unwillkührlich dringt sich uns aber die Frage auf: Wird die Erde, wie sie jetzt ist, nachdem sie ihre Beschaffenheit so mannichfach verändert, bleiben, oder vielleicht bald einer abermaligen Katastrophe unterworfen sein? Dr. Petzold sagt am Schlusse seiner Geologie: Die Veränderungen, wie sie in der historischen Zeit vor sich gehen, sind nicht allein von der Art, daß sie den Gedanken an ein baldiges Eintreten einer neuen, andern Periode aufkommen lassen. Denn wenn glaubhaften Traditionen zu Folge der Beginn dieser historischen Zeit mindestens vor 6000 Jahren Statt fand, und wir demnach in den sich seit dieser Zeit zugetragenen Veränderungen der Erdoberfläche den ungefähren Maßstab haben, womit wir den zukünftigen bemessen können, so müssen bis dahin Zeiträume verstreichen, deren Länge menschliches Gehirn nicht zu erdenken vermag. Prophezeihungen eines baldigen Untergangs der bestehenden Ordnungen können nur von Unwissenden oder Betrügern ausgehn.

Von welcher Art endlich die Veränderungen sein werden, welche einen neuen Abschnitt bilden, ist ungewiß, wenigstens fehlen uns bis jetzt noch die sichern Unterlagen, auf welchen man bei solchen Bestimmungen fußen könnte. Alles ist in dieser Beziehung bloße Vermuthung. Wer nicht gern verbrennen will, dem kann man erzählen, wie die Sonne selbst sich nach und nach abkühlen und der Oberfläche die Wärme entziehen werde, welche sie jetzt spendet, daß somit der Polarkreis bis zum Aequator herabrücken und Alles Lebendige erstarren müsse. Wer nicht erfrieren will, dem kann man versichern, daß zum Verbrennen starke Hoffnung vorhanden sei, insofern die Erde in Spirallinien sich um die Sonne drehe, derselben immer näher und näher

Digitized by Google

komme, daß Alles immer heißer und endlich verbrennen werde. Wer es vorzieht zu ertrinken, kann auch dieses hoffen, wenn er überlegt, daß das Wasser denn doch endlich einmal Alles von den Bergen herunter und die Berge selbst hinweggespült haben, daß es endlich nichts mehr gebe, wovon herab das Wasser fließen könne; daß die Meere, von Sand und Schlamm ausgefüllt, endlich Alles trockene Land überziehn und unter Wasser setzen werden. Endlich braucht man ja nur anzunehmen, die Erde werde, trotz der Unwahrscheinlichkeit mit einem recht großen und festen Kometen zusammentreffen, um den zu zerschmettern, der schnellen Tod wünscht. Nur mit vulkanischem Zerspringen, würde auch solches beliebt, kann der Geolog nicht dienen; dazu wäre früher allenfalls Gelegenheit gewesen — jetzt ist es zu spät.

A. v. E.

Feuilleton.

[Aus Chateaubriands Werken, letzte Lieferung.] Columbus entdeckte Amerika in der Nacht vom 11. bis 12. October 1492. Capitain Franklin vollendete die Entdeckungsreise dieser neuen Welt am 18. October 1826.

Wie viel Generationen sind in diesem Zeitraum von 333 Jahren 9 Monaten und 24 Tagen dahin geschwunden, wie viel Umwälzungen haben statt gefunden, wie viel hat sich bei den Völkern geändert! Die heutige Welt gleicht nicht mehr der des Columbus.

Auf jenen unbekannten Meeren, über denen man eine schwarze Hand, die Hand des Satans, sich erheben sah, welche die Schiffe während der Nacht erfaßte und sie in die Tiefe des Abgrundes in jene grausenden Regionen hinabzog, die der Sitz der Nacht, des Schreckens und der fabelhaften Welt sind; auf jenen tobenden Wogen am Cap Horn und dem Cap der Stürme, vor denen sonst der Steuermann erbleichte; auf jenem zwiefachen Oceane, der seine Doppelufer bespült; in jenen ehemals so gefürchteten Meeresgegenden fahren jetzt regelmäßig Postschiffe zum Transport von Briefen und Reisenden. Aus einer blühenden Stadt in Amerika ladet man sich zum Mittagsessen in eine blühende Stadt Europas ein und kommt zur bestimmten Stunde an. Statt jener plumben, schmutzigen, stinkenden, feuchten Schiffe, wo man nur von gesalzenem Fleische lebte und eine Beute des Scorbuts war, bieten sich dem Reisenden elegante Fahrzeuge dar, deren Zimmer, mit Mahagonyholz getäfelt, mit allen Delicatessen einer guten Küche versehen sind. Eine Reise, auf der man mehrere Jahre lang Nachforschungen unter den verschiedenen Himmelsgegenden anstellt, kostet oft nicht einmal das Leben eines einzigen Matrosen. Der Stürme lacht man, die Distanzen sind verschwunden. Ein bloßer Wallfischfänger segelt nach den Südpol, ist der Fang nicht ergiebig, so wendet er sich gegen den Nordpol. Um einen Fisch zu fangen, durchschifft er zweimal die Wendekreise, legt zweimal die Länder des Erdedurchmessers zurück und berührt in wenigen Monaten die Endpunkte der Erde. An den Thüren der Gasthöfe in London erblickt man neben der Anzeige der Abfahrt des Packetbot's von Dover nach Calais auch die von dem nach Vandiemens Land gehenden Packetbote, welches mit allen Bequemlichkeiten für die zu Antipoden reisenden Passagiere versehn ist. Es giebt Reisebeschreibungen in Taschenformat, Wegweiser, Handbücher zum Gebrauche von Personen, die eine Vergnügungsreise um die Welt machen wollen. Diese Reise dauert 9 bis 10 Monate, manchmal weniger; man reist im Winter ab, beim Herausgeh'n aus der Oper, man landet auf den Canarischen Inseln, in Rio-Janeiro, auf den Philippinen, in China, in Indien, auf dem Cap der guten Hoffnung und ist wieder zu Hause beim Winteranfang der Jagd. Die Dampfschiffe kennen auf dem Ocean keine widrigen Winde, auf den Flüssen keine Strömung mehr. Sie gleichen schwimmenden Palästen von 2 bis 3 Stockwerken, und von ihren Gallerien herab bewundert man die schönsten Naturgemälde in den Wäldern der neuen Welt. Bequeme Straßen führen über die Gipfel der Berge und machen Wüsten zugänglich, welche noch vor kurzem kein menschlicher Fuß betreten hatte. Vierzigtausend Reisende versammelten sich unlängst zu einer Lustparthie am Wasserfall des Niagara. Auf Eisenbahnen gleiten schwere Güterwagen rasch dahin, und wenn es Frankreich, Deutschland und Rußland beliebte, eine Telegraphenlinie bis an die chinesische Mauer zu errichten, so könnten wir an unsere Freunde in China schreiben und in 9 oder 10 Stunden Antwort erhalten. Ein Mensch, der in seinem 18. Jahre anfinge eine Pilgerschaft und mit dem 60. endigte, würde, wenn er täglich nur 2 Meilen ginge in seinem Leben siebenmal die Erde umreisen. Das Genie des Menschen ist wahrlich zu groß für einen so kleinen Wohnort. Man muß schließen, daß er für eine höhere Heimath bestimmt ist.

[Cölibat und Adel.] Als Gregor VII. (Hildebrand) das Cölibatgesetz in Kraft setzte, herrschte in den europäischen Staaten germanischen Ursprungs die Aristokratie, und das Königthum war fast nur dem Namen nach da. Der Adel setzte sich auch in den Besitz der höhern Kirchenämter, und es war zu fürchten, daß das Interesse der Hierarchie dem Standesinteresse des Adels untergeordnet werden würde und daß der Kirche nur noch die Einheit eines unter den verschiedenen Nationalkirchen abgeschlossenen Bundes verbliebe. Um so mehr war das zu fürchten, da einerseits die Bischöfe in den meisten europäischen Staaten von dem Könige ernannt wurden, dieser aber bei der Ernennung den Adel nicht unberücksichtigt lassen konnte, andrerseits viele niedere Pfründen von dem Adel nach dem Patronatrechte vergeben wurden. Unter den Absichten, zu deren Erreichung das Cölibat als Mittel dienen mußte, war daher auch die Absicht, der weltlichen Aristokratie eine geistliche, der Aristokratie der Geburt eine Aristokratie des Verdienstes (oder einer Verdienstlichkeit im ascetischen Sinne) entgegenzusetzen; denn der Cölibat bewirkte bei damaliger Ansicht von Verdienstlichkeit, daß die Geistlichen in hoher Achtung standen. Selbst Gebildetere zollen oft noch jetzt der blos äußern Zucht nur zu leicht die Achtung, die allein der wahrhaft edeln Gesinnung gebürt.

G‡.

Lesefrüchte.

In jedem Volke leben zu gleicher Zeit Menschen aus allen Jahrhunderten hinsichtlich der Bildung.

(Zschokke.)

Mit den vermeintlichen Zeichen der Zeit geht viel Selbstbetrug vor. Man sieht und glaubt gern, was man wünscht, oder fürchtet.

(Derselbe.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 45.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Aktenstücke aus der geheimen Geschichte der Theilung Sachsens.

Die Theilung des Königreichs Sachsen ist ein Ereigniß, welches ein Menschenalter hinter uns liegt. Es ist viel besprochen worden von Hoch und Niedrig, Freund und Feind; aber die Betrachtung eines geschichtlichen Ereignisses darf man nie für abgenutzt halten. Wo bliebe sonst die Moral der Geschichte? Akten über jenes geheime Getriebe geben die Moral doppelt und gereichen ihren Urhebern, auch wenn sie im Grabe schon schlummern und deßhalb in den Augen Mancher als dem menschlichen Urtheile entzogen betrachtet werden (aber wenn das gälte, wo bliebe abermals die Moral der Geschichte?) — sie gereichen ihren Urhebern keineswegs zur Ehre; sie sind aber auch ein schönes Denkmal rechtschaffner und gewissenhafter Diplomatiker, wie eines Metternich, der mit seinem Kaiser eben so brav, als ruhmreich dasteht. Jeder deutsche Fürst hat den für ihn günstigen Zeitpunkt zur Erhebung gegen Napoleon abgewartet; so klug sind alle gewesen, und doch hat man Sachsen eine Erklärung gegen Napoleon zumuthen wollen, ehe der rechte Zeitpunkt für Sachsen eingetreten war. Wer nicht eingebrochen zwischen den Eisschollen steckt, hat gut Zurufen, daß der Gefährdete sich nur heraushelfen und heben solle! — Hat Sachsen Krieg mit seinen Nachbarn geführt? Keineswegs! Es war Frankreichs Bundesgenosse, wie Preußen, Oestreich u. s. w., und noch mehr gezwungen, als jene. Dennoch hieß man Sachsen ein erobertes Land, redete lächerlicher Weise von einem Frieden mit Sachsen, ohne daß doch dieses den Frieden mit einer andern deutschen Macht vorher aufgehoben gehabt hatte. Martens in seinem „Précis du droit des gens moderne de l'Europe, fondé sur les traités et l'usage" (Göttingen 1801), welches doch die Bibel der Politiker und Diplomaten ist, sagt: „Da man einen natürlichen Unterschied zu Gunsten derer machen muß, welche blos die bestimmte Hülfe schicken, die durch Vertheidigungs- und allgemeine Allianz- und Subsidienverträge versprochen worden ist, und welche man vor dem Bruche abgeschlossen und dadurch nicht die Absicht verrathen hat, dem gegenwärtigen Feinde zu schaden, sondern blos den Willen, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen: so hat die Politik Veranlassung zur Einführung jenes Grundsatzes gegeben, auf den sich heut zu Tage die Mächte als auf ein Prinzip berufen, das durch das positive Völkerrecht anerkannt ist, nämlich ein Staat, der blos ein Truppencorps zufolge eines Subsidienvertrags stellt, wird dadurch kein Feind des Staats, gegen den diese Truppen gebraucht werden, und nur diese Truppen können feindlich behandelt werden." — Der gerechte Friedrich August hat nie fremdes Gut begehrt. Er war der einzige der größern deutschen Fürsten, dem alle damaligen Umwandlungen Nichts eingetragen haben; ja er hat sogar eingebüßt; denn Cottbus und Peitz waren kein Ersatz für Barby, Gommern und das Mansfeldische; Sachsen und das Herzogthum Warschau gingen einander Nichts an, und dieses Herzogthum vermehrte weder die Macht, noch die Einkünfte Friedrich Augusts. Diese gemachten Vorbemerkungen haben den Zweck, die Noten zum Texte der Correspondenz Castlereagh's u. s. w. zu ersparen. Noch mehr Noten dazu mache sich, wer will. Gedanken sind zollfrei — im Kopfe; auf dem Papiere jetzt oft weniger frei, als weiland im Papstthume. Man lese nur die politischen und religiösen Flugschriften der Zeit vor der Reformation, oder wortgetreue Relationen daraus, und man frage sich, ob man wohl jetzt nur Aehnliches, geschweige Gleiches, drucken darf.

Digitized by Google

Bald nach Eröffnung des Wiener Congresses wurde die bewußte Angelegenheit zuerst von Hardenberg in Anregung gebracht, der in einer Note an Metternich (9. Oct. 1814) und in einer an Castlereagh (10. Oct.) die Wiederherstellung der preußischen Monarchie in ihrem Umfange vom J. 1800 geltend machte. Schnell (11. Oct.) antwortete Castlereagh. Hier die Hauptpunkte seiner Antwort. „Es giebt in der europäischen Politik keinen Grundsatz, dem ich eine höhere Wichtigkeit beilegte, als die wesentliche Wiederherstellung (reconstruction) Preußens. — Ein noch stärkerer Grund (als Dankbarkeit) liegt in der Nothwendigkeit, das nördliche Deutschland gegen die größten ihm drohenden Gefahren zu sichern *). — Was Sachsen betrifft, so erkläre ich Ihnen, daß, wenn die Vereinigung dieses Landes in seinem ganzen Umfange mit der preußischen Monarchie nothwendig ist, um Europa einen so großen Nutzen zu verschaffen, ich keinen moralischen, oder politischen Widerwillen gegen die Maßregel an sich selbst zu hegen vermöchte. Wenn jemals ein Souverain sich selbst in die Lage versetzt hat, der künftigen Ruhe von Europa aufgeopfert werden zu müssen, so ist es der König von Sachsen durch seine unaufhörlichen Winkelzüge und dadurch, daß er nicht allein der ergebenste, sondern auch der begünstigtste von den Vasallen Bonaparte's gewesen ist. — Da in der fehlervollen Laufbahn, in welcher sich zu bewegen, die deutschen Staaten seit einiger Zeit sich beinahe für erlaubt gehalten haben, nicht alle bestraft werden können; so würde ich nicht unzufrieden sein, daß man an einem von ihnen ein Beispiel aufstellte."

(Schluß folgt.)

Nächtliche Wanderungen
durch
Altenburg.

Der nächtliche Wanderer hat zuvörderst um Entschuldigung zu bitten, daß er seinen freundlichen Lesern, resp. schönen Leserinnen, anmuthet, ihm bei nächtlicher Weile unter die Erde zu folgen; doch hofft er zuversichtlich auf die gefällige Begleitung, da er etwas Besonderes zu bieten hat; die Leser werden bei dieser Wanderung zwei Speisen genießen, die sonst auf ihren Tischen zu den seltneren Gerichten gehören; wir meinen die „Lust des Schauers" und die „Wonne der Thränen."

Eine Klostergeschichte werden wir erzählen; ob sie in die Kategorie jener Klostergeschichten gehört, die gewöhnlich einen sehr ehrenvollen Platz unter dem Ritter- Räuber- und Gespensterverlag des Herrn Fürsten von Nordhausen einnehmen und die Freude aller Leihbibliothekare von den Alpen bis zur Eider sind, darüber möge der großgünstige Leser selbst entscheiden. —

*) Die Engländer fürchtete: schon damals Rußland

Auf der Teichgasse zu Altenburg lag sonst ein heilig Haus, ein Jungfrauenkloster, Marien Magdalenen, der Büßerin, geweiht. Die katholische Legende, die so unendlich viel mehr weiß, als die heilige Schrift, hat von dieser eben so schönen, als nachmals auch frommen Dame eine Historie in Erfahrung gebracht, die wir unsern Lesern hier um so weniger vorenthalten wollen, als sie in engem Zusammenhange mit unserer Geschichte steht.

Sie lautet also: Maria Magdalena war kaum in diejenigen Jahre getreten, von denen wir alle sagen: „sie gefallen mir sehr wohl!" als sie ein Verhältniß von ungewisser Färbung mit einem jungen Manne einging und dadurch an Reputation bei ihren Altersschwestern sehr verlor, obgleich man nicht sagen kann, daß die übrigen jungen Männer des Orts sie deßhalb weniger schön und angenehm gefunden hätten. Der junge Mann nun, mit dem besagte Maria Magdalena ein ungewisses Verhältniß, auf deutsch, eine Liebschaft, hatte, war seines Standes nach ein — Räuber.

Spaßhaftes Gewerbe das? nicht wahr?

Indeß, was man auch vom moralischen Standpunkte aus gegen das Räuberhandwerk einwenden mag, die historische Forschung muß diesem Gewerbe ein sehr hohes Alter und die moderne Polizeiwissenschaft ihm eine außerordentlich weite Verbreitung zugestehen.

Der Liebhaber der Maria Magdalena nun war kein Pfuscher in seinem Handwerk, und es war nimmer eine kleine Summe, die er seiner Geliebten heimbrachte. Da kam er eines Tages von der Arbeit und hatte nicht nur kein Geld mitgebracht, sondern borgte dem schönen Mädchen sogar noch verschiedene Silbergröschlein ab, um sie einem Handwerksgenossen zu übergeben. Maria Magdalena war gerade nicht neugierig, denn das ist keine Frau, aber sie hätte doch recht gern gewußt, wie die Sache zusammenhinge. Nur der Sache wegen. Sie war daher sehr erfreut, als ihr der Herr Räuber erzählte, daß er und sein College in der Wüste ein schlafend Weib gefunden hätten, welche schön, wie ein Engel, gewesen und kostbar angethan mit feiner Leinewand und Gold und Spangen, an ihrem Busen aber ein Knäblein geschlummert, fast schöner noch, als das Weib. Schon wäre er und sein College im Begriff gewesen, Weib und Knäblein zu tödten und sich so in Besitz der Schätze zu setzen, da habe ihn beim Anblick des Knaben ein sonderbares Gefühl durchschauert; der schon erhobene Arm mit der Mordwaffe sei ihm erlahmt, und eine innere Stimme habe ihm verboten das Kind zu tödten; von dieser Mahnung getrieben, habe er auch seinen Collegen zurückgezogen und ihm seinen muthmaßlichen Antheil an der Beute aus seiner Tasche gezahlt.

Dirnen, wie Maria Magdalena, sind immer gutherzig, sie war sehr gerührt und weinte auch wohl, nach einigen Tagen indeß hatte sie die Geschichte gänz-

Digitized by Google

lich vergessen und nach einigen Wochen den geliebten Räubersmann dazu.

Nachdem die empfindsame Dame nun noch verschiedene, aber eben nicht wenige, Liebschaften gehabt, wurde sie mit einem Male fromm. Man denke hier nicht an das grobe Sprichwort: Eine junge —, eine alte Betschwester! denn Marie Magdalene war noch als Büßerin jung und außerordentlich schön Und wie that sie Buße? eine Buße, die ihr in unserer Zeit Niemand nachthun wird. Sie lebte, lediglich nur von ihren langen, ungefesselten Haaren bedeckt, mehrere Jahre in der Wüste.

Freilich war's in ihrer Wüste etwas wärmer, als bei uns. Nachdem diese energische Büßerin in ihrer Wüste gestorben war, kam sie in das Fegfeuer, wurde aber, weil sie auf Erden schon eine hübsche Partie Sünden abgebüßt hatte, bald befreit, und nach einigen hundert Jahren geruhten Se. Sanctität, der älteste constitutionelle Monarch Europa's, der Papst, allergnädigst ihr vermittelst Bulle d. d.?? den Charakter und Rang einer wirklichen Heiligen und Fürbitterin zu ertheilen. Die Bulle war von den verantwortlichen Protonotarien contrasignirt und der ganzen Christenheit befohlen, die schöne Marie Magdalene als Heilige zu achten, zu lieben und anzubeten. Eine schöne Frau anzubeten ist so schwer nicht, und die Verehrung der reizenden Sünderin war sehr bald eine allgemeine durch ganz Europa.

Beinahe wörtlich so, wie wir die Legende hier erzählt, trug sie der hochwürdige Pater Quintilianus, wohlbestallter Burgpfaff auf Schloß Auerstein, seinem gnädigen Herrn, dem Ritter Udo, des heiligen römischen Reichs Grafen und Herrn zu Auerstein, am 5ten März im Jahre des Heils 1411 vor.

„Was ist aus dem Räuber geworden?" fragte der edle Graf.

(Fortsetzung folgt.)

Das Soldaten- und Ritterwesen der Sachsen im Jahr 1545.

Als sich die Sachsen unter Kurfürst Johann Friedrich dem Großmüthigen zum Schmalkaldischen Kriege rüsteten, so wurden zu diesem bevorstehenden Heerzuge auf den Altenburgischen Landkreis 1000 Mann angelegt. Das Soldatenwesen war damals in einer ganz andern Verfassung, als heute zu Tage. Man wußte nichts von beständigen Soldaten, sondern ein jeder Stand des Landes contribuirte nöthigenfalls eine gewisse Anzahl Mannschaften von seinen Unterthanen und versah sie mit den gewöhnlichen Rüstungen. Damit diese Vertheilung verhältnißmäßig und keinem Theile zuviel geschähe, wurde jedes Mal eine besondere Commission niedergesetzt, bei welcher die Aemter, Städte und Rittergutsbesitzer ihre angesessenen Unterthanen angeben mußten, woraus jene sodann eine richtige Disposition machte. Unter dem Titel verordnete Befehlhaber im Altenburgischen Landkreis wurden zu Einrichtung erwähnten Feldzugs Hans Metzsch auf Scharfeld, Amtmann zu Coldiz, Heinrich von Einsiedel auf Gnandstein, Haubold Pflug auf Hayn, Amtmann zu Altenburg, Wolf von Zschadewitz auf Langenleuba, und Nickel von Tetwitz auf Frohburg als Commissare angestellt. Sie übergaben am 8. Januar 1545 der kurfürstlichen Kammer ein Verzeichniß der sämmtlichen Mannschaften und Ritterpferde, nebst einer Uebersicht, wieviel zu Unterhaltung der angelegten 1000 Mann von den Erbgütern nach dem Schockfuße repartiret und monatlich entrichtet werden müßte. Zu Folge derselben befanden sich im ganzen Kreise 156 Ritterpferde, 56 Heerwagen und 7862 besessene Mann, von welchen 1709 Harnische hatten und sonst mit Einschluß dieser 6171 bewehret waren, als 1013 mit Handgeschoß incl. 37 mit halben Hacken, 3721 mit langen Spießen und 1427 mit Hellebarten. Von diesen wurde der 7. Mann oder 1172, und zwar 234 Handschützen, 807 Langspießer und 131 Hellebartierer zur Heerfarth aufgeboten, ob man schon nur 1000 Mann, als 200 Büchsenschützen, 100 Hellebartierer, und 700 Langspießer brauchte, weil die Edelleute immer nicht Leute genug zu stellen pflegten. Die monatliche Anlage zur Besoldung wurde auf 1993 Schock 17 gr. 2 pf. oder 5695 Gülden 2 gr. 2 pf. ausgeworfen. Auf jeden Mann rechnete man des Monats 4 Gülden und auf den Heerwagen 24 Gülden. Dieses betrug zusammen 5344 Gülden, also blieben 351 Gülden 2 gr. 2 pf. Ueberschuß zu kleinen nothwendigen Ausgaben. Da nun diese Mittheilung Vielen nicht unangenehm sein wird, so hat man aus dem oben erwähnten Originalberichte der genannten Commission einen Auszug gemacht, welcher also lautet:

Ritter und Vasallen:

1) **Günther v. Bünau** der ältere auf **Breitenhain** und **Meuselwitz** diente mit 8 Ritterpferden und hatte 173 besessene Mann in 14 Dörfern, wovon 40 Handschützen und 128 Hellebartierer waren. Sie hatten 2 Heerwagen und stellten 25 Mann, als: 4 Handschützen, 2 Hellebartierer, und 19 Langspießer. Von 8541 Schock Erbgütern entrichteten sie monatlich 47 Schock 32 gr. 8 pf.

2) Die junge Herrschaft Schönburg vom Amte Remsa bei Waldenburg diente mit 4 gerüsteten Pferden und hatte in 14 Dörfern 145 besessene Mann, von welchen 106 bewehrt, nämlich 11 Handschützen, 58 Hellebartierer und 37 Langspießer waren. Sie mußte einen Heerwagen stellen, 4 Handschützen, 2 Hellebartierer und 14 Langspießer. Von 6374 Schock Erbgütern entrichtete sie monatlich 35 Schock 24 gr. 8 pf.

3) Ernfried vom Ende auf Löbichau

Digitized by Google

diente mit 4 Ritterpferden und hatte 74 besessene Mann in 8 Dörfern, von welchen 4 Handgeschoß, 10 Langspieße und 10 Hellebarten hatten. Er und der vom Ende auf Lumpzig hielten mit einander einen Heerwagen und mußten 4 Büchsenschützen, 2 Hellebartierer und 5 Langspießer stellen. Die Anlage war von 3068 Schock Erbgütern monatlich 22 Schock 34 gr. 4 pf.

4) Nickel von Teckwitz auf Frohburg diente mit 4 gerüsteten Pferden und gab von 124 Mann, die er zu Frohburg und in 3 Dörfern hatte und aus 21 Handschützen, 27 Langspießern und 24 Hellebartierern bestanden, 17 gerüstetete Mann, als: 3 Büchsenschützen, 2 Hellebartierer und 12 Langspießer. Den Heerwagen hielt er mit Bartheln von Draschwitz auch auf Frohburg. Die monatliche Anlage war 34 Schock 37 gr. 10 pf. von 6234 Schock Erbgütern.

5) Barthel von Draschwitz auf Frohburg hatte 1 Ritterpferd und 45 besessene Mann, unter welchen 8 Handgeschoß, 16 Hellebarten und 13 Langspieße hatten. Er wurde mit 1 Büchsenschützen, 5 Langspießern und 9 Schock 32 gr. 10 pf. von 1719 Schock Erbgütern angelegt.

6) Nickel vom Ende, der Verwalter auf Ponitz, diente mit 4 Ritterpferden, hatte 60 besessene Mann in 8 Dörfern; darunter waren 15 Handschützen, 27 Langspießer und 2 Hellebartierer, und stellte einen Heerwagen 1 Mann mit Handgeschoß 1 mit einer Hellebarte und 6 mit langen Spießen. Die monatliche Anlage betrug 46 Schock 16 gr. von 8018 Schock Erbgüter.

7) Ehrenfried vom Ende auf Wolkenburg hatte 3 Ritterpferde und in 4 Dörfern 4 Handschützen, 24 Hellebartierer und 26 Langspießer, von denen er 4 Handschützen und 3 Langspießer mit 8 Schock 23 gr. monatlichem Sold von 1509 Schock Erbgütern zum Heerzuge stellte.

8) Sebastian von der Gablentz auf der Wendischleubden diente mit 3 Ritterpferden und hatte 20 Mann, nämlich 2 Handschützen, 9 Hellebartierer und 9 Langspießer zu Nobitz. Den Heerwagen hielt er mit Valentin von Reinsberg auf Ehrenberg und sollte 2 Langspießer nebst 2 Schock 41 gr. monatliche Anlage von 513 Schock Erbgütern schicken. **Adolph Br.**

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Berlin im Bann.] Unter dem Markgrafen Ludwig I. oder dem Aeltern, Kaiser Ludwigs des Baiern Sohne, stand Niklas Cyriar, Propst von Bernau, mit Herzog Rudolf von Sachsen, der vor Ludwigs Belehnung die Mark Brandenburg beansprucht hatte, in verrätherischem Briefwechsel. Zur Jahrmarktszeit 1325 kam er nach Berlin. Die Einwohner, ohnedieß schon von ihm mit dem Bannfluche wegen verweigerter Zugestehung gewisser Ansprüche belegt, ergriffen ihn, prügelten ihn zu Tode und übergaben seinen Körper dem Feuer. Zwanzig Jahre sind sie dafür im Bann geblieben. Um losgesprochen zu werden, mußten sie an den Papst, an den brandenburger Bischof und an den Bruder des ermordeten Propstes Geld zahlen, dem Propst eine Kapelle an der Stelle errichten, wo er sein klägliches Ende gefunden hatte und eine ewige Lampe darin zu unterhalten versprechen. Ein anderes Mal kamen die Berliner, obgleich sie es gnädiger machten, dennoch auch ungnädig an. Ein Priester, Niklas Hundewerper, zu Wriezen verbrannte an der Spitze einer Mordbrennerbande den größten Theil der Städte Berlin, Cöln und Brandenburg, um in der allgemeinen Verwirrung desto sicherer rauben zu können. Der Magistrat zu Berlin zog ihn ein, strafte ihn aber nicht, sondern übergab ihn an Bischof Dietrich von Brandenburg. Dessenungeachtet kam Berlin in den Bann bis 1398, weil es sich an einem Priester vergriffen hatte.

Arndt (Blick aus der Zeit auf die Zeit, 1814) sagt: Preußen ist seit 75 Jahren Deutschlands Lichtträger und Lichtführer gewesen; es muß dieses Fürstenthum des Lichts, das herrlichste und mächtigste aller Fürstenthümer, auch künftig behaupten. Aus diesem heiligen Stolz, den es sich genommen, und aus dieser schönen Pflicht, die es sich aufgelegt hat, ist ungefähr folgendes die Aufgabe, die es lösen muß: Preußen muß streben, vor ganz Deutschland als Muster und Beschirmer der leiblichen und geistigen Freiheit zu stehen. Es stiftet freie, ständische Verfassungen, wobei die Eigenthümlichkeiten eines jeden Landes und Stammes nach Möglichkeit geehrt und geschont werden. Nur das schafft eine kräftige Freiheit, was in natürlichem Triebe aus den Wurzeln einer jeden Landschaft und aus den Neigungen eines jeden Stammes erwachsen war. Es erklärt die vollkommenste Preßfreiheit. Es fördert auf jede Weise deutsche Wissenschaft und Kunst. Es ist Pfleger und Schirmer jeder Religion. Es ordnet das Kriegswesen so, daß alle seine Männer die rüstigsten und schlagfertigsten sind. Wir müssen hoffen, daß Preußen seine hohe Rolle erkennen und den Ruf und die Meinung des Vaterlandes vernehmen werde, daß es den schönsten Kranz in seine funkelnde Krone flechten werde, den Kranz, der aus den unverwelklichen Blumen des Geistes und der Liebe geflochten wird.

Der preußische Gesandte, Baron v. Plotho, warf in Regensburg den Notar, der ihm die Achtserklärung gegen Friedrich II. zu insinuiren gedachte, die Treppe hinunter mit den Worten: „Was? Er insinuiren?"

Peter d. Gr. sprach einem Vornehmen die Knute und den Tod zu. Unter Androhung voller Ungnade verbot er jede Verwendung für ihn. Katharina, der es nie mißlang, seinen Zorn zu mäßigen, fand auch hier ein Mittel. Dem Lieblingswindspiele Peters hing sie eine Bittschrift unter dessen eignen Namen (Lisette hieß der Hund) an. „Auch du sogar mit einer Bittschrift? sprach Peter. Nun, weil es das erste Mal ist, so darf ich dir es schon nicht abschlagen."

Fontenelle nannte die Geschichte eine Fable convenue.

Gt.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 46. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Aktenstücke aus der geheimen Geschichte der Theilung Sachsens.

(Schluß.)

In der Antwort des Fürsten Metternich vom 22. Oct. heißt es: „Preußen hat wenigstens ebenso starke Beweggründe als Oestreich, dahin zu wirken, daß Rußland gewisse Grenzen nicht überschreite, und vornehmlich, daß es sich der Vertheidigungspunkte nicht bemächtige, welche den beiden Monarchien nothwendig sind. — Die Absichten Preußens auf die gänzliche Einverleibung Sachsens sind ein wahrer Gegenstand des Bedauerns für den Kaiser (von Oestreich). Ohne diesen Gegenstand aus dem Gesichtspunkte des Rechts zu erörtern, sehen Se. kaiserl. Majestät mit Betrübniß eins der ältesten Regentenhäuser von Europa bedroht, unter einem wiederherstellenden Systeme das ganze Erbtheil seiner Väter zu verlieren. Das directe Interesse Oestreichs ist in vielen Hinsichten an die Erhaltung Sachsens geknüpft, sehr enge Familienbande bestehen zwischen Sr. kaiserl. Majestät und der königl. Familie. Er betrachtet die Ausführung des Planes einer totalen Vereinigung als einen unvermeidlichen Keim von Mißtrauen gegen Preußen und von Anklagen gegen Oestreich von Seiten der deutschen Mächte. Er ist überzeugt, daß ganz Deutschland die Vereinigung der beiden Höfe über eine Frage von einer der allgemeinen Gesinnung so widersprechenden Beschaffenheit mißbilligen wird. — Den Fehler begehen, gestatten, daß die Vertheidigungssysteme Oestreichs und Preußens unmittelbar in einander eingreifen, hieße, sie alle beide vernichten, oder sie dergestalt eins dem andern preisgeben, daß die Gleichheit des Schutzes und des Einflusses der beiden großen deutschen Mächte von diesem Augenblick an aufhören würde zu sein. — Der Kaiser bittet Se. königl. Majestät von Preußen auf das allerdringendste, wohl in Erwägung zu ziehen, ob Sie nicht den Zweck der Ergänzung Ihres Länderumfangs auch erreichen werden, indem Sie einen Kern dieses Königreichs (Sachsen) erhalten und sich auf diese Weise entschließen, dem Könige von Sachsen einen Länderantheil in Form einer Entschädigung anzuweisen."

Am 2. Nov. ließ die französische Gesandtschaft ein mémoire raisonné über das Schicksal Sachsens und seines Souverains austheilen, worin es u. a. hieß: „Man spricht von dem Königreiche als von einem herrenlosen Lande, vom Könige als von einem Verbrecher. — Gerichtet ist der König von Sachsen nicht; denn er ist weder vorgeladen, noch gehört worden. Höchstens befindet er sich also in dem Stande eines blos Angeklagten, d. h. in einem solchen Stande, in welchem man noch nicht einmal das Recht verliert, für unschuldig gehalten zu werden, bis man verurtheilt ist. Sollte aber der König von Sachsen gerichtet werden, wer würde sein Richter sein? Etwa seine Ankläger? Oder die, welche von seiner Beraubung Vortheile haben wollen? Sollen ihn die richten, durch deren Politik allein die Nothwendigkeit hervorgebracht worden ist, welche ihn von allen Fehlern losspricht, welche sie ihn vielleicht hat begehen lassen? Soll ihn Sachsen richten? Sachsen hat keinen andern Wunsch, als ihn wieder zu erhalten! Oder Deutschland? Deutschland verlangt vor allen Dingen, daß er in seine Rechte wieder eingesetzt werde. Der Congreß endlich? Welcher zum Congreß abgesandte Minister hat denn dazu Auftrag? — Der König ist nicht gerichtet; er konnte nicht gerichtet werden: wie sollte er verurtheilt sein? — Soll die Confiscation im 19ten Jahrhundert in das allgemeine Recht von Europa eingeführt werden? — Als Karl V., Oberhaupt eines Reichs, dessen

Digitized by Google

Vasall Johann Friedrich war, ihm die Kurwürde nahm, gab er sie nicht an ein anderes Haus. — Sich zum Richter eines Souverains aufwerfen, heißt: alle Revolutionen für rechtmäßig erklären. — Was würden diejenigen, welche jetzt mit solchem Eifer das Project der Vereinigung (Sachsens mit Preußen) unterstützen, sagen, wenn sie einst als Zeugen der Zukunft sehen sollten, wie Preußen sich auf Rußland stützte, um in Deutschland weitere Vergrößerungen zu erzwingen?"

Talleyrand an Metternich am 19. Dec. 1814.

„Die Verfügung, welche man über Sachsen zu treffen vermeint hat, ist verderblich als Beispiel. Sie ist es eben so sehr durch ihre Folgen für das allgemeine Gleichgewicht von Europa, welches in dem richtigen Verhältnisse zwischen dem Angriffs- und Vertheidigungsmitteln der verschiedenen Staatskörper besteht. Dieses Verhältniß würde durch sie auf zweierlei Weise, und zwar jederzeit gefährlich verletzt werden. Erstlich, indem es gegen Böhmen sehr bedeutende Angriffsmittel aufstellte und dadurch die Sicherheit von ganz Oestreich bedrohte; denn die besondern Vertheidigungsmittel Böhmens müßten in demselben Verhältnisse vermehrt werden, und dieß könnte nur geschehen auf Kosten der allgemeinen Vertheidigungsmittel der östreichischen Monarchie. — Zweitens, indem sie im Herzen des deutschen Staatenbundes und für eins seiner Mitglieder Angriffsmittel aufstellt, mit welchen die Vertheidigungsmittel aller andern in keinem Verhältnisse stehen. — Se. allerchristl. Majestät, entschlossen, auch nicht durch Stillschweigen die Ausführung der Projecte genehm zu halten, welche gegen den König und das Königreich Sachsen gemacht worden sind — voller Vertrauen auf die persönliche Rechtschaffenheit und die Gesinnungen Sr. Majestät des Königs von Preußen, welcher auch das Unglück hat kennen lernen — überzeugt, daß man in keiner gerechten Sache alle Hoffnung aufgeben dürfe, haben auch die Hoffnung in der Angelegenheit Sachsens nicht aufgegeben. Noch viel weniger werden Sie dieß thun, wenn Sie erfahren werden, daß Se. Majestät der Kaiser von Oestreich durch einen Ihrer würdigen Entschluß laut und bestimmt die Vertheidigung Sachsens übernommen und erklärt haben, daß Sie es nie verlassen werden."

Hatte Oestreich, wenn's nicht anders sich fügen wollte, dem Könige von Sachsen wenigstens einen Kern seines bisherigen Landes zu erhalten gewünscht, so verlangte es für ihn nachher vier Fünftel und gestand Preußen nur einzeln liegende Stücke, welche ohngefähr ein Fünftel des Ganzen ausmachten. Preußen hatte für Sachsen Münster, Paderborn, Corvey angeboten, nun bot es eine selbst das Doppelte betragende Besitzung auf dem linken Rheinufer. Endlich vereinigte man sich in der Art der Theilung, die wirklich vor sich ging, und gegen die der rechtmäßige, angestammte Herr des Landes vergeblich protestirte.

(Wird fortgesetzt.)

Nächtliche Wanderungen

durch

Altenburg.

(Fortsetzung.)

„Auch darüber" entgegnete der Mönch „belehrt uns der sorgsame Chronist der heiligen Geschichte; besagter Räuber und Liebhaber der heiligen Marie Magdalene ist derjenige der beiden Schächer am Kreuz, von denen im heil. Evangelium geschrieben steht, daß er in der Todesstunde sich zum Herrn bekehrte und nach dessen Verheißung zum Paradiese einging. Der Spötter auf der andern Seite war sein oben auch erwähnter Collega!"

Der Graf nickte und verfiel in trübes Nachsinnen. „Ihr mögt Recht haben, Pfäfflein," nahm endlich der Graf das Wort wieder, indem er seinem Burgpfaffen den gewaltigen Silberbecher voll edlen Weines zuschob, den dieser mit einem: gratias! empfing, „ihr mögt Recht haben, meine Nichte muß ins Marienmagdalenenkloster nach Altenburg. Die Geschichte paßt ganz auf sie; sie hat eine Liebschaft, wie die Heilige, der Liebhaber ist zwar noch kein Räuber, kann aber doch einer werden, sie ist . . ." der Graf stotterte.

„Schön und jung, wie die Heilige!" half Pater Quintilianus mit zwinkernden Augen aus.

„Richtig!" fiel der Graf ein, „folglich muß sie auch Buße thun, und weil wir hier keine Wüsten haben und es sich nicht schicken würde für eine Gräfin unbekleidet umherzuirren, so muß sie im Kloster Buße thun im härenen Gewande: der Herr Liebhaber kommt dann vielleicht zu Folge ihrer Gebete, wie einst der Schächer, ins Paradies!"

„Und" bemerkte der Mönch, „Gräfin Hedwig wird eine Heilige!"

„Bei St. Hubert, meinem Schutzpatron," fuhr der Graf auf, „eine Heilige in meiner Familie, ich glaube, dann wären die Auensteiner die einzigen Grafen in Deutschland, die eine Heilige in ihrem Stammbaum aufweisen könnten!"

„Italien und Frankreich", sprach der Pater," haben deren Mehrere!" Wie Sonnenschein zog's über das Antlitz des stolzen Grafen. „Es muß sein, sie muß in's Kloster, aus Vaterlandsliebe schon; ich weiß, die stolzen Freiherren von Montmorency in Frankreich nennen sich Cousins der heil. Mutter Maria; wir Auersteine müssen auch eine Heilige in unserer Familie haben!"

Der Mönch nickte freundlich.

„Es ist das Höchste für das Mädchen, ihr Bestes, ich sorge so am besten für ihr Heil!" rief der Graf.

„Und behaltet die Erbgüter der jungen Gräfin!" murmelte der listige Priester.

Es sind einige Wochen nach der eben geschilderten Unterredung vergangen. — Die schöne, reiche, sech-

Digitized by Google

zehnjährige Gräfin Hedwig von Auerstein ist bereits Novizenschwester im Marienmagdalenenkloster auf der Teichgasse in Altenburg. Die Leser mögen dem nächtlichen Wanderer in's Innere des Klosters folgen.

Die Pforte ist geöffnet, tretet leise, es ist Nacht. Der lange, düstere Corridor, der nach dem Refectorio führt, ist nur sparsam durch eine einzige Lampe erhellt, die in ihrer traurigen Einsamkeit ebenfalls zu büßen scheint. An der linken Seite des staubigen Ganges, mit der Aussicht auf den öden Klosterhof, liegen die Zellen der Nonnen; öffnen wir einige der Thüren, sie sind der Ordensregel gemäß unverschlossen. Halt! bei Nacht in ein weibliches Schlafgemach? — Armer Leser, eine Nonne ist kein Weib mehr, kein Mensch, das wüßtest Du längst, wenn Du das Ordensstatut gelesen, eine Zelle ist auch kein Schlafgemach. — Also öffnen wir. —

Sieh, da liegt eine der frommen Büßerinnen auf dem breternen Kasten, den man hier in einer zweifellosen Ironie Bett nennt; tiefe, gleichgültige Ruhe hat sich über das Gesicht der Schlafenden gelagert, Wimpel, Schleier und Rosenkranz liegen neben ihr. Siehe, diese Züge, nichts können sie verrathen, auch wenn sie wollten, solchen Stempel der Gleichgültigkeit trägt kein Menschenangesicht, am wenigsten ein Frauenantlitz — eine ächte Nonne — das Ordensstatut hat Recht, es ist kein Mensch mehr, was hier schläft. Weiter. —

Ein noch junges Gesicht, es lächelt. O welch seligen Traum mag sie träumen die junge Nonne? Still — ihre Lippen bewegen sich — sie spricht, es war ein Männername, der von einem sehnsüchtigen Seufzer umweht ihren blassen Lippen entfloh. Armes Weib! Doch halt, was ist das? Kennst Du das Instrument nicht, die neunfache Drahtgeißel? und sie ist blutig, frisches Blut klebt an den Knoten. Armes, unvernünftiges Geschöpf du, mit Geißelhieben denkst du die Natur in dir zu tödten? Das Ordensstatut hat Recht, du bist kein Mensch mehr, ich sage nein, es ist kein Mensch, der so wenig Vernunft hat. — Weiter.

Ha! still — die büßende Schwester schläft nicht; was thut sie? sie schreibt — sehen wir über die schöne Schulter auf das Blatt. Bei Gott, sie schreibt an einen Mönch — eine Beichte? ah! nein! nur einen Liebesbrief, und welche Gluth in den Zeilen und noch glühender das, was zwischen den Zeilen zu lesen! Es ist ein hübsches Sprichwort, das französische, von der Natur, die mit Gewalt vertrieben, bald im Galopp zurückkehrt. Und es ist alt, Horaz, der alte podagraische Hofpoet, kennt's schon, es gilt noch heut zu Tage. — Weiter.

Betrachtet dieses süße Gesichtchen voll himmlischer Traurigkeit, armes Kind du, was machst du im Kloster der Büßerinnen? Was kannst du zu büßen haben? Diese reinen, feinen Züge verrathen keine Sünde, Kummer hast du noch nicht viel gelitten, die Wangen sind noch weich und die Händchen so voll, die Thränen ließen noch keine tiefen Furchen darin. Ach ja, es ist die Schwester Angelika; die von der exemplarisch frommen Mutter ins Kloster geschickt ward, um die Sünden des Vaters abzubüßen, der unter Interdict und Bann verstorben. Armes, reizendes Kind, noch bist du ein Kind und kein Mensch, das Ordensstatut behält Recht, du wirst hier nie ein Weib werden. Waren es aber Menschen, die dich in dies Kloster sperrten? Vielleicht? — Weiter.

(Fortsetzung folgt.)

In der Wissenschaft ausgezeichnete Frauen.

Gelehrte, geistreiche und schriftstellerische Frauen haben auch den frühern Zeiten nicht gefehlt. Schon zu dem Bunde der pythagoräischen Philosophen gehörten Frauen, unter denen des Pythagoras Gattin, oder Tochter zu einem vorzüglichen Ruhme gelangte. Der weise Sokrates suchte den geistigen Umgang der Hetäre Aspasia. Des Philosophen Aristippos Tochter machte, wie ihr Vater, das Vergnügen zu einem philosophischen Principe. In dieser Ansicht hat sie unter Nichtphilosophinnen noch jetzt viele Schwestern. Wohl aber dürfte man vergeblich suchen, um Eine zu finden, die aus Liebe zu ihrem Manne so treu dessen System befolgte, wie Hipparchia den Cynismus, alles Schickliche nicht achtend, auf die Spitze trieb. Sie war ebenso schön, als ihr Gatte, der Cyniker Krates, häßlich war. Einer unsrer Klassiker hat beide zum Gegenstande eines historisch-psychologischen Romans gewählt, derselbe, der auch über die pythagorischen Frauen geschrieben hat, Wieland. Die attische Hetäre Leontion trat gegen den alten Weisen Theophrastos in die Schranken. Ihre Philosophie war die des Epikuros, mit dem sie in vertrautem Umgange lebte. Unter den unmittelbaren Schülern des berühmten Platon befanden sich die Frauen Lasthenia und Axiothea; denn die platonische Philosophie fand zu und nach ihres Urhebers Lebzeiten auch bei dem weiblichen Geschlechte Beifall. Seine Lehre, daß die geistige Schönheit auch eine Liebe erwecke, Liebe der Seelen, platonische Liebe, mußte ja für Manche sehr trostvoll seyn; ja sie sollte für Alle ein Sporn werden, immer nach der Schönheit, die nicht vergeht, zu streben, ob auch die Wange welkt. Das aber dürfte vielleicht manche unsrer Frauen mit dem großen Manne wieder entzweien, daß er aus dem Staate, wie er ihn idealisch sich dachte, die Dichter verbannt wissen wollte. Frauen haben viel Anlage, in überirdischen Regionen zu schwärmen; auch das mochte Manche zur platonischen Philosophie hinziehen. Zwar war der Meister selbst kein Schwärmer; aber zuweilen hat ihn doch die Phantasie vom Pfade kalter

Digitized by Google

Speculation höher hinausgeführt, als der besonnene ruhige Denker folgen darf. Als später mystisch-phantastische Grübler über Gott und Geisterwelt und das Verhältniß zwischen ihr und der Sinnenwelt mit dem platonischen Namen unziemlich sich schmückten (Neoplatoniker), zeigt uns die Geschichte abermals Weiber in ihren Reihen: Sosipatra, Gattin des Eustathios; Asklepigeneia, Tochter des Plutarchos (aber nicht des bekannten); Adesia, Gattin des Hermias; Hypatia, Tochter des Mathematikers Theon. Letzte lehrte mit erstaunlichem Beifall in Alexandrien, wurde aber bei einem Aufruhr vom Pöbel zerrissen. Der christliche Bischof Synesios war einer ihrer bekanntesten Schüler. Unter den Christinnen des Mittelalters stehen ausgezeichnet da Helena von Rossow (Roswitha), Nonne zu Gandersheim *) um 980, und die Heloise Abelards, gest. 1163. Von jener besitzen wir noch Gedichte und historische Schriften in der Sprache Altroms; über Heloise vgl. unsere Aufsätze (Adelszeitung 1843 Nr. 100 u. 101). Je verbreiteter mit dem Schwinden barbarischer, unwissenschaftlicher Zeiten die Wissenschaft wurde, desto mehr finden sich durch sie gebildete und ihr befreundete Frauen, vorzüglich seit dem Reformationszeitalter. Zwei Schwestern des bekannten Nürnberger Patriziers Wilibald Pirkheimer, Charitas und Clara, Nonnen im Claraklester zu Nürnberg, verstanden Latein und Griechisch und correspondirten mit Erasmus und Celtes. Die Mönche verlangten von ihnen, daß sie aufhörten Latein zu schreiben und der weltlichen Wissenschaft entsagten. Englands jungfräuliche Königin, Elisabeth, kannte ebenfalls außer andern Sprachen die lateinische und griechische. Wem altklassische Literatur nicht ganz fern liegen geblieben ist, kennt gewiß die Frau Doctorin Reiske, im 18. Jahrh. in Leipzig. Ihr geistig gleich stand im Jahrhundert vorher die Professorin Moller, Wagenseil's Tochter, die neben andern Sprachen auch das Hebräische verstand und von der Akademie zu Padua als Mitglied aufgenommen wurde. — Weil die Welt nie immer ganz arm an Frauen gewesen ist, die wirklich wissenschaftlich gebildet waren, und doch von der andern Seite betrachtet, das gelehrte Wesen nicht zu ihrem eigentlichen Berufe gehört: so haben es mehrere in der Geschichte der Wissenschaft bewanderte Männer der Mühe nicht unwerth gehalten, in besondern Schriften die gelehrten und geistvollen Frauen theils aller Zeiten, theils nur gewisser Perioden aufzuzählen und ihr Leben und ihre Leistungen zu beschreiben. Der den Numismatikern rühmlichst bekannte Christ. Juncker hat an seinem Schediasma historicum de ephemeridib. s. diariis eruditorum (Lipsiae 1692) einen Appendix über feminae eruditae, wo er in der Einleitung die über gelehrte, oder sonst ausgezeichnete Frauen erschienenen Schriften aufzählt und dann eine Nachlese hält, wobei er noch 100 von frühern Sammlern nicht erwähnte Frauen aufzählt. Darunter befinden sich: Ursula Regina von Friesen, Gattin des Curt Heinicke Grafen von Callenberg auf Muskau, Wettersingen, Westheim rc., Charl. Justine von Friesen, Karls von F. Tochter, Charl. Justine von Gersdorf, Tochter der ebenfalls hierher gehörenden Henriette Kathar. v. Friesen, Joh. Eleon. v. Merlau, verehel. Petersen (lüneburg. Sup.), Euphrosyne von Sittenbach u. s. w.

*) Durch einen französischen Schriftsteller verführt, haben Manche die Religieuse de Gandreheim für eine besondere, von der Roswitha verschiedene Person irrig gehalten.

Dr. Gurlitt.

Feuilleton.

Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen nannte einmal seinen Narren Albrecht seinen Sohn, gab ihm aber Nichts zu essen. Als der Narr unter dem Essen die Hunde am Tische stehen sieht, nimmt er, was er erwischen kann, und wirft es den Hunden vor. Der Kurfürst fragt, warum er das thue, worauf der Narr mit Luc. 6, 38 antwortet: „Gebet, so wird euch gegeben."

Ludwig der Baier gab nach dem Siege bei Mühldorf seinem zwölfjährigen Sohne Ludwig auf dem Reichstage zu Nürnberg 1323 die Mark Brandenburg. Papst Johann XXII., mit Kaiser Ludwigs Fortschritten unzufrieden, that Vater und Sohn in Bann und ließ durch Bischof Stephan von Lebus Polen, Litthauer und Russen zur Verwüstung der Mark herbeirufen. Die Barbaren übten alles Schreckliche aus; auch Klostermauern schützten nicht vor ihnen. Lange kämpfte eine keusche Nonne mit Bitten und Thränen gegen einen lüsternen Litthauer. Endlich überredet sie ihn, daß sie das Geheimniß besitze, den Körper gegen Mordgewehre fest zu machen, verspricht es ihm mitzutheilen und sagt, er könne auch an ihr selbst versuchen, ob es möglich sei, ihr den Kopf abzuschlagen. Sie entblößt ihren Hals, hebt den Blick himmelwärts und spricht: **In manus tuas, domine, commendo spiritum meum!** Der Litthauer denkt, das ist die Zauberformel, die fest macht; schlägt zu. **Gf.**

Nächst den Volksliedern, den Melodien, dem Tanze charakterisirt auch das Angriffsgeschrei im Kriege ein Volk. Bei den Römern schrie man: **Feri! Feri!** Bei den Franzosen heißt's: **en avant! en avant!** Die Schweizer rufen: Nach! Nach!

Glockeninschriften sind nicht unwichtige Beiträge zur Charakteristik der Zeiten. Auf einer Glocke zu Butzbach zeigt sich gleicher Weise Zeitgeschmack und Zeitglaube in der Inschrift.

Sit aura pia,
Dum rogat ista Maria.
Est sua vox Bam Bam
Potens repellere Satan.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Nebst Literaturblatt Nr. 7 und Intelligenzblatt Nr. 6.

Digitized by Google

Literaturblatt

zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 7. 1844.

Literatur.

1) **Gedichte** von K. J. Schuler. 2. vermehrte Aufl. Mannheim. Verlag v. Tob. Löffler. 1844. 328 S. (1 Thlr.)

2) **Der Frühling.** Fortsetzung des Winters von K. J. Schuler. Mannheim bei dems. 1844. 71 S. (7½ Ngr.)

Ref. verbindet den Bericht über beide Bücher nicht blos deßhalb, weil wir demselben Dichter beide verdanken, sondern auch, weil der größere Theil seiner Gedichtsammlung unter No. 1 der Dichtung No. 2 verwandt ist, nämlich insofern er dort, wie hier, Natur singt. In anderer Beziehung müssen wir bei einigen Liedern gestehen, daß sie, obgleich sie auch Natur singen, „dem Frühling" nicht verwandt sind. Ref. meint damit, daß in der Dichtung „des Frühlings" H. Schuler weit vollendeter dasteht, als in einigen seiner Naturlieder. Gewissermaßen liegt dieß wohl auch in der Sache selbst; denn es gehört allerdings viel dazu in einigen 70 Gedichten eben nur die Natur, Berg und Thal, Pflanze und Thier u. s. w. zum Gegenstande zu haben. Da laufen begreiflich Lieder unter, die dem Dichter selbst in Erinnerung der Situationen, worin sie entstanden, lieb sein mögen, aber den Leser nicht gleichmäßig ansprechen. Dieß im Allgemeinen über einige Gedichte aus den 3 ersten Büchern; die Sammlung ist nämlich in 6 Bücher getheilt, welche die Ueberschriften führen: I. Frühling (nicht zu vermengen mit der oben unter No. 2. angezeigten Dichtung), Sommer, Herbst, Winter. II. Liebe. III. Trennung. IV. Tod. V. Erzählungen. VI. Vermischte Gedichte. Daß der Dichter auf eine sinnige Weise auch Reflexionen und glückliche Vergleiche bei seinen Naturliedern anzubringen weiß, davon lassen sich manche Beweise anführen, z. B. S. 145. 150. 207 (an Schubert). 233. 236. 241. 244. 246. In solchen, wie diese Producte sind, ist vollendete Poesie in Inhalt und Form; sie sind weit größere Meisterstücke, obgleich sie so leicht und sanft hinfließen, als die, wo der Gedanke mehr mit der Form zu ringen, oder sich in eine Form zu zwingen scheint, wodurch zuweilen, wenigstens relative, Unverständlichkeiten entstanden sind. S. 229 ff. stehen 2 Gedichte, in denen es wohl auch seinen Lesern gesagt sein soll, wenn H. Schuler spricht: „So hab' ich's müssen geben, — Wie Gott es ein mir gab, — Dir dunkel müssen schweben — An dem dir dunkeln Grab. — Dich wolle nur bemühen, — Laß fühlen auch dein Herz; — So wird das Reich dir glühen — Hoch über Grab und Schmerz." Und dann: „Meiner Lieder sind nicht viele, — Doch geschrieben aus dem Licht — Mit des Engels hellem Kiele, — All' in Gottes Angesicht u. s. w. Der Dichter aber wird doch zugeben, daß nicht Jeder bei jedem Liede das jetzt empfinden kann, was er selbst einst dabei empfand; deßhalb meinen wir, hätte er einen Theil der Lieder dem Publicum nicht geben sollen. Wir kamen wegen solcher, da wir zufällig zuerst sie lasen, in Versuchung, den poetischen Geist des Verfassers nicht so hoch zu stellen, als wir nachher durch andere Leistungen veranlaßt wurden, am meisten aber durch seinen stets nur den wahren Dichter repräsentirenden „Frühling." Außer andern zum Dichten erforderlichen Eigenschaften zeigt der Verf. in letzter Dichtung (es sind Hexameter) seine aus treuer Beobachtung hervorgegangene Individualisirkunst, und wird dadurch recht Viele fesseln.

W. Harrison Ainsworth's historische Romane und Sittengemälde. In sorgfältiger Uebertragung aus dem Englischen von Dr. Adolph Bruder. 1.—5. Liefer.: Schloß Windsor. Stuttgart. Verlag von Karl Göpel. 1843. Zusammen 25 Sgr.

Diese 5 Lieferungen bilden die 2 ersten Bände von A's Romanen und die 2 Theile des „Schlosses Windsor". 239 und 214 S. Die Uebersetzung ist der von Susemihl vorzuziehen. Letztere wird uns bei der Lektüre durch einen dem deutschen Style nicht eigenthümlichen Participiengebrauch höchst zuwider. Von solchen Undeutschheiten findet sich Nichts in der vorliegenden Arbeit. Wie diese glücklich ausgeführt ist, so war auch der Gedanke, den Ainsworth der deutschen Lesewelt zu geben, gewiß ein sehr glücklicher. Ainsworth hat interessante Partien der englischen Geschichte sich ausgewählt; die Zeichnung der Hauptpersonen stimmt wirklich zu deren historischem Charakter, hat also historischen Werth; anziehend ist die Weise, wie er die Nebenpersonen und die erdichteten Mitspieler bei den behandelten wirklichen und nicht wirklichen Ereignissen in der ihnen gegebnen Rolle auftreten läßt; die Verwicklungen, in die er uns führt, entwickeln sich stets auf eine befriedigende Weise; die eingewebten Ueberraschungen erhalten den Leser in unablässiger angenehmer Spannung; Meister ist er, wenn er einen feierlichen Aufzug erzählt; denn es ist Einem, als stände man wirklich dabei. Der vorliegende Roman hat zur geschichtlichen Grundlage die für Englands Kirchenwesen so entscheidungsvolle Ehesache Heinrichs VIII., der um der Anna v. Boleyn willen sich von Katharina v. Arragonien schied und dann wieder von der Boleyn zur Johanna Seymour seine Neigung wendete. Aus dem Aberglauben jener Zeit ist das Treiben des wilden Jägers Herne vielfach in die Erzählung verwebt. — Möge der treffliche Roman recht viele Leser finden! Gz.

Geschichte der deutschen Poesie in leicht faßlichen Umrissen für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts von Chr. Oeser. 1. Th. X und 391 S. 2. Th. 427 S. 8. Leipzig, bei Wilh. Einhorn. 1844. (geh. 3 Thlr.)

Der durch seine „Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht" u. a. Jugendschriften rühmlichst bekannte Verfasser bietet in vorstehendem Werke dem gebildeten

Digitized by Google

Publikum ein Lehr- und Lesebuch, das in der That alle Beachtung verdient. Zwar hat in neuerer Zeit die deutsche Literaturgeschichte in Heinsius, Koberstein, Vischon, Gößinger, Wachler, W. Menzel, Schäfer, Rinne, Gelzer, vor Allen in Gervinus treffliche Bearbeiter gefunden. Allein ihre Werke sind mehr auf den Kreis der gelehrten Welt beschränkt und fassen also den Stoff mehr kritisch und pragmatisch auf, so daß sie in den Lesern schon eine bedeutende Kenntniß der Materialien voraussetzen. Eine gemeinfaßliche und verständliche, durch Beispiele durchweg erläuterte und belebte und also aus dem eigenthümlichen Geiste der Schriftsteller selbst in unmittelbarer Frische hervorgegangene Darstellung fehlte uns bis jetzt gänzlich. Eine solche wird uns nun in Oesers Buche geboten, welches, zugleich von einer freien deutschen Gesinnung durchweht, sich sowohl zur Belehrung und Bildung, als zur angenehmen Lectüre für Freunde und Freundinnen der deutschen Poesie ganz vorzüglich eignet. Es ist nicht etwa ein schulgerechtes Compendium; es ist vielmehr ein Lesebuch, besonders geeignet, das Gemüth für alles Schöne und Gute zu begeistern und zu zeigen, wo Trost und Erheiterung zu holen sei in den Tagen, die uns nicht gefallen. Ein solches Buch ist namentlich für die Gegenwart Bedürfniß, wo, je prosaischer das Leben sich gestaltet, je begränzter der ideale Horizont in unsern engen Straßen erscheint, in edlern Gemüthern desto drängender die Sehnsucht wirkt, je zuweilen der Gemeinheit zu entrinnen und zur Poesie sich zu erheben. Wir wünschen in der That aufrichtig, daß das treffliche Werk recht viele Leser finden möge! — Der Stoff ist in 8 Abschnitte vertheilt: 1. Althochdeutsche Poesie. Von den ältesten Zeiten bis auf die Minnesänger. 2. Mittelhochdeutsche Poesie oder die Zeit der Hohenstaufen und Minnesänger. 3. Zeitalter des Meistersanges. 4. Reformation und Nationalprosa. Von Luther bis Opitz. 5. Kunstpoesie und Einfluß ausländischer Literatur. Von Opitz bis Klopstock. 6. Selbstständigkeit der deutschen Literatur. Von Klopstock bis zu Göthes Jugend. 7. Goldnes Zeitalter der deutschen Dichtkunst. Von Göthe bis zum Befreiungskriege. 8. Von dem Befreiungskriege bis auf die neueste Zeit. — Die äußere Ausstattung macht der Verlagshandlung alle Ehre. **A.**

Lehrbuch der deutschen Prosa. Musterstücke der prosaischen Literatur der Deutschen, nach der Folge der Schriftsteller und der Entwickelung der Sprache. Von Theodor Mundt. Berlin, bei M. Simion. 1844. IV. u. 646 S. 8.

Dieses Lesebuch der deutschen Prosa erscheint — nach der eigenen Erklärung des Herrn Verfassers in der Vorrede — als eine Zusammenstellung von Belegen zu der von ihm herausgegebenen „Kunst der deutschen Prosa", welche im vorigen Jahre in demselben Verlage herauskam, und hat in sofern zu dieser die bestimmte Beziehung, die dort gegebenen Entwickelungen der deutschen Sprache und Literatur durch die lebendige Schrift der Autoren selbst zu bekräftigen und anschaulicher zu machen. Das Buch liefert somit eine Reihe charakteristischer Mittheilungen aus dem eigensten Leben des deutschen Geistes. Die Auswahl muß als eine sehr gelungene bezeichnet werden, wie sie auch von dem rühmlichst bekannten Herrn Verf. nicht anders erwartet werden konnte. Mit Uebergehung der ersten ungewissen und vermischten Anfänge der deutschen Prosa wird der eigentliche Ausgangspunkt derselben erst da genommen, „wo die Prosa als gehaltvolles Organ des sich gestaltenden bürgerlichen und historischen Lebens selbst auftritt". Das erste Musterstück ist nämlich aus dem Sachsenspiegel (1220) entlehnt (über „Ursprung und gegenseitiges Verhältniß der geistlichen und weltlichen Macht"). Darauf folgen, um nur Einiges anzuführen, eine Predigt des 13. Jahrh., Bruder Berthold, Kaiser Rudolfs Würzburger Reichsabschied, die **Gesta Romanorum**, M. v. Behelm, Tauler, Geiler v. Kaisersberg, Luther, Hutten, Berlichingen, Fischart, Joh. Arndt, J. Böhme, Opitz, L. v. Lohenstein, Abr. a S. Clara, Leibnitz, Wolff, Bodmer, Zinzendorf, Rabener, Gellert, Möser, Kant, Klopstock, Lessing, Hamann, Wieland, Sturz, Engel, Garve, Lichtenberg, Herder, Göthe, Schiller, Fichte, J. v. Schelling, Tieck, F. u. A. v. Schlegel, Schleiermacher, Gentz, J. P. F. Richter, Hegel, W. u. A. v. Humboldt, Steffens, Niebuhr, E. M. Arnd, A. v. Arnim, Görres, Varnh. v. Ense, F. v. Raumer, L. Ranke u. m. a. Den Beschluß machen L. Börne und H. Heine. — Druck und Papier gut. **A.**

Allgemeines Wappenbuch, enthaltend die Wappen aller Fürsten, Grafen, Barone, Edelleute, Städte, Stifter und Patrizier. Ein Hand- und Musterbuch für Wappensammler, Graveurs u. s. w. Gezeichnet und herausgegeben von J. G. Dorst. 1—3. H. Görlitz, 1843 bei Heinze und Comp.

Der Herausgeber beabsichtigt eine möglichst vollständige und billige Sammlung (das Heft á 5 Sgr.) zu geben. Jeden Monat erscheint ein Heft aus 13 Tafeln bestehend und mit Text. Wer Adelsbriefe und Wappen in richtiger Zeichnung besitzt, wird von dem Herausgeber um freundliche Unterstützung ersucht. Auf der 1. Tafel des 1. Hefts ist die Bezeichnung der Farben auf den Wappenschilden angegeben. Das 1. Heft enthält die Wappen Waldeck, Gersdorff-Hermsdorf, Soden, Vassimon, Debschütz, Koye, Mertz, Flad v. Ehrenschild, Beer v. Bernberg, Knobelsdorf, Truhendingen, Weyder; 2. Heft Sachsen (Kön.), Schmettau, Stillfried, Stillfried-Rattonitz, Schmauß v. Pullenrieth, Rotberg, Stephany, Prittwitz, Tluck und Toschonowitz, Staude, Stadt Görlitz, Casp. Gersdorf; 3. Heft Griechenland, Merveldt (Meerfeld u. a.), Droste zu Vischering, Carnap, Fircks, Baczko, Stift Joachimsstein, Nimptsch, Waldiz, Schrikel, Arand v. Ackerfeld, Berger. — H. Dorst arbeitet mehrfach in der Heraldik, an einem schlesischen Wappenbuche und auch an einem würtembergischen; auch sammelt er Grabdenkmäler zur Kunstgeschichte des Mittelalters. Wenn uns Gelegenheit gegeben wird, so wird darüber eine Relation folgen.

Der große Zollverein deutscher Staaten und der Hannover-Oldenburg'sche Steuerverein am 1. Jan. 1844. Eine Staatsschrift mit Belegen. Hannover, 1844. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 2 Hefte. 58 und 120 S.

Die Verhandlungen, bezielend das gegenseitige Verhältniß des von Preußen gestifteten großen Zollvereins zu dem H.-O. Steuervereine, sind, zwischen Preußen und H. geführt, nach langer Dauer beendigt. Nicht einmal die Erneuerung der bisher bestandnen Verträge war ihr Erfolg. Welches sind die Gründe dieses beklagenswerthen Ausganges? Antwort darauf giebt die Staatsschrift. Hannovers Prinzip ist, mitzuwirken zu der Beseitigung aller Hemmnisse des Handels

Digitized by Google

und Verkehrs im deutschen Bunde; nur nicht auf einem Wege, gebahnt durch schwere Gefährdung des Wohlstandes der eignen Staaten. Daran hat die Regierung fest gehalten und sie mußte es um so mehr, da die Unterthanen ein gewaltiger horror befallen hatte bei dem Hören von den Klagen der dem deutschen Zollvereine jüngst einverleibten Nachbarn. Preußen drängte und forderte Verhandlungen, während in Hannover die allgemein und laut ausgesprochene öffentliche Meinung dem Vorhaben des Anschlusses entgegentrat. Am 2. Aug. 1842 sandte man 8 Punkte nach Berlin, die man präjudiciell für die Anschlußfrage betrachtete. Darunter war der Anspruch auf ein Präcipuum zur Ausgleichung für die im Steuervereine bestehende stärkere Consumtion zollbarer Verbrauchsartikel. Schon in einer frühern confidenziellen Mittheilung war von Seiten H's gesagt, daß eine Bedingung des Anschlusses sei: die Herabsetzung der Tarifsätze für einige überseeische Produkte, welche nach der Lebensweise der Hannoveraner zu ihren ersten Lebensbedürfnissen gehörten. Bei manchen derselben erhebt der Zollverein den vierfachen Satz des H.-O. Steuervereins. Das hätte man doch sollen auswärts billig berücksichtigen, und weil man es nicht that, mußten am Ende die Verhandlungen erfolglos abgebrochen werden. Damit aber wird die Sache ihre Endschaft nicht erreicht haben, die wichtiger werden kann, als Mancher jetzt noch ahnt; und träfe auch diese Muthmaßung nicht ein, so rathen wir doch Jedem, die dargebotene schöne Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen, sich über die Anschlußfrage durch eine durchaus klare, mit den gegenseitigen Regierungsnoten belegte Darstellung der Angelegenheit näher zu unterrichten.

G ‡.

Markgraf Rudolf I. von Baden. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Joseph Bader, Kanzlist b. d. großherzogl. bad. Gen.-Landes-Archiv. Mit einem Anh. v. 8 Urkunden. Karlsruhe. Druck und Verlag von C. Macklot. 1843. XII. und 72 S.

Zwischen der Zäringischen Glanzperiode und der Reihe von Zierden des Fürstenstuhles, die mit Bernhard d. Gr. anhob, steht als vereinzelte Größe Rudolf, der durch Muth und Klugheit dem badischen Namen neben dem von Wittelsbach und Wirtemberg Achtung verschaffte. Er, Mrkgr. Hermanns V. v. Baden und der Irmengard v. Sachsen jüngrer Sohn, regierte seit 1243 gemeinschaftlich mit seinem Bruder Hermann, bis dieser durch die Hand der verw. Gertrud v. Oestreich die Regentschaft dieses Landes erhielt. H. † 1249; sein Sohn war der mit Konradin zu Neapel hingerichtete Friedrich. Worin das erbliche Besitzthum Rudolfs bestand, wie er sich keine Gelegenheit entgehen ließ, neues zu erwerben, altes zu vervollständigen, wie er, begünstigt durch die kaiserlose Zeit, gleich Andern, nach Land und Hoheit griff, die dadurch herbeigeführten Fehden (besonders traten die Bischöfe v. Speier und Straßburg seinen Vergrößerungsplanen entgegen), der Bund in Schwaben und am Rhein gegen den neuen Kaiser Rudolf von Habsburg, der zurückforderte, was Mrkgr. Rudolf u. a. während des Interregnum sich genommen hatten, welche fromme Stiftungen Rudolf machte — das ist der Inhalt dieser mit nachweisenden und historisch-kritischen Noten unter dem Texte ausgestatteten Schrift. Der zu solchen Arbeiten durch langjährige Vorstudien und jetzt durch seine amtliche Stellung befähigte Verfasser hat mit dieser Schrift die Ausführung eines längst gehegten Lieblingsplanes begonnen. Man wird sich der noch zu erwartenden Monographien aus der Geschichte badischer Fürsten nur freuen.

G ‡.

Melusina. Ein Gedicht in 3 Gesängen von Theodor Apel. Leipzig in der Hinrichs'schen Buchhandlung. 1844. 146 S. 8. eleg. brosch. 20 Ngr.

Die deutsche Literatur ist um ein schönes klassisches Gedicht reicher. Einer edlen Perle gleich, die Licht und Farben nach allen Seiten hin mit gleicher Reinheit abspiegelt, entfaltet obiges Gedicht in jedem Verse eine dichterische und technische Vollendung, die jeden Kenner befriedigen und den Freund der Dichtkunst als höchst anziehende Erscheinung erfreuen wird. Ruhig und gleichmäßig, wie ein klarer Strom seine Gewässer ausbreitet und fortführt, gleiten die Verse dahin. Vollkommne Beherrschung des Stoffes, der Sprache und des technischen Versbaues sind dem Gedichte durchgängig eigen. Kein lästiger Auswuchs in Gedanken und Form beleidigt das Gefühl und an Reinheit und Wohllaut der Sprache und des Verses kann sich „die Melusina" den besten Dichtungen der deutschen Literatur schon jetzt an die Seite stellen und wird diesen Rang stets behaupten. Dabei zeigt der Verfasser eine Selbstständigkeit der Anschauung, die dem Gefühle um so wohler thut, je mehr jede auch nur durchblickende Nachahmung Andrer das Interesse an einer selbst schönen Dichtung zu schwächen geeignet ist. Die Stanzenartigen Verse, in denen das Gedicht geschrieben ist, tragen eine Eigenthümlichkeit der Behandlung und eine fließende Gewandheit in Bau und Reim an sich, wie sie dem Ref. nicht oft in gleicher Weise vorgekommen sind. Gleichnisse und Bilder, welche andre Gedichte dieser Art wohl auszeichnen, scheinen bis auf wenig fast absichtlich vermieden zu sein, ohne daß die Diction dadurch unpoetisch oder wohl gar kahl und trivial würde. Hoher Fluz der Phantasie scheint dem Dichter überhaupt weniger eigenthümlich zu sein, als ein ruhiges und klares, aber durchgängig dichterisches Gemüth. Wir wünschen jedem Leser dieser Zeilen, der ein Freund der Dichtkunst ist, recht bald den Genuß, den er aus dieser milddufterden Blume deutscher Dichtung, die besonders gebildete Frauen ansprechen wird, sich gewähren kann. — Die äußere Ausstattung ist elegant und sehr geschmackvoll

E. Gr.

Album für ernste und heitere Poesie. Herausgegeben von Wilh. Krüger (k. preuß. pensionirten Hofschauspieler). XIV u. 440 S. 8. Mannheim, bei J. Bensheimer. 1843. (geh. 1⅓ Thlr. — 2 Fl. 24 Kr. rhein.)

Diese der Kaiserin von Rußland gewidmete Anthologie enthält eine Sammlung von Poesien größtentheils neuerer Dichter, die jedoch weder nach den Dichtungsarten, noch nach den Dichtern geordnet ist. Doch ist die Auswahl mit Tact und Geschmack getroffen und des Unbedeutenden nur wenig zu finden. Die meisten Gedichte sind von Zedlitz, Uhland, A. Grün, Lenau, Freiligrath, Saphir und Geibel. Auch die Ausstattung verdient Anerkennung.

93.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 6. 1844.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

Landgüter-Verkauf in Preußen durch die Agentur des Elias Jacobi in Elbing.

Ein Rittergut unweit eines bedeutenden Hafens gelegen, mit 500 Morgen Magd. Areal, davon 500 Morgen Magd. Forst und 1200 Morgen größtentheils Flußwiesen, das Uebrige des Areals ist tragbares in Schlägen getheiltes Ackerland. An Branchen sind eine gut eingerichtete Brennerei mit 5000 Quart Maischung täglich, eine feine Schäferei, Kuhpacht und mehre baare Gefälle vorhanden. Wohn- und Wirthschafts-Gebäude sind größtentheils massiv und im guten Zustande; lebendes und todtes Inventarium ist complett. Kaufpreis: 80,000 Thlr. mit 30,000 Thlr. Angeld.

Ein Rittergut mit einem Flächeninhalt von 5270 Morgen Magd. incl. 1000 Morgen Forst und 800 Morgen Flußwiesen, mit einem Privilegio der freien Bau- und Brennholz-Berechtigung aus der Königl. Forst, der freien Weide und Jagdberechtigung, so wie Fischerei. Auf dem Gute befindet sich eine feine Stamm-Schäferei zwischen 2 — 3000 Häuptern, der Acker eignet sich zum Anbau aller Getraidearten; Wohn- und Wirthschaftsgebäude, so wie lebendes und todtes Inventarium sind im besten Zustande. Der Kaufpreis: 95,000 Thlr. mit 25,000 Thlr. Angeld.

Ein Rittergut mit 2200 Morgen Magd. incl. 600 Morgen gut bestandenem Eichenwalde und ausreichendem Heuschlag. Das Ackerland ist in 8 Schläge getheilt und durchweg tragbar; zum Gute gehört ein Bauerdorf excl. des Areals, welches 300 Thlr. jährliche Rente zahlt. Lebendes und todtes Inventarium ist complett und im besten Zustande. Die Wohn- und Wirthschaftsgebäude sind in bester baulicher Beschaffenheit. Kaufpreis: 35,000 Thlr. mit 10,000 Thlr. Angeld.

Außer vorstehenden Gütern weiset obige Agentur den Kauflustigen des In- und Auslandes zu sichern rentirenden Anlagen der Kapitalien die vortheilhaftesten Käufe von Landgütern jeder Größe und Qualität nach und giebt auf derartige schriftliche oder mündliche Anfragen unentgeldlich sofort umfassende Auskunft.

Literarische Anzeigen.

Bei Julius Helbig in Altenburg ist erschienen:

Nächtliche Wanderungen durch Altenburg

von

Spiritus Asper d. J.

gr. 8. brosch. Mit 1 color. Kpf. 15 Ngr. — schwarz 10 Ngr. —

Kirmsse, Dr. K. E.,

Kalt Wasser,

die einfachste Gabe der Natur zur Heilung von Körper- und Seelenkrankheiten.

Für Gebildete.

8. eleg. brosch. 15 Ngr.

Der thierische Magnetismus und seine Geheimnisse.

Für Gebildete.

von

Dr. K. E. Kirmsse.

Zweite vermehrte Ausgabe. 8. brosch. 15 Ngr.

Die Epik der Neuzeit in Betrachtungen des Heldengedichtes TUNISIAS

von

Wilhelm von Schütz.

gr. 8. eleg. brosch. 15 Ngr.

Die epische Dichtung scheint von den neuern Dichtern aller Nationen fast ganz vernachlässigt, und um so stolzer darf Deutschland auf das erhabene Epos des geist- und kenntnißreichen Patriarchen J. L. Pyrker's, Erzbischofs zu Erlau sein. Dieß Schriftchen dürfte in den österreichischen Staaten besonders viele Freunde finden.

Hitzig's

Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Rechtspflege.

Fortgesetzt von

Dr. W. L. Demme.

gr. 8. brosch. Jahrgang 1844. 8 Thlr.

Die vorher erschienenen 7 Jahrgänge oder 25 Bände mit 2 Supplementheften kosten 51 Thlr. 22½ Ngr. — Einzelne Bände à 2 Thlr. pr. Band.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 47.  **1844.**

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der Schwanenorden.

Die neue Aufrichtung dieses Ordens in einer der Gegenwart angemessenen und auf ihr Bedürfniß berechneten Weise hat Gelegenheit gegeben, den Orden in der Beziehung zu seiner Ursprungszeit richtiger aufzufassen, oder wenigstens bestimmter, als es von einem Theile derjenigen, die Preußens und seiner Regenten Geschichte geschrieben haben, geschehen ist. Weder war es blos der Gedanke, Stifter eines Ordens zu sein und zu heißen, der Kurfürst Friedrich II. trieb, noch blos eine Folge der religiösen Vorstellung und Sitte der Kirche seiner Zeit, oder blos eine sich ihr angemessen kundgebende Frömmigkeit, sondern Grund und Zweck der Stiftung Friedrichs war moralisch-politisch. Als nach den baierschen und luxemburgischen Häusern (1320—1417) die Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern die Mark Brandenburg erhielten, traten ihren für das neuerworbene Land nutzreichen Absichten die widerspenstigen und in kriegerischer Rauhheit dahinlebenden Adligen gar sehr in den Weg. Friedrich I. dämpfte den Widerstand mit Gewalt. Schon früher, als er bei seines Vaters Lebzeiten (denn nach 41jähriger Regierung trat der Vater, Friedrich, unter den Burggrafen der V. dieses Namens, die Würde an seine Söhne Johann und Friedrich ab) die Regierung des Burggrafthums unterhalb des Gebirges oder die Markgrafschaft Anspach übernommen hatte, wirkte er als Reichsfeldhauptmann für öffentliche Sicherheit und zerstörte viele Raubschlösser. Für geleistete Dienste gegen Türken u. s. w., namentlich auch bei der Kaiserwahl, machte ihn Sigismund zum „gemeinen Verweser und Hauptmann der Mark" 1411. Einige mächtige Edelleute, vorzüglich Dietrich und Johann von Quitzau, machten ihm, als Friedrich Huldigung forderte, zu schaffen. Ihr Widerstand machte sie unglücklich. Darauf unterwarfen sich mehrere Edelleute freiwillig; die Herrn von Rochow gaben Potsdam und die von Putlitz Lenzen heraus, und auf dem Landtage in Berlin wurde Friedrich allgemein als Regent anerkannt 1415. Dem von Geld entblößten Sigismund schoß Friedrich Geld vor und erhielt dafür die Kur und den erblichen, jedoch für Sigismund und Wenzels männliche Erben wiederkäuflichen Besitz der Mark. Friedrich mußte sich aber erst noch manche Orte von dem Adel, der sie inne hatte, erzwingen theils, theils, wenn sie verpfändet waren, einlösen, und dann ging er, um sich belehnen zu lassen, nach Kostnitz zum Kaiser 1417. Friedrich II. 1440—1470 machte es sich zur Aufgabe, den Trotz der Städte zu brechen (Berlin weiß davon), und wollte als Gegengewicht gegen denselben den Adel benutzen; aber da mußte er letzterem erst eine naturgemäße, staatlich bindende Stellung zur Landesherrschaft geben und deßhalb wollte er mehr innerlich auf die Ritter wirken und ihre Sitten durch Religion mildern. Gerade zu der Zeit, als Berlin ihm so sehr trotzte und darin schlimme Nachahmung unter den Städten fand, verband Friedrich den Adel zu einer Marianischen Sodalität. Eine dergleichen Verbindung war zwar nichts Neues; aber neu war bei dieser die Beigesellung des politischen und Standeselements zu dem religiös-kirchlichen. Die erste Grundlage geschah am Michaelstage 1440. Der Kurfürst selbst nebst 30 ächt und recht zu Helm und Schild gebornen Männern und 7 Frauen bildeten den Stamm der „Sellschapp unser liven Frowen." Die Prämonstratenser, denen die Marienkirche, 1722 abgebrochen, auf dem Harlungerberge bei Brandenburg an der Havel gehörte, übernahmen die Functionen für den Orden. Nach drei Jahren, also 1443, erhielt der

Digitized by Google

Orden zu Mariä Himmelfahrt die Statuten, die ihm dann geblieben sind; er wurde weiter ausgedehnt, als vorher, mehr an den Hof und die Hierarchie geknüpft; auch Ausländer konnten aufgenommen werden, und der Hausfrau jedes Mitgliedes, wie dem Erstgebornen des Hauses, war der Beitritt gestattet. Dadurch wurde zugleich, wie einst durch das romantische Ritterthum, die Verehrung der Frauen gefördert. Der Orden wurde benannt: „Ritterbrüderschaft unsrer lieben Frauen auf dem Berge zu Altbrandenburg", und „Schwanengesellschaft unsrer lieben Frauen Kettenträger". Die Insignien waren: Maria mit dem Sohne in Strahlen, den Mond zu Füßen, auf der Rückseite dieses silbernen Bildes: Salve domina mundi; unter dem Bilde hing ein weißes, ringförmig gewundenes Tuch, die Enden desselben, zu einem Knoten geschlungen, hingen herab und waren mit Franzen besetzt, in dem durch das Tuch gebildeten Ringe saß ein Schwan mit ausgebreiteten Flügeln. Das Ganze hing an einer silbernen Halskette, deren dreizehn Glieder zackig, wie Sägen, waren und, wo sie zusammenhingen, ein Herz drückten. Erinnern sollten diese Zeichen an Maria, die herrlicher als Sonne und Mond, an ein freudiges Abscheiden (Schwanengesang!), wenn das Herz durch Buße (Kette) rein (weißes Tuch) geworden ist. Bei der Aufnahme wurde ein durch vier Ahnen erweislicher Adel erfordert. Die Prüfung der Geburt und des Lebenswandels lag dem Stiftspropst ob, der die Insignien ausreichte und das Aufnahmegeld empfing. Das Gelübde verpflichtete zur täglichen Anbetung Marias, zu strengem Halten ihrer Festtage, Verschwiegenheit, Bewahrung des guten Namens, Vertheidigung verleumdeter Mitgenossen, Vorlegung der Streitigkeiten zur Entscheidung und Beilegung durch den Orden. Dafür wurden die Glieder nach dem Tode mit Seelenmessen reichlich bedacht. Auf eine bestimmte Anzahl von Gliedern war der Orden nicht beschränkt. Während seiner ganzen Dauer hat er deren 331 gezählt, worunter 24 Fürsten. Nicht begüterte Genossen wurden zufolge der Stiftung Friedrich's II. mit hinreichendem Unterhalt versorgt, damit der Mangel sie nicht auf Abwege führe. So gab auch Friedrich der Sanftmüthige, Kurfürst von Sachsen, der 1450 eine ähnliche Gesellschaft für den meißnischen Adel stiftete, die Gesellschaft St. Hieronymi des harten Hammers, mit der Verpflichtung zur Treue gegen den Stifter und sein Haus, Tapferkeit, Liebe gegen die Geistlichen und die Kirche, zum Schutz der Witwen und Waisen, zur gegenseitigen Hülfleistung — Friedrich der Sanftmüthige gab den armen Gliedern des Hieronymusordens lebenslänglichen Unterhalt. Diese Gesellschaft hat indessen keinen langen Bestand gehabt. Der Schwanenorden war selbst bis auf die Insignien aus Preußen verschwunden; denn die einzigen noch übrigen befanden sich zu Basel in einer Kirche. Von dort wurden sie 1836 durch des Ministers v. Nagler Vermittelung **erworben. Ein Nachbild davon, die Kette, schenkte 1842 Preußens König der Königin. Seitdem sprach** man von Restitution der Schwanengesellschaft; aber noch im September 1843 erklärte die A. Preuß. Zeit. das Gerücht über Erneuerung als jeder Begründung entbehrend. Doch es war nicht so; dieß bewies die am Vorabend des Christfests 1843 vom König erlassene Urkunde, worin er sagt, daß die Ueberzeugung, die Vereine zur Linderung physischer und moralischer Leiden könnten nur durch ein gemeinsames Band zu ihrer vollen Wirksamkeit gelangen, ihn bewogen habe, den ältesten Orden seines Hauses wieder zu beleben und dem erwähnten Bedürfnisse entsprechend neu einzurichten. Schon der Sinn der Statuten von 1443 sei Bekenntniß der christlichen Wahrheit durch die That. Darum können in den erneuten Orden Männer und Frauen ohne Ansehn des Standes und Bekenntnisses treten und darin verharren, so lang es ihnen beliebt. Die für die Zwecke der Gesellschaft unmittelbar arbeitenden Mitglieder, Geistliche, Pfleger rc. tragen kein Ordenszeichen, welches übrigens den gegenwärtigen Verhältnissen angemessen verändert ist. Zu dem Zwecke passende Stiftungen und Vereine können sich unter die Leitung des Ordens begeben; von diesem selbst aber wird zunächst die Stiftung eines evangelischen Mutterhauses in Berlin für die Krankenpflege in großen Spitälern ausgehen. Die goldne Ordenskette gilt allein als Ehrengeschenk, und zwar für gekrönte Häupter und erlauchte Personen. Der Wahlspruch ist: Gott mit uns! Das Großmeisterthum und folglich die oberste Leitung der Thätigkeiten der Gesellschaft hat der König mit der Königin selbst übernommen. — Die Wiederbelebung des Schwanenordens hat bereits verschiedene Beurtheilungen erfahren, mannigfache Ansichten und Aussichten vorgeführt. Die Hauptfrage ist jedenfalls die: Welche Folgen wird davon die Freimaurerei verspüren? Wird der neue Orden den Logen Brüder und Solche, die es geworden sein würden ohne den Schwanenorden, entziehen? Daran schließt sich wieder die Frage: Was werden die Logen thun, wenn wirklich die ihretwegen geäußerten Besorgnisse als begründet in Zukunft sich erweisen sollten?

G †.

Nächtliche Wanderungen

durch

Altenburg.

(Fortsetzung.)

Pfui, welch schauderhaftes, höllisches Gesicht! Seht an diese harte Bosheit in den verzerrten Zügen — solches Antlitz, kann es ein Mensch tragen, ein Ebenbild Gottes? Alle Laster scheinen sich zu streiten um den siegreichsten Ausdruck in diesen Runzeln und

Digitized by Google

Falten. Fanatismus, Bosheit, Neid, Groll, das kann aus einem Weibe werden, wenn man es seiner natürlichen, menschlichen Bestimmung entzieht und es in ein Kloster sperrt. Und dieses Weib ist die Novizenmeisterin! Wißt ihr, was das heißt? Das heißt, diesem Weibe sind die Körper und Seelen aller der jungen Mädchen übergeben, die hier Heilige werden sollen, und zwar übergeben auf Gnade und Ungnade. Die armen Kinder! — Wenn sie fromm sind — Züchtigung, denn sie sind auf natürliche Weise fromm und nicht fromm, wie es im Kloster Brauch; wenn sie schön sind — Züchtigung, denn die Meisterin ist häßlich und beneidet sie; wenn sie häßlich sind — Züchtigung, denn die Novizenmeisterin glaubt in einen Spiegel zu sehen; sind sie bösartig — Züchtigung, denn die alte Nonne will das Monopol allein haben; sind sie nachgebend, schmiegsam, weich — Züchtigung deßhalb, denn die Novizenmutter will strafen und züchtigen, das ist ihre Freude, ihre einzige Freude, und wer würde der armen Nonne diese kleine Freude rauben wollen? Das Ordensstatut behält Recht. — Weiter.

Ah! tiefe Reue wirklich in diesen Zügen. Gefallen, armes Weib, deine Reue wird Gnade finden — aber warum dich mit deiner Reue hier einschließen? Die Reue besteht in Thaten auch, dein Beten, Fasten und Geißeln thut's nicht allein; deine Sünde hat dich nicht von der Menschheit losgerissen, siehe wohl zu, daß es deine Reue nicht thut! — Weiter.

Was soll uns das? „Viel gelebt und viel gelitten" steht als lesbares Motto auf diesem Antlitz — und der ruhige, gleichmäßige Athem? Ist das eine von den Seelen, die ihren Frieden mit der Welt gemacht und nun Ruhe im Kloster fanden? Ist das eine von den geplagten, vom Leben umhergeworfenen, im Unglück geprüften Weibern, für die man auch in unserer Zeit, auch in protestantischen Landen die Klöster passend findet? Ja, es ist eine von ihnen, aber wohl zu merken, diese Seele hat aus der Welt, von den Menschen ihren Frieden mit in das Kloster gebracht, wo ihr Leib eine Freistatt fand, siehe wohl zu, armes Weib, daß du den Frieden deiner Seele nicht verlierst im Kloster. Der Mensch soll nicht allein sein; hier findest du keine Menschen, wärest du draußen geblieben in der Welt, du wärest ein Mensch geblieben unter Menschen mit deinem Frieden, hier im Kloster wirst du unter Nonnen eine Nonne werden ohne Frieden. — Weiter.

Das ist die Zelle der jungen Gräfin von Auerstein; da ist das Näpfchen mit Weihwasser, die Geißel, der Betschemel, das Cruzifix, die steifen Heiligenbilder, das harte Lager, die ganze fromme Einrichtung der Novizenzelle — wo aber ist die schöne Novize? — Unter Thränen hatte die junge Gräfin die ersten Tage ihres Noviziats zugebracht, und die Novizenmeisterin hatte ihr bereits eine exemplarische Disciplin zugedacht, aber die hochwürdige Domina hatte befohlen, bei der Gräfin äußerst sanft aufzutreten, damit eine so reiche Partie dem armen Kloster nicht verloren gehe. Mit verbissenem Groll gehorchte die finstere Nonne. —

Eines Tages weinte die schöne Hedwig nicht mehr. Wie kam das? Der Burgpfaff ihres Oheims, der alte Pater Quintilianus, hatte sie besucht. Er brachte ihr ein Blatt.

Eine seltsame Taube, der alte Pater, mit dem Oelblatt des Trostes! Der gute Pater hatte seinem Herrn gerathen, die junge Gräfin in's Kloster zu schicken, weil das in seinen Plänen lag, er wollte durchaus nicht, daß der junge Ritter Ernst von Adlerburg, der sehr schön und tapfer war, aber, außer seinem Schwert und dem Herzen Hedwigs, nichts auf der Gotteswelt sein nennen konnte, die reiche Erbin heimführen sollte; aber er hatte ein weiches Herz, der gute Pater, und bestellte die Liebesbrieflein des Paares, was ihm schon manches blanke Goldstück eingetragen. Und Geld war nun einmal des armen Paters einzige Freude, weil man dafür Wein kaufen konnte.

In dem Brieflein des Herrn von Adlerburg stand aber dießmal: die Geliebte solle ihres Ritters unter dem Nonnenchor im Kirchlein des Klosters zur nächtlichen Stunde harren. Die Liebe rief, Hedwig folgte.

Da stand das schöne, bleiche Mädchen im weißen Novizenkleide unter dem Nonnenchor.

Langsam rollten die Schläge der Mitternachtsglocke über ihrem Haupte.

Liebesgluth färbte die holden Wangen des zarten Kindes mit feiner Röthe, Bangigkeit machte sie beben.

Gespenstisch blickten die steinernen Heiligen aus ihren Nischen auf das zitternde Mädchen; ein Mondstrahl spielte zu ihren Füßen, ihr gegenüber stand ein Marienbild, es blickte sie strafend an; Hedwig schloß die Augen, um es nicht mehr zu sehen, Angst schnürte ihr die Brust zusammen, sie faßte nach der Säule neben ihr, ein eisiger Schauer lief durch alle ihre Glieder, sie war so kalt.

Ein Geräusch neben ihr — bebend sank die Jungfrau zusammen, aber ein starker Arm umfaßte sie, und ihre Lippen erglühten unter dem brennenden Kuß des Ritters.

Wonnevoller Augenblick! —

Der Ritter hebt das Mädchen in seinen Armen empor und trägt es mehrere Stufen abwärts in den unterirdischen Gang, durch den er gekommen war.

Ach, die Stunden waren so kurz, und die Liebenden hatten sich so viel zu sagen.

Plötzlich tönt über ihnen das Glöcklein zur Frühmette.

Die beiden fahren erschreckt auseinander.

„Einen Kuß noch!"

„Morgen Nacht?"

„Ade!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Merkwürdige Täuschung einer ganzen Universität.

Der Vorfall ist aus Luthers Universitätszeit in Erfurt und wird von ihm (Ausg. von Walch XVII. 147. f. S.) so erzählt: „Ich muß ein lächerlich Exempel sagen. Es geschah zu Erfurt, da ich ein junger Baccalaureus war, kam dahin ein Graf v. Henneberg, der sich prächtig hielt, also daß auch die Universität ihn einen Rector (zum Rector) wählte, wie die Weise allezeit gewesen, die Herrn also zu ehren; ließ sich Rector halten und thät, was ein Rector thun sollt. Nicht lange darnach mummelt sich's, es wäre kein Graf von Henneberg, sondern ein Seidensticker. Nun waren zu der Zeit zu Erfurt Theologen und Juristen, als Dr. Hennig Gödde, und die trefflichsten Leute, so in deutschen Landen berühmt waren, die doch allzumal den Seidensticker für einen Grafen von Henneberg und ihren Rector hielten. Hie laß ich nun alle Juristen, ja alle Welt richten, ob die Universität, sonderlich wir jungen Studenten, so ihm als einen Rector geschworen, schuldig sind gewest, ihn für einen Rector zu halten und mit unserm Eide ihm nachzulaufen, wo er hinliefe, in's Hurenhaus oder Bubenhaus, da er gewißlich auch hingelaufen ist, oder ob wir dem Grafen zu Henneberg den Eid halten müßten, weil sie selbst von solchem Grafen zu Henneberg Nichts wissen wollten. Wem haben wir denn geschworen? Das ist leichtlich zu urtheilen; wir haben dem rechten Rector geschworen, er sei jetzt da, oder komme hernach. Ist er nicht jetzt da, oder ist ein falscher da, so haftet der Eid nicht, bis der rechte Rector komme, und ist Niemand meineidig, bis er überwunden werde, daß er dem rechten Rector nicht den Eid gehalten habe." In Spangenberg's Henneberg. Chronik wird mit Berufung auf obige Stelle Luthers die Sache auch erzählt und zuletzt gesagt: „Aber zuletzt ist's ausgebrochen, daß er ein Henker oder Schinder gewesen, derowegen er sich alsbald aus dem Staube gemacht, wäre sonst übel ankommen." Bechstein (deutsches Museum 1. Bd. 1842) sagt, daß laut der Universitätsmatrikel 1433—1521 elf Grafen v. Henneberg in Erfurt studirten, von denen zwei, Georg und Otto, die Rectorwürde empfingen, und erwähnt, daß 1483 die verw. Fürst-Gräfin Margarethe v. Henneberg einen illegalen Abkömmling eines ihrer männlichen Verwandten, den Johannes Henneberger, auf die Universität gehen ließ. Ullmann (Reformatoren vor der Reformat. 1. B.) nennt als Rectoren unter den Grafen um 1458 Johann v. Henneberg und um 1507, ein Jahr vor Luthers Abgang nach Wittenberg, Georg v. Henneberg. Es fragt sich nun, wann die Täuschung mit dem Pseudografen vorgefallen ist. In Luthers Erzählung selbst findet sich die Zeitangabe „da ich ein junger Baccalaureus war." Er ist 1503 Baccalaureus und 1505 Magister geworden; also war's zwischen diesen Jahren und vielleicht eben 1503, weil er sagt „junger" B. Spangenberg erwähnt der Sache Ao. 1502; aber damals war Luther noch nicht Baccalaureus. **Ott.**

Feuilleton.

[Oesterreich.] Dem stets sicher mit Weisheit und mit Achtung des Rechtes vorwärtsschreitenden Oesterreich gebühret der Ruhm, zu einer Zeit, wo an manchen andern Orten in der Ausübung der Gerechtigkeit das Unrecht und das Vorurtheil herrschten, den richtigen Weg betreten zu haben. Wir erinnern an das Patent vom 5. Nov. 1766 unter der Regierung der großen Kaiserin Königin Maria Theresia, welches 16 Artikel über Wahrsagerei, Zauberei und Gespensterei enthält und woraus Dr. Pfaundler „Ueber die Hexenprozesse" den 3. und 7. §. mittheilt, daß man sehe, wie die hohe Gesetzgeberin dem finstern Geiste ihrer Zeit, wo noch Scheiterhaufen brannten, entgegentrat. Im §. 3. jenes Patents heißt es: „Wie weit der Wahn von Zauber- und Hexenwesen bei vorigen Zeiten bis zur Ungebür angewachsen sei, ist nunmehro eine bekannte Sache. Die Neigung des einfältig gemeinen Pöbels zu abergläubischen Dingen hat hiezu den Grund gelegt, die Dumm- und Unwissenheit, als eine Mutter der Verwunderung und des Aberglaubens, hat solchen verbreitet, woraus dann, ohne Wahres vom Falschen zu unterscheiden, bei dem gemeinen Volke die Leichtgläubigkeit entsprungen, alle solche Begebenheiten, die selbes nicht leicht begreifen kann, und doch nur aus natürlichem Zufall, Kunst, oder Geschwindigkeit herrühren, ja sogar ganz natürliche Zufälle, als: Ungewitter, Viehunfall, Leibeskrankheiten ꝛc. dem Teufel und seinen Werkzeugen, den Zauberern und Hexen, zuzuschreiben. Diese Begriffe vom zahlreichen Zauber- und Hexengeschmeiße wurden von Alter zu Alter fortgepflanzt, ja den Kindern schon in der Wiege mit fürchterlichen Geschichten und Mährlein eingeprägt, dadurch der Wahn verbreitet und mehr und mehr bestärket, und selbst in Führung solcher Prozesse ist von den ächten Rechtsregeln größtentheils abgewichen." — §. 7. „Wir habin gleich bei Anfange unsrer Regierung auf Bemerkung, daß bei dem sogenannten Hexenprozesse aus ungegründeten Vorurtheilen sich viel Unordentliches einmenget, in unsern Erblanden allgemein verordnet, daß solche vorkommenden Prozesse vor Kundmachung der Urtheile zu unsrer höchsten Einsicht und Entschließung eingeschickt werden sollen, welch' unsere höchste Verordnung die heilsame Wirkung hervorbrachte, daß derlei Inquisitionen mit sorgfältigster Behutsamkeit abgeführt und in unserer Regierung bisher kein wahrer Zauberer, Hexenmeister, oder Hexe entdeckt worden, sondern derlei Prozesse allemal auf eine boshafte Betrügerei, oder eine Dummheit und Wahnwitz des Inquisiten, oder auf ein anderes Laster hinausgeloffen seien und sich mit empfindlicher Bestrafung des Betrügers und Uebelthäters, oder mit Einsperrung des Wahnwitzigen geendet haben."

* * *

Unsere Zeit häuft nach oben allen Glanz und alle Herrlichkeit an, und schafft für Dome und Paläste Hunderttausende mit leichter Mühe herbei; beim Aufbau einer Schule aber, bei Erhaltung eines Lehrers, bei Abwehrung der Volksnoth kann sie trocken sagen: Wir haben kein Geld!

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 48.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Ueber Verhältnisse des Grundeigenthums bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts *).

Im alten Gallien war der Stand der Ritter und der Druiden im alleinigen Grundbesitz; das Volk, in einer sehr abhängigen Lage, baute das Land gegen Grundzins. Seit der Eroberung durch die alten Römer wurde Rom (später der römische Kaiser) dominus alles Grundeigenthums; daher erhob der römische Fiscus die annona oder decima von den untergeordneten (unächten) possessoribus, die sich dafür von ihren Vasallen, oder Hörigen (gleich den römischen Colonen und Mancipien) wieder entschädigen ließen, aber auch den frühern Grundzins einforderten. Dem possessor konnte der dominus sein Besitzthum nehmen, wenn nicht eine ausdrückliche Uebertragung für immer erfolgt war. Die nachher eindringenden Franken, im Verhältniß zur Landesbevölkerung gering an Zahl, benutzten das sich vorfindende Grundrecht. Ihre Könige nahmen das, was in Gallien den römischen Kaisern als Privateigenthum gehört hatte, und trieben von dem unächten Besitz den Zehnten ein; die fränkischen freien Krieger aber drangen den adligen Grundbesitzern den dritten Theil ab, den sie, wie zuvor, vom Volke gegen Grundzins bebauen ließen. So wurde ihr Theil ein ächtes oder salisches Gut. An die Stelle der Druiden war die christliche Kirche getreten. Da die fortwährenden innern Fehden, wozu der Heerbann nicht aufgeboten werden konnte, eine Vermehrung der Dienstmannschaft wünschenswerth machte: so zog Karl Martell nach römischem Kaiserrecht einen Theil des unächten Besitzes (possessio) der gallischen Kirche ein und vertheilte sie als Dienstländereien (beneficia). Von dem Rest, den die Kirche behielt, mußte sie oft Kriegsanlehen (precaria) bezahlen, bis sie zu vollem Eigenthum gelangte. Bei der Besitznahme des thüringischen Ostfrankens machte Karl Martell und sein Sohn Pipin die Rechte des königlichen Obereigenthums geltend über das unbesetzte Land, die verödeten Marken und über die Slaven (die ihre Roden in den ungeheuern Waldungen angelegt hatten; denn in die geschlossenen Marken konnten sie nicht sich eindrängen). Ueber die Markgenossenschaften und die einzelnen bisher frei gesessenen Eigenthümer galt das Obereigenthum so wenig, daß noch im 11. Jahrhundert, wenn der König einen Forst bannen will, die Einwilligung der umliegenden Landesbesitzer, die Ansprüche auf den Wald haben könnten, erwähnt wird. Zunächst nahm der Frankengebieter das Gut des thüringischen Herzogsgeschlechts in Besitz und vermehrte es aus dem unbesetzten Land. Ein solches Königsgut (fiscus) stand unter einem Richter. Zu ihm gehörten viele Maierhöfe (villae). Die Villa, die nicht mehr Land umfassen durfte, als der Maier (major) in einem Tage bequem umgehen und beschauen konnte, bestand aus mehrern Gebäuden mit einem Zaun (curtis) umgeben; daher oft curtis-villa. Dazu gehörten große Waldungen, Fischwasser u. s. w., die der König durch Belegung mit Forstbann der Gemeindenutzung entzogen hatte. Die königl. Kammergüter wurden zum Theil von Hörigen *) (fiscalinis) gebaut, die sich auf denselben vorfanden, oder

*) Nach Bensen's Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken Erlangen 1840.

*) Schon in dem altgermanischen Deutschland kannte man die Hörigkeit, die aber von der Sklaverei der Römer sehr verschieden ist. Während die Hauptdienste von Frauen und Kindern verrichtet wurden, saßen die Eigenleute in abgesonderten Wohnungen und gaben von allem Ertrag dem Grundherrn ein gewisses Maß oder Grundzins, Gült genannt.

Digitized by Google

aus den alten Landen dorthin versetzt worden waren. Sie gaben an den Fiscus Naturalabgaben, und zwar nach römisch-fränkischer Art den Zehnten und Neunten des Ertrags. Doch auch freie Franken, einzeln, oder in Gemeinden, wohnten auf den Königsgütern. Diese Freien (Bargilde) gaben eine Gült, genannt Ostersteuer, in Honig, Spelt rc. Derselbe Fall war es mit den Freien, die auf dem Kammergute einen Dienst übernahmen, wofür ihnen Dienstgründe (beneficia) überwiesen wurden. Zum Behuf der Colonisation traten die Frankenkönige große Strecken des unbesetzten Staatsguts an einzelne vornehme Franken ab als salisches (s. vorher) Gut. Der Besitzer behielt davon ein Hauptgut (villa capitanea) für sich, das in mehrere Höfe getheilt an Hörige (oder Freie auch, die sich in die Hörigkeit begaben, um einen Hof zu bekommen) nach Hofrecht verliehen wurde, oft für die Hälfte des Ertrags; aber bei Freien, die sich in die Hörigkeit begaben, für eine geringere Gült und ein Einstandsgeld oder Handlohn (laudemium). Einen andern Theil ihres Landes traten jene Besitzer an freie Gemeinden als Untereigenthum ab für den Zehnten. Im westlichen Franken fand sich oft die Form, daß der Grundherr einen, oder einige Höfe um das Schloß selbst baute, von der übrigen Flur den Zehnten bezog und sich nur in der Markgenossenschaft mehrere Gemeindtheile nebst einigen Rechten (Weinschank, Schmiede, Mühle rc.) vorbehielt. In der Gemeindeverwaltung stand er den übrigen Gemeindegliedern ganz gleich. Man muß nicht immer auf Grundherrschaft schließen, wo sich ein Junker im Dorfe findet. In vielen Gemeinden kommen edle Namen vor, die zum Gerichtsbeisitz und zum Turnier befähigen, deren Träger aber in der Gemeinde dem freien Ortsnachbar ganz gleich sind.

Schon unter Karl d. Gr. hatten wenigstens die Gaugrafen und Centenarien beneficia (Dienstgüter) zu ihrem Unterhalt. Desgleichen hatten Dienstgründe auch auf den Kammergütern selbst die untersten Stall- und Forstdiener. Aus der germanischen Gefolgschaft hatte sich in den Bürgerkriegen der Franken in Gallien bereits das Vasallenwesen entwickelt; die Dienstleute (ministeriales) fanden sich schon am Hofe der Merowinger. Der Ministeriale war zu mannigfachen Diensten, der höher stehende Vasall nur zur Kriegsfolge verpflichtet. Die Kirche brauchte zum Schutz ihrer zerstreuten Güter u. s. w. auch Dienstleute. Nach dem Beispiel der Könige verpflichtete sich der Bischof die mächtigen Geschlechter durch reiche Benefizien zu Vasallen, oder Ministerialen. Auch dem Geringeren gab er ein Lehen zu seiner Allode. Zuweilen kaufte die Kirche einen Theil vom Gute dem Eigenthümer ab und gab ihm denselben zurück, wenn er das ganze Gut von ihr zu Lehen nahm. Karl gebot, Zehnten an die Kirche zu geben zu Armenpflege, Volkserziehung und Gottesdienst; die Bischöfe sollten nur den vierten Theil von einem Zehnten für sich haben. — Der Blutzehnt wurde ursprünglich nur von den Heerden, die auf fremdem Eigenthum den Sommer über geweidet hatten, als Triftgeld entrichtet und auch öfters in eine baare Abgabe verwandelt.

Nach Vernichtung der alten Gaue und Centen Karls d. Gr. entstanden Fürstenthümer und Herrschaften. Von den eigentlichen königlichen Besitzungen wurden Kammergüter und Regalien (Zölle, Münzen, Bergwerke, Salzwerke rc.) durch die Könige selbst in den Parteikämpfen an ihre Anhänger verschleudert. Die Grafenrechte kamen in die Hände einzelner, erblicher, belehnter Herren. Seit der Rechtssatz aufkam, nicht dem Grundherrn, sondern dem Gerichtsherrn gebührten gewisse Frohndienste, kamen freie Gemeinden in Frohndienstbarkeit. Die meiste Gewalt über freie Gemeinden gewannen die Landesherren durch Corruption des Heerbannwesens. Nach Karls Heerbannsordnung waren die freien Besitzer eines zu kleinen Eigenthums verpflichtet, zusammenzutreten und von einem Compler, der einem Dienstmannsgut gleich kam, einen unter sich auszurüsten. Der häufige Heerbann unter den Karolingern bewirkte Entstehen von Vertretungen, indem für eine Summe ein benachbarter größerer königlicher Dienstmann eine ganze Gemeinde im Reichsdienste vertrat. Oft that dieß der Gaugraf selbst. Jeder glaubte dabei zu gewinnen: der Gemeinfreie, weil er ungestört sein Feld bauen konnte; der königl. Dienstmann, weil er nun mehr Vasallen und Knechte unterhalten konnte, die ihm zu jeder Fehde gerecht waren. Aber ein Volk, das sich entwaffnen läßt, geräth in Knechtschaft. Schon im 12. Jahrhundert war es fast durchgängig ein Recht dessen, der die Gaugrafschaft an sich gezogen hatte, alle Heerbannspflichtige Gemeinfreien des Gaues im Reichsdienst zu vertreten und dafür Geldabgabe (Bede, precaria) zu fordern. Dieses ist der Ursprung der ersten eigentlichen Grundsteuer. Zu ihr traten bald Zusatzsteuern unter verschiedenen Namen, und der Heerbannsherr verlangte überdieß Landfolge der Gemeinfreien (Wagen geben, Schanzen aufwerfen, an Burgen und Vesten arbeiten, diese verproviantiren rc.)

Am Anfange des 16. Jahrhunderts nun finden sich die gemeinfreien kleinen Gutsbesitzer, die Hörigen, die Reste der Leibeignen, die verarmten Junker, welche ihren Stand nicht behaupten konnten, in eine Klasse zusammengeworfen, welche man insgemein Bauern hieß, die aber von dem Landesherrn urkundlich ihre „armen Leute" (miseri homines) genannt wurden.

Nächtliche Wanderungen
durch
Altenburg.

(Fortsetzung.)

Der Ritter eilt den unterirdischen Gang hastig hin, die Dame bebend die Stufen hinauf nach der

Digitized by Google

kleinen Kapelle. Haben beide Unrecht gethan? Nein! Sie sind in ihrem Recht, vollkommen in ihrem Recht, und dennoch diese fliegende Angst?

Die Jungfrau tritt in die Kapelle, sie schließt die Thür zum unterirdischen Gang vorsichtig und tritt hinaus in das Kirchlein. Sieh da — der ganze Convent, die ganze hochheilige Sippschaft, die hochwürdige Domina an der Spitze.

„Wo kommst Du her, meine Tochter?"

„Aus der Kapelle, wo ich gebetet!" antwortete langsam Hedwig der fragenden Domina.

Es war Hedwigs erste Lüge — im Kloster lernt sich's leicht das Lügen.

Die Augenpaare des ganzen Convents ruhten auf der Jungfrau. Welcher verschiedene Ausdruck!

Grimm, Mitleid, Spott, Neugierde, Theilnahme, Neid.

„Folge mir, mein Kind" sagte die Domina sanft und faßte Hedwigs Hand.

Die grünen Augen der Novizenmeisterin schossen dem schönen Mädchen giftige Pfeile nach.

„Kennt die den unterirdischen Gang auch schon zu den heiligen Vätern?" fragte ein Nönnlein das andere, das mit leisen Kichern entgegnete: „Fängt früh an, hätte es nicht geglaubt!"

„Das fromme, schöne Gottesbräutlein, allein in der kalten Kapelle zu beten!" sagte hier eine andere alte Schwester. Wieder eine andere wendete sich zu der Novizenmeisterin „wird euch Ehre machen, Schwester, das junge Blut!"

Während dem kniete die schöne Hedwig vor der Domina oben, die in ihrem sammetnen Lehnsessel saß und bald mild, bald streng die zitternde Novize befragte. Sie hatte schnell die Wahrheit heraus.

Ein eiskalter Blick glitt aus den Augen der Domina an der Unglücklichen nieder.

Sie fragte streng nach dem Namen des Ritters, Hedwig bebte unter dem Druck der Hand, die sich fest auf ihre Schulter legte.

„Ernst von Adlerburg" lispelte sie leise und barg ihr glühendes Gesicht in dem Schooße der Domina; todtenblaß sank diese zurück, ihre Hand fiel von der Schulter Hedwigs, die es nicht bemerkte.

Nach einer Weile schien sich die hochwürdige Frau zu fassen und sprach leise in sich hinein: „Ist's immer noch nicht todt, das arme Herz? Ich hatte es so lange nicht gefühlt — und nun mir einem Male — o es ist entsetzlich, alle Pön, alles Kasteien umsonst — armes Herz!"

Diese letzten Worte sprach sie etwas lauter und mit so weicher, trauriger Stimme, daß Hedwig ihr goldlockiges Haupt aufhob und die blauen Augen, in denen helle Thränen glänzten, zu der strengen Domina aufschlug. Unendlich milde blickte die Domina nieder; da wußte Hedwig, daß sie einen Menschen gefunden unter den Nonnen, sie schlang ihre beiden Arme weich und fest um den Nacken der Domina, die ihren Arm mütterlich um Hedwigs schlanken Leib legte — unaufhaltsam riß beide das Gefühl fort, sie weinten beide, sie waren Weiber. —

„Meine Tochter!" sagte leise die hochwürdige Frau. „Meine Mutter!" entgegnete schluchzend Hedwig.

Sie blieben unter Thränen, Liebkosungen und sanften Reden den ganzen Tag beisammen; am Abend verlangte die Domina die Kirchenschlüssel und eröffnete der Novizenmeisterin, sie werde die Schwester Hedwig unter eigener Aufsicht behalten. —

Und wieder nahte die Stunde der Mitternacht, der Leib hatte über den Geist gesiegt, und Hedwig lag in süßem, festen Schlummer im Bett der Domina; da ergriff diese die Schlüssel der, diese Nacht verschlossenen, Kirche, und verließ ihr Gemach. In der Thür kehrte sich die edle Frau noch einmal um und einen sanften Blick rückwärts nach dem Lager werfend, sagte sie leise: „Schlaf wohl, süßes Töchterlein!"

Da steht sie in der Kirche, sie schreitet vor zum Altar, sie kniet nieder und betet eine Weile inbrünstig, dann erhebt sie sich und geht festen Schrittes in die Kapelle. Sie öffnet die Thür und schreitet die Stufen hinab.

„Hedwig!" ruft eine männliche Stimme und die Nonne fühlt sich von Armen umschlungen und ein Kuß streift ihre Wange. Die Nonne tritt einen Schritt zurück, öffnet die Laterne, die sie in ihrer Hand trägt und hebt sie hoch empor, so daß das volle Licht auf ihre Gestalt fällt.

Entsetzt tritt der Ritter zurück und faßt nach seinem Schwert.

„Braucht Ernst von Adlerburg ein Schwert gegen eine Nonne?" fragt die Domina freundlich.

„Ihr kennt mich?" stammelt der Ritter.

„Gräfin Hedwig läßt Euch grüßen!"

„Werd' ich sie sehen?"

„Hier, nimmermehr!"

„Wer seid Ihr?"

„Die Oberin und Domina in diesem Hause!"

„So bin ich verrathen, und sie ist verloren!" knirrschte der Ritter, dann fragte er gefaßter: „Wer weiß es außer Euch?"

„Niemand!" entgegnete fest und sicher die Klosterfrau.

„Ha! so stirbst Du, und sie ist gerettet!" rief jetzt Adlerburg und riß das Schwert halb aus der Scheide, doch er stieß es sogleich wieder hinein und murmelte: „Und wär' Alles hin, ich kann kein Weib tödten!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weinsberg im Bauernkriege 1525 *).

Die Anführer der Bauern wollten zeigen, was der zu erwarten habe, der sich ihnen keck widersetze; — die Weinsberger That geschah den 16. April 1525. Sie ist die bekannteste Begebenheit des Bauernkriegs, welche meistens am wenigsten richtig dargestellt wird. Als die Erzählung von ihr wie ein Todesschrei ganz Deutschland durchdrang, wurde es Parteisache, das Verfahren der Bauern als höchst furchtbar und blutdürstig zu bezeichnen. Hierin stimmte die gemäßigte, blos eine kirchliche Reform erstrebende Partei mit der überein, welche gar keine wollte; denn jene sah ihre Sache gefährdet, wenn sie nicht die Beschuldigung von sich wies, eine so verletzende That zu billigen.

Die österreichische Regentschaft schickte eine Besatzung nach Weinsberg. Zum Befehlshaber derselben und zum Amtmann von Weinsberg war Ludw. Helfreich v. Helfenstein bestimmt, Ferdinands Liebling, der Stuttgart so tapfer gegen Herzog Ulrich jüngst vertheidigt hatte. Nebst ihm hatte der kühne Rudolf v. Ehingen Auftrag, dem Weinsberger Thal zu Hülfe zu kommen; doch sendete er für sich seinen Sohn. Ferner hatten sich andere Ritter in Weinsberg versammelt, welche mit ihren Edelknechten, Reisigen und Dienern an 80 Harnische ausmachten (13. April, Gründonnerstag). Graf Helfenstein forderte die Bauern des Weinsberger Amtes auf, das Bauernheer zu verlassen, sonst wolle er ihnen Weiber und Kinder nachschicken und ihre Dörfer verbrennen. Sie begehrten deßhalb das Heer zu verlassen; das war aber nicht die Meinung der Anführer. Diese begannen, da sie sich für den Augenblick nicht anders helfen konnten, mit Helfenstein Unterhandlungen anzuknüpfen und machten sogar einen Versuch, die zu Weinsberg versammelten Adligen zum Eintritt in ihre Bruderschaft zu vermögen. So waren z. B. die Grafen Ludwig und Friedrich v. Löwenstein schon früher zur Verbrüderung genöthigt worden. Die Unterhandlungen wurden gepflogen vor dem Abzug der Bauern aus Lichtenstern bis zu ihrem Erscheinen vor Weinsberg. Als die Bauern zu Neckarsulm waren, schickten befreundete Bürger aus Weinsberg Botschaft und riethen, Schloß und Stadt Weinsberg zu nehmen; die reichern Bürger aber wollten natürlich Nichts von den Bauern wissen. Als das Heer der Bauern (6—8000) auf dem Schimmelsberg Weinsberg gegenüber erschien, waren Ritter und Knechte im Morgengottesdienst unten in der Stadt. Sie hatten die Bauern nicht für so nahe gehalten und kümmerten sich in dem gutbefestigten Orte nicht sonderlich darum. Die treugebliebenen Bürger griffen zu ihren Wehren und verlangten, der Graf solle das untere Thor verrammeln lassen, welches gegen das Thal zu geht. Helfenstein hielt's, im Vertrauen auf baldige Hülfe von Stuttgart, für unnöthig. Zwei Bauernherolde, kennbar an einem Hut auf der Stange, riefen an der Mauer: „Eröffnet Schloß und Stadt dem hellen christlichen Haufen, wo nit, so bitten wir um Gottes Willen, thut Weib und Kind aus ihr; denn beede, Schloß und Stadt, werden den freien Knechten zum Stürmen gegeben."

(Schluß folgt.)

*) Aus Bensen's Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken, auf die wir hierdurch mit aufmerksam machen. G †.

Feuilleton.

Die neue Zeit hat uns einen Erzbischof von Köln in Gefangenschaft gezeigt, das Mittelalter hat sogar einen von dort und einen von Magdeburg in Käfigen gesehen. Engelbrecht II., der Köln seiner bürgerlichen Unabhängigkeit berauben wollte, gerieth dadurch in mehrfache Kämpfe mit der Stadt. Sah sich der Erzbischof zu Verträgen, Versprechungen, Eiden gezwungen, wenn die Bürger die Oberhand behielten, so brach er sie kurz darauf wieder. Am Ende beschlossen die Kölner, sich unter den Schutz benachbarter Fürsten zu begeben. Unter diesen waren der Graf v. Jülich und der Graf v. Geldern. Jener wurde deßhalb von Engelbrecht überfallen und sein Land schrecklich verwüstet; aber da trat er mit dem Grafen von Geldern ihm entgegen und nahm ihn gefangen. In Ketten geschmiedet saß der Erzbischof im Thurme der Burg Neudeck, und so oft es dem Grafen v. Jülich beliebte, ließ er ihn in den am Thurme angebrachten Käfig stecken. Nachdem er wieder frei gegeben worden war, im Jahr 1270, hielt er endlich Wort und tastete die Freiheit der Bürger zu Köln nicht weiter an. Nicht also hielt Burkhard III., Erzbischof v. Magdeburg, den Vertrag, als ihn die Magdeburger aus dem für ihn aus starkem Eichenholze verfertigten Käfig wieder ließen. Sie fingen ihn nun zum zweiten Male, und als er einmal entwischen wollte, schlug ihn ein Wächter mit einem eisernen Riegel auf den Kopf, daß er todt niederstürzte. Dieß geschah im J. 1325.

Der Herzog von Kärnthen empfing seit dem 8. bis zum 15. Jahrh. Land und Volk durch dessen Stellvertreter, einen freien Bauer, symbolisch. Bevor dem Herzog gehuldigt wurde, setzte sich ein Freibauer aus einem bestimmten Geschlechte auf den Herzogsstuhl. Vor ihm erschien der Herzog mit Geschenken, vom Adel des Landes begleitet. Nach mehrern Fragen und Antworten übergab er dem Bauer die Geschenke; dieser aber ermahnte den Herzog zur Gerechtigkeit, stieg vom Stuhl herunter und gab ihm einen Backenstreich. Die ganze Ceremonie sollte den Herzog erinnern, daß er der Zustimmung des freien Standes seine Würde zu verdanken habe, namentlich erinnerte an die Dankbarkeit der Backenstreich; denn auch bei der Erhebung zur Ritterwürde hatte das Schlagen die Bedeutung, daß der Geschlagene sich an den dankbar erinnern sollte, der ihm die Würde ertheilt hatte.

Man hat Mittel gefunden, daß Bücher, die man fürchtet, von Andern außer ihren Verfassern nicht gelesen werden können; der Philosoph Petrus Ramus wurde aber sogar von der pariser Sorbonne verhindert, seine eignen Schriften zu lesen. G †.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 49. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

J. Gottfr. v. Herder über den Rittergeist in Europa *).

Alle deutsche Stämme, die Europa überzogen, waren Kriegsleute, und da die Reiterei der beschwerlichste Theil des Kriegsdienstes war: so konnte es nicht fehlen, daß diese nicht zu einer reichen Entschädigung ihrer Reiterübungen gelangte. Bald gab es eine Reiterzunft, die ihren Beruf ordnungsmäßig lernte, und da diese das Gefolge der Anführer, Herzoge, oder Könige ward, so entstand natürlich an ihrem Hoflager eine Art Kriegsschule, in der die Knappen ihre Lehrjahre aushalten, vielleicht auch nach solchen als gelernte Reiter auf Abenteuer als auf ihr Handwerk ausziehen mußten, und wenn sie sich in diesen wohl gehalten hatten, entweder als Altgesellen mit Meisterrecht fernerhin dienen, oder selbst als Reitermeister andere Knappen in die Lehre nehmen konnten. Schwerlich hat das ganze Ritterwesen einen andern Ursprung, als diesen. Die deutschen Völker, die Alles zunftmäßig behandelten (aber seit wann erst?!), mußten es vorzüglich bei der Kunst thun, die sie allein verstanden (?), und eben weil dieß ihre einzige und Hauptkunst war: so legten sie ihr alle Ehre bei, die sie als Unwissende andern nicht zuerkennen konnten. Alle Gesetze und Regeln des Ritterthums sind in diesem Ursprunge enthalten. Dieß Reitergefolge nämlich war Dienst; mithin war Angelobung der Treue, sowohl beim Knappen als Ritter, die erste Pflicht, die er seinem Herrn leistete. Roß- und Streitübungen waren die Schule desselben, aus welchen nachher nebst andern sogenannten Ritterdiensten Kampfspiele und Turniere entstanden. Bei Hofe mußte der junge Reiterknabe um die Person des Herrn und der Frau sein und Hofdienste leisten; daher die Pflichten der Höflichkeit, die er zunftmäßig lernte. Und da er außer Roß und Waffen noch etwas Religion und Frauenhuld gebrauchte: so lernte er jene nach einem kurzen Brevier und bewarb sich um diese nach Sitten und Kräften. Hiermit war das Ritterthum eingerichtet, das aus einem blinden Glauben an die Religion, aus einer blinden Treue gegen seinen Herrn, sofern dieser nur nichts Zunftwidriges begehrte, aus Höflichkeit im Dienst und aus Artigkeit gegen die Frauen bestand.

Offenbar ist, daß dieses Kriegshandwerk zu einer frechen Barbarei ausarten mußte, sobald es in ein erbliches Recht überging, und der gestrenge, feste Ritter von der Wiege an ein edelgeborner Junker war; einsehenden Fürsten, die ein dergleichen mäßiges Gefolg an ihren Höfen nährten, lag also selbst daran, diesen Beruf einigermaßen zu cultiviren, ihm einige Ideen aufzupfropfen und zur Sicherheit ihres eignen Hofes, Geschlechts und Landes die edlen Buben Sitte zu lehren. Daher kamen die härteren Gesetze, mit welchen jede Niederträchtigkeit bei ihnen verpönt ward; daher die edlern Pflichten des Schutzes der Unterdrückten, der Beschirmung jungfräulicher Unschuld, des Edelmuths gegen Feinde. Auf treue Gemüther machten diese Ordensregeln, die ihnen von Jugend auf eingeprägt wurden, einen festen Eindruck. Man erstaunt vor der Biederkeit und Treue, die jene edlen Ritter in Worten und Werken fast mechanisch äußern. Biegsamkeit des Charakters, Vielseitigkeit der Ansicht einer

*) Nicht als ob wir jede Ansicht des geistreichen Mannes in der auch sonst schon in diesen Blättern besprochenen Sache vertreten möchten, geben wir diese Abhandlung; aber v. Herder war ein Mann, dessen Combinationen in Dingen, worin dunkle Partien vorkommen, doch sehr beachtenswerth sind. Hat er doch in den Trümmern von Persepolis richtiger aus der Ferne gelesen, als die, welche sie in der Nähe sahen.

G†.

Digitized by Google

Sache, Fülle der Gedanken ist nicht ihr Fehler; daher auch die Sprache des Mittelalters so ceremonienreich, fest und förmlich dahertritt, daß sie sich in einem ehernen Panzer um zwei, oder drei Gedanken gleichsam selbst ritterlich zu bewegen scheint. — Von zwei Enden der Erde trafen Ursachen zusammen, die dieser Rittergestalt mehr Leben und Beweglichkeit gaben; Spanien, Frankreich, England und Italien, am meisten aber Frankreich, wurden das Feld dieser feinern Ritterbildung.

(Schluß folgt.)

Nächtliche Wanderungen
durch
Altenburg.
(Fortsetzung.)

Mit leuchtendem Auge war die Domina allen Bewegungen des jungen Ritters gefolgt, jetzt sah sie ihn mit wehmüthigzärtlichen Blicken an und sagte mild: „Tritt näher, mein Sohn!“ Bei dem Tone dieser Stimme näherte sich der Ritter unwillkührlich, ein seltsames Etwas griff in seinen Busen. Forschend betrachteten sich beide, endlich sprach die Domina mit zitternder Stimme: „Kennst du mich, Ernst?“

Da durchzuckte es den Ritter und mit einem gewaltigen Aufschrei der Freude umfaßte er die Domina, die mit einer süßen Wonne ihm die dunkeln Locken aus der Stirn strich.

„Mutter, Mutter!“ rief der Ritter.

Die Domina lächelte selig.

Auch heute vergingen die Stunden schnell, auch heute hatten zwei Liebende sich viel zu sagen, und doch, als die Mette läutet, wie eilig und ängstlich eilten sie auseinander!

Waren sie Beide im Unrecht? Nein, sie waren im Recht. —

Als die Domina wieder in ihr Gemach trat, erhob sich eben die schöne Hedwig schlaftrunken von ihrem Lager. Staunend blickte sie um sich, sie betrachtete verwundert die sie umgebenden Gegenstände, endlich besann sie sich und umschlang die zu ihr getretene Domina dankbar mit ihrem Arm.

„Ritter Ernst von Adlerburg grüßt die Schwester Hedwig!“ sagte die edle Frau mit leisem Lächeln und sah so selig dazu aus, daß eine wunderbare Freude und Zuversicht in Hedwig's Herz kam.

Sie blickte die Domina rasch an, dann aber, indem sie die langen Wimpern fallen ließ, fragte sie leise: „Er war hier? Was sagte er?“

Die Domina aber sagte nur: „Hoffnung, Geduld!“ und legte lächelnd den Finger auf ihre Lippen.

Hedwig war selig; was will auch unter solchen Umständen die Liebe mehr, als Hoffnung?

Wenige Tage darauf hielt auf der Teichgasse vor dem Marien Magdalenenkloster ein gewaltiger Zug von reisigen Knechten, alle in blau und weiß, den Farben des mächtigen Grafen von Auerstein.

Das Altenburgische Publicum hatte sich schaulustig in großer Menge eingefunden.

Endlich öffneten sich die Pforten und in seiner stahlblauen geschuppten Rüstung mit dem goldenen Drachen auf dem Helm trat der berühmte Graf Auerstein hervor, ein Edelknecht hielt ihm den Steigbügel und er schwang sich in den Sattel, einige der ihm bekannten Altenburgischen Bürger freundlich grüßend.

Es dauerte eine Weile, da kam mit klirrenden Schritten ein junger Ritter aus der Klosterpforte, um seine silberne Rüstung schlang sich eine purpurne Feldbinde mit goldnen Adlern gestickt und auf seinem Helm wehten zwei mächtige Adlerflügel, er winkte einem Knappen, und ein milchweißer Zelter mit rosenrothen Lefzen kostbar aufgezäumt war vorgeführt. Der Ritter trat einen Schritt seitwärts, an der Hand der Domina schwebte ein liebliches Mädchen aus der Klosterpforte, sie sah gar hold und freudig aus, obgleich Thränen in ihren hellen Augen standen. Sie grüßte die Umstehenden, indem sie mit dem weißen Händchen winkte, ein staunendes: „Ah!“ war auf aller Lippen.

Die hochwürdige Domina stand neben der Jungfrau, Beide umarmten sich noch einmal, der Ritter hob die Dame auf den Zelter, küßte eifrig die Hand der Domina, schwang sich dann ohne den Steigbügel zu brauchen rasselnd in der schweren Rüstung auf einen mächtigen schwarzbraunen Streithengst und war schnell wie ein Blitz an der Seite der Dame.

Der Graf ritt an der andern Seite seiner Nichte, noch einmal grüßten alle drei nach der Domina zurück und trabten die Straße herauf. —

Auf dem prächtigen Hochzeitfeste des Ritters Ernst und der Gräfin Hedwig bemerkte man auch die freundliche Domina des Marien Magdalenenklosters zu Altenburg. —

Das Kloster steht nicht mehr, fleißige Handwerker treiben ihr Geschäft, da wo sonst die Nonnen sich geißelten und den Menschen in sich ertödteten, den Platz, der Menschen entrissen, ist den Menschen wiedergegeben. Und wenn jetzt dort zwei Liebende sich küssen, wenn ein sorglich Weib dort den von der Arbeit mattgeword'nen Gatten den Schweiß von der heißen Stirn trocknet, wenn ein zartes Kindlein nach der nährenden Mutterbrust schreit: dann schaudern die umwandelnden Geister der Nonnen und seufzen: O wären wir Menschen geblieben, Menschen mit Lust und Qual, mit Elend und Freude!

Wer Mensch ist, suche Mensch zu bleiben, ein maßlos höher Streben bringt ihn um des Lebens beste Freude, die er erst erkennt, wenn es zu spät. Wer aber noch kein Mensch ist, der eile, daß er es werde.

Verlassen wir dieses Kloster.

Digitized by Google

Der nächtliche Wanderer wendet sich link's hinab und bleibt vor einem alten großen Hause, nicht fern der ehemaligen Stadtmauer, stehn.

Die ehelichen Leute die jetzt darin wohnen, wissen sicher nicht, welche seltsame Geschichte sich vor einigen Menschenaltern in den Mauern zugetragen, die sie jetzt bewahren. Um ihren Frieden nicht zu stören, macht auch der nächtliche Wanderer das Haus nicht namhaft.

Es war an einem Montag Morgen, als der Meister Bötticher in das Haus gerufen wurde, trotz des blauen Montags; er sollte nach den Fässern unten im Keller sehn, weil an den Hausbesitzer in der nächsten Woche die Reihe kam, Bier aufzuthun. Mein Meister Bötticher, ein derber Bursche in seinen besten Jahren, hatte zu Hause gesagt: Um eilf bin ich zum Mittagsessen wieder da; die Magd im Hause gab ihm eine Lampe, und der gute Meister hämmerte da unten so lustig auf die Bierfässer, daß nach seiner Rechnung kaum zwei Stunden vergangen waren, als er nichts zu thun mehr fand.

Er stand am letzten Fasse, aber er sah, daß der Keller noch nicht zu Ende war.

„Willst doch sehen, wie weit der Keller geht?" dachte der Meister und schritt, die Lampe in der Hand, in die Tiefe hinein, er zählte fast 100 Schritte, da sah er plötzlich vor sich im Dunkel ein Licht schimmern.

Was ist das?

Er schritt weiter und sah nach einigen Schritten einen Tisch vor sich stehn mit Lichtern besetzt, um den vier Männer in geistlichen Gewanden saßen, eifrig mit Kartenspiel beschäftigt.

Dem guten Meister wurde bald warm und bald heiß, denn es war klar, daß selbige Prediger Geister, Gespenster waren; sie gaben Karten, es raschelte nicht, sie zählten sich Geld zu, es klang nicht, sie spielten ein Spiel, der Meister kannte es nicht, er der doch alle Spiele kannte und es sogar mit den Altenburgischen Herren Bauergutsbesitzern aufnahm. Ein Kind des neunzehnten Jahrhundert's wäre in dieser Lage total verloren gewesen; unser Meister, einer andern Zeit angehörig, kannte das Cerimoniell des Umgangs zwischen Menschenkindern und den Geistern, alias Gespenstern. Er trat einen Schritt näher und sagte laut, wiewohl mit etwas zitternder Stimme: „Gott gebe euch eine schnelle Erlösung, Amen!"

Da erhoben sich die vier Geister, streckten die Hände aus und riefen ihm nach mit Mark und Bein durchschneidender Stimme: „Amen, Amen!"

Derjenige aber, der gerade am Geben war, mischte die Karten und sprach: „Das war dein Glück, Meister!"

Dem ehrlichen Bötticher stand der Angstschweiß in hellen Perlen an der Stirn.

Ein Mensch unserer Zeit hätte sich nun umgedreht und wäre nun Hals über Kopf davon gelaufen, und der nächtliche Wanderer gesteht, daß er es wahrscheinlich um kein Haar anders gemacht hätte.

Die damalige Zeit war klüger, sie wußte sehr gut, daß dem Menschenkinde, das Geistern den Rücken zudreht, daß dem en revanche das Genick herum gedreht wird, so daß das Antlitz rückwärts steht.

Man sieht die Geister halten sehr streng auf Anstand.

Mein guter Bötticher schritt also rückwärts den Keller entlang, so lange er nur noch einen Schimmer des Lichtes der gespenstischen Kartenspieler sah; als aber der letzte Schimmer verschwunden und er bei den Fässern angekommen war, raffte er sein Handwerkszeug auf und stürzte in vollem Laufe der Kellerthür zu.

Er öffnete sie rasch, und die Magd, die ihm die Lampe gegeben, trat ihm entgegen.

„J Meister, wo kommt Ihr denn her? Eure Frau ist vorgestern zweimal hier gewesen, und Eure Leute haben Euch in allen Ecken gesucht!"

„Wie! was?" stotterte der Bötticher; „ich bin doch erst heute Morgen hierhergekommen?"

Die Magd lachte. „Am Montag früh seit Ihr hier gewesen, und heute ist es Mittwoch!"

Jetzt begriff der Bötticher, daß ihm die paar Worte mit den Geistern ein paar Tage seines Lebens gekostet. Der Herr des Hauses trat hinzu und meinte endlich, „der Meister habe wohl vorgestern früh einen großen Schluck zu sich genommen und darauf zwei Tage geschlafen."

Der Bötticher erzählte seine Geschichte. Man schüttelte die Köpfe. Da bemerkte die Magd mit dem, dem weiblichen Geschlechte eigenen Scharfsinn, daß das Lämpchen nur sechs Stunden zu brennen pflege, und jetzt sei das Oel noch nicht einmal ganz verbraucht.

Nun schüttelten Alle die Köpfe noch einmal so stark wie vorher, und der Hausbesitzer bat den Meister um Gotteswillen, durch diese Geschichte sein Haus nicht in Verruf zu bringen, sondern sie wie das Grab zu verschweigen.

Sie wurde dennoch bekannt; wie das zugegangen, kann der nächtliche Wanderer nicht verrathen, denn der ehrliche Bötticher hatte seine Abenteuer blos seiner ehelichen Gemahlin Abends im Bette anvertraut, und die Ehefrauen sind bekanntlich sehr verschwiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Weinsberg im Bauernkriege 1525.

(Schluß.)

Ehe Helfenstein noch mit einigen Bürgern vor die Stadt kommen konnte, um sich mit den Herolden zu unterreden, befahl Dietrich v. Weiler seinen Reisigen, auf die Herolde zu schießen. Der eine stürzte schwer verwundet, raffte sich aber auf und floh mit dem an-

Digitized by Google

dern. Jetzt schickte sich das Bauernheer zum Sturm an. Ein altes Hexenweib, die schwarze Hofmännin aus Böckingen, sprach über die Bauern den Segen, damit ihnen die Gewehre der Feinde nicht schaden sollten. Dann rückten sie in drei gesonderten Haufen langsam in das Thal. Florian v. Geier nahm mit dem schwarzen das Schloß; die beiden andern Schaaren griffen das obere und untere Thor zugleich an. Als die Ritter den ernstlichen Sturm sahen, warfen sie sich schnell auf die Rosse und wollten zum obern Thor hinausjagen; aber die Bürger verrammelten das Thor und riefen: „Wollt ihr uns allein in der Brühe stecken lassen?" Die treuen Bürger wehrten sich nach Kräften, daß die anstürmenden Bauern viel Volks verloren. Immer höher stieg die Noth. Zum obern Thor schrie Helfenstein, zum untern Dietrich v. Weiler hinaus: „Friede, Friede! Wir wollen uns gefangen geben." Da hörten die Bürger auch auf zu kämpfen. Ein kleines unbeachtetes Thürlein war in der Nähe der Kirche. Dort hieb ein Bürger von innen und ein Bauer von außen, bis es aufsprang. Eine andere Schaar drang vom Schlosse her. Als nun die Stürmer zu allen geöffneten Thoren eindrangen, riefen sie den Bürgern zu: „Begebt euch in eure Häuser mit Weib und Kind, so soll euch nichts widerfahren." Doch was Stiefel und Sporen trug war zum Verderben bestimmt. Ritter und Knechte flüchteten in die Kirche, die ihnen keinen Schutz gewährte. Einige sprangen, Andere fielen von den Pferden. Sebastian v. Owe, Eberhard Sturmfeder und Rudolf v. Eltershofen wurden noch auf dem Kirchhofe ereilt und erschlagen. Auf dem Schlosse war, was sich fand, sogleich niedergemacht worden. Dietrich v. Weiler, der stärkste und schönste unter den Rittern, erreichte den Kirchthurm und rief um Erbarmen herab. Hohnlachend schlugen die Bauern ihre Büchsen auf ihn an und schrien: „Rache, Rache für die 7000 bei Wurzach Gefallenen." Er fiel nach innen; man stürzte ihn sterbend auf den Kirchhof. Die in der Kirche Gefangenen bewahrte man gebunden zu einem furchtbaren Gericht. Wenige überhaupt entkamen; auch die Weinsberger Priester wurden erstochen. Vor Weinsberg lag eine Wiese, jetzt Gartenland. Dorthin brachten am andern Tag um Sonnenaufgang die Bauern den Grafen v. Helfenstein mit den Rittern und Knechten. Vor ihm ging Nunnenmacher, sein Pfeifer, spielte lustig auf der Sackpfeife und höhnte: „Hab' ich dir einst so oft zur Tafel gepfiffen, so spiel' ich dir nun billig zu einem andern Tanze auf." In einem Kreise kündigte man ihnen das Todesurtheil an. Eine Gasse bildete sich, um sie durch die Spiese zu jagen. Ein gräulicher Lärm von Trommeln und Schalmeien erhob sich. Hans, der Knecht des Konrad Schenk von Wintersletten, begann den Reigen durch die Spiese und wurde sogleich niedergestoßen. Ihm folgte sein Herr. Helfenstein bot 30,000 Fl. zur Auslösung. Sie antworteten: „Und wenn du uns zwo Tonnen Goldes geben würdest, so müßtest du doch sterben." Als der Graf kein Erbarmen sah, stürzte er in die Spiese und wurde mit vielen Wunden getödtet. Seine Gemahlin, Kaiser Maximilians natürliche Tochter, schleppte man unter Hohn und Spott auf einem Mistkarren nach Heilbronn. Im Schlosse machte man große Beute; die Stadtkassen wurden geleert, die Bürger entwaffnet. Florian von Geiger trug in der Versammlung der Hauptleute und Räthe darauf an, alle Burgen zu zernichten; Andere nahmen die Klöster dazu; endlich wurde beschlossen, zuerst die Stadt Heilbronn in die christliche Brüderschaft aufzunehmen, alsdann durch das Mainzische Gebiet nach dem Bisthum Würzburg zu ziehen.

Feuilleton.

[Reliquienbetrug.] Um die Zeit, als der Ablaßkrämer Bernhardin Samson im 16. Jahrh. nach der Schweiz kam, hatten sich viele fromme Leute in Bern vereinigt, der heiligen Anna einen Altar zu errichten, wozu eine heilige Partikel nöthig war. Der Ritter Albrecht v. Stein wurde deßhalb an den König von Frankreich gesendet, um sich bei ihm eine Partikel von dem Körper der heil. Anna zu Lyon zu erbitten. Der Ritter, welcher sich die feierliche Audienz und die muthmaßlich abschlägliche Antwort ersparen wollte, bestach den Küster. Dieser wickelt ihm in ein seidnes Tuch Anna's Schädel. Der darüber höchst erfreute Ritter empfing bei der Rückkehr in Lausanne die Beglückwünschung und den Segen des ehrwürdigen Bischofs, vor Bern kam ihm Geistlichkeit und Bürgerschaft entgegen, feierlich zieht man zur Dominikanerkirche und übergiebt dem Altare die köstliche Reliquie. Die Freude währte indessen nicht lange; ein Brief des Abt aus Lyon berichtete, daß Anna's Körper unversehrt und der Küster bereits zur Strafe gezogen sei, da er das Ueberbleibsel eines gewöhnlichen Menschen aus dem Beinhause genommen habe.

[Die schöne Philippine.] Numismatiker haben vielleicht in ihrem Kabinet eine Münze mit einem Frauenbildniß und der Umschrift: Divae Philippinae, oder wer im Schlosse zu Schönbrunn sich hat umsehen können, hat das Bildniß der schönen Philippine gesehen. Sie war nicht von Adel, nur Augsburger Patrizierin, und doch die Gattin eines östreichischen Erzherzogs. Ferdinand, Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinand I., verliebte sich 1547 in sie, ehlichte sie 1550 heimlich und lud dadurch den väterlichen Zorn auf sich und sie, ohne daß dadurch die Eheleute sich in ihrem Glücke stören ließen. Nach 8 Jahren überreichte Philippine dem Schwiegervater verkleidet eine Bittschrift; bezaubert von ihrer Schönheit verzieh er und erklärte die Kinder für legitim; doch erhielten sie nicht den erzherzoglichen Titel, sondern hießen Markgrafen v. Burgau. Die Ehe dauerte 30 Jahre. Philippine war eine geborne Welser, ihr Vater, Franz W., der Bruder des G. R. Bartholomäus W. Dieser war so reich, daß er nebst den Fuggern Karl V. 12 Tonnen Goldes vorschießen konnte.

G ł.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 50. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Römisches.

a. Agrippina.

Tacit. Ann. XIV. 9.

Herrscherglanz und Schönheit strahlen leuchtend um das hohe Weib,
Diadem und Purpur schmücken Agrippinens stolzen Leib,
Die nur eine Tugend zieret, nur zu Einem Kraft besaß,
Die als ihres Sohnes Mutter, Weib und Gattin ganz vergaß.
In des Magus Zauberkreise setzt sie kühn den weißen Fuß;
„Rückwärts!" ruft der Zaubrer bebend, „Tochter des Germanicus,
„Unter Schwertern wirst Du fallen und dein Sohn ist's, der sie schickt!"
Helle Gluth färbt ihre Wangen, und das Auge strahlend blickt:
„Mag er seine Mutter morden, sitzt er nur auf Cäsar's Thron!"
Also sprach die hohe Mutter, aber Nero war ihr Sohn. —

George Hesekiel.

J. Gottfr. v. Herder über den Rittergeist in Europa.

(Schluß.)

1. Den Arabern ist von jeher ein irrendes Ritterthum, mit zarter Liebe gemischt, erbeigenthümlich gewesen. Sie hielten ihr Roß, ihr Schwert und die Ehre ihres Geschlechts über Alles theuer. Bei ihren Eroberungen waren die Zelte der Weiber mit ihnen; die Beherztesten feuerten sie an in ihren Gefechten; diesen also legten sie auch die Beute ihres Sieges zu Füßen; und weil von Muhammed an die Weiber auf die Bildung des arabischen Reichs viel Einfluß gehabt hatten, und der Morgenländer im Frieden kein anderes Vergnügen als Spiele der Kurzweil, oder Zeitvertreib mit Weibern kennt: so wurden in Spanien zur Zeit der Araber ritterliche Feste in Gegenwart der Damen mit Glanz und Aufwand gefeiert. Die Schönen munterten den Kämpfer auf und belohnten ihn mit Kleinod, Schärpe, oder einem Kleidungsstück, von ihrer Hand gewirkt. Offenbar sind also von Arabien die feinern Gebräuche des Ritterthums nach Europa gebracht worden. Was bei den schwer gerüsteten Nordhelden Handwerkssitte ward, oder bloße Dichtung blieb, war bei jenen Natur, leichtes Spiel, fröhliche Uebung. *)

2. Was die Araber von Süden anfingen, dazu trugen von Norden aus die Normänner in Frankreich, England und Spanien noch mächtiger bei. Jetzt kamen die Sagen, die man Romane nennt, und deren Grund längst vor den Kreuzzügen da war, mehr in Gang, denn von jeher hatten alle deutschen Völker das Lob ihrer Helden gepriesen. Bei dem allgemeinen Geschmack des Zeitalters, der aus Unwissenheit, Aberglauben und einer aufgeregten Phantasie entsprang, waren Sagen und Mährchen die einzige Nahrung des Geistes der Menschen, und dem Ritterstande waren Heldensagen die liebsten. In Frankreich, dem Mittelpunkte dieser Kultur, wählte man natürlicher Weise die ihm eigenthümlichen Gegenstände nach beiden Richtungen, die hier zusammentrafen. Der Zug Karls des Großen gegen die Sarazenen mit allen Abenteuern, die in den Pyrenäen geschehen sein sollten, war die eine

*) Hiergegen heißt es in v. Reibisch's und Kottenkamp's „Rittersaal:" Die spanischen Mauren haben zwar jene Formen in einzelnen Punkten sich angeeignet; allein sie sind ihnen durch mannigfache Berührung mit den Spaniern überliefert worden, wie sich dieß im 13. 14. u. 15. Jahrhundert mit Bestimmtheit nachweisen läßt. S. †.

Digitized by Google

Richtung; was sich im Lande der Normänner, in Bretagne, an alten Sagen von König Artus vorfand, war die andere. Der Spiegel der Ritterschaft ward in diesen Romanen hell polirt. Endlich entstand aus beiden eine dritte Gattung der Romane, von welcher keine französische und spanische Provinz ausgeschlossen blieb. Man mischte darin alle Zeiten und Länder; was man in neuen Gerüchten hörte, oder von alten wußte, floß zur Blume der Ritterschaft zusammen, und vor Allem ward die Abstammung von Troja ein Geschlechtsruhm. Mit den Normännern ging das Romanwesen nach England und Sicilien über; beide Gegenden gaben ihm neue Helden und neuen Stoff; nirgends indeß ist's so glücklich, als in Frankreich gediehen. Denn wenn wir aus dem Gebiet der Fabel in's Land der Geschichte treten, in welchem Reich Europa's hat sich die Blüthe der Ritterschaft schöner, als in Frankreich gezeigt? Seitdem mit dem Verfall der Karolinger so viel Höfe kleiner Potentaten, der Herzoge, Grafen und Barone zu Macht und in Glanz kamen, als beinah Provinzen, Schlösser und Burgen waren, seitdem ward jedes Residenz- und Ritterschloß auch eine Schule der Ritterehre. Die Lebhaftigkeit der Nation, die Kämpfe, denen sie gegen die Araber und Normänner Jahrhunderte lang ausgesetzt gewesen waren, der Ruhm, den ihre Vorfahren dadurch erlangt, der blühende Wohlstand, zu welchem mehrere Häuser sich aufgeschwungen hatten, ihre Vermischung mit den Normännern selbst, am meisten aber etwas Eigenes im Charakter der Nation, das sich von den Galliern an durch ihre ganze Geschichte offenbart, dieß Alles brachte jene Sprachseligkeit, jene muntere Schnellkraft, leichte Gefälligkeit und glänzende Anmuth in's Ritterwesen, die man außer der französischen bei andern Nationen spät, selten oder gar nicht findet. Als der Ruf der Kreuzzüge erscholl, waren französische Ritter die Blume der ganzen Ritterschaft Europa's; französische Geschlechter stiegen auf den Thron von Jerusalem und Constantinopel; die Gesetze des neuen Staats wurden französisch gegeben. Mit Wilhelm dem Eroberer stieg diese Sprache und ihre Cultur auch auf den britischen Thron; beide Nationen wurden Nebenbuhler der Rittertugend, bis England sich die bürgerliche Laufbahn wählte. — Als alle Nationen wie zu einem großen Carouffel in Palästina zusammentrafen, wurden die Deutschen mit den französischen Rittern verbunden, um durch die Verbindung mit diesen ihr deutsches Ungestüm abzulegen. Auch das neue Kostüm, das auf den Kreuzzügen durch Wappen und andere Unterschiede für ganz Europa entstand, ist größten Theils französischen Ursprungs.

Nächtliche Wanderungen
durch
Altenburg.

(Fortsetzung.)

Der nächtliche Wanderer wendet seine Schritte zur sogenannten Unterkirche, dem heiligen Bartholomäus geweiht; er erwähnte in seiner letzten Wanderung schon der vierschrötigen steinernen Engelgestalten, die mit handfesten Palmenzweigen bewaffnet an der Thür zum Glockenthurm Wache halten. Es hat mit diesen Engelbildern eine eigene Bewandtniß, und nicht umsonst sind ihre Glieder von so kolossalen Proportionen.

Es war eine heilige Sonntagsnacht, als ein frommer Generalsuperintendent in seinem Stüblein saß, zunächst der Kirche, und seine Sonntagspredigt eifrig studirte: da hörte der Gottesmann plötzlich ein gewaltiges Getöse; doch focht ihn das wenig an, und er blieb still bei seinem Text.

Als sich aber das Getöse wiederholte und zu gleicher Zeit die Wärterin seiner Kinder in's Gemach trat und ihm erzählte, eine weiße, eine schlohweiße Katze sitze auf dem Dache: wurde der fromme Herr etwas bedenklich, nicht sowohl der Katze wegen, als des wiederholten Getöses, das ihm aus der Kirche zu kommen schien. Indeß faßte er sich bald, sagte der Wärterin, sie solle sich nicht mit dergleichen abergläubischen Katzenprophezeihungen einlassen und erklärte ihr, sie ständen all und überall in Gottes Händen. Als die Kindsmagd sich entfernt hatte, wollte er weiter an seiner Predigt studiren, aber eine ihm unerklärliche Bangigkeit litt ihn nimmer auf seinem Sessel. Er stand auf und öffnete das Schiebfenster; Alles still, die Nachtluft wehte erquickend um seine heiße Stirn.

Der Generalsuperintendent versuchte es noch einmal mit dem Studiren, es ging nicht — da kam eine große Herzensangst über den festen Mann, er kniete nieder an seinem Pult und begann eifrig zu beten, Gott möge ihn und die Seinen vor Unheil und Verderben bewahren und möge seine Engel senden ihm zum Schutz vor aller Gefahr.

Als der alte Herr so gebetet, stand er auf und setzte sein schwarzes Sammetmützchen wieder auf, und siehe da, es war eine Zuversicht und eine Freudigkeit in seine Seele gekommen, solchermaßen, daß er nichts fürchtete.

Kaum aber saß er wieder an seinem Tisch, als ein furchtbarer Krach geschah, von einem donnernden Getöse gefolgt, also, daß die ganze Superintendentur in ihren Grundfesten bebte. Heulend stürzte die Wärterin in's Zimmer, der geistliche Herr öffnete sein Fenster, und siehe, der Glockenthurm seiner Oberpfarrkirche war verschwunden. Der Thurm der Unterkirche war in sich zusammengestürzt.

Da hub der fromme Mann seine Hände auf und

Digitized by Google

rief mit lauter Stimme: „Ich danke dir lieber Herre Gott, daß du mich, deinen Knecht, gewürdigt, eines deiner Wunder zu schauen. Ich danke dir, daß du deine lieben Engel gesendet hast, mich und die Meinen zu bewahren vor Tod und Verderben!"

Und es ist richtig, wäre der Thurm seitwärts gefallen, so hätte er den ehrwürdigen Generalsuperintendenten zusammt seinem Hause zerschmettert.

Damals glaubten die Leute noch an die Sendung der Engel, und zum Angedenken, daß die Engel den Oberhirten der Altenburgischen Kirche bewahrt hatten zusammt seinem Hause, setzte man die steinernen Engelbilder an den Fuß des neu aufgebauten Thurmes. Der Meister Steinmetz aber, der die Engel meißelte, meinte, so zarte, kleine Engelein könnten einen mächtigen Thurm nicht abgehalten haben, auf die Superintendentur zu stürzen, sondern das müßten starke, massenhafte Geister sein, die Solches vermöchten, und in dieser Meinung stellte er seine Engelgestalten auf.

Heut zu Tage würde eine Baudeputation sehr bald den natürlichen Grund gefunden haben, weßhalb der Thurm in sich zusammen und nicht auf die Seite gefallen sei, und den Schutz der Engel für sehr problematisch erklärt haben.

Es ist eine böse Zeit, das neunzehnte Jahrhundert, selbst in den kleinsten Dingen, zum Beispiel beim Regenwetter, verläßt sich jeder lieber auf seinen Mantel nebst obligatem Regenschirm, als auf den hohen Schutz der himmlischen Heerschaaren.

Die armen Engelein haben allen Credit verloren. England hat mehr Credit als der Engel Land.

Ob folgende Historie, die sich ebenfalls in der St. Bartholomäuskirche zugetragen, etwas dazu beigetragen, den engelischen Credit zu untergraben, mögen wir nicht entscheiden.

Wenn sonst ein hoher Kirchentag gefeiert wurde von der Altenburgischen Geistlichkeit, so respondirten dem Geistlichen am Altare gewöhnlich die Lobgesänge der himmlischen Heerschaaren, die von den ehrlichen Chorschülern gesungen wurden. Nun ließ man auch den jüngsten und hübschesten Chorschüler in Engelcostüm an einer Winde herab vom Chor, und dieser sang dazu in feinster Discantstimme ein Solo zu hoher Erbauung christlicher Gemeinde.

Eines Tages nun war die Wahl auf einen allerliebsten Burschen mit blonden Locken und großen blauen Augen gefallen, daß er den Engel vorstellen sollte in der Kirche.

Seine Mutter, in hohem Stolz auf die Verdienste ihres Sohnes, hatte ihn fein säuberlich gewaschen und gekämmt zu seinem Ehrentage. Man zog ihm ein weißes, feines Hemdlein über, denn seit undenklichen Zeiten kann ein Engel mit Anstand nur in Weiß erscheinen, und der derbe Junge klatschte in kindischer Freude mit den Händen, als man ihm ein paar mächtige Seraphsflügel von Taffet an die Schultern band.

Der Gottesdienst begann; vorn, ganz vorn in der Reihe der Zuschauer stand die glückliche Mutter und die Geschwister des solosingenden Engels aus der Pauritzer Vorstadt. Sie warfen stolze Blicke um sich, und neidisch blickten einige Nachbarinnen, die ihre pausbäckigen Pfänder der Gattenliebe für unbezweifelte Schönheitsideale hielten, auf die glückliche Gruppe.

(Fortsetzung folgt.)

Ritterliche Erziehung *).

Der Knabe wurde im siebenten Jahre dem väterlichen Hause, oder wenigstens der weiblichen Erziehung entnommen, um an dem Hofe eines höhern, oder niedern Adligen zu dienen als Page. Die Erziehung betraf hier hauptsächlich körperliche Uebungen unter einem in der Regel sehr strengen Zwange, wobei nicht viel Unterschied von dem eigentlichen Gesinde. Diese Erziehung des Adels verschwand erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Während des Alters vom 14. bis 17. Jahre ging der Page in den Stand des Knappen über, wobei wenigstens theilweise eine religiöse Feierlichkeit stattfand. Er wurde von seinen Eltern, welche brennende Wachskerzen in den Händen trugen, oder von den Stellvertretern derselben, an den Altar geführt. Der Priester segnete ein auf dem Altar liegendes Schwert und umgürtete damit den jungen Edelmann, welcher es von nun an tragen durfte. Von dieser Zeit an wurde er in der Behandlung der Waffen geübt und an das Tragen des Harnisch gewöhnt. Springen in voller Rüstung auf einen Renner, über diesen voltigiren, laufen, mit Axt oder Keule auf Holz- und Steinstücke schlagen, zwischen zwei nahestehenden Wänden hinaufklettern, in geflochtenem Panzer auf der Rückseite einer angelehnten Leiter mit den Händen sich von Sprosse zu Sprosse erheben, ohne Panzer mit einer Hand sich mehre Sprossen hinaufheben, Lanzen werfen u. s. w. waren die Uebungen. — Die Erwerbung der Kenntniß von Pferden und deren Behandlung durfte natürlich nicht fehlen. Man gab den jungen Knappen in die Ställe, wo er von ältern Genossen seines Standes praktisch unterrichtet wurde. Um sich an die Disciplin des wirklichen Kampfes zu gewöhnen, mußte er Wache auf Schlössern und Burgen halten, die vom Feinde nicht bedroht waren, die Runde machen u. s. w. Den Gebrauch der Schutzwaffen erlernten die Knappen in der Regel als Begleiter ihrer Herren im Kriege und auf Turnieren. Die Anlegung derselben erforderte nämlich eine nicht unbedeutende Uebung und Geschicklichkeit, Sorgfalt in allen Einzelheiten, weil die Sicherheit der Personen

---

*) Aus dem „Rittersaal" von Reibisch und Kottenkamp. Stuttgart 1842.

Digitized by Google

und der Erfolg des Einzelkampfes größeren Theils davon abhängig war. Den hierzu nothwendigen Dienst leisteten die Knappen jedoch erst im Augenblicke, wo die Nähe des Feindes eine vollständige Ausrüstung des Ritters erforderte. Auf dem Marsche ritt dieser ein Pferd von leichterem Wuchs, bei abgelegten Waffen, oder höchstens mit einem Brustharnisch bekleidet. In der Schlacht selbst waren die Knappen von den Rittern getrennt. Letztere fochten in einer weit gedehnten Reihe. Die Knappen bildeten eine zweite Linie. Ein jeglicher mußte auf die Bewegungen seines Herrn achten, ihn im Nothfall unterstützen, mit frischen Waffen versehen, durfte aber feindlichen Rittern gegenüber nur vertheidigungsweise verfahren. Wegen jener Kampfordnung hießen die Knappen Poursuivans, ein Ausdruck, welcher auch auf die Deutschen des Mittelalters durch das Wort Perseveranten überging.*) Ein letzter Dienst der Knappen während des Gefechts bestand in der Bewachung der Gefangnen. Was äußere Abzeichen betrifft, so durften die Knappen an ihren Waffen zwar Silber, aber nicht Gold tragen; das gewöhnliche Pelzwerk und die gewöhnliche Seide war ihnen erlaubt, kostbarere Stoffe so wie der Scharlach dagegen verboten. Ihre Schutzwaffen waren im Kriege und Turniere leichter und unvollkommner. In der Erziehung der jungen Edelleute wurde die Ausbildung in den geselligen Formen, wodurch ein abgeschlossener Adel sich überall von der Menge abzusondern pflegt, in derselben Weise bezweckt, wie die Aneignung kriegerischer Tüchtigkeit. Die Knappen wurden deßhalb gewöhnlich in dem Verhältnisse der Diener zu den Festlichkeiten ihrer Herrn gezogen; sie schnitten bei Tafel vor, schenkten ein, überbrachten das Waschwasser u. s. w. So erlernten sie jene geselligen Formen durch Anschauung; denn von der Theilnahme am Gespräche blieben sie, wenigstens bei Festlichkeiten, ausgeschlossen. Unter diesen Verhältnissen mußte sich an den Höfen des reichern Feudaladels eine nicht unbedeutende Menge von Knappen vorfinden. Ein zahlreiches Gefolge derselben ergab sich ohnedieß im Kriege wegen der Bewaffnung als nothwendig. Einzelne Knappen führten ihrem Herrn die Pferde nach, andere trugen Waffen, andere besorgten den persönlichen Dienst u. s. w. Den ersten Rang besaß der Leib- oder Ehrenknappe (escuyer du corps oder d'honneur); er trug das Banner seines Herrn, hielt sich in dessen nächster Umgebung, verrichtete vertraute Dienste. Die Erziehung galt im 21. Jahre für vollendet, in welchem fast überall die Mündigkeit begann. Mit diesem Alter trat sogleich die Wehrhaftigkeit ein; der junge Mann wurde zum Kampfe berechtigt, von welchem er früher ausgeschlossen blieb; er war somit im Stande, die Ritterwürde zu empfangen.

*) Im 15. Jahrhundert aber wurde diese Benennung blos vorzugsweise von den Leuten und Lehrlingen der Waffenherolde gebraucht; jedoch mußten auch diese Poursuivans Adlige sein.

Feuilleton.

[Aus Luther's Tischreden.] Kunz von der Rose, Maximiliani Diener und ein fröhlicher, kurzweiliger Mann, muß ein beherzter Kerl gewest sein; denn man saget, da er auf eine Zeit durch einen Wald verritten und sich verspatet, daß er hat im selben Walde müssen in eine einzelne Herberge ziehen, da der Wirth ein Schalk und Mörder gewest; aber er hat die Gäste freundlich empfangen. Da habe er gesehen, daß eine Jungfrau drinnen sehr geweint, und sie heimlich gefragt, warum sie doch so weinte. Habe sie gesagt, es wären eitel Mörder drinnen, darum möchte er seiner wohl wahrnehmen. Und hatte ihm bald angezeigt, wie er sich halten sollte, und gesagt, wenn der Wirth würde die Lichter lassen anzünden und ein Glöcklein läuten, so würden die Bauren hineinkommen als Gäste. Wenn nun der Tisch gedeckt und zugericht wäre, würde der Wirth aus der Stube gehen und sprechen: „Putz dich, Licht." Alsdann würde der Bauren einer das Licht auslöschen; so sticht man Euch todt. Er bat, die Jungfrau wollte ihm ein Licht in einer Latern geben, welches er heimlich verdeckt unter die Bank setzte, behielt seinen Harnisch an und seine Wehre bei sich, desgleichen seine Diener auch, denen er befahl, sie wollten des Spiels wohl wahrnehmen und sich redlich wehren. Da er nun über dem Tische saß und wartete, von Stund an kam derselben Bauern einer, thät, als wollte er das Licht schnuppen und löschte es aus und wollte ihn erstechen. Aber er hatte seinen Harnisch noch an, hieß die Latern mit dem brennenden Lichte hervorziehen und trieb mit seinen Knechten die Bauren allzumal in die Flucht und erstach sie; den Wirth aber nahm er darnach gefangen.

[Finkenliebe.] Von der Finkenliebe der Ruhlaer in Thüringen erzählt man manche hübsche Anekdote. Hier eine! Einer hatte einen Finken, der prächtig schlug. Da kam sein Nachbar von einer Reise aus Ostpreußen zurück, hörte diesen Finken und sagte: „Dein Fink schlägt gut; aber hinter Königsberg steht einer, der schlägt noch zehn Mal besser." Jener läßt sich genau den Wald beschreiben, nimmt Geld auf seine Habe auf und reist nach Königsberg und weiter jenem Walde zu. Er hört den Finken, und es gelingt ihm, den Vogel zu fangen. Ganz glücklich, aber fast bettelarm, erreicht er die Heimath. Den Finken verkauft er um keinen Preis, und als ihm die Gerichten wegen Insolvenz Alles nahmen, auch den geliebten Finken, so stirbt er mit gebrochenem Herzen. (Bechstein's Thüringen.)

Der durch Schriften über die Baukunst bekannte Guibert war fünf Tage in Ferney, ohne Voltaire ein einziges Mal sehen und sprechen zu können, obgleich dieser ihn bewirthete. Bei der Abreise ließ Guibert die Verse zurück:

Je comptais en ces lieux voir le Dieu du genie,
L'entendre, lui parler et m'instruire en tout point;
Mais c'est comme Jesus en son eucharistie:
On le mange, on le boit et on ne le voit point.

G†.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 51. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Römisches.

b. Agrippinens Tod.

Tacit. Ann. XIV. 8.

Eitler Sclave, feiger Prahler im erlog'nen Tugendschein,
Folgst du so Annäus Lehre, willst der Mutter Mörder sein,
Die mit List und Gift gestritten für den heißgeliebten Sohn,
Die mit ihres Leibes Reizen dir erkauft den Römerthron?
Möchtest auf den Zufall wälzen gern des Muttermordes Schmach,
Doch der Zufall selber weigert's, dein betrüglich Schiff zerbrach.
Fasse Muth, entmannte Seele, und vertritt den blut'gen Mord,
Denn die Eumeniden folgen rächend doch von Ort zu Ort! —
Und vor seines Kaisers Mutter tritt ein wilder Centurion:
„Agrippina, du sollst sterben, so gebeut's dein großer Sohn!“
Still von ihrem goldnen Sessel sich das hohe Weib erhebt,
Sie entblößt den weißen Busen und der stolze Körper bebt.
„Diese Brust, dem Volk zur Sühne, sie durchbohre mit dem Schwert,
„Denn sie hat, dem Volk zur Geißel, den entmenschten Sohn ernährt!“
Blitzend fährt das Schwert hernieder, zischend spritzt des Blutes Strahl,
Agrippina sinkt zu Boden, Stille schauert durch den Saal.

George Hesekiel.

Die Entdeckung des Staatsgeheimnisses der eisernen Maske.

Die Geschichte der eisernen Maske hat unsere Väter und Großväter, ein halb aufgelöstes Räthsel, über ein Jahrhundert lang gereizt und beschäftigt; nun ist zwar seit längerer Zeit bereits das Räthsel gelöst und alle Welt weiß, daß der Mann mit der eisernen Maske kein Anderer war, als ein Sohn Ludwigs XIII., Königs von Frankreich und Navarra, und der Königin Anna von Oestreich, gebornen Infantin von Spanien und beiden Indien; wie es aber zuging, daß man einen Königssohn in so harter, grausamer Gefangenschaft hielt; wie man einen Bruder des großen Monarchen Ludwigs XIV., wie man den zwingen konnte, sein ganzes Leben lang selbst im Gefängniß das Antlitz zu verbergen, dieß läßt sich nur aus den damaligen Zuständen Frankreichs erklären. Wir wollen hier nichts weiter, als dem Publikum mittheilen, auf welche Weise das Staatsgeheimniß des Mannes mit der eisernen Maske bekannt wurde.

Im Jahr 1719, also im Anfang der Zeit, wo Philipp II., Herzog von Orleans und erster Prinz von Geblüt, die Regentschaft Frankreichs für den noch minorennen König Ludwig XV. führte, lebte am Versailler Hof ein junger Edelmann. Dieser Edelmann führte einen Namen, bei dessen Klange sonst halb Europa zitterte; jetzt hoben sich nur die Busen der Hofdamen und Prinzessinnen höher, wenn man ihn nannte; es war Armand du Plessis, Herzog von Richelieu, nachmals Marschall von Frankreich, Minister und Freund Ludwigs XV. Sein Geist war des Geistes seines Großoheims nicht unwürdig, die Zeit hatte ihn anders gestellt, der berühmte Cardinal-Herzog unterjochte die Seigneurs und herrschte durch Schrecken. Sein Großneffe aber besiegte Frauenherzen und herrschte durch Geist, Schönheit und Kraft. Es galt in den höhern Damenkreisen Frankreichs für eine Ehre, vom Herzog von Richelieu verführt, oder geliebt zu werden.

Der junge Herzog wurde einst neugierig, das Staatsgeheimniß der eisernen Maske zu ergründen.

Digitized by Google

Er bat den Regenten um Erklärung, wurde aber mit seiner Bitte abschläglich beschieden. Der Großneffe des Cardinals fand bald einen andern Weg zu dem Geheimniß. War Philipp von Orleans nicht Sklave der Weiber und seufzten diese nicht alle zu Richelieus Füßen? Unter diesen Frauen war eine Tochter des Regenten, jene Tochter, „die von ihrem Vater geliebt wurde," wie Richelieu in seinen Memoiren sehr zurückhaltend sagt; kurz, zu den Frauen, die nach Richelieu seufzten, gehörte auch die Herzogin von Berry, von der die Geschichte weiß, daß sie, obgleich verheirathet, außer vielen Andern, auch ihren Vater, den Regenten, mit ihrer Liebe beglückte. Der Herzog von Richelieu wollte um jeden Preis in Besitz des Staatsgeheimnisses kommen. Er machte die Entdeckung desselben der sinnlichen Herzogin von Berry zur Bedingung seiner Gunst. Diese verlangte die Erklärung dieses Geheimnisses von ihrem Vater, den Regenten. Philipp von Orleans weigert sich; die schmollende Tochter, die zugleich Geliebte ist, schlägt dem Liebhaber, der beiläufig auch ihr Vater ist, alle jene süßen Vertraulichkeiten ab, mit denen sie ihn sonst zu beglücken pflegte. Philipp von Orleans war ein Held, fünf Tage wehrte er sich, aber am sechsten gab er den Widerstand auf, und der Herzog von Richelieu erhielt von der Berry ein chiffrirtes Billet mit einer aus dem geheimen Staatsarchiv gezogenen Relation; daß sowohl der Regent als auch die Berry glücklich wurden, bedarf keiner Erwähnung. Die Relation aber, deren Echtheit nachher durch alle Umstände sowohl, als die diplomatische Kritik festgestellt wurde, ist überschrieben: „Erzählung der Geburt und der Erziehung des unglücklichen Prinzen, der Gesellschaft entzogen durch die Cardinäle Richelieu und Mazarin und lebenslang eingeschlossen auf Befehl Ludwigs XIV., mitgetheilt durch den Gouverneur dieses Prinzen auf seinem Sterbebett." Diese Relation, aus der wir jedoch nur das Wesentliche mittheilen, beginnt mit

einer historischen Scene im Louvre.

Es war am 5. September 1638. Der König war beim Souper. Aengstlich saß der beständig gelangweilte Monarch an der Tafel und blickte mit der ihm eigenthümlichen Verlegenheit, die ihn heut in besonders hohem Grade zu beherrschen schien, in die pflichtschuldigst heitern Gesichter der ihn umgebenden Hofleute; draußen aber tobte das gute Pariser Volk um die Thore des Louvre und sein ebenfalls pflichtgemäßes: „Es lebe der König und die Königin!" schlug zuweilen, wie ferne Meeresbrandung grollend, zum Ohr des eigensinnigen, kleinlichen Monarchen, des dreizehnten Ludwig in der Reihe der Könige Frankreichs. Welcher Festtag hat das Lächeln der Hofleute, das Vivatrufen des Volkes befohlen? Heute Mittag hat Anna von Oestreich einen Dauphin geboren.

Was fehlt dem allerchristlichsten Könige, dem kleinen Sohn des großen Heinrich? Was hat ihm seine Vaterfreude verkümmert, oder ist sein Herz dieser Empfindung gar nicht fähig?

Treten wir in die Gemächer der Königin.

Todtenblaß liegt die hohe Frau in ihrem Bett, zu den Kopfenden des Lagers steht ein Mann mit scharfen, erdfarbenen Zügen und geisterhaft blitzenden Augen, ein rothseidener Talar umwallt die krankhaft abgezehrte Gestalt, es ist der berühmte Cardinal und Herzog von Richelieu; neben ihm stehen zwei andere Geistliche, der Großalmosenier des Königs und der Beichtvater der Königin. Der König und Herr von Saint-Mars betrachten aufmerksam einen neugebornen Knaben, der ihnen von der Dame Peronette, Hebamme der Königin, präsentirt wird.

Eine peinliche Stille ruht drückend auf der Versammlung.

(Schluß folgt.)

Nächtliche Wanderungen
durch
Altenburg.

(Fortsetzung.)

Der Geistliche trat vor den Altar, die Responsorien begannen, die himmlischen Heerschaaren oben auf dem Chor hielten, unbeschadet einiger Fehler, die durch mehrere Rippenstöße des Herren Cantors sogleich verbessert wurden, ziemlich Tact.

Der große Augenblick nahte, in banger Erwartung klopfte das Mutterherz — endlich erschien der weiße Engel, er begann sein Solo, und seine reine, liebliche Discantstimme drang wie ein Engelgruß an Aller Herzen.

Stolz leuchtete das Auge der Mutter, sie wagte kaum zu athmen. Plötzlich schwebte der Engel etwas schneller, als bisher, nieder und statt Engelstönen vernahm man nur das angstvoll weinerliche „Herr Je — ich fall'!" eines altenburgischen Knaben. „Mein Kind!" schrie die geängstigte Mutter. Die ganze Feierlichkeit war gestört; Einige lachten, trotz der Heiligkeit des Orts, Andere liefen nach dem Knaben, der indessen wohlbehalten zur Erde gekommen war.

Boshafte Freude sprach in den Mienen der oben erwähnten Nachbarinnen; ihre Jungens, meinten sie, würden's besser machen nächstes Mal.

Aber sie irrten sich sämmtlich, ihre Jungen machten es, trotz des mütterlichen Vorurtheils, auch nicht besser, freilich auch nicht schlechter, denn zum letzten Male waren Engel niedergeschwebt zur frommen Gemeinde Altenburgs; seit diesem Unglücksfall bleiben die lieben Engelein hübsch oben auf dem Chor unter der, Kopfnüsse und Ohrfeigen freigebig vertheilenden Hand des Cantors.

Wer von meinen Lesern geneigt gewesen, vorstehende Erzählung etwas heiter zu finden, wird sich

Digitized by Google

freuen, daß demnach noch immer manches Erfreuliche in der zerstreuten Kirche evangelischen Bekenntnisses stattfindet, aus der man seit so langer Zeit nichts als „Noth, Wehe und Hülferufe" vernommen hat.

Dem nächtlichen Wanderer dröhnt auch ein dumpfer Hülfeschrei aus der altenburgischen Bartholomäuskirche entgegen. —

Tiefe Nacht — Gasse bei Gasse liegt Altenburg im Schlafe, ein kühler Wind spielt mit den Wetterfahnen auf den Thürmen und zwingt sie zu der öffentlichen Erklärung: er sei von ehelicher, westlicher Herkunft und keineswegs ein zwieschlächtiger Bastard von Nord und West, wie gestern Abend auf dem Keller der Meister Josias Lendenlahm gegen den Meister Ehrenfried Hinkegeist fälschlich behauptet hatte.

In der Taufkapelle, durch die man, von der Oberpfarrwohnung aus, in die Kirche tritt, sitzt ein Mensch und schlummert ganz friedlich.

Schlafen in der Kirche bei Nachtzeit?

Am Sonntage, Vormittags und Nachmittags, mag das häufig genug vorkommen, wenn der Prediger auf der Kanzel steht und erst der Orgel donnernde Klänge den Schläfer wecken müssen zum Heimweg, aber zu Nacht — es ist schauerlich — die hohen Pfeiler, die vielen dunkeln Ecken, der dröhnende Schall jeder Bewegung, der Fußboden, der ein Leichenfeld, Grab an Grab, bedeckt. Die Geister der Abgeschiedenen! Wenn es doch wahr wäre, wenn sie doch umgingen auf ihren Gräbern, die Unmöglichkeit hat ja noch Niemand bewiesen?

Eine tiefe, schauerliche Stille im Gotteshause, durch die schweren Athemzüge des Schläfers nur erhöht.

Horch! Geklirr — es stürzt eine Fensterscheibe zerschmettert auf die Steinplatten des Fußbodens und wie ein Weheruf schallt das Getöse auf die Gewölbe der Kirche.

Der Schläfer erwacht und schaudernd sieht er sich allein zur Nacht in der Kirche, seine Glieder versagen ihm den Dienst und bebend sinkt der junge Mensch in die Knie.

Es ist der sogenannte Kreuzträger, der Titel des ältesten Kirchenknaben, und, Gott weiß, manches Kreuz mußte dieser Jüngling schon getragen haben in seinem kurzen Leben. Diese dürre, lange, schwindsüchtige Gestalt, dieses dürftige Haar, dieser scheue Blick, diese ärmliche Kleidung, es ist in der That und Wahrheit ein Kreuzträger, den wir vor uns haben.

Auch für diese Nacht war ihm ein schweres Kreuz aufgelegt zu tragen.

Am Morgen dieses Tages war er früh aufgestanden, hatte nichts gefrühstückt und war in die Schule gegangen; dann hatte er für seine Mutter Holz gehackt und dafür ein paar sehr saure Gesichter und eine gar nicht geschmalzene Mittagssuppe in Empfang genommen, am Nachmittag aufs Neue die Schule besucht und dann mit seinen Collegen die Kirche gereinigt; Ermattung hatte ihn auf die Bank in der Taufkapelle geführt, er war entschlummert und des Kreuzträgers Collegen hatten, in der Meinung, ihr Chef sei schon nach Hause, die Kirche geschlossen.

Wir sehen, daß erst das Klirren des zerbrochenen Fensters den Schläfer weckte.

Zitternd vor Angst, ganz kraftlos vor Hunger und bebend vor Frost mit blauen Lippen lag der Kreuzträger auf seinen Knieen, die Kälte der Steinplatten des Fußbodens mußte auch den letzten Rest der natürlichen Wärme aus dem Körper des Unglücklichen jagen.

Ein dumpfes Krachen am Altar entriß der Brust des armen Jünglings einen, gräßlich durch die Gewölbe dröhnenden, Angstschrei.

Was geschah am Altar der Oberpfarrkirche Altenburgs?

Gleich hinter dem klirrenden Fenster her war ein Mann in die Kirche gesprungen, groß, kräftig, mit rothem Haar und rothem Bart, der sich durch eine eigene Philosophie vor allen seinen Mitbürgern auszeichnete, was um so mehr zu bewundern war, da er weder Sommer= noch Winterlogik bei Bachmann in Jena gehört hatte.

Namentlich hatte dieser Mann, dessen Namen der nächtliche Wanderer sehr discret verschweigt, weil er ihn nicht weiß, ganz besondere Begriffe vom Eigenthumsrecht. Begriffe, die allerdings schon vor ihm festgestellt gewesen sein mochten, die aber selten einer mit solcher Prägnanz in ein System gebracht hatte. Noch heute stehen die Lehren dieses Mannes über das Eigenthumsrecht bei einer gewissen Klasse von Menschen in hoher Achtung. Wir beschränken uns hier darauf, den Hauptgrundsatz des Systems niederzuschreiben, ohne Folgerungen daraus zu ziehen.

„Was ich nehmen kann, gehört mir!"

Es war schade, daß diese Lehre nicht allgemein galt damals, sondern von Vielen, namentlich von einem höchst einseitigen Institut, Polizei genannt, gewaltig bekämpft wurde. Dieses Institut trieb seine inhumane Intoleranz so weit, daß es sich nicht entblödete, die Anhänger dieses wissenschaftlichen Systems mit Gensd'armen und Steckbriefen zu verfolgen, sobald sich diese erlaubten, ihre Lehre practisch in Ausübung zu bringen.

Dieser Haß der Polizei gegen sein System zwang den oben erwähnten Philosophen, sich mit der practischen Ausführung seiner Lehre nur in tiefster Verborgenheit, namentlich bei Nacht, zu beschäftigen.

Eben nahm er, aus einem von ihm aufgesprengten Kasten am Altar in der Kirche, einen silbernen Kelch, der ihm seiner Lehre nach gehörte, denn er hatte ja die Macht ihn zu nehmen, als ihn der Angstschrei des Kreuzträgers störte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Israeliten in ihrem Verhältnisse zu den Christen in der Zeit des Mittelalters in Deutschland.

Die Volksmasse und die christliche Priesterschaft trug den Haß gegen das umhergeworfene Volk in sich, und schauervolle Beispiele vom wilden Ausbruche des Hasses auf Seiten der großen Masse sind vorgekommen, während die geistlichen und weltlichen Herren theils ihrem eignen Widerwillen Luft machten, theils nach dem Sinne der großen Menge handelten, indem sie den Israeliten Beschränkungen auflegten und sie in rechtslose Zustände versetzten, welche mehr, oder weniger bis diesen Tag fortdauern. An Versuchen zu Bekehrungen der Juden fehlte es damals auch nicht, doch wurde dieß Geschäft anders angefangen, als jetzt, indem man sich nicht mit den erwachsenen Juden einließ, nicht den Weg der Belehrung wählte, sondern mit Gewalt den Juden ihre Kinder wegnahm und sie taufte. Wenn die Juden dagegen beschuldigt wurden in allen Zeiten, Christenkinder gestohlen zu haben, so hatte diese Beschuldigung entweder darin ihren Grund, daß die Christen das, was sie selbst an den Kindern Jener gethan hatten, ihnen zumutheten, oder es kamen wirklich in früherer Zeit Fälle von einem durch Juden verübten Raub der Christenkinder vor, nämlich zur Wiedervergeltung dafür, daß man ihnen die eigenen Kinder entrissen hatte, um sie in den Schoos der Kirche zu bringen. Der Fanatismus, welcher sich der Christen bei dem Beginn der Kreuzzüge gegen alles Nichtchristliche bemächtigte, wurde auch von den Juden schmerzlich empfunden. Als sich 1096 die Wallfahrer am Rheine in Bewegung setzten, plünderte und mordete man die Juden in den Rheingegenden. Freilich, wo die Angefochtenen stark genug waren, hielten sie auch festen Widerstand. Am heftigsten und allgemeinsten war die Judenverfolgung 1348 — 50, als der schwarze Tod, eine Pest, wüthete; denn es hatte sich der Wahn verbreitet, die Juden seien davon die Urheber, indem sie die Brunnen vergiftet hätten, um die ganze Christenheit auszurotten. Die Obrigkeiten konnten die Wuth des Pöbels nicht mehr zügeln, und in der Schweiz, in den Städten am Rheine hinab, wo die Hauptsitze der Juden waren, und in vielen andern deutschen Städten, begann das Morden mit solcher Erbitterung, daß viele der geängstigten Juden sich und die Ihrigen lieber in ihren eigenen Häusern verbrannten, als daß sie in schonungslose Christenhände fallen mochten. Wo es am gelindesten zuging, wurden sie doch wenigstens beraubt und vertrieben. Die Fürsten, besonders aber der Papst und die Bischöfe, nahmen sich endlich der Verfolgten an, wie dieß auch von ihnen zu anderer Zeit zuweilen geschah, wenngleich weniger aus Mitgefühl, als aus eigennützigen Absichten; denn die Regierenden, namentlich die Bischöfe, schätzten und brandschatzten die Juden, wie es eben ihr Vortheil erforderte. Durch Gewandtheit in Geschäften, durch gewisse gelehrte Kenntnisse, namentlich auch medicinische, durch Bekanntschaft mit dem Orient, weßhalb man ihrer sich bei Gesandtschaften dahin bediente, durch Handel und Geld waren sie den Christen unentbehrlich, und so sehr Priester und Kirchenversammlungen gegen Verkehr mit Juden geeifert hatten, so waren doch hochgestellte Priester die Ersten, die sich mit ihnen einließen, als das zunehmende Wohlleben Geld nothwendiger machte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

[Erinnerung an eine freimüthige Stimme aus Schlesien.] Nicht wegen der jetzt in Schlesien verübten Gewaltthätigkeiten der Weber machen wir diese Erinnerung, sondern weil unsere Zeit über jener, aus der wir referiren, steht, und weil Fürsten und Minister jetzt empfänglich für die Wahrheit und darum nicht zornig über sie sind, ja sogar sehr nachsichtig, wenn sie auch nicht so leidenschaftslos gesagt wird, wie ihnen gegenüber es sich geziemte. Im October 1796 fand in Breslau ein Aufstand Statt. Ohne das Revoltiren in Frankreich wäre vielleicht dieser, wie manche Unruhen jener Zeit anderwärts, nicht entstanden. Graf von Hoym war seit jener Zeit dirigirender Minister in Schlesien. An ihn schrieb der Kriegsrath Zerboni aus Peterkau einen Brief, worin folgende Stellen vorkamen: „Unsere Staatsverfassung ist gut, unsere Gesetze sind weise, wo kann also der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letztern? Was hiervon auf die große Schuldrechnung Ew. Excellenz kommt, hat Ihnen Ihr Gewissen in der Nacht vom 6—7 dieses Monats (October, Zeit der Breslauer Unruhen) gesagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Entschlüsse, die Sie da faßten, das Schicksal aller Ihrer bisherigen Entschlüsse haben; Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich und Ihr Andenken wird verhaßt sein! Sie wollen das Gute; aber Sie haben nicht die Kraft, es zu vollbringen. Sie beugen Ihre Kniee vor der Convenienz und huldigen der Laune des Moments. Der Mann von Kenntnissen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne gesellige Feinheit hat für Sie keinen Werth. Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man sonst ertrug, zu einer Zeit, wo man jedem grauen Wahne dreist in die Augen leuchtet, durch die kleinlich strengen Grenzlinien unausstehlich und sich dem gebildeten Bürgerstande unerträglich gemacht. Sie sind von Ihren geistlosen Schreibern nur die Ausdrücke der Livrée gewohnt, aber sie bedürfen nackter Wahrheit." Zerboni kam als Staats- und Majestätsverbrecher auf Festung und wurde erst nach drei Jahren, nachdem man endlich ihn zur Vertheidigung gelassen hatte, frei gesprochen. Zuletzt war er Ober-Präsident in Posen.

Warum die großen heroischen Menschen nach der Sage des Alterthums in die Unterwelt stiegen — gerade unter der Erde ihre Veredlung suchten? — Nichts wird in die Luft gesäet! Saamen und Thierarten legen in der Erde die Schale ab, ehe sie ihre neue Gestalt und Existenz erhalten. Gehen doch auch die Menschen leiblich in die Erde.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 52. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Römisches.

c. Nero und Rom.

Tacit. Ann. XIV. 12. 13.

Wunderzeichen mahnen zürnend an den blut'gen Muttermord,
Aber Freudentaumel woget durch die Stadt am Tiberbord;
„Dankgebete in den Tempeln," so beschließet Roms Senat,
„Und ein jährlich Fest zu feiern an dem Tag der Gräuelthat."
Sind das noch die hohen Helden, die der Erdkreis staunend sah?
Selbst der einz'ge Römer sitzet schweigend Pätus Thrasea
Und das stolze Herz will brechen vor der Sclaven feiger Schmach.
Zürnend weicht er, doch nicht Einer, nur Verderben folgt ihm nach.
Der gekrönte Bube aber zieht zur Siebenhügelstadt
Und die Tribus ihm entgegen, festlich prangend der Senat,
Schöne Frauen, holde Kinder, all' nach Alter und Geschlecht.
Freut euch ihr bezwung'nen Welten, Rom hat selber euch gerächt —
Triumphator ist der Bube, schmachvoll hat er Rom besiegt,
Das zu seinen Füßen jubelnd in der tiefsten Knechtschaft liegt.
Götteropfer, Freudenfeste, wie es der Senat gebeut,
Und in Lüsten schier zerfließet Roma's Kaiser ungescheut.

George Hesekiel.

Die Entdeckung des Staatsgeheimnisses der eisernen Maske.

(Schluß.)

„Befehlen Ew. Majestät," beginnt endlich mit tiefer Verneigung und trockener Stimme Seine Eminenz von Richelieu, „Befehlen Ew. Majestät, ein Protokoll aufzunehmen über die Geburt des Prinzen?"

Der König zuckte bei diesen Worten zusammen und entgegnete mit verlegener und unsicherer Stimme:

„Nehmt den hier Anwesenden den Eid ab, nie von der Geburt dieses Prinzen ein Wort zu sprechen, nie sein Dasein zu verrathen, auch selbst unter einander sich nie von ihm zu unterhalten. Bei Todesstrafe, car tel est notre plaisir!"

Sichtlich war dem Könige seine Rede schwer geworden, der Schweiß stand ihm auf der Stirn und mit einer Art von Zärtlichkeit, die indeß nur ein Produkt seiner Angst war, trat er an das Lager der Königin und streichelte die Hände der Leidenden. Alle Anwesenden, auch die Hebamme und der Wundarzt, leisteten den verlangten Eid in die Hand des Cardinals. Einwendung machte nur der Großalmosenier, der es für unrecht erklärte, die Geburt des Prinzen zu verheimlichen. Der Cardinal fragte, ohne ihn ganz ausreden zu lassen, ruhig:

„Werden Sie den Eid leisten, Monseigneur, den der König, Ihr Herr, von Ihnen verlangt?"

Ludwig XIII. selbst aber drehte sich nach dem Zögernden um und rief halb zornig, halb ängstlich:

„Halten Sie uns nicht auf bei dieser peinlichen Scene, Sie lieben Frankreich, Sie sehen ein, daß zwei Dauphins den Bürgerkrieg zu hellen Flammen anfachen würden. Das salische Gesetz entscheidet nichts über zwei Dauphins, die als Zwillinge geboren werden. Sie sehen also ein, daß einer der Prinzen, die mir heute geboren wurden, verschwinden muß, daß er nur dann hervortreten darf, sollte der heute Mittag geborne Dauphin sterben, denn es ist nicht gewiß, welcher von zwei Zwillingen der Aeltere ist. Allons Monseigneur, leisten Sie den Eid, den Ihr König, den Ihr Vaterland von Ihnen verlangt."

Der Priester leistete den Eid, der Cardinal lächelte fein zu der raschen, etwas hastigen Deduction des Königs, die dieser hersagte, wie ein Schulknabe die auswendig gelernte Lection. Der berühmte Staatsmann setzte sich dann an einen Tisch und nahm eigen-

Digitized by Google

händig einen sehr genauen procès-verbal über die Geburt des Prinzen auf.

Ohne Rührung übergab das Königspaar sein Kind der Dame Peronette und dem Herrn von Saint-Mars.

So weit die historische Scene im Louvre. Die Relation erzählt nun, daß Herr von Saint-Mars den Prinzen bis 1657 auf seinem Landgute bei Dijon erzogen habe. In diesem Jahre machte der Prinz die Entdeckung seiner Geburt, und Mazarin, der damals an der Spitze der Geschäfte stand, ernannte, um übeln Folgen vorzubeugen, Herrn von Saint-Mars zum Commandanten von Pignerol. 1674 wurde derselbe Herr von Saint-Mars Commandant der Insel Sainte-Marguerite. Er brachte dorthin einen jungen Mann mit, dessen Gesicht mit einer eisernen Maske bedeckt war, von so künstlicher Arbeit, daß er mit derselben essen konnte. Niemals saß der Gouverneur in der Gegenwart dieses Gefangenen, niemals bedeckte er sein Haupt und beständig bediente er sich der Anrede: „mon prince!" Der Gefangene war kein Anderer, als der Bruder Ludwigs XIV. Ob der unglückliche Fürst Befreiungsversuche gemacht, weiß man nicht. Einmal schrieb er seinen Namen auf den Boden eines silbernen Tellers und warf diesen zum Fenster hinaus. Ein Schiffer hatte den Teller gefunden, er brachte ihn dem Gouverneur, und obgleich der Unglückliche behauptete, nicht lesen zu können, so starb er dennoch im Gefängniß. 1698 wurde Herr von Saint-Mars zum Gouverneur der Bastille ernannt. Der Gefangene mit der eisernen Maske begleitete ihn auch dorthin. Er wurde unter dem Namen Marchialy in die Register der Bastille eingetragen. Von seinem Leben in diesem Schloß weiß man nur, daß er Spitzen und feine Leinewand außerordentlich liebte, viel Guitarre spielte, daß sein Tisch vorzüglich besetzt war und daß die Schweizer Befehl hatten, mit geladenem Gewehr den Gefangenen in die Messe zu geleiten und beim geringsten Versuch zu sprechen, auf ihn zu schießen. Er starb am 19. November 1703 und wurde auf dem Kirchhof Saint-Paul begraben. Nach seinem Tode wurden alle Gegenstände vernichtet, mit denen er in Berührung gekommen war. Das sind die Nachrichten, die man der Galanterie des Herzogs von Richelieu verdankt. Man vergleiche den dritten Band seiner Memoiren, wo noch mehrere Einzelnheiten über den unglücklichen Prinzen zu finden sind.

George Hesekiel.

Nächtliche Wanderungen
durch
Altenburg.

(Fortsetzung.)

Der starke Mann, der helldenkende Philosoph erbebte bei diesen Tönen, sehr bald aber errang er Muth und Geistesgegenwart wieder und, die kleine Blendlaterne, die Studierlampe der Philosophen seiner Art, in der Hand, schritt er der ehemaligen Taufkapelle, aus der der Schrei gekommen, mit leisen, festen Schritten zu.

Hier fand er den armen Kreuzträger am Boden liegend, der in wimmernden Tönen flehentlich um Erbarmen bat.

Dies ganze Ereigniß war dem Philosophen höchst unangenehm, denn er kannte den Kreuzträger und dieser ihn; um sich selbst und sein System zu retten, mußte er für dieses Mal sein Eigenthum im Stich lassen.

Der Philosoph war ein Mann von schnellen Entschlüssen und, ohne erst den Armen noch mit langen Fragen zu belästigen, zog er rasch einen neuen hanfenen Strick aus der Tasche, machte mit geübter Hand eine Schlinge und warf sie dem Kreuzträger um den langen, hagern, blaugefrorenen Hals.

„Erbarmen!"

Der Philosoph war vielleicht taub, die Schlinge wurde zugezogen, ein dumpfer Schrei, ein convulsivisches Zucken, und der Sohn der Wittwe war todt.

Ruhig trug der Mörder jetzt die Bank aus der Taufkapelle, auf welcher der arme Junge geschlafen, hinaus ins Schiff der Kirche und stellte sie unter das Bild eines alten Generalsuperintendenten am letzten Pfeiler der Kirche; dann faßte er den Strick am andern Ende und band ihn an dem Nagel des Bildes fest.

Vorsichtig maß er nun ab, bis die Füße des Kreuzträgers genau auf die Bank reichten, dann legte er diese an die Ecke und ging, nachdem er mit selbstgefälligem Blick sein Werk noch einmal betrachtet hatte, ruhig dem Altar zu.

Es sah gerade so aus, als habe sich der Sohn der Wittwe selbst gehängt und die Bank mit den Füßen umgestoßen.

Seltsam ernst blickte das Gesicht des alten Kirchenhirten aus seiner steifen Halskrause heraus über die schrecklich verzerrten Züge des Ermordeten.

Der Mörder schloß den Kasten am Altar, nachdem er Alles wieder hineingelegt, und eilte dann, durch das Fenster springend, seiner Wohnung zu; wo er bis an den hellen Morgen schlief.

Keiner wunderte sich am andern Morgen mehr, als dieser Philosoph, da man in der Stadt erzählte, der Kreuzträger habe sich in der Kirche gehängt. —

Aber welch Geschrei am andern Tage in der Stadt Altenburg! Es fehlte nicht viel, so wären die Läden geschlossen worden, denn damals war die Kirche noch die Hauptsache bei den Bürgern, der Lebensnerv war noch ein kirchlicher, die Vornehmen betrachteten die Unkirchlichkeit noch als ihre Prärogative.

Der Schinder schleifte den Sohn der Wittwe nach dem Rabenstein und verscharrte dort den armen Kreuzträger.

Ihm war wohl — aber die arme Wittwe?

Digitized by Google

Feierlich wurde die Kirche gesühnt von der Befleckung, feierlichst wieder eingeweiht zur Erbauung aller frommen Christen, obgleich Alle den Kopf schüttelten und Keiner begreifen konnte, was den Sohn der Wittwe zum Selbstmord getrieben haben könnte.

Aber die Geschichte war noch nicht zu Ende. Es kam eine Zeit, da trat der „Mann mit Stundenglas und Hippe" zu dem Philisophen und sprach „Mensch bestelle dein Haus, denn du mußt sterben!"

Bei diesem kathegorischen Imperativ verließ den Philosophen seine ganze Logik und zitternd schickte er nach dem Herrn Archidiakonus und begann zu beichten. Nachdem er den Mord des Kreuzträgers gestanden, verließ seine Seele diese Erde und ließ den geistlichen Herrn in der größten Verlegenheit allein.

Was sollte der Herr Archidiakonus nun thun?

Er besprach sich mit dem Herrn Generalsuperintendenten, und die beiden Geistlichen kamen überein, von der Geschichte zu schweigen, um ein großes Scandal in der Stadt zu vermeiden. Indeß schien es doch dem Oberhirten der altenburgischen Landeskirche ungerecht, daß die Gebeine, des, nunmehr als unschuldig erkannten, Kreuzträgers fort und fort unter dem Galgen ruhen sollten, er benahm sich mit der weltlichen Behörde, der Kreuzträger wurde ausgescharrt und insgeheim ehrlich auf dem Gottesacker begraben.

Auch der Philosoph ward auf dem Stadtgottesacker beerdigt, und seine Frau ließ ihm einen schönen Leichenstein mit goldener Schrift und dicken Engeln mit umgekehrten Fackeln setzen.

Mochte nun diese Sache, doch nicht so geheim betrieben worden sein, als die beiden Geistlichen aus guter Absicht gewünscht hatten, oder hatte der Philosoph seine Beichte so laut gesprochen, daß man etwas daraus im Nebenzimmer verstanden hatte — kurz es liefen mancherlei Reden drüber um im Publico.

Aber eines Morgens fand man den neuen Leichenstein des Philosophen mit folgenden erbaulichen Reimverselein's geziert:

„Hier ruht mein Gebein,
Der Schinder glaubt', es wäre fein,
Bringt mich nach dem Rabenstein
Dort muß ich begraben sein!"

Diese schönen Verse wurden gelöscht, am andern Morgen aber standen sie wieder da, und so wechselte Wochenlang das Löschen mit dem Wiederschreiben, bis durch das viele Abkratzen, die dicken Engel ihre Nasen eingebüßt hatten, und die Auslöscher ihr langweiliges Geschäft satt bekamen; die Verse standen nun ungestört, bis sie der Regen verwischte, zusammt der goldenen Schrift.

Wer der Dichter und der unermüdliche Schreiber jener Verse gewesen ist, ist niemals ganz bekannt geworden, der nächtliche Wanderer aber hat eine leise Vermuthung, die er indeß nicht als Gewißheit, sondern eben nur als solche giebt. Er glaubt, daß die Kirchenknaben, aus Rache, die Dichter und Schreiber waren, denn hatte nicht der Philosoph ihren ganzen Stand beleidigt, indem er sich an einem ihrer Collegen vergriff?

Die jungen Gräberschänder waren also Verbrecher aus verletzter Standesehre!

(Fortsetzung folgt.)

Die Israeliten in ihrem Verhältnisse zu den Christen in der Zeit des Mittelalters in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Die Kirchengesetze erlaubten den Christen nicht, Geld auf Zinsen auszuleihen; also blieben nur die Juden zu solchen Geschäften übrig. Die Juden waren in der Regel die Finanzpächter der Fürsten und Bischöfe. Wo sie Aufenthalt hatten, bezahlten sie an den Oberherrn reichliche Geldabgaben, und so nahmen die Oberherren sie auf und schützten sie, freilich nur, so viel sie vermochten und wagten bei dem Hasse des Christenvolkes. Die meisten Juden lebten in Städten, wo Bischöfe residirten, weil diese gewöhnlich Handelsstädte waren und zufolge päpstlicher und kaiserlicher Gesetze den Juden vorzugsweise die bischöflichen Hauptstädte zum Wohnsitze angewiesen waren, damit die Kirche auf ihre Bekehrung desto leichter einwirken könnte. Da die Abgaben der Juden auch einen bedeutenden Theil der kaiserlichen Einkünfte ausmachten, so legten auch die Kaiser sich darein, wenn man sie zu arg verfolgte oder drückte; daher mußte Erzbisch. Philipp von Köln wegen Judenbedrückung 1188 eine große Strafe zahlen. Brauchte der Kaiser schnell Geld, so verpfändete er den Judenzins an die Bischöfe. Geld war Ursache, daß die Großen die Juden duldeten und schützten, aber auch, daß sie selbst sie bisweilen drückten. Als z. B. Erzbischof Ruprecht von Magdeburg, ein geborner Graf v. Mansfeld, bei seinem Amtsantritt den Schatz leer fand, so ließ er die zum Laubhüttenfeste 1261 versemmelten Juden überfallen, ihnen alles Geld, Gold und Silber abnehmen, und die reichsten wurden noch außerdem gefangen gesetzt, um sich noch besonders mit einer Summe auszulösen. Geld war es, weßhalb auch ausländische, wegen Verfolgung flüchtige Juden in Deutschland Aufnahme fanden. Als 1306 König Philipp der Schöne von Frankreich eine allgemeine Verfolgung der Juden verhängte, nahm Kaiser Albrecht sie willig auf, weil er durch ihre Abgaben seine Einkünfte vermehren konnte. Das Volk empörte dieser Schutz; aber Albrecht strafte die Judenverfolger mit Strenge. Ludwig dem Baier, der immer Geld und darum Juden nöthig hatte, dichtete man an, er wolle sich an die Spitze des Volks Israel stellen, um die Christen auszurotten. Galten die Israeliten den

Digitized by Google

Christen gewöhnlich als der von Gott selbst gebrandmarkte Auswurf der Menschheit, so war es kein Wunder, daß der Haß sich auch auf diejenigen christlichen Gelehrten warf, welche sich mit hebräischer Sprache und Literatur beschäftigten und deßhalb Umgang mit jüdischen Gelehrten pflogen. Wo wahre Gelehrsamkeit ist, da bilden sich freiere Ansichten; die Männer von freiern Ansichten waren aber dem großen Theile der Geistlichkeit des Mittelalters ein Dorn im Auge, und es war daher den geistlichen Inquisitoren eine doppelt willkommene Gelegenheit, wenn sie solche Männer auch wegen ihres Umgangs mit Juden als Unchristen bei Hoch und Niedrig verdächtigen konnten. Am bekanntesten ist der Vorfall mit dem berühmten Reuchlin, der in die Hände der berüchtigten kölner Inquisitoren fiel. Auch Johann von Wesel (sein Familienname war Ruchrath oder Richrath), der, wie Reichlin, obwohl mehr theologisch, die Reformation anbahnen half und deßhalb zu Mainz vor die Inquisition gestellt wurde, traf die Anklage, er habe sich durch die Juden zu widerchristlichen Ketzereien verführen lassen.

Dr. G.

Feuilleton.

[Oesterreichs Vorschritte.] Die österreichische Regierung spricht und perorirt sehr wenig; statt brillanter Programme, pomphafter Versprechungen, philanthropischer Projecte handelt sie und vollendet ohne Sang und Klang, was sie begonnen. Oesterreich folgt der Grundrichtung unserer Zeit. Es baut treffliche Straßen und Eisenbahnen, Brücken und Dampfschiffe, setzt sich durch den Handel in möglichst raschen Besitz und Genuß aller wirklich vorhandenen Erdengüter und Leben erfrischender Erzeugnisse fremder Zonen, sucht Recht und Gesetz auf fester Grundlage zu wahren und auf dem Wege der Humanität und des socialen Fortschrittes Armuth und Elend aus seinen Provinzen zu bannen. Gewiß mit Recht sagt daher Mich. Chevalier in seinem kürzlich erschienenen Werke: „**Essal de politique industrielle:**“ „Die österreichische Regierung ist wohlwollend und man will ihr wohl. Sie erkennt ihre Pflichten wie ihre Rechte. Sie würdigt die neuere Richtung der Gesittung, denn sie arbeitet mit Beharrlichkeit daran, die volle Rechtsmonarchie an die Stelle der aristokratischen zu setzen.“ Die Zeit ist die Sphinx, die den Mächtigen der Erde ihre Räthsel zur Lösung aufgiebt. Oesterreichs weise Staatskunst wird sie zu lösen wissen, indem sie der Richtung unserer Zeit angehört, die alle ihre Energie, alle ihre Macht, ja Alles, was sie hat, und Alles, was sie noch erringen wird, dem großen Ziele der menschlichen Existenz zu richtet. Daß Oesterreich auf seiner nützlichen und ruhmvollen Laufbahn immer weiter schreiten werde, dafür bürgen seine ersten Staatsmänner am Ruder, deren Kopf und Gemüth von Weltanschauung und Religion durchdrungen sind; dafür bürgen die höchsten Stellen der österreichischen Verwaltung, die im Besitze von Männern sind, welche man für die fähigsten in der Monarchie hält; diese sind stufenweise zu ihren Stellen gelangt, indem sie alle Zwischengrade durchgemacht haben; und so verstehen sie, ihren Untergeordneten zu befehlen, weil sie eben da gestanden haben, wo die stehen, welche jetzt ihre Befehle und Anordnungen empfangen. So erklärt es sich, daß das österreichische Volk zu den Antipoden der Revolution gehört, und daß die österreichische Regierung sich nicht um den Puls der Opposition zu bekümmern hat. Oesterreichs conservatives Felsenufer wird auch durch die enthusiastischste Demagogik niemals erschüttert werden.

(D. A. Z.)

Man hüte sich, nach einer Lieblingsneigung des Kindes so leicht über dessen Bestimmung zu entscheiden. — Man muß den Menschen in einem jeden Alter, in einer jeden Lage so hoch, als möglich, stellen, damit der Ehrgeiz ihn höher und höher treibe. — Der Weg, auf welchem man zu einem Ziele gelangt, ist oft mehr werth, als das Ziel selbst. — Ich nehme an, daß ein Jeder mit einem bestimmten Maße von dummen Streichen zur Welt kommt. Der Krankheitsstoff muß heraus, wenn der Mensch recht gesund werden soll. — Dem Ernsten fällt das Lächerliche am meisten auf. Die besten Lustspieler sind ernste Männer. — Freiheitsliebe ist nur allzu oft das Gewand der Herrschsucht. — Den Wissenschaften dürfte das Schicksal bevorstehen, daß die urkundlichen (positiven) mehr und mehr in den Hintergrund zurücktreten werden, den Naturwissenschaften den Ehrenplatz einräumend. — Wer Verstand, Kenntnisse und einen guten Vortrag hat, ist auch ein guter Geschäftsmann; Formulare lassen sich in wenigen Tagen erlernen. — Auch in der besten Ehe muß nach den Honigmonaten durch den kleinen Krieg das Gebiet des einen und das des andern Theils bestimmt werden. — Wer sich der Liebe seines Weibes versichern will, muß wissen, daß auch das Weib noch ein Mädchen ist. — So wie man altert, wird man ungeselliger, der Natur befreundeter. — Ein akademischer Lehrer hat das beneidenswerthe Vorrechte, nie alt zu werden, weil er ewig mit und in der Jugendwelt lebt. — Wenn ein Volk im Fortschreiten ist, streift es mehr und mehr das Positive ab; zurückschreitend erstarrt es im Positiven. —

(Aus Zachariä's v. Lingenthal Autobiographie
Gest. den 27. März 1843.)

Lesefrüchte.

[Auf einen Selbstmörder.]

Er glaubte, sich und seine Noth
Zu lösen durch den Tod;
Wie hat er sich betrogen!
Hier stand er hinter'm Busch versteckt,
Dort steht er blos und unbedeckt,
Und Alles, was ihn hier geschreckt,
Ist mit ihm hingezogen.
Wie hat er sich betrogen!

(M. Claudius.)

Juristen, Theologen und Aerzte muß man recht berichten, so können sie auch rathen, helfen und absolviren.

(v. Staupitz.)

Den zornigen Mann erkennt man am besten bei Spiel, Buhlschaft und Jagd.

(Luther.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 53. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Römisches.

d. Valeria.

Sueton. Tiber.

Zu dem Bade mit der Tochter rüstet sich Valeria
Aus dem Hause, das die Liebe Roms genannt Poblicola —
Sieh! ein Sclave bringt die Tücher, legt sie mit geübter Hand;
Ruhig von der weißen Schulter zieht Valeria das Gewand,
Und die Kleider sinken nieder, wie sie in die Wanne steigt;
Aber zögernd steht die Tochter, zittert schaamerglüht und schweigt.
„Tochter willst Du heut nicht baden? Langsam Kind, beeile Dich!“
„Mutter,“ klagt die Tochter leise, „vor dem Mann? Ich schäme mich!“
Ernst entkleidet sie die Mutter: „wann wirst Du verständig! wann?
Keine Männer sind zugegen, denn ein Sclave ist kein Mann!“

George Hesekiel.

Luthers Aufenthalt im „schwarzen Bären“ zu Jena.

Durch den Ruf der Wittenberger Universität, besonders durch die Namen Luthers und Melanchthons angezogen, machten sich zwei Schweizerjünglinge, Keßler und Spengler, die bisher in Basel studirt hatten, 1522 auf den Weg nach Wittenberg. Das Reisen der fahrenden Schüler war damals reich an Abenteuern, wie jeder weiß, der die bekannte Geschichte Thomas Platers gelesen. Ansprechender aber als solche rohe Züge aus einem rohen Zeitalter, dürfte folgende Geschichte sein. Die beiden Jünglinge, die natürlich ihre Wanderung zu Fuß machten, waren bei einem furchtbaren Gewitter durchnäßt und müde nach Jena gekommen. Hier suchten sie vergebens ein Nachtlager. Schon wollten sie die Stadt verlassen und auf einem Dorfe übernachten, als ihnen ein Mann begegnete, der sie fragte, wohin sie noch so spät wollten, und sie, da sie ihm ihre Verlegenheit klagten, in ein in der Vorstadt gelegenes Gasthaus (zum schwarzen Bären) wies. Als sie in die Gaststube traten, fanden sie in einer Ecke am Tische einen Mann sitzen in weltlicher Ritterkleidung, das Schwert an der Seite und die Rechte auf des Schwertes Knopf gestützt. Vor dem Manne lag ein Büchlein, in dem er emsig las. Bald aber grüßte er die jungen Leute freundlich, die sich, weil ihre Kleider und Schuhe beschmuzt waren, nicht an den Tisch getraut, sondern sich auf eine entfernte Bank niedergelassen hatten. Er hieß sie näher rücken und fragte sie, woher sie kämen. Ohne aber ihre Antwort abzuwarten (denn er kannte sie wahrscheinlich am Dialekt), sagte er zu ihnen: „Ir sind Schwyzer, von wannen sid ir us dem Schwyzerland?“ Sie antworteten: „Von St. Gallen.“ Er sprach: sie würden Landsleute in Wittenberg finden, Hieronymus Schurf und seinen Bruder Augustin. „An die haben wir Briefe,“ sagten die Studenten. Darauf fragten sie ihn, ob er nicht wisse, ob Luther wieder in Wittenberg sei? Der Fremde antwortete: „Ich hab' gewisse Kundschaft, daß der Luther jetzmal nit zu Wittenberg ist, er soll aber bald dahin kommen. Philipp Melanchthon aber ist da und lehret die griechische Sprache.“ Bei diesem Anlaß ermahnte er die jungen Leute, sich ja recht auf die Sprachen zu legen, besonders auf das Hebräische, wozu gute Gelegenheit in Wittenberg sei. Die Jünglinge betheuerten, daß sie

Digitized by Google

nach nichts mehr sich sehnten, als eben recht bald in die evangelische Wahrheit eingeweiht zu werden, und daß sie sich vor Allem freuten, den Mann persönlich kennen zu lernen, der das Priesterthum und die Messe angegriffen; denn auch sie seien von ihren Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, und möchten daher gern wissen, wie es sich mit diesen Dingen verhalte. „Wo habt ihr denn vormals studirt?" fragte der Ritter. Antwort: „Zu Basel." — „Nun, wie steht es zu Basel? Ist Erasmus noch da? Was macht er?" — „Mein Herr, so viel wir wissen, stehet es gut in Basel. Auch ist Erasmus da; was er aber thue, ist Jedermann unwissend und verborgen, denn er hält sich gar still und heimlich." — „Was hält man denn," fragte der fremde Herr weiter, „in eurem Schwyzerlande von dem Luther?" — „Mein Herr, es sind, wie allenthalben, vielerlei Meinungen über ihn. Etliche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer entdeckt habe. Etliche aber verdammen ihn als einen unlidigen Ketzer, und bevor die Geistlichen." — „Ich versieh' mich's wohl," unterbrach er sie, „es sind die Pfaffen." — „Unter solchem Gespräch ward uns gar heimlich," sagt Keßler, bemerkt aber, wie ihnen die gelehrten Reden des Ritters aufgefallen seien, besonders seine Bekanntschaft mit Erasmus und den alten Sprachen. Diese Verwunderung steigerte sich, als der Gefährte Keßlers zufällig das Büchlein in die Hand nahm, das vor dem Fremden auf dem Tisch lag. Es war ein hebräischer Psalter. Der Student legte das Buch wieder hin, und der Ritter behielt es bei sich. „Ich gäbe einen Finger von der Hand," fing der Student wieder an, „wenn ich diese Sprache verstünde." — „Das werdet ihr wohl noch ergreifen," sagte der Fremde, „wenn ihr anders recht Fleiß anwendet. Auch ich begehre drin weiter zu kommen, und übe mich täglich drin."

(Schluß folgt.)

Der Mann im Betgemach.

Nach A. L. G. Toussaint frei bearbeitet

von

Max Flinzer.

„Mais ce que Dieu peut faire avec des mains de femmes, je te le montrerai."
Victor Hugo.

Wer in dem Augenblicke, in welchem unsere Novelle beginnt, das will sagen, an einem warmen Herbsttage des Jahres 1534, in den inneren, mit weißem Marmor belegten Vorplatz des herzoglichen Palastes zu Ferrara in der Stunde eingetreten wäre, wo die Sonne prächtig sich nach Westen zu neigen beginnt, der würde sich an einer lieblichen Gruppe haben ergötzen können, die man gewahrte, sobald man seine Blicke nach dem nördlichen Säulengange richtete.

Unter dem luftigen Laubdach von Stein saß eine Jungfrau auf einem zierlichen Feldsessel.

Eine Mandoline, auf welcher sie gespielt zu haben schien, ruhte auf ihrem Schoße, und eine Hand, so schön als man sich eine jugendliche Frauenhand denken kann, die zart ist und zierlich geformt und lilienweiß, irrte achtlos über den klangreichen Silberdraht hin, der dadurch zuweilen leise ertönte. Unstreitig minder unschuldig war das Treiben der anderen Hand, denn diese war schalkhaft, — man hätte es fast unartig nennen können, — auf einen Mann von mittleren Jahren in priesterlichem Gewande gerichtet, der nachdenkend am Fresko der Mauer lehnte, und sie flüsterte dabei Etwas einem jungen Manne zu, welcher während dem, vermessen genug, mit ihren dunkelen Locken spielte. Es war nicht sowohl die Schönheit der Jungfrau, die so unwiderstehlich zu ihr hinzog, sondern es war wohl mehr die liebliche Frische, die sich in ihrem ganzen Wesen zeigte, — der Glanz der Jugend und Gesundheit, der über jeden ihrer Züge verbreitet lag, die engelreine Unschuld, welche von ihren Wangen entgegenlachte und die muthwillige Fröhlichkeit, die aus den dunkelblauen Augen hervorschaute, eine Fröhlichkeit, welche dem Spleen selbst ein Lächeln von Befriedigung und Wohlgefallen abgenöthigt haben würde, — welche sie so anziehend machte. Ihre kleine, volle Gestalt umschloß ein Kleid, so reich und glänzend, daß, wenn man sie auch nicht im Palaste angetroffen hätte, man in ihr doch die Hofdame der Herzogin erkannt haben würde, denn zu damaliger Zeit dürfte eine bürgerliche Frau es wohl nicht gewagt haben, sich ein Gewand, dem der Adligen gleich, über die Schultern zu legen. Ihr Kleid war von schwarzem Damast mit silbernen Blumen künstlich durchwebt, war vorne offen, und ließ das Futter von rothem Satin sehen. Ein weißer, durch Draht emporgehaltener Kragen umschloß den malerischen Hals, den er eben so wohl zierte als frei ließ. Eine doppelte, goldene Kette war über die Schultern geschlungen und fiel über die Puffen-Aermel herab, aus deren mit Silberborde besetzten Schlitzen wiederum das rothe, seidene Futter hervorschimmerte. Ein schwarzes Sammet-Mützchen mit einem weitabstehenden Rande von Spitzen und Silberborde lag nur leicht auf den glattgescheitelten Haaren, die hinten in natürlichen Locken herabfielen. Bemerkenswerth war es, daß man an der jungen Italienerin keinen Rosenkranz sah.

Der junge Mann, dessen wir bereits gedachten, trug die Farben des herzoglichen Hauses; er war jung genug, liebenswürdig und edel genug, um der Dame werth zu sein, und diese schien auch seine kleinen Freiheiten nicht grausam zurückzuweisen.

Doch unsere Gruppe ist mit den drei erwähnten Personen noch nicht vollständig. Eine zweite junge

Digitized by Google

Dame, welche etwas weiter entfernt stand, würde unsere Aufmerksamkeit früher gefesselt und die Erstere überstrahlt haben, hätten wir beide zusammen bemerkt. Sie gewiß, sie allein konnte dem Blicke eines Kunstrichters genügen; die kleine schalkhafte Jungfrau war liebenswürdig, sie war schön. Sie war schlank und schmeidig wie eine Jonische Säule; doch oft ließ sie das Haupt sinken, als sei sie ermüdet, oder suche Kühlung. Dieser Schein von Mattigkeit bei dem hellen Strahlen des Auges, das scharf gezeichnete, zarte Roth ihrer Wangen, das bläuliche Weiß rund um den lieblichen Mund verlieh ihr zwar eine höhere Zartheit, ließ jedoch auch das Keimen einer Krankheit erkennen, die eben ja immer das Zarteste und Schönste zu zerstören pflegt. Sie hielt eine Vase mit Wasser, worauf Cocons trieben, und war mit dem Abhaspeln der Seide beschäftigt, wobei ihr ein Mohrenknabe behülflich war. Der geistliche Herr, der einen Platz der Dame gegenüber eingenommen hatte, schien den jungen Neger um sein Geschäft zu beneiden, so schmachtend, so schwermüthig waren die Blicke, die er auf die Beschäftigten warf; allein das Schmachten stand ihm sehr komisch, und die Schwermuth kleidete seinem runden, vollen Gesicht wie der Nonnenschleier einer französischen Grisette.

Eine derartige Bemerkung war es vielleicht, welche die kleine Dame dem jungen Manne zuflüsterte; denn später sagte sie lauter: „Mein Armband gegen Euren Handschuh, Michael, ob er den Sturm nicht wagt vor Rückkunft unsres Herzogs."

„Ich glaube nicht, Signora! Der Abt ist zu vorsichtig."

„Und Amor .....," jubelte sie unfehlbar zu laut, denn der Abt sah nach ihr hin und sagte lächerlich gefühlvoll: „Ach! Signora Nicoletta! im Namen des schönen Gottes, den Ihr soeben angerufen habt, noch einmal das Lied, das Ihr soeben sangt, es drückt so gut aus ......"

„Gefühle, die doch nicht Eure Brust bewegen, Herr Abt," fiel sie ein; „doch sagt mir, dispensirt Ihr mich von der Frühmesse, wenn ich es thue?"

Die Frage war noch nicht ganz ihrem Mund entglitten, so öffnete sich hinter ihr eine Thür, die als Eingang zu den Sälen diente, die auf die Gallerie ausgingen; eine dürre, abgezehrte Hand, hervorkommend aus einem weiten, schwarzen Aermel, reichte durch die Oeffnung hindurch, etwas von einer dunkelen, schwarzen Gestalt zeigte sich und eine strenge, aber wohllaute Stimme sprach die Sätze: „Es leitet wenigstens ab von der Seligkeit und von dem Heil Eurer Seele!"

Beim Tone dieser Stimme sprang Nicoletta erschrocken auf und auf ihr halb gebietendes, halb flehendes „Zurück!" das sie rasch, aber doch leise aussprach, entwich wohl die Gestalt hastig und still, als wäre es eine Erscheinung aus der Geisterwelt gewesen, dennoch geschah es aber zu spät, denn Alle hatten sie bereits bemerkt, der Abt, welcher vorwärts eilen wollte, die schlanke Dame, die ihn zurückhielt, und Michael, der die Hand an den Degen schlug, besser als sie beide.

Einen Augenblick darauf hörte man den Ton einer silbernen Klingel. Eben so schnell verschwand Nicoletta durch die Thür, die Anderen zurücklassend, um Muthmaßungen über ihr Geheimniß aufzustellen und Versuche zu machen, um dies zu errathen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Glocke.

Es wohnt in den Tönen der Glocken ein besonderer Segen; ein ganz eigenthümlicher Zauber ist diesen „Stimmen von oben" verliehen. Fast kein Werk menschlicher Kunst hat so viel von dem Eigenthümlichen der Natur an sich, als die Glocken. Einfach und rein, aber angreifend und erhebend, und immer wieder neu scheint das Glockengeläute fast ganz in die Klasse von Naturdingen zu gehören, etwa wie eine weite Bergaussicht, oder wie der gestirnte Himmel, oder wie der mildverklärende Mondschein. Wunderbar ist es, wie die einfachen, sich immer gleichen Töne die verschiedenen Farben unseres Innern annehmen, und namentlich im Dienst der Kirche die Dollmetscher so ganz verschiedenartiger Empfindungen und Gefühle werden können. Es sind dieselben Töne und sie rufen heute zur Freude und morgen zur Trauer und immer und immer wieder treffen sie das Herz, und wie sie in den höheren Räumen, den Sternen näher, verschwimmen, so rufen sie zum Höheren auf und führen der Seele das Ueberirdische zu.

Es läuten alle Glocken einer großen Stadt in dem Augenblicke, wo der geliebte Landesvater ihrem Weichbilde sich nähert, und mischen ihre Töne mit dem brausenden Jubel der Tausende, die weithin die Straßen erfüllen; — es ertönt, da schon die Sonne dem Untergange sich zuneigt und die Schatten der Bäume sich verlängern, die Abendglocke des Dorfes über die dämmernde Flur; — es erschallt der einfache Ton der Betglocke, welche alle Herzen eines Ortes, jedes an seiner Stelle, zum vereinten Gebet rufen soll; — es schlägt vom hohen Münster herab eine Stunde lang der tiefste Ton der Glocke melancholisch und langsam an, wenn Englands König im Sarge liegt; — es wimmert die Glocke, die, wenn ein Missethäter zum Tode geführt, eine Menschenseele vor den Thron des Richters im Himmel gestellt wird, in allem Volke der Stadt, das zuschauet und nicht zuschauet, Fürbitte erwecken soll; — es hallt am Vorabende des Todtenfestes, wenn schon der trübe Novemberabend tiefer dämmert, dies „dumpfe Geläute vom bemos'ten Kirchthurme" herab, welches die im Laufe des Jahres Dahingeschiedenen noch einmal betrauert; — es schrillt

Digitized by Google

der Glocke gellender Angstruf durch die Lüfte und verkündet, wie das Feuer seiner gewohnten Dienstbarkeit sich entrissen habe, wie entfesselte Wogen im wilden Drange heranbrausen; — und wie mannichfaltig sind die Empfindungen, welche, geweckt vom Tone der Glocke, die Menschenbrust durchströmen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

[Kreuzzüge und Ritterthum.] Man muß es immer noch so oft hören und lesen, als ob erst von den Kreuzzügen an von einem eigentlichen Ritterthume die Rede sein könne, und man will gar seine Vollendung in dem Bastard der geistlichen Ritterorden finden. Allein das Ritterthum ist nicht durch die Kreuzzüge, sondern die Kreuzzüge sind durch das Ritterthum entstanden. Beim ersten Feldzuge schon erschien die Blume der französischen und normannischen Ritter in Palästina. Vielmehr haben die Kreuzzüge beigetragen, ihm seine eigenthümliche Blüthe zu rauben und wahre Waffenritter in bloße Wappenritter zu verwandeln. In Palästina nämlich kroch Mancher unter den Helm, der ihn in Europa nicht tragen durfte; er brachte Wappen und Adel zurück, die jetzt auf sein Geschlecht übergingen und damit einen neuen Stand, den Wappen und mit der Zeit auch den Briefadel in Lauf brachten. Da die Zahl der alten Dynasten, des wahren Ritteradels, vermindert war; so suchte jener zu Besitzungen und erblichen Vorzügen gleich diesen zu gelangen; sorgfältig zählte er seine Ahnen, erwarb sich Würden und Vorzüge, so daß in einigen Geschlechtern er wieder der alte Adel hieß, obgleich er mit jenen Dynasten, die gegen ihn Fürsten waren, mit nichten zu einer Klasse gehörte. In Palästina konnte, was Waffen trug, Ritter werden. Bald kam dieser neue dienende Kriegsadel der wachsenden Monarchie sehr zu statten, die ihn gegen die übrig gebliebenen hohen Vasallen klüglich zu gebrauchen wußte. So rieben Leidenschaften einander und der Schein den Schein auf. Durch den dienenden Kriegs- und Hofadel ging endlich das alte Ritterthum gar zu Grunde. So v. Herder.

Otto mit dem Pfeil, († 1308), der 4. Markgraf von Brandenburg dieses Namens, beschreibt den Mai so:

> Uns kumt aber [1]) ein liehter Meie, [2])
> Der machet manig Herze fruot, [3])
> Er bringet Bluomen mangerleie.
> Wer gesah je sueßer Bluot! [4])
> Vogelin doene [5]) sint manigvalt,
> Wol geloubet [6]) stet der Walt,
> Des wirt vil traurig Herze balt. [7])

1) wieder. 2) heller Mai. 3) munter. 4) Blüthe. 5) Töne. 6) belaubt. 7) muthvoll.

Den Beinamen „mit dem Pfeil“ bekam Otto, weil bei der Belagerung von Staßfurt ihn ein Pfeil am Kopfe verwundete, dessen Spitze aus Mangel chirurgischer Hülfe ein Jahr in der Stirne stecken blieb, bis sie von selbst ausschwor. Der Vorfall ereignete sich im Magdeburger Kriege, wozu die Wahl eines neuen Erzbischofs Veranlassung gab. Die Stimmen der Domherren waren zwischen dem jüngern Bruder des Markgrafen, Erich, der Domherr zu Magdeburg, Köln und Halberstadt war, und Busso von Querfurt getheilt. Um Streit zu vermeiden, wählte das Kapitel den Grafen Günther von Schwalenberg. Otto fiel in's Magdeburgische nun ein; aber Günther zog ihm mit der Fahne des heil. Moritz entgegen und siegte. Otto wurde mit 300 Adligen gefangen und in Magdeburg in einen hölzernen Kasten gesperrt. Durch Bestechung der Domherren, die für ihn sprachen, kam er gegen ein Lösegeld an den Erzbischof, 4000 Mark Silber, zur Freiheit. Als 1279 nach Günthers Abdankung abermals die Wahl nicht auf Erich fiel, begann Otto die Fehde, wo ihn der Pfeil traf. **G†.**

Zu den originellen Kanzelrednern früherer Zeit gehört auch Gottlieb Cober, „der aufrichtige Cabinetsprediger,“ wie er die Sammlung seiner Predigten genannt hat. Er ist ein Geistesverwandter Abrahams a Santa Clara, obgleich nicht so unerschöpflich in dieser Manier, die von dem ehemaligen Hofprediger zu Wien bekannt ist; denn diesem, dem Abraham, that sein Genius eine Fundgrube des Witzes auf, verbunden mit einer ausgezeichneten Menschenkenntniß und Lebensanschauung sowohl, als mit Belesenheit in Classikern und Kirchenvätern, so daß man wohl sagen kann, er erwartet erst noch seinen Rival. — Doch zurück zu dem aufrichtigen Cabinetsprediger! Wortspiele und Antithesen liebt er, wie Abraham. Wo er von dem „verunruhigten Ruhetage“ redet, heißt es, daß der Sonntag zum Sündentage, der Festtag zum Freßtage, der Sabbath zum Saubad werde. — Gott ist nicht alle Zeit ein Herr von Eilenburg, sondern oft von Wartenburg und Weilenberg; er hat seine **horas** und **moras**. — Ein Wucherer dachte stets an die Garb, nicht an das Grab; der Tod aber setzte bald das **r** vor das **a**. — Der lustige Weltbruder will die Blüthe erst dem Teufel, dann die Hefen Gott opfern. — Schamröthe ist die beste Schminke. — Der Spiegel ist ein gläserner Richter. — Kein Fuhrmann kann uns führen, wohin uns Gott führt. — **Filia formosa, nunc cinis, ante rosa.** — Der Teufel macht seine Fastnachtspastete von verleumderischen Zungen. — Das Weib ist des Mannes Gesellin, wird aber oft gehalten, wie eine Eselin. — Gute Stürzebecher sind meist große Ehebrecher. — Die **juris periti** sind **juris perditi**, nicht **juristae**, sondern **jurgistae**, nicht **advocati**, sondern **suffocati**. — **Cave**, gieb der Eva kein allzufreundlich **Ave**. — Ich kenne einen Pfarrer, dessen Sorge ist mehr der Giebel, als die Bibel, mehr die Küche, als die Kirche; Kühstall, Scheune und Kornboden sind seine Studirstube, eine Heerde Schaafe seine Bibliothek, die Register der Ausgaben und Einnahmen seine Concordanz; er ist ein Seckelsorger und kein Seelsorger. —

Lesefrüchte.

Ein Bischen Salböl kann keinen menschlichen Kopf guillotinenfest machen. (Heine.)

> Wüßte nicht, was sie Besser's erfinden könnten,
> Als wenn die Lichter ohne Putzer brennten!
> (v. Göthe.)

> Das Schaffen selbst ist eitel Bewegung,
> Das stümpert sich leicht in kurzer Frist;
> Jedoch der Plan, die Ueberlegung,
> Das zeigt erst, wer ein Künstler ist.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 54.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Luthers Aufenthalt im „schwarzen Bären“ in Jena.

(Schluß.)

Ueberdem kam der Wirth in das Zimmer, und da er die Begierde der jungen Wanderer merkte, den Luther zu sehen, sagte er: „wäret ihr vor zwei Tagen hie gewesen, ihr hättet ihn gesehen; denn hier an diesem Tisch ist er gesessen. Das verdroß die Studenten gar sehr und wollten ihren Zorn erst an „dem wüsten Weg uslassen“ der sie daran verhindert habe; sie äußerten indeß ihre Freude, wenigstens den Ort gesehen zu haben, wo der große Mann gesessen. Da lachte der Wirth und ging hinaus. Nach einer kurzen Zeit aber rief er Keßlern zu sich vor die Stubenthür. „Da erschrak ich erst,“ erzählt dieser, „und bedacht' mich, was ich verunschicket, oder was ich unschuldig verdacht wurde.“ Der Wirth aber redete ihn freundlich an und eröffnete ihm, daß es Luther sei, der bei ihnen am Tische sitze. Keßler meinte indessen, der Wirth wolle ihn zum Besten haben. „Ihr wollet mich gern fatzen,“ sagte er zu ihm, „und meine Begierd mit des Luthers Wan (Wahn) ersättigen.“ Als aber der Wirth seine Aussage nochmals betheuerte und ihn bat, nicht dergleichen zu thun, als ob er etwas wüßte, ging er wieder hinein, konnte sich aber nicht enthalten, seinem Gefährten das Geheimniß ins Ohr anzuvertrauen. Dieser wollte es aber auch nicht glauben und meinte, Keßler habe wohl den Wirth nicht recht verstanden: es sei wohl eher der Hutten, und er habe verstanden der Luther. Das kam Keßlern selbst wahrscheinlich vor; denn die ritterliche Kleidung paßte in der That zu Hutten besser, als zu Luthern. (Sie wußten nicht, daß Hutten zu eben der Zeit nach Basel kam). — Ueberdem kamen zwei Kaufleute in die Herberge, und nachdem sie sich entkleidet und entspornt, legte einer ein ungebundenes Buch auf den Tisch. Luther fragte sie, weß das Buch sei. „Es ist Doctor Luthers Auslegung der Evangelien und Episteln,“ antworteten die Kaufleute dem Fremden. „Habt Ihr diese noch nicht gesehen?“ — „Ich soll sie auch bald bekommen,“ antwortete Martinus. Der Wirth lud indessen die Gesellschaft zu Tische. Die armen Studenten, deren Baarschaft gar gering war, wollten aber nicht mit den großen Herren speisen, sondern baten den Wirth, ihnen etwas besonders zu geben. Der Wirth hieß sie zu sitzen, und versprach ihnen, „sie ziemlich (billig) zu halten,“ während Luther, dem die jungen Leute gefielen, zu ihnen sprach: „Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirth wohl abtragen.“ — „Dieß,“ bemerkt Keßler, „freute uns sehr, nicht von des Gelds und Genieß wegen, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hat. Ueber dem Essen that Martinus viel gottseeliger, freundlicher Reden, daß die Kofflüt und wir an ihm verstuhnten und seiner Wort mehr denn aller Speisen wahrnahmen.“ — Man sprach von dem bevorstehenden Reichstage von Nürnberg, und wie dabei nicht viel herauskommen würde; „wie die Herren lieber ihre Zeit mit köstlichen Turnier, Schlitten, Unzucht und Hochfahrt verzehrten, als sich Gottes Worts anzunehmen“ u. dergl. m. „Aber ich bin der Hoffnung,“ sprach Luther weiter, „daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde.“ Die Kaufleute gaben nun auch ihre Meinung, und einer von ihnen sprach, er sei zwar nur ein Laie, aber so viel er von der Sache verstehe, so müsse der Luther entweder ein Engel vom Himmel, oder ein Teufel aus der Hölle sein. Er würde gern ihm zu lieb noch 10 Fl. verzehren, wenn er ihm beichten könnte,

Digitized by Google

denn er glaube, Luther könnte und möchte sein Gewissen wohl unterrichten. Nach aufgehobenem Tische entfernten sich die Kaufleute, und Luther war wieder mit den Studenten allein. Da bedankten sie sich bei ihm für die ausgerichtete Zehrung und ließen ihm merken, daß sie ihn für den Ulrich v. Hutten hielten. Da sprach Luther zum Wirthe scherzhaft: „Seht doch! ich bin diese Nacht zum Edelmann geworden; denn diese Schweizer halten mich für U. v. Hutten." — „Der seid ihr nicht," sagte der Wirth, „wohl aber Martin Luther." Da lächelte Luther und sprach: „Die halten mich für den Hutten, ihr für den Luther; ich sollt' wohl bald Marcolfus werden." Nach solchem Gespräch nahm er ein hohes Bierglas, trank den Schweizern zu und forderte sie auf, ihm nachzutrinken. Als aber Keßler das Glas zur Hand nehmen wollte, schob ihm Luther ein Weinglas unter und sprach: „Ich weiß wohl, das Bier ist euch Schweizern unheimisch und ungewohn, trinket den Wein!" Und indem er dieß sagte, packte er den Rock auf die Schultern, nahm Abschied von seinen jungen Freunden und sprach: „Wenn ihr nach Wittenberg kommt, so grüßet mir Dr. Schurf, euern Landsmann. „Wir wollen es gern thun," sagten die Studenten, „aber von wem sollen wir den Gruß ausrichten?" — „Sagt ihm nur, der kommen soll, läßt euch grüßen, so versteht er die Worte," — und somit entfernte er sich.

Als die beiden Schweizerjünglinge in Wittenberg angekommen waren, machten sie sich auf, um den berühmten Melanchthon zu besuchen. Hier fanden sie auch, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, den vermeintlichen Ulr. v. Hutten — Luthern, welcher auf seiner Rückreise von der Wartburg nach Wittenberg im Gasthofe „zum schwarzen Bären" in Jena sein erstes Nachtlager nahm und an seinem ritterlichen Incognito sich ergötzte. — Die obige Erzählung findet sich in der Chronik des St. Gallischen Reformators Keßler.

A.

Der Mann im Betgemach.

(Fortsetzung.)

Der Leser dagegen mag Nicoletta folgen nach dem Zimmer, in welchem sie die Person findet, die sie zurückgewiesen hatte.

Es war ein Mann, dessen ganzes Aussehen mehr Antheil erwecken mußte als Gefallen und Hinneigung. Seine Adlernase, sein glänzendes Auge, die dunkele Olivenfarbe des abgemagerten Gesichts, die tiefe Schwärze der Locken und des Bartes gaben ihm ein älteres und düstereres Ansehen, als seine Jahre wohl mit sich gebracht hatten. Es waren die Züge Eines, der tief denkt und fastet. Nur allein die weite, faltenreiche, schwarze Toga, die bis auf die Füße herabging, verbarg die große Magerkeit des Körpers; es war dieser Gestalt anzusehen, daß der Geist den Körper auszehrte. Mit einem sonderbaren Gemisch von Ehrerbietung und gemüthlicher Freimüthigkeit näherte sich Nicoletta dem Manne und zwang ihr schalkhaftes Gesicht zu einem sanft ernsten, indem sie sprach:

„Unvorsichtig war es doch, guter, bester Herr, Euch so bloß zu stellen. Wie leicht hätten Euch Gefahr drohende Augen erblicken können. Wenn Ihr Luft schöpfen wolltet nach der schwülen Mittagshitze, so würden Julie und ich Euch dahin begleitet haben, wo es sicherer für Euch ist, als hier. Dachtet Ihr denn nicht an Gefahr?"

„Nur an die Eure, liebes Kind! Ich hörte Eure Stimme, hörte Euch unheilige Lieder singen zum Angehör eines Priesters, der nichts Anderes wünscht, als Euch von guten Vorsätzen und Eurem Heil abzulenken."

„Ehrwürdiger Herr, glaubt mir, daß er an mich nicht denkt."

Der ernste Mann sah sie aufmerksam an und mit langsamen Kopfschütteln sprach er darauf: „Sind nicht Demuth und Sittsamkeit die schönsten Zierden einer christlichen Frau! Habt Ihr noch nicht daran gedacht, zu entsagen dem Weltsinn und der Weltlust! Und sind diese Ketten, die Geflechte des Haares nicht Zeichen der Eitelkeit, die an das Irdische binden und fesseln an den Stoff des Verderbens!"

„Allein, mein Ehrwürdiger! Wenn ich Nonne werden wollte, würde es da nicht besser sein, in den Schoos der alten Kirche zurückzukehren?"

„Der Fall ist denkbar; aber schöner ist der Lohn, Gott zu dienen in Mitten der Welt!"

„Fürchtet Ihr denn nicht, mich durch solche Strenge mehr abzuschrecken" begann sie wieder, „wisset, daß es mir nichts kostet, als eine Beichte und eine Buße, um mit Rom versöhnt zu sein! Und der Signor Abbate gestattet alle Zierrathen, und billigt alle Lieder!"

„Ich weiß, daß Ihr nicht denkt, wie Ihr sprecht, nicht so thörigt handeln werdet, das Heil Eurer Seele vergessend, nicht achtend das bittere Leid, das Ihr meinem Herzen bereiten würdet, mir, der ich einen Theil meiner Seligkeit selbst dahingeben würde, um die Eure zu erretten."

Sein tiefer, schwermüthiger Ton machte die Jungfrau betroffen. Ungeduldig stampfte sie mit dem Füßchen den Mosaikboden.

„Versteht Ihr denn gar keinen Scherz, Geehrter! Mein Himmel! Ich könnte sterben für die Lehre, die Ihr mir gepredigt habt, aber ich will meine Kleidung nicht verändern; — wenigstens nicht so lange Ihr hier seid," fügte sie leiser hinzu, „man könnte Argwohn schöpfen und Euch ...."

Digitized by Google

Stets seid Ihr doch gutmüthig," fiel er ihr in die Rede und dabei zeigte sich ein Lächeln auf seinem Gesicht, von welchem dies wohl nur selten erhellt wurde, und indem er ihre Hand erfaßte, fuhr er fort: „Doch kommt nun, die Herzogin erwartet uns."

Hierauf gingen beide durch mehre Zimmer hindurch bis sie zu einer Thür gelangten, welche Nicoletta nach leisem Klopfen und darauf folgenden „herein!" öffnete. Der Mann schob den Vorhang zur Seite und — sie standen der Gebieterin des Palastes gegenüber, der Herzogin Renata von Anjou, Tochter Ludwigs XII., Gemahlin von Herkules d'Este, Herzog von Ferrara und Modena.

Ihre Haltung zeigte eine Ungezwungenheit, welche in ihr die geborene Fürstin erkennen ließ, nur glich sie zu viel ihrer Mutter, Anna von Bretagne, um Anspruch auf Schönheit machen zu können. Die Güte und Milde, die sich in ihren Augen aussprach, ließ indessen das wenige Angenehme des Aeußeren vergessen. Ihre Kleidung war von der ihrer Hofdame nur darin unterschieden, daß dieselbe von schwarzem Sammet und einer schmalen Borde von Hermelin verbrämt war, daß sich drei aufstehende Kragen um ihren Hals schlossen und diese ihn und die, mit großen Topasen besetzte Kette besser verbargen. Sie ging dem ernsten Mann einen Schritt entgegen und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Willkommen jetzt und alle Zeit, gelehrter Herr Calvinus!"

Es war wirklich Johann Calvin, der jüngste und zuletzt erstandene der drei großen Reformatoren, doch nicht der geringste in Hinsicht auf den Erfolg seines Strebens. Johann Calvin, der als Rechtsgelehrter hätte glänzen können, wenn er das weltliche Gesetzbuch nicht mit dem Buche des göttlichen Bundes, der Bibel, vertauscht hätte, der ein geehrter und mächtiger Priester hätte sein können, wäre er nicht zu einem Lehrer der Reformation bestimmt gewesen, der für Frankreich das sein sollte, was Luther für Deutschland war. Tiefe Gelehrsamkeit, scharfer Blick und rasches Urtheil, verbunden mit festem Willen und feurigem Enthusiasmus machten ihn zu einem geschickten Beförderer des großen Werkes der Kirchen-Reformation. Durch gründliches Studium und treffliche Benutzung der Lehren aller seiner Vorgänger und Zeitgenossen hatte er sich zu seinem Wirken vorbereitet mit Bucerus, mit .... doch ich will nicht abschrecken durch die vielen lateinischen Namen, die hier folgen müßten; ich schreibe dessen Geschichte nicht und will mich nur bestreben, einen kleinen Vorfall in dessen abentheuerlichem Leben mit etwas romantischer Färbung den Lesern behaglich zu erzählen. Man begnüge sich, wenn ich nur sage, daß Calvin jetzt in Ferrara war, und dies zwar weniger auf Einladung der Herzogin, als aus eigenen Beweggründen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Glocke.

(Schluß.)

Man versetze sich im Geiste an einem Sonntagsmorgen in des Jahres schönster Zeit in's Freie, hin auf einen Berg, auf eine Anhöhe — es ruhet Alles ringsumher in sabbathlicher Stille, und freundlich blickt die Sonne von ihrem blauen Himmelszelte herab auf die Wohnungen der Menschen, hier in der Stadt, dort in den Dörfern, deren Thürme aus grünen Baumkränzen hervorragen. Wenn dann aus der Ferne eine Glocke die Losung gleichsam giebt und ihre Stimme erhebt, des Tages Bestimmung zu verkünden und zur Anbetung Gottes zu rufen; wenn sich ihr dann eine zweite und dritte zugesellt, bis endlich, zur Nacheiferung gleichsam geweckt, von allen Seiten der Glocken Töne erschallen und im vollen herrlichen Chor durch die reine Luft emporjubeln *): wessen Herz fühlte sich dann nicht durchströmt von reiner Freude und gleichsam mit und über den Tönen emporgetragen zu Gott **)? Wessen Geist fühlte sich nicht hinüber versetzt in das stille Land, wo kein Abend mehr eingeläutet wird und kein Morgen ist, wo die Sonne nicht unter- und der Mond nicht mehr aufgeht, hinüber zu dem großen Geiste, dem wir näher uns verwandt fühlen als sonst die ganze übrige Natur. —

Gewiß gehören die Glocken und ihr gottesdienstlicher Gebrauch zu den Wohlthaten der göttlichen Vorsehung, welche bei weitem nicht genug geschätzt werden, und man kann jenen Speculanten, welcher einen Fürsten den Plan vorlegte, wie Glocken und Kirchthürme zu ersparen seien und wie das Volk auf eine andere passende Weise zum Gottesdienste versammelt werden könne, nur bemitleiden. Des Christenthums Himmelslehre bedarf zu ihrer öffentlichen Verkündigung eines zu den überirdischen Räumen emporsteigenden reinen Klanges, der Geistersprache der Glocke. — Auch die Glocken-Inschriften sind nicht unwichtige Beiträge zur Charakteristik der Zeiten, in welchen sie gemacht wurden. Wenn es wahr ist, daß Schillern durch die Umschrift der größten Glocke in der Johanniskirche zu Schaffhausen:

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.

welche er auf einer seiner Reisen kennen lernte und sich aufzeichnete, die erste Anregung zu seinem schönen Gedichte gegeben worden sei, dem er auch diese Inschrift als Motto voranstellte: so mag uns dies mit manchen,

---

*) Nach der Erzählung eines Reisenden hat in Rußland, wo die Kirchen mit Glocken aller Art und Größe bis zum Ueberflusse versehen sind, an Festtagen, besonders am Oster-Sonntage, jeder Mann, ja selbst jeder Knabe das Recht, den Kirchthurm zu besteigen und zur Vermehrung des allgemeinen Jubels so lange zu läuten, als es ihm beliebt.

**) Man sollte fast glauben, daß man oft Kranke, die durch die Gegenwart in eine niederdrückende Verstimmung gerathen sind, in einen heitern Zustand versetzen könnte, wenn man ihnen durch die erweiternden Glocken gleichsam eine Seelen-Arznei bereitete.

Digitized by Google

sonst ganz geschmacklosen Inschriften versöhnen, dergleichen z. B. die einer Glocke zu Butzbach in Hessen ist:

Sit aura pia, dum rogat ista Maria,
Est sua vox Bam Bam, potens repellere Satan.

Sehr viele Glocken aus dem Mittelalter führen die Inschrift:

Laudo deum verum, plebem voco, congrego clerum,
Defunctos ploro, nimbum (pestem) fugo festaque honoro.

Musterhaft ist die Inschrift der im Jahre 1811 für die Kirche zu Püchau bei Wurzen gegossenen Glocke:

Piis
praesens Numen
Recens natis
lustralis aquae sacra
Desponsatis
fidi foedus coniugii
Periclitantibus
citi spem auxilii
Vita functis
tranquillam sepulchri partem
sonatura
dedicata est.

An der großen Glocke zu Erfurt befindet sich folgende Inschrift:

Laudo Patronos cano Gloriosa
Fulgura arcens et Daemones malignos
Sacra templis a populo sonanda
Carmine pulso.

Feuilleton.

[Adlig oder Adlich?] Auf beiderlei Weise wird das Wort geschrieben, findet es sich gedruckt. Auf welche Art ist es recht? Oder kann für die eine, wie für die andere Schreibweise guter Grund angegeben werden? Wir haben, das ist bekannt, beide Endungen an Eigenschaftswörtern, nämlich **ig** und **lich**; aber die Endung **ich** hat kein Eigenschaftswort, wohl aber **icht**. Da Vor- und Nachsilben bedeutsam sind, so hat man gewiß nicht Unrecht, Verwandtschaft derselben mit selbstständigen Wörtern anzunehmen. Daher erkennen wir in **ig** das Wort **eigen**, in **lich** das Wort **gleich**, in **icht achten**. Demnach wäre **adlig**, wem der Adel **eigen** ist. Er hat ein königliches, fürstliches Mahl gegeben, d. i. es war dem Mahle, das ein König, oder Fürst giebt, **gleich**. Rüben, Birnen sind zuweilen holzicht, sie sind wie Holz zu **achten**. Da es keine Endung **ich** bei Eigenschaftswörtern giebt, so müßte man, indem man **adlich** schreiben und doch das Wort von Adel ableiten wollte, richtiger adellich, also mit ll schreiben. Indessen, so lange man an der Ableitung von Adel festhält, ist doch dem Begriffe des Wortes angemessener **adlig** = dem der Adel eigen. Doch wir meinen mit Grund die Sache noch anders nehmen zu können. Wir glauben, das Wort Adel hat sich erst aus adlig ergeben, und adlig ist gemacht aus Adling, Odling, der ein Od = Gut hat. Daß Od = Gut ist, sieht man noch aus Kleinod, unod (ungern). Wir hätten es demnach nicht mit der Nachsilbe eines Eigenschaftsworts, nicht mit ig oder lich zu thun, sondern mit der Nachsilbe gewisser Hauptwörter, mit ling, die sich in manchen Fällen in lig verändert hat und also von der Nachsilbe lich an Eigenschaftswörtern zu unterscheiden ist. Demnach ist adlig eigentlich nicht ursprünglich Adjectiv, sondern Substantiv. In jedem Falle bleibt die Schreibart mit **g** die richtigere.

Dr. Gurlitt.

Im südwestlichen Theile des Sandecer Kreises, auf der Herrschaft Zakopanie in Galizien, erhebt sich in den Karpathen ein beinahe 7000 Fuß hoher Granit-Berg, welcher **Mnich** (der Mönch) genannt wird, weil sein Gipfel einem in seine Kapuze gehüllten Mönche ähnlich sieht. Ueber denselben herrscht unter dem Volke folgende Sage: Vor undenklichen Zeiten lebte in dieser Gegend ein furchtbarer Räuber, welcher einst bei Nacht einen Reisenden überfiel und ihn mit siebzehn tödtlichen Wunden bedeckte. Als die Frevelthat vollzogen war, trat der Mond aus den Wolken hervor und beleuchtete das Antlitz des Ermordeten; da erkannte der Mörder in dem Todten seinen Vater. Davon ward er so bewegt, daß er Thränen vergoß, seinem bisherigen Leben entsagte, das Mönchsgewand nahm und sich in die Berge flüchtete, um Buße zu thun. Nach seinem Tode wurde er in diesen Felsen verwandelt, aber auf seiner Brust die Anzahl der Wunden ausgedrückt, die er seinem Vater beigebracht. Der Felsen hat nämlich in Folge der Verwitterung Sprünge, welche deutlich die Zahl 17 weisen. Erst wenn diese Zahl durch Regen und Schnee verwischt sein wird, erlangt der Mörder jenseits Vergebung seiner Sünden.

Der Ursprung des für die Handwerker so nutzreichen Wanderns, welches leider in neuer Zeit so vielfach beschränkt worden ist, gehört zum Theil auf die Rechnung des Adels. Bei den Zügen der deutschen Kaiser nach Italien, die unter den Ottonen häufiger, als vorher, vorkamen, nahmen die Adligen Knechte mit sich, diese erlernten dort manche in Deutschland noch unbekannte Kunstfertigkeiten. Dadurch wurde der Gedanke geweckt, daß man fremde Länder besuchen müsse, um sich in Kunstfertigkeiten zu vervollkommnen, und bald ward es sogar Gesetz der Zünfte, daß Keiner als Meister in ihren Schooß Aufnahme finden könnte, der nicht gewandert wäre.

Lesefrüchte.

Die Erfahrung liefert die rohen Materialien, und die Vernunft macht die Fabrikwaare daraus. Fehlt Material, so steht die Fabrik still, oder kann höchstens nur Formen machen. (M. Claudius.)

Unsre selbstgeschäftige Vernunft ist der Lord, der nach Durchbringung seines großen Vermögens im Schuldthurme Projekte machte, die Nationalschuld abzutragen. (Ders.)

Vor Zeiten waren in der Kirche hölzerne Kelche und goldene Priester, jetzt goldene Kelche und hölzerne Priester. (Geiler v. Kaisersberg.)

So viel man auch von Neuheit spricht,
Hält man die alte Treue
Doch noch in Prosa und Gedicht
Für besser, als die neue. (Pfeffel.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 55.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 6 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Am See.

Aus stillem See den schlanken Leib,
Die weißen Glieder hebt ein Weib.

Ein Ritter sprengt im Stahlgewand
Auf hohem Roß zu ihrem Strand.

„Mein Ritter traut, wo kommst Du her?"
„„Vom hohen Schloß am fern Meer!""

„Will mit Dir ziehn, Dein eigen sein
„Auf hohem Schloß, Du Ritter mein!"

„„Du süßes Weib, mit weißer Hand,
„„Du hast nicht Kleid, nicht Goldgewand,

„„Du süßes Weib, mit blauem Aug',
„„Du hast nicht Namen nach unserm Brauch,

„„Du süßes Weib, von Locken umweht,
„„Verstehst nicht meiner Mutter Gebet,

„„Du süßes Weib, an Schönheit reich,
„„Dein Stamm ist nicht dem meinen gleich!""

„Du Ritter traut, o komm zu mir,
„Ich gebe mich Dir zu eigen dafür,

„Die Wasser, die sind mein silbern Gewand,
„Den Namen mein murmeln die Wellen am Strand,

„Das Meer, das ew'ge ist Urahn mir,
„Mein Beten ist meine Liebe zu Dir!"

Der Ritter sprang vom hohen Roß,
Vergaß am Meer sein Felsenschloß,

Das Wappenschild, er warf's auf den Sand,
Von den Gliedern löst er das Stahlgewand,

Er schlang den Arm um den weißen Leib,
In die Tiefe zog ihn das schöne Weib.

George Hesekiel.

Vertrauen wir der Zeit.

Sie ändert, sie gleicht aus, sie rechtfertigt, sie verschafft Anerkennung; selbst das Verpönte kann nach Jahren dem allgemeinen Eifer und Streben anempfohlen werden. Unter die viel besprochenen Dinge, für die man einst nicht ohne Gefahr der Verdächtigung reden durfte, gehört jetzt das Turnen und Deutschlands Einheit. Jetzt hat Beides zwar Nichts weiter mit einander gemein, als daß Beides in Vieler Munde ist; aber einst waren die Turner auch die für die Idee deutscher Einheit Begeisterten. Weil es keine Einheit in Großen und Ganzen geben kann, wenn sie nicht im Kleinen und Einzelnen geschaffen wird, deßhalb bildete sich unter den auf den Hochschulen studirenden Jünglingen eine Burschenschaft, ein Verein, der die Geschiedenheit der Studirenden in Landsmannschaften mit der Zeit aufheben sollte. Weil bei der Gesundheit des Körpers auch die Seele gewinnt und ein in dem Knaben- und Jünglingsalter gekräftigtes Mannsgeschlecht die sicherste Bürgschaft gegen die Feinde ist, die gegen Deutschlands Freiheit einen Versuch zur Unterjochung wagen könnten, deßhalb wurde von den Burschen geturnt. Wir können, weil die Zeit die Rechtfertigung und Anerkennung gebracht hat, nun um so ruhiger und leidenschaftsloser vor uns die Erinnerung an damals treten lassen, als deutsche Gesinnung und Turnen durchaus zu etwas Strafwürdigen sollte gemacht werden. Noch lebt der alte Turner Jahn, für den sich in unsern Tagen wieder eine so rege und thätige Theilnahme gezeigt hat. In jener Anschwärzungsperiode, die wir meinen, erklärte er in seiner derben Sprache mit Bezug auf ausgestreute Verleumdungen: „Ein Weib, das an Weiberkeuschheit zweifelt, ist gewiß eine Hure; und ein Mann, der

Digitized by Google

nicht an Männermuth glaubt, ist sicherlich ein Hundsfott. Nach altdeutschem Spruch und Brauch gehört auf die Lüge die Schelle und auf die Schelle das Schwert." Jahn, hieß es damals, hätte auf den Turnplätzen demagogische Politik jeder Art (?) getrieben. Einen Sand wollte man in ihm entdeckt haben, weil man zufällig zwei Dolche bei ihm fand, die er vom Feldzuge her noch hatte, wie die meisten Lützowschen Jäger, und die nach dem Feldzuge von ihm zum Holzschnitzen und Zuckerschlagen gebraucht worden waren. Er wurde gefangen gesetzt. Man wird gern einen Brief lesen, den er an seine Frau aus der Haft sendete. Hier ist er: „Ich flehe noch immer vergeblich um Verhör und Gehör. Eine schöne Zeit des Sommers habe ich nun im Bauer verlebt, und gerade die, wo ich alljährlich gewohnt war, meiner Gesundheit wegen zu wandern. Das schmerzt. Wenn das Opfer dem Vaterlande nützt, so ist auch dies willig gebracht; nur bin ich schwach, die Gründe einzusehen. Was mögen die denken, so mich haben verhaften lassen und als einen überwiesenen Erzbösewicht fest halten? Ich bin Sohn, Gatte und Vater und liebe herzlich die Meinen, und die sollte ich freiwillig im Stich lassen? Ich habe vom Staate 1000 Thlr. Gehalt, und die sollte ich verlaufen? Und zu einer Zeit, wo ich mich angelegentlichst um Erhöhung bemüht habe? Ich entlassener preußischer Offizier! Und mein Name ist doch auch Etwas werth! — Eine Untersuchung ist mir recht erwünscht; wenn sie bald und schnell erfolgt, so will ich meine heimlichen Anschwärzer für meine redlichsten Freunde anerkennen. Bei der Untersuchung muß ich doch pflichtmäßig von meinen Lebenswerken, von meinen Verdiensten um's Vaterland reden, was ich bis jetzt aus Bescheidenheit nicht thun wollte. Ich glaube, das hat mir Schaden gethan. Mag sein."

(Schluß folgt.)

Der Mann im Betgemach.

(Fortsetzung.)

Obschon Renata von Anjou im Geheimen Beschützerin der neuen Kirchenlehre war, so hinderten sie doch gesellschaftliche und häusliche Verhältnisse dies öffentlich zu bekennen, zumal da sie zu jenen sanftmüthigen Frauen gehörte, die lieber dulden als widerstreben. Die sie umgebenden Personen am Hofe ihres Gemahls, des Herzogs von Ferrara, waren fast alle streng katholisch, und es bot sich der edlen Frau daher keine Gelegenheit dar, durch Austausch gewonnener Meinungen gegen Gleichgesinnte die aufgefaßten Glaubenslehren zu vervollständigen und in sich zu befestigen, ja man mußte annehmen, daß die äußeren Formen, die sie stets in ihrem höchsten, weltlichen Glanze vor sich entfalten sah, wohl geeignet wären, sie anzuziehen, die Bande, welche sie an die neue Glaubenslehre fesselten, zu lockern, ja sie zur alten Kirche zurückzuführen. Deßhalb auch faßte Calvin den Entschluß, das edle und einflußreiche Glied für die neue Gemeinde, die noch so sehr jedes Steines zum Ausbau bedurfte, wieder zu gewinnen oder fester zu ketten und mit dem kühnen Glaubensmuth, der ihm eigen war, wagte er sich in die Mitte des fanatisch-katholischen Italiens, wagte sich in die Nähe des Papstes, in ein Fürstenthum, das man fast ein Landgut Roms nennen konnte, an den Hof eines Fürsten, der wohl mehr aus Staatsklugheit, als aus innerer Ueberzeugung seiner Lehre, die er als einen Eingriff in die Rechte der Kirche ansah, entgegen war, in einen Palast, wo er höchstens auf den Schutz einer Frau rechnen konnte, die er kaltsinnig für seine Religionsansichten halten mußte, — wagte dieß Alles allein, um einer Frau den Trost des Evangeliums zu bringen. Doch sein Scharfblick hatte ihn dießmal nicht getäuscht. Der feurige Eifer für ihr Seelenheil, der Muth, die überzeugende Wohlberedtheit, die Begeisterung Calvins wirkte auf die Fürstin, belebte und verstärkte in ihr den erkalteten religiösen Sinn und wandelte sie, die Halbgläubige und Wankende, in eine aufrichtige und eifrige Tochter des Evangeliums um. Kurz vor Calvins Ankunft hatte der Herzog eine Reise nach Modena angetreten, und man konnte annehmen, daß dieß geschehen sei, nicht allein um sich gegen seine Gemahlin zuvorkommend artig zu beweisen, sondern auch wohl um für deren Handlungen nicht verantwortlich sein zu müssen. In dem innersten Raume des Palastes, in dem Betgemach, in welchem noch vor wenigen Jahren Lucretia Borgia Gräuel ersonnen und vielleicht ausgeführt hatte, fand der geliebte Lehrer sichere Wohnung, und in demselben Zimmer, worinnen die Tochter eines Papstes mit Liebhabern und Giftmischern sich zusammengefunden hatte, saß jetzt Renata von Anjou und hörte in reiner Ehrerbietung mit ungeduldiger Freude auf die gehaltreichen Worte eines Lehrers der Reformation. Nur zwei Personen theilten mit der Herzogin das Geheimniß der Anwesenheit Calvins und den Nutzen seines Unterrichtes; dieß waren die zwei Jungfrauen, mit denen wir den Leser bereits bekannt gemacht haben.

Die beiden Herren, die so ganz ohne Ceremonie von den Damen — denn auch Julie hatte sich rasch entfernt — verlassen worden waren, blieben überrascht und stumm vor Staunen stehen.

„Sie verbergen vor uns etwas da drinnen." Mit diesen Worten unterbrach endlich der Abt das längere Schweigen, und spöttisch erwiederte der Junker darauf:

„Eine Bemerkung, die ich also nicht allein gemacht habe."

„Und es ist dieß ein Mann!" fuhr der Abt fort.

Digitized by Google

„Ja! ein Mann!" seufzte Michael und rief darauf ungestüm, wie für sich selbst: „ein Mann, durch zwei Frauen verborgen, muß ein Beichtvater oder ein Liebhaber sein!"

„Beide können uns schaden!" rief der Abt.

„Nicoletta ist wetterwendisch und leicht zu verleiten," sprach Michael weiter „und sie hat mir noch nichts gelobt."

„Julie ist schwärmerisch und deßhalb leicht abtrünnig zu machen, und ich habe ihr noch nichts gesagt!" ließ sich der Abt vernehmen und fügte darauf, sich dem Junker zuwendend, hinzu: „Kennt Ihr das Gerücht, welches in Ferrara umläuft?"

„Ich weiß nichts!"

„Man sagt, daß sich ein Hugenottischer Lehrer in unserer Stadt verborgen aufhalte ..... man flüstert einander dabei den Namen der Herzogin zu .... man glaubt ....."

„Es mag einem Priester freistehen, eine edle Frau zu verdächtigen," fiel Michael hastig ein und schlug an den Degen, „aber der Edelmann, der Ritter kann nicht dulden, daß man den Verdacht ausspreche."

Kaum hatte der ritterliche Jüngling diese Worte gesprochen, so kam ein Bedienter und überreichte dem Abt einen Brief.

„Er ist von Sr. Hochwürden dem Vicarius!" rief dieser, das Siegel erbrechend und bald darauf wieder schnell: „Meine Vermuthung bestätigt sich! Ich weiß, was sie von mir abwendig macht;" und dann zu dem staunenden Michael „und auch, was Nicoletta von Euch entfernen wird."

„Schreibt der Vicarius das?"

„Sie verbergen einen Mann von noch nicht achtundzwanzig Jahren, sag' ich Euch."

„Den muß ich sehen!" rief der Junker heftig.

„Dann sind wir jetzt einig," sprach der Abt, „zu beseitigen giebt es nichts; ich bin zu Allem bevollmächtigt, doch — vor allen Dingen müssen wir gewiß sein, — dürft Ihr etwas wagen?" Darauf flüsterte er ihm einige Worte zu.

„Nicoletta ist für mich, die Herzogin ist nicht leicht zu beleidigen ..... wenn ich nur einen geringen Verwand habe ..... ich versichere es Euch! ....."

Eine halbe Stunde später wurden die Frauen durch ein lautes Klopfen aus ihren frommen Betrachtungen aufgeschreckt, und Nicoletta eilte an die Thür des Zimmers, Michael war es, der sie störte.

„Fort von hier Vermessener!" rief Nicoletta ihm zu.

„Signora! Briefe für ...."

„Fort! zurück in das andere Zimmer," fuhr sie fort, Michaels Worte nicht beachtend, indem sie dabei die Thür kaum so weit geöffnet hielt, daß eine Maus hätte hindurchschlüpfen können.

Michael mußte zurück, und das Schlimmste dabei war, daß er nichts gesehen hatte. Die Signora kam zwar bald darauf zurück, doch ihr Gesicht war ohne Lächeln und sehr ernst.

„Die Frau Herzogin ist sehr unzufrieden mit Euch, daß Ihr es waget, Sie in der Stunde, wo sie allein zu sein wünschte, zu stören."

„Die Frau Herzogin hat keinen Grund über mich erzürnt zu sein. War es nicht besser, daß ich, der gewöhnliche, diensttHuende Junker, diesen Brief von Monsignore und diesen anderen vom Bischof hereinbrachte, als ein fremder Diener?"

„Nein!" erwiederte sie sanfter, „allein hatte es denn so viele Eile?"

Der junge Edelmann faßte nun flehend ihre Hand. „Nicoletta, um Gottes willen saget mir, wer ist der Mann, dem Ihr hier einen Zufluchtsort gewährt?"

„Wiederholt nicht eine so unverschämte Frage!" entgegnete sie mit so viel Zorn, als sie mächtig werden konnte.

„Schwöre mir nur bei der Liebe, die ich zu Dir im Herzen trage, daß der Mann kein Geliebter von Dir ist."

„Ich schwöre nicht bei einer so geringfügigen Sache, wie die Liebe eines Mannes."

„Signora! Ihr bringt mich zur Verzweiflung! Beim Himmel, ich werde nicht ruhen, bis ich den Mann gesehen habe. Ich wage die Gunst der Herzogin, alle Vorrechte meines Standes, mein Leben daran; ich stecke den Palast in Brand und bringe ganz Ferrara in Aufruhr, wenn ich nicht von Euch erfahre, wem Ihr einen Zufluchtsort gewährtet."

„Ich weiß, daß es keine Unbesonnenheit giebt, deren Ihr nicht fähig wäret."

„Ich will fromm sein, wie ein Lamm, wenn ich es erfahre."

„Ich sehe gern einen Herrn kniend; nun so höret denn, aber saget dem Abt-Kapellan nichts davon. Er möchte Julie lästig werden." Er horchte voll Erwartung. „Also, es ist ein Domherr aus Frankreich, der das Cölibat der Priester abzuschaffen kommt."

Michaels Gesicht glänzte voll Freude lustiger Befriedigung.

„Nicoletta," sagte er darauf sehr ernst, „wenn der dadrin niemand Anderes ist, als Calvin, so sagt mir es. Wahrlich! verbergt es mir nicht ..... es könnte Euch ..... es könnte ihm ..... höchst nöthig sein ..... und es würde auch mich beruhigen," fügte er herzlich hinzu. „Der Kapellan hat Befehle, die ihn betreffen ....."

„Ich habe kein Recht mehr zu sagen," rief sie und schnell ihm die Briefe entnehmend, eilte sie fort.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gustav-Adolf-Stiftung.

In dem an den König von Baiern gerichteten Promemoria des Dr. Zimmermann zu Darmstadt kommen folgende Stellen vor: Mir vor Allen muß es unendlich schmerzlich sein, einen Verein, zu dessen Gründung ich in Begeisterung für meinen Glauben, in Anhänglichkeit an meine Kirche, in Liebe zu meinen Glaubensbrüdern aufforderte ꝛc., in einem deutschen Lande verboten und in einem Lichte dargestellt zu sehen, das, wenn es wirklich das rechte Licht wäre, ihn allen deutschen Fürsten und allen deutschen Patrioten mit Recht verdächtig machen müßte. — Sollte, was die Katholiken für die Ihrigen zu thun, für heilige Pflicht halten, nicht auch den Protestanten heilige Pflicht sein im Hinblick auf ihre Glaubensbrüder? — Was Gustav Adolf mit dem Schwerte gethan, das wollen wir für unsere Glaubensbrüder mit unsern Gaben thun, wir wollen sie unserm Glauben erhalten. — Wir wollen durch unsere Gaben keinen Andersgläubigen herüberziehen, sondern nur den Unserigen aufhelfen. — Die deutsche Eintracht, wie sollte sie gefährdet werden durch unsern Verein? — Daß wir Deutsche im Glauben nicht Eins sind, das ist ja eine 300jährige Wahrheit. Aber daß man verschieden im Glauben und doch von Bruderliebe zu seinen andersdenkenden Volksgenossen erfüllt sein kann, beweist das nicht die Geschichte mit herrlichen Zeugnissen? Hätte man die Einheit im Glauben nicht wieder erzwingen wollen, nie hätte es einen 30jährigen Krieg gegeben. — Ist es denn nicht einer der häufigsten Vorwürfe der katholischen Kirche gegen uns, daß uns jede Einheit mangle? Hier ist einmal eine Einheit des Wirkens, und nun sollte sie verwerflich sein? Ew. Majestät, wir verstoßen mit unserer Wirksamkeit gegen die Gesetze keines Staates, wir mischen uns nicht in die Verhältnisse der Gemeinden, wir locken sie nicht an uns, wir hören von ihrer Lage, vernehmen ihre Bitten und wir suchen zu helfen. Wir umgehen auch nicht die Behörden. — Was wir treiben, was wir wollen, liegt offen da vor Aller Augen, wir haben keine geheimen Artikel, wir wollen Niemanden zu nahe treten. — Versuchen wollte ich es, den Beweis zu liefern, daß die Nachrichten über den Verein der Gustav-Adolf-Stiftung, welche Ew. Majestät erhalten haben, nicht der Wahrheit die Ehre geben.

G†.

Feuilleton.

Je strenger am Buchstaben in Sachen des Glaubens gehalten wird, desto leichteres Spiel haben die Gegner. Bei den Angriffen auf die evangelische Geschichte in neuster Zeit ist das buchstäbliche Verstehen mancher Stellen, die sich allerdings dem Buchstaben nach vernünftigerweise nicht vertheidigen lassen, der Stützpunkt zum Theil gewesen, von wo aus man den Angriff machte. Das hat denn doch, wie man schon zu bemerken Gelegenheit hat, die gute Folge gehabt, daß auf Seiten der sich vorzugsweise als gläubig und christlich betrachtenden theologischen Partei jetzt dagegen gesagt wird, um die Richtigkeit des Angriffs zu zeigen, Das und Jenes sei nicht so buchstäblich zu verstehen.

Seit den letzten Jahren ist von den protestantischen Theologen mehrfach der Artikel von der Kirche, also auch und vorzugsweise ihr Verhältniß zum Staate, besprochen worden. Der Hauptpunkt ist immer der, daß man am liebsten es sähe, wenn es möglich würde, alle weltlichen Beamten bei den die Kirche betreffenden Angelegenheiten zu verdrängen. Das wird aber nie gelingen und wäre, wenn es gelänge, gewiß nicht gut; denn die evangelische Geistlichkeit hat, eben weil sie Geistlichkeit ist, so viel Anlage zur Hierarchie, wie die katholische und die Priester aller Völker und Zeiten. „Es sei ein Pfäfflein noch so klein, es möchte gern ein Päpstlein sein.“

Man hat oft gesagt, daß diejenigen Protestanten am meisten der Gefahr einer Hinneigung zum Katholicismus ausgesetzt wären, welche mit ihrem Glauben starr an alten Kirchenformeln hängen und von einer zeitgemäßen Auffassung des Christenthums Nichts wissen wollen, namentlich am meisten gerade die Dogmen zum Mittelpunkte und zur Hauptsache des Glaubens machen, von denen es doch nur zu gewiß ist, daß sie sich ursprünglich unter dem Einflusse jüdischer und heidnischer Vorstellungen gerade so, wie sie die Kirche darstellt, gebildet haben. Da nun die katholische Kirche in Dogmen und Gebräuchen viel vom jüdisch-heidnischen Elemente hat und ihr ein starres, von Zeitfortschritten abwendiges Beharren eigenthümlich ist: so ist natürlich, daß Protestanten von dem vorhin bezeichneten Glauben ihr nicht fern stehen und nicht ohne Grund jene Behauptung ist, die auch sprüchwörtlich, wie bekannt, so ausgedrückt wird: Der Weg nach Rom geht über Herrnhut. Wirkliche Uebertritte zu der jenseitigen Kirchenpartei wollen wir nicht als Beweis anführen; aber das sei noch erwähnt, daß die Stabilen und Irrationalen im Glauben sich jetzt dadurch des Katholisirens verdächtig machen, daß sie das Liturgische im evangelischen Gottesdienste wollen mehr hervorgehoben wissen, und zwar Manche fast mit Beeinträchtigung der Predigt. So schlug Prof. Schmieder in Wittenberg bei einer Conferenz zu Gnadau in diesem Jahre vor, daß der Hauptgottesdienst, nämlich der Vormittagsgottesdienst, vorzugsweise liturgisch sein sollte, und wollte die eigentliche Predigt auf den Nachmittag verwiesen haben.

Ott.

Eine Urkunde vom Jahre 1605 enthält „eine zärtliche Versicherung“ Rudolphs, Grafen von Sulz und Landvoigts zu Hagenau, daß er seine Gemahlin Agatha, verwittwete Gräfin von Hanau, „bei ihrer Religion lassen wolle.“ Die Versicherung lautet buchstäblich: „Ich Rudolph, Grave zu Sulz, versprich bei meiner grävlichen Ehr, oder der T—l hohl mich, daß ich meine künfftige Gemahlin bei der Religion pleiben lassen, auch am wenigsten zum Abfall keinen Anlaß geben will. Ich hab droben zwei Bibeln, hat sie nicht genug dran, so will ich ihr noch zwei geben, sie lese nur dapfer und fleißig drin. Zudem nehm ich ihren Leib und nicht ihre Seele. Ich pleib bei meiner Religion, drinne ich von Jugend auferzogen bin. Will sie nicht in Himmel, so fahr sie in die Höll. So denn Kinder sollten anfallen, so wird die Zeit mit sich bringen, in welcher Religion sie sollen auferzogen werden. Rudolph Grave von Sulz ꝛc. ꝛc.“

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 56. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Sängers Wunsch und Klage.

Unter Palmen möcht' ich wohnen,
Deren Blätter Kühlung streun,
Möcht' in strohgeflechtner Hütte
Harmlos mich des Daseins freun.

In dem trauten Kreis der Meinen
Leicht auf Matten hingestreckt,
Mich an süßen Früchten laben,
Halb von frischem Grün verdeckt.

Ruhen möcht' ich, wo die Myrthe
Sich zu Lauben zart verflicht,
Wo von dicht belaubten Zweigen
Man die Purpurtraube bricht.

Träumen, wo in kühlen Grotten
Mich das tropfende Gestein,
Wie mit Aeols Harfentönen,
Wiegt' in sanften Schlummer ein.

Wandeln möcht' ich, wo im Thale
Saron Ros' an Rose blüht,
Wo in dufterfüllten Hainen
Der Orange Gold erglüht.

Blumenkränze möcht' ich winden
Auf der Wiese bunter Au,
Froh durchschwärmt von Schmetterlingen
Und umglänzt vom Morgenthau.

Von der Quelle möcht' ich trinken,
Die aus Bergkrystallen springt,
Und, zu klarem Bach ergossen,
Ihren Lauf durch Blumen schlingt.

In des Ganges heil'gen Fluthen,
Von der Welle lind umwallt,
Möcht' die heiße Brust ich kühlen,
Wenn Gesang vom Ufer schallt.

Mild von Mondesglanz umflossen
Möcht' in leicht bewegtem Kahn
Ich auf stiller See mich wiegen,
Sanft nach selbstgewählter Bahn.

Tragt, ihr Träume, mich hinüber
In ein schöneres Gefild,
Zaubert mir in holder Täuschung
Eines Paradieses Bild.

Ach! ich sitze hier gefangen
Tief in Nacht und Einsamkeit,
Hör' in grauenvollem Schweigen
Jeden leisen Schritt der Zeit.

Höre keines Liedes Klänge,
Keiner Rede lauscht mein Ohr,
Höre nur das dumpfe Dröhnen
Von des Kerkers Eisenthor.

Lausche keines Bächlein's Falle,
Keines Vogels muntern Sang,
Es verscheucht des Kerkers Stille
Nur der Schlüssel rauher Klang.

Sehe nicht des Himmels Bläue,
Nicht der Sonne goldnen Schein,
Ihrer Strahlen milde Wärme
Dringt nicht labend zu mir ein.

Schaue nicht den Glanz des Mondes,
Keinen Stern in heller Pracht; —
Nur der Assel düstrer Schimmer
Leuchtet durch die tiefe Nacht.

Digitized by Google

Fühle nicht das Wehn der Lüfte,
Ihres Fittigs sanften Flug; —
Schaudre nur bei offnem Fenster
Vor der Nachtluft kaltem Zug.

Keine Blumen seh' ich blühen,
Schlürfe keiner Blüthe Duft,
Athm' in schwer beklommnen Zügen
Nur des Kerkers feuchte Luft.

Sprengt, ihr Träume, sprengt im Sturme
Meiner Fesseln starres Band,
Tragt mich hin auf kühnem Flügel
In der Freiheit schönes Land!

E. Gr.

Vertrauen wir der Zeit.

(Schluß.)

Der Wunsch schneller Untersuchung und Befreiung wurde ihm nicht erfüllt. Jahre lang wurde Jahn aus einem Kerker in den andern gebracht, mußte während dem seine Familie entfernt von sich hinsterben sehen und die beste Kraft vergeuden, ehe er einen Gerichtshof fand, der Gerechtigkeit ohne Scheu und ohne persönliche Rücksichten übte und ihn frei sprach. — Mit kräftigen Worten trat Passow in Breslau („Turnziel" 1818) den Turnfeinden entgegen: „Am unversöhnlichsten hassen und verfolgen diejenigen das Turnwesen, denen der seit dem großen Kurfürsten in Thaten ausgesprochene Grundgedanke des preußischen Staates, felsenfeste Stütze der Freiheit und der Wahrheit zu sein, ein Greul ist. Diese kennen jetzt nichts Entsetzlicheres, als durchgreifende, fortrückende Erhebung des gesammten Volks zur höchsten Bestimmung des Menschen, zu übereinstimmender Entwickelung aller von Gott verliehenen Anlagen des Leibes und der Seele. Vor dem Aufgange eines sich so gleichmäßig verbreitenden Lichtes schwinden freilich die nächtlichen Vorurtheile, die feindseligen Spaltungen zwischen den Ständen. Von solchen Finsterlingen, die man mit dem altdeutschen Namen der Schmalzgesellen nicht übel bezeichnet hat, wird billig zu meist gefürchtet, was das Volk vereinet." Durch diese und ähnliche Aeußerungen traf Passow den Nagel auf den Kopf. Eben deßhalb warf sich das Heer der Turnfeinde auf ihn, weil er sie mit ihrer Tendenz entlarvt hatte, und starr ihre Verdächtigungsmaxime befolgend, brachten sie doch am Ende, wenn auch nicht, wie unsre Zeit beweist, für immer, doch für damals das Turnen in Verruf und bewirkten, daß es überall verboten wurde, obgleich die vom preußischen Staate veranlaßte Untersuchung über die vorgebliche Schädlichkeit der Turnübungen, welche dem geheimen Medicinalrathe von Könen aufgetragen wurde, gerade das Gegentheil von dem ergab, was die Anschwärzer beabsichtigten, und andere Beamte und Behörden der Regierung sich für das Turnen erklärten; ja selbst das Consistorium zu Köln forderte die Schulbehörden auf, „mit Nachdruck dahin zu wirken, daß die Hindernisse, welche Unwissenheit, Vorurtheil, oder böser Wille der Verbreitung der Turnkunst etwa entgegen stellten, beseitigt würden." So bleibt es denn wahr, daß die Zeit die beste Rechtfertigerin ist; aber doch hat fast ein Menschenalter dazu gehört, ehe das Turnen zu Ehren gekommen ist.

G†.

Der Mann im Betgemach.

(Fortsetzung.)

Der Inhalt der Briefe versetzte die Anwesenden im Betzimmer in Sorge und Angst. Die Herzogin erbleichte, als sie die Briefe gelesen hatte und sah dann mit so viel Besorgniß im Blick auf Calvin, daß dieser, es bemerkend, sich mit den Worten zu ihr wandte: „Bezieht sich der Inhalt auf mich, edele Frau, so sprecht, ich kann Alles hören!" Wirklich war von ihm die Rede. Hercules d'Este benachrichtigte in dem Schreiben seine Gemahlin, daß er bereits am folgenden Morgen zurückzukehren gedächte, um für die gewissenhafte Ausführung der päpstlichen Befehle zu sorgen. Diese Befehle aber, deren ihr Gemahl Erwähnung that, wurden Renata aus dem Briefe des Bischofs von Ferrara genauer bekannt und es betrafen diese allerdings Calvin, der als Priester der kirchlichen Gerichtsbarkeit unterworfen war. In dem Briefe ermahnte der Bischof die Herzogin, Calvin auszuliefern zu lassen, wenn sie dessen Aufenthalt kenne, wenn dies aber nicht der Fall sei, doch alles Mögliche beizutragen, damit man des Genannten Zufluchtsort auffinde, und er erwähnte dabei, daß er auch vom Herzog berechtigt worden sei, der Hülfe der weltlichen Macht sich zu bedienen, wenn etwa Calvin sich zu widersetzen beabsichtigen sollte. Dies war so gut als ein Todesurtheil für den Reformator, denn einmal in Roms Gewalt, war für ihn keine Hoffnung mehr, und es war wohl auch unfehlbar des Herzogs Absicht, durch die Mittheilung an seine Gemahlin, deren Gast Gelegenheit zu lassen, sich durch die Flucht zu sichern. Konnte er noch in der Nacht entfliehen, war er gerettet. Doch wie, wohin wollte er fliehen? Von dem Vicarius, welcher in Abwesenheit des Bischofs mit der Ausführung der Befehle zur Festnehmung des wichtigen Mannes beauftragt war, ließ es sich wohl erwarten, daß er sich des ihm gewordenen Auftrags mit ganzem Eifer unterziehen werde, da er, gelang die Festnehmung Calvins, sich ein Verdienst erwarb, dessen Anerkennung man in Rom nicht unterlassen haben würde. Man mußte annehmen, daß er sofort nach Eintreffen der Befehle alle Maßregeln ergriffen haben werde, die Calvins Ent-

Digitized by Google

kommen unmöglich machen dürften, und die Herzogin ersah aus den Mittheilungen ihres Gemahls, daß sie von der Stunde an aufgehört habe, Gebieterin des Palastes zu sein, ja daß man keinen Anstand nehmen werde, sie mit Spionen zu umgeben, die alle ihre Schritte beobachten würden. Die Herzogin war sich bewußt, daß ihr Einfluß den geliebten Lehrer nicht schützen könne, und verzweiflungsvoll hob sie die Hände zum Himmel, da sie nicht eine Gelegenheit sah, das theuere Haupt zu retten, welches sich für sie und nur allein für sie der Gefahr ausgesetzt hatte, in welcher er jetzt umkommen sollte. Und Julie, die sanfte, schwärmerische Jungfrau, deren zartes Wesen so wenig solchen Erschütterungen gewachsen war, ergriff im rathlosen Schmerz die beiden Hände des Lehrers, als wollte sie dessen Scheiden verhindern, und rief mit einer Leidenschaft, deren man sie kaum fähig gehalten hätte: „Ich will mit Euch sterben."

„Hier ist nicht die Rede davon, mit ihm zu sterben, sondern davon, wie wir ihn retten," sprach Nicoletta, die, trotz der Gefahr, die Geistesgegenwart nicht verloren hatte und ihre Thränen zurückdrängte, um freier nach einem Rettungswege aus dieser Noth aussehen zu können. Zu den verschiedenen Entwürfen der Frauen hatte sie bisher ganz geschwiegen, endlich aber sprach sie mit einem Lächeln, das bei der Herzogin Aerger erregte: „Wahrhaftig, unsere Sache ist noch nicht so ganz hoffnungslos. Wenn der ehrwürdige Herr und meine hohe Gebieterin mir erlauben wollen, noch eine Person in unser Geheimniß zu ziehen, für deren Treue ich bürge, so wird diese uns wahrscheinlich zur Rettung behülflich, mindestens ein kräftiger, nicht zu verachtender Bundesgenosse sein."

Ohne Bedenken rief die Herzogin rasch: „Thue in Gottes Namen, was Du willst, Mädchen! Eine Verschlimmerung unserer Lage ist kaum denkbar, kaum möglich; allein bedenke, welch' ein kostbares Leben Dir anvertraut ist!"

„Des Herrn Wille geschehe mit mir!" sprach Calvin, als sich Nicoletta rasch entfernte, und es waren dieß die ersten Worte, welche er in Beziehung auf sich selbst sprach. Ruhig und mit einer Ergebenheit, die von der Kraft seines Glaubens zeigte, hatte er die weinenden und klagenden Frauen getröstet, gleichsam als ob ihr Loos, nicht das seine Grund ihrer Erregung sei, und daß das, was die Zukunft bringen könne, nicht für ihn, nein nur für die Mitleidvollen eine Prüfung werden solle. Es war erhebend zu sehen, wie dieser Mann, über dessen Haupt das scharfe Schwert eines geistlichen Gerichts schwebte und dessen Hände vielleicht jetzt zum letzten Male ohne Fesseln waren, voll Vertrauens und freudigen Hoffens in Gott zu den Frauen sprach, die doch, wenn er auch fiel, ruhig fortleben konnten; — es war erhebend, Calvin zu sehen, ruhig das Auge zum Himmel gerichtet, gegenüber der Königstochter, die niedergebeugt dem Schmerz zu unterliegen schien.

Als nach einem langen Zwischenraum voll Erwartung und Sorge Nicoletta endlich zurückkehrte, zeigte deren Gesicht ein Etwas, was augenblicklich die Züge ihrer Gebieterin und ihrer Freundin erhellte; — es war mehr als Hoffnung, es war volle Sicherheit daraus zu lesen. Sie hatte Michael mit in das Geheimniß gezogen, und sobald dieser nur wußte, daß es keinem Nebenbuhler galt, war er mit Leib und Seele zu ihren Diensten, und sie hatte nun auch sogleich mit ihm einen Plan entworfen, so vermessen und gewagt und doch so romanhaft zugleich, daß er nur allein in zwei Köpfen, die zusammen keine vierzig Jahre erreicht hatten, erwachen konnte; bei dessen Ausführung aber Frauenlist zeigen sollte, was sie vermöge, und Frauenmuth, was er wage.

„Der Bundesgenosse ist aufgenommen," sprach sie, „allein ich habe ihn erkaufen müssen, indessen zu einem Preise, welchen er doch dereinst ohnedieß von mir erhalten haben würde;" setzte sie langsam und erröthend hinzu. „Ich weiß bereits Mehres, was uns nützen wird, wenn nur meine Durchlauchtige Gebieterin und der ehrwürdige Herr und meine liebe Julie sich ein kleines Wenig in das fügen wollen, was ich von ihnen fordern werde."

Natürlich erfolgte die Zustimmung, selbst die Calvins, da dieser ein zu guter Christ und es sich zu wohl bewußt war, daß er für sein Werk, für seine Bestimmung noch leben müsse, als daß er nicht jedes sich darbietende Mittel hätte ergreifen sollen, das ihm Rettung verhieß.

Nicoletta begann damit, Renata d'Este auf einen unbescheidenen Besuch vorzubereiten, der ihr überraschend zu Theil werden würde, dann Calvin einen Platz in dem, an das Betzimmer grenzenden Alkoven anzuweisen und endlich Julie zu benachrichtigen, daß sie vor allen Dingen bei den Entwürfen sich ihres Namens bedienen müsse, „wenn" fügte sie hinzu, „Ihr gewiß etwas für ihn thun wollt."

„Für ihn Alles!" antwortete Julie mit leuchtenden Blicken.

„Nun das ist gut, denn es ist allerdings dießmal der Zweck, der die Mittel heiligen muß, und deßhalb soll der Ehrwürdige auch nicht mehr davon erfahren, als unumgänglich nöthig ist. Ich fordere weniger die unmittelbare Theilnahme von Euch, als die Erlaubniß, in Eurem Namen handeln zu dürfen. Vergönnt mir, ein wenig eine lächerliche Hoffnung zu erregen, die nie erfüllt werden soll. Während wir zum Heil der ganzen evangelischen Christenheit den frommen und erleuchteten Mann retten, müssen wir zugleich ungeziemende Wünsche und thörichte Einbildungen auf eine Weise bestrafen, welche diese für alle Zeiten heilen soll, um ganz deutlich zu sein, wir müssen ein Spiel treiben mit dem Abt-Capellan."

Digitized by Google

„Nicoletta!“ rief hier langsam die Herzogin, „in einer Stunde, wie diese, zu scherzen, ist eben so sündhaft, als vermessen.“

„Um des Himmels Willen! Bringe mich nicht mit dem Capellan in Berührung,“ fügte Julie erbleichend hinzu, „ich fühle den größten Abscheu vor seinen lächerlichen ....“

„Den haben auch wir;“ fuhr die kleine Dame kopfschüttelnd fort, „belästigen?! Warnungen! — als ob unsere Lage nicht Alles rechtfertigte, was nicht eben Sünde ist. Gott bewahre mich, edele Frau, daß ich scherzen sollte; ich bin in Wahrheit ganz ernsthaft. Und Ihr, liebe Julie, könnt auch ruhig sein, später soll zu Eurer Rechtfertigung, zu Eurer Ehre Alles aufgehellt werden, und sollte etwas Schuld — oder Unehre zwischen liegen, so falle diese ganz auf mich. Will dann mir diese Niemand vergeben, so tröste mich das Bewußtsein, ihn gerettet zu haben, und möge mein Heiland, der mein Herz kennt und mich durchschaut, dereinst weniger streng mich richten, als jetzt die Menschen.“

Der plötzliche Uebergang von Scherz zum Ernst, vom Lachen zu Thränen, der, wenn auch dem Charakter der Jungfrau eigen, doch von den beiden Damen noch nie so hervortretend bemerkt worden war, rührte diese und ließ sie schnell Beruhigung fassen, was die Vorschläge Nicoletta's anlangte, ja es bestärkten deren Worte auch ihr Vertrauen auf ihre Treue und Zuverlässigkeit, die ihnen ohnedieß immer unverdächtig erschienen war. Man war nun einig, Alles Nicoletta's Sorge zu überlassen, und es geschah dieß gerade zur rechten Zeit, denn eben wurden sie von dem angekündigten Besuch überrascht.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Der Kaiser von Rußland und Horace Vernet.] Vor zwei Jahren, heißt es in der **Revue de Paris**, als Horace Vernet in der russischen Hauptstadt sich befand, wurde er eines Tages zum Diner nach der am Meere gelegenen kaiserlichen Villa Alexandria bei Peterhof geladen, wo man in einem engeren Zirkel beisammen war: nur der Kaiser, die Kaiserin, die Großfürstin Olga, der französische Maler und einige der vertrautesten Personen des kaiserlichen Hofes waren anwesend. In dem Augenblick, als man sich zur Tafel setzte, traf ein Courier ein. Der Kaiser öffnet die Depesche und ruft: „O mein Gott, der Herzog von Orleans ist aus dem Wagen gestürzt! Doch scheint der Fall nicht so bedenklich, daß man sich zu beunruhigen braucht. Vermuthlich — fügte er hinzu, indem er die Depesche zusammenfaltete — ist es ein ähnlicher Sturz wie der, den ich vor sechs Monaten gethan; morgen werden die Zeitungen die Nachricht bringen, er sei gestorben, und in vierzehn Tagen erfahren wir, daß der Prinz vollkommen wieder hergestellt sei.“ — Die einen Augenblick unterbrochene Conversation war bald wieder aufgenommen; man sprach über dies und jenes, und der Kaiser zeigte sich geistreich, liebenswürdig, voll Offenheit und Zuvorkommenheit. Gegen das Ende des Diners trifft jedoch ein zweiter Courier ein, und dieser bringt die Nachricht von dem Tode des Herzogs von Orleans. Man kann sich nicht denken, welchen Eindruck diese Depesche machen mußte, die wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel kam, denn die erste Depesche hatte durchaus nicht darauf vorbereitet. Der Kaiser theilte die furchtbare Nachricht nicht ohne Bestürzung mit, und nach einigen der Sache angemessenen Worten, denen man die innere Bewegung ansah, zog sich der Kaiser nach seinen Zimmern zurück. Alle persönliche Antipathieen hatten in diesem Augenblicke aufgehört, und die alten Abneigungen gegen den jüngern Zweig der Bourbonen waren einer rein edelmüthigen, menschlichen Bewegung gewichen. Das war nur noch der Vater, der Familienvater, der die Seinen vor Augen hatte und dabei einen anderen königlichen Vater beklagte, welcher eben vom Schicksale so hart getroffen worden. Wenn der Kaiser in diesem engen Zirkel die Tafel verläßt, so ist es Sitte, ihn nicht zu begleiten: er zieht sich allein nach seinen Zimmern zurück, und wenn er Jemand zu sprechen wünscht, so läßt er ihn zu sich rufen. Diesmal war es Herr Horace Vernet, der bald darauf zu Sr. Kaiserl. Majestät befohlen ward, welche sich lange Zeit und zwar in den wärmsten Ausdrücken mit ihm über das Ereigniß vom 13. Juli unterhielt, und als der Künstler seine Absicht zu erkennen gab, sofort nach Paris zurückzukehren, sagte ihm der Kaiser, indem er ihm die Hand reichte: „Gehen Sie mit Gott; Sie sind es dem Könige schuldig: trösten Sie ihn und sagen Sie Sr. Majestät besonders, wie sehr ich das Unglück empfinde, das ihn betroffen, wie sehr ich und meine Familie Theil nehmen an dieser ihm auferlegten neuen Heimsuchung; sagen Sie ihm das ja, lieber Vernet, und wenn je .....“ hier brach der Kaiser ab, indem er mit der Hand an die Stirn faßte. Dergleichen Worte vergessen sich nicht, und ohne daß man, wie so viele Journale, sich auf Conjecturen zu legen braucht, darf man wohl in diesen Worten den Anlaß zu der rein auf Courtoisie beruhenden Mission suchen, die Herr Horace Vernet bei dem Kaiser Nikolaus während seines Aufenthalts in London hatte. Herr Horace Vernet besitzt das Vertrauen des Königs; er war es, der den Beileidsbezeigungen des Kaisers als Dolmetsch diente; darf man sich also wundern, daß der König die Gelegenheit dieses Besuches in London ergriff, um der erhabenen Person für die bei so schmerzlicher Gelegenheit bewiesene Theilnahme zu danken, und daß er dazu den Mann ausersah, der jene Worte des Friedens überbracht hatte, und der übrigens beim Kaiser sehr gern gesehen ist?“

Das Gasthaus zum weißen Roß in der Stadt X. hatte ein kleines halbverwischtes Schild. Ein Reisender wollte daselbst einkehren, konnte aber das Schild nicht erkennen. Zufällig stand der Wirth vor dem Hausthore. „Wo ist denn hier das weiße Roß,“ fragte der Fremde. — „Das bin ich,“ rief der Wirth freundlich, „belieben Euer Gnaden nur hier abzusteigen.“

Saphir erzählt: „Ich kündigte einst einem Mädchen an, sie werde einen Bräutigam bekommen, und sie erröthete. Erröthen Sie nicht, mein Kind,“ sagte ich, „wenn Sie nicht geneigt sind zu heirathen, so sollen Sie keinen Bräutigam bekommen. Nun erblaßte sie. Sie bekam keinen Bräutigam und ergraute später.“

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 37.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Die Nonne.

Was allein das Herz verbrochen,
Büßen soll es nun der Leib,
Himmelsbraut und Gott versprochen
Bin ich dennoch nur ein Weib;

Unter schweren Geißelhieben
Fließt umsonst mein heißes Blut,
Sündig nennet ihr mein Lieben —
Wißt ihr denn, wie Liebe thut?

Hären Hemd quält meine Glieder,
Stachelgürtel meinen Leib,
Dennoch fühl' ich's immer wieder,
Daß ich nur ein liebend Weib.

Wenn ich vor den Altar trete,
Denk ich seufzend nur an Ihn,
Ihn verdrängen nicht Gebete,
Chorgesang und Disciplin.

An des Heilands heil'ger Krippe
Knie' ich weinend, schmerzerfüllt,
Heinrichs Namen auf der Lippe,
In der Brust sein theures Bild.

Das allein ist mir geblieben,
Ach! umsonst quält ihr den Leib,
Ich kann nichts als — Lieben, Lieben,
Bin allein ein liebend Weib!

George Hesekiel.

Der heilige Franz von Sales.

Nach Quellen.

Von

B. G. Förster.

Mehrere Schriftsteller haben das Leben dieses Heiligen beschrieben; derjenige von ihnen, der am häufigsten angeführt wird, ist der Abbé Marsollier, Canonicus und Dechant der Kathedrale zu Uezez, welcher 1711 diese Biographie in zwei Octavbänden herausgab. Es ist gut für den Forscher, dieses Werk einigermaßen zu kennen, welches, wie man gar nicht läugnen kann, gut geschrieben ist und sich angenehm lesen läßt.

Um die Geschichte seines Heiligen empfehlungswerth zu machen, sagt uns der Verfasser, daß dieselbe nach den Denkschriften abgefaßt ist, welche die Visitantinerinnen ihm geliefert haben. Man weiß zwar, daß Franz von Sales der Stifter dieses weiblichen Ordens war; allein es ist zu fürchten, daß jene Quelle Manchem nicht für die Beste gelten mag. Herr Languet, früher Bischof zu Soissons, hat in dem Leben der berühmten Marie Alacoque, einer Nonne von demselben Orden, gezeigt, daß man sich in große Verlegenheit bringen kann, wenn man nach den Aufsätzen arbeitet, welche von gutmüthigen, geistlichen Frauen in der Verborgenheit eines Klosters niedergeschrieben worden sind.

Die Verfasser der verschiedenen Biographien unseres Franz von Sales haben es nicht vergessen, die Mühe zu berichten, welche derselbe, noch als Coadjutor seines Vorfahren, anwendete, um den bekannten Beza in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen, woraus man ihm ein großes Verdienst gemacht

Digitized by Google

hat und was allerdings eine, seiner würdige Eroberung gewesen wäre. Er ging an dieses Werk mit um so größerm Eifer, als er vom römischen Hofe aus besondern Auftrag dazu hatte, und eben mit dieser Sache beginnen wir unsere kleine Abhandlung. Man erwarte indeß nicht, daß wir etwas Zusammenhängendes über das Leben des heiligen Franz liefern wollen, denn wir werden uns mit einigen abgesonderten Einzelnheiten begnügen, ja, man wird uns wohl sogar manchmal erlauben müssen, einen eben vorliegenden Gegenstand einstweilen bei Seite zu setzen, wenn irgend eine nicht ganz unwichtige Nebenidee uns in den Sinn kommt.

Alle Biographen des heiligen Franz von Sales berichten, daß er dem oben genannten Beza drei oder vier Besuche zu Genf machte. Sie vergessen auch nicht, zu bemerken, daß er sich dadurch mancher Gefahr ausgesetzt habe, und daß es für einen Mann seines Charakters eine fromme Verwegenheit gewesen sei, Genf zu betreten. Dieses Alles hat, wie man wohl sieht, den Zweck, seine Schritte verdienstlicher zu machen.

Clemenz VIII. befiehlt ihm in einem Breve vom 1. October 1596, den Versuch zu wagen und nichts zum Gelingen desselben zu sparen. Um den Eifer des Papstes für die Bekehrung Beza's zu rechtfertigen, giebt der Abbé Marsollier folgende vortheilhafte Schilderung von diesem Priester.

„Jedermann weiß, daß Theodor von Beza der „berühmteste Geistliche der Calvinistischen Partei war; „er war ohne Widerspruch einer der größten Schöngei„ster seines Jahrhunderts, denn er sprach und schrieb „mit höchster Zierlichkeit in Prosa und in Versen; die „Calvinisten betrachteten ihn als einen außerordentli„chen Mann, und sein Ruf unter ihnen stand so hoch, „daß er nicht mehr steigen konnte. Er befand sich „schon damals in vorgerücktem Alter, hatte aber nichts „von seiner schönen Laune verloren, und die Sanft„muth seines Benehmens, so wie seine angenehme Un„terhaltung hatten ihm eine so große Menge Freunde „erworben, daß er in der ganzen Partei eben so geehrt, „als geliebt wurde."

Der Abbé erzählt hierauf, was bei dem ersten Besuche des Dechanten Franz von Sales geschah. Der erste Punkt war, daß er Beza'n fragte, ob er nicht glaubte, daß man in der römischen Kirche das Heil erlangen könne. Beza dachte einige Zeit nach, ehe er antwortete, worauf er jedoch anerkannte, man könne dort wohl seine Seele retten; allein diese Kirche sei mit zu vielen Ceremonien und menschlichen Practiken beladen, und der Weg zum Himmel sei in der reformirten Kirche mehr geebnet. In der Folge der Unterredung handelte man mehrere Controverspunkte ab, mit denen wir jedoch die Leser verschonen.

Besser wird es wohl sein, wenn wir die Art und Weise erzählen, wie Franz von Sales mit Beza zusammenkam. Dieser Punkt ist aus einem Manuscript der Bibliothek zu Genf gezogen. Sobald Franz in Genf angekommen war, begab er sich nach Beza's Wohnung und wurde in einen großen Saal geführt, wo er Calvins Bildniß mit folgender Unterschrift fand:

Hoc vultu, hoc habitu, Calvinum sacra docentem
Geneva felix audiit,
Cujus scripta piis toto celebrantur in orbe,
Malis licet ringentibus.

Beza ließ etwas auf sich warten, und während dessen belustigte sich der Fremdling damit, diese Verse zu travestiren, indem er aus denselben, blos durch Veränderung einiger Wörter, eine bittere Satyre gegen Calvin machte. Nach den ersten Begrüßungen sagte er zu Beza, er hätte, um sich die Zeit zu vertreiben, eine kleine Veränderung mit der Unterschrift des Bildnisses vorgenommen, worauf er die Verse folgendermaßen recitirte:

Hoc vultu, hoc habitu, Calvinum insana docentem
Geneva demens audiit,
Cujus scripta piis toto damnantur in orbe,
Malis licet ringentibus.

Der calvinische Priester verstand Scherz, und solcher Freimuth mißfiel ihm nicht. Nach diesem heitern Anfange schritt man, wie schon gesagt, zu etwas Ernsthafterem, jedoch ohne allen Erfolg.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann im Betgemach.

(Fortsetzung.)

Es war der Capellan, der ohne Beachtung der üblichen Ceremonie eintrat; — Michael folgte ihm.

Es fiel der Herzogin nicht schwer dem Eingetretenen die Verachtung gewahren zu lassen, die zu zeigen Nicoletta ihr vorgeschrieben hatte, denn sie fühlte solche in Wahrheit. Als der Abbate die drei Frauen so ruhig mit Tapisserie-Arbeiten beschäftiget sah, und vorzüglich als die Herzogin von Ferrara, die Gütige, die Niemand unverdient ein hartes Wort zu sagen pflegte, aufstand und mit tiefem Unwillen in dem sonst so sanften Blick ihn ansah, da erst fühlte er, was er begonnen habe, indem er die Ruhe der Herzogin störte und sich gegen diese verging. Er war deßhalb auch so verlegen, wie ein schlichter Bürger, der sich plötzlich in die Mitte eines glänzenden Kreises versetzt sieht. Traten auch die Ehrerbietung, welche er für die Herzogin fühlte, und die Galanterie, die er gegen Julie zu beobachten pflegte, sichtlich in Widerstreit mit der ihm übertragenen Pflicht, so unterließ er doch nicht, seine Blicke forschend im Zimmer umherstreifen zu lassen, und man sah es, daß er das unangenehme Gefühl einer unerwarteten Täuschung kaum zu unterdrücken vermöge, indem er Michael zuflüsterte: „Wir haben uns betrogen, sie würden nicht so ruhig hier sitzen, wenn

Digitized by Google

er hier verborgen wäre." Er begann nun einige Entschuldigung wegen seines unbescheidenen Eindringens zu stammeln, diese fielen aber so armselig, so verworren aus, daß selbst Julie voll Mitleiden sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, das indessen wenig geeignet war, ihn zu beruhigen. Michael benahm sich besser; allein ein aufmerksamer Beobachter würde haben leicht bemerken können, daß er nur eine Rolle abspiele, die er gut memorirt habe. Er ergriff statt des Capellans das Wort und theilte der Herzogin im Namen des Vicarius Alles mit, was uns bereits bekannt ist: — die Muthmaßung, daß Calvin in Ferrara sei — den entstandenen Verdacht, daß dem Reformator von der Frau Herzogin in ihrem Palaste eine Zufluchtsstätte gegönnt worden sei, — sprach dann von den strengen Maßregeln, die bereits genommen worden wären und noch genommen werden sollten im Namen seiner Heiligkeit und mit Genehmigung des Herzogs, und endigte endlich damit, daß er sie demüthig bat, den Anordnungen des Capellans keine Hindernisse entgegenzusetzen, wenn diese sie auch befremden müßten, ja ihm zu verzeihen, wenn etwas dabei ihr beleidigend erscheinen würde, indem Alles, was er vornehmen würde, nur allein dazu dienen solle, um vollständig zu beweisen, daß die Gebieterin von Ferrara jener That ganz fremd sei, welcher man sie beschuldige. Michael sagte dieß Alles mit so festem Ernste, daß der Abt Gervasio ihm freundlich zustimmend zunickte, und Nicoletta ein schalkhaftes Lächeln kaum mehr bemeistern konnte.

„Meines Gemahls Willen kennend, werde ich weder Jemand hindern zu thun, was er für seine Pflicht hält, noch die Erfüllung derselben ihm übel deuten," erwiederte die Herzogin, „allein wünschen muß ich, daß man mich mit Untersuchungen, wie die gegenwärtige, ferner wo möglich verschonen möge, und so wollt Ihr Euch denn sogleich überzeugen, daß der Mann, den Ihr suchet, nicht hier ist."

„Wir sind davon überzeugt, gnädigste Frau," antwortete Michael, „und wir haben nun Ihro Durchlaucht nur noch zu benachrichtigen, daß man für nöthig gefunden hat, alle Ausgänge des Palastes diese Nacht mit Wachen besetzen zu lassen;" — und darauf entfernten sich Beide unter tiefen Verbeugungen. Der Abt warf im Abgehen noch einen Blick auf Julie, der diese um Verzeihung zu bitten schien.

In der ersten Dämmerungsstunde desselben Tages saß Abt Gervasio mit gebeugtem Haupt, den Blick zur Erde gerichtet, in dem Zimmer, welches ihm zu seinem Gebrauch im herzoglichen Palaste eingeräumt war. Bewegt von einer Leidenschaft, eben so thöricht als ungeziemend, und gebeugt unter Mühen und Lasten, die für seinen schwachen Geist ein zu großes Gewicht hatten, drang er sich selbst den Glauben auf, daß es auf der ganzen Erde keinen unglücklicheren Menschen geben könne, als ihn, Gervasio, und unter ungereimten Wünschen und Berechnung von Möglichkeiten fühlte er sich krank. In dieser aufgeregten Seelenstimmung hörte er plötzlich seinen Namen rufen und fühlte seine Schultern leicht berührt.

„Herr! Sie erwartet Euch!" sprach Juliens kleiner Mohrenknabe zu ihm.

„Wer?"

„Die Signora!"

„Deine Signora?"

„Ihr werdet es sehen, wenn Ihr folgen wollt."

„St. Gervasio sei gedankt! Sie will mich sehen," rief der entzückte Abt und folgte dem Knaben, ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen.

Sie, die ihn erwartete, hatte diesen Beweis seiner rücksichtslosen Uebereilung richtig vorhergesehen und nöthig, um weiter gehen zu dürfen. Es war Nicoletta, die der Abt fand. Tief erröthend aus Verlegenheit über das, was ihm ein Irrthum zu sein schien, wollte er sich sogleich wieder entfernen, wurde aber von Nicoletta zurückgehalten.

„Ihr habt Julie zu finden gehofft, ist es nicht so?" fragte sie ihn mit einem Lächeln. „Läugnet nur nicht, Signor Abbate, wir Frauen errathen, wissen so etwas, ohne daß man es uns sagt."

„Ach Signora, wenn Ihr es wißt ..... ich bin der unglücklichste aller ......"

„Aebte!" unterbrach sie ihn spöttisch, „das kann sein, allein ich stehe auf dem Punkte, Euch glücklich zu machen ......" sie wartete einen Augenblick ..... „denn," — wiederum Zögern — „ich bin hier, um mit Euch über sie zu sprechen."

„Ueber sie zu sprechen?"

„Ja, Signore, Ihr wißt doch, was sie bedroht?"

„Doch kein Unglück, hoffe ich?"

„Mindestens etwas, was sie dafür hält. Morgen kommt der Herzog zurück."

„Und weiter?"

„Was weiter?" Nun wißt Ihr denn nicht, daß der alte Gouverneur von Spoleto, Hippolite Strozzi mit ihm kommt?"

„Was aber hat Signora Julie mit diesem zu schaffen?"

„Insofern etwas, weil sie von Morgen an nur zwischen dem Aufenthalt in einem Kloster von strenger Regel und seiner runzlichen Hand zu wählen hat; — weil sie ihn heirathen soll, weil die Oberhofmeisterin, ihre Stiefmutter, sie zum Aeußersten zwingen wird, — weil Monsignore, unser Herr, diese Verbindung befohlen hat und vollzogen sehen will; mit einem Worte, es macht sie Alles dieß höchst unglücklich, sie ist rathlos und deshalb bereit zu den verzweifeltsten Schritten. Hab't Ihr denn von diesen Allen nichts gehört, nichts geahnet?"

„In der That, ich erinnere mich, daß in der letzten Zeit die Signora mir sehr schwermüthig erschien."

„Ganz recht! und habt Ihr denn heute Mittag,

Digitized by Google

als Ihr uns im Betzimmer der Herzogin eben so höflich als unerwartet einen Besuch machtet, nichts bemerkt?"

„Sie hat mich angeblickt," erwiederte der Abt in einiger Verwirrung.

„Und lag nicht etwas Flehendes in ihren Blicken?"

„Ach! ich hab dieß anders gedeutet."

„Dann sicher falsch, denn seht, Signore Abbate, sie erwartet Rettung von Euch."

„Von mir?" wiederholte er mit sichtlichem Erstaunen.

„Von keinem Andern. Und ich bin es, die ihr diese Hoffnung in den Kopf gesetzt hat. Hört denn: Bei Ankunft ihres Gemahls wird es der Herzogin nicht sogleich möglich sein, für Julie sich zu verwenden, obschon Ihro Durchlaucht ihre Vermittlung zugesagt hat, weßhalb sie ihr erlauben will, einstweilen den Palast heimlich zu verlassen und sich außerhalb Ferrara in der Villa San-Carlo verborgen zu halten. Es ist dieß für sie im Augenblick der einzige Weg, um dem Zwange und andern Unannehmlichkeiten zu entgehen. Michael und ich hatten dazu einen Plan entworfen, welchen wir denn auch zur Ausführung gebracht haben würden, allein — merkt wohl — die leidige Geschichte mit dem Hugenotten kommt uns dazwischen; denn nicht wahr, man wird uns nicht gestatten, heute Nacht mit Julie den Palast und die Stadt zu verlassen?"

„Daran denkt nicht, liebes Fräulein, es stehen doppelte Wachen an allen Ausgängen und Pforten, und Niemand wird durchgelassen, selbst wenn er einen schriftlichen Befehl der Herzogin vorzeigen könnte. Allein wenn ich ....,. doch nichts wird je die Signora Julie bewegen können, mit mir in ein und derselben Sänfte ...."

„O! wahrhaftig doch! ..... Noth und Angst veranlassen zu Vielem. Doch nein, im Ernst, wer hat Euch denn gesagt, daß Julie's große Abneigung gegen Strozzi nicht noch einen andern Grund habe, als dessen hohes Alter, und zwar einen, der für Euch günstig ist?"

„Ach, sie war mir noch nie durch ein Wort ...."

„Sind dieß denn nicht Gefühle, die ein Weib eher errathen läßt, als ausspricht? Und überdieß, würde dieß Euch nicht ein unbezweifeltes Recht auf ihre Dankbarkeit geben? Und ist denn die Kluft zwischen Dankbarkeit und Freundschaft so groß? Allein Ihr müßt bescheiden sein, höchst bescheiden, ritterlich wie ein Malthefer und voll Ehrerbietung wie Petrarca; — begreift wohl — selbst ein Wort könnte sie beleidigen."

„Mit meinem Leben wollte ich der Signora dienen, allein ...."

„Doch?" fragte Nicoletta, so gleichgültig als es ihr möglich war, obschon ihre Wangen erbleichten.

„Allein, ich wage zu viel, des Herzogs Zorn; die Oberhofmeisterin; der Bischof ....."

„So will ich denn gehen und ihr sagen, daß Ihr keinen Muth habt und sie sich ihrem Schicksale unterwerfen muß, daß ...."

„Um des Himmels Willen! liebe Signora, thut das nicht," rief der arme Abt, sie mit ängstlicher Geberde zurückhaltend, „ich will sie retten, rette sie sicher ..... noch in dieser Nacht; ich werde für Alles sorgen, was nöthig ist, ich werde ......"

„Bravo! Abbate, Ihr verdientet, daß ich Euch umarmte! — das heißt, wenn Julie zu San-Carlo ist," rief die Fröhliche und klatschte in die Hände und sprang um den Abt herum, „so kommt denn wieder in dieß Zimmer, um sie abzuholen."

„Auf mein Wort, Signora! Und habt Ihr nicht gesagt: Dankbarkeit und Freundschaft?" rief der Leichtgläubige nicht minder voll Entzücken, indem er sich voll von freudigem Hoffen entfernte.

„Sicher, Herr Abt, so viel Dankbarkeit und Freundschaft, als Ihr nur von dieser Julie verlangen könnt."

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Eine merkwürdige Empörung war im J. 1815 während des Waffenstillstandes im Corps des Generals Rapp zu Straßburg ausgebrochen. Veranlassung dazu war der den Truppen vorenthaltene rückständige Sold. Ein Sergeant, mit Namen Dalousie, stellte sich an die Spitze derselben, verhaftete den General Rapp und suspendirte alle übrigen Generale und Offiziere. Als die Empörer zu Rapp kamen, der noch im Bette lag, rief ihnen dieser „Brigands" entgegen, was aber den Sergeanten nicht außer Fassung brachte, sondern ihn ruhig antworten ließ: „Wenn wir Brigands sind, so bist Du unser Chef." Er gab hierauf als Parole, Feldgeschrei und Losung: „Rapp, Rapin, Rapine." Von einem aus Feldwebeln, Wachtmeistern und Sergeanten in der Eile gebildeten und elend beritten gemachten Generalstabe umgeben, handhabte er die oberste Gewalt mit eben so viel Klugheit als Kraft, duldete nicht die mindesten Unordnungen und erhielt sich in einem Ansehen, dessen ein rechtmäßiger Befehlshaber sich oft nicht erfreut. Nachdem er von dem General Rapp die Auszahlung des Soldes und die Unterzeichnung einer völligen Amnestie erwirkt hatte, trat er bescheiden wieder in seine untergeordnete Stellung zurück.

[Vertheidigung.] In München klagte eine Frau ihren Mann des versuchten Todschlags an, indem er ihr Hufelands „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern," an den Kopf geworfen habe. Der Mann vertheidigte sich damit, daß seine Frau ihn vorher mit dem Buche: „Elise, das Weib, wie es sein soll," auf ähnliche Weise regalirt habe. Da empfahl der Richter den beiden Eheleuten: Knigge's „Umgang mit Menschen."

Als Jemand einen Bescheid von einem Fürsten haben wollte, legte er die Degenscheide hin und schrieb **B.** davor.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 58.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Des Todes Reise.

(Nach einer lettischen Sage.)

Tod, der bleiche, stumme Knabe,
Seine Tanne in der Hand,
Machte eine weite Reise
Durch das schöne Lettenland;

Und er kam zu unserm Dorfe,
Langsam ging er, Haus um Haus,
Klopfte hier den müden Greisen,
Dort das zarte Kind heraus.

Und die Reichen, wie die Armen,
Hüllt' er in sein Schneegewand,
Schön und Häßlich wegzuführen
Aus dem frohen Lettenland.

Sieh', er steht am letzten Hause,
Ach! an meiner Liebsten Haus,
Klingend öffnet sich das Fenster,
Liebchen schaut' nach mir heraus.

Tod, der stumme, bleiche Knabe,
Staunend blieb er lange stehn,
Liebe hatte ihn ergriffen,
Da er meine Maid gesehn.

Und er ließ die andern alle,
Hüllte sie in's Schneegewand,
Führte sie in kaltem Arme
Aus dem schönen Lettenland.

George Hesekiel.

Der heilige Franz von Sales.

(Fortsetzung.)

Nachdem Franz von Sales entweder nach Rom, oder an den päpstlichen Nuntius, Bericht über das eingeschickt hatte, was bei diesem ersten Besuche vorgefallen war, erhielt er im folgenden Jahre ein neues Breve, welches ihm befahl, wieder nach Genf zu gehen und einen zweiten Versuch zu machen, dieses Ketzerhaupt zu gewinnen; allein der heilige Vater trug zu gleicher Zeit Sorge, ihm eines der besten Argumente an die Hand zu geben, um den Irrenden zu bekehren. Er bedeutete ihn nämlich, Beza'n heilig zu versprechen, wenn derselbe nach Rom kommen wollte, so würde er für seine übrige Lebenszeit eine jährliche Pension von zwölftausend Livres zu genießen haben, und außerdem würde man ihm den Werth von Allem, was er vielleicht in Genf zurücklassen müßte, freigebig ersetzen. Das waren ohne Zweifel sehr überredende Gründe; allein sie machten auf diesen starren Geist keinesweges den Eindruck, den man in Rom davon erwartete, denn man konnte ihn nicht allein nicht verführen, sondern er verstand auch bei dieser Gelegenheit keinen Scherz, sondern fühlte sich im Gegentheil beleidigt von den unwürdigen Mitteln, die man anwendete, um ihn zu bestechen. Er betrachtete die Anerbietungen, die man ihm machte, als Schlingen des Teufels, und es entschlüpfte ihm ein „Vade retro, Satanee," indem er glaubte, hier dieselbe Antwort geben zu können, die einst der Heiland dem Versucher gab, der, um ihn zu einer Handlung der Abgötterei zu veranlassen, zu ihm sprach: „Haec omnia tibi dabo."

Diese verschiedenen Zusammenkünfte hatten also keinen Erfolg; allein da man solchen rebellischen Geist nicht besiegen konnte, so sorgte man für einen erdich-

Digitized by Google

teten Triumph, den man sorgfältig und sehr laut durch ganz Europa erschallen ließ. Man verbreitete nämlich das Gerücht, daß Beza im Jahre 1597 als guter Katholik gestorben sei, wobei man bekannt machte, als er sich seinem Ende nahe gesehen, hätte er zu Genf die reformirte Religion abgeschworen, und zwar im Beisein des Magistrats, den er zugleich ermahnt hätte, sich wieder mit der römischen Kirche zu vereinigen; ferner hätte ihn der Bischof, in Folge eines ausdrücklichen Befehles vom Papste, noch vor seinem Tode die Absolution ertheilt, worauf die Stadt den Ermahnungen Beza's nachgegeben und eine feierliche Deputation nach Rom geschickt hätte, um dem Papst ihre Unterwerfung zu versichern.

Es ist kaum zu glauben, wie schnell und weit sich dieses Gerücht verbreitete. Man schrieb es an die katholischen Höfe in Frankreich, Deutschland, Polen und vorzüglich an den Hof zu Wien. Man begreift leicht, daß diese herrliche Bekehrung noch weit mehr Glauben in Italien fand, als in jedem andern Lande. Die Ueberzeugung davon war dort so allgemein, daß sogar Genfer, die eben in Italien reisten, dadurch getäuscht wurden. Da solchen Dinge gut müssen bestätigt werden, so theilen wir hier einige Zeilen aus einem Briefe mit, den unterm 24. Februar 1598 eine bedeutende Person zu Genf aus Florenz erhielt.

„Als ich," sagt der Reisende, „im September „des vorigen Jahres zu Siena war, verließ ich ungefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang mit einem „Freunde die Stadt, um die Abgesandten aus Genf „zu sehen, welche zur großen Freude des Volkes auf „ihrem Wege nach Rom diese Nacht hier eintreffen sollten und unter denen wir sogar hofften, Sie zu sehen. „Wir blieben außerhalb der Thore bis ein Uhr nach „Sonnenuntergang, bis am Ende Jedermann sagte, „die Gesandten müßten einen andern Weg eingeschlagen „haben. Ich könnte Ihnen hierüber noch andere, eben „so lächerliche Dinge schreiben; man muß aber schweigen können, und . . . . ."

Man findet in Baile's Dictionnaire critique folgende merkwürdige Betrachtungen über dieses Gerücht vom Tode Beza's, welcher sollte vor seinem Ableben zum römischen Glauben übergetreten sein:

„Diejenigen, welche dieses Mährchen erfanden, „so wie diejenigen, die es in Umlauf brachten, kannten „das Interesse ihrer Kirche herzlich schlecht. Dergleichen Betrügereien sind wohl gegen Secten anzuwenden, die weder Schriftsteller noch Buchdrucker haben, „können aber nur schädlich sein, wenn man sich ihrer „gegen eine Kirche bedient, welche tausend Pressen und „tausend Federn besitzt . . . . . Die Genfer Geistlichen „schwiegen bei dieser Gelegenheit keineswegs, denn sie „veröffentlichten Schriften, die mit aller möglichen Authenticität bekleidet waren, um jene Lüge zu widerlegen. Eine derselben ist lateinisch und hat den Titel: „Beza redivivus."

Der Verfasser des angeführten Dictionnaire besaß die wunderbare Kunst, Nutzen aus allen Brochüren zu ziehen, die er sich verschaffen konnte und die wegen ihrer Kleinheit sonst gewöhnlich verloren gehen. Ueber den vorliegenden Gegenstand ist eine solche vorhanden, von der er sicher Gebrauch gemacht hätte, wenn sie ihm bekannt geworden wäre. Sie ist aus dem Jahre 1598 und hat den Titel: Antwort an einen Savoyischen Edelmann. Dieser Schrift sind die oben angeführten Zeilen aus dem Briefe von Florenz entlehnt, und man findet auch darin noch andere Dinge, als z. B. folgenden seltsamen Zug:

„Ein Geistlicher zu Laon theilte in der Predigt „seinen Zuhörern ein frommes Werk mit, welches er „eben wollte vollbracht haben. Er hatte nämlich durch „Einsammlung neun bis zehn Franken zusammengebracht, um funfzig Messen zur Erlösung „der armen, gebratenen Seele des bekehrten Beza lesen zu lassen."

Wir vermuthen stark, daß Beza selbst der Verfasser dieser kleinen Schrift war, denn er schrieb auch ein Gedicht voll Feuer gegen einen Jesuiten, welcher der Erfinder der Fabel von seiner Bekehrung war. „Der ehrwürdige Pater," sagt Baile, „zog auf sich „einen Hagel von satyrischen Versen, welchen recht niederschmetternd zu machen Theodor Beza's Muse, so „alt sie auch war, keineswegs unterließ."

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann im Betgemach.

(Schluß.)

Alles im Palaste Este ruhte oder schien zu ruhen. Im Betzimmer der Herzogin herrschte Schmerz und Thränen statt Ruhe und lieblichem Schlummer, welchen diese Stunde hätte bringen sollen. Todtenbleich, schluchzend saß Renata an der Seite Calvins, der ihr noch einige seiner Hauptlehren vortrug, diese ihr zu Gemüthe führte und dabei zu ihr wie beim Abschiede freierlich und beruhigend sprach. Auf einem Sessel zu den Füßen der Herzogin saß Julie mit gefalteten Händen unbeweglich und marmorbleich, die Blicke auf den Reformator gerichtet. Das matte Licht einer einfachen silbernen Lampe beleuchtete diese Scene der Freundschaft und der Thränen! Der Freundschaft! Denn die Frauen hatten es dem Manne wohl deutlich bewiesen, daß sie ihre eigene Sicherheit, ihr Leben weniger liebten als das seine, und der Mann dagegen hatte den Frauen muthig gezeigt, wie viel er für ihr Seelenheil zu wagen im Stande sei. Und der Thränen! Denn nicht mit Unrecht flossen diese, weil diese Stunde der Abschied für das Jenseit, die Stunde der Trennung für das irdische Leben nahe sein konnte. Mißglückte der gewagte und vermessene Versuch, so

Digitized by Google

bedurfte es für Haß und Strenge keines andern Vorwandes, um die Hülfe der Freundschaft zu einem, den Tod verdienenden Verbrechen zu stempeln, und das Verderben des Einen, konnte leicht das der Anderen nach sich ziehen. Es waren dies herzzerreißende Augenblicke voll Zweifel und Hoffen, von Angst und Vertrauen, und Niemand, der sich in die Lage der Frauen hineindenkt, kann und würde diesen zugerufen haben: „Eure Thränen sind ungerecht und geben Zeugniß von Eurer Schwäche. Und auch Calvin sagte dies nicht. denn er war Mensch genug, um diese zu empfinden und sie zu entschuldigen.

Da schwebte, gleich einer wohlthätigen Fee, Nicoletta in's Zimmer.

„Ehrwürdiger Herr," sprach sie, mit Mühe Gefühle bekämpfend, die doch in ihren bleichen Zügen zu lesen waren, „es ist nun Zeit, die Kleider zur Verhüllung liegen bereit, und wir haben Eile."

Als Nicoletta eintrat, überflog Eiseskälte Julie's ganzen Körper; krampfhaft ergriff sie des Lehrers Hände, und darauf überzog brennende Gluth ihre Stirn und Wangen, als erschüttere heftiges Fieber ihre Nerven.

„So geht denn mit Gott!" sprach die Herzogin.

„Ein Gebet schadet nicht," sagte Calvin darauf mit Ernst, „und so laßt uns denn zusammen beten, Schwestern! und alle unsere Sorgen Dem anheim geben, der Herr ist über Alles."

Darauf sanken alle zum Beten auf die Knie nieder, und aus Nicolettas Andacht ließ sich wohl erkennen, daß sie es tief fühlte, wie allein in des Allmächtigen Hand, zu welchen sie ihr Gebet erhob, das Gelingen des Wagnisses liege. Als endlich der würdige Mann den Segen gesprochen hatte mit dem festen, innigen Glauben an den Segen, stand er ruhig und muthig auf, reichte Renata die Hand, die diese ehrerbietig drückte und wandte sich dann zu Julie, die mit einem Schrei des Schmerzes zu seinen Füßen sank. Die Herzogin richtete Julie auf und reichte ihr den Arm zur Stütze, allein diese schien ganz unempfindlich für die schwesterliche Theilnahme ihrer Gebieterin, ja sie ergriff mit einmal Calvins ihr dargereichte Hand und sie allein sagte ihm kein Lebewohl, als er sich mit jener Hast entfernte, mit welcher man die Bitterkeit des Abschieds abzukürzen pflegt. Nicoletta, die Calvin folgte, erhielt von der Herzogin ein zierliches Kästchen von erkennbarer Schwere, und diese flüsterte ihr dabei zu: „Sorge dafür, daß er dieß mit sich nehme, es könnte ihm auf der Reise nöthig sein, und hier sind auch die Befehle an meinen getreuen Gauthier; und nun — der Himmel sei mit Dir, mein Kind, denn Du vor Allen von uns hast Muth und Klugheit nöthig!"

Kurze Zeit darauf verließen drei Personen den Palast, ohne von Jemand belästigt zu werden. Gervasio sagte die Losungsworte, die er allein kannte, und diese dienten als Schlüssel, die alle Thore öffneten. Der Abt führte die Frauengestalt am Arm, welche er für Julie hielt, in welcher wir indessen den Reformator erkennen. Eingehüllt in ein weites Reisekleid und in den dichten venetianischen Schleier, den mystischen Mezzaro, würde ein schärferes Auge selbst, als das eines eingenommenen und leichtgläubigen Thoren, Calvin für die Jungfrau gehalten haben. Denn diese war groß als Frau, er als Mann klein; seine Magerkeit ähnelte glücklich ihrer schlanken Figur, und das tiefe Schweigen, das zu beobachten vorgeschrieben war, machte ein Erkennen durch die Stimme unmöglich.

„Ich weiß doch wahrhaftig nicht, warum Ihr darauf besteht, uns zu begleiten, Signora Nicoletta," flüsterte der Abt dieser ziemlich spitzig zu.

„Vergebt, Herr Abt, eine Freundin, wie diese, konnte ich in der Zeit der Gefahr nicht verlassen."

„Ich habe Euch doch fest versichert, daß keine Gefahr vorhanden sei, denn seht, da ist bereits die Sänfte, die ich statt der Träger mit Maulthieren habe bespannen lassen. Erlaubt mir, meine geehrte Signora!" und damit ergriff er mit Zittern die unter dem Handschuh verborgenen Fingerspitzen seiner Julie, um diese in die Sänfte zu heben. Als er aber dabei wagte die ergriffene Hand leise zu drücken, ward diese mit so viel Sprödigkeit zurückgezogen, daß dem armen Mann jetzt das Herz vor Furcht klopfte, wie es früher vor Zärtlichkeit geschlagen hatte, und er unterließ nun jeden weitern Ausdruck seiner Zärtlichkeit. Nicoletta schlüpfte schnell in die Sänfte an die Seite der Freundin; ungehindert erreichten sie das Thor, das sich hinter ihnen schloß, rasch trabten sie auf dem Wege nach San Carlo dahin, und bald zogen die Treiber die Maulthiere in die Ställe der Villa ein. Nicoletta händigte dem Castellan Gauthier de Ponsonne, einem Landsmann Renata's und ebenfalls einem Anhänger der reformirten Glaubenslehre, die Befehle der Herzogin ein, fand in ihm einen treuen und eifrigen Beförderer und ..... das kühne Wagstück war gelungen. Frauenlist hatte einen Glaubensfeind dem anderen dienstbar gemacht, ein katholischer Abt hatte Johann Calvin gerettet. Die Angst, welche Nicoletta noch in der Sänfte durchbebt, und was der Reformator gedacht und gefühlt haben möge, beschreiben wir nicht und beschränken uns darauf, zu erwähnen, daß Calvin nach kurzer Ruhe in anderer Verkleidung, dießmal jedoch zu Pferde und allein, seine Flucht ungestört und ohne große Hindernisse fortsetzte. Was den Abt-Capellan anbetrifft, so machte ihn Wuth und Verzweiflung fast rasend, als ihm klar wurde, auf welchen Dank er Anspruch zu machen hätte, und er empfand den Spott um so mehr, als er gezwungen war, seinen Unmuth über die Sache zu unterdrücken, ja sogar die listige Jungfrau noch anflehen mußte, den Antheil zu verschweigen, den er an der Angelegenheit genommen hatte, da man in Rom seine Galanterie, durch welche ein so kostbarer Fang verloren ging, wohl als eine arge Pflichtverletzung betrachtet haben würde.

Digitized by Google

Wir wissen nicht, ob die Nachricht, daß Calvin das ersehnte Schweizerland glücklich erreicht habe, ihn später tröstete, allein wohl, daß Nicoletta den Preis der Bestechung, welchen sie ihrem Bundesgenossen und Rathgeber versprochen hatte, bezahlte; sie wurde sein Weib, und als Renata von Anjou später Wittwe geworden war und sich nach dem südlichen Frankreich wandte, wo sie sich öffentlich der reformirten Glaubenslehre anschloß, war das liebenswürdige Paar in ihrem Gefolge. Nur Julie war nicht bei ihnen. Der Schmerz der Trennung und die hoffnungslose Leidenschaft, die sie in sich verbarg, brachte rasch den Keim des Todes, der in ihr lag, zur Reife. Doch die Schmerzen, die sie so früh dem Irdischen entrissen, hatten sie für den Himmel gereift.

Feuilleton.

[Die deutsche Flotte.] Der erste Versuch zur Bildung einer deutschen Flotte, der in diesem Jahre durch Ausrüstung der mit 14 Kanonen umgürteten „Amazone" gemacht worden, welcher bald auch einige bewaffnete Dampfschiffe folgen dürften, hat bereits die Aufmerksamkeit des Auslandes erregt. Die **Revue de Paris** sagt darüber in einem Artikel, welcher **Progrés du Zollverein** überschrieben ist: „Unerheblich, wie dieser erste Schritt auch scheint, zeigt er uns doch, daß der Zollverein entschlossen ist, die nöthigen Opfer nicht zu scheuen, um auch unter den Seestaaten den ihm gebührenden Rang einzunehmen. Was ist auch natürlicher als ein solcher Entschluß! Weit entfernt, durch ihn überrascht zu werden, sollten wir uns vielmehr wundern, daß es so lange gedauert hat, bevor man dazu kam. Die lange Küstenstrecke, die vielen Häfen, die Deutschland besitzt — was nützten sie ihm bis zum heutigen Tage? Bremen, Hamburg, Lübeck, sind es nicht Seeplätze ersten Ranges? Sind ihre Matrosen nicht berühmt auf allen Meeren und selbst in England wegen ihrer größeren Brauchbarkeit geachtet? Sind die Mündungen der Elbe und der Weser nicht zu jeder Jahreszeit bedeckt von einem Masten-Wald? Welchen Grund giebt es also gegen eine deutsche Marine? Es kann keinen andern geben, als den, der selbst die Existenz einer deutschen Nationalität bisher sehr zweifelhaft gemacht. Mit einem Worte: die Kleinstaaterei ist es und der Mangel an Uebereinstimmung zwischen den großen Seestädten und den verschiedenen deutschen Staaten. Die Hansestädte haben sich das Meer und seinen Handel auf Kosten der binnenländischen Städte angeeignet, und da es ihnen unmöglich ist, ihr Monopol gegen das Mutterland allein zu behaupten, so stützen sie sich auf das Ausland. Der Rückenhalt der einen ist England und der andern Rußland. Diese Rivalitäten sind es, welche einen deutschen Welthandel unmöglich machen; und um sie zu paralysiren," sind des Zollvereins Bestrebungen auf die Erreichung einer deutschen Handelseinheit gerichtet. Ja, die Einheit, die von politischem Standpunkt aus bisher immer noch problematisch war, ist mit einem Male, vom Standpunkt des Handels und der materiellen Interessen aus, zu einer Wahrheit geworden, die stets mehr und mehr von den Deutschen begriffen wird."

(Mag. f. d. Lit. d. A.)

[Wunderdoctoren.] Leopold der Tugendhafte, des Hauses Babenberg, Herzog in Oesterreich und Steyer, Sohn Heinrichs Jasomirgott und Enkel des heiligen Leopold, hatte bald nachdem er seinen Beleidiger Richard Löwenherz der wenig rühmlichen Gefangenschaft auf Dürrenstein, bei den Kuenringern, entlassen, bei einem Tournier zu Grätz das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und ein Bein zu zersplittern. Da es unmöglich schien, das Bein wieder herzustellen, so verlangte der Herzog, man solle ihm dasselbe abnehmen; allein kein Wundarzt wollte sich dazu verstehen, und der Herzog ward genöthigt, selbst Hand an das Werk zu legen, welches er, freilich nach seinem besten Wissen, aber auf eine Art that, die das Uebel nothwendig vergrößern mußte. Er setzte auf die Stelle, wo er das Bein wollte abgenommen wissen, ein Handbeil und befahl seinem Kämmerer, darauf zu schlagen. Dieser führte drei Schläge, bis das Bein losgekommen und eben dadurch eine neue Zersplitterung verursacht worden ist. Es währte nicht lange, so zeigte sich der Brand, und die Wundärzte sollten wieder helfen; allein die Herren gestanden, daß sie kein Rettungsmittel wüßten, und endlich überließen sie, unter dem Vorwand, daß sie den üblen Geruch nicht vertragen könnten, den Herzog sich selbst, welcher dann auch, nachdem er viele Tage und Nächte unsägliche Martern gelitten hatte, am letzten Tag des Jahres starb. —

Nach dem Hintritt des K. Ottokar von Böhmen im Jahr 1278 kam dessen Gemahlin, Kunigunde, in Verdacht, den königlichen Prinzen, ihren eigenen Sohn, indem dieser plötzlich sehr unpäßlich wurde, vergiftet zu haben. Die Aerzte, welche man herbeigerufen hatte, kamen darin überein, daß man am zuverlässigsten den Prinzen retten könne, wenn man ihn bei den Füßen aufhinge und ihn dadurch nöthige, das Gift von sich zu geben. — Wenzel kam auch mit dem Leben davon, wie der Kaiser und Herzog Albrecht. Das Nämliche und auch zur Lebensrettung vollbrachte an Kaiser Siegmund, in einem elenden Dorfe bei Tyrnau, der eiligst aus Wien herbeigerufene Arzt seines Schwagers, des Herzogs Wilhelm, der alle Einwendungen damit entkräftete: „Solte die Gift unten ausgegangen seyn, die natur kunt es nit erliden haben."

(Hormayr.)

Lesefrüchte.

Moliere schildert die **prévention des amants en faveur de leurs maitresses** also:

Jamais leur passion ne voit rien de blamáble,
Et dans l'objet aimé, tout leur devient aimable,
Ils comptent ses défauts pour des perfections,
Et savent y donner de favorables noms.
La pâle est au jasmin en blancheur comparable;
La noire à faire peur, une brune agréable;
La maigre a de la taille et de la liberté,
La grasse est dans son port plaine de majesté;
La malpropre sur soi, de peu d'attraits chargée,
Est mise sous le nom de beauté negligée;
La géante parait une déesse aux yeux;
La naine, un abrégé des merveilles de cieux;
L'orgueilleuse a le coeur digne d'une couronne;
La fourbe a de l'esprit, la sotte est toute bonne;
La trop grande parleuse est d'agréable humeur,
Et la muette garde une honnête pudeur.

* * *

Le moment de la possession est une crise de l'amour.

(Rousseau.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 59.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Göthe.

Wie der Frühling immer wieder
Knospen, Blüthen, Keim' und Lieder
Durch der Erde Adern gießt,

So durchdringt der hohe Meister
Immer wieder alle Geister
Mit der ew'gen Schöpferkraft;

Wie das Meer in schaumgekrönten,
Laut von Donnerhall umtönten
Wogen um die Erde rollt,

So umschlingt mit Liederkränzen
Er des Erdballs weite Grenzen,
Groß und ewig, wie das Meer.

George Hesekiel.

Der heilige Franz von Sales.

(Fortsetzung.)

Durch solche Lebenszeichen zerstreute Beza vollkommen das Gerücht von seinem Tod und seiner angeblichen Bekehrung. Er lebte noch acht Jahre, denn er starb erst im October 1605. Die Beschämung, welche dieses lächerliche Gerücht über die ganze katholische Parthei mußte verbreitet haben, hätte diese für die Folge wohl sollen vorsichtiger machen; dennoch — sollte man es wohl glauben? — dennoch hat ein übel verstandener Eifer für ihre Religion einige Schriftsteller in einen Rückfall geworfen. Der Abbé Marsollier führt einen Anonymus an, der eine Biographie des heiligen Franz von Sales herausgegeben hat, worin man liest, daß Beza, als er wirklich gefühlt, daß er sterben würde, jenen berühmten Geistlichen hätte zu sprechen verlangt, mit welchem er schon mehrere Conferenzen über die Religion gehalten; da ihm jedoch diese Beruhigung wäre verweigert worden, so hätte er seinen Austritt aus der katholischen Kirche bereut und seine Irrthümer widerrufen. Baillet sagt, dieses anonyme Werk sei von einer Visitantinerin aus dem Hause Büssy-Rabulin, und gegen das Ende des 17. Jahrhunderts erschienen. Hatten wir nicht Recht, weiter oben zu sagen, daß die von Marsollier herausgegebene Biographie unseres Heiligen dadurch, daß sie nach den Denkschriften geistlicher Frauen abgefaßt wurde, um nichts besser ist?

Die leichtgläubige Schwester von der Heimsuchung leistet uns indeß hier einen guten Dienst, indem sie uns zu dem heiligen Franz von Sales zurückführt, den wir über dieser langen Digression beinahe vergessen hätten. Man erinnert sich indeß wohl, daß wir wegen dergleichen Abschweifungen im Voraus um Verzeihung gebeten haben, und übrigens giebt es auch Fälle, wo eine Nebensache so viel werth ist, als die Hauptsache. Niemals kann die, durch Parteigeist verursachte Leichtgläubigkeit genug bekämpft werden, und es ist wohl erlaubt, sich etwas von seinem Wege zu entfernen, um es zu versuchen, das Menschengeschlecht von dieser Krankheit zu heilen, denn es scheint mir, als müsse man alle Gelegenheiten benutzen, die sich dazu darbieten.

Wenn auch Franz von Sales — man sage darüber, was man wolle — niemals etwas über Beza's Geist hat gewinnen können, so hatte er auf einer andern Seite die Genugthuung, zahlreiche Bekehrungen im Chablais zu bewirken, und hierüber werden wir uns etwas weiter verbreiten, denn eben diese Mission

Digitized by Google

hat ihn am berühmtesten gemacht und am meisten dazu beigetragen, ihm einen Platz im Kalender zu verschaffen.

Chablais ist eine Provinz von Savoyen und erstreckt sich vom Genfersee bis an die Grenzen des östlich gelegenen Valais, so wie westlich bis an die Grenzen von Genf. Im Jahre 1536 nahmen die Berner dieses Land von Savoyen weg, 1564 aber gaben sie es dem Herzog Emanuel Philibert zurück, welcher mit ihnen zu Nion einen Vertrag schloß, worinnen man die freie Uebung der reformirten Religion in dieser Provinz stipulirte. Die Ausdrücke in diesem Vertrage sind bemerkenswerth, denn der Fürst spricht sich in demselben dahin aus, daß er solche Freiheit seinen Unterthanen gestattete, weil die meisten derselben in dieser Religion geboren wären, man sie also auch nicht bewegen könnte, dieselbe zu verlassen, ohne daß man Gewalt anwendete, eine Sache, die seinem Charakter gänzlich entgegen wäre. „Unsere Unterthanen," fügt er hinzu, „sollen also fortfahren sich zur reformirten Religion zu bekennen, ohne daß man sie daran weder hindern, noch dabei beunruhigen könne." Er sorgt sogar für den Unterhalt der reformirten Priester, indem er fortfährt ihnen die Besoldungen zu geben, die sie früher hatten.

Diese Vertragsbedingung wurde, so lange Emanuel Philibert lebte, ziemlich genau beobachtet; als aber 1580 sein Sohn Karl Emanuel ihm nachfolgte, nahmen die Sachen eine andere Gestalt an. Im Jahre 1589 versprach indessen der Letztere den Reformirten von Thonon, der Hauptstadt von Chablais, auf's Neue, sie zu dulden und ihnen volle Gewissensfreiheit zu lassen; dieß geschah jedoch nur, um sie einzuschläfern, denn in demselben Jahre noch fing er damit an, den Gottesdienst einiger Kirchen in Chablais zu untersagen, und im Jahr 1598 vertrieb er alle Geistlichen.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Nächte Sir Richard Cockerills.

I.

Der Untersuchungs-Geschworne.

In den ersten Tagen des Octobers 1833 setzte ein furchtbares Verbrechen ganz London in Schrecken. Es handelte sich um einen Mord, der zu Neu Dolgelly, einem Städtchen einige Meilen von Liverpool unter eben so schauerlichen als mysteriösen Verhältnissen verübt worden war. Man hatte den Leichnam eines sonderbar verstümmelten und halb verbrannten Unbekannten bei einem Einwohner entdeckt. Eine Untersuchung war unvermeidlich, der Coroner mußte auf der Stelle in dem ansehnlichsten Gasthofe des Orts zur Leichenschau schreiten. Schon gegen Mittag, und ob der Mord gleich erst seit wenigen Stunden ruchbar worden, konnte der Gasthof zum goldnen Roste die Menge nicht fassen, die sich hinzudrängte. Kaum gelang es, gehörigen Raum für die obrigkeitliche Person und die Geschwornen zu erhalten.

Mitten in den weiten Saal hatte man einen ziemlich grobgearbeiteten eichnen Tisch gestellt. Auf ihm lag der Leichnam. Diesen bedeckte ein großes weißes Tuch. Mehr als einmal schon war, trotz der strengen Gegenwehr eines Wächters, dieses Tuch von den Freunden heftiger Gemüthsbewegungen aufgehoben worden. Männer, Frauen, Kinder, alle drängten sich hinzu den Grabesvorhang zu lüften, und jeder schauderte beim Anblicke dessen, was er verhüllte, zurück.

Nicht weit davon war ein erhöhter Raum für den Coroner und die zwölf Beisitzer, die mit ihm über den Ursprung des Mordes Untersuchung anstellen sollten, eingerichtet. In England mehr als irgendwo sonst halten die Repräsentanten der Gerechtigkeit auf ein gehöriges Aeußere. Jedes Tribunal, selbst niederer Gattung, weiß es so einzurichten, daß es mehr oder weniger das Ansehn eines wohlbestallten gerichtlichen Theaters gewinnt.

Schlag ein Uhr Nachmittags erschienen zwei Constables und theilten gewissermaßen die Wogen der Menge, indem sie um einige Schritte weit den Geschwornen vorangingen. Diese letztern waren größtentheils angesehene Männer aus der Stadt oder Landinhaber aus der Nachbarschaft. An ihrer Spitze ging ein Greis von fast 70 Jahren, aber noch jugendlich frisch, der unstreitig zum Vorsitzenden bestimmt schien. Hier nur zwei nothwendige Worte über ihn. Franz Barrett hatte bei Zeiten, gleich der Ameise in der Fabel, zu sammeln verstanden und als Brauer in einer Vorstadt von Liverpool sich ein feines Vermögen erworben, dessen Renten ihm eine Nichte, ein Neffe und einige Dienerschaft in Neu Dolgelly verzehren halfen. Dort hatte er in den Angelegenheiten der Commun fortwährend ein Mittel gegen die Langeweile gesucht. Seit 25 Jahren, wo er sein Geschäft aufgegeben, war er stets bei den Assissen Mitglied der Jury, Vorsteher der Armenkasse und Kirchenältester gewesen, eine dreifache Würde, welche seinen Stolz auch auf gehöriger Höhe gehalten hatte. Vergebens trat ihm das Alter näher, vergebens bemühten sich zahlreiche Freunde und selbst sein Neffe Georg Barrett ihm begreiflich zu machen, daß die Last dieser Aemter ihn immer mehr niederbeuge, der treffliche Mann verlor gleich dem Horazischen Gerechten um so geringer Ursachen willen nicht den Muth und fand immer noch Kraft in sich, alle Communalpflichten mit Ehren zu erfüllen. Seine jetzige Pünktlichkeit bei dieser Untersuchung lieferte einen neuen Beweis dafür.

Kaum waren fünf Minuten verflossen, als Ehren-Barrett auf der Erhöhung Platz nahm und seine

Digitized by Google

Collegen um ihn her, symetrisch gereiht, sich über die vorliegende Begebenheit eifrigst unterhielten.

„Man wartet nur noch auf den Coroner, meine Herren!“ rief in diesem Augenblicke einer der Constables.

Fast in demselben Augenblicke ließ sich auch unter der Menge der Zuschauer ein dumpfes Murmeln hören, welches die Ankunft dieses Beamten ankündigte. Master Gisborne, ein Coroner in gepuderter Perücke und wahres Musterbild seiner Gattung, war ein dicker, kleiner Mann, gewaltig aufgeblasen und die Wichtigkeit eines Geschäftsmannes nachäffend, dessen Minuten gezählt sind. Wie er eingetreten, ging er an den Tisch, wo er mit unsicherer Hand den Körper des Unbekannten enthüllte, der ganz mit blauen Flecken bedeckt war, der Kopf und das Gesicht aber so furchtbar verbrannt, daß man kaum hätte glauben sollen, sie gehörten einem menschlichen Wesen an. Mr. Barrett befand sich unter den Wenigen, die, durch ein Zweigespräch behindert, noch nicht Zeit gehabt hatten, dieses Schauspiel in seiner ganzen Schrecklichkeit zu betrachten.

„Wissen Sie wohl schon, College,“ sagte halbleise einer seiner Nachbarn zu ihm, „daß der Gemordete an Gift starb? Gift, eine Mordwaffe, die in England eben so gehaßt als ungekannt ist.“

„Doch nicht so ganz ungekannt!“ antwortete der alte Brauherr. „Selbst unsere Graffschaft kennt seit langer Zeit giftige Substanzen. Schütteln sie nicht den Kopf, denn ich könnte Ihnen eine Thatsache anführen. Ja, heute sind es gerade 25 Jahre, daß ich als Geschworner, wie jetzt wieder, über eine Vergiftung zu urtheilen hatte. Ganz Liverpool denkt wohl noch daran. Es war ein merkwürdiger Fall. Der Sohn eines Lords, der mit Blausäure getödtet ward, und ein irländischer Jokey, den man hing, weil man das Giftgefäß noch bei ihm fand.“

Nach diesen Worten blickte der Restor auf den Tisch. Seit 25 Jahren spielte er eine bedeutende Rolle bei dem Criminalverfahren. Man mußte also glauben, dergleichen Anblicke könnten keinen sehr tiefen Eindruck auf ihn machen, und doch hatte er kaum den enthüllten Leichnam angeschaut, als man ihn erblassen und wie Espenlaub zittern sah.

„Ist's möglich!“ rief der alte Geschworne mit dumpfer Stimme. „Ich erkenne diese mörderischen Flecke wieder. Gott verdamme meine Augen, oder es sind dieselben, die man vor 25 Jahren an dem Leichnam des Sohnes von Lord Tyrone erblickte!“

Man zischelte auf der Geschwornenbank. Diese Worte und die Blässe Mr. Barrett wurden verschiedenlich ausgelegt. Alter, Furcht, Geistesschwäche wurden als die Ursachen seines Ausrufs angegeben. Auch hatte die Bestürzung des Greises keine weitern Folgen, da Mr. Gisborne gleich wieder in seine Amtsrolle trat und den ersten Sachzeugen hereinzuführen befahl.

(Fortsetzung folgt.)

Sehergabe.

Zschokke gedenkt in seiner „Selbstschau“ (1. Th. S. 227 ff. 3. A.) einer ihm eigenthümlichen, noch immer räthselhaften psychologischen Merkwürdigkeit, einer wunderbaren Gattung von Sehergabe, die er sein „inneres Gesicht“ nennt. „Beinahe fürcht' ich mich,“ — sagt er a. a. O. — „von dieser ein Wort zu sagen, nicht, weil man mich für abergläubig halten dürfte, sondern weil ich damit leicht Andere in abergläubigen Neigungen bestärken könnte. Und doch wär' es ein Beitrag zur Erfahrungs=Seelenkunde. Also gebeichtet.“

„Bekanntlich pflegt nicht selten das Urtheil, welches wir über unbekannte Personen, bei deren erstem Anblick, fällen, richtiger zu sein, als dasjenige, nach längerer Bekanntschaft mit denselben. Der erste Eindruck, der uns, wie durch seelischen Instinkt, zu dem Fremden hinzieht, oder von ihm abstößt, wird später, durch dessen Andersscheinen, oder durch unser Gewöhnen, endlich verdunkelt und zerstreut. Man spricht auch von unwillkürlichen Sympathien und Antipathien in solchen Fällen, und nimmt dergleichen zuweilen sogar bei Kindern wahr, denen Menschenkenntniß abgeht. Andere sind ungläubig daran und thun sich lieber ein wenig auf physiognomische Kunst zu Gute. Nun von mir.“

„Es begegnete mir zuweilen, beim erstmaligen Zusammentreffen mit einer unbekannten Person, wenn ich schweigend ihre Reden hörte, daß dann ihr bisheriges Leben, mit vielen kleinen Einzelheiten darin, oft nur diese oder jene besondere Scene daraus, traumhaft und doch klar an mir vorüberging, ganz unwillkürlich und im Zeitraum weniger Minuten. Während dessen ist mir gewöhnlich, als wär' ich in das Bild des fremden Lebens so völlig versunken, daß ich zuletzt weder das Gesicht des Unbekannten, in welchem ich absichtslos las, deutlich mehr sehe, noch die Stimme des Sprechenden verständlich höre, die mir vorher gewissermaßen wie Commentar zum Text der Gesichtszüge klang. Ich hielt solche flüchtige Visionen lange Zeit für Tändeleien der Phantasie; um so mehr, da mir die Traumgesichte sogar Kleidung, Bewegung der handelnden Personen, Zimmer, Geräthe und andere Nebendinge zeigte. — Nur um muthwilligen Scherz zu treiben erzählt' ich einmal, im traulichen Familienkreise Kirchberg, die geheimen Geschichtchen einer Näherin, die sich eben aus dem Zimmer und Hause entfernt haben mochte. Ich hatte die Person nie vorher gesehen; aber man erstaunte und lachte, und ließ sich nicht ausreden, daß ich die Verhältnisse der Besprochenen wisse; denn was ich gesagt, sei vollkommene Wahrheit. Nun erstaunt' ich nicht weniger, daß meinen Traumbildern etwas in der Wirklichkeit entspreche. Ich ward aufmerksamer, und wenn es die Schicklichkeit erlaubte, erzählt' ich denen, deren Leben an mir vorübergegangen

Digitized by Google

war, den Inhalt meiner Traumseherei, um Widerlegung, oder Bestätigung zu erfahren. Jedesmal aber folgte Bestätigung, nicht ohne Bestürzung derer, die sie gaben" *).

„Am wenigsten konnte ich selber Vertrauen zu diesen Gaukelspielen der seelischen Natur fassen. So oft ich Jemanden meine ihn betreffende Traumseherei kund that, erwartete ich mit Zuversicht, die Antwort zu hören: „So war es nicht!" Mir wandelte immer heimliches Grauen an, wenn der Zuhörende entgegnete: „So war es!" oder wenn mir, noch bevor er's sagte, seine Verwunderung verrieth, ich irre nicht. Statt vieler Beispiele führ' ich eins an, welches mich ganz vorzüglich betroffen machte.

(Schluß folgt.)

*) „Welcher Dämon inspirirt Sie? Soll ich wieder an Besessene glauben?" rief der geistreiche Johann von Riga, als ich ihm in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft seine Vergangenheit erzählte, mit der erklärten Absicht, zu wissen, ob ich mich täusche. Wir rietben lange am Räthsel herum; aber auch sein Scharfsinn konnt' es nicht lösen.

Feuilleton.

Im Jahre 1393 vermählte der Baiernherzog Johann von München seine Tochter Sophia an den Kaiser Wenzel. Der Herzog begleitete die Braut selbst nach Prag, und da er wußte, daß sein Schwiegersohn ein außerordentlicher Liebhaber von zauberischen Seltsamkeiten und den Schwarzkünsten sei, so führte er einen ganzen Wagen voll Zauberer und Schwarzkünstler mit sich. Als nun eines Tags der vornehmste dieser baierischen Künstler zur Kurzweil der Zuseher seine Blendwerke sehen ließ, näherte sich demselben ein Schwarzkünstler Wenzels, genannt Zito, mit einem bis an die Ohren aufgespaltenen Maul und verschluckte ihn sammt seinem Apparat bis auf die Schuhe, welche er, weil sie beschmutzt waren, ausspie; nachher gab er ihn wieder in einem Zuber voll Wasser von sich und gab den ganz durchnäßten Tropfen dem Gelächter der Zuseher preis, so daß die übrigen Schwarzkünstler allen Muth verloren, mit ihren Geheimnissen, wie mit ihren Schaustücken hervorzutreten. Desto freudiger setzte Zito seine Zaubereien fort, indem er vor dem Kaiser bald in seiner Gestalt, bald in einer fremden, bald in einem Kleid von Purpur und Seiden, bald in einem wollenen und abgetragenen Rock erschien. Manchmal wenn der Kaiser auf fester Erde ging, ruderte er auf dem nämlichen festen Boden in einem Nachen neben dem Kaiser her, und wenn dieser in einem mit Pferden bespannten Wagen fuhr, folgte er ihm in einem Wäglein, welches mit Hahnen bespannt war. Mit den Gästen des Königs trieb er manchmal nicht weniger seinen Spaß, indem er ihre Hände, damit sie nicht nach den Schüsseln greifen konnten, bald in Ochsenfüße, bald in Pferdefüße verzauberte, und wenn sie gähling, wann sich auf der Gasse ein Geräusch erhub, zum Fenster hinaussahen, zauberte er ihnen hohe und breite Hirschgeweihe auf die Köpfe, damit sie diese nicht wieder zurückziehen konnten, bis er sich satt gegessen und getrunken hatte. Um zu zeigen, daß er zu seinem Gebrauch so vieles Geld, als er wollte, sich schaffen könnte, zauberte er einst dreißig Heuhaufen zu eben so vielen wohlgemästeten Schweinen um und trieb sie auf das Feld, neben den Schweinen eines reichen, aber sehr filzigen Bäckers, welchem er sie anfeilte und nach dem Anbot überließ, zugleich mit der Warnung, diese Schweine nie zur Schwemme ins Wasser zu lassen. Der Bäcker achtete aber auf diese Warnung nicht und sah seine Schweine, wie sie ins Wasser traten, als eitel Heuhaufen oben fortschwimmen. Nun wollte er sein Geld wieder zurückfordern und suchte den Verkäufer allenthalben auf. Als er ihn endlich in einem Wirthshaus fand, wie er mit ausgestreckten Füßen auf einer Bank schlief, packte er ihn im Zorn bei einem Fuß, in der Absicht, ihn zu wecken, behielt aber den Fuß sogleich in der Hand, denn er war vom Schenkel ganz losgerissen. Der Zito lärmte nicht wenig darüber und zwang den Bäcker, mit ihm vor den Richter zu gehen, wo dieser auch zur Genugthuung verurtheilt wurde. Die Böhmen, wenn sie Jemand einen schlimmen Kauf verwerfen wollen, haben noch jetzt das Sprichwort: „Du wirst gewinnen, wie der Michel (so hieß der Bäcker) die Schweine."

Den deutschen Abgeordneten, die Wenzeln, zumal während des hartnäckigen Krieges der Fürsten und Städte in's Reich luden, erwiederte er, er habe im Reich nichts verloren, wer ihn anschauen wolle, möge nach Prag kommen. Das gewaltige Nürnberg entließ er um vier Fuder des besten Bacharacher-Weins aller Eide und Pflichten. — Vergewaltigung, Folterqual und Ersäufung S. Johann's von Nepomuk sind bekannt. Ueberhaupt äußerte sich Wenzel am wildesten und unbändigsten gegen reiche Prälaten, ja man konnte sich bei ihm in Gunst setzen, wenn man ihm eine Gelegenheit zeigte, solche kränken zu können. Einst erschien, da Wenzel eben bei der Tafel saß, ein Prälat, Sulco mit Namen, und brachte ein sehr zahlreiches Gefolg mit sich, vermuthlich, um demselben den Anblick von Wenzels Pracht und Herrlichkeit zu gönnen. Ein Höfling, der mit an der Tafel saß, ließ den Wenzel die Sache sogleich bemerken und gab ihm den Rath, den stolzen Prälaten bescheiden zu machen; er schrie ihn auch an, wem dies zahlreiche Gefolg angehöre, und erwartete nichts anderes, als daß der Prälat antworten würde, es gehöre ihm an, was ihm dann eine empfindliche Geldstrafe gekostet haben möchte; allein der Prälat ging sogleich auf den Wenzel zu und sagte: „Diese Leute sind alle Dein, o König, wie ich ganz Dein. Der letztere Krieg wider Baiern, wo sie mitstritten, hat es bewiesen. Ich habe sie heute mitgenommen, Deinen Hof zu zieren und Dir eine Stütze zu zeigen, auf welche Du Dich verlassen könntest, wenn Du eine nöthig hättest." Diese Rede gefiel dem eiteln Wenzel so wohl, daß er einen mit Wein gefüllten, goldenen Becher ergriff, ihn halb austrank und dem Prälaten darreichte, damit er ihn ganz leeren und zum Andenken seiner königlichen Gnade mit nach Haus nehmen sollte. — Die eine Gemahlin Wenzels, die baierische Johanna, starb an den Mißhandlungen, des am Fuße des königlichen Bettes schlummernden Kettenhundes. — Die Abenteuer mit der Bademagd Susanna sind in Lied und Bild bekannt, wie seine dreimalige Gefangenschaft durch die eigenen Brüder und Vettern, durch seine Großen, die Haft auf dem Starhenberger Schlosse zu Wildberg, dann im Wiener Praghaus im Kienmarkt, die Rettung durch die Liechtensteine, die Verborgenheit im Misthaufen, die Entführung durch den Fischer Hans Grundel über die Donau und von dort wieder durch die Liechtensteine nach ihrer österreichisch-mährischen Grenzfeste Nickolsburg sind es nicht weniger. (Hormayr.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Fünfter Jahrgang.

№ 60.  **1844.**

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 4 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Die Palme in der Wüste.

Einsam in stiller Wüste
Schatt' ich den gelben Sand,
Winke nach ferner Küste,
Traure um fernes Land.

Dem Paradies entsprossen
Hält mich die Wüste nun,
Muß fern von den Genossen,
Einsam und trauernd ruhn.

Kosend mit meinen Blättern
Spielt wohl der Abendwind, —
Brächt' er in Sturm und Wettern
Doch zur Heimath das Kind!

Morgens mit gold'nen Händen
Leuchtend die Sonne winkt,
Grüße thu ich ihr spenden,
Die zur Heimath sie bringt.

Botin der Königspalme,
Fern in der Wüste Sand,
Grüße mir alle Halme,
Grüße mein Vaterland!

Grüße der Ströme Wellen,
Küsse der Wiesen Grün,
Mache an allen Stellen
Blumen der Freude blühn!

Reiche allen Betrübten
Helfend die gold'ne Hand,
Grüße den heiß geliebten,
Grüße den heim'schen Strand! —

Ein König hat's gesungen,
Ein König, der verbannt —
Ist denn sein Lied gedrungen
Nicht hin zum Vaterland?

George Hesekiel.

Der heilige Franz von Sales.

(Fortsetzung.)

Die Mission des heiligen Franz beginnt mit 1594. Der Herzog von Savoyen vergaß, wie schon gesagt worden, alle frühern Verträge, wodurch er versprochen hatte, die Religion nicht zu beeinträchtigen; er schrieb an den Bischof Claude de Garnier, welchem späterhin Franz von Sales auf dem bischöflichen Stuhle nachfolgte, und forderte ihn auf, gute Subjecte zu wählen, welche die nöthigen Eigenschaften hätten, um mit Erfolg an der Bekehrung der Einwohner von Chablais und dessen Nachbarschaft arbeiten zu können; er versprach ihnen Schutz und Beistand in ihren Bemühungen und gebot eben deßhalb den Befehlshabern der Plätze, sie nach allen Kräften zu unterstützen. Der Herzog hatte, sobald er Herr seines Landes geworden war, allenthalben Besatzungen eingelegt, welche die Wiederherstellung seiner Religion sehr erleichterten. Man schickte also den damals ungefähr dreißig Jahre alten Franz von Sales dahin, so wie auch seinen Vetter Ludwig von Sales, der ebenfalls Priester war.

Um diesen Schritt zu bemänteln, sagte der Herzog von Savoyen, es gäbe in Chablais viele seiner Unterthanen, welche wünschten, in der katholischen Religion unterrichtet zu werden, und er müßte ihnen also die Mittel dazu an die Hand geben; gewiß ist es aber, daß die meisten dieser Unterthanen ganz entgegengesetzter Meinung waren, denn sie lebten in der Ueberzeugung, daß die Bewahrung ihrer Freiheit und ihrer Privilegien von der ihrer Religion abhinge.

Der geschickte Missionair gewann indeß eine gewisse Anzahl derselben durch seine listigen Reden, denn er besaß die Kunst, alles Anstößige zu verbergen, was es in der römischen Religion giebt, stellte dieselbe nur

Digitized by Google

von ihrer schönen Seite dar und verbreitete im Lande eine Schrift im Geschmacke der Exposition des Herrn von Meaux. Sein guter Freund, Johann Peter Camus, wendete kurz nachher dasselbe verführerische Mittel an. Er gab unter dem Titel: Avoisement des protestants vers l'église romaine, ein Buch heraus, wovon Richard Simon 1703 eine neue Auflage mit Anmerkungen besorgte.

Nachdem Franz von Sales einige Zeit daran gearbeitet hatte, seine Religion zu verkleiden und sie nur von den günstigsten Seiten zu zeigen, ließ der Herzog endlich seine Autorität mit eingreifen, um den Sophismen des Missionairs Gewicht zu geben. Er schickte 1597 das Regiment des General-Lieutenants Grafen von Martinengue nach Thonon, wo es bei den Bürgern einquartirt wurde, und er selbst begab sich bald nachher persönlich dahin. Bei seiner Ankunft bemächtigte sich das Regiment der Thore und der öffentlichen Plätze, und es erging ein Befehl an alle Reformirte, sich auf dem Rathhaus einzufinden. Der Fürst bedrohte sie und eröffnete ihnen in zornigem Tone, daß man sie auffordere, sich zu erklären, worauf er befahl, daß alle Diejenigen, die gesonnen wären, seine Religion anzunehmen, zu seiner Rechten treten sollten. Diejenigen, welche sich weigerten, diesen Schritt zu thun, wurden ihrer Aemter entkleidet und schimpflich aus dem Lande vertrieben, wozu sie nur vierundzwanzig Stunden Zeit bekamen. Dieses Verfahren kürzte die Controversen gar bedeutend ab.

Man muß also die zahlreichen Bekehrungen in Chablais zwar theils der Geschicklichkeit des Missionairs, theils aber auch den Gewaltschritten zuschreiben, welche der Herzog anwendete, um jenen zu unterstützen. Auch muß man zugeben, daß nie ein Mann die Kunst, sich in den Gemüthern einzuschmeicheln, besser verstand, als Franz von Sales. Sein Biograph sagt:

„Seine außerordentliche Sanftmuth gab seiner „Unterhaltung Reize, gegen die man sich nicht leicht „vertheidigen konnte. Man fühlte sich zu seinem Vor„theil eingenommen, sobald er den Mund öffnete, und „er gewann gleichzeitig die Achtung, wie die Zunei„gung derer, die mit ihm umgingen."

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Nächte Sir Richard Cockerills.

(Fortsetzung.)

Dieß war eine schon ältliche Frau mit einem dicken Kopfe, dunkelbraunem Gesichte und mitten auf der Stirn gescheitelten, schwärzlichen Haaren. Auf der Oberlippe ein leichter Bartanflug. Zwei graue Augen und eine stets wache Zunge. Sie hieß Johanna Coburn.

Nachdem sie die rechte Hand auf die Bibel gelegt, erklärte sie, daß sie sich seit sechs Monaten in Diensten des Sir Richard Cockerill befinde, eines allem Anscheine nach sehr reichen Mannes, der sehr friedlich in einem Landhause, eine Meile von Neu Dolgelly, lebe, und nur noch einen andern Bedienten Namens Peter habe. Sie setzte hinzu, daß ihr Herr oft krank und dafür gelte, etwas beschränkten Geistes zu sein. Man hatte dieses Urtheil auf einige Sonderbarkeiten seines Charakters und namentlich auf seine außerordentliche Vorliebe für Perlhühner und Fasane begründet, indem Sir Richard sich nicht bloß damit begnügte, sie zu ernähren, sondern ihnen auch durch ein Codicill den dritten Theil seines Nachlasses vermacht hatte. Uebrigens sah ihn Frau Coburn selten und beschäftigte sich nur mit dem Tische und Haushalte, dagegen Peter sein Kammerdiener war und in einem Stübchen neben seinem Herrn schlief, damit dieser ihn gleich rufen könne.

„Genug davon," bemerkte Mr. Gisborne, „sagen Sie uns vielmehr ganz genau, was bei Sir Richard in der Nacht vom 2. October vorging."

„O, nur Geduld, ich werde nichts vergessen," entgegnete Johanna mit bewundernswürdiger Zungenfertigkeit; „ehe ich von dieser Sache anfange, muß ich etwas weiter ausholen. Tags vorher kam Peter zu mir in die Küche. Vielleicht kennen ihn die Herren. Ein recht wackerer Bursche, immer lustig und höflich, der sich nicht wenig wundern wird, wenn er die unglückliche Begebenheit erfährt."

„Zur Sache!" rief der ungeduldige Coroner.

„Ich bin schon dabei, Sir, aber da ich hier bin, um Alles zu sagen, so will ich auch Alles sagen. Also fragte ich den Peter, sobald er in die Küche getreten war: Was giebt's Neues? Genug, versetzte er; Sie wissen, daß ich immer Lust hatte, eine kleine Reise nach Irland vorzunehmen, wo die Meinen zu Hause sind. Die Lust soll denn nun übermorgen gestillt werden. Stehenden Fußes reise ich in die Grafschaft Kilkenny. Heut Abend, sobald es dunkel wird, gehe ich fort. Sie gehen, Peter? entgegnete ich. Recht gut für Sie, aber was wird der Herr dazu sagen? — Er hat gar nichts dagegen. Täglich geht es ja besser mit ihm, und überdieß hat er mir einen sehr wichtigen Auftrag gegeben. — Einen Auftrag? — Ja, ja! Die Vortrefflichkeit der Tauben in Kilkenny ist bekannt. Ich habe ihm mein Wort geben müssen, zwei Paar von der ausgesuchtesten Race mitzubringen. Dafür sollen Sie während meiner Abwesenheit meine Dienste übernehmen. Sie haben ja nicht eben viel dabei zu thun. Zweimal des Tages den Perlhühnern Futter zu geben und des Herrn Zimmer rein zu halten. Dann ihm von Zeit zu Zeit, wenn ein Anfall von Melancholie eintritt, einen Aufguß von Löffelkraut einzugeben, und wenn kein Schlaf kommen will, drei Tropfen Laudanum darunter zu mischen. Das ist Alles? Ist das Ihnen recht, Johanna? — Reisen Sie in Gottes

Digitized by Google

Namen, ich will Alles redlich besorgen. Adieu Peter, glückliche Reise! Und darauf ging er und ich sah ihn nicht wieder. So verstrich der Tag. Mit einbrechender Nacht ging ich selbst aus, um etwas einzukaufen. Als ich wieder nach Hause kam, ging ich in den Saal. Mein Herr saß dort im Lehnsessel und sagte, daß Peter seine sieben Sachen einpacke, um in einer Stunde fortzureisen. Darauf ging er selbst in sein Schlafzimmer, rief mir aber noch zu: Laß Tom unsern großen Hund los von der Kette und gehe dann schlafen, ich brauche Dich nicht mehr. Das that ich denn auch, meine Herren. Gegen Mitternacht wurde ich jedoch von einem furchtbaren Geschrei aufgeweckt. Man konnte Herrn Richards Stimme leicht dabei erkennen. Da ich glaubte, er sei unwohler geworden, eilte ich zu ihm, aber profit! Seine Thüre war zugeschlossen. Als ich nun das Ohr an's Schlüsselloch legte, hörte ich ihn umhergehen und sehr laut sprechen. Er schien sich zu beklagen, zugleich aber auch zu drohen. Oefters ließ er unter andern wirren Reden das Wort **Mörder** hören und wiederholte dann mit furchtbarem Tone: **Geh! Geh fort!** Nach einigen Augenblicken hörte dieser sonderbare Lärm auf. Ich klopfte wieder an. Vergebens! Keine Antwort! Immer mehr erschrak ich und war schon entschlossen, einen Pächter zu Hülfe zu rufen, der keine 200 Schritte von uns wohnt, als Sir Richard selbst in Pantoffeln und Schlafrock in der Eingangsthür erschien. Er war blaß wie eine Leiche, gab mir ein Zeichen herein zu kommen, schloß die Thür wieder, sah mir in's Gesicht und sagte mit einer Miene, die er vergebens ruhig erscheinen zu lassen sich bemühte: Seit Du zu Bette gegangen warst, Johanna, habe ich einen Besuch gehabt. Einen Besuch, Sir, rief ich; mir bebten alle Glieder. Man spricht seit einiger Zeit von Räubern, welche die Gegend unsicher machen. Jetzt rollten seine Augen plötzlich voll Schrecken in ihren Höhlen und ich hörte, wie ihm die Zähne klapperten. Fürchte Dich nicht, Johanna, sagte er. Mein Besuch war kein Straßenräuber, wie Du vielleicht denkst. Uebrigens braucht man keine Furcht mehr vor ihm zu haben. Er wollte mich anfallen, aber er ist todt. Er hat sich eben selbst vergiftet. Da ich wußte, daß mein Herr krank sei, so glaubte ich, er bekomme einen von den Anfällen, von denen sein Kammerdiener gesprochen hatte, und es schien mir an der Zeit, ihm den vorgeschriebenen Trank zu reichen. Trinken Sie diese Tasse Löffelkraut, Sir, sagte ich also. Ein paar Schlucke davon werden Sie beruhigen. Das soll ich trinken? rief er noch immer stehend, nahm die Tasse und warf sie an die Wand, daß sie in tausend Stücke zerbrach. Gott soll mich behüten, Johanna, das ist ja Gift! Gift! völlig überzeugt nun, daß mein armer Herr delirire, bat ich ihn, sich zu Bette zu legen. Bewahre! bewahre! Johanna, sagte er mit einer Art von Schauder; geh' Du selbst, wenn Du den Muth hast, gehe still in die Kammer, ganz leise, und drücke dem Todten die Augen zu. Immer mehr beunruhigt durch den Sinn dieser Worte und von dem Verlangen beseelt, zu erfahren, ob nicht mein armer Herr von einem schweren Traume gepeinigt worden sei, entschloß ich mich endlich bis in den Hintergrund der Schlafkammer zu gehen. Da fand ich denn auf Sir Richards Bette denselben Leichnam, der jetzt mitten in diesem Saale liegt. Der nackte Körper lag ausgestreckt vom Kopfkissen bis zum Fußende, Arme und Beine lang aus, wie man eben Gestorbene zu legen pflegt. Blutig traten die Augen aus ihren Kreisen, Gesicht und der größte Theil des Halses und der obern Brust waren verbrannt. Von Schrecken bei einem so gräßlichen und unerwarteten Anblicke ergriffen, stürzte ich zu der Kammer wieder heraus und schrie aus Leibeskräften. Da suchte mich Sir Richard bei meinen Kleidern zurückzuhalten, aber ich entfloh ihm. Mit Einem Satze lief ich nun in die benachbarte Pachterwohnung. Dort erzählte ich, was Sie eben gehört haben, und früh Morgens darauf wurde Sir Richard, als des Mordes verdächtig, arretirt, in demselben Augenblicke, wo er, von dem nächtlichen Auftritte ganz wieder beruhigt, wie gewöhnlich seinen Thee verlangte."

(Fortsetzung folgt.)

Sehergabe.

(Schluß.)

„An einem Markttage in der Stadt Waldshut kehrt' ich hier mit zwei jungen Forstzöglingen (die noch leben), von einer Waldbereisung ermüdet, Abends im Gasthof zum Rebstock ein. Wir speiseten an der zahlreich besetzten Wirthstafel zu Nacht, wo man sich eben über allerlei Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Schweizer, über **Mesmers** Magnetismus, **Lavaters** Physiognomik u. s. w. herzlich lustig machte. Einer meiner Begleiter, dessen Nationalstolz die Spötter beleidigte, bat mich, etwas zu erwiedern, besonders einem hübschen, jungen Mann, der uns gegenüber saß und den ausgelassensten Witz trieb. Gerade das Leben desselben war an mir vorbeigeschwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne, als ich ihn? Das wäre denn doch mehr, als **Lavater's** Physiognomik. Er versprach, offen zu gestehn, wenn ich Wahrheit berichten würde. So erzählt' ich, was mir mein Traumgesicht gegeben, und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte des jungen Kaufmannes, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Kasse seines Prinzipals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer, mit geweißten Wänden, wo rechts der braunen Thür, auf einem Tische, der schwarz

Digitized by Google

Geldkasten gestanden u. s. w. Es herrschte Todenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach, ob ich Wahrheit rede? Jeden Umstand bestätigte der Schwerbetroffene; sogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten. Da reicht' ich ihm, gerührt von seiner Aufrichtigkeit, freundlich die Hand über den Tisch und endete. Er verlangte nachher meinen Namen. Ich gab ihn. Wir blieben plaudernd bis Mitternacht beisammen. Er lebt vielleicht jetzt noch."

„Wohl konnt' ich mir erklären, wie eine lebhafte Einbildungskraft, aus dem gemuthmaßten Charakter einer Person, Handeln und Gebahren derselben unter gewissen Umständen, romanartig zusammenstellen könne. Woher aber kam mir das unwillkürliche Wissen von Nebensachen, an denen mir nichts gelegen sein konnte; und von Leuten, meistens mir sehr gleichgültigen, mit denen ich keine Verbindung weiter hatte oder verlangte? Oder war das Eintreffen dabei ein sich immer und immer wiederholender Zufall? Oder hatte der Zuhörer jedesmal, wenn ich ihm seine Erlebnisse schilderte, vielleicht dabei ganz andere Vorstellungen, als die meinigen, während er in erster Ueberraschung die meinigen und seinigen, wegen einiger Aehnlichkeiten, für gleichartig hielt? Und doch hatt' ich, eben dieses Zweifels willen, mir mehrmals Mühe gegeben, die geringfügigsten Dinge zur Sprache zu bringen, die mir das Wachträumen gezeigt hatte."

„Kein Wort weiter von dieser seltsamen Sehergabe, von der ich nicht einmal sagen kann, daß sie mir je genützt habe; die sich nur selten, und dann unabhängig von der Macht des Willens, und mehrentheils in Beziehung auf Personen geäußert hat, an deren Durchschauung mir wenig gelegen war. Ich bin auch wohl nicht der Einzige, der in ihrem Besitz ist. Auf einer Reise, mit zweien meiner Söhne, traf ich einst mit einem alten Tyroler, der mit Citronen und Pomeranzen in Lande umherzog, im Wirthshause des untern Hauensteins, eines der Jura-Pässe, zusammen. Er richtete eine Zeit lang die Augen auf mich; mischte sich in unser Gespräch; sagte: obwohl er mich nicht kenne, kenne er mich doch; und fing an von meinen Bestrebungen und Erstrebungen zu erzählen, zu nicht geringem Befremden der anwesenden Bauern und zur Verwunderung meiner Kinder, die es belustigte, daß auch Andre die Gabe ihres Vaters hatten. Wie der alte Citronenhändler zu seinem Wissen komme, wußt' er weder sich selber, noch mir anzugeben. Er schien sich aber doch auf diese geheime Weisheit etwas einzubilden."

Feuilleton.

[Probates Mittel gegen die Wahrheit.] **Rec.** 1 Hektoliter Verläumdung; streue ihn bald körnerweise, bald handvollweise in den Kessel der Gewalt; gieße so viele Liter Sophismen und Sentenzen von Revolutionsangst **etc.** darüber, als nöthig sind, damit die Verläumdung oben schwimme; schütte dazu 1 Kilogramm Schmeicheleiöl, mehrere Sorten **captationes benevolentiae**, wo thunlich 1, oder 2 Deciliter Geldtinctur, einige Speckschwarten und dergl.; das Alles lasse bei immer wachsendem Feuer sieden, oder schmoren, mit dem Schaume besprenge von Zeit zu Zeit den Schriftsteller, bis er durch Flecken völlig unkenntlich ist, dann schütte ihm den ganzen vollen Kessel über den Kopf und —

Du kannst ruhig dein Wesen treiben;
Er wird nicht mehr die Wahrheit schreiben.

Was Ostracismus ist, wissen Kenner der Geschichte Altgriechenlands und haben jetzt wohl wieder daran gedacht, als Athen, wie einst, die um dasselbe verdienten Leute aus dem Lande jagte. Aber was ist Epostracismus? Wir haben es eher geübt, als wir den Ostracismus kennen lernten; es ist das fast horizontale Werfen der Steine auf die Oberfläche eines Teiches, wobei der Stein mehrmals nach dem Aufprallen weiter hüpft.

Auffallend ist die Aehnlichkeit mancher Wörter im Sanskrit mit dem Deutschen z. B. **manuscha** Mensch, **mata** Mutter, **aham** ich, **tavam** du, **wiam** wir, **jujam** ihr.

[Französisches „**God save the king.**“] Man hat bisher geglaubt, die Melodie des „**God save the king**“ sei vor Händel nicht gesungen worden, er sei der Compositeur derselben. Wir wollen unserm großen Landsmann diese Ehre auch jetzt nicht bestreiten, aber nach derselben Melodie sangen die jungen Damen von St. Cyr, wenn ihnen König Ludwig **XIV.** von Frankreich einen Besuch machte:

Grand Dieu sauvez le Roi,
Grand Dieu vengez le Roi,
Vive le Roi!
Que toujours glorieux
Louis et victorieux,
Vois ses ennemis
Toujours soumis;
Grand Dieu sauvez le Roi,
Grand Dieu vengez le Roi,
Vive le Roi! —

Dort wird Lully als Verfasser der Melodie genannt. —

Zwei berühmte Tänzerinnen figurirten im Oberon als Elfen. Ein Freund, welcher vernahm, daß jede dieser Elfen eine Gage von 4000 Thaler beziehe, also auf jedes Bein 2000 komme, rief erstaunt aus: „Ei das ist sehr theures Elfenbein."

Die Jäger sind, wie allbekannt,
Mitunter etwas ungalant.
So war ein Jäger auch einmal
Nicht ganz behutsam in der Wahl
Der Worte bei der Nachbarin.
Da warf sie fein die Aeuß'rung hin:
„Ich seh' Sie viel auf Jagden gehn,
Und doch vom Anstand nichts verstehn."

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Nebst Literaturblatt Nr. 8. und Intelligenzblatt Nr. 7.

Digitized by Google

Literaturblatt
zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 8.  1844.

Literatur.

Reliquien von Ludwig Winter, Großh. Badischem Staatsminister und Abgeordnetem zur II. Kammer der Badischen Stände. Biographie und Schriften. Vaterländisches Denkmal, gesetzt von Dr. Wilderich Weick, Prof. an der Universität Freiburg. Mit Winters Portrait in Stahlstich. Freiburg im Breisg. Druck und Verlag von Ad. Emmerling 1843. gr. 8. VIII. 507 S. mit Inhaltsverzeichniß.

Diese, „dem Vaterlande" — dem Badnischen Heimathlande Winters, oder dem allgemeinen deutschen Vaterlande, welchem er nach Sinn und Wirksamkeit angehörte? — gewidmete Schrift will dem Staatsmann, Redner und Patrioten, der ein eben so treuer Freund und Beistand seines Fürsten war, wie er dem Volke angehörte, aus welchem er hervorgegangen und dessen wahres Wohl allstets sein Strebziel war, dem Ehrenmanne in jeder Beziehung, dem von Fürst und Volk betrauerten Winter ein vaterländisches Denkmal setzen, hinausragend über das frische lebendige Andenken seiner Zeitgenossen, in deren Geist und Herzen der Hingeschiedene fortlebt, und seine Verdienste um das öffentliche Leben für alle Zeit den ihm persönlich Ferngestandenen, wie den Nachkommenden erhaltend. Eine Sammlung seines geistigen Nachlasses und eine treue Darstellung seines Lebens und Wirkens erschien dem Herausgeber eine Ehrenpflicht zu sein, deren Erfüllung er sich im Namen der Zeitgenossen mit Liebe, Kenntniß und entsprechendem Erfolge unterzog. Des unvergeßlichen Karl von Rotteck nachgelassene Schriften, namentlich seine Landtagsreden, gleichzeitig gesammelt und dem ihn verehrenden deutschen Volke zugeeignet, stehen in mittelbarer, das Verständniß der denkwürdigen Zeit Winters und Rottecks fördernder Verbindung mit den vorliegenden „Reliquien." Es sind dieß aber I. die wichtigsten Winterschen Landtagsreden und Berichte, nach Zeitfolge und Inhalt geordnet; II. kürzere gelegenheitliche Reden; III. eine Staatsschrift zu Vertheidigung des Badnischen Grundgebiets; IV. Lebensbeschreibung Winters mit den Urtheilen und Charakteristiken der Zeitgenossen über ihn. Im I. Abschnitte finden wir Vorträge (1819) über Adelsverhältnisse, insbesondere den Commissionsbericht über den Antrag des Abg. Knapp in Betreff des Standes- und Grundherrlichkeit-Edicts vom 16. April 1819, und eine Rede zu Vertheidigung des Commissionsberichts der II. Kammer gegen jenen der I. Kammer; Vorträge über politische und Verfassungsfragen; insbesondere den Bericht (1820) über die Eingabe des Abg. Winter von Heidelberg wegen seiner Verhaftung und Nichteinberufung zur Ständeversammlung, die Rede (1822) bei der Verhandlung über die Wahl des Kreisdirector Frölich zum Abgeordneten des 27. Aemter-Wahlbezirks, insbesondere über das nöthige Steuerkapital (Wahlzensus) und die Wahl eines Beamten innerhalb seines Bezirks, die Rede (1833) bei der Verhandlung über den Antrag des Abg. Aschbach auf Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte der II. Kammer in Bezug auf die Ministerial-Rescripte, durch welche den Abgeordneten, die Staatsdiener sind, unter Bedrohung mit unangenehmen Folgen, aufgegeben wird, ihren Abgeordneten-Eid mit Rücksicht auf ihren Diensteid zu modifiziren; hiernächst Vorträge über Gemeindewesen, namentlich (1819) über die Begründung des Gesetzentwurfs über die Gemeindeverfassung; (1820) für Aufhebung des Unterschiedes zwischen Orts- und Schutzbürgern; (1828 und 1835) über die Bestreitung der Gemeindebedürfnisse; (1831) über Verfassung und Verwaltung der Gemeinden; (1831) über die Rechte der Gemeindebürger und über Erwerbung des Bürgerrechts; (1837) über die Gemeindewahlen; ferner Vorträge über Militairverhältnisse, insbesondere (1827) über das Conscriptionsgesetz, namentlich über die Entlassung aus dem Militairdienst wegen Untauglichkeit; (1835) über die von dem Abg. Treffurt beantragte Aufhebung des befreieten Gerichtsstandes der Militairpersonen; Vorträge über Handel und Gewerbe: z. B. (1820) über Hausirhandel; (1822) über eine vorzuschlagende Gewerbeordnung; Vorträge über Steuerwesen, z. B. (1822) über Besteuerung von Zinsen und Gilten, über Besteuerung der Geistlichen; Vorträge über Landschaftsschulden; (1831, 1835) über Verhältnisse der Gelehrtenschulen, Schullehrer- und Volksschulen; (1835) über Zwangsabtreiungen (Expropriazionen) zum öffentlichen Nutzen; (1838) Vorträge über Eisenbahnen; (1833) über verschiedene Gegenstände. Im II. Abschnitte ist vorzüglich die Rede bei der Eröffnung der evangelischen General-Kirchensynode zu Karlsruhe 17. April 1834 auch außerhalb Badens zu beachten. Der III. Abschnitt enthält eine staatsrechtliche Abhandlung über die Ansprüche der Krone Baiern an Badnische Landestheile. Der IV. Abschnitt führt uns Winters Jugend und Erziehung, seinen Eintritt in den Staatsdienst, seine amtliche Stellung und Wirksamkeit, seinen Eintritt in die II. Kammer der Badnischen Ständeversammlung, seine Stellung als Regierungs-Commissair und Mitglied des Staatsministerium, ihn selbst als Chef des Ministerium des Innern, als Staatsminister und Minister des Innern, seinen Tod, ein Bild seines Privat- und Familienlebens, seines Gesammtcharakters vor und giebt Urtheile der Zeitgenossen über ihn. —

Schon diese übersichtliche Mittheilung, noch mehr das genaue Inhaltsverzeichniß am Schluß der Schrift, zeigt die reichen Gaben, welche, als goldene Früchte in silbernen Schalen, der Herausgeber darbietet. — Das Ganze ist auch von der Verlagshandlung würdig ausgestattet worden; Papier, Schriften, Satz und Druck sind vorzüglich; das von Winterhalter gezeichnete, von H. Pinhos gestochene Brustbild Winters ist eine eben so würdige als willkommene Beigabe.

Schließlich noch Einiges über Winters Lebensverhältnisse. — (Das reiche, allseitig ansprechende Mehr gewährt das Lesen der Schrift selbst, insbesondere von S. 381 an bis mit 507) — Winters Voreltern waren Schweizer; sie wanderten im 17. Jahrhundert in Baden ein, ihr Name war stets wohlberufen im Badener Lande; sein Urgroßvater war Pfarrer in Schallbach; seinem Sohne Johann Georg übertrug der Markgraf Karl Wilhelm den Schuldienst in Mühlheim; ein Sohn dieses Schulmeisters ward Geistlicher, Pfarrer in Brechthal, wo ihm am 18. Jan. 1778 ein Sohn, unser Georg

Digitized by Google

Ludwig Winter, geboren ward, dann in Tannenkirch, wo er schon 1786 starb. Unser Winter kam nun zu seinem Großvater nach Mullheim, in die besten Hände, denn der letztere (1799, 82 Jahre alt dort gestorben) war ein biederer, dabei wissenstüchtiger, gesinnungsvoller, thätiger und ehrenwerther Schulmann, dessen Andenken noch jetzt bei den Mullheimern in Segen ist. Unsers Winters Mutter war eine religiöse Frau; das wirkte in dem Knaben und Manne wohlthätig fort; „der alte Herrgott lebt noch," pflegte Winter in des Lebens Stürmen, die auch ihm nicht entgingen, oft zu sagen, wie er es sich und Andren zu Trost und Kräftigung innig fühlte. Sein Vater war, gleichzeitig mit dem 1817 in Karlsruhe als Staatsrath gestorbenen Meier, in Mullheim erzogen worden und mit ihm auf das Gymnasium und die Universität gekommen. Als nun Pfarrer Winter starb, erbot sich der ehrenwerthe Meier gegen die Wittwe, Vaterstelle bei ihren Kindern vertreten zu wollen; sie schickte darum ihren Georg Ludwig, mit 14 Jahren aus des Großvaters Dorfschule entlassen, nach Karlsruhe an Meier, der des ihm so Empfohlenen sich treulich annahm; da in das Gymnasium aufgenommen, fand er in Sander, Wucherer und Böckmann treffliche Lehrer, die ihm Geist und Herz weiter bildeten. Schon da war er ein eifrig sich übender junger Redner. 1796 bezog er die Göttinger Hochschule, der Rechtswissenschaft sich widmend, aber auch der Geschichte, der Weltweisheit, der Staatsrechtswissenschaft insbesondere; mit Liebe hing er an E. L. Posselt. Die Staatsprüfung bestand er mit Auszeichnung; die treue Mutter übergab ihm da 10 Louisd'or mit den Worten: „Hier, lieber Louis, hast Du Alles, was ich thun kann, es ist dieß der Rest Deines Vermögens." Somit war er selbstständig. Im J. 1800 ward er Advokat und bald nächst Sander und Baurittel der Beste am Gerichtshofe. Doch genug hier; dem weiteren Verlaufe seines denkwürdigen, ehrenwerthen Lebens folge man in der angezeigten Schrift selbst. Der Enkel des Mullheimer Schulmeisters, der Sohn des Prechthal-Tannenkircher Pfarrers Winter, der unbemittelte, aber rechtliche und tüchtige Advokat Georg Ludwig Winter, beschloß in der Nacht vom 26 — 27. März 1838, nachdem er noch am 26. März im Namen des Großherzogs den Landtag mit einer feierlichen, die Zufriedenheit und den Dank der Regierung für das vertrauensvolle Entgegenkommen der Kammern aussprechenden Rede geschlossen, vom Schlagflusse betroffen, sein thatenreiches, ehrenwerthes Leben, als Staatsminister. Die Nutzanwendung drängt sich von selbst auf. Der tüchtige Minister springt nicht fertig heraus aus dem adeligen Ritterhelme, wie Athene aus des Zeus Haupte; er bildet sich aus sich selbst heraus durch innere Fähigkeit, Kenntniß, Redlichkeit, Kraft und Beharrlichkeit. **D. B.**

Beiträge zur Geschichte Europa's im 16. Jahrhunderte, aus den Archiven der Hansestädte, von **Dr. C. C. H. Burmeister** (in Wismar). **Rostock, Druck und Verlag von J. M. Oeberg. 194 S. in 8.**

Diese Beiträge zur Geschichte der Hansestädte, nach des Verfassers am 28. Aug. 1842 erfolgtem Ableben von dessen Bruder C. Burmeister in Güstrow herausgegeben, betreffen, wie es im Vorworte heißt, eine Zeit, wo die Auflösung des Hansebundes sich vorbereitete; sie berühren zugleich die Geschichte Europa's, sind fast sämmtlich aus dem Archive der Stadt Wismar entlehnt, theilen jedoch auch Einiges aus den Archiven der Städte Lübeck, Köln, Braunschweig und Lüneburg mit. Es erhellet aus Allem das gewaltige Ringen der Hansestädte gegen die gewaltigere Macht der Ereignisse, welche unabwendbar die Auflösung des Hansebundes herbeiführte. Sonst noch enthält das Buch Beiträge zur Geschichte Englands und Hollands und kurze Bemerkungen über Portugal und Rußland. Der Verfasser benutzte dabei 88 Bände Hanseacten, welche im Archive der Stadt Wismar verwahrt sind. Als das Reichhaltigste wird ein die Jahre 1416 bis 1436 umfassender Folioband bezeichnet. Von S. 156 bis 194 finden wir eine Reihe von bisher ungedruckten Urkunden, als Belegen zu den von S. 1 bis 155 mitgetheilten Beiträgen. Die letztern selbst zerfallen in folgende Abschnitte: allgemeine Uebersicht; Handelspolitik und Diplomatie der Hansestädte; Deutschland; der 30jährige Krieg; bedrängte Lage Wismars in solchem; Dänemark, Norwegen, Schweden; England und Schottland; Frankreich; Italien; Niederlande; Polen und Rußland; Portugal und Spanien; der Handel der Hanse mit dem Innern von Deutschland; Zunftwesen in den Hansestädten. — Der Inhalt der Urkunden dazu ist im Allgemeinen dieser: Vereinbarung zwischen der Regentschaft von Schottland und den Vorstehern des hanseatischen Contors zu Brügge wegen Beilegung der zwischen den Schotten und den hanseatischen Kaufleuten entstandenen Streitigkeiten; Brügge 27. Nov. 1416; — König Heinrich V. von England verwendet sich bei den Hansestädten für die Freilassung einiger in Greifswald verhafteten englischen Kaufleute; Westmünster 23. März 1418; — Beschwerden der englischen Kaufleute über Bedrückungen in den Hansestädten v. J. 1422; — Verhandlungen zwischen dem Könige von Dänemark und den wendischen Städten auf Gezore d. 23. Sept. 1431; — Schreiben des Raths von Lübeck an den Rath zu Wismar, wegen verbotener Schiffahrt auf Viborg, 24. Sept. 1503; — Einladung Lübecks zum Hansetage, um sich gegen Ueberfall zu stärken, 20. Jan. 1450; Schreiben König Franz I. von Frankreich an die Stadt Lübeck, die Bestrafung und Verfolgung der Seeräuber betreffend; Blois d. 9. Dec. 1520; — Vertrag der Städte Lübeck, Rostock und Wismar mit dem Herzoge Albrecht von Meklenburg, wegen der Thronfolge in Dänemark; Rostock 13. Febr. 1535; — amtlicher Bericht der Stadt Braunschweig von dem glücklich abgeschlagenen Sturme des herzoglichen Kriegsheeres; Braunschweig 20. Oct. 1605; — Erklärung der hanseatischen Abgeordneten an den Grafen de Lapicardière, Gesandten des Königs von Frankreich, wegen eines Bündnisses mit dem König von Frankreich; Bergedorf 12. Aug. 1625; — Vertrag der kaiserlichen Gesandten, des Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg und des Hofmarschalls Dr. Joh. Wentzel, wegen Wiederherstellung der Schiffahrt nach Spanien; Lübeck 8. Nov. 1627.

Was Alles somit der Freund und Forscher der Geschichte in den vorliegenden Beiträgen zu finden hoffen darf, das deuten diese allgemeinen Inhaltsangaben an. Druck und Papier der Schrift sind sehr gut. **D. B.**

Die Tochter des Geizhalses. Roman von **Harrison Ainsworth.** Uebersetzt von **Dr. Adolf Bruder. Stuttgart, bei Karl Göpel. 1844.**

Dieser Roman zeichnet sich sowohl vor Ainsworth's früheren Werken, welche mehr oder weniger einen düstern Charakter an sich tragen, als auch vor den meisten neueren Romanen überhaupt vortheilhaft aus und bildet zu jenen Nachtgebilden des Verfassers einen wahrhaft liebenswürdigen Contrast.

Digitized by Google

Wir werden ins Jahr 1744 versetzt und fühlen uns bald im damaligen London mit seinen Lustorten, in den alterthümlichen Benennungen der Straßen, unter den Sitten und Gebräuchen des vorigen Jahrhunderts heimisch. Den Handelnden steht ein wenig Zopf, verbunden mit der ritterlichen Ehrenhaftigkeit und dem unerschöpflichen Humor ihrer Zeit, selbst bei an sich ernsten Angelegenheiten, so wohl und giebt den Grundton zum Ganzen so sicher an, daß wir nicht anstehen, den Verfasser dem Walter Scott an die Seite zu setzen.

Glücklich wie dieser hat er die Zeit erfaßt und wieder gegeben, schreitet dabei schneller als sein großer Vorgänger auf sein Ziel los, zeichnet seine Charaktere mit so sicherer Hand und führt sie mit so viel innerer Wahrheit durch, daß seine Helden bei dem Leser einen Antheil erwecken, welchen mancher unserer heutigen Schriftsteller vergebens zu erzielen strebt.

Die Hauptpersonen des vorliegenden Werks sind Herr Verbanger, der Geizige, mit seiner Tochter Hilda; die Brüder Abel und Trussell Beechcroft und Randolph Crew.

Abel und Trussell sind zwei alte Junggesellen, die bei einem gemeinsamen Familienzuge, dem der bon hommle, dennoch sehr weit von einander abweichen.

Trussell, ein Verschwender, hat sich seinem Bruder in die Arme werfen müssen und obschon über die Jahre der Thorheit hinaus, hat er gleichwohl noch jenes geckenhafte Wesen, welches in Tracht und Sitten den liebenswürdigen Bonvivant verräth. Sein Bruder, zu edel, um ihn ganz zu beschränken, weißt nur dann und wann mit einiger Ironie auf seine Thorheit hin, im übrigen läßt er Trussell gewähren, froh, wenn man auch ihm seine Einsamkeit gönnt. Ihm selbst hat das Leben frühzeitig eine andere Richtung gegeben. Eine unglückliche Liebe, mit deren Gegenstand der Leser nur spät erst bekannt wird, ist Ursache, daß er, ohne die Menschen wirklich zu hassen, sie gleichwohl meidet und in Zurückgezogenheit das Leben nach seiner Weise genießt. So groß aber auch die Verschiedenheit dieser beiden Brüder ist, so treffen sie doch in einem Punkte zusammen, in der Liebe zu ihrem Neffen, Randolph Crew, einem jungen Schotten, der von seiner Mutter nach London entlassen ist, um unter der Aufsicht seiner Oheime seine Erziehung zu vollenden. Beide Brüder wollen nun den jungen Mann, jeder nach seiner Weise, bilden. Abel, für edles Wissen, Trussell, für den Strudel der Welt. Abel verbietet dem Neffen auf das strengste die Bekanntschaft des Geizhalses zu machen, ohne den geheimnißvollen Grund dieses Verbots zu offenbaren. Trussell ist zufrieden, seinen Neffen sich in Abentheuer stürzen zu sehen, und freut sich, wenn Randolph Hilda's erwähnt, die er bereits im Hause des Herrn Verbanger kennen gelernt, an welchen er Briefe zu überbringen hatte. Wie sehr auch Randolph anfangs Geschmack an dem lustigen Leben und den Gesellschaften finden mag, in welche ihn Trussell einführt, so verdrängt doch bald der Gedanke an Hilda diesen Genuß, und die Liebe des jungen Mannes, dem die Möglichkeit versagt ist, sich Hilda zu nähern, zieht sich gleichsam nur wie ein rother Faden durch das Gewebe von Lustbarkeiten und von Plänen, welche letztere darauf zwecken, den jungen Schotten für diese Parthei zu gewinnen.

In Hilda tritt uns abermals ein höchst liebenswürdiges Geschöpf entgegen, ein Gebilde ächter Weiblichkeit, wie es vielleicht nur die Feder eines Engländers hervorzubringen vermag. Hilda Verbanger lebt einsam und freudlos in der gefängnißähnlichen Verwahrung ihres Vaters. Nur in wenigen entscheidenden Fällen tritt sie handelnd auf; was sie sagt, trägt das Gepräge ächter Weiblichkeit. Daß auch sie Randolph liebt, ahnt man mehr, als man es erfährt. Allein so wenig hervortretende Eigenschaften ihr auch der Verfasser zugetheilt hat, so drängen sich dennoch alle Ereignisse, ziehen sich alle Fäden der Erzählung so fest um sie herum, daß Hilda zur Hauptfigur werden muß. Nicht ohne die größte Spannung und Theilnahme folgt man ihrem, bis auf den letzten Moment unentschiednen Schicksale, denn durch den ungemessenen Geiz ihres Vaters, der bis zu seinem letzten Athemzuge sich einer Verbindung mit dem unbemittelten Crew widersetzt, ist sie im Begriff die Beute eines niederträchtigen Verwandten zu werden, der sich das Vertrauen des Geizhalses erschlichen hat und dem sie nur durch eine Verknüpfung von Umständen entgeht, welche zu erörtern uns nicht erlaubt ist, ohne dem Interesse des Lesers Eintrag zu thun.

Dieß über die Hauptpersonen; doch sind auch die Nebenpersonen mit so viel Laune und Originalität geschildert, namentlich die beiden Diener Jukes und Jakob, daß sie das Interesse des Lesers nicht wenig erhöhen.

Was das Verdienst des Uebersetzers anbelangt, so ist die Sprache anmuthig und fließend. **E. v. Caden.**

Der neuen Henriade erster Theil. Gedicht von George Hesekiel. Zeitz, Druck und Verlag von J. Schieferdecker. 1844. 49 S.

Rec. fürchtet nicht, der Gemüthlosigkeit beschuldigt zu werden, wenn er es nicht recht begreiflich findet, wie ein Deutscher dazu komme, so starke Sympathien für die durch das Jahr 1830 gestürzte Bourbonen-Familie zu hegen, wie sie der Dichter dieses Bändchens ausspricht. Wäre der Verfasser Franzose von Geburt, mit politischen Antecedenzen, die auf ihn, sei es als jungen Bürger aus der Vendée oder als einen Sprößling der Vorstadt St. Germain, durch seine Eltern oder sonstigen Umgebungen eingewirkt hätten, oder sei es, daß eigenes tiefes Mitgefühl für das tragische Schicksal einer verstoßenen und verbannten Königsfamilie ihm als Vaterlandsgenossen diese Dichtungen eingeflößt hätten: so würde sich darin ein hinreichender Grund — der zuletzt doch bei allen ergründbaren Dingen zur Frage kommt — auffinden lassen; — aber ein Deutscher und ein so treuer Legitimist und Henricinqist — das kommt uns doch etwas befremdend vor. Zwar läßt es sich denken, daß ein selbstständiger Charakter in einer Zeit, wo fast alle begabten Dichter mehr oder weniger entschiedene Liberale sind, der Fahne der Legitimität folgt, aber warum dann gerade der französischen und nicht der deutschen oder der Legitimität als solcher dem Princip nach? Hoffte er überhaupt als Legitimist mehr beachtet und ausgezeichnet, resp. begünstigt zu werden? Wir wissen es nicht und haben allen Grund zu fürchten, daß wir es nie erfahren, aber bescheidene Fragen und Zweifel sind erlaubt. Der Titel selbst — unverkennbar geistreich gewählt — berechtigt zu großen Hoffnungen, erinnert an einen erlauchten schriftstellerischen Vorgänger und setzt also große Kühnheit voraus, wenn auch das Wort „Henriade" hier doppelsinnig ist und eine rein historische Deutung neben der literaturgeschichtlichen zuläßt. Die Widmung an Chateaubriand — „dem Höfling des Unglücks" — ist pikant und spricht ebenfalls von Kühnheit, erinnert aber nebenbei an ein weitauseinanderliegendes Verhältniß. — Abgesehen jedoch von dem Allen, erkennt Rec. das Werthvolle des poetischen Gehaltes dieser Dichtungen gebührend an. Es waltet Geist, Gemüth, Phantasie und Charakter, dichterische Erhebung, reine Sprache, wohlklingender Versbau in denselben vor, so daß man sie, von jeglichem Standpunkte aus betrachtet, nicht ohne Theilnahme lesen kann. Rec. wünscht ihnen daher Leser von allen politischen Farben und Stellungen. — Die Ausstattung ist geschmackvoll, das Papier mittelalterlich gediegen. **E. Gr.**

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 7. 1844.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

(27.) **Bekanntmachungen.**

Dem Wunsche eines Freundes zu genügen, welcher zum Behufe seines Nebenstudiums, der Heraldik, die mit Wappen versehenen Siegel der Fürsten, Grafen, Freiherrn und übrigen vom Adel sammelt und nach erlangten Material von seiner Sammlung literarischen Gebrauch zu machen beabsichtigt, ersucht die Unterzeichnete Alle Beförderer obiger Wissenschaft Wappenabdrücke wo möglich in doppelten und mehreren Exemplaren geneigtest einzusenden.

Altenburg, den 14. Januar 1844.

Die Redaction der Adelszeitung.

(28.) **Anzeige und Gesuch.**

Ein Mann von 29 Jahren, welcher sich in der Ackerbauschule zu Hohenheim die nöthigen Kenntnisse der Landwirthschaft erwarb, und über seine bisherigen Leistungen hierin empfehlende Zeugnisse aufzuweisen im Falle ist, sucht eine Stelle als Gutsverwalter.

Nähere Mittheilungen verschafft auf portofreie Anfragen

August Braeg.
Commissionair in Constanz.

Literarische Anzeigen.

(29.) In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Beiträge
zu einer künftigen Biographie
Friedrich Wilhelms III.,
so wie einiger Staatsdiener und Beamten seiner nächsten Umgebung.
Aus eigener Erfahrung und mündlich verbürgten Mittheilungen zusammengetragen
vom
General-Lieutenant von Minutoli.
25 Sgr.
Nachtrag zu Obigen 1844: 7½ Sgr.
E. S. Mittler in Berlin.

(30.) Bei **G. C. E. Meyer** sen. in **Braunschweig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Grundadel
und die neuen Verfassungen.
Von
Dr. F. LIEBE,
Herzogl. Braunschweigischem geheimen Canzlei-Secretair.
22¼ Bogen Median. 8. geh. Preis 1 Thlr. 20 gGr.

Diese Schrift, welche sich von jedem Parteistandpunkte fern hält, hat die Tendenz zu untersuchen, wie viel von den politischen Rechten des Grund besitzenden Adels mit den modernen Verfassungs- und Verwaltungszuständen Deutschlands verträglich ist, also eine Frage, deren Unklarheit gerade in der Gegenwart zu so entgegengesetzten Urtheilen Anlaß giebt, ihrem Abschlusse näher zu führen. Sie enthält nach einer allgemeineren Einleitung und einer Schilderung der geschichtlichen Schicksale jener Rechte folgende Abschnitte:

Ueber Staat und Stände, Aristokratie, die neuen Verfassungen, die Pairie, die Vertretung des Grundbesitzes, Majorate, gutsherrliche Lasten und Gerichtsbarkeit und über das Verhältniß der Rittergüter zu den Landgemeinden.

Für Privaten und Lesegesellschaften.

(31). So eben ist erschienen:

Der Vorläufer.
Eine Monatsschrift für öffentliches Leben.
Herausgegeben
von
CHR. FR. STÖTZNER.
1844. Vierter Jahrgang. Drittes Heft. März. gr. 8. 7 Bogen.

Wir brauchen zur Empfehlung dieser wichtigen und interessanten Zeitschrift nichts hinzuzufügen. Das reichhaltige Inhaltsverzeichniß dieses dritten Heftes sollte allein hinreichen, die allgemeine Aufmerksamkeit des Publikums auf diese Zeitschrift zu lenken.

Inhalt des dritten Heftes, Monat März.

Preis des ganzen Jahrganges von 12 Heften 4 Thlr. oder 7 Fl.

Brodtmann'sche Buchhandlung
in Schaffhausen.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 61.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Die Jungfrau im See.

Die Sonne spielet im Morgenwinde,
Der leise die Spitzen der Gräser küßt.
Es athmen die Fluren den süßesten Frieden
Vom jungen Morgen frohlockend begrüßt.

Ein Jüngling wandelt in seligem Schweigen
Durch grünende Saaten auf thauigem Pfad,
Bis da, wo die silbernen Wellen sich theilen
Am Gelenumbüschten Seeesgestad.

Er schauet hinein mit wonnigem Beben,
Hinein in die Tiefe, so blau und so feucht,
Herauf und hernieder fliehet er weben
Der Morgenstrahlen funkelnd Geleucht.

Da locken vergebens die duftigen Blüthen,
Nur tiefer blickt er hinein in den See,
Ein süßes Sehnen ziehet ihn nieder,
Es faßt ihn ein selig, unnennbares Weh.

Und wie er so still in die Tiefe schauet
Ein Glockenton durch die Wellen dringt,
Der Jüngling seltsam durchschauert lauschet —
Das Glockengeläute vernehmlich erklingt.

Die Töne schwellen empor mit den Wellen
Aus blauendem See in das laue Geduft,
Sie heben sich über den Spiegel, durchbeben
Mit hallenden Schlägen die zitternde Luft.

Mit leuchtenden Augen blickt er hernieder,
Die süßesten Wonnen der Jüngling ahnt,
Tief unten im Grunde sieht er die Kirche,
Wo lockend die Glocke ans Beten mahnt.

Und Frauen wandeln im weißen Schleier,
Die Männer sie folgen im ernsten Zug,
Da sieh! eine sittige Jungfrau schreitet
Die Blicke gesenkt auf das heilige Buch.

Da schaut sie empor — die Augen, sie strahlen,
Den Jüngling durchzucket ihr süßer Schein,
Er möchte da unten zur Kirche wallen,
Er möchte da unten im Grunde sein.

Sie breitet so bräutlich die weißen Arme,
Sie grüßet so liebend und lieblich hinauf,
Da schlagen zusammen die rauschenden Wasser
Und nehmen den sehnenden Jüngling auf.

George Hesekiel.

Der heilige Franz von Sales.

(Fortsetzung.)

Wir finden jedoch in Baillet's Leben der Heiligen, daß Franz von Sales eine Gewohnheit hatte, die wenig mit dieser an ihm gerühmten Leutseligkeit übereinstimmte. Die hierauf bezügliche Stelle heißt:

„Als er nach dem, von Calvinisten bewohnten „Chablais ging, verbarg er den Einwohnern keines„weges, daß er gekommen sei, den Mächten der Hölle, „deren Sklaven sie wären, einen heiligen Krieg zu er„klären. Auch wurde es von aufgeklärten Personen „auf ganz andere Weise ausgelegt, daß er damit an„fing, den Exorcismus gegen die bösen Geister anzu„wenden, was er auch seitdem fast immer beobachtete, „wenn er mit den Ketzern, und hauptsächlich mit den „Geistlichen derselben, handgemein wurde."

Sollte sich vielleicht Beza des Vade retro Satana! zur Wiedervergeltung bedient haben? Wie dem nun auch sei; kurz, der Schriftsteller, welcher uns diese Sonderbarkeit berichtet, scheint selbst verletzt zu sein und findet sie bei gehörig getauften Leuten am unrechten Orte angewendet. Man wird eingeste-

Digitized by Google

hen, daß sein so sanftes, zuvorkommendes Betragen bei dieser Gelegenheit eine arge Blöße giebt. Kann man etwas thun, das empörender wäre und sich weniger dazu eignete, die Leute zu unserer Meinung zu führen, als wenn man damit anfängt, ihnen zu sagen, sie müßten, bei ihrer Meinung, nothwendig den Teufel im Leibe haben?

Sollte man glauben, daß dieser immer fertige Exorcist, welcher überall den Teufel austreiben wollte, nicht verhindern konnte, daß derselbe einst in seinem eignen Gehirn Platz nahm? Er selbst war der Versuchung des bösen Feindes ausgesetzt. Die Brüder zu Sancta Martha haben uns in dem Verzeichnisse der Bischöfe von Genf eine kurze Biographie des heiligen Franz von Sales gegeben und erzählen uns, daß er eines Tages vom Teufel gar arg mit einem Zweifel über das heilige Abendmahl geplagt wurde. (Man sehe Gallia christiana T. II. p. 598.). Aber da unser Heiliger den Teufel oft zu sehen glaubte, wo er nicht war, so haben wahrscheinlich seine Biographen dasselbe gethan. Die Teufel fälschen überall den bösen Geist ein, und es giebt nichts Ueberflüssigeres, als daß man denselben bei dieser Gelegenheit hat auftreten lassen. Glaubt man denn, es sei durchaus nothwendig, daß der Teufel sich einmische, damit ein geistreicher Mann, wie Franz von Sales doch sicherlich war, einem so widersprechenden Dogma, wie die Transsubstantiation, zuweilen hätte mißtrauen können?

Nachdem Franz von Sales einige Zeit Coadjutor gewesen war, wurde er am 8. December 1602 zum Bischof gewählt. Der Abbé Marsollier sagt uns, daß vierzehn Tage darauf der Herzog von Savoyen einen Angriff gegen Genf unternahm, welches er in der Nacht zu überrumpeln suchte. Unser Geschichtschreiber begnügt sich, diese beiden Ereignisse einander nahe zu stellen, giebt sich aber die Mühe nicht, dieselben in irgend eine Verbindung zu bringen; was mich indessen betrifft, so glaube ich, daß Beide sich auf einander beziehen, und hier folgt meine Vermuthung darüber, welche dem Leser wohl ziemlich wahrscheinlich einleuchten wird.

Karl Emanuel rechnete so sehr auf den glücklichen Erfolg seines Unternehmens, daß man in der Lebensbeschreibung des Connetable von Lasdiguières findet, wie der Fürst schon einige Wochen vorher hatte von Turin Maulthiere abgehen lassen, die mit Kirchenverzierungen und Wachskerzen zu der Mitternachtsmesse beladen waren, die er in der Kathedrale zu Genf zu hören gedachte. Zu dieser Absicht, und um die Feierlichkeit erhabener zu machen, bedurfte man des Bischofs der Diöces, damit er sein Priesteramt verwaltete, und Franz gab den Wünschen seines Gebieters nach; aber es ist bekannt, welchen Erfolg der beabsichtigte Ueberfall hatte. Die savoyischen Truppen wurden zurückgeschlagen. Dem zu Folge ließ man die mit den heiligen Geräthen beladenen Maulthiere wieder umkehren, und der Bischof blieb ruhig in Annecy.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Nächte Sir Richard Cockerills.

(Fortsetzung.)

„Johanne!" sagte jetzt Mr. Gisborne, „erkennst Du den Kammerdiener Peter in dem Leichname, der vor Dir hier liegt?"

„Nein, Sir, ganz und gar nicht. Aber freilich, an diesen vom Feuer zerstörten Zügen würde ich meinen eignen Vater nicht wiedererkennen."

„Wie behandelte Sir Richard Cockerill gewöhnlich seinen Diener?"

„Ganz freundschaftlich, fast eben so brüderlich wie seine Perlhühner. Niemals auch nur den mindesten Vorwurf. Diese Behandlungsart und tausend andere Umstände machen es mir unmöglich zu glauben, daß diese Leiche hier Peter sei. In dem Augenblicke, wo es Mitternacht schlug und sich das Geschrei im Zimmer meines Herrn vernehmen ließ, mußte Peter schon einige Stunden unterwegs sein, und ich bin überzeugt, daß er in 10 bis 12 Tagen wieder zurückkommen wird, um allen Zweifeln ein Ende zu machen."

So sagte dieser Zeuge aus. Die Jury und Zuhörer wendeten seiner Aussage so viel Aufmerksamkeit zu, daß Niemand die tiefe Erschütterung bemerkte, womit der achtbare Mr. Franz Barrett auf jedes Wort geachtet hatte, das aus Johannens Munde kam. Beide Hände auf den goldnen Knopf seines Stockes gestützt, und das Kinn auf seine Hände, hatte der alte Geschworne seine Augen unverwandt auf diese Frau gerichtet, bis sie zu reden aufhörte. Da ließ er einen Seufzer seiner Brust entströmen, der einem Stöhnen glich, warf sich in seinem Sessel zurück und rief, mehreremale sein Haupt schüttelnd: „Das geht über meinen Verstand!"

Als sich Johanna gesetzt hatte, trat an ihre Stelle der Constable, der Richard Cockerill an demselben Morgen in seiner Wohnung arretirt hatte. Dieser zweite Zeuge sagte aus, daß von dem Augenblicke an, wo dieser in die Hände des Gerichts gekommen, er so zu sagen stumm geworden sei und sich fortdauernd geweigert habe, auf irgend eine Frage zu antworten. Uebrigens war durch die Aussage zweier Wächter erwiesen, daß der Angeschuldigte sich hinter einer kalten Verachtung verschanzte, um entweder so dem Schicksale jedes Mörders zu trotzen, oder weil er von seiner Unschuld überzeugt war. Er richtete alle seine Gedanken nur auf seine Perlhühner und Fasane und öffnete blos den Mund, um zu bitten, daß man es ihnen nicht an Futter fehlen lasse. Johanna Coburn war die einzige Person, die ihn in einem Zustande der Aufregung gesehen hatte.

Digitized by Google

Jetzt schlug es zwei. Der Augenblick war da, den vermeinten Urheber des Mordes eintreten zu lassen und zu vernehmen, womit er seine Unschuld zu beweisen denke. Mr. Gisborne gab seiner Stimme einen noch feierlicheren Ausdruck als bei den bisherigen Befragungen und ließ bei dem allgemeinen Schweigen die Worte fallen: „Man führe den Angeklagten herein."

II.

Ein Ring.

Kaum hatte der Coroner diesen Befehl gegeben, als alle Augen sich in unglaublicher Begier nach der Thür richteten, durch welche der Angeklagte eintreten sollte. Interesse und Neugier waren so sehr erregt, daß die Geschwornen selbst, ohnerachtet der gebieterischen Ermahnung von Mr. Gisborne, von ihren Sitzen aufstanden.

„Bleiben Sie sitzen, meine Herren, bleiben Sie doch, ich beschwöre Sie!" rief die keuchende Magistratsperson, die innerlich sehr zufrieden war, eine solche Gelegenheit zu finden. „Keinen Tumult in diesem Saale! Wir gehen einer feierlichen Stunde entgegen. Constables gebietet Stillschweigen, oder ich werde mich genöthigt sehen, auf die Räumung des goldnen Rostes anzutragen."

Unter allen seinen Collegen war aber Sir Franz Barrett allein auf seiner Bank sitzen geblieben. Kalt, stumm, unbewegt mitten in diesem Sturme, hätte er eine treue Darstellung von dem römischen Senator gegeben, wenn das Bret, auf welchem er saß, ein elfenbeinerner Sessel und sein Ueberrock eine Chlamys von Wolle mit Purpursaum gewesen wäre.

„Man sei still und lasse Sir Richard Cockerill passiren!" wiederholte der Coroner mit Donnerstimme.

In diesem Augenblicke hielt es der alte Geschworne für seine Pflicht, diesem zu Hülfe zu kommen und lud daher, aus seiner stoischen Stellung tretend, seine Collegen durch eine leichte Handbewegung ein, sich wieder zu setzen. Dann sah man ihn aber von neuem sein ehrwürdiges Kinn auf den Knopf seines Stockes stützen, den er krampfhaft zwischen den Beinen festhielt. „Welch sonderbares Geheimniß," sagte er zugleich mit schwach betonender Stimme. „Der Giftmischer in Liverpool ist doch verdientermaßen wirklich gehangen worden! Ich muß aber erst sehen, ehe ich wage, muß bis zum Ende abwarten, ehe ich etwas sage."

Der Mann, den man jetzt hereinführte, bot eine allerdings so eigenthümliche Physiognomie dar, daß er unter den gegenwärtigen außerordentlichen Umständen wohl die Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte. Sir Richard Cockerill war in Trauer gekleidet. Aus seinem ernsten, aber sehr feinem Anzuge errieth man den damaligen Stutzer und vielleicht den Nebenbuhler jener Modemänner vor 20 Jahren, in deren Mitte einen Augenblick lang Lord Byron und Brummel glänzten. Seine griechische Gesichtsbildung wäre schön zu nennen gewesen, hätte sie nicht dann und wann einen hämischen, ja fast heimtückischen Ausdruck angenommen. Obgleich kaum erst 54 Jahre alt, war er doch bereits kahl. Seine Stirn war hoch, aber zeigte Verachtung und flachte sich nach den Schläfen zu etwas ab. Sein sonderbar bewegliches Lächeln konnte auch viel zu denken geben, was aber an ihm besonders auffiel, war sein Fingerring an der rechten Hand. Hier trug er über dem Knöchel einen Ring mit einem einzigen Diamant, groß wie eine Haselnuß, der alles Licht um sich her verschluckte, auch verfehlte der Eigenthümer mit gewohnter Koketterie nicht, Hand und Ring so viel nur immer möglich zu zeigen. Die ganze Jury konnte diesen Umstand auch um so mehr bemerken, als der Angeschuldigte, wie er den vorgeschriebenen Eid leisten sollte, sich dazu mit einer studirten, man konnte sagen theatralischen Grazie anschickte. Aber diese Zuversichtlichkeit sollte nur einen Augenblick dauern und verschwand sogleich, als Mr. Gisborne das Wort genommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Advocaten.

Wer nicht Gelegenheit gehabt hat, Schriften, wie die von K. Steinacker: „Die Aufgabe des Advocatenstandes in constitutionellen Staaten" (Braunschweig 1841), oder sonstige Auseinandersetzungen mancher Puncte zu lesen, um die es sich handelt, wenn über die Stellung der Advocaten jetzt geredet wird, der fragt freilich, wenn z. B. von der beabsichtigten Mainzer Advocatenversammlung die Rede ist: „Nun, was wollen sie denn eigentlich?" Mancher denkt wohl gar, es ist blos eine der Art Zusammenkünfte, wo über — vielleicht auch nur mit Essen und Trinken Alles abgemacht wird. — Jetzt fängt sich's schon an zu bessern; aber einige Jahre rückwärts gerechnet, da hatten selbst gebildet sein wollende Leute von dem Werthe und der Bedeutsamkeit des Advocatenstandes die Ansicht, die die große Masse noch hat, nämlich nicht die rechte, eigentlich im Vergleich zu jetzt gar keine, am wenigsten eine günstige. Das mußte gewiß rechtliche Männer jenes Standes schmerzen; dazu kam, daß es auch von Seiten der Staatsbehörden verkannt wurde, oder man von dieser Seite nicht kennen wollte, was dieser Stand gelten soll. — Der Advocat ist Wächter der Gerechtigkeit und gehört unter die kräftigsten Bürgschaften des Rechtszustandes. Wichtig im höchsten Grade ist für jedes Volk schon die Freiheit und Unabhängigkeit des Richterspruchs; daher in einem rechtlichen und wohlgeordneten Staate kein Richter, wie etwa sonst ein königlicher Beamter, nach Belieben verabschiedet werden kann; aber noch

Digitized by Google

viel wichtiger ist die unabhängige, kräftige Rechtsvertheidigung, durch welche allein die Selbstständigkeit der richterlichen Gewalt verbürgt wird. Der Advocat ist der wahre Rechtsfreund des Volks in allen Verhältnissen; er soll das Bürgerthum, dem er selbst angehört, gegen jeden Angriff vertheidigen, und die Idee der Freiheit bei Allen dadurch bewahren und lebendig erhalten, daß er selbst die Freiheit seines Standes benutzt. Der Advocat controlirt die Behörden, die zur Handhabung des Rechts und der Gesetze da sind, um denjenigen ihr Recht zu schaffen, zu sichern und zu erhalten, denen er dient. Fragt euch selbst, die ihr je in eine Streitsache verwickelt, und in der Gefahr waret, euer gutes Recht, euer Eigenthum, eure Freiheit, vielleicht euer Leben, wenigstens euer bürgerliches Leben, eure Ehre zu verlieren: was wäre aus euch geworden, wenn nicht ein Anwalt euch zur Seite gestanden hätte, der, eingedenk des Grundsatzes: thue Recht, scheue Niemand! voll Wärme und Rechtssinn sich eurer angenommen hätte, mochten auch dazu die Behörden, die gegen euch selbst schon Partei gewissermassen genommen hatten, weil sie glaubten, euch für schuldig halten zu müssen, noch so sauer aussehen? Wahrhaftig, um für einen Einzigen der Rechtsfreund zu sein, ladet der Advocat oft große und viele Feindschaften auf sich und muß dulden, was ihr ihm durch keine Bezahlung vergelten könnt. —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

[Griechenland ein Theil Deutschlands!] Das klingt freilich wunderbar; aber die Aussicht war einmal dazu da, und die ganze Schuld, daß es nicht wurde, lag am Ende nur daran, weil die, denen man den Antrag machte, nicht fähig waren, sich auf den Standpunkt zu erheben, von welchem aus betrachtet er nicht als abenteuerliches Hirngespinnst erscheinen konnte. Als 1737 Oestreich gegen die Türken zog, gaben der Erzb. von Ochryda in Macedonien und der Patriarch von Pechia in Albanien dem Kaiser Karl VI. die geheime Zusage, daß die griechische Bevölkerung, wenn die Oestreicher die Grenze überschritten, diese unterstützen und sich von der türkischen Herrschaft losreißen würde. Das war zwar Karl willkommen, aber der weitere Plan des Erzbischofs schien ihm bedenklich. Dieser war Wiedergeburt der griechischen Nation; frei und selbstständig sollte sie als wichtige Zwischenmacht in Bosnien, Serbien, Albanien, Macedonien und auf dem Peloponnes dastehen; das geistliche Haupt sollte zugleich ihr weltliches sein, aber im Lehnsverbande mit dem deutschen Reiche, mit Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstage, wie ein deutscher Reichsfürst. Wer die Geschichte kennt, wird den Plan nicht für Chimäre halten; denn die Geschichte beweist erstlich nicht blos im Allgemeinen, daß das nationale Element, durch das religiöse gehoben und gehalten, Wunder vollbringen kann, sondern sie lehrt auch unwiderleglich, daß manche Völker in gewissen Perioden ihres Volkslebens eben nur dadurch sich hoben, daß Repräsentanten der Religion zugleich politische Häupter waren. Aber das gilt eben nur von gewissen Perioden des Volkslebens; der verhaßten Hierarchie soll dadurch nicht das Wort geredet werden, nicht der Hierarchie, die das Volk bevormunden und leiten will, wenn es zu etwas Besserem erwachsen ist, als der Zustand ist, wo es das bloße Werkzeug selbstsüchtiger Absichten der Hierarchen ist, wo, was diese wollen, nicht dem Volkswohle, sondern ihrem eignen Wohle gilt. **G.**

Die „Zeitinteressen", welche Einsender dieses nicht ohne höhere Befriedigung in der „Zeitung f. d. d. Adel" gelesen, und welche in ihrer dritten Abtheilung „die Vorliebe der Deutschen für das Ausländische" besprechen, veranlassen ihn, für die dort gemachte Bemerkung, daß der Deutsche bei dieser Vorliebe und der ihm oft eigenthümlichen Leichtgläubigkeit häufig hintergangen werde, ein amüsantes Beispiel als Beleg zu geben. — Ein Herzog von Sachsen kaufte bei seiner Anwesenheit in London ein Taschenmesser, das ihm seiner herrlichen Arbeit und vielseitigen Brauchbarkeit wegen so lieb und gewohnt ward, daß er es jahrelang fortwährend bei sich führte. Bei einer Winterjagd, wo er sich desselben bediente, einen anderen Stein auf sein Jagdgewehr zu schrauben, begegnete ihm der Unfall, eine Klinge des ihm fast unentbehrlich Gewordenen zu zerbrechen. Er empfand darüber einen hohen Unmuth, den er schwach genug war, seine nächsten Umgebungen tagelang empfinden zu lassen. Da wagte der Kammerdiener die Bemerkung, daß sich doch wohl in der Residenz ein Mann finden würde, welcher im Stande, das Schadhafte wieder herzustellen. — „Was wird so ein einfältiger ***er leisten können!" verhöhnte der Herzog den Diener; doch gestattete er ihm zuletzt, einen Versuch deßhalb zu machen. — Der Kammerdiener begab sich zu dem Schwerdtfeger E., trug ihm den Fall vor und fragte ihn, ob er sich getraue, eine andere Klinge in das Messer einzuziehen, ohne daß man eine Verschiedenheit der Arbeit bemerken könne. — „Warum nicht?" erwiederte E. „ich habe das Messer gemacht!" — „Das ist unmöglich," rief der Kammerdiener, „ich bin Augenzeuge, daß es der Herzog in London gekauft." — „Thut Nichts!" lachte E., „ich sende jährlich mehrere Kisten solcher Messer nach London." — E. schraubte eine Schaale des Messers ab und zeigte dem Kammerdiener seinen Namen und den der Residenz, welche unter dieser Schaale in den Stahl gravirt waren. — Das Messer ward hergestellt, der Kammerdiener berichtete dem Herzog den Vorfall; — der Herzog hat das Messer niemals wieder in die Hand genommen. **O. v. P.**

[Der älteste Mann.] Das historische Taschenbuch von Hormayr auf 1843 S. 148 schildert einen 185jährigen Hirten und Boten Petràcz Czàrtan aus Temeswar, der 1724 in den Armen seines 102jährigen Sohnes starb und eine Stunde vor seinem Tode noch gemalt wurde, auf Geheiß des Commandanten, Generallieutenants Grafen Wallis. Er hatte gelebt unter Carl V., Ferdinand I., Max II., Rudolph II., Matthias, Ferdinand II., Ferdinand III., Leopold und Joseph I. und Carl VI.

Der Cölner Mönch Gottfried aber erzählt, daß 1191 in der Kreuzfahrt Philipp Augusts und Richards Löwenherz unter ihren Gefangenen ein Sarazene sich befand, der zweihundert und sechzig Jahre zählte, also fünf und siebenzig Jahre noch mehr, als jener Petràcz Czàrtan, dennoch aller seiner Sinne mächtig und ein wilder Fanatiker gegen die Christen und das Christenthum gewesen sei.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 62.



1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Bagno.

Schon leuchtet in röthlicher Gluth der Fanal,
Horch! sieben Schüsse! das Abendsignal,
Die Sclaven entschlummern bei Kettenklang,
Es athmet die Luft so ängstlich und bang. —

Der Britte dort zornig mit wilder Hast
Im Traume nach seiner Kette faßt,
Der Schweiß ihm von der Stirne träuft,
Queer über die Wange die Narbe läuft.

Der Seemann träumt von der Meeresfluth,
Dem Reich erkämpft durch britanischen Muth,
Kanonen rufen: „Die Flagge herauf!
Es stehen die goldenen Sterne *) darauf."

Das Tauwerk knarret, die Woge brüllt:
„Ho! Yankeeflagge!" die Pfeife schrillt,
Pistol in der Faust „hinauf! auf die Wand!"
„Saint George! Saint George! für Altengeland!" —

Dicht nebenan fiebert ein Frankensoldat
Von ewig grünender Lorbeersaat,
Von seines Jahrhundert's gewaltigem Sohn,
Vom großen Kaiser Napoleon,

Von drückender Schwüle am Julitag,
Erquickendem Blitzes- und Donnerschlag,
Und wie auf's zertretene Lilienfeld
Die Tricolore der Freiheit gestellt. —

Im Winkel dort schlummert von Ketten gedrückt
Ein Pole, der jubelnd den Säbel gezückt,
Der fluchend die Russen zusammenhieb
Und sie in die Wogen der Weichsel trieb.

Auf flüchtigem Renner vorüber dem See,
Es fliegt um die Schenkel des Rosses der Schnee,
Wild schäumet der Narew, durch's Wogengezisch
Hinfliegen die Lanzen der Freiheit so frisch.

Es brechen die Ketten, und Polen wird frei,
Gleichviel ob im Leben, im Tode es sei! —
Der Pole erwacht, und die Kette sich regt,
Ein Blitz aus dem flammenden Auge schlägt. —

Der kämpfet im Schlafe, der Handschar bellblitzt,
Die Fustanella mit Blut überspritzt:
„Auf Löwen von Hellas! für's heilige Kreuz
„Zum Schlachten der Heiden, die Freiheit gebeut's!"

Es knirscht mit den Zähnen der kühne Sulict:
„Der Pascha, der Pascha! ich schwor ihm den Tod,
„Er hat mir die blühende Gattin entehrt!"
Ein Blitzstrahl unter die Türken fährt.

Er stürzt in's Gemetzel, die Klinge ihm springt,
Der Pascha vom blutigen Rosse sinkt,
Schon faßt er des seidenen Kaftan's Saum,
Da fährt der Sclave empor aus dem Traum. —

Es schauert der Morgen, der Urwald schweigt
Es röthen die Kordilleren sich leicht,
Der Mississippi sich mächtiger schwellt,
Die große Pulsader der neuen Welt.

Der Kaiman duckt aus dem Schilfe hervor,
Der Bison knickt das Savannenrohr —
Aufzucket des freien Kentucky Sohn,
Die klirrenden Ketten sie sprechen ihm Hohn.

Dort hebet das Haupt der riesige Mohr,
Grell tritt in dem Auge das Weiße hervor,
Er denket an seines Mädchens Quaal,
Die seiner geharret im Palmenthal.

*) Flagge der nordamerikanischen Freistaaten.

Digitized by Google

Der Samum durchglühete gelbe Sand,
Des Nigers smaragdgrünes Gürtelband,
Des hungernden Löwen donnernd Gebrüll —
Der Sclave neigt sich und weinet still. —

Zwei Deutsche schlummern da Hand in Hand,
Als lägen daheim sie am Weserstrand;
Der Eine träumt von der blonden Maid,
Das Herz voll seliger Traurigkeit.

Der Andre träumt von der großen Welt,
Von fremden Gepränge, wie's Deutschen gefällt,
Von Kaisern, die liegen im gothischen Dom,
Vom heiligen Vater im hohen Rom —

Da donnert vom Forte es sieben Mal,
Den Bagno erschüttert das Morgensignal,
Aufjagt von der kläglichen Lagerstatt
Die armen Gefangnen der Renegat.

George Hesekiel.

Der heilige Franz von Sales.

(Fortsetzung.)

Franz von Sales hatte die Mission nach Chablais auf seine Kosten unternommen; allein das Bisthum konnte gewiß nicht als hinreichende Entschädigung für alle Ausgaben gerechnet werden, die er früher gemacht hatte, denn dasselbe hatte ein sehr geringes Einkommen, und gab jährlich höchstens vier- bis fünftausend Livres. Um das Jahr 1717 reisten auf Befehl Ludwigs XIV. zwei gelehrte Benedictiner durch Frankreich, um die Gallia christiana zu vervollständigen, wovon späterhin eine neue, vermehrte Auflage erschien. Diese kamen auch nach Annecy, wo der Sitz des Bischofs war, den sie besuchten, und dann von ihm in dem Bericht ihrer Reise sehr vortheilhaft sprachen. Unter Andern sagten sie:

„Er hat in der That nur vier- bis fünftausend „Livres Einkünfte; das hindert ihn aber nicht, eben „so sehr Bischof zu sein, als wenn er funfzig- bis „sechzigtausend hätte. Allerdings hat er weder Ge- „folge, noch Wagen; er ist aber darum nicht weni- „ger glücklich, sondern vielmehr unsern Aposteln um so „ähnlicher." (Voyage littéraire de deux Bénédictins, 1717, T. I, p. 242)

Das geringe Einkommen dieses Bisthums gab späterhin Veranlassung zu einem Witze, den wir den Lesern mittheilen müssen. Der damalige Prälat, nämlich der sonstige Abbé de Chaumont, war sowohl durch Verdienst, als durch Geburt sehr ausgezeichnet, hatte aber eine übertriebene, für ihn höchst unbequeme Wohlbeleibtheit, welche ihm einen Wagen eigentlich sehr nothwendig gemacht hätte, und die einem Pfarrer des Sprengels, welcher ihn zum ersten Male sah, außerordentlich auffiel. Dieser Pfarrer zeigte, als er den Bischof wieder verlassen hatte, seine Verwunderung, und sagte zu einem seiner Amtsbrüder mit großer Lebhaftigkeit: „Ich habe nie weder einen so fetten Bischof, noch ein so mageres Bisthum gesehen!" Wegen eines so hübschen Witzes ist es wohl erlaubt, vom Hauptgegenstand abzuweichen; doch kehren wir sogleich zu demselben zurück.

In Rücksicht auf die spärliche Einnahme des Bischofs von Genf, und in der Absicht, dessen Würde aufrecht zu erhalten, suchte ihn der Herzog von Savoyen durch einige Benefizien zu begnadigen. „Da „die Abtei Ripaille," sagt der Biograph, „war erle- „digt worden, so bot ihm der Fürst dieselbe an; allein „Franz von Sales schlug sie aus und ersuchte ihn, die „Karthäuser dort einzusetzen. Der Herzog willigte „ein, und der heilige Prälat hatte die Genugthuung, „diese frommen Geistlichen in seine Diöces gezogen zu „haben."

Eifrig betrieb unser Prälat die Einrichtung dieser Einsiedler, die gewissermaßen durch seine Hand nach Ripaille waren verpflanzt worden. Er besuchte sie einst mit seinem guten Freunde, dem Bischof von Ballei, und als Beide im Kloster umherwandelten, sahen sie über der Thür einer Zelle folgende Inschrift:

Tu mihi curarum requies, tu nocte vel atra
Lumen, et in solis tu mihi turba locis.

Diese Verse fielen ihnen auf, und sie fanden dieselben schön. Da sie Beide sehr feinen Verstand hatten, so verfehlten sie nicht, den erhabensten, mystischen Geist darin zu finden. Der Eine meinte, man könnte sie auf die Geburt des Heilandes anwenden, der während der Nacht erschien, um die Finsterniß zu zerstreuen, welche überall verbreitet war, und so gaben sie der Sache noch mehrere, eben so erhabene Auslegungen; sehr überrascht waren sie aber, als man ihnen sagte, daß diese Verse sich im vierten Buche des Tibull befänden, der sie an seine Geliebte gemacht hätte. Der Karthäuser, der sie an seine Thür geschrieben, hatte sie jedoch allerdings auf Gott angewendet, dessen Dienst er sich in seiner Einsamkeit gewidmet hatte.

Franz von Sales starb zu Lyon am 22. December 1622, nur sechsundfunfzig Jahre alt. Seine Heiligsprechung verzögerte sich nicht lange, ja, sie wurde sogar mehr als gewöhnlich beschleunigt, denn der Papst Alexander VII. ertheilte Dispensation von dreizehn Jahren der Zeit, welche durch das Decret Urbans VIII. für diejenigen war festgesetzt worden, die im Geruche der Heiligkeit gestorben sind, und er wurde schon am 18. December 1661 der Zahl der Seligen beigesellt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die drei Nächte Sir Richard Cockerills.

(Fortsetzung.)

„Sir Richard Cockerill,“ sagte dieser plötzlich mit der sonorsten Stimme, deren seine Kehle fähig war, „ein großes Verbrechen verbreitet Schrecken im Lande. Am Ausgange voriger Nacht ist ein Mann, dessen Namen man noch nicht weiß, bei Ihnen gefunden worden, in Ihrer Schlafkammer, auf Ihrem Bette, durch Gift getödtet und das ganze Gesicht furchtbar verbrannt. Niemand hat noch etwas Genaueres über diesen Mann angeben können, selbst nicht Johanne Coburn, Ihre Dienstmagd. Sagen Sie uns also im Namen des Gesetzes, was Sie davon wissen.“

Offenbar von der heftigsten Erregung ergriffen, schwankte Sir Richard auf seinen Füßen, entgegnete aber kein Wort.

„Wir sind kein Gerichtshof,“ begann der Coroner wieder; „wir sind blos eine Untersuchungs-Commission. Also richten wir nicht, sondern stellen nur den Sachbestand fest. Die Fragen, die wir an Sie richten, sind daher eine bloße Förmlichkeit. Beruhigen Sie sich daher, und ist Ihnen das Stehen unmöglich, so setzen Sie sich in diesen Sessel.“

Abermaliges Schweigen. Zum drittenmale muß Mr. Gisborne wieder eintreten.

„Erkennen Sie, mein Herr, den Leichnam, der Ihnen schon heute früh vorgelegt worden ist, wieder? Stellt er nach Ihrer Ansicht die Person des Peter Morton, Ihres Dieners, oder einer andern Ihnen bekannten Person dar? Antworten Sie.“

Das war vergebne Mühe! Zum größten Erstaunen der Zuhörer hatte dieser neue Versuch eben so wenig Erfolg als die beiden ersten. Während dieser Art von Befragung erhoben sich die Augen des Angeschuldigten nicht vom Boden, unstreitig um die durchdringenden Blicke der zwölf Beisitzer des Coroners zu vermeiden. Sie waren wie festgeheftet auf dem weißen Tuche, das den geheimnißvollen Leichnam bedeckte, und ein aus tiefster Brust geholter Seufzer schien der Ausdruck der Erleichterung, die Sir Richard dadurch empfand, daß er sah, man verschone ihn mit dem Anblicke des scheußlichen Leichnams.

Dennoch erhob sich bald nach jener Frage Sir Richard, der an die Lehne des Sessels zurückgesunken war, als ob er von einem galvanischen Schlage berührt worden, schnell in die Höhe und ließ brennende Blicke auf der Estrade schweifen. Der Coroner sprach. Sir Richard hörte ihn nicht und sah nur immer hin. In diesem Augenblicke war auch Mr. Barrett zitternd aufgestanden. Die von Furcht bleichen Lippen des alten Geschwornen murmelten etwas, ohne doch ein Wort deutlich aussprechen zu können. Er rieb sich die Stirn, wie Jemand, der eine fliehende Erinnerung wieder zurückrufen will, aber schwankend und von Unruhe übermeistert, sank er wieder auf seinen Sessel zurück, bewußtlos und von Schweiß übergossen.

„Du mein Gott, habe ich's doch lange schon vorausgesagt, daß es einmal so kommen werde!“ rief der Coroner mit halb zornigem, halb scherzendem Tone. „Die Prozedur im wichtigsten Augenblicke zu unterbrechen! Was kann man aber auch anderes von einem 70jährigen Geschwornen erwarten? Der würdige Herr Barrett steht in dem Alter, wo man Ruhe bedarf. Morgen gleich streich ich ihn aus der Liste.“

Während man nun dem Rektor von Neu Dolgelly zu Hülfe kam und mehrere Personen ihm Essenzen vorhielten, fügte der Coroner, indem er sich mit einer Art wohlwollenden Ausdrucks zu dem Angeklagten wendete, hinzu: „Mein Herr, wir wollen die Erklärungen, die Sie uns über diese unheilvolle Sache zu geben haben möchten, lieber auf einen andern Tag verschieben.“

Als Sir Richard dieß gehört, verbeugte er sich kalt. Ohne zu scheinen, als kümmere er sich im geringsten um den Zufall, der so plötzlich seine Befragung unterbrochen, hatte er sein ganzes kaltes Blut wieder erlangt, und seine großen schwarzen Augen konnten jetzt ruhig den Blick des Coroners ertragen.

„Meine Herren Geschworenen,“ fuhr dieser sogleich fort, „die Unpäßlichkeit eines Ihrer Collegen raubt dieser Verhandlung ihren loyalen Charakter und macht es nöthig, daß das weitere Verfahren bis übermorgen verschoben werde. Bis dahin kann auch der Körper hier von einem Arzte untersucht werden, und ich selbst werde Zeit haben, mit einigen von Ihnen eine örtliche Beschauung vorzunehmen. Der Angeschuldigte wird unterdessen, unter Bewachung der Constables, hier im Wirthshause bleiben. Bis auf Weiteres kann er jedoch sprechen, mit wem er will, blos die Zeugen ausgenommen.“

Nach diesen letzten Worten zog sich die Menge langsam zurück, jedoch mit unverkennbaren Zeichen, in welches Staunen sie die Begebenheiten dieses Tages versetzt. Die Ohnmacht des alten Geschwornen gab neuen Stoff zu unerschöpflichen Vermuthungen. Jedermann wies ihm nach eigner Willkühr eine Rolle in diesem furchtbaren Trauerspiele an; glücklicherweise war er selbst aber, ehe der Saal noch ganz leer, in einem Tragsessel nach Hause und unter die Pflege seiner Nichte, Miß Sarah, gebracht worden.

„Fünf bis sechs Blutegel im Nacken, Miß, und dann einen beruhigenden Trank,“ sagte der Arzt, den man herbeigerufen hatte, „gehörige Vorsicht, und es hat nichts auf sich.“

„Bewahre! bewahre! Doctor!“ rief der Kranke; „keinen Trank, keine Blutegel! Ruhe und Schweigen, weiter nichts.... Ach, dieser Ring! bringt mir nur vor allen Dingen diesen Ring mit dem Kastendiamant aus den Augen!“

„Sie sehen,“ sagte der Arzt zu den Umstehenden, „daß hier noch etwas Fieber vorhanden. Meine ärztliche Vorschrift muß auf der Stelle in's Werk gesetzt

Digitized by Google

werden, oder ich stehe für nichts mehr. Vor allen Dingen also Blutegel."

Was der Arzt befohlen hatte, wurde wörtlich befolgt. Aller Widerstand des Alten half nichts. Er wurde den Blutsaugern preisgegeben und ihm ein übelschmeckender Trank eingeflößt.

„Ach, du mein Himmel!" rief der Wackre; „so bin ich denn heute dazu verdammt, nur Blut zu sehen, meins so gut, wie das von — dem Mann — mit dem diamantenen Ringe!

„Lieber Onkel! lassen Sie sich's immer gefallen," sagte Miß Sarah, die stets am Lager des Kranken blieb. „Schlafen Sie ein paar Stündchen und die Vision wird verschwinden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Advocaten.

(Schluß.)

Voll Bedeutung ist der Advocat in Bezug auf die Administration, wie auf die Gesetzgebung und Justiz des Staates. Wer hat bessere Gelegenheit, als er, in dessen Hände Fälle der verschiedensten Art kommen, die Wirkungen und die Mängel der Verfügungen und Maßregeln der Behörden, der Gesetze und ihrer Anwendung kennen zu lernen? Daher sollten zum Besten des Staates in solchen Beziehungen dem Advocatenstande Vota zustehen, und aus seiner Mitte sollten für jeden Landtag Glieder in die Ständeversammlung gewählt werden. Wählt man doch besondere Deputirte des Handelsstandes z. B.; aber wahrhaftig mehr, als die commerziellen Interessen, sollten doch die Interessen, über die der Advocat vor Allen im ganzen Staate am besten unterrichtet sein muß, der Regierung am Herzen liegen. — Das, was Viele jetzt für die Rechtspflege wünschen, muß der Advocatenstand sehnsüchtiger, als Alle, herbeiwünschen, weil er nur dadurch zu der bisher entbehrten gerechten und von schiefer Beurtheilung freien Anerkennung gelangen kann. Und welches sind die Gegenstände der Wünsche? 1) Die Einführung gemeinsamer bürgerlicher und peinlicher Gesetzbücher, so daß die babylonische Verwirrung aus Deutschland entfernt wird. 2) Oeffentliche und mündliche Rechtspflege. Durch sie wird der Advocat vor unwürdiger Beaufsichtigung durch den Richter befreit, und Anerkennung seines Talents, seiner Kenntnisse, seiner Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit von Seiten seiner Clienten und des ganzen Publikums wird dadurch erst möglich. Wir begnügen uns blos mit Anführung der Wünsche, die mit den allgemein gehegten und ausgesprochenen zusammentreffen, und glauben, ohne auf Anderes, was der Advocatenstand mit Recht desiderirt, einzugehen, schon durch das Wenige, was gesagt worden ist, Leser, die vielleicht keinen Begriff sich davon machen konnten, was die Regung des Advocatenstandes in dieser Zeit bedeuten solle, überzeugt zu haben, daß es sich um etwas Wichtiges in Betreff der Advocatenversammlungen handele, und daß der Gedanke dazu aus dem dringendsten Bedürfnisse theils dieses Standes an sich, theils der Staaten und der Völker hervorgegangen ist, also nicht etwa aus bloßer Nachahmungssucht, als ob man, weil es Zusammenkünfte der Aerzte, der Apotheker, der Philologen, der Landwirthe, der Pietisten, der Lichtfreunde u. s. w. giebt, auch Zusammenkünfte der Rechtsanwalte gern haben wolle. G.

Feuilleton.

In der Geschichte des preußischen Staats kommt schon im 16. Jahrh. ein beabsichtigtes, aber glücklicher Weise verhütetes Attentat auf die Person des Fürsten vor. Der Kurfürst Joachim I., gest. 11. Juli 1535, that mit Strenge den Räubereien des Adels Einhalt; selbst seinen Liebling, v. Lindenberg, der einen Kaufmann, um ihn auszuplündern, bei dem Elsholze unweit Belitz überfallen hatte, ließ er hinrichten. Ein Herr v. Otterstedt, der gleiche Strafe fürchtete, schrieb an des Kurfürsten Schlafzimmer: „Jochimken, Jochimken, höde dy, wo wy dy krygen, hangen wy dy!" und lauerte mit noch Andern ihm bei der Jagd in der Köpeniker Haide auf. Ein Bauer, der darum wußte, zeigte es an; Joachim ritt mit einer guten Bedeckung aus, nahm den Anführer der Verschwornen gefangen und ließ ihn enthaupten. G.

Der Großvater des Schlachtenmalers Horace Vernet, Claude Joseph V., erhielt, wie manche Ausgezeichnete, die Richtung für Anwendung des in ihm liegenden Talents auf eine zufällige Weise. Von seiner Vaterstadt Avignon reiste er im 18. Lebensjahre zur See nach Rom. Auf dieser Reise gab er sich ganz den Eindrücken hin, die er von der Natur in ihrer Größe und Schrecklichkeit empfing, so daß auch der fürchterlichste Sturm für ihn nicht schrecklich, sondern von Kunstinteresse war. Deßhalb ließ er sich an den Mastbaum binden und beobachtete die tobende Natur, während die Schiffsleute bebend der Vernichtung des Fahrzeugs entgegensahen. Von nun an ging er von der Historienmalerei zur Darstellung von Seestücken über, worin er alle Maler seiner Zeit übertraf. Er starb 1789, also im Geburtsjahre seines Enkels Horace V. Die Familie Vernet zählt in unmittelbarer Folge vom Urgroßvater 4 Maler. G.

Ein berühmter Mann, welcher häufig zerstreut war, speiste eines Tages mit vielen andern Gästen bei einem vornehmen Herrn. In Gedanken vertieft, verspeiste er seine Suppe, machte aber doch die Bemerkung, daß dieselbe sehr schlecht sei. Er fühlte die Unschicklichkeit, angesehene Gäste so schlecht zu bewirthen; im Augenblick war es ihm, als sei der Wirth und die Tafel in seinem Hause, und so sagte er zu großer Verwunderung aller Anwesenden sehr verbindlich: „Meine Herrschaften, ich muß um Ihre Nachsicht bitten, wenn sie heute schlecht bedient werden, meine Frau liegt in den Wochen."

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 63.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Ein Volkslied der Schwarzwälder.

Wahrscheinlich der Urtext zu Uhlands Gedicht: „Der gute Kamerad."

„Ach, Bruder, ich bin geschossen,
Eine Kugel hat mich getroffen,
Führ' mich in mein Quartier,
Daß ich verbunden würd'."

Ach, Bruder, ich kann dir nicht helfen,
Helfe dir der liebe Gott!
Wir Soldaten müssen marschiren,
Marschiren fort und fort.

Der heilige Franz von Sales.

(Fortsetzung.)

Am 14. September 1662 hielt der Consistorial-Advocat Prosper Bottinius, um die Canonisation des Seligen zu erlangen, vor dem Papst und den Cardinälen eine Rede, worin ziemlich seltsame Züge vorkommen, wie z. B. folgender: „Von der Wiege „an zeigte Franz von Sales eine so große Neigung „zur Bescheidenheit und Reinheit, daß er sogar die „Liebkosungen seiner Amme zu vermeiden schien." — Nun, das ist wahrlich eine sehr frühzeitige Keuschheit; aber

.... aux ames bien nées
La vertu n'attend pas le nombre des années.

Der Advocat legte nun die andern Tugenden des Seligen zur Schau, hauptsächlich aber die außerordentliche Sanftmuth, die große Leutseligkeit, welche seinen Charakter auszeichneten. Er legte starken Nachdruck auf seinen Eifer für das Vorschreiten der katholischen Religion, und hob diesen vorzüglich durch die Mission in Chablais heraus, welche zehn Jahre gedauert, und wo er eine unzählige Menge Ketzer bekehrt hätte.

Dies ist wirklich die Gelegenheit, wo er sich, wie schon oben gesagt worden, am meisten berühmt machte, und zwar in einem so hohen Grade, daß, als er nach Beendigung dieser Mission in Rom erschien, der Papst ihm den Titel Apostel von Chablais ertheilte. — „Der heilige Vater," sagt einer seiner Biographen, „behandelte ihn wie einen Eroberer, wie einen Bezäh„mer von Ungeheuern, welcher beladen mit der Beute „des Calvinismus zurückkehrte." (Baillet, vie des Saints, T. I.).

Diese bildlichen Ausdrücke sind, wie man sieht, sehr schön, und man kann sogar hinzufügen, ziemlich richtig. Franz von Sales arbeitete anfangs an der Bekehrung von Chablais als Apostel, das heißt, er begann auf dem Wege der Ueberredung; endlich aber spielte er die Rolle des Eroberers im eigentlichsten Sinne des Wortes, denn er wendete die Truppen der Fürsten dazu an und unterwarf seine Gegner durch Gewalt und Zwang. Hiervon werden wir in der Folge noch neue Beweise sehen.

Demnächst erscheinen in der Rede des Advocaten die Wunder. Zwei Mißgeburten erhielten durch die Gebete Franzens von Sales die vollkommene Menschengestalt, welche die Natur ihnen versagt hatte, und er heilte drei Gelähmte. Eine Visitantiner Nonne, welche zweiundzwanzig (!) tödtliche Uebel an sich hatte, wurde plötzlich geheilt. Er erweckte eben so viele Todte, als der Heiland, und später sind eine Menge wunderbarer Heilungen auf seinem Grabe bewirkt worden. Wer in Annecy gewesen ist, wird in der Kirche der großen Heimsuchung, wo der Körper des Heiligen ruht, eine bedeutende Menge Votivbilder zu seiner Ehre bemerkt

Digitized by Google

haben, so wie auch Wachsabbildungen von den menschlichen Gliedern, die er geheilt hat.

Es ist bekannt, daß man in Rom, wenn ein Canonisationsverfahren eingeleitet wird, auch einen Rechtsanwalt als Contradictor aufstellt, um die Verwerfung derjenigen Dinge zu versuchen, welche zu Gunsten der heilig zu sprechenden Person vorgebracht werden; man will dadurch zeigen, daß die Thatsachen sorgfältig sind untersucht worden. Derjenige, welcher mit dieser Function beauftragt ist, wird spottweise der Advocat des Teufels genannt. Wenn derselbe nun widerspricht, so kann man sich wohl denken, daß es nur bis auf einen gewissen Punct geschieht, und daß er seine geheimen Instructionen hat, um da stehen zu bleiben, wo es nöthig ist.

Vielleicht ist man neugierig, zu wissen, was der Advocat des Teufels in diesem Proceß opponirte? Nun, er trat zuerst mit einem schlechten Rechtskniffchen auf, denn er sagte:

„Es ist nicht ganz klar mit der Taufe dessen, den man zu canonisiren gedenkt. Um nun denselben in das Verzeichniß der Heiligen einschreiben zu können, muß man gültige Zeugnisse haben, daß derselbe auch wirklich sei getauft worden.“

Niemand zweifelt wohl, daß man durchaus nicht um eine Antwort verlegen war. — Der zweite Einwurf war besser, denn der furchtbare Teufelsanwalt sagte:

„Man wirft Franciscum de Sales vor, er habe, als sein Vater ein Landgut und Schloß in ihrer Nachbarschaft hätte kaufen wollen, gesagt, dies wäre die beste Gelegenheit, einen guten Gewinn zu erzielen, denn der Edelmann, dem jenes Grundstück gehörte, befände sich in schlechten Vermögensumständen, wäre zum Verkaufe gezwungen, und man könnte also einen guten Handel machen. — Heißt nun das christliche Liebe zu seinem Nächsten haben, wenn man dessen traurige Lage benutzen will?“

Jedermann kennt das zehnte Gebot, welches allerdings einigen Bezug auf das hat, was man hier an dem Verfahren des Seligen tadelt. Nun, ein gewisser Leclerc hat dieses Gebot sehr geistreich ausgelegt. Der gewandte Kritiker beweist, indem er über die Bibelstelle Marc. 10, 19. redet, daß in diesem Gebote nicht bloß von dem Begehren nach dem Grundbesitz oder Hause des Nächsten die Rede ist, sondern daß der Gesetzgeber dort ganz eigentlich die listigen, krummen Wege verbietet, welche man zu dessen Erlangung anwendet, und welche meistens von menschlichen Gerichtshöfen gebilligt werden, darum aber nicht weniger der christlichen Liebe entgegen sind. Es wird in diesem Gebote untersagt, die schlimme Lage irgend eines unserer Nachbarn zu benutzen, um sein Haus und Gut an uns zu bringen. Wenn der Graf von Sales, nämlich der Vater unseres Heiligen, wie es gar sehr der Fall zu sein scheint, ein Gläubiger des ihm benachbarten Edelmannes war, so hat sein Sohn das, nach der Weise des Herrn Leclerc ausgelegte, zehnte Gebot allerdings übertreten, und das ist ein Flecken an seinem Andenken, der nicht ganz verwischt zu sein scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Nächte Sir Richard Cockerills.

(Fortsetzung.)

Als der alte Geschworne am folgenden Morgen vor dem Kamine saß und nach Kräften seine Nichte abwehrte, die ihm wieder den Blümchentrank aufdringen wollte, öffnete sich die Thür und man sah Herrn Gisborne eintreten. Er hatte wie immer ein ganz verstörtes Gesicht und einen großen Folianten unter dem Arme, den er mit wichtiger Miene auf das erste beste Möbel warf.

„Guten Morgen Mr. Barrett! Gehorsamster Diener Miß!“ sagte er und setzte sich ohne Umstände nieder. „Befindet sich unser ehrwürdiger Nestor besser?“

„Es war gar nichts Ernstliches,“ entgegnete der Greis. „Etwas Unruhe, weiter nichts. Ob Sie gleich davon sprachen, meinen Namen aus den Listen auszustreichen, bin ich doch bereit, meine Pflicht als Geschworner zu erfüllen.“

„Wir haben Zeit genug, davon noch zu sprechen, Master. Das Wichtigste ist jetzt die Geschichte von gestern.“

„Sie meinen den Mord?“

„Legen Sie dieser traurigen Begebenheit einen Namen bei, welchen Sie wollen, Mr. Barrett, gleichviel. Für mich ist sie blos ein durch Zufall entstandenes Unglück; für Sie schon ein Verbrechen. Ich weiß das. Man hat mir in der That versichert, daß Sie gestern, als Sie den Saal verließen, weiß der Himmel, auf welche höchst ungenügende Vorurtheile gestützt, kein Bedenken getragen haben, die Straffälligkeit Sir Richard's ganz laut auszusprechen.“

„Das ist wahr, und seit zwölf Stunden haben sich meine Ansichten nicht geändert.“

„Nun denn, und eben diese hartnäckige Ansicht möchte ich gern bekämpfen. Ich will Ihnen beweisen, daß bei Fällen dieser Art selbst die scheinbar schlagendsten Voraussetzungen manchmal ganz grundlos sein können. Und um Sie durch ein einziges Wort zu überzeugen, bringe ich Ihnen hier die Relation einer ganz gleichen Sache mit.“

„Oho! ganz gleich!“ sagte der Greis kopfschüttelnd.

„Allerdings, mit wenigen Ausnahmen,“ entgegnete der Coroner.

Nun legte er den Folioband, den er mitgebracht, auf's Knie und fuhr fort: „Dieß steht hier in der

Digitized by Google

Sammlung sonderbarer Todesfälle. Sehen Sie, da! Gönnen Sie mir nur ein kurzes aufmerksames Gehör."

„Lesen Sie, lesen Sie, ich bin ganz Ohr."

Mr. Gisborne ließ sich nicht lange bitten.

„Der berühmte Sir Eduard Young," las er, „Verfasser der berühmten Nächte, machte einmal mit mehreren Damen seiner Bekanntschaft eine Spazierfahrt auf der Themse. Um ihnen die Zeit angenehm zu vertreiben, blies er ihnen Mehreres auf der Flöte vor. Da er aber nicht lange darauf bemerkte, daß eine Jacht, auf welcher sich einige Offiziere befanden, seinem Bote folgte, so hörte er auf zu blasen und steckte sein Instrument in die Tasche."

„Warum hören Sie denn auf, mein Herr?" fragte einer der Offiziere ziemlich unartig.

„Warum fragen Sie?" antwortete Young ruhig.

„Haben Sie die Güte, gleich auf der Stelle wieder anzufangen;" sagte der Offizier.

„Aber —"

„Kein Aber! Sie fangen wieder an, sage ich, oder ich lasse Sie in die Themse springen, wo Sie dann auch wieder anfangen müssen zu spielen, wenn Sie sich, wie der alte Rhapsode, dessen Lyra die Delphine bezauberte, retten wollen. Also geschwinde, ein Rondo, oder einen Marsch, nach Belieben."

„Da Young das Schrecken der Damen, mit denen er fuhr, bemerkte, so gab er ihren dringenden Bitten nach und entschloß sich, dem unartigen Befehle des Offiziers nachzugeben, ergriff die Flöte wieder und spielte einige Lieder. Als aber die Spazierfahrt vorüber war und beide Barken landeten, zog der Dichter den Offizier bei Seite und sagte: „Wenn Sie ein Mann von Ehre sind, werden Sie mir Genugthuung wegen Ihrer beleidigenden Drohungen geben. Morgen erwarte ich Sie ohne Zeugen und auf den Degen."

„Der Offizier nahm die Ausforderung an. Sie verständigten sich über die Stunde und einen entlegenen Ort außerhalb der Stadt, nach Greenwich zu, und trennten sich dann. Am andern Morgen fand Young mit Tagesanbruch sich zuerst ein. Als darauf der Offizier auch kam, zog Young ein großes Pistol aus der Tasche und schlug auf seinen Gegner an."

„Wie?" rief dieser unwillig; „das ist ja kein Rendevous, sondern eine Wegelagerung! Wollen Sie mich ermorden?"

„Keineswegs," antwortete der Dichter höchst kaltblütig, „blos ersuchen, eine Menuet zu tanzen."

„Ich?"

„Nun, wenn Ihnen die Menuet nicht ansteht, so tanzen Sie eine Gavotte, eine Ecossaise, oder was Ihnen sonst beliebt. Das sage ich Ihnen nur zuvor, daß, wenn Sie nicht tanzen, wie wenig es auch ist, ich Ihnen Ihr bischen Gehirn vollends aus dem Kopfe schieße."

„Aber zum Henker," unterbrach Mr. Barrett jetzt den Sprechenden; „was für eine verteufelte Geschichte erzählen Sie mir denn da? Wo ist denn hier auch nur die mindeste Aehnlichkeit vorhanden?"

„Warten Sie nur," entgegnete Mr. Gisborne, „erst nach dem Schlusse kann man urtheilen. Lassen Sie mich nur erst bis dahin kommen."

„Nun gut; ich höre."

Der Coroner fuhr fort. „Der Offizier wollte noch einige Einwendungen machen, aber vergebens, er mußte den Willen seines Gegners befolgen und tanzte eine Gigue, die nicht kürzer als zehn Minuten dauerte."

„Schön! so ist's gut!" sagte Young, als die Tanzübung vorüber war. „Gestern haben Sie mich die Flöte spielen lassen, heute lasse ich Sie tanzen; mir sind also quitt. Dessen ohnerachtet, wenn Sie noch eine andre Genugthuung begehren, so bin ich dazu bereit."

Der Offizier erkannte sein Unrecht und umarmte Young. Von diesem Augenblicke an blieben sie die besten Freunde."

(Fortsetzung folgt.)

Das Lob der Frauen von Eduard Duller.

In seinem Geschichtswerke „Maria Theresia und ihre Zeit" sagt Duller S. 4.: „Den Werth und das Andenken unsrer Männer in Ehren! Aber, was Großes und Herrliches in unsrer Geschichte ist, — die deutschen Frauen haben Theil daran. Schlagt die Bücher der deutschen Volksgeschichte auf! Jedes Blatt rechtfertigt jenen eigenthümlichen Grundzug des deutschen Volkscharakters, mit welchem sich die romanische Galanterie nicht messen kann, die hohe Achtung des Frauenthums. Sie liegt in unserm innersten Wesen tief begründet, sie spiegelt sich klar und treu in unserm alten Recht. — Als die Teutonen in der Schlacht bei Aquä Sextiä, bei aller Urkraft und Tapferkeit, der römischen Kriegskunst erlagen, erwürgten sich ihre auf der Wagenburg gefangenen Weiber, weil die Sieger die Bitte, ihre Keuschheit zu schonen, nicht gewähren wollten. Als die Kimbern auf den raudischen Feldern erschlagen waren, kämpften ihre Frauen noch fort und erdrosseiten lieber ihre Kinder und sich selbst, als daß sie Knechtschaft ertragen hätten. Wie erhaben steht Thusnelda, die der eigne Vater den Römern überliefert, das Kind ihres Gatten unter'm Herzen, schweigend und thränenlos vor dem Sieger, den sie durch ihre sittliche Würde zur Ehrfurcht zwingt! Als der edle Bataver Claudius Civilis den Freiheitskampf gegen die Herren der Welt erhob, war es Veleda, die begeisterte Jungfrau der Brukterer, die von der Zinne ihres einsamen Thurmes die Gauvölker weckte und ermuthigte; in heiliger Ehrfurcht nahten ihr die Gesandten, die Sprüche der Seherin zu vernehmen. Als zum ersten Mal die weltgeschichtlichen

Digitized by Google

Losungen: „Hie Welf! Hie Waiblinger!“ erschollen, überwand die Klugheit der treuen Weiber von Weinsberg den trotzigen Männerwillen. Wie sinnig hat die Volkssage die milde Hingebung einer Fürstin für's Volk verklärt! Sie verwandelt das Brod, das der keusche Fürstenmantel der heil. Elisabeth bedeckte, in duftende Rosen. In anderer Weise strahlt deutsche Weiblichkeit im romantischen Zauberglanze der Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg; da deckt die Landgräfin Sophie den bürgerlich gebornen unterliegenden Ofterdingen mit dem unverletzlichen Mantel gegen die siegenden ritterlichen Dichter. Mit vollem Recht aus voller Brust sang Walther von der Vogelweide das Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen 100 Jahre vor dem Meistersänger Heinrich Frauenlob, den die Mainzer Frauen zu Grabe trugen. Jahrhunderte seither, bis zu den Tagen, da ein neuer Frauenlob — Schiller — die Würde der Frauen sang, und bis heute hat jenes Lob in Hütten, wie auf Thronen, immer neuen Stoff gefunden. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige werden, oder, bei Gott! Fürstenblut für Ochsenblut!“ so sprach die verwittwete Gräfin Katharine v. Schwarzburg 1547 zu Herzog Alba. Zwölf Jahre später, als Holstein und Dänemark den freien Dithmarschen Bauern die Fehde ankündigten (schon 1500 hatte ihnen eine wehrhafte Jungfrau aus Hochvörden die Fahne vorgetragen im Kampfe gegen die dänische Uebermacht), da waren es die Weiber, welche die Männer zur Vertheidigung der Freiheit ermahnten und in Mannskleidern und Harnischen voranfochten. Als der erste König von Preußen den Grund zu einer norddeutschen Macht legte, war es seine Gemahlin, Sophie Charlotte, die Freundin des großen Leibnitz, welche das geistige Saatkorn in Grund und Boden des neuen Königthums legte. Und wer hat jene andere Preußenkönigin Louise vergessen, deren sittliche Größe in den Tagen von Preußens Noth und Deutschlands tiefster Erniedrigung, die Wiedergeburt des Staates durch das Volk vorbereiten half? War es nicht ihre reine verklärte Gestalt, die dem Landsturm voranschwebte im heiligen Krieg, wo deutsche Jungfrauen die Schlachten der Männer mitschlugen? So lange man die Namen der großen Geister nennen wird, so lang wird auch Amalie von S.-Weimar genannt werden. Und so lange die Humanität das Wort Kleinkinderbewahranstalt kennt, wird das Andenken Paulinens von Detmold gesegnet werden. Ja, deutsches Frauenthum ist von den urältesten Zeiten bis zur neuesten sich treu und gleich geblieben in seiner eignen Art, immer innerhalb des heiligen Kreises der Zucht und Milde, aber aus demselben heraus mächtig einwirkend auf Nahes und Fernes, — wo Männerkraft fehlte, für Männer einstehend, oder jene ergänzend und stärkend durch jenen sittlichen Nachhalt, dessen weder Weisheit, noch Muth entbehren kann, wenn gutem Anfange gutes Ende entsprechen soll.

Correspondenz.

Aus der Provinz Preußen.

Im Anfange des Juli.

Es ziehen jetzt viele thörichte Auswanderer aus unserem deutschen Vaterlande, wo es sich ungeachtet vieler Uebelstände doch immer noch am besten leben läßt, durch unsere Provinz nach — Rußland! Wahrscheinlich hat man diesen unglücklichen Subjecten dort goldene Berge versprochen, und sie werden wohl bald genug bereuen, ihre heimathlichen Fluren verlassen und gegen ein Land vertauscht zu haben, in welchem Sibirien und die Knute existiren. Die europäischen Großmächte bemühen sich, wie in der Aachener Zeitung vom 29sten Juni sehr richtig bemerkt wird, die Anwendung grausamer und unmenschlicher Strafen im türkischen Reiche zu verhindern, sorgen aber nicht für die Abänderung des Strafsystems der einen dieser Großmächte, welches nicht minder, als das türkische, jede fühlende Menschenbrust erschüttern muß. Es heißt, daß unsere Regierung einen neuen Cartellvertrag mit Rußland abgeschlossen habe, daß dieser Vertrag indeß noch nicht ratificirt sei. Man kann wohl annehmen, daß diese Nachricht ungegründet ist. — In Danzig befindet sich jetzt ein kurdischer Prinz, welcher bei der Tscherkessen-Schwadron in Warschau gestanden hat und wegen schlechter Behandlung von Seiten seines Vorgesetzten hierher geflohen ist. Bis zu dem preußischen Grenzstädtchen Strasburg haben ihn Kosaken verfolgt. Für sein Pferd, mit welchem er ein Wesen auszumachen scheint, hat man ihm in Danzig 1000 Thaler geboten, indeß will er dasselbe nicht verkaufen, da es ihm das Leben gerettet hat. Dieser kurdische Häuptlingssohn, ein kräftiger, kühnaussehender Mann, — das Gegentheil unserer zarten Modeherrchen, — geht von hier auf großen Umwegen in sein Vaterland zurück, mit Haß in der Brust gegen Rußland. — Von dem 1ten bis zum 12ten September findet bei Heilsberg die Revüe des ersten Armee-Corps vor dem Könige Statt, welcher vorher dem Universitäts-Feste in Königsberg beiwohnen wird. Viele Avancements und Ordensverleihungen dürften eine Folge davon sein. — Das reizend gelegene Seebad Zoppot, in welchem ich mich gegenwärtig aufhalte, ist noch ziemlich todt, und, wenn die Witterung nicht bald günstiger werden sollte, kaum zu erwarten, daß es hier noch viel lebhafter werden dürfte. Da man wegen des fast fortwährenden Regens viel an das Zimmer gefesselt ist und hier keine Bibliotheken vorhanden sind, so würde es sehr übel sein, wenn man nicht eine kleine Büchersammlung hierher mitgebracht hätte. — Herr J. Kuranda behauptet in seinem Aufsatze: „Der deutsche Adel als Lesepublicum“, in den „Grenzboten“, „daß es in der deutschen Literatur niemals so viel Adel gegeben habe, als jetzt, und daß doch niemals die deutsche Literatur so wenig unter dem Adel gewesen wäre, als eben wieder jetzt, — und daß, während der Adel früher prachtvolle Privatbibliotheken besessen habe, der jetzige Adel sich mit Leihbibliotheken begnüge.“ Früher war der deutsche Adel reich, — jetzt ist er kaum wohlhabend zu nennen. Ehemals vermochte er es deshalb, sich prachtvolle Privatbibliotheken anzuschaffen, heut' zu Tage fehlen ihm die Mittel dazu. Die classischen Werke indeß besitzt wohl jeder gebildete, einigermaßen bemittelte Edelmann, — und das dürfte am Ende auch genug sein. Man würde ein bedeutendes Vermögen besitzen müssen, wenn man alle Bücher kaufen wollte, welche alljährlich in Deutschland erscheinen. Aber gerne will ich zugeben, daß der jetzt noch reiche deutsche Adel im Allgemeinen mehr in dieser Hinsicht thun könnte, und daß mancher reiche Edelmann vorhanden sein mag, wie jener, welcher dem Herrn Kuranda Veranlassung zu seinem Aufsatze gegeben hat. (Schluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 64. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Wiegenlied.

Von

Louise von Plönnies.

Schlafe, Herzliebchen, mein rosiges Kind!
Schlafe in Blüthen, da säuselt der Wind;
Frühling umschwebt dich mit flüsterndem Gruß,
Frühling umhaucht dich mit Blühen und Kuß!

Vöglein singen in wirbelndem Chor,
Fliegen dann fröhlich zum Himmel empor;
Wenn dann im Garten kein Blättchen sich regt,
Leise dein Schutzgeist sein Flügelpaar schlägt.

Brüderchen naht dann mit schwebendem Schritt,
Bringet dir Rosen und Lilien mit,
Legt dir die Lilien auf's klopfende Herz,
Daß sie dich schützen vor Sünden und Schmerz

Brüderchen blickt dann so liebend dich an,
Wie es im Leben so freundlich gethan,
Schwebet dann wieder holdselig und schön
Heim zu den Engeln zu himmlischen Höh'n.

Schlafe, Herzliebchen, schlaf' ruhig, mein Kind,
Schlaf', in den Blüthen da säuselt der Wind;
Brüderchen lächelt vom Himmel herab,
Frühling streut Rosen auf Wiege und Grab.

Der heilige Franz von Sales.

(Fortsetzung.)

Der Opponent fügte noch einen andern Einwurf hinzu, den man besser widerlegte. Er bemerkte nämlich, daß Franz von Sales, während er Bischof gewesen, seinen Sitz wenig geachtet hätte. „Man sieht," sprach er, „in der Beschreibung seines Lebens, daß er fast immer außerhalb seines Sprengels gewesen ist, denn er war bald in Paris, bald in Dijon, bald in Turin, und man findet ihn überall, ausgenommen zu Annecy, wo er sich doch regelmäßig hätte aufhalten sollen." — Derjenige, welcher die Sache des künftigen Heiligen führte, antwortete, der Bischof habe seinen Sprengel nie anders verlassen, als zum höchsten Wohl der Kirche im Allgemeinen, und zum Vortheil seiner Heerde in's Besondere.

Es scheint nicht, als ob der Opponent seine Widersprüche noch weiter getrieben hätte, sondern man bemerkt hinlänglich, daß er auf halbem Wege ist stehen geblieben. Er konnte z. B. jene unerschütterliche Sanftmuth bestreiten, aus der man unserem Franz ein so großes Verdienst macht und welche man bei ihm als vorherrschenden Charakterzug bezeichnet; indessen findet man ihn mehr als ein Mal, und zwar bei wichtigen Gelegenheiten, in dieser Hinsicht auf Abwegen. Außer dem, was wir schon früher über die Härte bemerkt haben, womit er Allen, die eines andern Glaubens waren, erklärte, daß er sie für Besessene vom Teufel hielte, folgt hier noch eine der schwersten Thatsachen. Im Jahre 1596 wurde er vom Herzoge von Savoyen nach Turin berufen, um dessen Befehle zu vernehmen. Es handelte sich darum, zu sehen, wie man sich benehmen müßte, um die katholische Religion in Chablais wieder herzustellen. Die Minister des Fürsten waren der Meinung, man dürfe nichts übereilen, und machten bemerklich, daß diese Angelegenheit große Schonung erforderte; allein Franz v. Sales stemmte sich wider diesen weisen Rath und beharrte fest auf der Forderung, das Ansehen des Fürsten bei der Sache mit einwirken zu lassen. Zuerst überredete er den Herzog, weltliche Gewalt anzuwenden, wie z. B. den

Digitized by Google

Reformirten Aemter und Ehrenstellen abzunehmen. Er schlug ihm vor, die calvinische Geistlichkeit zu entfernen, was doch gänzlich dem Vertrag entgegen war, den man mit dem vorigen Herzoge bei der Zurückgabe des Landes abgeschlossen hatte. Ferner schlug er vor, in Chablais und dessen Nachbarschaft die Ausübung keines andern, als des katholischen Gottesdienstes zu dulden. Mit einem Wort, er war der Meinung, zur gänzlichen Bekehrung dieses Volkes den Weg des Zwanges einzuschlagen, und obgleich dieses Verfahren der Unverletzlichkeit der Verträge eben so sehr entgegen war, als dem Geiste des Evangeliums, so wurde dasselbe doch angenommen.

Es ist gut, hier zu bemerken, daß der päpstliche Legat, Cardinal von Medici, nach Thonon ging, um von Franz von Sales die Mittel zu vernehmen, die man zur Wiederherstellung der katholischen Religion in diesem Lande anwendete. Franz theilte ihm dieselben mit, wobei er auch das nicht vergaß, alle Reformirte zu verbannen. Es scheint, als wenn, den Maximen Roms zu Folge, der Legat an diesem gewaltsamen Wege keinen Anstoß hätte nehmen sollen; dennoch war dieß der Fall, und er antwortete dem Frieden stiftenden Franz von Sales, seine Mittel schienen ihm etwas stark zu sein.

Hier ist noch eine kleine Anekdote, die unserm Helden keine Ehre macht. Jean d'Aranthon d'Alex, einer der Nachfolger Franzens von Sales, bat in einem Schreiben den König von Frankreich, zwei Tempel schließen zu lassen, welche die Reformirten in der Provinz Ger noch inne hätten und wo sie ihre Religion ausübten. Um hierzu Ludwig XIV. zu bestimmen, stellte er ihm den Herzog von Savoyen als Beispiel auf. Er schrieb:

„Eure Majestät wird das Beispiel in andern Aemtern finden, welche in der Nähe von Genf liegen und „von wo Karl Emanuel den Calvinismus verbannte, „indem er auf Zureden des heiligen Franz von Sales „und unter dem Vorwand eines kleinen Ungehorsams, die Gnade widerrief, die er ihnen „durch die Gestattung der vier Tempel erzeigt hatte."

Er hätte nicht sagen sollen, daß der Herzog eine Gnade gänzlich widerrufen, sondern daß derselbe die ausdrückliche Bedingung des Vertrags verletzt hätte. Dieser Brief ist aus Ger, vom 28. Juni 1663. Hier sieht man also, daß Franz nicht allein von seiner gerühmten Sanftmuth abgewichen, sondern auch, selbst nach dem Geständniß eines seiner Nachfolger, des Mangels an Treu' und Glauben sehr verdächtig ist.

Um diese Heiligsprechung zu hindern, konnte der Contradictor auch die lockern Maximen aufstellen, die man in den Werken Franzens von Sales findet und wovon man ihm einige schon während seines Lebens vorgeworfen hat. Baillet, den wir schon angeführt haben, sagt, daß man ihn beschuldigte, die Reinheit der evangelischen Moral beeinträchtigt zu haben, indem er den Frauen und Mädchen erlaubt hätte, zum Balle zu gehen, zu tanzen und sich zu schmücken, in der Absicht, Mehrern zu gefallen, um Einen davon rechtmäßig zu gewinnen. Dieß sind wörtlich die Ausdrücke in der Einleitung zu einer, während Franz noch Bischof war, verfaßten Beschreibung seines frommen Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Nächte Sir Richard Cockerills.

(Fortsetzung.)

„Erlauben Sie," unterbrach der achtbare Mr. Barrett hier zum zweiten Male; „bis jetzt sehe ich doch noch nicht ...."

„Nur ein wenig Geduld, Master," antwortete der Coroner, „erst am Ende wird die Sache klar. Lassen Sie mich also bis dahin kommen." Und nun fuhr er mit kräftiger Stimme fort: „Sie wurden dabei so gute Freunde, daß man sie nicht lange darauf die Sommerszeit über auf einem Landgute zusammen sah, das dem Offizier gehörte. Da sie beide gleichen Geschmack, gleiche Liebe für ernstes Nachdenken und Studiren hatten, trennten sie sich keinen Augenblick und hatten dieselben Zerstreuungen, aßen und arbeiteten vereint."

„Eines Abends im Monat September, als es kälter denn gewöhnlich war, begaben sie sich auf ihr gemeinschaftliches Zimmer. Man hatte es wohlthätig geheizt. Young wollte noch vom letzten Tageslichte Nutzen ziehen, und schrieb in der einen Ecke eine seiner schwermüthigen Phantasien ab. Während der Zeit beschäftigte sich sein Wirth, der eine jener langen, schwarzen Nadeln in der Hand hielt, deren die Entomologisten sich bedienen, einige Insecten, die er den Tag über eingefangen, auf eine Karte zu befestigen. Plötzlich aber bewegt sich der Sessel des Offiziers. Es läßt sich dann ein dumpfes Geräusch und eine Art von ersticktem Stöhnen vernehmen, aber Young ist mit Abschreiben seiner Arbeit so beschäftigt, daß er nicht einmal den Kopf wendet. Erst nach einer Viertelstunde steht er auf, um sich vor das Kamin zu setzen. Da bietet sich ein furchtbares Schauspiel seinen Augen dar. Der Offizier war vom Stuhle zwischen die beiden Feuerböcke gefallen und sein Kopf war halb verbrannt. Auf das Geschrei des erschrockenen Dichters eilte man herbei, aber alles war zu spät. Schon seit längerer Zeit gab der Wirth vom Hause kein Lebenszeichen mehr von sich. Dieser sonderbare und fast möchte man sagen übernatürliche Tod erweckte Verdacht. Ein Verwandter des Verstorbenen erinnerte sich an den Streit auf der Themse und das Duell, das er zur Folge gehabt hatte. Das war genug, um Young für schuldig zu achten. Man behauptete mithin, daß er, in

Digitized by Google

einem Anfall von Empfindlichkeit und vielleicht von Irrsein, seinen neuen Freund mit den Händen erwürgt und dann mit dem Kopfe zuerst in den brennenden Kamin gestürzt habe. Dieses Gerücht verfehlte nicht nach und nach eine gewisse Glaubwürdigkeit anzunehmen. Der arme Young ward auf Befehl des Coroners festgenommen und wohl bewacht. Man befragte ihn über die verschiedenen Umstände seines Verbrechens. Er stotterte kaum einige unverständliche Töne heraus. Da drohte man ihm mit der schrecklichen Strafe, welche die Gesetze jedem Mörder zutheilen; er blieb stumm. Dieses Schweigen, solchen Thatsachen gegenüber, wurde für ein Geständniß angesehen. Glücklicherweise fügte es sich jedoch, daß der berühmte Harvey in jene Gegend kam. Man theilte ihm den Vorfall mit, und der Körper des vermeintlich Gemordeten wurde von ihm auf's sorgsamste untersucht. Er hatte keine große Mühe, die Unzulässigkeit der Anklage zu beweisen, die auf Young lastete. Er zeigte, wie mit seinen Nadeln beschäftigt, der fette, verschleimte Offizier, von einem plötzlich tödtenden Schlagflusse befallen, bis in die Kohlen am Stuhle gesunken sei. Diese Erklärung genügte, den armen Young zu rechtfertigen, und noch an demselben Tage erhielt er seine Freiheit wieder."

„Nun, Master, ist Ihre Ueberzeugung nicht etwas erschüttert?" fragte Gisborne, nachdem er das Buch wieder zugemacht hatte.

„Ich muß gestehen, daß ich in meiner Art, die Sachen anzusehen, nichts geändert habe," antwortete Mst. Barrett kaltblütig.

„Wär's möglich! Die Aehnlichkeit der Thatsachen wäre Ihnen nicht aufgefallen? Nehmen wir doch einmal gefälligst das Ganze zusammen. Ein Mann ist in Youngs Gegenwart verbrannt, wie in der von Sir Richard Cockerill. Man nimmt Young unter der Anschuldigung eines Mordes fest; gleiches ist auch Sir Richard geschehen. Nach der Untersuchung eines Mannes vom Fach wird Young für unschuldig erklärt. Warum könnte denn das nicht derselbe Fall bei unserm Angeklagten in einer durchaus ganz gleichen Sache sein?"

„Warum?.... Weil, mein Herr .... Aber es ist besser, ich sage nichts..... Um diese in Dunkel gehüllte Sache ganz zu würdigen, muß man so viel wissen, als außer mir wahrscheinlich Niemand weiß ... Als Young freigesprochen wurde, trug er keinen Ring mit einem Kastendiamant am Finger. Haben Sie denn den Ring bei Sir Richard nicht gesehen?"

Da Mst. Gisborne diese Worte für eine Fortsetzung seines Irrseins hielt, so sprach er nicht weiter mit dem Greise. Er nahm sein Buch, zuckte ein wenig mit den Achseln und ging, indem er einige unzusammenhängende Worte vor sich hin murmelte.

„Was will er denn mit seinem Ringe sagen? Der gute Mensch redet offenbar irre. Nun, man muß Nachsicht haben mit den Schwächen des Alters. In seinem Alter ist das nicht anders. Ich will auch gleich seinen Namen aus der Geschwornenliste ausstreichen lassen."

Hätte der achtbare Mr. Barrett diesen letzten Entschluß des Coroners hören können, so würde er gewiß sehr betrübt darüber gewesen sein. Doch hätte gewiß sein Gewissen über seine Eitelkeit gesiegt und er allen seinen Umgebungen unausgesetzt zugerufen: „Kinder! Kinder! Dieser Ring! Was für ein furchtbarer Zeuge! Was für ein sprechender Beweis des Verbrechens!"

III.

Nicht als ob der alte Geschworne seiner Sache vollkommen gewiß gewesen wäre. Ein Zweifel plagte ihn noch immer, und ohnstreitig um sich davon zu befreien, schrieb er einige Zeit nach der Abreise von Mr. Gisborne an den Gefangenen des goldenen Rostes folgende Zeilen: „Mein Herr, der Brauer von Liverpool kann durch keinen Traum getäuscht worden sein, als er gestern Ihr Gesicht und den Ring, den Sie am Ringfinger Ihrer rechten Hand trugen, wiedererkannte. Eine blutige Unthat, die an dem Sohne des Lord Tyrone verübt wurde, kehrte ihm da plötzlich in's Gedächtniß zurück. Seitdem bildet er sich mit Recht oder Unrecht ein, daß der Name Richard Cockerill, unter welchem Sie jetzt gelten, nur ein angenommener sei. Er hält auch dafür, daß seine Pflicht ihm vorschreibt, Sie um Aufklärung wegen eines zwiefachen Geheimnisses zu bitten, das seine Einbildungskraft mit vollem Rechte in Schrecken setzt. Lassen Sie ihm also sagen, ob er zu Ihnen kommen darf. Franz Barrett."

Zwanzig Minuten waren kaum verflossen, als man dem Greise einen parfümirten Brief brachte, der blos die Worte enthielt: „Kommen Sie jedenfalls in einer halben Stunde. Richard Cockerill."

Mit seinem Stocke mit goldnem Knopfe in der einen und dem eben erhaltenen Briefe in der andern Hand klopfte Mr. Barrett nach einer halben Stunde an die Thür des Gasthofes.

„Sie sind der Einzige, den der Angeklagte sehen will," erwiederte der zum Kerkermeister beförderte Wirth. „Zwei Advokaten, die von der Hauptstadt mit Extrapost ankamen, haben ihm ihre Dienste angeboten. Er hat geantwortet, daß er ihren Rath nicht brauche; so sicher war er seiner Sache.

„Haben Sie ihn von meiner Ankunft unterrichten lassen?"

„Gar nicht nöthig, Master. Eben ist die arme Johanne Coburn vor derselben Thür hier erschienen. Sie war außer sich, daß sie sich so beeilt, ihren Herrn anzuklagen, der immer so gut gegen sie und alle Welt gewesen sei und außer Stande, auch nur einer Fliege weh zu thun, und bat dringendst, ihn sprechen zu dürfen. Sie wollte sich ihm zu Füßen werfen und um Verzeihung bitten. Der Herr ließ ihr aber sagen, daß er sie, da er Ihren Besuch erwarte, zwar nicht

Digitized by Google

annehmen könne, aber ihr von ganzem Herzen verzeihe. Also, lieber Herr, sind Sie angemeldet."

Kaum hatte der Gastwirth ausgeredet, als sich eine Thür öffnete, ein Constable auf der Schwelle erschien und den Greis ersuchte einzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Im Juli dieses Jahres konnte ein Zuruf aus Scherz, wenn Unglück sein sollte, den Zurufenden in eine höchst unangenehme Criminaluntersuchung verwickeln. Durch die Hausflur eines Gasthofs fährt ein Fremder ein; ein Bewohner des Hauses meint, daß sich auf dem Wagen ein anderer ihm befreundeter Hausgenosse, welcher um diese Zeit aus seinem Sommerlogis zur Stadt zu kommen pflegt, befinde, und ruft scherzend: „Heute haben Sie wohl recht schwer" — um anzudeuten, daß er, da er sonst geht, heute gefahren sei. Mit diesem Zuruf geht er vorüber. Der Fremde steigt ab, ruft den Wirth und bittet ihn, ja bei seinem Wagen so lange zu bleiben, bis er die Pferde habe in den Stall führen und besorgen lassen; denn eine höchst auffällige Bemerkung sei ihm von Jemanden beim Einfahren gemacht worden. Er habe nämlich 6000 Thlr. Geld bei sich, und es sei ihm unbegreiflich, wie das Jemand in der Stadt, in die er eben erst gekommen sei, wissen könne, und doch müsse der es gewußt haben, der ihm zugerufen: „Heute haben Sie wohl recht schwer?" — Wie, wenn nun dem Manne zufällig mit seinem Gelde es unglücklich gegangen wäre? Er würde den nächsten Verdacht auf den geworfen haben, der zu einem Andern, als ihm, und in einem andern Sinne ein paar unschuldige Worte zu reden glaubte.

[Judenverfolgung.] Auch die große Maria Theresia hatte einmal eine Anwandlung von feindseliger Gesinnung gegen die Juden. Am 10. Dec. 1744 erhielten die Juden in Böhmen den Befehl, das Land bis zum letzten Januar des künftigen Jahres zu räumen. Aus Gnade wurde dieser Termin für die Juden in Prag, wo 20,650 wohnten, bis zum letzten Februar, für die übrigen im Lande, 30,000, bis zum letzten Juni 1745 verlängert. Auf das Bitten der Juden verwendeten sich England und Holland für sie, worauf M. Theresia erwiederte, die Verwendung geschähe nur aus Eigennutz. Der englische Gesandte meinte, man könne sich dieses sonderbare Verfahren der Fürstin kaum anders, als aus einem übereilten Gelübde erklären, oder wenigstens aus einem unbezwinglichen, von frühester Erziehung herrührenden Vorurtheil. Selbst ihr Gemahl und Prinz Karl v. Lothringen, sowie katholische Fürsten, Kurmainz und der Papst, verwendeten sich eine Zeit lang vergebens für die Juden, bis endlich der bessere Geist siegte und M. Theresien die Schmach ersparte, ein spanisches Beispiel zum eignen Schaden nachgeahmt zu haben. Der Widerruf des harten Befehls erfolgte am 14. März, wiewohl der Zustand der Juden auch nach der neuen Vergünstigung von 1748 noch immer ein provisorischer blieb.

[Adelung auf der Kanzel.] Der berühmte Sprachforscher Adelung war nach seinen Universitätsjahren Hofmeister auf dem Lande, mit ziemlich sicherer Aussicht auf eine einträgliche Predigerstelle, und hielt deshalb eine Gastpredigt. Ein hübsches, aber muthwilliges Mädchen drohte ihm Abends vorher, sie werde ihn necken und aus dem Concepte bringen. Adelung behauptete, das sei unmöglich; er bestieg die Kanzel getrost und begann seine salbungsvollen Worte. — Hilf, Himmel! da tritt der Kanzel gegenüber, wo eine Thüre mit einigen Stufen in die Kirche hinabführt, in dem Augenblicke, wo er die Textworte spricht: „Wer da steht, sehe wohl zu, daß er nicht falle!" die hübsche Kleine verspätet herein, gleitet aus, rollt die Stufen hinab und kommt am Boden in eine so possirliche Lage, daß Adelung laut auflacht, den Faden seines Vortrages verliert und abtreten muß. Seitdem verzichtete er auf jede Predigerstelle, und dem lieben Mädchen haben wir also den großen und berühmten Sprachforscher zu verdanken.

Correspondenz.

Aus der Provinz Preußen.

(Schluß.)

In Danzig hat sich kürzlich auch ein Gustav-Adolph-Verein gebildet, zu dessen Vorstehern man den ersten Civilbeamten und den ersten Geistlichen erwählt hat. Ich bin weit entfernt, etwas gegen diese Wahl einwenden zu wollen, finde es aber auffallend, daß man zu Vorstehern von Privatvereinen immer Beamte wählt, als wenn diese sich nur allein dazu qualificirten. Wenn die höheren Beamten oft stolz und aufgeblasen sind, so liegt der Grund ganz einfach darin, daß denselben zu viel geschmeichelt wird. Die Sucht nach Orden und Titeln ist gar zu groß. Die Ertheilung derselben kann nur durch Beamte erfolgen, da der Regent unmöglich jeden Unterthan zu kennen vermag. Wer etwas erlangen will, muß den höheren Beamten den Hof machen und durch diese dem Regenten bekannt zu werden suchen. Gelegentlich werden dann einmal die Hofmacher zu einem Orden oder Titel in Vorschlag gebracht. Wohl dem, welcher auf Titel und Ehrenzeichen keinen Werth legt und es unter seiner Würde hält, um die Gunst der Menschen zu buhlen! Je weniger Bedürfnisse der Mensch hat und je weniger er seine Mitmenschen braucht, desto glücklicher ist er hienieden. — Unlängst hat sich in Elbing ein Fall zugetragen, durch welchen in unseren Blättern viele Federkriege veranlaßt worden sind. An einer dortigen table d'hôte beliebte es Jemanden, einen Toast auf das Wohl unseres Königs auszubringen, welcher von allen Anwesenden mit Ausnahme eines jungen Mannes stehend getrunken wurde. Ein Mitglied der Gesellschaft glaubte sich berufen, diesen jungen Mann, welcher übrigens die Anwesenden nicht kannte und nicht einmal ein Glas Wein vor sich stehen hatte, auf die ungeziemendste Weise öffentlich zur Rede zu stellen. Es ist eine löbliche Sitte, in geschlossenen Gesellschaften und bei feierlichen Gelegenheiten den ersten Toast auf das Wohl des Landesvaters auszubringen; aber wenn Jemand, von Wein entflammt, an einer table d'hôte einen solchen Toast ausbringt und prätendiren wollte, daß derselbe von allen Anwesenden getrunken werde, so würde dies zu viel verlangt sein. Wir haben diese Sitte, welche jetzt bei uns heimisch werden zu wollen scheint, den Engländern entlehnt. Möchte unsere Regierung ihnen doch die Ermäßigung des Briefportos nachahmen, keineswegs aber den scandalösen Mißbrauch, welcher hinsichtlich der Erbrechung der Briefe gegenwärtig im freien England Statt findet! Die Freiheit der Engländer steht auf schwachen Füßen, da ihre Regierung sich vor freisinnigen Ausländern fürchtet und die an dieselben gerichteten Briefe erbricht!

Carl Graf v. Hülsen.

Druckfehler: S. 64 (im Feuilleton), Z. 14 v. u. ist Lully statt Gally, und ebendas. Z. 18. somnia st. sonmia zu lesen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 65.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Das Meer.

Ich sitze in duftigem Grase
Und blick' auf das schäumende Meer.
Wie blinket der Spiegel so prächtig, —
So grün, so erhaben und hehr!

Da liegen der Schiffe gar viele
Umher auf der Rhede zerstreut.
Im Takelwerk wimmeln Matrosen.
Sie kommen und gehen so weit!

Ihr, die Euch nach fernen Gestaden
Die Mächte des Schicksales zieh'n,
Wird jemals die Heimath Euch lächeln?
Wird jemals die Liebe Euch blüh'n?

Viel Herrliches giebt es auf Erden,
Was aber erhebet so sehr
Die menschliche Brust, als das weite,
Gewaltige, prächtige Meer! —

Carl Graf v. Hülsen.

Der heilige Franz von Sales.

(Fortsetzung.)

Es ist bekannt, was Büssi-Rabütin vom Balle sagte, ob er sich gleich nicht viel auf große Regelmäßigkeit der Sitten einbildete. Er gab sich nicht für einen Frommen aus, und ein Beweis davon ist, daß er einst an Frau von Sévigné schrieb: „Ich will in das Paradies gehen, aber nicht höher hinauf." Ein Hofmann, welcher so leichthin erklärt, daß er sich mit den niedrigsten Plätzen im Himmel begnügt, strebte ganz gewiß nicht nach der Canonisation; seine Moral über den Ball ist jedoch strenger, als die unseres Heiligen, und man sollte meinen, Beide hätten ihre Rollen gegen einander ausgetauscht. Büssi sagt:

„Ich habe die Bälle immer für gefährlich gehalten. Nicht allein meine Vernunft hat mich dazu veranlaßt, sondern auch meine Erfahrung, und obgleich das Zeugniß der Kirchenväter sehr gut ist, so glaube ich doch, daß in diesem Falle das eines Hofmannes von größerm Gewicht sein muß. Ich weiß wohl, daß es Leute giebt, die an solchen Orten weniger Gefahr laufen, als Andere; aber auch die kältesten Temperamente erhitzen sich daselbst. Gewöhnlich bestehen dergleichen Versammlungen bloß aus jungen Leuten, welche schon in der Einsamkeit Mühe genug haben, den Versuchungen zu widerstehen, um so mehr also an diesen Oertern, wo Gegenstände, Lichter, Musik und Bewegung des Tanzes auch Anachoreten erwärmen würden. Ich halte dafür, daß man als Christ nicht zum Balle gehen darf, und ich glaube, daß die Beichtväter ihre Pflicht erfüllen würden, wenn sie von Allen, deren Gewissen sie leiten, verlangten, nicht zum Balle zu gehen." (*Bussi-Rabutin*, Illustres malheureux p. 179.).

Welch ein Widerspruch! Ein Hofmann von sehr freien Sitten schreibt ein Buch, worin man wenig Anderes, als eine weltliche Moral findet; allein er verurtheilt in demselben die Bälle als gefährliche Gelegenheiten und ist der Meinung, daß die Beichtväter ihren Beichtkindern verbieten sollten, sich bei denselben einzufinden. Auf der andern Seite haben wir da einen im Rufe der Heiligkeit stehenden Bischof, welcher in einem Andachtsbuche den Ball und den Putz auf positive Weise erlaubt!

Man nahm aber auch großes Aergerniß an diesem Buche, so wie es erschien; es fiel sogar darüber ein Auftritt vor, der großen Lärm verursachte und es

Digitized by Google

wohl verdient, hier erzählt zu werden. Ein Predigermönch erhob sich laut gegen dieses Nachlassen in der Moral, und nachdem er das Buch angegriffen hatte, schleuderte er einige Pfeile gegen den Verfasser, obgleich derselbe Bischof war. Hierauf zog er ein Exemplar des verderblichen Buches aus seinem Aermel, ließ sich ein angezündetes Licht bringen und verbrannte jenes öffentlich auf der Kanzel, als ein ärgerliches Erzeugniß, dessen Andenken man verlöschen müsse. Baillet, welcher uns diese Thatsache aufbewahrt, gesteht zu gleicher Zeit, „daß sein Heiliger hier „der Verzeihung gar sehr bedarf, und daß „diese Sache ein Flecken in seiner Lehre gewesen ist." — Man kann die Entrüstung des Mönchs gegen seinen Bischof nicht füglich tadeln; was aber bei diesem Prediger bloß die Wirkung eines unbedachten Eifers war, würde im Munde des Advocaten, welcher der Canonisation eines so nachlässigen Casuisten widersprechen sollte, gar sehr am rechten Orte gewesen sein.

Wir glauben in irgend einem Buche einen Ausdruck des Herzogs von Grammont gelesen zu haben, der sehr oft ist wiederholt worden.

„Der Papst," sagte er, „mag gute Gründe gehabt haben, Herrn von Sales zu canonisiren. Ich habe ihn sehr gut gekannt, und wir haben oft Piket zusammen gespielt; allein er pflegte dem Glück nachzuhelfen und hatte das Geheimniß gefunden, oft vierzehn As zu bekommen."

Andere sagen, diese Anekdote stamme vom Herzoge von Villeroi her; allein sie mag kommen, woher sie wolle, so halten wir sie doch für sehr verdächtig und können es nicht übel finden, daß der widersprechende Advocat keinen Gebrauch davon gemacht hat.

Aber vergessen durfte er nicht, daß von der großen Menge Bekehrungen, die man dem Heiligen zur Ehre macht und welche der Hauptgrund seiner Heiligsprechung sind, gar viel hinwegzurechnen ist. Es ist durchaus nöthig, hier das nachzuholen, was er sollte gethan haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Nächte Sir Richard Cockerills.

(Fortsetzung.)

„Sein Sie willkommen, Sir," sagte Sir Richard, und dann, als er in der Stille den Ausdruck der Gesichtszüge Mr. Franz Barretts gemustert: „Setzen Sie sich doch gefälligst."

Und zu gleicher Zeit sprach er leise mit dem Constable, der einen Sessel hinschob und sich dann in's Vorzimmer entfernte.

„Nach dem zu urtheilen, was Sie mir geschrieben haben," begann der Gefangene, „haben Sie mir sehr viel zu sagen. Sie behaupten in Ihrem Briefe, daß mein Gesicht Ihnen nicht ganz unbekannt sei. Wo haben Sie mich denn zum erstenmale gesehen?"

„Ei," entgegnete der alte Geschworne schaudernd, das werden Sie doch wohl nicht vergessen haben .... es war ... es muß zu Liverpool gewesen sein!"

„Zu Liverpool?" erwiederte Sir Richard mit erzwungenem Lachen. „Ihr Gedächtniß muß Ihnen nicht sehr treu sein, oder meine Physiognomie mit jemand Anderm, den Sie gekannt, Aehnlichkeit haben. .... Ich bin nie in Liverpool gewesen."

„Erlauben Sie, Sir! In meinem Alter sind Einbildungen nicht sehr gewöhnlich. Ich bin vollkommen gewiß, daß vor fünfundzwanzig Jahren, im offnen Gerichtshofe, an demselben Tage, wo der Sohn des Lords Tyrone ....."

„Der Sohn des Lords Tyrone? Warten Sie doch! Jetzt weiß ich, wovon Sie reden wollen."

Und damit hielt er plötzlich inne, stand mit einer Ruhe, die etwas Furchtbares für Sir Barrett hatte, auf, stellte eine Flasche Ungarwein mit zwei Gläsern auf den Tisch, warf sich wieder in seinen Sessel und fuhr fort:

„Ueber alles das wollen wir sprechen, Master, aber erst dem Tokayer hier ein paar Wörtchen schenken."

„Nein, nein, Gentleman, keinen Tokayer! Ich brauche nichts!" rief der alte Geschworne. „Ich will durchaus nichts, Sir Richard Cockerill! ..... weil man Sie denn nun einmal so nennen soll. Ich dürste nur nach Wahrheit, und wenn Sie die Güte haben wollen, mir den sonderbaren Zusammenhang zwischen der gestrigen Begebenheit und der vor 25 Jahren zu erklären ..... nun dann, meinetwegen: ich werde Alles mit anhören .... aber ohne etwas zu mir zu nehmen .... blos als ein aufmerksamer Zuhörer."

Ohne sich an die Weigerung seines Besuchs zu stoßen, schenkte Sir Richard zwei Gläser voll. Eins bot er Sir Barrett an und das andre leerte er mit Einem Zuge. Als er es wieder auf den Tisch setzte, hatten seine Züge, die Augenblicks vorher das Gepräge der Unruhe und Unsicherheit getragen, wieder eine Art von Ruhe gewonnen. Sein Blick schien sicherer.

„Ich begreife Ihre Weigerung, Master," begann er wieder. Die Phantasmagorie von gestern erschreckt Sie, Sie fürchten, es möchte Gift in diesem Weine sein. Die alte Närrin, die Johanne, hat Ihnen so viel vorgeredet. Deßhalb wollen Sie nicht trinken. Unter uns gesagt, Sir, das ist sehr unrecht. Es giebt vielleicht in ganz England keinen Tokayer, der besser wäre als dieser hier. ... Doch ich vergaß! Sprechen wir also von Lord Tyrone."

Indem er dieß sagte, streckte er die rechte Hand bis in die Mitte des Tisches aus und ließ ganz genau den prächtigen Ring an dieser Hand sehen.

„Dieser Ring," fuhr er fort, „macht Ihnen viel zu schaffen. Ihr Brief spricht von einem Geheimnisse,

Digitized by Google

daß sich daran knüpfe. Es ist allerdings wahr, es existirt ein Geheimniß, wozu dieser Ring der Schlüssel ist."

„Und eben dieß möchte ich gern kennen lernen," entgegnete der Greis.

„Und eben das werde ich Euch sogleich erzählen; hört nur zu. Es ist ohngefähr ein Vierteljahrhundert her, als ich meine Reise durch Europa unternahm, von der sich nun einmal jeder ächte Gentleman nicht frei machen kann. Da war ich denn auch im schönen Monat April in Italien, in Genua. Als ich die Wunder dieser Marmorstadt gesehen und wieder gesehen hatte, dachte ich daran, meine Schritte und Langeweile anderswohin zu leiten. In dem Augenblicke jedoch, wo ich eben in den Wagen steigen wollte, bat man mich, meine Reise noch zu verschieben. Es war der Doctor Vorricani, der Irrenarzt. Er lud mich ein, wenigsteus Einen Morgen in der Anstalt zuzubringen, über welche er die Aufsicht führte. So traurig mir auch ein solcher Aufenthalt schien, gab ich doch dem Wunsche des achtbaren Gelehrten nach, und schwatzte so nach der Reihe mit den bemerkenswerthesten Irren dieser Wohnung des Unglücks. Nun war aber in meinen Augen das sonderbarste und gewiß interessanteste Irrsein das eines jungen Engländers, des Lord James Tyrone....."

Bei diesem Namen fuhr Sir Franz Barrett abermals in seinem Sessel zusammen. Sir Richard fuhr fort:

„Von einem unermeßlichen Vermögen, das der junge Lord durch Tollheiten aller Art verschwendet hatte, blieb ihm nichts übrig, als ein Diamant vom schönsten Wasser, ein Erbring. Aber dieses Juwel, das seine letzte Zuflucht war, war auch die Ursache seines Irrseins. Dieß bestand darin, unausgesetzt diesen Diamant zu reiben, um Gott weiß welche geheimnißvollen Blutflecken davon zu entfernen, die er in seiner Verirrung freilich ganz allein daran erblickte. Hundertmal hatte der Arzt Vorricani schon den Gedanken gehabt, dem armen Irren den Diamant mit Gewalt wegzunehmen und ihn zu veräußern. Wer weiß, sagte er, ob nicht mit der Ursache des Uebels, dieses selbst auch endet und des jungen Mannes Vernunft zurückkehrt. In diesem reichen Genua hatte sich aber kein Patrizier, weder ein Doria noch ein Popoli gefunden, der im Stande gewesen, den Werth des Rings zu zahlen. Daher hielt Vorricani ziemlich alle Engländer bei ihrer Durchreise fest, um ihnen die Sache vorzuschlagen, die eine gute That und ein guter Handel zugleich zu sein schien. Ich wollte mir nun, wie Sie leicht denken können, eine so schöne Gelegenheit, einem meiner Landsleute nützlich zu werden, nicht entgehen lassen, und kaufte also den Ring in der Hoffnung, des Lord Tyrone Lage zu verbessern und ihn schnell zu heilen. Er wurde auch in der That geheilt, aber auf welche Art! Drei Tage nach diesem Kaufe befand ich mich in Livorno am Hafen und sah die Schiffe kommen und gehen. Da eilte Jemand auf mich zu; es war mein Diener."

„Ach, gnädiger Herr!" sagte er, „Lord Tyrone....."

„Nun, was ist ihm geschehen? Rede! Ich hoffe, er ist geheilt."

„O ja! — allerdings! — denn er ist todt!"

„Dabei überreichte mir der Diener einen Brief des Doctor Vorricani. Dieser zeigte mir darin den Tod des armen jungen Mannes an. Als James am Tage nach meiner Abreise den Ring nicht mehr gesehen, hatte er ihn wiederverlangt. Statt dessen hatte man ihm den kleinen Sack mit Guineen gezeigt, den ich als Abschlag auf den Kaufpreis selbst gegeben. Da hatte der arme Narr, nachdem er den ganzen Inhalt vor seinen Augen ausgebreitet, an jedem Goldstück einen Blutflecken zu erblicken geglaubt und in einem Anfalle von Wuth mehrere verschlungen, die, in der Luftröhre stecken geblieben, einen Schlaganfall verursacht hatten. Da mich diese Nachricht doch nicht wenig erschütterte, so reiste ich, um mich zu zerstreuen, sogleich nach Deutschland. Ich sah nach und nach Tyrol, Krain und Kärnthen, diese drei Länder, wo man von Perlhühnern und Fasanen so schöne Varietäten findet. Als ich ein Jahr darauf nach England zurückkehrte, vergaß ich jenes traurige Abentheuer und beschäftigte mich blos damit, durch Kreuzung der Raçen, den wahren Phasis der Alten, jenen Vogel, den man in neuerer Zeit völlig untergegangen hält, wieder hervorzubringen."

(Fortsetzung folgt.)

Zeitinteressen.

Wohl dem, welcher glaubt, daß es nicht anders sein kann, als es ist! Man möchte ihn um seinen Glauben beneiden. Die Regierungen wollen den Fortschritt, — sie wollen, daß es anders und besser wird, — und manchmal bildet man sich das Letztere wirklich ein. Aber bald sieht man, daß wir noch sehr weit zurück sind und daß wir eher rück-, als vorwärts schreiten. Dann möchte man bedauern, im 19ten Jahrhundert geboren zu sein, statt vielleicht im 12ten oder 13ten, wo man mit dem bestehenden Zustande zufrieden gewesen sein würde. Ich erinnere nur an den unglücklichen Jordan, — ich erinnere an die bairische Verordnung in Betreff der Kniebeugung der protestantischen Soldaten bei Prozessionen und in katholischen Kirchen. Unlängst stand in der Zeitung, daß der Präsident der Kammer der Reichsräthe, Fürst von Leiningen, mit zwei Ministern eine Conferenz wegen Abschaffung dieser Verordnung gehabt, daß diese Conferenz kein Resultat herbeigeführt und man endlich eine Verfügung erlassen habe, welche in der Hauptsache

Alles beim Alten läßt. Die protestantischen Baiern sind dessenungeachtet ganz ruhig geblieben, während die katholischen Baiern in München revoltirt haben, weil sie das Bier um einige Kreuzer theurer bezahlen sollten. Nach meinem Dafürhalten steht eine Regierung nur dann sicher und fest, wenn sie die öffentliche Meinung, d. h. die aller Gebildeten, berücksichtigt. Die Regierungen handeln wahrlich nicht im Interesse ihrer Fürsten, wenn sie Dinge begehren, welche böses Blut bei den Unterthanen hervorbringen. Man denke an Frankreich und einige andere Länder. Als den Schweden bekannt wurde, daß der Prinz von Vasa gegen die Thronbesteigung des jetzigen allbeliebten Königs Oscar protestirt habe, erklärten sie, daß sie sich dem Hause Vasa nie verschrieben hätten und den von ihm gemachten Anspruch auf den schwedischen Thron nimmer anerkennen würden. Der unschuldige Prinz Gustav ist zwar zu bedauern, aber er mag sich trösten mit dem ebenfalls unschuldigen Herzoge von Bordeaux. Das ist nun einmal nicht anders auf Erden, daß die Nachkommen eines unklugen Vorfahren die Folgen der Unklugheit desselben erdulden müssen. Wie viele arme Edelleute giebt es nicht heut' zu Tage, welche wohlhabend, sogar reich sein könnten, wenn ihre Vorfahren verständige und haushälterische Leute gewesen wären!

Es ist vielfältig darüber räsonnirt worden, daß sich mehre deutsche Herzoge das Prädicat „Hoheit" beigelegt haben. Mir scheint es ganz analog, daß, wenn der Großherzog „Königliche Hoheit" ist, der Herzog zum Unterschiede von dem nach ihm rangirenden Fürsten das zuerst gedachte Prädicat haben muß. Es ist mir aufgefallen, daß dieß in unserm deutschen Vaterlande hat Sensation erregen können. Mag sich doch in seinen vier Pfählen Jeder nennen, wie ihm beliebt! Der Deutsche liebt die Titel, und die Titelsucht ist am Ende eine sehr harmlose Passion. Dem Franzosen genügt sein „monsieur"; aber der Deutsche nimmt Anstand, Jemand, den er nicht kennt, mit „Mein Herr" anzureden, da der Unbekannte ein Ober-Präsident oder gar ein Minister sein könnte. Das „Mein Herr" hört man höchstens nur in Post- und Dampfwagen von commis voyageurs und in Kaufmannsläden.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

[Ehemalige Umtriebe gegen das öffentliche Gerichtsverfahren.] Nach dem Sturze der Franzosenherrschaft in Deutschland erhob bald mit Macht eine überall thätige Reactionspartei ihr Haupt. Ihr mußten natürlich auch die öffentlichen Gerichtsverhandlungen in den preußischen Rheinprovinzen ein Dorn im Auge sein. Kaum war mit den wahrhaft königlichen Worten, „man müsse die Wahrheit und das Gute beibehalten, ohne Unterschied, wo man es finde," eine Immediatjustizcommission für die Rheinprovinzen ernannt; kaum waren die den Rheinländern von dem aufgeklärten Staatskanzler, Fürsten v. Hardenberg, gemachten Verheißungen bekannt geworden: so erhob sich die Reactionspartei dagegen. Durch eine Flugschrift „die Wünsche der Neupreußen" schob sie den Rheinländern Wünsche unter, die ihnen durchaus fremd waren, um ihnen unter diesem Vorwande gerade das, was sie wirklich wünschten, die Beibehaltung ihrer Rechtspflege, zu rauben. Kaum war dieses hämische Mittel von der lauten Stimme der Rheinländer entlarvt, so schmiedete man eine Bittschrift an den König, welche man unter dem Lügentitel „Volksstimme" abdrucken ließ. Etwa achtzig Unterschriften von Landleuten, also nicht von Städtern, die wußten, warum es sich handelte, erschlichen, wozu man sich eines praxislosen Mediciners Frowein bediente, der sich rühmte, für seine Mühe von unbekannter Hand 20 Kronen erhalten zu haben. — Alte Erscheinungen kehren bei gleichem Anlasse oft wieder; darum muß man sie nicht ganz der Vergessenheit anheim fallen lassen.

Es giebt einen Teufelsberg im Caplande, eine Teufelsbrücke über der Reuß im Canton Uri, ein Teufelsloch, Höhle bei Pottenstein in Baiern, eine Teufelsmauer (Pfahlgraben), Teufelsmühle (Knechni in den Karpaten bei Karlowitz), einen Teufelssee in Nordamerika, einen Teufelsadvocaten, der in Rom bei Canonisationen gegen den, oder die, welche heilig gesprochen werden sollen, allerlei Gründe vorbringt, um die Canonisation zu hindern, aber weil sein Auftreten bloße Form ist, nie Etwas dagegen vermag. Mehrfach sind auch die Namen, wo nicht die Sache vom Teufel, sondern der Teufel selbst von der Sache benannt ist, wie z. B. Luther von Buhlteufeln redet, der Sup. Meusel in der Mark zur Zeit der Pluderhosen Predigten „von dem Hosenteufel" mit vielen gelehrten Anmerkungen herausgab und dergl. m. Auch eine Teufelssonate giebt es. Sie ist das Berühmteste, was Tartini, der große italienische Violinspieler, gest. 1770, schrieb. Er soll selbst geglaubt haben, daß sie ihm der Teufel inspirirt habe. So unästhetische Gedanken hatten doch die Griechen von dem Ursprunge ihrer Werke der Kunst und Wissenschaft nicht. Ihr heitrer Glaube kannte da nur holde Musen und den goldgelockten Apollo.

G †.

Lesefrüchte.

Wer lange nach Grundsätzen handelt, muß dabei wahrnehmen, ob sie falsch sind, oder nicht. Wer viel rechnet, muß bald merken, ob er ein richtiges Einmaleins hat.

(Lessing.)

Erziehung ist Offenbarung für den Einzelnen; Offenbarung ist Erziehung für die Menschheit. (Ders.)

Es giebt Flecke, wo Justiz und Polizei nicht hinkönnen, und da muß die Religion helfen

(M. Claudius.)

Die Dunkelheit, die stumme Nacht umhütet
Das wahre Heil des Volkes nicht.
Das Greulichste ward stets im Dunkel ausgebrütet;
Die Höll' ist Nacht, das Himmelreich ist Licht.

(Tiedge.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 66.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Nacht und Tag.

Die Nacht ist schwarz, — entwurzelt werden Föhren
Vom Sturm', — es braust das aufgeregte Meer.
Es läßt der Donner sich gewaltig hören;
Tod und Vernichtung droht es ringsumher.
Und um die Noth der Menschen zu vermehren,
Strömt an die nahen Hütten wild das Meer.
Man sieht die Armen auf die Dächer springen.
Sie rufen laut: Nur Gott kann Hülfe bringen!

Und Gott erhört der armen Menschen Flehen,
Denn lachend bricht der junge Tag herein.
Beruhigt ist das Meer, des Sturmes Wehen
Hat aufgehört beim holden Sonnenschein'.
Wo man Verzweiflung eben noch gesehen,
Da ist gezogen Lust und Freude ein.
Die Menschen danken jubelnd für das Leben,
Das Gott so gnädig ihnen neu gegeben! —

Carl Graf v. Hülsen.

Der heilige Franz von Sales.

(Fortsetzung.)

Die Biographen Franzens von Sales sind über die Anzahl jener Bekehrungen verschiedener Meinung gewesen. Die Verfasser der Gallia christiana, die acht bis zehn Jahre vor der Canonisation erschien, begnügen sich damit, zu sagen, daß er bei der Mission in Chablais, welche acht Jahre dauerte, mehr als sechstausend Personen zum wahren Glauben zurückführte. Kurz nachher fand man es genehm, diese Zahl durch eine Null zu vergrößern und steigerte also die Zahl der Bekehrten bis auf sechzigtausend Seelen. Bottinius ging in seiner Consistorialrede noch weiter, denn er sagte: „Das Meisterwerk Franzens von Sales „war die Mission in Chablais, wo er zweiundsiebzig„tausend Menschen zur Kirche zurückführte." — Allerdings hat man, um diese Uebertreibung etwas zu bemänteln, noch andere Oerter beigefügt, welche ebenfalls Schauplätze seiner apostolischen Anstrengungen gewesen sind, wie z. B. die Provinz Gex und andere Gegenden Frankreichs; allein wir werden bald sehen, daß diese Artikel sich auf ein Geringes vermindern und nur deßhalb hergestellt sind, um die Hyperbel zu verhüllen. Die Canonisationsbulle giebt dieselbe Zahl an, und von da ist sie bis in die Legende des Heiligen gekommen. Es ist überflüssig, zu sagen, daß der Abbé Marsollier ebenfalls die zweiundsiebzigtausend Bekehrungen angiebt. Hören wir, was dieser Biograph über die Bulle meint:

„Nachdem der Papst ihm alles Lob gewährt hat, „welches man gewöhnlich den größten Heiligen ertheilt, „lobt er ihn in dieser Bulle darüber, daß er zweiund„siebzigtausend Ketzer bekehrt hat. So wunderbar „nun dieses Factum zu sein scheint, so galt es doch in „Rom für so gewiß, daß man es den Lectionen einver„leibte, welche man jährlich am Todestage des Heili„gen in der Kirche verliest."

Jedem, der von der ungeheuern Menge der Bekehrungen des heiligen Franz von Sales reden hört, muß diese Zahl übertrieben, ja ganz unglaublich vorkommen, und solcher Zweifel ist höchst gegründet, was wir sogleich bemerklich zu machen versuchen wollen. Zu diesem Zweck ist es aber gut, vorher zu sehen, wie hoch sich die Einwohnerzahl in Chablais und in dem angrenzenden Amte Ternier und Gaillard belaufen konnte, denn eben dort hatte Franz von Sales seine Mission aufgeschlagen. Man wird mit Erstaunen sehen, daß diese Einwohnerzahl weit geringer ist, als

Digitized by Google

die seiner angeblichen Eroberungen, und daß man ihn eine Menge Leute mehr bekehren läßt, als es jemals in diesem Lande gegeben hat.

Im Jahre 1694 ließ Frankreich, welches sich seit einem oder zwei Jahren Savoyens bemächtigt hatte, Zählung der Einwohner von Ternier und Gaillard vornehmen, in der Absicht, ihnen eine Kopfsteuer aufzulegen, und man fand ungefähr fünftausend Seelen in beinah dreißig Sprengeln. Chablais hatte fünfundsechzig Sprengel, welche, nach dem Verhältnisse der vorigen berechnet, zehntausend achthundert Personen geben. Hierzu füge man die Einwohner der beiden Städte Thonon und Evian, welche sich höchstens auf zweitausend fünfhundert belaufen können. Was die Einwohner der sogenannten Städte Ternier und Gaillard betrifft, so wird man uns die Schätzung erlassen, denn in diesem ganzen Territorium gab es nur Dörfer, ob es gleich dem Herrn von Sancta Martha gefallen hat, zu sagen, daß Franz von Sales nicht allein das ganze Chablais, sondern auch alle Städte und Dörfer von Ternier und Gaillard bekehrte. Man weiß, daß die Panegyriker der Heiligen Gläser haben, welche die Gegenstände vergrößern und sogar vervielfältigen; hierdurch werden Dörfer zu Städten, und da, wo Andere nur zwanzig Personen sehen, zeigt ihnen ihr betrügerisches Glas wohl zweihundert.

Aus der eben gemachten Rechnung geht hervor, daß das Land, welches Franz von Sales bearbeitete und bekehrte, höchstens zwanzigtausend Seelen haben konnte, woraus man ersehen mag, um wie viel seine Bekehrungen sind übertrieben worden. Man sieht in der Gallia christiana, die ungefähr dreißig Jahre nach ihm erschien, daß alle Bekehrungen, die er in Chablais während acht ganzer Jahre machte, sich etwas höher, als auf sechstausend Seelen beliefen. Bald nachher fügte man dreist eine Null hinzu und ließ die Zahl seiner Eroberungen auf sechzigtausend Seelen steigen. Um nun das wahr zu machen, was Virgil von Dame Fama sagt, daß sie nämlich vires acquirit eundo, hat man ihm endlich die Ehre der Eroberung von zweiundsiebzigtausend Seelen zugeschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Nächte Sir Richard Cockerills.

(Fortsetzung.)

„Das ist also Alles, was Sie mir über Lord Tyrone zu sagen haben?" fragte Mr. Barrett mit sichtlichem Mißvergnügen.

„Alles, Alles!" antwortete der Gefangene, indem er sein zweites Glas leerte. „Doch könnten mir vielleicht," setzte er mit sonderbarem Lächeln hinzu, „noch andere Kleinigkeiten beifallen, und dann werde ich nicht verfehlen, sie Ihnen mitzutheilen. Rechnen Sie darauf."

„Schönen Dank, Sir. Verzeihen Sie, daß ich Sie wegen einer solchen Kleinigkeit incommodirt."

„Es ist doch sonderbar," sagte Mr. Barrett zu sich selbst, als er aus dem Hause war, „dieses Gesicht — der irre Blick und der verteufelte Ring .... es schien mir doch, als ob .... aber nein .... ich war doch wohl im Irrthum und mein Verdacht ungegründet. Mr. Gisborne kann Recht haben. Ein so schweres Verbrechen kann nicht von einem Manne herrühren, der die Perlhühner so gewaltig liebt."

IV.

Bekenntniß.

Als es am folgenden Tage an einer kleinen alabasternen Stutzuhr zwölf schlug, warf Mr. Barrett schnell die letzte Nummer der Times, zu deren Lesen er sich verurtheilt zu haben schien, auf den Tisch. Dann konnte man ihn hin und her in seiner Stube spazierengehen und jeden Augenblick Zeichen der größten Ungeduld geben sehen.

„Schon Mittag!" rief der Greis, „und ich bin noch nicht fertig. Geschwind, Sarah, eine weiße Halsbinde! Wo sind denn meine Handschuhe? .... Hat man meine Perücke ein wenig aufgekämmt? .... Die Untersuchung fängt heut wieder an, mein Kind, und ich darf keine Minute zu spät kommen."

„Aber, lieber Onkel, sein Sie doch unbesorgt," antwortete das junge Mädchen. „Wir haben noch eine volle Stunde vor uns, und ich versichere Ihnen, daß keiner Ihrer Collegen eher kommen wird, als Sie. Soll ich Ihnen auch Ihr Riechfläschchen vorrichten?"

„Mein Riechfläschchen, sagst Du?" fragte der alte Geschworne in einem väterlichen Tone, mit dem doch auch ein wenig Zorn verschmolzen war. „Nichte! Nichte! wenn ich nicht Dein gutes Herz kennte, glaubte ich wahrhaftig, Du wolltest mich ein wenig zum Besten haben! Meine vorgestrige Ohnmacht hat Dich zu dieser Frage veranlaßt. Ja, ja, ich bin allerdings ohnmächtig geworden, aber jedem andern wäre das auch passirt. Niemand, gleich mir, hätte sich einer solchen Erschütterung beim Anblicke dieses Gesichts, dieses Ringes erwehren können. Aber heute bin ich glücklicherweise vor allen solchen Zufällen sicher. Dieser Sir Richard kommt mir nicht mehr so schwarz vor, als er mir beim ersten Anblick schien. Also kein Riechfläschchen, Sarah! Gott sei Dank! Dein Onkel kann noch ganz gut die Anstrengungen bei einer gewöhnlichen Untersuchung ertragen."

Nach diesen Worten ergriff er den Stock mit dem goldnen Kopfe, der ihn bei allen Feierlichkeiten begleitete und rüstete sich zum Fortgehen, da hörte man plötzlich dreimal leise an die Thür klopfen.

Das junge Mädchen machte eiligst auf.

„Es ist der würdige Mr. Anderson," sagte sie.

Digitized by Google

„Guten Morgen, Herr Kapellan von Neu-Dolgelly," setzte der Greis hinzu und streckte ihm die Hand entgegen. „Was führt denn Sie hierher? Kirchenangelegenheiten?"

„Das nicht, werther Herr Vorstand."

„Nun, so wüßte ich doch nicht —"

„Es geschieht wegen der traurigen Geschichte, mit der wir uns jetzt alle so eifrig beschäftigen."

„Wegen der Sache des Sir Richard Cockerill, würdiger Herr?

„Allerdings, Master, und dieser schickt mich selbst an Sie. Er ließ mich heut' früh zu sich in den goldnen Rost bitten und übergab mir da dieses Päcktchen an Sie."

Und damit zog Mr. Anderson aus einer Tasche ein sorgfältig versiegeltes Päcktchen mit Schriften, das er Mr. Barrett übergab.

„Der Gefangene," fuhr Mr. Anderson fort, „sagte mir auch zugleich, daß er gestern mit Ihnen eine nur sehr kurze Unterredung gehabt habe, wobei er Ihnen freilich Vieles nicht habe mittheilen können. Diese Papiere würden also gleichsam das Fehlende enthalten."

„Wahrhaftig?" versetzte der Aelteste der Geschwornen, indem er das Päcktchen hin und her drehte und nicht wußte, ob er den Umschlag entsiegeln sollte oder nicht.

„Ersuchen Sie ihn vorzüglich, sich mit dem Inhalte bekannt zu machen, ehe noch die Untersuchung wieder beginnt."

„Ehe noch die Untersuchung wieder beginnt, mein lieber Mr. Anderson? Aber wie ist das möglich? Es ist schon ein Viertel nach zwölf. Die Untersuchung beginnt um ein Uhr und ich sollte da nicht schon dort sein, ich, der ich seit 25 Jahren als Muster der Pünktlichkeit gegolten habe? Doch was hilft's! Man kann nicht zu gleich überall sein. Bleiben Sie bei uns, Mr. Anderson?"

„Mein Auftrag ist zu Ende;" antwortete der Kapellan mit einer tiefen Verbeugung. „Leben Sie wohl, und Muth gefaßt!"

„Leben Sie wohl, würdiger Mann! Sarah, geleite den Herrn Kapellan!"

Als der Nestor der Geschwornen sich allein sah, nahm er seinen gewöhnlichen Platz am Kamin ein. Er lehnte sich in den Sessel zurück, und nachdem er das rechte Bein über das linke gelegt hatte, erbrach er die Siegel an dem Päcktchen vom Angeklagten. Rasch zu gleicher Zeit stieß er auch einen leisen Schrei des Staunens aus, denn er las folgendes:

„Lord James Tyrone, Sir Richard Cockerill genannt, an Mr. Franz Barrett, den Geschwornen."

„Lord James Tyrone! mein Gedächtniß hatte mich also doch nicht getäuscht! Mag mir nun Mr. Gisborne seine Geschichtchen von Schlagflüssen wieder erzählen! Ich wußte wohl, daß mein erstes Gefühl und der erste Eindruck der Wahrheit allein nahe kamen."

Dann ließ er das Kinn wieder in die linke Hand sinken, wendete das Blatt um und las:

(Fortsetzung folgt.)

Zeitinteressen.

(Schluß.)

Titel mag man vergeben so viel man will, aber nur keine Sinecuren, besonders in einem armen Lande. Und wie viele Sinecuren giebt es in manchen Ländern, die wahrlich nicht reich sind! Ein Beamter, welcher sich zu einem höheren Posten nicht qualificirt, dem man aber wohl will, wird dadurch anderweitig untergebracht, daß man ihm ein Amt ohne Beschäftigung mit vielleicht 5 bis 6000 Thalern Gehalt giebt. Welche Summen könnten erspart werden, wenn solche Sinecuren nicht wären, und wie viel Gutes dürfte damit zu stiften sein! Ueberhaupt ließen sich große Ersparnisse machen, wenn mit den Landeseinkünften haushälterischer umgegangen würde. Das Militair kostet in manchem Staate beinahe den dritten Theil der Staatseinnahme. Soll blos für den Fall, daß ein Krieg ausbrechen könnte, der dritte Theil der Staatseinnahme zur Erhaltung einer großen Armee verwandt werden? In Folge schlechter Politik und durch erbärmliche Anführung sind zuweilen die größten und tapfersten Heere geopfert und Millionen Menschen unglücklich gemacht worden. Wir dürfen nicht zu weit zurückdenken. Es ist nicht zu leugnen, daß das Soldatsein für den gemeinen Mann sehr vortheilhaft ist und daß derselbe dadurch oft erst ein Mensch wird. Aber kann dieser Vortheil nicht auf eine minder kostspielige Weise herbeigeführt werden? Dem Lande würden viele Arbeitskräfte zu Gute kommen und die Staatskasse würde bedeutende Summen ersparen, wenn man den größeren Theil der Truppen für die Sommermonate beurlauben möchte. Auch dürfte es ein nicht kleiner Gewinn für die Staatskasse sein, wenn die Uniformirung weniger Kosten verursachte. Wozu der bunte Flitterstaat, welcher zum Theil nicht einmal deutsch, sondern anderen Nationen, wie zum Beispiele den Ungarn, entlehnt ist? —— Es wird unseren Offizieren oft vorgeworfen, daß sie sich so wenig wissenschaftlich beschäftigen und daß die Rangliste und das Militairgesangbuch die einzigen Bücher seien, welche sie besitzen. Dieß mag im Allgemeinen wahr sein, aber kann es anders sein, wenn man bedenkt, wie sehr die Offiziere durch den Kamaschendienst in Anspruch genommen und durch die fortwährende, geisttödtende Beschäftigung mit rohen Menschen fatigirt werden?

Digitized by Google

Ein Offizier muß wahrlich viel Sinn für die Wissenschaften haben, wenn er die wenige ihm zu Gebote stehende freie Zeit dazu verwendet, sich wissenschaftlich fortzubilden. Geschieht das Letztere nicht, so ist es freilich nicht zu verwundern, wenn man unrichtig sprechende Stabsoffiziere findet, die dann aber auch in der Regel sehr tüchtige Soldaten sind, d. h. im Kamaschendienste, und die ganz genau wissen, wie alt ein jedes paar Beinkleider ihrer Leute ist. Da, wo man das Kamaschenwesen und die Orden= und Titelspielerei für das Wichtigste hält, dürfte die Civilisation sehr langsam von Statten gehen. Ich wiederhole es, daß derjenige, welcher glaubt, daß es nicht anders sein kann, als es ist, um seinen Glauben beneidet werden muß.

Carl Graf von Hülsen.

Feuilleton.

[Ein christlicher Mufti und sein Famulus.] Mufti. Wie fang' ich's aber nur an, mi Famule, um der leidigen Aufklärung zu wehren, das Denken in der Nation nicht aufkommen zu lassen, alle Welt an blinden Glauben zu gewöhnen, daß man die Wunderkuren einer Bauerfrau und die Offenbarungen einer adligen Dame für Evangelium halte? Ich möchte gar zu gern die Binde der Schwärmerei dem Volk um die Augen legen! Der Blinde geht fein, wohin man ihn haben will; der Sehende sieht aber mehr, als er sehen soll, und geht mir nicht mehr, wohin ich ihn stoße.

Famul. Ich wüßte wohl Rath, wenn nur Ew. — —

M. Nur beherzt gesprochen. Darum frage ich ja. Wir sind allein.

F. Verbieten Ew. Hochheiligkeit nur den Professoren das Exegesiren der Bibel, den Gymnasiallehrern die Lektüre der Klassiker und den Schulmeistern das Katechisiren, insbesondere das Sokratisiren; und ich stehe Ihnen dafür, in funfzehn Jahren ist die Sache gemacht!

M. **Bene mones, mi Famule; bene mones!**

Dieses Gespräch bildet die Vorrede zu einem Büchelchen, das ein Mann des Lichtes schrieb und von dem viele Bücher voll Licht geschrieben sind, einst eine Zierde Sachsens, dann Preußens, „der alte Dinter," wie er sich selbst nannte. Obiges schrieb er am 1. Sept. 1817 als Vorrede zur 4. Aufl. seiner Regeln der Katechetik. Seitdem ist Manches versucht und wird noch versucht, auch Manches ausgeführt worden, was nach einer Befolgung des Rathes des Muftifamulus aussieht. Es giebt in gewissen Gegenden und an gewissen Orten Vorgesetzte der Schullehrer, die sich nicht scheuen, sich offen gegen das Katechisiren bei dem Religionsunterrichte zu erklären, die überhaupt Nichts von einem vernünftigen Religionsunterrichte wissen wollen, sondern eine zum blinden Glauben hinleitende Vortragsweise der Kirchenlehre verlangen und denen vor 300 Jahren festgesetzte Kirchendogmen und Christenthum für ganz einerlei gilt, obgleich die ganze Kirchengeschichte beweist, daß Christenthum und Kirchenlehre immer zum Theil zweierlei gewesen ist. Von manchem Dogma, das die Kirche hat (und das gilt nicht blos von der katholischen, sondern auch von der evangelischen) weiß das Christenthum gar Nichts, und andere Dogmen wieder haben die Kirchenparteien in einer Fassungsweise, die gewiß nicht im Sinne des Stifters unsrer Religion lag. So sehr nun eine gewisse Partei darauf losarbeitet, Hoch und Niedrig zum starren Bekennen eines veralteten Kirchenglaubens zurückzuführen: so können wir doch Jedem die Versicherung geben, daß eine Bürgschaft gegenwärtig dafür vorhanden ist, daß es den Reactionsmännern auf dem Gebiete der Kirche nicht gelingen wird, und diese Bürgschaft ist auf Seiten der Volksschullehrer unsrer Zeit. Man lese ihre öffentlichen Organe, die Zeitschriften, worin sie sich selbst aussprechen, und man wird einen so gesunden, lebensfrischen Geist, ein so begeistertes Streben zum Vorwärts, einen solchen Horror vor aller geistigen Verdumpfung und Versumpfung finden, daß es einem wohl um's Herz wird und man alle Bangigkeit wegen Versuchen der Obscuranten fallen läßt. Glück zu, ihr Bildner des Volks! Ihr müßt jetzt vor dem Riß in der Mauer stehen und kämpfen. Mancher Pfarrer, der Jahre lang auf Schulen und Universitäten studirt hat, kommt in's Amt, geistig gefangen von der Lehre altgläubiger Professoren, und will die Gemeinde auf Anno 1580 bringen, streuet mit seiner Concordienformellehre den Saamen der Discordia aus; ihr dagegen habt weder so lange, noch so vermeintlich tief im Christenthume u. a. Dingen gelernt und geforscht, und seht doch heller und tiefer, als jene — darum doppelte Ehre euch! Durch euch soll's besser werden! So sprach Dinter oft. In eurer Hand liegt die ganze Volksaufklärung.

Wer die Volksmasse der Neuerungssucht beschuldigt, kennt sie nicht. Nur wenn's die Noth erheischt, begehrt das Volk, daß das, was nicht so ist, wie es sein sollte, anders werde. Nur die Restauratoren des Mittelalters sind es, die den Regierungen vor der Neuerungs= und Revolutionssucht des Volkes wollen bange machen, nur die sind es, welche die Fortschritte des menschlichen Geistes in unserm Jahrhundert mit frömmelnder Miene beseufzen und nur im Rückschritte der Cultur und des Rechtes das Heil der Menschheit suchen. Zu wissen, daß Solche es sind, sei uns genug. „Dumm machen lassen wir uns nicht; wir wissen's, daß wir's werden sollen."

G.

Man soll nicht mit den Jahren, für deren Dauer Freiheitsstrafen bestimmt werden, so um sich herumwerfen, als wenn sie alt Eisen wären, sondern bedenken, daß jedes Jahr seine 365 Tage und jeder Tag seine 24 Stunden habe; thut auf das Jahr fast 9000 Stunden. (J. J. Moser.)

Joh. Jac. Moser war 5 Jahre wegen Wahrheitreden seiner Freiheit auf Hohentwiel beraubt. Sein Sohn, der Staatsminister Friedr. Karl Freiherr v. Moser, schrieb eine besondere Abhandlung „von der Ehrerbietung gegen große Herrn", worin er sagt: „Sollte die Lehre vom blinden Gehorsam als Regierungsmaxime festgestellt werden, wornach eine freimüthige, durch Erwägung der Umstände abgedrungene Vorstellung, ein von der Stimme des Gewissens geforderter Widerspruch, eine noch so bescheiden und ehrerbietig gefaßte Verweigerung der Theilnahme an diesem und jenem Vorhaben, als eine ahndungs= wo nicht gar cassationswürdige Respectsvergessenheit angesehen wird — sollten dergleichen Meinungen durchgesetzt werden, wie es leider in einzelnen Fällen und Provinzen geschieht — dann gehabt Euch wohl; werdet statt Staatsdiener Despotenknechte!" In der Abhandlung „der Charakter eines Christen und ehrlichen Mannes am Hofe" sagt Moser zu denen, die von Frau und Kindern, von Verlust des Dienstes und der Besoldung reden und dergl., „er habe den Gerechten noch nie nach Brod gehen sehen."

G.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 67. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 3 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Junker Hanns von Kötteritz.

Zu Wenig an der Mulde, da steht ein kleines Haus,
Da schaut der Junker von Kött'ritz mit seinem Hengste heraus.
Den Hut tief im Gesichte, die Peitsche in der Hand,
So steht er, ernst und finster nach Norden hingewandt.

Was dröhnt die Straße hernieder? Was schnaubt und wiehert und schallt?
Es erzittern die niedren Gebäude, wie von Orkanes Gewalt. —
Das ist der Tauschaer Zeißlee *), er führt von Leipzigs Platz
Mit achtzehn Tigerrossen der Waaren reichen Schatz.

Unfern der hölzernen Brücke, da steht das kleine Haus,
Da tritt der Junker von Kött'eitz mit seinem Rosse heraus.
Er spannt den müden Thieren den muntern Hengst voran,
Und weiter geht's gen Chemnitz auf steiler, schwieriger Bahn.

So trieb es der Junker von Kött'ritz rastlos an jedem Tag,
Ob auch der Schnee des Alters auf seinem Haupte lag;
Und hatt' er sich abgemühet um kärglichen Gewinn,
Geleitet er Sonntag's den Priester nach Markersdorf's **) Kirchlein hin.

Es war am Weihnachtsfeste, die Erde lag in Ruh';
Und schweigend zogen die Beiden dem nahen Dörflein zu.
Der Junker schreitet zur Linken, den Zügel in sicherer Hand,
Und leitet das Roß mit dem Priester am felsigen Muldestrand.

Hoch führet der Steig die Waller empor nach schwindelnder Höh',
Da wird dem Junker von Kött'ritz im tiefen Herzen so weh!
Es sind die Thierbach'schen Marken, die traurig er überschritt.
Es trauern die kahlen Bäume, die dürren Sträucher mit.

„Einst war dies Alles mein eigen mit Forst und Mühl' und Schloß;
Von all' dem reichen Erbe blieb mir ein einzig Roß!
Und stirbt, bevor ich scheide, mein kräftiges, braves Thier,
So muß ich wohl noch wandern als Bettler durch mein Revier."

Da rollt ihm eine Zähre die braune Wange herab,
Die von des Herzens Trauer dem Priester Zeugniß gab.
Drauf läuten tönende Glöcklein die heilige Weihnacht ein;
Der Junker trocknet das Auge, und schreitet still bergein.

Zum Kirchlein, weit geöffnet, die Schaar der Beter wallt;
Fern an der Pforte stehet des Junkers Greisengestalt.
Dann tönt: „Lobt Gott, ihr Christen!" mit hellem Orgelklang,
Und tief in alle Herzen das Wort des Priesters drang.

Doch tiefer wohl in keines, als in des Junkers Herz.
Sein Auge strahlte heiter, so zog er heimathwärts.
Und als auf des Berges Höhe das Roß ausruhte vom Lauf,
Da blickt' er nicht nieder, zum Thale, da blickt er zum Himmel auf.

Lang' pocht am zweiten Festtag der Priester an's kleine Haus;
Es trat kein Junker von Kött'ritz mit seinem Hengste heraus.
Allein zog er zum Kirchlein im frühsten Morgenroth
Und kündete der Gemeine des Junkers seligen Tod.

Othello v. Plänckner.
(Eginhardt.)

*) Ein Landfuhrmann.

**) Filialkirche.

Der heilige Franz von Sales.

(Fortsetzung.)

Wir haben gezeigt, daß man zu der Zeit, wo Franz von Sales seiner Mission im Chablais oblag, dort nicht mehr, als höchstens zwanzigtausend Seelen rechnen konnte; man darf aber noch lange nicht eben so viele Bekehrungen rechnen, als Köpfe waren. Zuvörderst muß man von den Eroberungen der Missionäre

Digitized by Google

mehrere Familien abrechnen, welche nach Genf oder in die Schweiz austraten, um ihre Religion dort frei auszuüben; ja es blieben sogar viele der ausgezeichnetsten Personen im Lande, ohne den Glauben zu verändern, und hierher zähle man z. B. die Grafen von Alinges. Diese waren die ersten Edelleute von Chablais und ließen sich durch die Sophismen der Missionäre nicht blenden, erklärten sich, trotz des fürstlichen Zornes, als eifrige Protestanten und beharrten drei Generationen hindurch, das heißt, bis zum Tode des, 1645 zu Genf kinderlos verstorbenen Enkels, bei der protestantischen Religion.

Man wird nun wohl finden, daß man von den zwanzigtausend Seelen, die wir in Chablais angenommen haben, auch alle Kinder von geringem Alter, deren Verstand noch nicht gebildet war, aus dem Verzeichnisse derer streichen muß, welche Franz von Sales bekehrte. Freilich sind diese Kinder dem Schicksal ihrer Väter gefolgt und Katholiken geworden; indessen wäre es doch unrichtig, zu sagen, daß ein Missionär Kinder bekehrt hätte, welche noch unfähig für den Unterricht und außer Stand waren, etwas von dem zu verstehen, was man ihnen vorpredigte. Um nicht unbillig zu sein, will ich ihm den Ruhm nicht streitig machen, diese frühzeitigen Bekehrungen vollbracht zu haben, ja, um noch großmüthiger zu verfahren, entsage ich allen Abzügen, welche ich eben gemacht habe, und überlasse ihm den Ruhm von zwanzigtausend Bekehrungen, ohne etwas davon hinwegzunehmen; wo finden wir aber diejenigen, die uns an zweiundsiebzigtausend noch fehlen?

Um diese außerordentliche Uebertreibung einigermaßen zu beschönigen, hat der Canonisations-Proceß für gut befunden, den Missionär über das Meer gehen zu lassen. Hierzu hat man seine Anstrengungen in der Provinz Gex gefügt, so wie man auch seiner Bekehrungen in einigen Städten und andern Oertern Frankreichs erwähnt; wir werden aber bald sehen, daß die beiden letztern Artikel zu einer Kleinigkeit herabsinken, und daß man blos zu denselben gegriffen hat, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, kurz, um die Hyperbel zu verbergen.

Die, am Fuße des Jura gelegene, sehr kleine Provinz Gex ist nur sechs bis sieben Stunden lang, und ihre Breite beträgt noch weit weniger. Wir bedürfen indessen dieser geographischen Bemerkungen über den geringen Umfang des Landes gar nicht, um zu beweisen, daß Franz von Sales dort keine häufigen Bekehrungen kann gemacht haben, sondern wir geben hier über diese Reise etwas Bestimmteres.

Um richtig über die Zahl der Bekehrungen urtheilen zu können, welche der Missionär in dieser Gegend machen konnte, wird es gut sein, eine andere, vierzig Jahre später nach diesem Lande unternommene Mission zu schildern, welche uns über die erste vieles Licht geben wird. Wenn wir uns dabei etwas aufhalten, so bitten wir, diese Einzelheit nicht als unnütze Abschweifung zu betrachten.

Jean d'Avanthon d'Aler wurde 1661 Bischof von Genf. Im folgenden Jahre machte er eine Reise an den französischen Hof, um zu versuchen, ob er durch den Eifer und das Ansehen Ludwigs XIV. sich nicht wieder auf den Stuhl seiner Vorfahren erheben könnte. Er verlangte bei dieser Gelegenheit die Aufhebung von zweiundzwanzig Tempeln, welche die Reformirten im Lande Gex hatten, und man ließ ihnen wirklich blos zwei davon.

Der Bischof ergriff die Gelegenheit, um nach dieser sogenannten Provinz eine Mission zu unternehmen, und bat hierzu um Gehülfen in Frankreich, wo er auch Leute genug fand, welche zu dergleichen Dingen bestimmt waren, denn in diesem Königreiche gab es mehrere Jahre schon ganze Schaaren von Missionären, die an der Verbreitung des römischen Glaubens arbeiteten, so wie auch immer Geld zu diesem Zwecke bereit war. Wenn eine solche Mission aus der Casse des Königs bezahlt wurde, hieß dieselbe eine königliche Mission.

Diejenige, welche Jean d'Aler unternahm, war von letzterer Art, und er stellte sich an die Spitze dieser französischen Arbeiter. Gegen das Ende der Mission erschien eine Schrift unter dem Titel: Relation des succès que Dieu donne à la mission royale de Gex, proche de Genève. Die Missionäre lassen darin ihre, in diesem Lande vollbrachten Thaten laut erschallen; man wird aber sehen, daß der Ruhm, welchen sie dadurch erlangen wollen, geradezu auf Unkosten des heiligen Franz von Sales kommt, denn je mehr sie ihre Eroberungen erheben, desto mehr vermindern sie diejenigen, welche die päpstliche Bulle unserm Heiligen zuschreibt.

(Schluß folgt.)

Die drei Nächte Sir Richard Cockerills.

(Fortsetzung.)

Meine Memoiren in zwanzig Minuten.

Vorrede für den geneigten Leser.

Nacht bringt Rath, mein Herr! Als ich Sie gestern Abend entlassen hatte, bereute ich, mein zahlloses Unrecht noch durch eine Lüge vermehrt zu haben. Sie wissen nun, daß die Erzählung eines vermeinten Selbstmords in Genua eine Fabel war. Der wahre Wahnsinnige, der Irre, mit dem man Mitleid haben muß, lebt noch in mir, während ich dieses schreibe. Sir Richard Cockerill mochte immerhin Vorsicht auf Vorsicht häufen, er sollte nicht in Frieden sterben. Die Züchtigung der Vorsehung, wegen mehr als eines Verbrechens, konnte den Menschen nicht stets unbekannt bleiben.

Digitized by Google

Es wäre nutzlos Ihnen das mitzutheilen, was ich vor 25 Jahren, zu der Zeit, wo eine große Unthat ganz Liverpool erschreckte, war. Mein Vater, ehemals Gouverneur eines der indischen Comtoirs, befand sich im Besitze außerordentlicher Reichthümer. Geboren in Mitten eines feenhaften Ueberflusses, wurde ich in meiner frühesten Jugend mehr verdorben, als andre jüngere Söhne es zu werden pflegen. Ach! ein Wurm nagte insgeheim an meinem Herzen. Heinrich, mein Zwillingsbruder, der einige Minuten vor mir zur Welt gekommen war, sollte eines Tages, nach dem Rechte der Erstgeburt, einziger Erbe unsrer unermeßlichen Güter werden, um das Ansehn des väterlichen Namens zu erhalten. Ein Decret als Unterlieutenant in einer der Compagnien, die gegen die Afghanen im Felde standen, sollte mein Erbtheil werden, während mein Bruder Alles besäße; so hatte mein Vater im Stolze seines aristokratischen Herzens beschlossen. Es gab nur uns beide in der Familie, Heinrich und mich, denn unsre Geburt war Ursache des Todes unsrer Mutter. Ach! wenn sie einmal sterben sollte, warum geschah es nicht, ehe sie uns geboren.

Zwar wußte ich, daß ich immer noch genug besaß, um leben zu können. Heinrich, der mich zärtlich liebte, hatte mir oft, wenn er die Furche auf meiner Stirn sah, gesagt: „Warum so sorgenvoll, James? Habe keine Angst wegen der Zukunft, armer Bruder! Dieses Recht der Erstgeburt wird unter uns stets nur ein todter Buchstabe bleiben. Die Hälfte dessen, was ich habe, gehört Dir!" Aber diese Versprechungen hatten mich nicht überzeugen können. Eine stete Ungewißheit peinigte mich. Ich bildete mir ein, meinen Bruder als Herrn mir gebieten oder mir aus Mitleid einige Theilchen eines Erbtheils überlassen zu sehen, das meiner Ansicht nach beiden gehören sollte. Alle Schlangen des Neides nisteten in meiner Brust. Da rief ich aus, wie der Sohn Isaaks, der seinen ältern Bruder haßte: „Es wird bald die Zeit kommen, da mein Vater Leid tragen muß, denn ich will meinen Bruder Jakob erwürgen." Und von diesem Tage an betrachtete ich Heinrich nur wie einen Feind, von dem man sich befreien muß.

Die Zeit des Leids kam. Mein Vater ließ vor seinem Ableben Heinrich rufen.

„Warum ruft er mich nicht auch?" fragte ich den Arzt mit Thränen der Wuth in den Augen. „Hat denn Lord Tyrone nur einen einzigen Sohn?"

„Es handelt sich," erwiederte der Arzt, „um eine patriarchalische Ceremonie, die Investitur des Rechts der Erstgeburt, und da der Lord Sie lieb hat, so fürchtet er, das Erscheinen dabei möchte Ihnen unangenehm sein. Das ist die einzige Ursache."

Ich nahm mich zusammen, und als ich endlich an demselben Tage noch die Augen des Sterbenden an der Seite meines Bruders schloß, sah ich an Heinrichs Finger den Ring leuchten, den ich bis dahin blos an dem meines Vaters erblickt hatte. Jetzt erfuhr ich, daß dieser Ring, der seit Jahrhunderten stets an den Aeltesten der Familie übergegangen war, sozusagen das sichtliche Zeichen der Rechte war, die jener mir raubte.

„Soll ich ihn denn nie tragen?" sagte ich zu mir selbst. „Nein, nein, das wäre ungerecht! Er ist eine heilige Reliquie, welche alle Familienälteste ehrwürdig gemacht haben. Jeder muß ihn der Reihe nach besitzen."

Drei Tage darauf hallte das Hotel Tyrone von Schluchzen wieder. Die große Erbstube, in welcher Heinrich und ich zuerst das Licht erblickt hatten, und in welcher auch mein Vater starb, war von neuem mit Trauerflor bekleidet. Diener, Freunde und Verwandte benetzten sie mit Thränen. Auf einem Ruhebette lag mein verstorbener Bruder, aber an Gift gestorben und gestorben durch mich!

Wurde der Strafbare entdeckt? Man legte die Hand an Tom Morphy, einen Jokei meines Bruders, und er wurde verurtheilt gehängt zu werden. Sir Master Barrett war einer der Geschwornen bei der darüber stattgefundenen Untersuchung. Ja, Sie waren einer der zwölf Richter, die den Spruch freiwilliger Vergiftung gegen einen völlig schuldlosen jungen Mann aussprachen, gegen ein Kind, das mein Bruder aus Mitleid zum Diener angenommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Verständigung über den Begriff des Wunders.

Wunder nennt man außerordentliche Ereignisse, die wir uns aus den gewöhnlichen uns bekannten Naturgesetzen nicht erklären können. Der alten Welt war Alles ein Wunder, was Verwunderung erregte, weil man nicht einsah, wie es zugehe, weil es unbegreiflich erschien, entweder seiner Natur oder seiner Beschaffenheit nach, ohne jedoch diesen Begriff wissenschaftlich zu bestimmen. Auch im alten Testamente wird alles Ungewöhnliche, Unerwartete, Staunen und Bewunderung Erregende Wunder genannt. Im neuen Testamente dagegen wird der Wunderbegriff bestimmter gefaßt. Die Aussprüche Jesu und der Apostel über die Wunder zeigen aber offenbar, daß sie nur das für Wunder hielten, was von der gemeinsamen Erfahrung aller Menschen und aller Zeiten abweicht, und der Charakter der im neuen Testamente erzählten wundervollen Thatsachen ist so beschaffen, daß er dem gegebenen Begriffe völlig entspricht. Nirgends findet sich übrigens im alten und neuen Testamente eine Erklärung über die Art und Weise, wie Wunder geschehen. Denn ob sich gleich die heilige Schrift über die Wunder in der Regel

Digitized by Google

so ausdrückt, als wenn sie unmittelbar von Gott gewirkt würden, so muß man doch alle die Stellen, in welchen dieß geschieht, nicht nach dem subtilen Unterschiede, welchen die speculative Philosophie zwischen der mittelbaren und unmittelbaren Wirksamkeit Gottes festgesetzt hat, messen, sondern lediglich dem Sprachgebrauche der alten Welt, welche Gott beständig als unmittelbar wirkend darstellt, gemäß erklären; denn die heilige Schrift drückt sich auf eben die Art über Veränderungen und Thatsachen aus, welche unbezweifelt nach dem regelmäßigen Gange der Natur geschehen. Die ältesten Kirchenväter dachten ebenfalls nicht daran, den Wunderbegriff näher zu bestimmen. Bestimmter entwickelte denselben erst Thomas von Aquino nebst mehreren anderen Scholastikern, indem sie den Charakter des Wunders darein setzten, daß es aus Natursachen durchaus nicht erklärbar, sondern von Gott, der höchsten Ursache, abzuleiten sei, und so eine unmittelbare Wirksamkeit Gottes behaupteten. Ihnen folgten die meisten orthodoxen und Leibnitz-Wolfischen Theologen nach der Reformation, die Wunder ausdrücklich als Veränderungen definirend, welche gegen die Gesetze der Natur sind. Nimmt man aber das Wunder in diesem Sinne, als eine Aufhebung der Naturgesetze, einen Widerspruch gegen die Natur, bestehend in einem unmittelbaren, übernatürlichen Eingreifen Gottes in die Sinnenwelt, (während er sonst nur mittelbar und natürlich wirkt); so erscheint zunächst Gott in der That als ein menschlicher nachbessernder Künstler, und die Idee der Gesetzmäßigkeit, die unserm Geiste so tief eingeprägt ist, wird stark verletzt. Sodann schließt man hierbei fälschlich vom Mangel einer Natursache auf das Wirken Gottes als übernatürliche Ursache; denn um zwingend so schließen zu können, müßte man alle Kräfte und Gesetze der Natur vollständig kennen und nicht nur wissen, was in ihr Regel ist, sondern auch was unter besonderen Umständen gegen das, was uns Regel scheint (d. h. gegen den gewöhnlichen Lauf), geschehen könne. Welcher Sterbliche aber könnte sich einer solchen Kenntniß rühmen? Lernen wir nicht täglich die Kräfte der Natur mehr kennen, und sind nicht viele Ereignisse, welche man sonst für Wunder hielt, zu ganz natürlichen geworden? Endlich wird nach diesem Wunderbegriffe die Natur, die doch in und durch Gott, nur die That Gottes, mithin unbegrenzt ist, zu sehr von Gott getrennt, und eine vollkommen in sich abgeschlossene Reihe empirisch beobachteter Gesetze oder Kräfte als die Grenze irdischen Naturwirkens gesetzt. Wollen wir also nicht uns in vermessene und unnütze Hypothesen verlieren, welche den Horizont menschlicher Forschung übersteigen, so muß man bei dem oben gegebenen Begriffe von den Wundern stehen bleiben, als Erscheinungen, die sich unter keine bisher von uns erkannte Regel bringen lassen, ohne daß dadurch nothwendig die Naturordnung und Gesetzmäßigkeit überhaupt aufgehoben wäre.

(Schluß folgt.)

Correspondenz.

— 15. Aug. 1844.

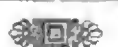
Ich habe Ihnen kürzlich das Gespräch zwischen dem Großmufti und seinem Famulus mitgetheilt, welches Dinter als Vorrede einer seiner Schriften vorgesetzt hatte. Als ich dieß einsandte, wußte ich noch nicht, daß das preußische Cultusministerium den Gebrauch der Schullehrerbibel Dinters verboten hatte; davon las ich vor einigen Tagen erst und fand darin abermals einen Beleg dazu, daß in Preußen und auch anderwärts manche kirchliche Behörden ein Ziel verfolgen, welches an Wöllner u. s. w. erinnert. Man kann sich nicht enthalten, zu glauben, das Licht solle in den Schulen und Schullehrern und folglich in der Volksmasse ausgelöscht werden, zumal wenn künftig Unteroffiziere nach einer kurzen Unterweisung auf dem Seminare zu Volkslehrern gemacht werden sollen. Natürlich so dürftig gebildete Lehrer tragen die Dogmatik vorschriftsgemäß vor; von denen braucht man nicht zu fürchten, daß sie die Aufklärung fördern helfen. Wenn Sie es noch nicht wissen, so will ich Ihnen mittheilen, was mir Jemand aus Preußen über die Veranlassung zur Aussicht der Corporale auf Schulstellen sagte. Ein Artillerieunteroffizier soll durch seine Neigung bestimmt worden sein, um eine Schullehrerstelle zu petiren, und so hat sich die Idee aus der Artillerie bei denjenigen festgesetzt, welche zwar Nichts mit den Kanonen zu thun haben, aber wohl gern mit altkirchlichen canonibus. — Ein Seminardirector hat erklärt, daß er eher sein Amt niederlegen werde, als der Zumuthung Folge leisten, einen Soldaten in 6 Monaten zu einem Schulmeister umzuschaffen. So würde Dinter, wenn er Dergleichen noch erlebt hätte, auch gesagt haben. Aber das wäre einer andern Partei eben recht, wenn Leute, die dem Lichte noch freund sind, ihre Aemter verließen; man würde sie schon mit Blindgläubigen zu besetzen wissen! Man macht wohl auch den Versuch und entfernt, die zu hell sind, völlig, oder setzt sie auf eine geringere Stelle zur Pönitenz, wie den trefflichen Lehrer **Wander** in Schlesien, worüber die Vaterlandsblätter einen Aufsatz enthalten, der anfängt: „Bekanntlich schwebt gegen den freisinnigen Schullehrer Wander seit langer Zeit eine Untersuchung wegen mehrer Schriften und Reden, die er im Interesse des Fortschrittes im Allgemeinen und seines Standes insbesondere gegeben hat. In dieser Untersuchung ist vor wenig Tagen das erste Erkenntniß erschienen, welches auf Strafversetzung wegen Ungehorsams, Erregung von Unzufriedenheit, Mangels an positivem Christenthum u. s. w. lautet.“ — Doch zum Ende noch etwas Erfreuliches! Dem von Pietisten verketzerten Dinter wird in seiner Geburtsstadt Borna und in Görnitz (bei Borna), wo er zuletzt vor seiner Berufung nach Preußen wirkte, ein Denkmal errichtet werden; dort soll es in einer am Geburtshause eingemauerten gußeisernen Gedenktafel bestehen, hier in einem Steine mit der Inschrift: „Hier wirkte Dinter von 1807 bis 1816.“ Zu dem Steine war in wenig Stunden der nicht unbedeutende Kostenaufwand durch freiwillige Unterzeichnungen gedeckt, wie in der sächsischen Schulzeitung berichtet wird. Da man nun in Königsberg so sehr, wie in Sachsen, das Licht liebt, das Dinter liebte und ausbreitete, so wird dort der von Berlin gegen ein Dinter'sches Hauptbuch abgeschossene Pfeil matt niederfallen. — Noch Eins! In Folge des Leipziger Glaubensbekenntnißstreites wird künftig den Geistlichen die Wahl zwischen dem apostolischen Symbol und einer vom Landesconsistorium noch zu gebenden Umschreibung gelassen werden. Ich glaube aber, daß die Leipziger bei der Rosenmüller'schen Umschreibung des Glaubensbekenntnisses bleiben werden. **G.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 68.  **1844.**

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 3 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

An Louise von Plönnies.

Der Dichterin des „Wiegenliedes."

Aus des Liedes stillem Wiegen
Haucht mich süßer Frieden an,
Frieden jener Zeit entstiegen,
Wo die Engel hold umfliegen
Unserer Kindheit stille Bahn.

Aus der Verse sanftem Reigen
Sich ein selig Antlitz hebt,
Mutteraugen stolz sich neigen
Auf die Wiege, süßes Schweigen
Wonneschauernd mich umschwebt.

Freudenthränen fühl' ich gehen
Nieder an der Wimpern Saum,
Da der Mutter Augen sehen
Um des Kindes Antlitz wehen
Einen holden Engeltraum.

Solche Bilder steigen nieder
Selten in des Mannes Brust,
Aber eben diese Lieder
Sind es, die uns freundlich wieder
Geben neue Lebenslust.

Viele werden's nie erkunden,
Wessen solche Lieder sind —
Doch der Dichter hat's empfunden,
Daß er in den schönsten Stunden
Nur ein traumbegeistert Kind!

George Hesekiel.

Der heilige Franz von Sales.

(Schluß.)

Zu der Zeit, wo diese Missionäre sich am meisten ihrer Siege freuten, erschien zu Genf unter dem Titel: Lettre sur le sujet des succès de la mission de Gex, contenus dans une relation publiée depus peu, 1662, eine Schrift, welche deutlich zeigte, wie schlecht begründet ihr Triumph sei, denn die Missionäre werden darin lebhaft über ihre eingebildeten Eroberungen verspottet. Man sagt ihnen geradezu, sie hätten außer dem Gelde, welches von Frankreich für die Missionen im Allgemeinen bestimmt würde, noch beträchtliche Summen für die ihrige in's Besondere zusammenzuraffen gewußt, weßhalb ihnen daran läge, die Zahl ihrer Bekehrungen sehr hoch zu steigern. Der pomphafte Bericht hätte ferner behauptet, es wären vor ihrer Ankunft in der Provinz Gex dort nicht mehr, als dreihundert Katholiken unter siebzehnhundert Hugenotten gewesen, und seit der Mission wären von Erstern beinah viertausend vorhanden.

Dieser Brief von Genf umfaßt die umständlichsten Einzelheiten, woraus denn hervorgeht, daß alle Fortschritte dieser Mission sich auf die Bekehrung von dreißig, bis vierzig Personen belaufen, die sie zur Religionsveränderung bewogen hat. Man sagt den Missionären, sie verständen die Multiplication ganz vortrefflich; auch hätten sie durch Hinzufügung einiger Nullen dreißig oder vierzig Neubekehrten ein Product von drei- bis viertausend gegeben. Der Verfasser des Briefes fährt fort:

„Von dieser Aufschneiderei schließe man auf das „Uebrige; allein ich erstaune darüber nicht, denn die „guten Leute mußten doch wohl einige Uebereinstimmung zwischen dem neuen Bischof und ihrem angeblichen Heiligen (Franz von Sales) sehen lassen, der, „wie sein Lebenslauf berichtet, sechzigtausend Menschen „bekehrte, und namentlich in der Landschaft Gex eine „große Menge, die aber doch auf eine sehr kleine Anzahl geschmolzen ist, da nach ihrer eigenen Rechnung „nur dreihundert Katholiken im ganzen Amte waren."

Digitized by Google

Nun bemerke man, daß dieses Schriftchen zu der Zeit selbst erschien, wo man an dem Canonisations-Proceß Franzens von Sales arbeitete. Nachdem wir auf so bestimmte Art gesehen haben, daß einer seiner Nachfolger Alles, was er in der Provinz bewirkt hat, auf die Bekehrung von dreihundert Personen beschränkt, wollen wir zu entdecken suchen, wie hoch sich die Bekehrungen belaufen, die man ihm in mehrern Städten und andern Oertern Frankreichs zuschreibt.

Wir finden in seiner Biographie, daß er zwei Reisen nach Paris machte und mit Beifall die Fasten dort predigte. Ferner sehen wir, daß er Fasten zu Lyon und Grenoble gepredigt hat; allein er ist niemals an irgend einem Orte Frankreichs auf Mission gewesen. Zwar hielt er zuweilen Controvers-Reden, die vielleicht einige Protestanten zum Uebertritte veranlassen konnten, und der Abbé Marsollier redet von drei oder vier Edelleuten, welche in diesem Falle waren, so wie Franz wohl auch noch Andere bei verschiedenen Gelegenheiten kann gewonnen haben; wird man aber nicht finden, daß es schon zu viel gesagt sein würde, die Zahl dieser einzelnen Personen auf einige Hundert steigen zu lassen?

Um indeß die Rechnung zu erleichtern, wollen wir gern annehmen, daß die in der Provinz Ger und die durch seine Predigten in Frankreich verursachten Bekehrungen bis zu zweitausend gehen, und es wird das Ganze immer erst zweiundzwanzigtausend Ketzer ausmachen, welche in den Schooß der Kirche sind zurückgeführt worden, wir sind also von den zweiundsiebzigtausend, welche man ihm zuschreibt, noch sehr weit entfernt. Wo werden wir nun die funfzigtausend finden, welche uns noch fehlen? Man kann dieses Deficit nur in dem Gehirn der Panegyriker Franzens von Sales suchen.

Wenn die Rede von den, durch einen andern heiligen Franz, nämlich den Jesuiten Xaver, in Indien vollbrachten Bekehrungen ist, dann sage man kühnlich Alles, was man will; man treibe, wenn man sonst Lust dazu hat, die geistlichen Eroberungen dieses Apostels von Indien auf hunderttausend Seelen, und wir werden uns nicht widersetzen, denn die Scene ist zu weit von uns entfernt und befindet sich in einem Lande von sehr großem Umfange, also haben die Geschichtschreiber freie Hand; aber die Biographen des heiligen Franz, von dem wir reden, des sogenannten Apostels von Chablais, hätten sich doch etwas mehr beobachten sollen, da die Scene zu sehr in unserm Bereich ist. Jedermann kennt die übliche Redensart: „Er lügt, wie eine Leichenpredigt;" eben so gut könnte man sagen: „Er lügt, wie eine Canonisationsbulle."

Der heilige Franz von Sales wurde am 23. Februar 1665 durch Alexander VII. heilig gesprochen.

K. G. Förster.

Die drei Nächte Sir Richard Cockerills.

(Fortsetzung.)

In einer Nacht des Wahnsinns und der Verruchtheit war ich es, ich allein, der die meuchelmörderische Phiole mit Gift in das Felleisen des Verurtheilten legte, ich war es, der durch übertriebene kleine Züge einen unbedeutenden Zwist, der zwischen den beiden Schlachtopfern stattgefunden hatte, zu etwas Wichtigem machte. Ich wußte, daß der junge Bursche eines Abends, als er nach der Rückkehr von der Jagd wegen seiner Nachlässigkeit gescholten worden war, in sich gemurmelt hatte: „Das soll mir der Herr büßen!" Als ich nun in meiner Doppeleigenschaft als Ankläger und Zeuge vor die Richter gerufen wurde, so baute ich auf diese Worte, die nichts als unverständig waren, meine ganze furchtbare Geschichtserzählung auf, und der arme Tom Murphy kam, trotz seiner Unschuldsbetheuerungen, trotz seiner Berufungen auf Gott und Menschen — an den Galgen!

Auf mich, als den einzigen Bruder des Gemordeten, aus glorreichem Stamme entsprossen, erzogen in moralischen Grundsätzen, an die milden Sitten der großen Welt gewöhnt, auf mich konnte keinen Augenblick lang auch nur der mindeste Verdacht fallen. Mein Schmerz schien auch deßhalb Allen ein um so wahrhafterer, weil die Geißel des Gewissens bereits mir das Herz zu zerfleischen begann, und meine Thränen, deren Quelle nur der höchste Richter kannte, wären übrigens eine vollständige Rechtfertigung gewesen. — —

So war denn endlich mein Bruder Heinrich begraben, und der arme Teufel von Jokei ohne weiteres Federlesen gehangen, ich aber reich. Doch unser großer Shakespear sagt vollkommen wahr: „Ein Bett von Sammt und Gold kann ein strafbares Gewissen nicht wiegen und zum Schlafen bringen." Plötzlich einer der größten Grundbesitzer in den drei Königreichen geworden, war Alles, was nur Reichthum verleihen kann, nun mein, und so dachte ich denn anfangs, mich wie der verlorne Sohn den Dämonen der Lüste ergebend, nur daran, mich zu betäuben und eine ansehnliche Figur in der Welt zu spielen.

Diese Nichtigkeiten nahmen mich ganz hin, und ich war nur darauf bedacht, sie fest zu halten, so sehr fürchtete ich die Ruhe, welche die Gewissensbisse herbeiführt, so sehr fürchtete ich die Vernunft, welche die Strafe ahnen läßt. Ach! ich war von Freunden und Genossen umgeben; die Frauen erfanden, um meine Blicke zu fesseln, neuen Schmuck und noch ungekanntes Lächeln, aber alles dieß in dem Hause selbst, wo mein Bruder Heinrich seinen letzten Trank aus vergiftetem Becher getrunken hatte! Und trotz aller Ausschweifungen, die ich zu Hülfe rief, um das Fantom zu bannen, erschien mir täglich dieß furchtbare Gespenst und versengte die Rosenkränze auf meinem Haupte!

Digitized by Google

Da beschloß ich eines Tages, müde dieser Trunkenheit, gelangweilt von dem großen Haufen, von mir werfend alle diese trügerischen Zärtlichkeiten, solcher schmachvollen Lebensweise ein Ende zu machen, ja selbst die Buße zu beginnen.

Die Luft, die ich hier in Lancashire athme, kommt mir schwer vor wie Blei, sie erkältet mein Blut, vertrocknet meine Lungen. Ich will meine unseligen Erbgüter verkaufen und in ein anderes Land ziehen ... wo das Leichentuch meines Bruders sich nicht öffnet!

Nachdem ich nun einige Zeit nach diesem Selbstgespräche Alles verkauft hatte, Alles — den väterlichen Ring ausgenommen — schiffte ich mich aufs feste Land ein. Da verloren Sie mich aus den Augen, Sie und die andern Geschwornen. Aber man erinnerte sich meiner doch immer noch und rühmte meine Bruderliebe. Wie oft schauderte es mich im Innersten, wenn ich die Lobsprüche hörte, die man an das Mitgefühl eines liebenden Bruders verschwendete!

„Der brave Lord James Tyrone!" sagte man, „er kann nicht mehr in einem Lande es aushalten, wo Alles ihn unaufhörlich an einen schmerzlichen Verlust erinnert. Jung, reich, geliebt, exilirt er sich doch, vom Kummer besiegt."

O ich armer Thor! ich glaubte, wenn ich dem Schauplatze meiner Unthat entflöhe, auch für immer den schaudervollen Erscheinungen entfliehen zu können. Ich wußte noch nicht, daß das Bild des Brudermörders sich an meine Fersen heftete, in mich einverleibte, und mir auf allen Pfaden der Erde folgte, stets in's Ohr mir die Worte flüsternd, die Cains Seele mit Schrecken erfüllten: „Unstätt und flüchtig sollst du sein auf Erden!" Gleich dem Mörder Abels trug auch ich ein unauslöschliches Zeichen auf der Stirn, einen Blutstropfen, den keine Menschenhand verwischen konnte.

In Italien, wohin ich zuerst mich begab, faßte ich einen Entschluß, der mir als ein sehr glücklicher erschien.

„Byron," sagte ich zu mir selbst, „wünschte, daß eine Kugel seinem Leben ein glorreiches Ende machen möge. Könnte ich nicht auch einer Kugel für meinen Pfad, einem Schwerte für meine Brust begegnen? Laß uns sehen, wo man sich schlägt und mitten in's Getümmel stürzen."

Aber in diesen Tagen der Ermüdung war Europa nicht aus seinem Schlummer erwacht. Man träumte allerwärts von Kämpfen, aber man begann noch keinen.

„So bleibt mir denn nur ein Ausweg," rief ich, „und ich will ihn benutzen; nämlich der, mitten unter die Banditen von Mittelitalien zu eilen. Die werden mich doch nicht schonen!"

Täuschung! Verfehlte Hoffnung! Von den pontinischen Sümpfen an bis nach Reggio fand ich allerdings Banditen, die Büchse in der Faust, den Dolch im Gürtel. Aber der Flecken auf meiner Stirn schien zu ihnen zu sprechen, so mußte ich wenigstens glauben, denn wenn sie mich unter sich erblickten, so wurden sie, statt ihre Waffen gegen mich zu richten, vielmehr versucht, mich wie ihre Vorfahren Salvator Rosa anzureden: „Du siehst so wild aus, daß wir gern dich zu unserm Oberhaupte machen."

(Schluß folgt.)

Zur Verständigung über den Begriff des Wunders.

(Schluß.)

Was insbesondere die Wunder Jesu betrifft, so bestanden die meisten darin, daß er die innere Lebensfülle, die in ihm war, auf segnende, heilende, wohlthuende Weise mittheilte, und ihr erster und nächster Zweck war, die Menschen auf ihn und seine Wirksamkeit aufmerksam zu machen, ihre Sinne durch außerordentliche Thaten aus ihrem Schlummer zu wecken, um sie dadurch für seine geistigen Wirkungen empfänglicher zu machen. Christus wollte sie daher nur als äußere Beglaubigungen dessen angesehen wissen, was er über seine göttliche Sendung und den höhern Ursprung seiner Lehre erklärte, und verlangte, sie immer in ihrem Zusammenhange mit der innern Wahrheit seiner Lehren zu betrachten. Seine Ableitung dieser Handlungen von Gott ist nur eine Theilfolgerung seiner Zurückführung seines ganzen Daseins auf Gott als des Ausflusses und Nachbildes der ewigen Wahrheitsquelle und Machtfülle. Daß aber der Ursprung des Christenthums mit solchen außerordentlichen Thatsachen verbunden war, ist sehr natürlich und einem tiefen Weltgesetze entsprechend. Jeder Ursprung eines neuen Lebens, jede Schöpfung ist im Vergleiche mit der spätern Entwickelung und Fortdauer etwas Wunderbares, Räthselhaftes, und beruht auf eigenthümlichen Gesetzen. Und die außerordentlichste Erscheinung in der Weltgeschichte, wodurch ein ganz neues Leben der Menschheit mitgetheilt wurde, sollte nicht von außerordentlichen Erscheinungen in der Sinnenwelt, worin sich die Macht Gottes gleichsam schöpferisch zeigte, begleitet gewesen sein? Sollte Gott, der sich dem Geiste auf eine neue, eigenthümliche Weise mittheilte, nicht auch seine Unabhängigkeit von den gewöhnlichen materiellen Weltgesetzen dargethan haben? Darauf führt uns schon die Harmonie der Natur und des Geistes, wovon Schiller sagt: „Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde, was der eine verspricht, leistet die andre gewiß." Wenn sich diese Harmonie schon im gewöhnlichen Menschenleben oft auf eine überraschende Weise darstellt; wenn wir durch unsern Geist auf einen Theil der Natur (auf unsern Körper) unmittelbar wirken können: ist es nicht eine natürliche Voraussetzung, daß derjenige, in welchem der Geist in

Digitized by Google

seiner höchsten Vollendung und Hoheit erscheint, auch eine erweiterte Gewalt über die Natur, auch über fremde Körper, werde besessen haben, daß die physischen Kräfte seinem moralischen Wirken unterthan gewesen seien? „Die Erde," sagt ein geistreicher Theolog, „überreicht gleichsam dem einziehenden Könige ihre Schlüssel, und die Natur thut alle ihre verborgenen Schätze auf, um des Geisteskönigs Gegenwart zu feiern." Sei es also, daß man die Wunder aus eigenthümlichen von Gott in Christum gelegten Kräften, oder aus der jedesmaligen besondern Rückwirkung Gottes ableite: so ist eben diese Harmonie der Natur mit dem Ursprunge des Christenthums ein hellleuchtendes Zeichen von dem dabei stattfindenden besondern Walten Gottes, des Regenten der sittlichen und physischen Weltordnung. **Ay.**

Feuilleton.

[Schönheit.] Im Jahre 1065 zogen mehrere deutsche Kirchenfürsten als Wallfahrer nach Jerusalem. War schon ihr Zug nicht der von einfachen Pilgern — denn 7000 Mann stark war ihr Gefolge, obgleich sie nicht zum Kampfe ziehen wollten, und prächtig und bequem, wie daheim, lebten sie unterwegs — so wurde die Aufmerksamkeit und Neugier der Menge noch besonders überall, wohin sie kamen, durch den Bischof Günther von Bamberg erregt. Dieser war von so seltner Schönheit, daß das Volk sich um ihre Herbergen drängte, um ihn zu sehen. Wollten die Andern, unter denen sich der aus Kaiser Heinrichs IV. Geschichte bekannte Erzb. Siegfried von Mainz befand, ungestört sich pflegen, so mußten sie den Bischof Günther bitten, sich doch dem Volke zu zeigen, damit es sich zufrieden stelle. Der schöne Priester sah sein Vaterland nicht wieder. Schon in Palästina war sein Leben bedroht; ein arabischer Emir, der mit seinem Haufen die Wallfahrer der gehofften reichen Beute wegen angegriffen hatte, wollte ihn erwürgen; doch Günther übermochte ihn. Auf der Rückkehr war der Zug bereits in Ungarn angelangt, als Günther starb.

[Titel.] Friedrich Wilhelm I. von Preußen pflegte seinen Schwager, Georg II. von England, seinen lieben Bruder Komödianten zu nennen, Georg nannte ihn den Unteroffizier, den König der Heerstraßen (er besuchte jährlich alle seine Provinzen), den Erzsandstreuer des heil. röm. Reichs (wegen des vielen Sandbodens in seinem Lande). Friedrich Wilhelms Tochter, Prinzessin Friedrike Sophie, nachher vermählte Markgräfin v. Baireuth, wurde von ihrem Vater die englische Canaille genannt, weil er gegen die von der Königin beabsichtigte Vermählung der Prinzessin mit dem Prinzen von Wallis war.

In einer handschriftlichen Chronik von Halle heißt es u. A.: 1.) „Anno 1550 hat ein ehrenvester, hochweiser Rath der Stadt Halle, wo man zum Moritzthore zum Pförtlein hinaus nach dem Kreutze gehet über dem Teich um die Gelegenheit, da jetzo die Schenke zum Korbe ist, an einem Balken einen Korb machen lassen, in welchem diejenigen, so in die Gärten und Weinberge stiegen und ergriffen wurden, sollten gesetzet, darnach abgeschnitten und ins Wasser geworfen werden: ward aber kürzlich hernach wieder abgeschafft, denn etliche Bürger selbst waren begriffen worden. Und hat das Haus zum Korbe den Namen hiervon." 2.) „Anno 1560 den Dienstag nach Margarethen in der Nacht zwischen zehn und eilf Uhr hat der böse Feind, der Teufel, in Valentin Röselers Hause einen Schüler aus dem Bette genommen, durch das Dach hinaus geführt und zum goldnen Ringe in den Hof gesetzt, ihm einen Arm und Seiten zerstauchet, aber am Leben unschädlich."

Gerade vor 100 Jahren, 1744, wurde ein gelehrter und berühmter irländischer Bischof, Dr. Berkley, Bisch. zu Cloyne, ein Arzt für die Welt durch Bekanntmachung eines einfachen Mittels. Als er noch Missionär in Westindien war, bemerkte er, daß sich die Amerikaner mit gutem Erfolg des Theerwassers bei den Blattern bedienten. Nachdem er Bischof geworden war, erinnerte ihn eine Blatternepidemie an jenes Mittel. Er versuchte es zuerst an seiner eignen Familie und dann an Andern und fand es nicht nur bei dieser Krankheit, sondern auch bei vielen andern Krankheiten sehr heilsam. Eigennützige Leute verkauften das Mittel, als sie es durch den Bischof kennen gelernt hatten, mit Geheimthuerei; in Dublin und London wurden mehrere durch den Handel reich. Dieß bewog Berkley 1744 es in einer besondern Schrift öffentlich bekannt zu machen. Man nimmt 4 Quart kaltes Wasser, gießt es in ein gläsernes Gefäß auf 1 Quart Theer, rührt es 5 Minuten durch einander, läßt das Gefäß 48 — 72 Stunden zugedeckt stehen, daß sich der Theer setzt, gießt das klare Wasser ab und hebt es in wohl verschloßnen Gläsern zum Gebrauche auf. Morgens und Abends wird davon ein halbes Pfund bei leerem Magen genommen.

So groß war die Hungersnoth während der Jahre 1636 und 1637 in vielen Theilen Deutschlands, z. B. in Sachsen, Fulda, Hessen, am Rheine, dem Elsaß, daß man Fleisch vom Schindanger nicht verschmähte, Leichen vom Hochgerichte herabholte, die Kirchhöfe umwühlte, bis man zur Sicherung der Begrabenen Wachen dabeistellte; daß der Bruder die todte Schwester, die Tochter ihre verstorbene Mutter verzehrte, Aeltern ihre Kinder ermordeten und dann, über die That in Wahnsinn verfallend, sich selbst das Leben nahmen! Banden, welche sich zusammenthaten, machten auf Menschen, wie auf wilde Thiere, Jagd, und als man in der Gegend von Worms Frevler solcher Art, die um siedende Kessel umhersaßen, plötzlich auseinander scheuchte, fand man Aerme, Hände und Beine von Menschen zur Speise bereitet. — Hand in Hand mit dem Hunger gingen furchtbare ansteckende Seuchen, und die Soldaten, deren Frevel gutentheils all das Elend herbeigeführt hatten, erlagen ihm zuletzt selbst, so daß ein Berichterstatter sagt: Ganze Heere, die keinen Feind gesehn, wurden wie weggeweht und verschwanden von der Erde!

Die Andalusier erinnern heirathslustige Mädchen oft, daß des Weibes Bestimmung sei: Spinnen, Weinen, Gebären.

Der große Staatsmann des alten Athen, Perikles, sprach zu den Frauen in einer Rede: „Die größte Ehre, welche euch widerfahren kann, besteht darin, daß man außer eurem Hause eurer nicht erwähnt."

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Nebst Literaturblatt Nr. 9. und Intelligenzblatt Nr. 8.

Digitized by Google

Literaturblatt

zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 9. 1844.

Literatur.

Deutschlands literarische u. religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Von Dr. Karl Hagen, Privatdocent der Geschichte in Heidelberg. 3. Band. Erlangen, 1844 in der Palm'schen Verlagsbuchhandl. — Zweiter Titel: Der Geist der Reformation und seiner Gegensätze. 2. Bd. XV. und 463 S.

Die Weise, wie der geistreiche Verf. seinen Gegenstand aufgefaßt hat, mag einer gewissen Partei, die im Beharren auf alten Kirchenformeln das Heil sucht, nicht gefallen; allein sie ist doch nur die rechte; denn es ist nur zu wahr, daß die protestantische Kirche gar bald von ihrem Prinzipe, von dem, was sie in's Leben rief, abgefallen ist. Der Hauptzweck dieses dritten Bandes ist nun eben, nachzuweisen, wie die protestantische Kirche durch Abgränzung in neue Dogmen, durch Unduldsamkeit u. s. w. schon in dem dritten Decennium des 16. Jahrh. von dem Prinzipe der Reformation abfiel, daß sie deßhalb später kaum mehr, oder doch nur in einigen Beziehungen, auf den Namen der Reformation Anspruch machen konnte, und daß hingegen die ächt reformatorischen Ideen von den ketzerischen Secten und Parteien vertreten wurden, welche damals in demselben Verhältnisse zur protestantischen orthodoxen Partei standen, wie heut zu Tage die freiere religiöse Richtung zum Pietismus. So recht eigentlich mit der Uebergabe der Augsburgischen Confession schnitt die Entwickelung der reformatorischen Ideen ab, und an die Stelle des persönlichen Papstes trat der papierne, und eine Menge einzelner für das papierne Papstthum der Symbole eiserne Stabilitätsmänner tauchten auf. Deßhalb hat auch der Verf. bis zu dem Wendepunkte, wo die geistesfreie und lebensfrische Bewegung in der neuentstandnen Kirchenpartei aufhört, und die Protestanten dem ächten Protestantismus untreu werden und Dogmen zu schmieden anfangen, die man gleich als ob ihnen, wie weiland auf Kirchenversammlungen, inspirirt annehmen mußte — also bis zum Augsburger Reichstage seine Schilderung geführt und nicht weiter. Weiter zu gehen, war nicht nöthig, um dem Leser zu zeigen, warum die deutsche Nation der schönen Früchte verlustig ging, welche man sich von der Reformation versprach. Der Verf. ist bereits durch die beiden ersten Bände seines Werkes u. a. Schriften als ein Mann rühmlichst bekannt, der nicht Andern nachredet, oder aus abgeleiteten Bächen seine historische Kenntniß geschöpft hat, sondern er ist selbstständiger Forscher und Beurtheiler ohne irgend eine Befangenheit, er kennt die Zeiten, von denen er redet, aus eigner Anschauung der damals erschienenen Geisteswerke jeder Art, wie er schon in den ersten Bänden namentlich durch eine genaue Kenntniß des vorbereitenden Einflusses der Männer humanistischer Bildung auf eine Reformation und der Flugschriften aus der Zeit vor dem Auftreten Luthers u. a. bewiesen hat, in welcher Kenntniß er unter den jetzigen Historikern seines Gleichen schwerlich finden dürfte, und das ist unbestreitbar gewiß, daß der Gebrauch, den er davon gemacht zur Darstellung der volksmäßigen, humanistischen und religiösen Richtung, die Auffassung dieser Richtungen in ihren verschiedenen Beziehungen und die Sonderung der Erscheinungen und Bestrebungen in der Reformationszeit nach jenen Elementen und Richtungen ihm eigenthümlich gehört. Man hat hierbei zugleich einen Beleg dazu, daß man nicht verzweifeln darf, an einem von Andern vielfach bearbeiteten und wirklich oder angeblich in seinen Quellen durchforschten historischen Gegenstande doch noch neue Seiten der Anschauung zu entdecken. Gehen wir nun zu dem Inhalte der einzelnen Kapitel (es sind 6.) über, so finden wir besprochen Kap. I. Gegensätze innerhalb der reformatorischen Richtung. Ihre Klassen sind 1) Männer von thätigem Antheil an der frühern Opposition, aber zu beschränkt noch, um für die neue Bewegung zu sein; 2) radical gewordene volksmäßige Richtung, die den bestehenden religiösen und politischen Zustand ganz umstoßen und eine auf gesunden Menschenverstand und Naturrecht gegründete Ordnung der Dinge erstrebt; 3) Humanisten, die weil die volksmäßige und theologische Richtung die Fortentwicklung der Wissenschaft in der bisherigen Weise verhindert, mehr oder weniger der religiösen Bewegung abgeneigt sind; 4) biblische Richtung, welche Dogmen nicht ohne Textverdrehung der heil. Schrift zum starren Festhalten giebt; 5) materielle Auffassung des Mysticismus oder eine neben der schriftlichen Offenbarung fortdauernde Offenbarung an einzelne erwählte Personen und mittelalterliche Askese; 6) geistige Auffassung des Mysticismus oder eine Offenbarung Gottes in jedem Menschengeiste d. i. die Vernunft, das innere Wort genannt; diese Partei erkannte die freiste Entfaltung des Menschengeistes nach allen Seiten hin an. Alle diese Richtungen haben ihren Ursprung in frühern Epochen, was nachgewiesen wird und schon aus dem ersten Bande hervorgeht. Keine ausgezeichnete Persönlichkeit war befähigt, die Gegensätze zu vermitteln. Beweise, warum nicht fähig dazu Luther, Melanchthon, Erasmus, Pirkheimer, Zwingli. Bei hinlänglicher Unterstützung und weniger Leidenschaftlichkeit wäre Hutten am fähigsten gewesen, und noch sichrer konnte man auf eine Vermittlung der Gegensätze rechnen, wenn der Kaiser, von den verständigsten deutschen Männern geleitet, sich an die Spitze der Opposition stellen wollte. Da kein Vermittler sich fand, traten die Gegensätze desto schroffer hervor: 1) das radical-volksmäßige Element mit dem rationalen (frei-mystischen) vereint, in den Wittenberger Unruhen und in Huttens und Sickingens unglücklichen Versuchen (Feindschaft zwischen Hutten und Erasmus, Luther und Karlstadt, Erasmus und Luther), mehr deistisch-rational, gegen Göttlichkeit der Bibel und Christi ꝛc. in Ryswick, Hetzer u. A.; 2) materiell-mystisches und zugleich radicales Element in Th. Münzer und den Wiedertäufern (Reaction der biblischen Richtung dagegen) — 3) fanatisch-mystisches, freireligiöses und volksmäßig-politisches Element zusammenwirkend im Bauernkriege. Kap. II. Aufkommen einer neuen Orthodoxie und Veränderung des Charakters der Reformation. Lehre von absoluter Gewalt der Fürsten, seitdem Fürsten Vertreter der neuen Lehre, und die ursprünglich volksmäßige Reformation hört auf, es zu sein; zufolge der Lehre von Gewalt der Obrigkeit wird die orthodoxe, biblische

Digitized by Google

Richtung herrschend und sucht ihr Uebergewicht auf eine päpstliche Weise zu behaupten; um ein besseres Schicksal des politisch gedrückten Volkes bekümmert sie sich nicht, macht sogar die Fürsten zu Bischöfen der Kirche in ihren Ländern; die Geistlichen betrachten sich wieder, wie im Papstthume, als eine von Gott unmittelbar beauftragte Priesterschaft und denken auf Erneuerung des Bannes. So war man so weit von der ursprünglichen reformatorischen Richtung abgefallen, daß man nur noch von ihr die Verwerfung des Papstes, der katholischen Kirche und des Cölibats übrig behalten hatte; die andern Punkte der ursprünglichen Richtung hatten sich gar sehr verändert. Ueble Wirkungen der neuen Orthodoxie. Ihr Verhältniß zu den andern reformatorischen Elementen, besonders zum Humanismus, der durch die Orthodoxie in Verfall kam. Kap. III. Fortwährende Entzweiung in der Reformation. Opposition gegen die neue Orthodoxie. Sekten der Wiedertäufer. Die durch den Anschluß an die herrschende Gewalt über die andern Richtungen siegende biblische oder gemäßigte kam wegen des Eintritts innrer Spaltung nicht zum vollständigen Uebergewicht (Abendmahlsstreit). — Melch. Hoffmann, Balth. Hubmaier, Kasp. Schwenkfeld. Verbreitung der heterodoxeren Sekten. Kap. IV. Freiere Richtung der Opposition. Erasmus, Agrippa v. Nettesheim, Christoph Fürer, J. Denck, dessen Freunde Hetzer und Kautz, Bünderlin, Campanus, Servet. Kap. V. Sebastian Franck, der Vorläufer der neuern deutschen Philosophie. Der Verf. hat das Verdienst, auf diesen Mann in solcher Bedeutung zuerst hingewiesen und dadurch eine in der Darstellung der Geschichte der Philosophie auch von den besten Schriftstellern gelassene Lücke ausgefüllt zu haben. Kap. VI. Entwicklung der Dinge bis zum Reichstage von Augsburg. In diesem Kap. kommen sehr beachtenswerthe Stellen vor, woraus man sieht, wie stark bei Luther sein gesunder Menschenverstand sich zuweilen gegen die unerweisbaren dogmatischen Behauptungen, in denen er sich festgefahren hatte, empörte. — Hagen's Werk ist eine der gründlichsten und gediegensten Arbeiten auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte und verdient von jedem wissenschaftlich Gebildeten gelesen zu werden. **Ott.**

Maria Theresia und ihre Zeit. Von Eduard Duller. 2 Bde. in 8 Heften (1. B. 421 S., 2. B. 419 S.). Wiesbaden 1843 u. 44. Verlag von W. Beyerle. Mit 8 Stahlstichen u. Facsimile's. 2½ Thlr.

Der Verf. ist bereits rühmlich bekannt durch: Malerische und romantische Donauthäler; Geschichte des Deutschen Volks; G. der Jesuiten in der Geschichtsbibliothek bei G. Wigand; Fortsetzung von Schiller's G. des Abfalls d. verein. Niederlande; Gedichte im Almanach der Müllerschen Hofbuchhandl. 1840 u. a. In dem vorliegenden Werke hat er eine in Auswahl, Anordnung, Beurtheilung und stylistischer Darstellung vortreffliche Geschichte gegeben, zu deren innerm Werthe die äußere Ausstattung stimmt. Mit seinem Urtheile gehört dieser Historiker nicht als Parteimensch irgend einer Partei, noch einem Extreme an, wohl aber steht er geistesfrei auf dem Standpunkte, wo man unbestochen und unbefangen die Verhältnisse sieht, wie sie waren, oder sind, und ebenso die Zeit, von der man berichtet, und die ihr angehörigen Menschen von Bedeutung im Vergleich mit der Gegenwart erkennt. Daher wird der Preuße ebenso, wie der Oestreicher, gestehen müssen, daß sein einziger Friedrich eine ebenso gerechte Beurtheilung, wie die große Frau, in dieser Geschichte gefunden habe. Wenn es M. Theresiens Werk ist, daß nach dem Untergange des deutschen Kaiserthums der östreichische Kaiserstaat als eine fertige, große und Achtung gebietende Macht dastand, mit der vollen Kraft zur Erreichung der doppelten Aufgabe, ein selbsteignes Staatsleben anzutreten und zugleich Deutschlands festes Bollwerk in Osten zu sein; wenn aber gerade die Epoche der östreichischen Geschichte unter M. Th., die Epoche des Keimens und Werdens neuer und dem allgemeinen Fortschritt der Civilisation entsprechender Einrichtungen, welche zu Josephs II. Zeit theilweise zur Blüthe gekommen sind und später Frucht getragen haben — bisher in ihrer Würdigung noch allzusehr vernachlässigt worden ist: so ist dieß Rechtfertigung genug für eine Darstellung „M. Theresiens und ihrer Zeit" in dieser Zeit, und der Geschichtsfreund und namentlich jeder Oestreicher kann sich nur freuen, daß sich ein Darsteller, wie E. Duller, gefunden hat. Das Werk hat außer den Hauptsachen auch in den Nebenpartien insofern einen historischen Werth und zugleich für Leser aller Stände einen Reiz, als es Hofgebräuche einer entschwundenen Zeit treu und anziehend bis in's Einzelne beschreibt, wie die Feierlichkeiten bei M. Th. Taufe, bei ihrer Vermählung, ihres Vaters, Karls VI. Bestattung u. s. w. Ein besonderer Fleiß ist auch verwendet auf die Schilderung der in M. Th. Geschichte verwebten Persönlichkeiten. Wir weisen in dieser Beziehung auf die auch durch schöne Stahlstiche im Brustbilde Dargestellten, auf Franz I., Joseph II., Kaunitz, Loudon, Daun, Sonnenfels, van Swieten, außerdem auf die Schilderung der Aeltern M. Theresiens u. s. w. hin. Stehen auch nicht eine Menge Citate aus Quellen unter dem Texte, so fehlt es doch nicht an erkennbaren Beweisen, daß der Verf. nicht etwa aus Relationen referirt hat, sondern selbst zu den Quellen gegangen ist, selbst zu solchen, auf deren Einsicht sogar die nach Quellen schreibenden Historiker zuweilen verzichten. So hat er z. B. bei der Relation aus der Constitutio criminalis Theresiana diese selbst vor sich liegen gehabt. — Die äußere Ausstattung ist elegant. **G½.**

Conversations-Lexicon zum Handgebrauch oder encyklopädisches Realwörterbuch aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 4. gänzlich umgearbeitete Auflage. Vollständig in einem Bande oder in 30 vierzehntägigen Lieferungen (à 6—7 Bogen zu 4 gGr.). Leipzig, 1844. Verlag von A. Weichardt. 1.—3. Lieferung von A bis Balkh.

Daß von diesem Werke eine 4. Aufl. nöthig geworden ist, obgleich die Literatur nicht arm an Realwörterbüchern genannt werden kann, schon dieß dient ihm zur Empfehlung. Das Ganze wird 200 Royalquartbogen umfassen und nicht mehr, als 5 Thaler kosten — in der That, der billigste Preis, den man sich wünschen kann für das, was in diesem Werke geboten wird. Denn es tritt in Bezug auf Vollständigkeit der Artikel neben das Piererische. Ein Conversationslexicon hat man zum Nachschlagen, sieht es deßhalb mit Verdruß, wenn man das Gesuchte nicht findet; das Weichardt'sche aber wird seinen künftigen Besitzern nie diesen Verdruß verursachen. Die Belehrung, die man sucht, will man kurz und deutlich gegeben haben; so ist sie hier. Wir wissen aus eigner Erfahrung, wie sehr man es nachher bereut, wenn man sein schweres Geld für ein bänderreiches Conver-

Digitized by Google

sationslexicon hingegeben hat und dafür zum großen Theile Artikel bekommt, die lange Biographien von Leuten enthalten, nach denen Niemand fragt, oder von denen man höchstens wissen will, wann und wo sie gelebt haben, gesetzt daß man sie noch irgendwo anders erwähnt findet. Das Weichardt'sche C.-L. hat, wie in Allem, so auch in den Biographien gerade den richtigen Weg eingeschlagen. Von Personen, die weniger interessiren können, ist weniger gesagt, als von den merkwürdigern. Wo man in den Biographien und in andern Artikeln billig Erwähnung der Literatur erwarten kann, wird man sie nie vermissen, weßhalb das Werk auch dem Gelehrten von Fach dienen kann; denn er findet selbst Gelegenheitsschriften, die von Werth sind, angegeben z. B. im A. Abälard: **Goldhorn de summ. princ. theol. Abaelard.** Der Besitz dieses Buchs macht zugleich die Anschaffung eines Fremdwörterbuchs überflüssig, und überall ist zugleich Bedacht auf Nachhülfe zur rechten Aussprache der vorkommenden nichtdeutschen Wörter genommen worden. Ein großer Vortheil ist es auch, daß darin außer andern wissenschaftlichen und Kunstausdrücken die juristischen Wörter und Redeweisen erklärt sind, worüber der Nichtjurist oft vergeblich eine augenblickliche Belehrung sucht. Endlich ist es ein unverkennbarer Vortheil, daß die über alle Zweige menschlichen Wissens und Könnens dargebotene Auskunft nicht viele Bände, sondern nur einen, 200 Bogen starken Band einnimmt, auch insofern, weil man das Buch überall bequem zur Hand haben kann, auf dem Comtoir, in der Werkstatt, im Reisewagen u. s. w. Wir möchten deßhalb namentlich auch Landtagsabgeordnete, die den Mangel schneller und kurzer Belehrung über Sachen und Ausdrücke oft sehr empfinden, auf jenen Vortheil aufmerksam gemacht haben; auch für sie ist es ein **Vademecum.** So wünschen wir denn von Herzen dem auf die zweckmäßigste Weise veranstalteten Unternehmen dieselbe günstige Aufnahme, welche das Werk in seiner frühern Gestalt gefunden hat, und sie wird ihm nicht fehlen, da es jetzt noch weit vollkommner, als erst, erscheint und vor andern ähnlichen Werken zur Befriedigung des Bedürfnisses am geeignetsten ist. Was die Ankündigung verhieß, das ist treulich erfüllt: das Werk ist ein Hülfsbuch dem Theoretiker, wie dem Praktiker, er sei Beamter, Kaufmann, Techniker, oder Oekonom; es verbreitet sich über alle Gegenstände aus dem Gebiete des Staats- und Völkerlebens aller Zeiten (aus der neuesten Zeit machen wir aufmerksam auf die Artikel Abd-el-Kader, Aegypten, Afghanistan, Algier), der Philosophie, Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Alterthumskunde, der gesammten Naturwissenschaften, der Geographie und Statistik, der schönen Wissenschaften. Papier und Druck sind sehr gut. Wir werden nicht verfehlen, sobald uns die andern Hefte zugekommen sind, über dieselben weitern Bericht zu erstatten.

G†.

Mnemotechnische Geschichtstafeln nach Reventlow's Methode zum Gebrauch für Lehranstalten von Dr. Ed. Enth, Prof. a. ev.-theol. Seminar zu Schönthal. Stuttg., Druck und Verlag von Chr. Belser. 1844. 34 S.

Reventlow's Mnemotechnik beruht auf mnemonischen Wörtern, welche numerische sind, wodurch das Einprägen der Zahlen bewirkt werden soll. Nämlich gewisse lateinische Buchstaben stehen für die Ziffern von 0 — 9 z. B. s statt 5 wegen der Aehnlichkeit, t oder d statt 1, weil in beiden der Hauptstrich l der 1 ähnlich, n oder v statt 2, m statt 3 Wir werden den Schlüssel zu den numerischen Wörtern mit Beispielen in einer Nummer des „Panorama" vollständig mittheilen. Zu den die Ziffern bezeichnenden Consonanten denkt man sich Vocale, die nicht mitzählen, so daß ein dem Charakter des Factums, wozu die Zahl gehört, entsprechendes Wort herauskommt. Wir stellen nicht in Abrede, daß wenn erst eine gewisse Fertigkeit dabei errungen ist, was nicht schwer halten kann, der Geist im Behalten der Zahlen durch diese Mnemotechnik sehr unterstützt wird. Bei einer Geschichtstabelle können die Tausende unbezeichnet bleiben, weil man im Jahrtausend doch nicht leicht sich verirrt, und bei der neuen Geschichte auch die Hunderte. Die vorliegenden Tabellen sind nicht nach Geschichtsperioden, sondern nach den Jahrhunderten abgetheilt, was zu dem mnemotechnischen Zwecke nöthig war; doch die Epoche machenden Facta und Personen sind mit größern Lettern gedruckt. Wir rathen studirenden Jünglingen, von denen man mehr Zahlen bei der Geschichte fordert, als vom Bürgerschüler, jene Tabellen nicht unbeachtet zu lassen.

Ott.

---

1) **Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III.**, so wie einiger Staatsdiener und Beamten seiner nächsten Umgebung. Aus eigner Erfahrung und mündlich verbürgten Mittheilungen zusammengetragen von Gen.-Lieutenant v. Minutoli. Berlin, Posen u. Bromberg. Druck u. Verlag von E. Siegfr. Mittler. 1843. 154 S. 8.

2) **Nachtrag** (unter dems. Titel). Ebendas. 1844. XIV. u. 46 S. 8.

Diese Beiträge verdanken wir einem Manne, der gerade in einer sehr verhängnißvollen Zeit, 1810 — 20, dem Monarchen sehr nahe stand; er war Gouverneur des Prinzen Karl. Wer Bischof Eylert's „Charakterzüge ꝛc." gelesen hat, oder erst noch lesen sollte, wird auch diese „Beiträge" nicht ungelesen lassen können, da sie das Eylert'sche Buch ergänzen und in einigen Punkten sogar berichtigen. Derselben könnten noch mehr sein, wenn nicht ihr Geber sein Tagebuch, da es noch Anderes außer dem den König Betreffenden enthielt, aus Vorsicht in einer Zeit, wo er fern von seinem Wohnorte war, verbrannt hätte; daher ist Manches, wobei ein Zweifel an der Treue des Gedächtnisses aufstieg, unerwähnt gelassen worden. Bei solcher Gewissenhaftigkeit ist die Bürgschaft für die Richtigkeit des Gegebenen eine desto mehr sichere. Doch dafür bürgt überhaupt der Name Minutoli; denn wer selbst nach Aegypten reist, um bei seiner Alterthumsforschung sicher zu gehen, der führt gewiß nicht seine Leser bei Berichten über Personen der neusten Zeit auf unhistorischen Boden. Nr. 2 ist mit Nr. 1 so in Verbindung gebracht, daß bei jedem Nachtrage die Seite von Nr. 1 angegeben ist, wozu er gehört. Sehr dankenswerth sind auch die Beilagen, welche in den Lebensabrissen und Charakteristiken Rüchel's, Schulenburg's, Kehnert's, Beyme's (wohl zu beachten!), Köckritz's Jagow's, Scharnhorst's, Kleist's v. Nollendorf und Frédéric Ancillon's bestehen.

G†.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 8.  1844.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

Literarische Anzeigen.

Einladung zur Unterzeichnung.

(32.) Im Verlage der Unterzeichneten wird zu Michaeli d. J. erscheinen:

Leopold von Orlich's

REISE IN OSTINDIEN.

In Briefen an

Alexander von Humboldt

und

Carl Ritter.

Zugeeignet

Sr. Majestät dem Könige von Preussen

Friedrich Wilhelm IV.

Mit Kupferstichen, Steindrücken und Holzschnitten.

Quart. Pränum.-Preis: 20 Thlr.

Der Herr Verfasser, von besonders glücklichen Umständen begünstigt, hat einen Blick in die Wunderwelt Indiens thun können, wie es wohl noch keinem Deutschen und selbst wenigen Engländern vergönnt war. Seine Reise beginnt mit der Abfahrt von Southampton über Alexandrien, Cairo, Suez durch das rothe Meer, Aden nach Bombay. Von dort über die Ghatskette nach Puna, dann nach Bombay zurückkehrend schiffte er sich nach Kurachy an der Mündung des Indus ein, und trat dann von Tatta aus die Reise auf dem Indus über Heiderabad, Sewan und Sakkar an. Von hier wurde die Reise zu Lande, theils durch die Wüste, theils am Rande derselben nach Bawalpur und Ferospur fortgesetzt. Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen daselbst, als Zeuge der grössten brittischen Armee, welche je in Indien vereinigt worden ist, ging er mit einer ausserordentlichen Gesandtschaft nach Lahore. Dann wurde die Reise nach Delhi mit der Armee fortgesetzt; von dort über Agra, durch das Land des Raga von Bhurtpur auf Cawnpure in's Reich des Königs von Aude nach dessen Hauptstadt Lacknau. Endlich über Allahabad, Benares nach Calcutta und dessen Umgegend. Von hier wurde die Rückreise über Madras, die Insel Ceylon, den Malediven, Aden und durch Aegypten angetreten.

Dieses Werk wird ausgestattet, mit mehr als vierzig Holzschnitten, die Sitten, Gebräuche und Trachten der Indier darstellend, mit neun Abbildungen in farbigem Steindruck der merkwürdigsten Bauten der Mongolen, und sechs Aufzügen: das Fest des Moharem, der Aufzug zu einer Satty, der eines Bräutigams, die Predigt in einer Moschee und einen Bajaderentanz der Indier in Kupfer gestochen und einige Pläne.

Die Verleger sind bestrebt, dem Werke eine würdige und glänzende Ausstattung zu verleihen, damit dasselbe den reichsten und prachtvollsten Ausgaben deutscher, englischer und französischer Reisewerke an die Seite gestellt werden kann.

Die Namen der Unterzeichner sollen dem Werke vorgedruckt werden; es wird deshalb die Bitte ausgesprochen, die Unterzeichnung bis spätestens Ende August zu bewerkstelligen. Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen an.

Leipzig, den 1. August 1844.

Mayer & Wigand.

(33.) Bei uns erschien so eben und ist durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Sand's Frauenbilder,

geschildert

von **Heinrich Laube.**

1. Band. gr. 8. geh. und mit 24 schönen Stahlstichen geziert. 6 Thlr. Preuß. Cour.

Wir enthalten uns jeder weiteren Anpreisung und bitten, sich gefälligst selbst durch eigene Anschauung von dem Werthe des Werkes, sowohl dem Inhalte, als der Ausstattung nach, zu überzeugen; gewiß wird sich Niemand in seinen Erwartungen getäuscht finden.—

Brüssel, im Juli 1844.

Hauman & Comp.

Wichtige Schriften für den Adel.

(34.) In der F. F. Haspel'schen Buchhandlung in Schwäb. Hall ist zu haben und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Burgermeister, Thesaurus juris equestris oder von der Ritterschaft in Schwaben, Franken und am Rhein ursprüngl. Immedietät, Zu- und Abnahme. 2 Thle. 4. Ulm 1718. 2 Thlr.

— — Biblioth. equestris, nebst dem alten Turnierbuch von dem Adel-Ursprung ꝛc. 2 Bde. 4. Ulm 1720. 3 Thlr.

— — Graven- und Rittersaal. 4. 1715. 1½ Thlr.

— — Codex diplom. equestris oder Reichsritterarchiv, mit vielen Documenten. 2. Bd. 4. Ulm. 1721. 3 Thlr.

Gothaischer genealog. Hoffalender von 1816 bis 1829. 14 Bände. 3 Thlr.

Hattstein, die Hoheit des deutschen Adels oder vollständige Ahnenprobe. 3 Bände mit vielen Wappen. Folio. 1729—40. (Sehr selten!) 10 Thlr.

Knipschilt, de juribus et privilegiis nobilitatis et ordinis equestris. 1693. 1½ Thlr.

Rudolphi, Heraldica curiosa. Mit 1200 Wappen. Nürnberg 1698. 2 Thlr.

Salver, Proben des hohen deutschen Adels. Mit sehr vielen Kupfern. Folio. 1775. (Selten!) 6 Thlr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 69.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Zu spät.

Der König hatte angesagt:
„Ich will, daß kein Soldat es wagt,
Zu brennen in dem Zelte Licht,
Sofern er fürchtet mein Gericht."

Da macht der König in der Nacht
Die Rund' durch's Lager mit der Wacht
Und siehet Licht in einem Zelt';
Darob ergrimmt der große Held.

Er tritt hinein: „Was macht Er hier?"
„Ich schreib' an meine Mutter, Sire."
„So schreib' Er," — sagt die Majestät —
„Daß morgen Er vor'm Höchsten steht."

Der Morgen graut, — es ist gescheh'n, —
Erschossen liegt der Capitän.
Zu früh vollstreckt ward das Decret, —
Des Königs Gnade kam — zu spät! —

Carl Graf v. Hülsen.

Aktenstücke aus der geheimen Geschichte der Theilung des Königr. Sachsen.

Am Ende des vor einiger Zeit gegebenen Aufsatzes unter obiger Aufschrift standen die Worte: „Wird fortgesetzt." Das gegebene Versprechen wird hiermit erfüllt, und zwar so, daß dem von mehrern Seiten ausgesprochenen Wunsche, die vollständigen Noten der Minister zu lesen, genügt wird.

Die Unterhandlungen über Landgeben und Landnehmen waren der Punkt, um welchen sich nicht nur alle Verhandlungen des Wiener Congresses drehten, und welcher für die innern Angelegenheiten Deutschlands die Zeit hinwegnahm, sondern auch derjenige, von welchem aus sich der Keim einer Zwietracht entwickeln ließ, welchen die natürlichen Feinde Deutschlands zu nähren und zu pflegen nicht ermangelten. Die Sachsen und Preußen betreffenden Aktenstücke erscheinen dabei als eine der wichtigsten Angelegenheiten des Congresses. Bald nach wirklicher Eröffnung des Congresses wurde die Theilung Sachsens zuerst von Seite Preußens in Anregung gebracht, indem Fürst Hardenberg die Ansprüche seines Königs auf die Wiederherstellung der Monarchie in ihrem Länderumfange von 1806 durch eine Note an Fürst Metternich (9ten Oct. 1814) und eine an Lord Castlereagh (10. Oct.) geltend machte. Der theilungssüchtige Lord *) gab schon am folgenden Tage Antwort.

1.

Note Lord Castlereaghs an Fürst Hardenberg.

Mein Fürst! Ich habe die Ehre, Ihnen den Empfang Ihres Schreibens von gestern und der Einlagen anzuzeigen und mich über diese Aktenstücke ohne Zeitverlust mit derjenigen Freimüthigkeit zu erklären, welche ich gegen Sie jederzeit beobachte.

Es giebt in der europäischen Politik keinen Grundsatz, welchem ich eine höhere Wichtigkeit beilegte, als der wesentlichen Reconstruction Preußens. Die ruhmvollen Dienste, welche es in dem letzten Kriege geleistet hat, geben ihm die ausgezeichnetsten Ansprüche auf un-

---

*) Der Sarkasmus schonte seiner deßhalb auch nach Bekanntwerden des Selbstmordes nicht, wie man aus dem Epigramm sieht:

Hier liegt Londonderry, der edelste der Britten,
Der sich aus Theilungssucht hat schier den Hals durchschnitten.

Digitized by Google

sere Dankbarkeit; allein noch ein weit stärkerer Grund liegt in der Nothwendigkeit, Preußen als die einzige haltbare Grundlage einer jeden Einrichtung zu betrachten, welche getroffen werden kann, um das nördliche Deutschland gegen die größten ihm drohenden Gefahren zu sichern. In einer solchen Krisis müssen wir vornehmlich für Preußen wachsam sein. Mit seinen Streitkräften müssen wir die unsrigen vereinigen; um aber diesen Zweck erreichen zu können, muß die preußische Monarchie dauerhaft gegründet und mit allen Eigenschaften eines unabhängigen Staates, welcher fähig ist, sich Achtung zu verschaffen und Vertrauen einzuflößen, versehen sein.

Was nun Sachsen betrifft, so erkläre ich Ihnen, daß, wenn die Vereinigung dieses Landes in seinem ganzen Umfange mit der preußischen Monarchie nothwendig ist, um Europa einen so großen Nutzen zu verschaffen, bei allem Schmerz, welchen ich persönlich bei dem Gedanken empfinde, ein so altes Regentenhaus so tief gekränkt zu sehen, ich doch keinen moralischen oder politischen Widerwillen gegen diese Maßregel an sich selbst zu hegen vermöchte. Wenn jemals ein Souverän sich selbst in die Lage versetzt hat, der künftigen Ruhe von Europa aufgeopfert werden zu müssen *), so ist es der König von Sachsen durch seine — (wir wollen den Ausdruck nicht deutsch wiederholen, es ist gegen unser Pietätsgefühl) tergiversations perpétuelles und dadurch, daß er nicht allein der getreuste, sondern auch der begünstigtste von den Vasallen Bonaparte's gewesen ist, welcher mit aller seiner Macht und mit Eifer in seiner doppelten Eigenschaft als Regent deutscher und polnischer Staaten dazu thätig gewesen ist, die allgemeine Unterjochung bis in das Innere von Rußland auszudehnen.

Ich weiß wohl, daß es in Deutschland mehrere Beispiele einer politischen Immoralität derselben Art gegeben hat, ich kenne jedoch keines, welches gleich laut spräche; und da in der fehlervollen Laufbahn, in welcher sich zu bewegen, die deutschen Staaten seit einiger Zeit sich beinahe für erlaubt gehalten haben, nicht alle bestraft werden können, auch der größere Theil von ihnen sein Unrecht durch spätere Dienste wieder gut gemacht hat; so würde ich nicht unzufrieden sein, daß man, indem die Masse der Schuldigen Verzeihung erhielten **), an einem von ihnen ein Beispiel aufstellte, um dem Laufe einer so unerträglichen Verderbniß Einhalt zu thun *).

Ew. fürstl. Gn. werden sich durch diese Auseinandersetzung überzeugen, daß ich keinen Anstand nehme, dem Grundsatze der vorgeschlagenen Anordnung beizupflichten, wenn sie nothwendig ist, um Preußen in diejenige Lage zu versetzen, welche es zum Vortheil von Europa behaupten muß. Wenn aber diese Einverleibung eintreten soll als ein Mittel, dasselbe für dasjenige zu entschädigen, was es durch beunruhigende und gefährliche Unternehmungen von Seiten Rußlands verlieren könnte, und als eine Maßregel, die dazu erdacht wäre, um es zu bewegen, sich mit einer Grenze ohne Vertheidigungsmittel in einen Zustand augenscheinlicher Abhängigkeit von Rußland zu begeben, — unter dieser letzten Voraussetzung, die ich wegen des Vortheils und der Ehre Aller und besonders Rußlands unendlich beklagen würde, halte ich mich nicht für ermächtigt, Ew. fürstl. Gn. den geringsten Grund zur Hoffnung zu geben, daß Großbritannien im Angesicht von Europa je in eine solche Anordnung einwilligen würde.

Ueberzeugt, daß ein mit den Grundsätzen des Bündnisses so gar nicht verträgliches Resultat weder von der einen Seite vorgeschlagen, noch von der andern geduldet werden kann, habe ich Nichts dagegen einzuwenden, daß Sachsen der provisorischen Verwaltung Sr. kön. Maj. v. Preußen anvertraut werde. Sehr gern werde ich unverzüglich meine Einwilligung zu dieser Maßregel ertheilen, um Ihnen ein Unterpfand für die Aufrichtigkeit der oben erklärten Versicherungen zu geben, jedoch in der zuverlässigen Erwartung, daß der König von Preußen sich zu keiner Anordnung herbeilassen werde, welche mit der Würde seiner Krone und der dauerhaften Sicherheit seiner Besitzungen unverträglich wäre. —

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Nächte Sir Richard Cockerills.

(Schluß.)

Unter solchen Verhältnissen mußte ich zu dem zurückkehren, was mich in meinen ersten Schmerzen mindestens betäubt hatte, zu den Thorheiten und Ausschweifungen der Jugend. Da sagte ich mir denn: „Es giebt, wie man erzählt, weit von dieser bewundernswerthen Bucht von Neapel, in der ich eben angekommen bin, eine unermeßlich große Stadt, die in dem Rufe steht, alle Sünden zu beschwichtigen. Seit undenklichen Zeiten genießen Uebelthäter das Bürgerrecht in diesem Ameisenhaufen, wenn sie nur eine gefüllte Börse und kecken Blick haben. Man sagt dort, und

*) Man erinnere sich, daß dieser Lord, der mit solcher Unverschämtheit gegen einen weisen und gerechten Fürsten auftrat, der wähnte, ein Friedrich August müsse der Ruhe Europa's aufgeopfert werden, dagegen Europa's Sicherheit von der Restitution der Bourbons abhängig glaubte. Wie hat er sich mit Allen, die für die Restitution der Bourbons stimmten, betrogen! Nein gerade, um für Europa's Ruhe zu sorgen, mußte man sie nicht restituiren. Der Erfolg hat's gezeigt.

**) Der edle Lord hätte noch können beifügen: und auch Stücken Landes dazu, wenn sie, nachdem die Franzosen schon geschlagen waren, sich auch gegen Napoleon erklärt haben. Daher nennt Arndt B. eine H., die sich auf einmal unter ehrliche Frauen stelle und sich gerire, als habe sie immer dazu gehört.

*) Das ist also wahrscheinlich im Gegensatz der politischen Immoralität die politische Moralität. Aber diese ist noch lange keine moralische Politik.

Digitized by Google

was noch schlimmer ist, man beweist es auch, daß Gold Gott, Tugend, Vaterland, Ehre, Alles ist. Kommt denn also in diese gefällige Stadt!" Und so fuhr ich denn mit Curierpferden nach Paris.

Nach vierzehn Tagen bereits stürzte ich mich in den Strudel des Pariser Lebens. Ich miethete eines der größten Hotels der Fauburg St. Honoré. Bald wußte man, daß die Säle des reichen Engländers in aller Gattung des Luxus glänzten. Mehr bedurfte es nicht, um ihnen die große Menge zuzuführen. Alle Junge, alle Alte, alle Gelehrte, alle Weltmenschen, alle Künstler, kurz Alles strömte bei mir zusammen.

Eines Abends saß zu Anfang des Monats October ein weibliches Wesen mir zur Seite. Schon nahte die Stunde, wo die erschöpften Gäste sich nach und nach zu entfernen begannen, und dem Lärmen des Festes eine milde Stille folgte. Die wenigen noch zurückgebliebenen Freunde hörten gähnend den Tönen einer hinreißenden Musik zu und sprachen schon vom Fortgehen. Der erste Hauch des Herbstes durchwehte die seidnen Vorhänge. Alles war der Liebe günstig.

„Kommen Sie, Mathilde," rief ich aus, „seien Sie unser Mundschenk, füllen Sie noch einmal unsre Gläser, damit wir in dem Tranke der Champagne das süße Gift der Wollust schlürfen."

„Gift! Gift!" wiederholte ein Echo zweimal. Ich konnte nicht fassen, woher es komme. Auch hörte ich es nur allein, denn die Freunde stießen an und das junge Mädchen lächelte. Da aber mein Glas leer war, so griff Mathilde darnach, um es zu füllen. Erschreckt jedoch durch meinen irren Blick, fuhr sie zurück und frug: „Was ist Ihnen denn? James!"

Was mir war. — Eine Erinnerung weckte den heftigsten Sturm in meiner Seele. Als ich an das Datum dieses Tages dachte, besann ich mich, daß es der Todestag meines Bruders war. Zu gleicher Zeit sah ich Heinrichs Hand nach meinem Glase greifen und es auf den Boden werfen, den ein Blutstrom überfluthete. ...... Ich sank in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, sah ich meine Diener um mich, welche sich Worte zuflüsterten, die ich nicht verstand. Allerdings eifrig besorgte Diener, aber keine Freunde mehr, nicht mehr das schöne Mädchen! Man hatte geglaubt, der Schlag habe mich in der Trunkenheit getroffen. Ja, ich war trunken, aber trunken von vergifteten Gewissensbissen!

„Gehen Sie nicht aus dem Zimmer, Mylord," sagte der Diener zu mir, der mich nie verließ.

Aber ohne auf ihn oder jemand anderen zu hören, eilte ich durch die Corridors, suchte und rief nach Mathilden, die mich in einem solchen Augenblicke verlassen konnte. Ich sprengte die Thür ihres Zimmers, ich stürzte mich in ihr Schlafgemach, und als ich die Vorhänge ihres Bettes zurückschlug, erblickte ich auf demselben — den Leichnam von Liverpool, meinen todten Bruder!

Daß ich nicht auf der Stelle vollkommen wahnsinnig ward, kann ich mir noch nicht erklären. Aber mein armer Kopf widerstand wie durch ein Wunder diesem harten Angriffe und am folgenden Tage, als das Morgenroth den Horizont erhellte, glaubte ich geträumt zu haben.

Aber dieser furchtbare Traum stellte sich meiner Einbildungskraft bei jeder Gelegenheit dar. Wie Macbeth, glaubte ich stets diesen zweiten Banquo mit mir reisen zu sehen, in meinem Wagen, auf der Krupe meines Pferdes. Beim Mahle setzte sich das Gespenst mir gegenüber und Nachts stützte es sein Haupt auf mein Kopfkissen.

Paris war mir verhaßt worden; ich verließ es eiligst. So floh ich nach Deutschland.

Als ich die tyrolischen Alpen berührte, blieb ich einige Zeit in der Gegend von Sarenbach und wollte noch länger am Königssee verweilen. Es war etwa Nachts 10 Uhr, als ich im September zu dem Fährmann Hugo Kolman kam.

„Sir John Pasmore erwartet mich im Jagdschlosse. Für wie viel willst Du mich dahin fahren?"

„Bei Tage einen Gulden, zu Nacht drei. Das ist die Taxe."

„Ich gebe Dir zweimal so viel, wenn Du mich in einer Stunde dahin bringst."

„Topp!"

Ich stieg in das Boot und wir schifften recht anmuthig, trotz der Finsterniß.

„Trägt Dir diese schwere Arbeit als Fährmann viel ein?" fragte ich den kräftigen Deutschen.

„Viel? O nein! Aber doch genug, um Frau und Kind damit ernähren zu können. Ja, wenn ich oft solche Passagiere hätte, wie Sie!"

So schwatzend hatte der arme Fährmann fast ganz vergessen eine Klippe zu vermeiden, die mitten im See sich befindet und eine gefährliche Stelle sein soll.

„Nimm Dich doch in Acht, alter Schwätzer," rief ich ihm zu. „Sollen wir hier Schiffbruch leiden?"

In diesem Augenblicke war Alles finster um uns her, denn der Mond hatte sich hinter eine Wolke verborgen, und man konnte keine vier Schritte weit sehen. Einen Augenblick später fiel ein heller Mondstrahl auf unser leichtes Boot und gerade in das Gesicht des Fährmanns..... Diesesmal konnte ich mich nicht täuschen. Der rächende Schatten saß mir zur Seite, hielt in der einen Hand das Ruder und zeigte mit der andern unter schauerlichem Lächeln auf den Abgrund, der tief unter unsern Füßen gähnte. Außer mir selbst, stürzte ich mich auf das Phantom. Ein verzweiflungsvoller Kampf begann zwischen uns. Endlich gelang es mir, obgleich der Athem mir in der Kehle stockte und das Herz zu schlagen aufhörte, ihn in die Fluth zu stürzen und an das entgegengesetzte Ufer zu schwimmen. Des andern Morgens erfuhr ich, daß man den Fährmann ertrunken gefunden habe und diesen unglück-

Digitized by Google

lichen Tod dem bösen Feinde zuschrieb. Der Arme habe nämlich, ehe er ausgefahren, vergessen, den Namen des heiligen Bartholomäus, des Schutzpatrons des See's, anzurufen, und so habe der Teufel Macht über ihn gewonnen, ihn zu ersäufen.

Meine Gesundheit hatte indeß so sehr gelitten, daß ich nicht mehr im Stande war, meine Reisen fortzusetzen. Mich ergriff der lebhafte Wunsch, diese Laufbahn voll Elend und Verbrechen in meinem Vaterlande zu enden...... Aber jene Erscheinung war unermüdlicher als ich..... Der Mensch nützt sich ab, das Unglück stirbt nicht!

Kaum wohnte ich seit sechs Monaten in der Umgegend von Neu-Dölgelly unter der Bewachung meines treuen Dieners Peter, als er in dem Augenblicke, wo er eben abreisen wollte, um einige Tage bei seiner Familie in Irland zuzubringen, bei mir eintrat. Es war eben spät Abends.

„Mein lieber Peter," sagte ich zu ihm, „Du sollst nicht von Deinem Herrn Abschied nehmen, ohne daß er noch ein Glas mit Dir getrunken hat."

Und so wollte ich ihm denn noch eine Flasche alten Malvoisier zu kosten geben. Ich ergriff also die Flasche, schenkte ihm ein..... O Entsetzen! Die Hand, die mir das Glas entgegenstreckte, war nicht mehr Peters Hand, sondern die nur allzuwohl erkannte Heinrichs! Ideen von Selbstmord verfolgten mich seit meiner Rückkehr nach Lancashire. Ich hatte im voraus eine Flasche Malvoisier zu diesem Zwecke vergiftet und der Zufall hatte gerade diese mir in die Hände gespielt. Ich schenkte ein. Der Unglückliche stürzte, vom heftigsten Gifte plötzlich getödtet, zu meinen Füßen nieder.

„Also immer wieder Mord!" rief ich im wildesten Schmerze aus: „Immer wieder diese furchtbare, höllische Erscheinung!"

Und so wollte ich denn den Leichnam verbrennen, damit meine Augen ihn nicht wieder schauen möchten. Schon waren die Kleider von Flammen verzehrt, auch das Haupt umzingelten sie schon, als ich selbst Höllenflammen zu erdulden glaubte. Zu spät einsehend, welches Unheil ich angestiftet, löschte ich die Gluth, die schon den Sessel ergriffen hatte und legte den Leichnam auf mein Bett......

Dieß, Sir, ist die furchtbare Geschichte, die ich vor Gott niederlege. — Schon wirkt das Gift. — Leben Sie wohl! — Wenn Ihre Augen diese Zeilen erblicken, habe ich zu sein aufgehört...... James Tyrone."

Ganz versenkt in das Lesen dieser seltsamen Mittheilungen, hatte der würdige Mr. Franz Barrett das tragische Resultat nicht vorausgeahnet. Ob er gleich nun sah, daß nichts mehr zu thun übrig, eilte er doch mit dem Manuscripte in der Hand zu dem Gasthause zum goldnen Roste. Da stieß er auf Mr. Gisborne, den Coroner und die eilf Geschwornen, seine Collegen, die eben voll Bestürzung aus dem Gerichtssaale kamen. Als Sir Richard vor sie hatte geführt werden sollen, hatte man ihn todt auf seinem Bette gefunden.

Als man in seinem Zimmer nachsuchte, fand man mehrere testamentarische Verfügungen, welche die Gesetze dem Angeklagten verstatteten, unter andern bemerkte man in einem ganz von seiner Hand geschriebenen Codicill folgenden Artikel:

„Eben so vermache ich auch den Hinterlassenen meines treuen Kammerdieners Peter den Diamantring, das Erbstück der Familie Tyrone."

Diese Bestimmung wurde zuerst erfüllt. Tags darauf, nachdem Sir James beerdigt worden, wurde der Ring an den Meistbietenden für 1100 Pfund Sterling verkauft, und dieses Geld den Verwandten des armen Schlachtopfers eingehändigt.

Ph. W.

Feuilleton.

[Aus Altenburg.] Beim Abreißen der Tapeten in einem Zimmer der Pröbstin des hiesigen Magdalenen-Stifts hat man einen Wandschrank entdeckt, in welchem sich, nach gewaltsamer Erbrechung, zwei silberne Altarvasen und ein, auf die Kanzel gehöriger Arm zum Aufstecken eines Lichtes vorgefunden haben. Einige dabei liegende Briefe vom Jahre 1780 haben ganz allgemeine, auf jene Gegenstände nicht bezügliche Nachrichten enthalten, so wie auch ein dabeiliegender Kalender von demselben Jahre keine Auskunft hat geben können. Da jedoch alle drei Gegenstände im Inventario sich verzeichnet finden, so hat man geschlossen, daß unter der, in jenen Jahren als Pröbstin fungirenden Frau von Metzsch diese Gegenstände stets nach der Communion dort aufbewahrt worden sind, daß aber vielleicht während der Krankheit jener Pröbstin und während der Vacanz der Schlüssel dazu verloren gegangen ist; die darauf folgende Pröbstin hat den Inhalt jenes Wandschrankes nicht gekannt und denselben beim Tapeziren des Zimmers mit überkleben lassen. Der Werth jener Gegenstände wird auf 70 Thlr. geschätzt.

[Namhafte Pathengeschenke.] Dem am 25. Feb. 1500 zu Gent von der castilisch-aragonischen Johanna gebornen Carl V. wurden bei seinem Wiegenfeste gar auserlesene Geschenke zu Theil. Sein Vater Philipp band ihm ein: das Herzogthum Luxenburg. Die Herzogin von Burgund, Margarethe von York, seine Urgroßmutter, Carls des Kühnen dritte und letzte Gemahlin, verehrte ihm ein Kindlein massiv von Silber, das auf einem goldenen Credenzteller lauter Edelsteine trug. Carl von Croi schenkte ihm einen silbernen mit Gold ausgelegten Harnisch, dessen Bruststück mit einem großen goldenen Phönix geziert war. Der Dynast von Bergen band ihm ein goldenes Schwert ein. Margaretha, Tochter des Kaisers Maximilian, verehrte ihrem Pathen eine goldene Schüssel voll Perlen und Edelsteine. Die Stadt Gent gab ein äußerst kunstreiches Schiff von Silber. Mehrere Aebte schenkten das alte und neue Testament, massiv in Gold gebunden, mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 70. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 6 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Beim Tode des letzten Dauphin 1844.

Nicht den Lorbeer, der ihn schmückte,
Als er Spanien überwand,
Nicht das Schwert, das oft gezückte,
Gebt dem Todten in die Hand:
Ziert ihn nicht mit seiner Krone,
Nicht mit Hermelin und Stern,
Denn von Frankreichs Lilienthrone
Stieg er Gott getrost und gern!
Eine Krone groß zu tragen,
Ist ein köstlich, edel Gut,
Einer Krone zu entsagen,
Wohl bedarf das hohen Muth!
Seine Hände sollt ihr falten,
Gebt ihm einen Dornenkranz,
Den wird Gott, der Herr, gestalten
Ihm zum höchsten Herrscherglanz.
Jene alte Lilienfahne
Sei des Fürsten Leichentuch,
Die vor Accon einst sein Ahne
Und vor Ptolemais trug.
Groß hat stets sein Herz geschlagen —
Gebt die Wahrheit endlich frei,
Laßt, an seinem Leichenwagen,
Laßt verstummen die Partei!

George Hesekiel.

Aktenstücke zur geheimen Geschichte der Theilung des Königr. Sachsen.

(Fortsetzung.)

3.

Note Metternich's an Hardenberg.

In dieser Note spricht sich dieselbe Rechtlichkeit der Gesinnung aus, die einst Maria Theresie an den Tag legte, als man die 1772 erfolgte Theilung Polens beabsichtigte. Mit diesem Project konnte sich die große Frau durchaus nicht befreunden, so sehr auch ihr Sohn, Kaiser Joseph II., und ihr Minister Kaunitz, nebst Preußen und Rußland dafür waren. Ihr Gewissen sprach gegen eine solche Verletzung des Völkerrechts, wie man aus folgenden Zeilen an Kaunitz sieht: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyent wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstiget mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stuck von Polen, oder von der Moldau und Walachey unser Ehr und Reputation in die Schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen grösten Gram, ihren Weg gehen." Als man dieses Muster von seltner fürstlicher Gewissenhaftigkeit dennoch zur Unterschrift des Theilungstractats drängte, schrieb sie: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird." — Die Geschichte giebt zu diesen Worten den Commentar. Wir fügen Nichts weiter bei und geben nun die Note zum schönen Beweis, daß M. Theresiens Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit auch in dem edeln Kaiser Franz und seinem Metternich zum Ruhme Oestreichs fortlebte. Fürst Metternich schrieb 22. Oct. 1814 so:

„Ich habe den Brief erhalten, mit welchem Ew. Fürstl. Gn. mich unterm 9. Oct. beehrt haben. Ich

Digitized by Google

habe solchen dem Kaiser vorgelegt. S. Kaiserl. Maj. haben mich ermächtigt, dem preuß. Kabinet in der folgenden Antwort Ihre Gedanken ohne Rückhalt zu entwickeln. Der Antheil, welchen S. Kaiserl. Maj. dem Wohle Preußens gewidmet hat, bedarf von Ihrer Seite keiner Versicherung mehr. Von dem Tage an, an welchem S. Kf. Maj. es auf sich nahmen, dem Könige zu rathen, daß er die edle Aufwallung nicht zurückhalten möchte, welche ihn gegen Ende d. J. 1812 dahin geführt hatte, Mittel zur Unterstützung der Anstrengungen vorzubereiten, welche der Kaiser von Rußland zur Aufrechthaltung der Unabhängigkeit Europas widmen zu wollen angekündigt hatte — von diesem Tage konnte die Entschließung S. Kf. Maj. nicht mehr zweifelhaft sein, Ihr Interesse von dem Interesse Preußens nicht zu trennen. Fest entschieden, indem er sich in Gesinnung und That an die zu diesem Endzwecke verbündeten Mächte anschloß, entweder Europa zu retten, oder alle Folgen des Unglücks mit Preußen zu theilen, ist der Kaiser nicht einen Augenblick von der Bahn, welche er sich vorgezeichnet hatte, gewichen. Nachdem der vollständigste Erfolg die Unternehmungen der Verbündeten gekrönt hatte, ergriffen S. Kf. Maj. jede Gelegenheit, Europa Beweise Ihrer Entfernung von jeder persönlichen Absicht, Ihres Vertrauens zu den befreundeten Souveräns, Ihrer Achtung für das Interesse derselben und Ihrer aufrichtigen Sorge für das Wohl Preußens zu geben. Ueberzeugt, daß ein System des Friedens, gegründet auf einer richtigen Vertheilung der Kräfte unter den Mächten, das einzige so großer Anstrengungen und so unermeßlicher Aufopferungen würdige Resultat sei, nahm der Kaiser die Wiederherstellung der preußischen Monarchie nach dem Maßstabe ihrer größten vorherigen Ausdehnung als eine der ersten Grundlagen dieses Systems an. Er nahm keinen Anstand, zu erklären, daß er sogar die Vergrößerung dieser Monarchie über jene Grenzen hinaus ohne alle Eifersucht ansehen würde, indem dabei die innigste Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen durch die Verbindung einer deutschen Föderation, welche, unter einem gleichen Einflusse beider Mächte stehend, dennoch nur einen einzigen politischen Körper ausmachte, verstärkt würde. Die erste Anregung dieses Gedankens gehört dem österreichischen Kabinet an. Oesterreichs ganzes Benehmen und alle von ihm geschlossenen Verträge tragen das Gepräge dieses Gedankens, welcher in seiner weitern Ausbildung und durch das enge, durch diese Ausbildung herbeigeführte Bündniß der leitenden Mächte sowohl für Deutschland eine Gewährschaft der Ruhe, als für Europa ein Unterpfand des Friedens sein würde. Ansprüche, welche sich in den letzten Zeiten erhoben haben, wirken aber einem so heilsamen System geradezu entgegen. Drei Gegenstände beschäftigen in diesem Augenblicke ganz besonders die Aufmerksamkeit beider Kabinette. Es kommt darauf an, den Absichten Grenzen zu setzen, welche Rußland auf eine für die Ruhe Europas ebenso beunruhigende Weise, als sie den Worten der Allianzverträge zwischen Oesterreich und Preußen entgegen sind, an den Tag legt. Das Schicksal Sachsens und die Vertheilung der von den Alliirten provisorisch besetzten Länder machen die beiden andern Gegenstände aus. Der Kaiser betrachtet das Schicksal des Herzogthums Warschau als zu genau verknüpft, sowohl mit dem Interesse der beiden andern, an Polen Theil habenden Mächte, als mit dem Interesse von ganz Europa, als daß sich dieser Gegenstand mit einem andern vereinigen ließe. Preußen hat wenigstens eben so starke Beweggründe, als Oesterreich, dahin zu wirken, daß Rußland gewisse Grenzen nicht überschreite, und vornehmlich, daß es sich der Vertheidigungspunkte nicht bemächtige, welche den beiden Monarchien nothwendig sind. Der Kaiser wünscht nicht weniger, als der König, die Verhältnisse immer mehr zu befestigen, welche mit seinen Gesinnungen persönlicher Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen den Kaiser von Rußland übereinstimmen; aber er kann nicht glauben, daß dergleichen Verhältnisse würden dauerhaft sein können, wenn sie nicht auf Grundlagen gebaut wären, die den Regeln einer richtigen Politik gemäß sind. Der Kaiser hegt keinen Zweifel, daß nicht der König sowohl diese Gesinnung, als seine Grundsätze vollkommen theile, und er rechnet auf seinen Beistand zu Unterstützung einer Sache, an welche ihre beiderseitigen theuersten Interessen gebunden sind, für deren Unterstützung sich bereits die ersten Mächte von Europa erklären, und zu deren Gunsten sowohl die bestimmtesten Worte der Verträge, als auch diejenigen Grundsätze sprechen, von welchen Alexander selbst in seiner schönen Laufbahn geleitet worden ist. Der Kaiser hat mich ermächtigt, mich mit Ew. Fürstl. Gn. und mit Lord Castlereagh über die unmittelbare Anwendung einzuverstehen, welche von dem lichtvollen, in dem Memoir dieses Herrn Staatssecretärs aufgestellten Gesichtspunkten zu machen sein dürfte. Die Absichten Preußens auf die gänzliche Einverleibung Sachsens in seine Monarchie sind ein wahrer Gegenstand des Bedauerns für den Kaiser. Ohne diesen Gegenstand aus dem Gesichtspunkte des Rechts zu erörtern, sehen S. Kf. Maj. mit Betrübniß eines der ältesten Regentenhäuser von Europa bedroht, unter einem wiederherstellenden Systeme das ganze Erbtheil seiner Väter zu verlieren. Das directe Interesse Oesterreichs ist in vielen Hinsichten an die Erhaltung Sachsens geknüpft, sehr enge Familienbande bestehen zwischen Sr. Kf. Maj. und der Königl. Familie. Er betrachtet die Ausführung des Planes einer totalen Vereinigung als einen unvermeidlichen Keim von Mißtrauen gegen Preußen und von Anklagen gegen Oesterreich von Seiten der deutschen Mächte. Er ist überzeugt, daß ganz Deutschland die Vereinigung der beiden Höfe über eine Frage von einer der allgemeinen

Digitized by Google

Gesinnung so widersprechenden Beschaffenheit mißbilligen wird. Der Kaiser weiß aber auf der andern Seite eben so gut diese Rücksichten, so wichtig sie auch sind, einer höhern Betrachtung unterzuordnen, welche mit dem allgemeinen Interesse Europas so eng verknüpft ist, als die Verstärkung der preußischen Macht in dem durch die Verträge im voraus festgesetzten Maßstabe. Die von der brittischen Regierung erklärte Zustimmung in die Absichten Preußens auf Sachsen, und der Antheil, welchen Rußland an dieser Einverleibung nimmt, können das Bedauern Sr. Kf. Maj. nicht vermindern, und Sie wünschen sehnlichst, daß der König in seiner Weisheit die Summe der Nachtheile erwäge, welche aus der gänzlichen Vereinigung des Königreichs Sachsen mit seiner Monarchie entspringen, und daß er sie mit der Zahl derjenigen vergleichen möge, welche für Preußen und Oesterreich durch die Erhaltung eines Theiles dieser Monarchie in der Nachbarschaft der böhmischen Grenze vermieden werden würden. Wenn die Gewalt der Umstände aber doch als endliches Resultat die Einverleibung Sachsens unvermeidlich machte, so würden S. Kf. Maj. sich jedenfalls genöthigt sehen, als ausdrückliche Bedingungen Ihrer Einwilligung aufzustellen: 1) daß diese Frage mit den übrigen Territorialanordnungen in Deutschland in denjenigen Hinsichten verknüpft würde, welche ich Ew. F. Gn. sogleich auseinandersetzen werde, und nicht minder 2) unter dem ausdrücklichen Vorbehalt zu treffender Verabredungen zwischen beiden Mächten über einige Grenzpunkte, über den Befestigungszustand einiger Plätze, über Handelsanordnungen und über die freie Schiffahrt auf der Elbe. — Die Grundlagen, welche der Kaiser als Bedingungen sine qua non jeder Anordnung in Deutschland aufstellen wird, sind ganz einfach; sie fließen aus der Natur der Dinge selbst; ohne sie läßt sich ein Zustand wahrer Ruhe gar nicht denken; und Oesterreich, indem es dem Grundsatze der Einheit so unermeßliche Opfer bringt, kann sich der auf die gegenseitige Convenienz der interessirten Theile gegründeten Mittel nicht berauben. Je mehr S. Kf. Maj. wünscht, Deutschland nie in Süden und Norden getrennt zu sehen, und als den ersten Grundsatz des künftigen Bundesvertrags den einer vollkommnen Einheit zu behaupten; je mehr Sie dahin trachten, das vollständigste Gleichgewicht in dem Einflusse herzustellen, welchen Oesterreich und Preußen für Deutschland auszuüben sich berufen finden werden: desto weniger können Sie das Vertheidigungssystem Oesterreichs und Preußens in einander greifen lassen. Diesen Fehler begehen, gestatten, daß eins dieser Systeme unmittelbar in das andere eingriffe, hieße, sie alle beide vernichten, oder sich dergestalt eins dem andern preisgeben, daß die Gleichheit des Schutzes und des Einflusses der beiden großen deutschen Mächte von diesem Augenblicke an aufhören würde, zu sein. (Folgen Grenzbestimmungen 2c.) Indem ich den Inhalt der gegenwärtigen Eröffnung nochmals wiederhole, glaube ich solchen in folgende Vorschläge zusammenfassen zu müssen: 1) Der Kaiser hat nur den einzigen politischen Wunsch, den der vollkommensten Vereinigung der Absichten und Interessen mit Preußen. 2) Er rechnet auf wechselseitigen Beistand und absolute Gleichförmigkeit in dem Gange beider Höfe bei der Angelegenheit Polens. 3) Er macht seine Zustimmung zu der Einverleibung des Königr. Sachsen von dem oben angegebnen Vorbehalt abhängig, indem er dabei S. Kön. Maj. von Preußen auf das allerdringendste bittet, wohl in Erwägung zu ziehen, ob Sie nicht den Zweck der Ergänzung Ihres Länderumfangs auch erreichen werden, indem Sie einen Kern dieses Königreichs erhalten, und sich auf diese Weise entschließen, dem König von Sachsen einen Länderantheil in Form einer Entschädigung anzuweisen. 4) Der Kaiser besteht auf der Beibehaltung des Main in der Vertheidigungslinie des südlichen Deutschlands und auf dem Laufe der Mosel als Scheidungslinie der beiden Ländertheile, welche zu Ausgleichung und Schadloshaltung für die Fürsten des nördlichen und südlichen Deutschlands verwendet werden können 2c. Ich habe die Ehre gehabt, mich über die provisorische Besitznahme Sachsens durch die Preuß. Truppen mündlich gegen Ew. F. Gn. zu erklären. Ich kann mich auf das beziehen, was ich Denselben über diesen Gegenstand gesagt habe." (Schluß.)

Aehnlich, wie an Fürst Hardenberg, schrieb Fürst Metternich an Lord Castlereagh. — Das nächste mitzutheilende Aktenstück, ein Mémoire raisonné, ließ die französische Gesandtschaft am 2. Novbr. austheilen. Darin ist in Allem der Nagel auf den Kopf getroffen und in mancher Hinsicht zugleich mit einem wahrhaft prophetischen Geiste von der Zukunft geredet. Wir machen im voraus aufmerksam auf das, was England wegen seines Handels zu Herzen geführt wird in Bezug auf Leipzig, wenn Sachsen völlig preußisch werden sollte. Die Engländer sehen jetzt die Folgen, daß sie Sachsen haben zur Hälfte an Preußen geben lassen. Wäre Sachsen ungetheilt geblieben, so hätte es nicht nöthig gehabt, sich an den preußischen Zollverband anzuschließen; dann wären auch andere Länder nicht dazu getreten; Preußen wäre mit seinem Zollsystem isolirt stehen geblieben, und das mußte doch England lieber sein, als der jetzige Stand der Dinge.

(Fortsetzung folgt.)

Lex regia.

So nachlässig auch die Völker in Bewahrung ihrer Rechte der königlichen Gewalt gegenüber oft gewesen sind; so leicht sie und ihre Vertreter sich zuweilen auch haben bewegen lassen, Einzelnes der Fürstengewalt einzuräumen, was sie hätten verweigern sollen.

Digitized by Google

so gehört es doch unter die in der Wirklichkeit fast nicht vorgekommenen Fälle, daß eine Versammlung der Land- oder Reichsstände dem Fürsten ausdrücklich und gesetzlich, also durch ihren eigenen Beschluß, die Ausübung einer unumschränkten Gewalt nicht blos für einen außerordentlichen Fall, oder auf eine bestimmte kürzere Zeit, sondern für immer gegeben hätte. Im Gegentheil haben Reichsstände von Zeit zu Zeit der Fürstengewalt Schranken zu setzen gesucht. Zwar glaubte man lange Zeit, das römische Volk habe dem Augustus Ausübung absoluter Macht eingeräumt; allein die Akte hierüber, lex regia, ist das Machwerk eines römischen Juristen, und eine gesetzliche Einräumung der bezeichneten Art hat wirklich nicht stattgefunden. Außer der erdichteten lex regia weiß jedoch wirklich die Geschichte von einem Beispiele, daß die Reichsstände aus eigner Bewegung den König zum absoluten Herrn gemacht haben, nämlich Friedrich III. von Dänemark. Die Akte hierüber heißt auch lex regia, Königsgesetz, vom 14. Nov. 1665. Die Absicht, welche die Stände hatten, war gut; das Wohl des Reichs glaubten sie dadurch zu fördern; aber daß solch ein Mittel ein gewagtes war und nur als zulässig erscheinen könnte, wenn es lauter Könige gäbe, die nie ihre Macht mißbrauchten, mußten sie nachmals einsehen lernen. Die Veranlassung zum dänischen Königsgesetz war diese. Bei den mit Schweden unglücklich geführten Kriegen war man zu der Ueberzeugung gekommen, daß Alles würde besser gegangen sein, wenn jede dem Reiche wohlthätige und kräftige Maßregel des Königs nicht durch die lähmende Uebermacht der Adelsaristokratie wäre verhindert worden. Auf dem Reichstage von 1660, veranlaßt durch die dringende Noth des tief gesunkenen Reichs, vereinigte sich der Bürgerstand und die Geistlichkeit mit dem Könige zur Herabsetzung der Macht des übermüthigen Adels und beschlossen nächst der Erblichkeit des Königthums in männlicher und weiblicher Linie dessen unumschränkte Gewalt. Der Adel trat nach heftigem, doch erfolglosem Widerstreben dem Beschlusse bei. Im J. 1661 wurde eine Souveränetätsakte abgefaßt, und das später zu deren Erklärung gegebene, jedoch erst bei der Krönung des folgenden Königs (Christian V. 1670) verkündete, aber, wie erwähnt, 1665 abgefaßte Königsgesetz befestigte und vervollständigte diese wichtige Umänderung, wodurch gegen die Absicht der Stände, nicht nur der Adel, sondern auch der Bürgerstand und die Geistlichkeit um alle politische Rechte gebracht wurden; doch wußte sich der Adel im Besitze der wichtigsten Staatsämter zu erhalten. Seit dieser Zeit wurde kein Reichstag mehr gehalten und der Reichsrath aufgehoben. Der Verfasser des Königsgesetzes selbst, der Canzleisekretär Schuhmacher, nachher Graf von Greiffenfeld und erster Minister, mußte selbst noch auf die schmerzlichste Weise Folgen von seinem gutmüthigen Irrthume, das Heil des Staates durch königliche Allmacht fördern zu wollen, erleben. Christian V. stieß ihn in den Kerker, wo er 23 Jahre verbrachte. **G.**

Feuilleton.

Maria Theresia schrieb ihrem Feldherrn, Grafen Ludw. Andr. Khevenhüller am 27. Febr. 1742, indem sie ihm ihr und ihres Sohnes Joseph Bildniß sendete:

„Hier hast Du eine von aller Welt verlassene Königin vor Augen. Was meinst Du wird aus dem Kinde werden? Sieh, Deine gnädigste Frau vertraut Dir als einem getreuen Diener mit diesem Bildniß ihre ganze Macht und Alles, was ihre Herrschaft vermag. Handle, o Held und getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten gedenkst. Nimm die Gerechtigkeit zum Schilde und thue, wovon Du glaubst, daß es gerecht ist. Sei unparteiisch und beurtheile unsere Feinde. Folge den großen Thaten des in Gott ruhenden Meisters Eugen und sei versichert, daß Du mit Deinem Geschlecht jetzt und zu ewigen Zeiten von Uns und Unsern Nachkommen alle Gnade, Huld und Dankbarkeit, von der Welt aber einen unsterblichen Ruhm erhalten wirst. Solches betheuern Wir Dir bei Unserer Majestät. Lebe und streite wohl!"

Maria Theresia.

Als Khevenhüller diesen Brief im Beisein vieler Offiziere während der Tafel vorlas, hoben Alle begeistert die Becher und schwuren den letzten Blutstropfen für die Herrscherin zu opfern, und als die Soldaten das Bildniß sahen, schwangen sie die Säbel unter dem Rufe: Es lebe die Königin Maria Theresia!

In Schlachtberichten findet man oft eine auffällige Verschiedenheit zwischen dem Verluste der einen und der andern Partei; dort stehen sogar bei kleinen Gefechten zuweilen nur Einzelne als Verwundete und Gefallene, während hier es in die Hunderte geht. Man wundert sich darüber, denkt auch wohl: wer weiß, ob's wahr ist! Aber das ist Alles Nichts gegen das, was Ludwigs XIV. berühmter Feldherr Tallard seinem König von der Besiegung der Kaiserlichen bei Landau am 14. Nov. 1703 berichtete: „Das Heer hat in der Schlacht mehr Fahnen und Standarten erobert, als Menschen verloren." Man erkennt hieraus zugleich den Franzosen, der nie verlegen ist, Etwas auf eine neue, eigenthümliche und treffende Weise zu sagen.

[Für Liebhaber des Tabaks.] M. Andr. Schuppius, gest. 1651 als Pastor zu Hamburg, sagt in einer Predigt: „Die Tobaksbrüder und Tobaksschwestern sind alle, ja alle, vom Teufel betrogen. Es ist erschrecklich, daß sich auch die Herrn Geistlichen und Andere, die geistlich sein wollen, vom Satan durch dies Unkraut betrügen lassen, und, so zu sagen, Tag und Nacht an diesem Dreck saugen, oder davon schnupfen, ja wohl, wann sie in's Bett gehen und frühe wieder aufstehen, die Pfeife anzünden." Daß aber auch noch in der Zopfperiode das Tabakskraut auf der Kanzel zu Ehren gekommen ist, beweist ein merkwürdiger vom Regensburger Prediger Wider angestellter Vergleich. Er stellte Christum am Sonntage Quasimodogeniti als das heilsame Mund- und Tabakskraut vor. **G.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 71.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Aktenstücke zur geheimen Geschichte der Theilung des Königr. Sachsen.

(Fortsetzung.)

3.

Mémoire raisonné der französischen Gesandtschaft über das Schicksal Sachsens und seines Souveräns.

Die Frage über das Schicksal Sachsens und seines Souveräns kann aus dem doppelten Gesichtspunkte des Rechts und der Klugheit beurtheilt werden. Man spricht von dem Königreiche als von einem herrenlosen Lande, vom Könige als von einem Verbrecher, der Nichts mehr zu hoffen hat, als höchstens Gnade. — Der König hat nicht freiwillig seine Krone niedergelegt; wenn er also seiner Rechte verlustig ist, so muß nothwendig Eins von Beiden sein, entweder muß die Eroberung allein sie ihm haben entziehen können, oder ein Urtheilsspruch ihn derselben entsetzt haben. — Als der Unterdrücker von Europa über Hannover verfügte, das er erobert hatte, erklärte England, weit entfernt, diese Verfügung für gültig zu erkennen, derjenigen Macht den Krieg, welche darein gewilligt hatte, es von ihm anzunehmen. Als England Repressalien brauchte und Guadeloupe an Schweden gab, widersprach seinerseits derselbe Unterdrücker von Europa der Lehre, daß die Eroberung allein die Souveränetät entziehen könne. England und sein Gegner haben also diese Lehre verworfen; die Eroberung hat demnach das Königreich Sachsen nicht herrenlos machen können. — Gerichtet ist der König von Sachsen nicht; denn er ist weder vorgeladen, noch gehört worden. Höchstens befindet er sich also in dem Stande eines blos Angeklagten, d. h. in einem solchen Stande, in welchem man nicht einmal das Recht verliert, für unschuldig gehalten zu werden, bis man verurtheilt ist. Sollte aber der König von Sachsen gerichtet werden, wer würde sein Richter sein? Etwa seine Ankläger? Oder die, welche von seiner Beraubung Vortheil haben wollen? Sollen ihn die richten, durch deren Politik ganz allein die Nothwendigkeit hervorgebracht worden ist, welche ihn von allen Fehlern losspricht, welche sie ihn vielleicht hat begehen lassen? Soll ihn Sachsen richten? Sachsen hat keinen andern Wunsch, als ihn wieder zu erhalten. Oder Deutschland? Deutschland verlangt vor allen Dingen, daß er in seine Rechte wieder eingesetzt werde. Der Congreß endlich? Welcher zum Congreß abgesandte Minister hat denn dazu Auftrag? Doch wozu alle diese Fragen? Muß man etwa den Souveräns von Europa erst sagen, daß Könige keinen andern Richter haben, als den höchsten Richter der Welten? Oder soll man besorgen, aus dem Munde der Minister dieser Souveräns entgegengesetzte Grundsätze zu vernehmen? Der König ist nicht gerichtet, er konnte nicht gerichtet werden: wie sollte er verurtheilt sein? Nehmen wir aber einmal auf einen Augenblick an, er hätte es sein können und er wäre es, nach welchem Grundsatze könnte die gegen ihn ausgesprochene Strafe auf die Prinzen seiner Linie und auf die Prinzen der herzoglichen Linie ausgedehnt werden, welche in den Reihen der Verbündeten gefochten, welche für die gemeine Sache ihr Blut vergossen und Alles aufgeopfert haben? Soll die Confiscation, nachdem sie aus den Gesetzbüchern aller aufgeklärten Nationen verbannt worden ist, im 19. Jahrhundert in das allgemeine Recht von Europa eingeführt werden? Oder wäre etwa die Confiscation eines Königreichs weniger empörend, als die einer Bauernhütte? — Als Karl V., Oberhaupt eines Reichs, dessen Vasall Johann Friedrich und dessen Gerichtsbarkeit

Digitized by Google

dieser demnach unterworfen war, ihm die Kurwürde nahm, gab er sie nicht an ein anderes Haus. Wenn das versammelte Europa Richter des Königs von Sachsen sein könnte, würde es weniger gerecht sein wollen, als Karl V. war? Und würden die verbündeten Mächte, welche die Wiederhersteller von Europa zu sein wünschen, sich zur Nachahmung der Beispiele bekennen mögen, die ihnen die Regierung Karls V. giebt? In allen Dingen muß man die Folgen bedenken. Handeln, als wenn durch Eroberung an und für sich die Souveränetät erworben werden könnte, heißt das öffentliche Recht in Europa vernichten und es unter die executive Herrschaft der Willkür und der Gewalt setzen. Sich zum Richter eines Souveräns aufwerfen, heißt alle Revolutionen für rechtmäßig erklären; ihn für verurtheilt ansehen, während er noch nicht gerichtet ist und nicht einmal gerichtet werden kann, heißt die ersten Elemente des natürlichen Rechts und der Vernunft selbst mit Füßen treten. — Hiernächst, wem würde die Verfügung, welche man über Sachsen zu treffen vorhat, wohl Nutzen bringen? Preußen? Zwei Millionen Unterthanen, welche von jetzt an vielleicht noch in einem Jahrhundert zu dem neuen Regentenhause keine Zuneigung fassen würden, welche sich für unterjocht und alle Mittel zu Abwerfung des Jochs für recht hielten, würden ihm eine immer fortwirkende Ursache von Verwirrung, Unruhe und Gefahren sein. Man will Preußen verstärken, und man würde es im Wesentlichen geschwächt haben. Und hat denn Preußen wohl das Recht, sich das Gut seiner Nachbarn zuzueignen? Vergißt man denn den Schutz, welchen Deutschland in den Unterhandlungen zu Basel, Rastadt, Regensburg und 1805 zu Wien von ihm erfahren hat? — Deutschland? Um zu erfahren, was diesem vortheilhaft ist, braucht man nur seine Wünsche zu vernehmen. Seine Fürsten wissen gewiß recht gut, was sie zu wünschen oder zu fürchten haben, und alle, einen einzigen ausgenommen, sagen, daß es um Deutschland geschehen sei, wenn Sachsen aufgeopfert würde? — Die Lage Deutschlands ist eins der mächtigsten Hindernisse, welche sich der Vereinigung Sachsens mit Preußen entgegensetzen. Tausend Feuer glimmen darin unter der Asche, und diese Vereinigung könnte wohl der Funke werden, der sie entzündete. Würde wohl, wenn dieß geschähe, Frankreich bei diesen bürgerlichen Uneinigkeiten müßig zusehen? Vielmehr steht zu erwarten, daß es suchen werde, sie zu benutzen, und es thäte vielleicht recht daran. — England? Was würde England gewinnen, das Märkte mehr, als irgend etwas Anderes bedarf, wenn eine der ansehnlichsten Handelsstädte Deutschlands, der Ort einer der größten Messen in diesem Lande, ja in Europa, aus der Herrschaft eines Fürsten, mit welchem es nie in Zwist gerathen kann, in die Herrschaft eines andern Fürsten überginge, mit welchem es nicht sicher sein kann, einen ewigen Frieden zu behalten. — Ein anderer Vorwand, welchen man für die Vereinigung Sachsens mit Preußen anführt, ist davon hergenommen, daß letzteres zur Schutzmauer gegen Rußland werden müsse. Aber die Regenten beider Länder sind durch solche Bande mit einander verknüpft, daß, so lange beide leben, sie von einander Nichts zu fürchten haben werden; diese Vorsicht könnte also nur auf sehr entfernte Zeiten berechnet sein. Was würden aber die, welche jetzt mit solchem Eifer das Project der Vereinigung unterstützen, sagen, wenn sie einst, Zeugen jener Zukunft, sehen sollten, wie Preußen sich auf Rußland stützte, um in Deutschland weitere, durch sie selbst erleichterte Vergrößerungen zu erzwingen, und dafür Rußland wieder von ihm in dessen Unternehmungen gegen das türkische Reich unterstützt würde. Dieß ist nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich, weil es dem natürlichen Gange der Dinge gemäß ist. — Die Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen ist für die Ruhe und Sicherheit Deutschlands nothwendig; aber die Verfügung, welche man über Sachsen zu treffen willens ist, würde das sicherste Mittel von der Welt sein, eine Eifersucht wieder anzufachen, welche bis zu den Unglücksfällen Preußens fortdauerte, und von diesen Unglücksfällen zwar unterbrochen, aber doch vielleicht nicht ganz getilgt worden ist. So würden jene Verfügungen gerade dem Zwecke entgegenwirken, welchen man dadurch erreichen wollte, und aus einem ersten Uebel würden eine Menge anderer entstehen. Laßt uns also anerkennen, daß die Ungerechtigkeit ein schlechter Grund ist, auf welchem die Politik ihre Gebäude nur errichten kann, um das Ganze einstürzen zu sehen!

(Fortsetzung folgt.)

Die kleine Tscherkessin.

Auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden vor dem neuen pompösen Kaffeehause trafen zufällig zwei Freunde zusammen, welche sich seit beinahe einem Jahre nicht gesehen und in dieser Zeit auch nichts von einander erfahren hatten. Nachdem Carl in wenigen Worten mitgetheilt, wie es ihm bisher ergangen, bat er den Freund um die Mittheilung seiner Erlebnisse.

„Ich will Dir nur eine Episode zum Besten geben," sagte Theodor, „welche indeß länger ist, als Dein ganzer Jahresbericht. Wir müssen ein Gläschen dabei trinken. Heda, Kellner, eine Flasche Rüdesheimer!" — Nachdem der Wein gebracht und die Gläser gefüllt waren, begann Theodor also:

„Es war ein herrlicher Morgen im Monate Juni, als ich in dem großen, alterthümlichen Neste, wo wir uns im vorigen Winter trennten, in meiner Wohnung auf dem Sopha lag und in Hauff's Phantasien im Bremer Rathskeller blätterte. Ich fühlte mich müde und matt, denn ich hatte eine schlechte Nacht gehabt. Die Tages vorher erhaltene Nachricht, daß das im

Digitized by Google

besten Rufe stehende Handlungshaus, welchem ich einen bedeutenden Theil meines Vermögens anvertraut hatte, fallirt habe, verschuldete es, daß ich von Gott Morpheus nicht in seine wohlthätigen Arme aufgenommen worden war. Auf dem Tische vor mir stand ein Licht, an welchem ich mir eine Cigarre angezündet hatte, und mein treuer Diener, der Dir wohlbekannte Christian, welcher mich seit der Schule fortwährend begleitet hat, war damit beschäftigt, meine Kleider zu ordnen. Nach Beendigung dieses Geschäftes rief mein alter Diener, welchen ich scherzhafterweise zuweilen meinen Flügeladjutanten nenne: „Ach, gnädiger Herr Baron, zwei Wölfe am Lichte! Sie werden heute zwei Briefe erhalten, vielleicht mit Nachrichten, welche Sie wieder ganz glücklich machen."

„Das gebe der Himmel!" sprach ich lachend, indem ich aufstand und nach einem Schränkchen ging, in welche mich eine Flasche Champagner stehen hatte. „Das gebe der Himmel! Es ist möglich, daß der reiche Commercien-Rath mein Unglück noch nicht erfahren hat und meine Bitte um die Hand seiner Tochter erfüllt. Vor meinem Unglück habe ich diesen Schritt bereut, da ich eigentlich mehr in das Aeußere, als in das Innere des Mädchens verliebt bin. Jetzt aber würde mir die Erfüllung meiner Bitte sehr à propos kommen. Flügeladjutant, ich muß mich zerstreuen, wir wollen um 10 Uhr auf dem Omnibus nach dem reizend gelegenen Seebade fahren. Wenn wir Abends heimkehren, wird es sich zeigen, ob Deine Prophezeihung so richtig gewesen ist, wie die, welche die Sibylle in der Oper: „der Maskenball" dem Könige Gustav III. machte. Gehe jetzt nach der Omnibus-Expedition, besorge Billets und trinke" — fügte ich lachend hinzu — „bevor Du zu mir zurückkehrst, im Rathskeller ein Glas Grünberger oder Naumburger auf die glückliche Erfüllung Deiner Weissagung!"

„Grünberger?" sagte Christian, wie vor Frost sich schüttelnd, „halten mich der gnädige Herr Baron für eine Ratte, die vergiftet werden soll? Oder Naumburger? Der existirt ja nicht einmal! Erinnern Sie sich nicht mehr, daß, als wir im vorigen Jahre in Naumburg waren und Sie sich wunderten, auf der Weinkarte keinen Naumburger zu finden, der Kellner sehr unwillig äußerte, daß ein solcher Wein in dem Keller seines Herrn Principales nicht vorhanden sei."

„Und doch" — lachte ich — „hatte der Principal in seinem Keller sicherlich keinen anderen Wein, als ehrlichen, ächten Naumburger! Doch nun gehe, Flügeladjutant, und trinke, welche Sorte Du willst."

Ich legte mich wieder auf das Sopha, trank Champagner und las Hauffs Phantasien. Der Wein schmeckte mir vortrefflich und schien mir die Kräfte geben zu wollen, um welche ich durch die schlaflos hingebrachte Nacht gekommen war; aber bald wurde ich wieder müde, und als Christian heimkehrte, fand er mich eingeschlafen und Buch und Cigarre auf der Erde.

„Ich scheine geschlafen zu haben," — sagte ich lächelnd beim Erwachen; — „der Wein hatte mich also nicht munterer, sondern noch um so schläfriger gemacht."

„Der gnädige Herr Baron" — sprach mein treuer Diener wohlmeinend — „sollten die Parthie lieber aufgeben und das, was Sie in der Nacht versäumt haben, am Tage nachholen."

„Nein, nein, wir fahren," — rief ich aus, indem ich mein Buch wieder zur Hand nahm, — „und ich will mir die Zeit bis zu unserer Abfahrt durch Lectüre vertreiben."

„Aber nun ist es Zeit," bemerkte Christian nach einer langen Pause. Ich kleidete mich eiligst an und wir gingen. Der Omnibus wollte eben abfahren, und ich fand meinen Platz zwischen zwei sehr corpulenten Damen. Diese beiden Colosse preßten mich so ein, daß mir Sehen und Hören verging. Es war mir, als wenn ich mich zwischen dem Aetna und Vesuv befände und von der Lava dieser feuerspeienden Berge überschüttet würde. Nachdem wir die letzte Festungsbrücke passirt hatten, konnte ich meinen Zustand nicht länger ertragen und bat meine Nachbarin links, welche einen Eckplatz hatte, mit mir zu tauschen, worauf die starke Dame mit Vergnügen einging.

„Sie sind gewiß ein Berliner" — fragte mich meine freundliche Nachbarin — „und demnach mein Landsmann?"

„Ach, nein!" — sagte ich seufzend, — „ich habe nicht das Glück ein Berliner zu sein, und schmeichle mir auch nicht, den herrlichen Berliner Dialekt zu sprechen, bin vielmehr so unglücklich, von Eltern abzustammen, welche respective in Polkwitz und Schilda das Licht der Welt erblickt haben. Ich für meine Person bin in Domnau geboren."

„In Domnau?" — sprach die Dame nachdenkend — „Domnau liegt, wenn ich nicht irre, an der Anhaltischen Eisenbahn im Königreiche Köthen?"

„Ach, entschuldigen Sie," — rief ich lachend, — „Domnau liegt leider in Ostpreußen. Der Ort, welchen Sie meinen, heißt Dessau und ist die Haupt- und Residenzstadt Seiner neuen Hoheit, des Herzogs von Anhalt-Dessau."

In diesem Augenblicke bemerkte ich in dem andern Theile des sechsrädrigen Wagens ein wunderhübsches Mädchen, auf welches Du, lieber Carl, mich im vorigen Winter im Theater aufmerksam gemacht hattest. Sie saß damals nur wenige Logen von uns entfernt, und wir nannten sie: die kleine Tscherkessin. Fürwahr wir hatten nicht unrecht! Dieses rabenschwarze Haar, diese feurigen Augen, diese kleine gebogene Nase, dieses reizende Korallenmündchen —!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Numerische Wörter und Schlüssel dazu nach Reventlow's Mnemotechnik.

Durch besondere Methoden dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, das war ein Gedanke, der schon das gebildete Alterthum beschäftigte und zu verschiedenen Zeiten nachher wieder mit mehr, oder weniger Eifer und Interesse aufgenommen worden ist. Reventlow sagt in einem „Programm der mnemotechnischen Proben" von seiner Methode: „Die Methode selbst ist durchaus verschieden sowohl von der bei den Alten (Cic. de or. II. 86—88. Auct. ad Herenn. III. 16—24. etc.) erwähnten, wie von der sogenannten Kästnerschen, Feinaigleschen, Aretinschen, Jazwinskyschen u. s. w., die, auf einer sinnlichen Symbolik und räumlichen Anschauung beruhend, höchstens ostensible Kunststücke, die nach kurzem Erglänzen spurlos wieder verschwinden, erzielen können. Die von mir aufgestellte Theorie verwirft gänzlich jene bis in die neueste Zeit fortgepflanzten materialistischen Ansichten der scholastischen Philosophen von der Natur des Gedächtnisses und dessen Functionen, indem sie alle Gedächtnißoperationen auf Verstandesoperationen reduzirt und somit bei dem Lernenden nur das jedem Menschen inwohnende Reflexionsvermögen voraussetzt." Wer sich über Reventlow's Mnemotechnik näher unterrichten will, lese die von ihm darüber bei Cotta herausgegebene Schrift. Prof. Eyth, der in seinen „mnemotechnischen Geschichtstafeln" (Stuttgart, Belser 1844, siehe das Literaturblatt) sehr glücklich in der Wahl numerischer Wörter nach R.'s Methode gewesen ist, sagt in der Vorrede: „Reventlow hat sich ein unbestreitbares Verdienst erworben, und es gereicht der Sache, die er mit so entschiedenem Glücke in's Leben einführt, gewiß nicht zur Unehre, daß ihre erste Idee von Leibnitz, diesem großen Denker, herzurühren scheint. Sie hat durch diesen eine Vergangenheit und wird gewiß auch eine Zukunft haben." — Numerische Wörter oder numerisch-mnemonische Wörter unterscheiden sich von andern mnemonischen Wörtern dadurch, daß sie aus Consonanten gebildet sind mit Zuziehung beliebiger Vocale, welche Consonanten Ziffern bedeuten. Die Wörter haben einen bestimmten Sinn, es sind also nicht gemachte, die keiner Sprache angehörten, und zwar liegt in ihrem Sinne etwas Charakteristisches von der Sache, Person, oder dem Ereignisse, von welchem eine Zahl merkwürdig ist. Kommt der Name der Person u. s. w. günstig bei der Bildung des numerisch-mnemonischen Wortes zu statten, so wird natürlich dieser selbst das numerische Wort sein. Doch exempla illustrant rem; zuvor aber, ehe die Beispiele kommen, will ich den Schlüssel zu den numerischen Wörtern angeben, also welche Buchstaben Ziffern bedeuten. Wir benutzen hierbei Eyth's mnemotechnische Geschichtstafeln.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Das Missionswesen der evangelischen Kirche ist vorzugsweise in den Händen solcher Leute, welche dem Fortschreiten und dem zeit- und wissenschaftgemäßen Auffassen der Lehren nicht huldigen, sondern an den Lehren, wie sie die Kirche zur Zeit der Reformation gefaßt hat, festhalten. Die Missionäre, weil sie, wie die Leiter der Missionssache in der Heimath, befangen sind und eine gewisse Geringschätzung gegen fesselfreie wissenschaftliche Forschungen hegen, sind schon deßhalb nicht befähigt, Manches zu beobachten und zu entdecken, wozu sie wohl manche Gelegenheit in den Gegenden ihrer Wirksamkeit hätten, um so mehr, da sie länger dort verweilen, als die um eines wissenschaftlichen Zweckes willen Reisenden, welche in der Regel in einer Gegend nicht lange verweilen können, und wenn sie auch könnten, doch selten wollen, weil sie weit kommen und viel sehen wollen, darum aber Manches nicht sehen, oder nicht recht. Unbestritten haben die Missionen der katholischen Kirche der Wissenschaft weit mehr genützt, als die der evangelischen. Die Engländer haben nur Handelsinteresse dabei, die andern Evangelischen gar keins neben dem religiösen Interesse. Gewiß würden Männer der Wissenschaft unter den Evangelischen mehr, als bisher, dem Missionswesen ihre Theilnahme und Unterstützung zukommen lassen, wenn für sie auf diesem Wege eine Ausbeute zu hoffen wäre; aber dann müßten Leute anderen Schlages Missionäre werden, als jetzt, und diese müßten unter der Aufsicht von Männern stehen, wie eines Cardinals Zurla, der mehrere Jahre die oberste Leitung der Propaganda hatte. Seine aus den Acten derselben geschöpften Bemerkungen hat er mitgetheilt in einer Rede über die Vortheile, welche die Wissenschaften, insbesondere die Geographie, der christlichen Religion verdanken (Rom 1823). Er hat auch bewiesen, daß die Brüder Zeni Neufundland und andere Küstenstriche Nordamerikas schon 100 Jahr vor Columbus entdeckt haben und daß die skandinavischen Völker seit 980 die neue Welt kannten und mit ihr bis 1380 in Verbindung standen.

Ein fremder Jude, der mit Kostbarkeiten handelte, befand sich in Mainz und ward zum Kurfürsten geführt. Der letztere, welcher ihm Verschiedenes abgekauft hatte, fragte ihn, wie es ihm in Mainz gefalle? — „Sehr wohl," war die Antwort, „nur scheint mir an vier Dingen großer Mangel zu sein!" — Der Kurfürst wünschte, diese Dinge kennen zu lernen und erstaunte nicht wenig, als der Jude: „Pfaffen, unzüchtige Weibspersonen, Wirthshäuser und Bettler" nannte; denn gerade davon glaubte er mehr als zu viel in Mainz zu haben. Der Jude sollte sich hierüber näher erklären und that dies folgendermaßen: „Der Pfaffen können nicht genug sein, denn es giebt ihrer, die zwei Präbenden haben; der unzüchtigen Weiber können nicht genug sein, denn man klagt, daß vor den Pfaffen auch die ehrlichen Weiber nicht sicher sind; der Wirthshäuser können nicht genug sein, denn sonst würden die Dominikaner in ihren Klöstern keine Weinschenken halten; der Bettler können nicht genug sein, sonst würde man nicht aller Orten Bettelmönche sehen."

Der Kurfürst August von Sachsen bat am 25. Octbr. 1569 zur Taufe seines siebenten Kindes, des Prinzen August, den damaligen Superintendenten Daniel Gräser zum Taufzeugen und fügte der Einladungsschrift die Worte bei: „Mache Er sich keine Ungelegenheiten und binde Er nicht über einen rheinischen Goldgulden ein."

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 72.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur= und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions=Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der Dichter und seine Muse.

Ich sah in die träumenden Augen,
Gefüllt mit himmlischen Thau,
Ich sah in die träumenden Augen
Der allersüßesten Frau.

Bald hielt sie mich brünstig umfangen,
Bald riß sie stürmisch sich los,
Bald zog sie mit heißem Verlangen
Mich wieder in ihren Schooß.

Das ist ein ewiges Suchen,
Und drum eine ewige Flucht,
Ein ewiges Finden und Suchen —
Oft hab ich zu fliehen versucht.

Und immer noch kehrte ich wieder,
Aus der Seele küßt' sie den Zorn,
Wohl giebt sie mir tausend Lieder,
Doch bleibt in dem Herzen ein Dorn.

Jetzt möcht' ich sie glühend hassen,
Dann wieder anbetend knie'n,
Ich kann von der Muse nicht lassen,
Muß beides, sie suchen und flieh'n.

O hätt' ich die webenden Strahlen
Der Augen doch nimmer geseh'n,
Das eben sind meine Qualen —
Stets sehen und niemals versteh'n!

J. G. Hilding.

Aktenstücke zur geheimen Geschichte der Theilung des Königr. Sachsen.

(Fortsetzung.)

4.

Note Metternichs an Hardenberg,

vom 10. Dec. 1814.

Voraus ist zu bemerken, daß Hardenberg am 2. Dec. eine ausführliche Darstellung der Ansichten des preußischen Kabinets dem österreichischen über die obwaltenden streitigen Punkte der Entschädigungen und Grenzbestimmungen gegeben hatte, worauf am 3. Dec. ein vertrauliches Schreiben an Metternich folgte. Darin heißt es: „Machen Sie Mittel ausfindig, theurer Fürst, die Lage der Dinge, worin wir uns unglücklicherweise befinden, zu Ende zu bringen. Retten Sie Preußen aus seinem gegenwärtigen Zustande Es kann nicht aus diesem schrecklichen Kampfe, worin es so große und edle Anstrengungen gemacht hat, und zwar ganz allein, in einem beschämenden Zustande von Schwäche hervorgehen und zusehen, wie sich Alle, Alle vergrößern, abrunden, Sicherheit gewinnen, und zwar größtentheils durch seine Anstrengungen. Man kann ihm doch mit irgend einem Schatten von Recht nicht zumuthen, daß es ganz allein so schmerzliche Opfer bringe, blos zur Satisfaction der Andern! Eher müßte es von Neuem Alles auf's Spiel setzen!" — Der Fürst M. kommt in der Note vom 10. Dec. zuerst auf die Bestimmung über Polen zu sprechen; denn davon hing bekanntlich die Ordnung der andern Territorialangelegenheiten ab. Es geht uns nur der andere Theil der Note an; er lautet:

„Die zweite Frage betrifft die Vereinigung Sachsens mit Preußen. Die Details, in welche wir bei den verschiedenen, sowohl schriftlichen, als mündlichen

Digitized by Google

Verhandlungen hierüber eingegangen sind, beweisen zu gut, welchen Antheil der Kaiser an der Wiederherstellung Preußens nach dem in den Verträgen festgesetzten Maßstabe nimmt, als daß wir uns der nochmaligen Erwägung dieses Gegenstandes aus eben diesem Gesichtspunkte entziehen könnten. Die vom Könige gewünschten Territorialausgleichungen stehen aber nichtsdestoweniger in Widerspruch mit den Wünschen der andern Mächte des ersten und zweiten Ranges. (Folgen Versicherungen, wie in der zweiten Note, daß Oesterreich keine Eifersucht gegen Preußen habe, dessen Wiederherstellung und Verbindung beider Höfe wünschen müsse zur Schutzwehr gegen einen eroberungssüchtigen Fürsten, der vielleicht einst den französischen, oder russischen Thron besteigen könnte.) Die Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen muß vollkommen sein. Weil die Vereinigung Sachsens mit Preußen diese Verbindung hindern und der Gründung des deutschen Staatenbundes ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legen würde, können wir sie (die Vereinigung S. mit P.) nicht billigen, sind ihr aber keineswegs aus dem Gesichtspunkte entgegen, daß Preußen dadurch eine Vergrößerung erhielte. Ein Hinderniß unsrer Verbindung enthält aber Sachsens Vereinigung, weil die Grundsätze des Kaisers, die engsten Familienbande und alle unsere nachbarlichen und Grenzverhältnisse sich ihr entgegensetzen. Sie ist für die Einrichtung der deutschen Angelegenheiten ein nicht geringeres Hinderniß, weil die bedeutendsten Höfe Deutschlands bereits erklärt haben, daß sie dem Staatenbunde auf eine, ihre eigne Sicherheit so sehr bedrohende Grundlage nicht beitreten könnten, als die Einverleibung eines der bedeutendsten Staaten, die von einer der zum Schutze des gemeinsamen Vaterlandes berufenen Mächte bewirkt würde, sein würde. Da auch Frankreich sich auf eine kategorische Weise (in dem Mémoire raisonné) gegen die Eroberung von ganz Sachsen erklärt hat, so würde eine auf die Aufrechthaltung dieser Eroberung abzweckende Verbindung nur dazu dienen, das Protectorat wieder in die Hände dieser letzten Macht zu bringen. Und welche Entschuldigung würde der Kaiser in seinen eignen Augen finden können, um seine Nachgiebigkeit in einer Sache zu rechtfertigen, welche seinen Grundsätzen so ganz entgegen ist, wenn dieselbe unmittelbar, wie es in der That der Fall sein würde, einerseits mit einer eben so unbedingten Nachgiebigkeit unsrer beiden Höfe gegen die Vergrößerungsprojecte Rußlands, andrerseits mit dem Verluste des wohlthätigen Einflusses, welchen beide Mächte über Deutschland auszuüben berufen sind, verknüpft sein würde? Der Kaiser ist innigst überzeugt, daß er, indem er in dieser Lage der Sache seine Zustimmung versagt, nicht als Nebenbuhler, sondern als ein aufrichtiger und vorsichtiger Freund Preußens zu Werke geht. Es kommt indessen darauf an, eine Ergänzung derjenigen Gebietsausdehnung ausfindig zu machen, welche Preußen durch die Verträge zugesichert worden ist. (Werden zwei Wege gezeigt, entweder müsse Rußland von Polen abtreten, oder Erwerbungen in Sachsen, welche mit dessen politischer Fortdauer vereinbar seien; eine Einverleibung ganz Sachsens aber würde weder durch die Abtretung des Königs von Sachsen, noch durch die Anerkennung der ersten Mächte rechtliche Festigkeit erhalten). Schluß. — Der Note lag ein statistisch ausgeführtes Tableau bei, welches Vorschläge enthielt, wornach Preußen im Vergleich zu seinem Besitzstande von 1805 einen Zuwachs von 217,200 Unterthanen gewonnen haben würde. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach Hardenbergs Berechnung kamen aber 1,200,000 Seelen weniger heraus.

Die kleine Tscherkessin.

(Fortsetzung.)

„Du wirst ja ein Dichter!" — fiel Carl dem Freunde in die Rede. — „Nun, ich erinnere mich sehr wohl jenes allerliebsten Mädchens, welche es in Hinsicht der Schönheit wohl verdiente, mit einer Tscherkessin verglichen zu werden, doch" — flüsterte er Theodor in das Ohr — „jene schöne Dame, welche dort auf dem Stuhle sitzt, belauscht unser Gespräch, denn sie blickte mich eben an und lächelte."

„Mag sie uns belauschen!" — sagte Theodor lächend; — „vielleicht amüsirt sie meine Erzählung. Doch ich will zu derselben zurückkehren. Meine colossale Nachbarin bemühte sich in ihrer schaudervollen Berliner Sprache mich zu unterhalten, wandte sich aber ärgerlich von mir ab, als sie merkte, daß ich ihrer Unterhaltung keine Aufmerksamkeit schenkte, daß diese vielmehr auf die kleine Tscherkessin gerichtet war. In dem Theile des Wagens, in welchem das reizende Mädchen saß, befanden sich drei junge Laffen, welche durch ihre Lorgnetten meine kleine Freundin anblickten. „Kostbar!" „Famos hübsch!" sprachen die beiden der Dame zunächst sitzenden Herren mit säuselnder Stimme. „Was, Du sagst noch famos?" — bemerkte der Erstere. — „Das Wort famos ist ausrangirt, und jetzt heißt es kostbar. Ueberdieß muß ich sehr mißfällig bemerken, daß Du deinen Backenbart noch nicht nach den Mundspitzen zulaufend trägst. Wie lange wirst Du unsere Geduld mißbrauchen, Catilina?" — „Ach, mein Fräulein, welch' Vergnügen," — sprach jetzt der Dritte, welcher sich noch nicht hatte hören lassen — „tanzend mit Ihnen durch das Leben zu fliegen!" Kaum hatte der unverschämte Mensch geendet, als eine ältere Dame aufstand und der kleinen Tscherkessin ihren Platz überließ, so daß der Gegenstand der Aufmerksamkeit der jungen Laffen diesen dadurch etwas entrückt ward. Aber die Jünglinge wurden nur noch

Digitized by Google

ungezogener. „Mein Fräulein," — sagte der junge Mann, welcher tanzend durch das Leben fliegen wollte, — „Sie sind das kostbarste Mädchen, welches ich je gesehen habe, und ich verehre Sie dergestalt, daß ich Ihnen auf meinem Trakehner Fensterparade machen möchte. Sagen Sie, kostbares Fräulein, wo wohnen Sie?" — „Kostbar!" „Kostbar!" — sprachen lachend die beiden Anderen. Nun konnte ich mich nicht länger halten und machte die Jünglinge auf ihr unpassendes Benehmen aufmerksam, indem ich sie ernstlich ersuchte, die junge Dame nicht weiter zu incommodiren. Die Laffen fuhren mich an, und der Eine sprach von Grobheit, worauf ich mir die Freiheit nahm, ihm zu sagen, daß er mir für dieses Wort Rede stehen solle und daß unser Gespräch für jetzt zu Ende sei. Die kleine Tscherkessin ward nicht mehr belästigt, und ein dankbarer Blick belohnte mich dafür. Wir waren bald in dem Badeorte. Als wir aus dem Wagen stiegen, sagte ich zu dem jungen Manne, welcher mich beleidigt hatte: „Wir wollen unsere Sache hinter dem Schloßberge abmachen, und Sie werden wohl die Güte haben Degen zu besorgen."

„Sie schlagen also?" — fragte mich der säuselnde Jüngling.

„Da müßte der gnädige Herr," — nahm Christian das Wort, — „nicht in Heidelberg gewesen sein und mit der Hirschgasse und dem Herrn Paukdoktor Hofacker, — welcher, beiläufig gesagt, kürzlich gestorben ist, — Bekanntschaft gemacht haben. Gnädiger Herr, ich secundire Ihnen."

Ich mußte lachen, und der säuselnde Jüngling fragte mich, wer dieser mein Secundant sei.

„Mein Flügeladjutant!" — erwiederte ich.

„Flügeladjutant?" — sprach der junge Mann verwundert. — „O so habe ich wohl die Ehre, mit einem Souverain zu sprechen, welcher incognito reist?"

„Verrathen Sie mich nicht, mein Bester;" — sagte ich mit einem diplomatischen Lächeln. — „Aber wollen wir nicht unsere Angelegenheit in Ordnung bringen? Bitte, besorgen Sie Degen."

„Wenn Sie befehlen," — versetzte der Andere, sich tief verbeugend, — „so wird es mir eine große Ehre sein, mich mit Ihnen zu schlagen."

Die Degen waren besorgt, wir befanden uns auf dem Kampfplatze und gingen los. Vorher rief mir Christian noch zu: „Gnädiger Herr, geben Sie ihm eine kostbare Quart und quartieren Sie ihn damit in die Hölle ein."

Ich befolgte die erste Hälfte dieses Rathes, und die Sache war beendigt. Wir gaben einander die Hände und trennten uns. Ich verfügte mich mit meinem alten Inventarium nach dem Salon, vor welchem eine große Gesellschaft versammelt war, die durch das gute Spiel und den Gesang einiger sehr hübschen Harfenistinnen unterhalten wurde.

(Schluß folgt.)

Numerische Wörter und Schlüssel dazu nach Reventlow's Mnemotechnik.

(Schluß.)

Schlüssel zu den numerischen Wörtern.

0 = l, z (weil l in Null und z in dem französ. zero)
1 = t, d (weil in beiden der Hauptstrich der 1 ähnelt)
2 = n, v (beide haben 2 Hauptstriche)
3 = m, w (beide haben 3)
4 = q, r (weil diese Buchstaben in dem lateinischen quatuor)
5 = s, sch (wegen Aehnlichkeit)
6 = b, p (wegen Aehnlichkeit)
7 = f, ph (diese Buchstaben sind willkürlich gewählt)
8 = h, j (entnommen aus huit, und zwar j als der dem i nächste Consonant; denn nur Consonanten sollen zählen)
9 = g, c, k, ck (g wegen Aehnlichkeit der Form und die andern wegen Aehnlichkeit des Lautes mit dem g.)

Man bemerkt, daß für die Ziffern zwei und noch mehr Buchstaben bestimmt sind. Es ist hierbei der Willkür überlassen, ob man den einen, oder andern nehmen will, z. B. 450 kann man bezeichnen durch qsl, aber auch durch rschz, oder qsz, oder rsl, oder qschz, oder qschl, oder rschl. Man hat dabei den Vortheil, daß man leichter ein Wort daraus machen kann. Die Vocale, die man zu den Consonanten setzt, sind, wie früher bemerkt wurde, der Willkür überlassen. Es muß nicht stets ein deutsches, es kann auch ein lateinisches, französisches Wort sein, oder aus einer andern Sprache. Natürlich wird man bei dem Unterrichte, wo die Zahlen der Geschichte in numerischen Wörtern eingeprägt werden sollen, solche fremde Wörter wählen, die aus einer dem Schüler bereits bekannten Sprache entnommen sind. Ein Wort aus gegebenen Consonanten mit Beisetzung der Vocale zu machen, ist an sich nicht schwierig; aber damit das Wort nicht blos numerisch, sondern mnemonisch werde d. h. dem Gedächtniß zu Hülfe komme, ist nöthig, daß es ein Wort sei, welches eine Beziehung auf das Factum, die Person enthält, zu der die merkwürdige Zahl eingeprägt werden soll, und hier nimmt die Wahl den Scharfsinn in Anspruch. Diese Aufgabe hat Enth in seinen Geschichtstabellen sehr glücklich gelöst. Pädagogen und Freunde der Mnemonik mögen sich selbst davon überzeugen. Hier nur wenige

Beispiele.

Tarquinius Superbus Regierung seit 534 = schwr, daraus gemacht schwer.

Brand von Sardes im J. 503 = schlm, daraus schlim.

Leonidas fällt bei Thermopylä 480 = rhl, daraus ruh leicht!

Digitized by Google

Man wird bei dem letzten Beispiele vielleicht auffällig finden, daß ein t überflüssig ist und eigentlich die Zahl 4801 so herauskommt; allein wenn der Schüler in der Geschichte bereits bis zu diesem Factum gekommen ist, so ist er doch nicht mehr so unwissend, daß er glauben könnte, Leonidas wäre 4801 vor Chr. Geb. gefallen und wird sich durch das für die Zahlbestimmung überflüssige t in dem mnemonischen Worte nicht irre leiten lassen.

Beispiele, wo das Geschichtswort schon numerisch ist.

Vertreibung Tarquinius des Stolzen 510 = stlz = Stolz. (Aus diesem Beispiele sieht man, daß zwei Consonanten, die eine Ziffer bedeuten, auch zulässig sind; denn es gilt, was vorher gesagt wurde; der Schüler wird nicht denken, daß Tarquin 5100 vor Chr. Geb. vertrieben worden sei.)

Aeschylus 505 = schls = Aeschylus. Aesopus 565 = sps = Aesopus. Apelles Kunstschöpfungen 346 = mrp = mira Apellis. **G.**

Feuilleton.

[Witzige Anspielungen.] Nachdem den 2. Jan. 1743 Prag von den Franzosen befreit und die östreichische Armee eingezogen war, kamen folgende zwei Chronosticha zum Vorschein.

Prag VVVunDerbares HVhnerhaVs,
Deln HVhn fLiegt eln, Der Hahn *) fLeVGt aVs.

Das andere enthält den Taufnamen des Fürsten von Lobkowitz und spielt auf den Titel des französischen Königs rex christianissimus, allerchristlichster König, an.

DUX ChristlanVs IVbet eXlre ChristlanissIMos.

*) Gallus bedeutet Hahn und Franzose. —

Der Titel „allerchristlichster König“ stammt eigentlich aus dem griechischen Kaiserthume her, wo man einen Kaiser, der sich vom Throne in das Kloster begab, oder begeben mußte, basileus christianikotatos nannte. In diesem Sinne wäre es auch Kaiser Karl V. gewesen. Die französischen Könige führen diesen Titel zum Theil schon seit alter Zeit, der Papst Paul II. legte ihn aber erst ausdrücklich Ludwig XI. und dessen Nachfolgern bei. Als Papst Julius II. mit Ludwig XII. zerfiel und ihn sogar der Krone verlustig erklärte, schenkte er jenen Titel dem Könige von England; doch ist er dadurch nicht für die Könige Frankreichs verloren gegangen. Auch der jetzige, Ludwig Philipp, hat sich damit schmücken lassen. Denselben Titel erhielt im 11. Jahrh. der zum Christenthume bekehrte schwedische König Amund (Jacob), und man findet ihn noch im 13. Jahrh. bei den ungarischen Königen. Heinrich VIII. von England erhielt als Lohn für seine Schrift gegen Luther „von den sieben Sacramenten“ vom Papste den Titel „Vertheidiger des Glaubens“ (defensor fidei). Die Könige von Spanien heißen „katholische Majestät“ seit Ferdinand dem Katholischen, auf welche Weise Papst Alexander VI. diesen glaubte auszuzeichnen, weil er die Mauren aus Spanien vertrieb. Johann Casimir von Polen erhielt von Alexander VII. den Beinamen „orthodoxer König“; aber weder er, noch seine Nachfolger haben davon Gebrauch gemacht. Rex fidelissimus (allergläubigster, oder allergetreuester?) hieß Benedict XIV. den König von Portugal, Johann V. „Vertheidiger des Glaubens“ wurden auch die Schweizer wegen ihres Sieges über die Franzosen 1412 genannt. Der Kaiser des heil. römischen Reichs deutscher Nation hieß „Beschirmer der Christenheit.“

König Jacobs I. von England Maxime war: ubi non sunt episcopi, ibi non est rex, wo keine Bischöfe sind, ist auch kein König, d. h. bei einer demokratischen Gleichheit der Glieder der Kirche ist die königliche (absolute) Macht gefährdet. — Das hatten ihm die Bischöfe so vorgeredet; das ist eine Maxime, an deren Wahrheit man lange Zeit geglaubt hat und hier und da auch noch glaubt. Dennoch giebt die Geschichte mit unbestreitbarer Evidenz den Beweis, daß es gerade um die Macht der weltlichen Herrn nie schlimmer stand, als dann, wenn die Hierarchie gegen sie auftrat, und sie, die geistliche Aristokratie, war alle Mal ebenso, wie die weltliche Aristokratie, gegen die Fürsten, wenn diese selbstständig und unabhängig ihre Macht gebrauchen wollten. Kein Fürst ist in seinem Beschließen und Wirken beschränkter und gehemmter, als der, welcher in seinem Lande eine sich geltend machende Aristokratie weltlichen, oder geistlichen Standes hat. Das ist der Sturz selbst sehr guter Fürsten gewesen, sobald sie selbstständig das Ruder des Staats führen wollten. Das Volk dagegen hat nie einen guten Fürsten gestürzt; vielmehr hegt es selbst gegen mittelmäßige Landesherren schon eine sehr hohe Verehrung. — **G.**

Wir sind gar zu gutmüthig im Glauben, daß Rückschritte nicht leicht möglich seien, wenn man in irgend einer Beziehung Jahre hindurch vorwärts geschritten ist, am wenigsten befürchten wir, daß Dergleichen durch dieselben Personen, oder unter denselben Regierungen und Organen geschehen werde, welchen man die Fortschritte zu verdanken hat. Wer Preußens Gesetzgebung von 1807 — 13 kennt, dem brauchen wir Nichts zum Lobe derselben zu sagen, und wer sie nicht kennt aus jener Periode, dem können wir ehrlich versichern, daß sie auf vortreffliche Grundsätze basirt war, wie sie ausgesprochen sind in dem politischen Testamente Steins, dem besten Schlüssel zu der Gesetzgebung von 1807 — 13. Wie stimmte dazu die am 6. Mai 1817 publicirte Instruction für die Inspecteurs und Commandeurs der Landwehr, welche den Grundherren das Recht ertheilte, selbst beurlaubte Landwehrmänner, „wenn sie sich im Gemeinde- oder Hofdienst faul, unordentlich, oder widerspenstig bezeigt, ohne Zuziehung des Gerichts mit vierundzwanzigstündiger bis dreitägiger Gefängnißstrafe zu belegen“!

Wenn auch die Chinesinnen nicht dieselbe Achtung genießen, welche den Männern zu Theil wird, so giebt es doch auch viele chinesische Gelehrte, welche die Frauen, was ihre Bildung anbelangt, in Schutz nehmen. Zum Beweise dafür theilen wir folgenden Ausspruch eines chinesischen Philosophen mit, dem man Artigkeit gegen das schöne Geschlecht nicht absprechen kann: „Affen kann man lehren, Possen zu spielen, Hunde abrichten, um Mühlen zu treiben, Katzen, einen Cylinder zu umkreisen, und Papageien kann man unterrichten, Verse nachzusprechen. Da dies nun deutlich beweist, daß man Vögel und andere Thiere dazu bringen kann, menschliche Verrichtungen nachzuahmen, um wie viel eher muß dies bei jungen Frauenzimmern zu erreichen sein, da diese doch am Ende menschliche Wesen sind?“

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 73. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

La guera.

Da wo zwei Ozeane sich reichen fast die Hand
Und wo das mächt'ge Bündniß der schmale Streifen Land
Kaum hindert, wo des Schönen ein ew'ger Frühling lacht,
Platanen still sich wiegen auf der Barranka Nacht,
Wo süßen Liebesodem Vanille duftig haucht,
Und die Agave gierig an Tulpenbäumen saugt,
Wo Land und Berge beben vor des Tridentes Stoß
Im prächt'gen Wunderlande, im Gluthstrahl Mexico's: .
Da tritt ein deutscher Freiherr, Weg' forschend, in ein Haus
Und wie vom Blitz getroffen starrt er, dann ruft er aus:
„Valga me Dios! Nimmer hab ich solch Weib gesehn!"
Wer war der deutsche Freiherr, der Solches mußt' gestehn?
Von Humboldt Alexander, er war's, der Forscher kühn,
Dem Wissensdrang befohlen, durch Land und Meer zu ziehn,
Der wo der Samum glühet und wo das Nordmeer rauscht,
Wo hoch die Andes ziehen, ernst die Natur belauscht;
Der doch mit hellem Auge das Schöne all' gesehn,
Das hunderte von Sprachen in Liederklang umwehn:
Die treuen deutschen Augen in sinnig tiefem Blau,
Der Römerinnen Gluthen, der Griechin Götterbau,
Die vornehm kleinen Hände der Töchter Engelland's,
Circassiens Sultanbräute hinfliegend leicht im Tanz,
Das weiche, stille Schmiegen in Brahma's sanftem Kind,
Der Lotosblume gleichend sich neigend vor dem Wind —
Der kühne, deutsche Freiherr, der all geschaut den Glanz,
Rodriguez, der Schönen, der gab er doch den Kranz.
„Rodriguez, la Guera" so heißt im ganzen Land
Die allerschönste Blume, die Alexander fand,
Und wenn den weißen Nacken herab der Locken Gold
In weichen, vollen Wellen entfesselt niederrollt;
Wenn um die holden Züge des Geistes Leuchten sprüht
Und in der Fluth der Rede der Lippe Purpur glüht,
Denkt wohl der deutsche Freiherr und schaut ins Aug' hinein:
„Es ist so süß und selig der Schönheit Sclav' zu sein!"

Aus Tagen und aus Nächten ward mancher Jahresring,
Seitdem Herr Alexander von „la Guera" ging.
„Die Schöne" denkel seiner in stillem Sinnen oft,
Ihn einmal noch zu sehen, das hat sie nie gehofft. —
Wohl ist nun welk die Rose, es hat ihr Glanz verglüht,
Doch bleibt es eine Rose, denn sie hat einst geblüht.
Das ist der Schönheit Wesen, das Blühen und Vergehn,
Die Götter sind nur ewig, die Menschen aber schön.
Das ist der zarte Schatten, der um die Schönheit fliegt,
Das ist die leise Klage, die in dem Liede liegt.
Doch eben weil das Schöne verblühet — so verleiht
Der Dichter in dem Liede ihm.die Unsterblichkeit.

A. G. Hilding.

Aktenstücke zur geheimen Geschichte der Theilung des Königr. Sachsen.

(Fortsetzung.)

5.

Hardenberg an Metternich.

(11. Dec. 1814.)

Mein Fürst! Das Schreiben, womit Ew. F. Gn. mich gestern beehrt haben, enthält in Bezug auf Sachsen Vorschläge, die so unerwartet sind, mit allen bisher stattgefundnen Erklärungen in so geradem Widerspruche stehen, Vorschläge, welche den Ideen, die Sie gegen mich bis auf den letzten Augenblick geltend machten, und welche nur dahin abzweckten, einen Kern von Sachsen für seinen bisherigen Souverän zu erhalten, so ganz entgegen sind — Vorschläge endlich, die mit den Freundschaftsversicherungen, die Ihr allergnädigster Herr dem Meinigen zu geben beliebt, so unvereinbar sind, daß ich mich in der Nothwendigkeit sehe, von Sr. Maj. bestimmte Befehle einzuholen, ehe ich mit Ew. F. Gn. mich in irgend eine weitere Erklärung einlassen kann. Unterdessen muß ich bemerken, daß in dem Ihrem Schreiben beigefügten Tableau

Digitized by Google

wesentliche Irrthümer enthalten sind. Es ist mir also von Wichtigkeit, Ew. F. Gn. nicht einen Augenblick in dem Gedanken zu lassen, als wären die in dem Tableau enthaltnen Vorschläge von der Art, daß es möglich wäre, Etwas darauf zu antworten. (Bitte um Rückgabe von Karten und des Briefs Castlereaghs, der Sachsen betraf, v. 11. Oct. — Schluß.).

Nachbemerkung. An demselben Tage, wo Hardenberg voll Entrüstung an Metternich schrieb (11. Dec. 1814), erließ der von Wien aus nach Warschau gesendete Großfürst Constantin einen Aufruf an die Polen, der auf Krieg deutete. Er lautet: „Alexander, euer mächtiger Beschützer, ruft euch. Vereinigt euch unter seinen Fahnen. Möge euer Arm sich bewaffnen zur Vertheidigung eures Vaterlandes und zur Erhaltung eurer politischen Selbstständigkeit. Während dieser große Monarch sich mit dem Glücke beschäftigt, welches er eurem Vaterlande bereiten will, müßt ihr euch bereitwillig zeigen, seine edlen Bemühungen zu unterstützen. Hohe Waffenthaten haben euch ausgezeichnet in einem Kampfe, dessen Ursache euch oft fremd war. Dießmal, wo eure Anstrengung blos dem Dienste eures Vaterlandes gilt, werdet ihr unüberwindlich sein." — Zu gleicher Zeit bemerkte man österreichische Truppenbewegungen gegen Galizien, und in Frankreich wurden die Beurlaubten einberufen und die Nationalgarde von Neuem errichtet. Lord Castlereagh erhielt die Anweisung, Sachsens Abtretung an Preußen nicht ferner zu unterstützen, nachdem vorher schon sein Schreiben vom 11. Oct. heftig vom Parlamente getadelt worden war. Dann wurde er abberufen und durch Wellington ersetzt. Mehrere nachfolgende Noten der Minister haben einen den schon mitgetheilten verwandten Inhalt. Wir werden deßhalb sogleich die sächsische v. 11. März 1815 geben.

(Schluß folgt.)

Die kleine Tscherkessin.

(Schluß.)

„Gnädiger Herr!" — rief Christian, von welchem ich mich führen ließ, da ich sehr ermüdet war, — „diese Harfenistinnen haben wir im vorigen Jahre im Leipziger Rosenthale gesehen und gehört. Ach, die Mädchen erkennen uns auch wieder! Bemerken Sie wohl, wie holdselig uns die kleine Blondine anlächelt?" Und der alte Christian warf dem holden Kinde einen Kuß zu, ohne daran zu denken, daß er neben mir ging. Gleich darauf trat ein Polizeibeamter an uns heran und machte Christian darauf aufmerksam, daß es im Badeorte nicht Sitte sei, den Damen Küsse zuzuwerfen.

„Entschuldigen Sie," — sagte ich. — „Wir sind Ausländer und mein Flügeladjutant hat sich mit den hiesigen Sitten und Gebräuchen noch nicht bekannt gemacht." — Der Polizist nahm seinen Helm vom Haupte und verneigte sich bis zur Erde. Wir gingen bei dem Salon vorbei nach dem Stege, welcher in das Meer führt. Der Steg war so mit Menschen gefüllt, daß es uns schwer wurde, bis an das Ende desselben zu kommen. Endlich hier angelangt, wurden wir gleich unsern Nachbarn von der herrlichen Aussicht enthusiasmirt.

„Durchlaucht!" — sprach Christian in seinem ehrerbietigsten Tone zu mir — „Erinnert Sie diese Aussicht nicht an die, welche wir vor drei Jahren von dem goldenen Stege in Japan gehabt haben?"

Die neben uns stehenden Herren und Damen sahen mich mit einer Verwunderung an, als wenn ich der Hofrath und Kapellmeister Dr. Lißt wäre, Ritter des Verdienstordens für Kunst und Wissenschaft und mehrer anderer hohen und niederen Orden, so wie auch Klavierspieler. Diese Aufmerksamkeit fing an, mir peinlich zu werden. Da entstand zu meiner Freude am Ufer des Meeres ein gewaltiger Lärm, und wir bemerkten alsbald, daß eine Dame von einem Seehunde verfolgt wurde. Ich machte mich von meinem Christian los und stürzte nach dem Ufer, wobei ich einige hochnasige Excellenzen und Nichtexcellenzen umlief. Die junge Dame, welche keine andere war, als meine kleine Tscherkessin, hatte sich auf ein umgekehrtes Boot retirirt, und der Seehund hüpfte empor, um die zarten Füße des holden Wesens zu erfassen. Ich hatte weder einen Stock, noch ein Messer bei mir, womit ich mich in einen Kampf mit dem Unthiere einlassen konnte. Ich faßte daher den Seehund von hinten und wollte ihn fortziehen; aber das Thier war so glatt, wie ein Aal, und entschlüpfte meinen Händen. Nun wandte sich der Seehund gegen mich. Obgleich es mir an Muth und Körperkraft nicht gebricht, so vermochte ich doch nicht, den scharfen Zähnen des Monstrums Widerstand zu leisten, besonders da ich, wie gesagt, keine Waffe bei mir führte. Ich durfte mich demnach nicht schämen, die Flucht zu ergreifen, um so weniger, als ich meine kleine Tscherkessin gerettet hatte, und lief so schnell als möglich nach dem Salon. Hier stürzte ich über eine Barriere und fiel zu Boden.

„Christian! Christian!" — rief ich und ward besinnungslos.

Als ich die Augen wieder aufschlug, stand mein Flügeladjutant neben mir und sah mich mit einem komischen Lächeln an.

„Hat mich der Seehund nicht verletzt?" — fragte ich den treuen Diener.

„Der Seehund?" — wiederholte er — „Welcher Seehund?"

„Nun, der Seehund," — sagte ich ärgerlich — „welcher am Meeresufer ein Attentat auf meine kleine Tscherkessin beging und mich sodann nach dem Salon verfolgte."

Digitized by Google

„Die Seehunde können ja gar nicht laufen, gnädiger Herr Baron," — sprach Christian lachend — „und übrigens sind wir keineswegs im Seebade gewesen. Nachdem ich die Billets gebracht hatte, schliefen Sie wieder ein und ich mochte Sie nicht stören. Hier habe ich die Ehre, Ihnen zwei Briefe zu überreichen, welche soeben der Postbote gebracht hat. Sie sehen, daß meine Prophezeihung zum Theil eingetroffen ist, und ich wünsche herzlich, daß sich meine Weissagung ganz erfüllen möchte."

Ich war sehr verwundert, nahm die Briefe und öffnete zuerst den, auf welchem ich die Hand des Commercienrathes erkannte. Der Inhalt war folgender: „Ew. Hoch- und Wohlgeboren Wunsch bedaure ich unendlich nicht erfüllen zu können, da meine Tochter keine Neigung für Sie fühlt und Hochdieselben überdieß wegen des Verlustes Ihres Vermögens sich nicht in der Lage befinden, eine Frau standesmäßig zu ernähren."

„Bene!" — sagte ich bitter lachend und öffnete den anderen Brief, welcher von meinem Berliner Lotterie-Collecteur war und die Mittheilung enthielt, daß ich die Hälfte des großen Looses gewonnen habe.

„Melius!" — rief ich jetzt in der heitersten Laune, indem mir mein Christian von Herzen gratulirte.

„Optime!" — fügte ich hinzu — „werde ich aber erst dann rufen, wenn meine kleine Tscherkessin, in welche ich mich in meinem Traume wahrhaft verliebt habe, von mir heimgeführt worden ist, falls dieselbe freilich noch nicht versagt sein sollte."

„Nun in diesem Falle" — sagte Christian — „haben beide Briefe ihr Gutes, und vielleicht erfreuen sich der gnädige Herr Baron bald einer Frau Baronin."

„Meine Erzählung ist zu Ende, lieber Carl."

„Zu Ende?" — fragte dieser. — „Und die kleine Tscherkessin?"

Theodor stand auf, nahm Carl an die Hand und führte ihn zu der erwähnten Dame.

„Und die kleine Tscherkessin hier" — sagte er lächelnd — „ist seit vierzehn Tagen die Gemahlin Deines glücklichen Freundes Theodor."

Carl Graf v. Hülsen.

Die Aufhebung des Religionsedikts in Preußen.

Auf Lichtperioden, wie die unter Friedrich dem Einzigen, folgen, besonders wenn der Lichtträger vom irdischen Schauplatze abgetreten ist, gewöhnlich Reactionsversuche der Obscuranten. So geschah's, als Friedrich Wilhelm II. in Preußen zur Regierung gekommen war 1786; denn schon nach zwei Jahren (1788) hatten es der Minister der geistlichen Angelegenheiten, v. Wöllner, und andere Männer in des Königs Umgebung dahin zu bringen gewußt, daß das Religionsedikt erschien, eine Ausgeburt des Obscurantismus, wodurch an der Stelle der bisherigen Aufklärung und Glaubensfreiheit der Buchstabenglaube und Glaubenszwang zur Herrschaft gebracht und ein erleuchtetes Volk, wie das preußische, mit Macht der Verdummung zugeführt werden sollte. Der vortreffliche Friedrich Wilhelm III., der schon als 17jähriger Jüngling bei der Confirmation in seinem Glaubensbekenntnisse es ausgesprochen hatte, „daß es unzählige Uebel in der Welt veranlaßt hat, daß man hat vorschreiben wollen, was die Menschen glauben sollen," widerrief sogleich bei seiner Thronbesteigung jenes in Grund, Wesen und Wirkung unmoralische Edikt. Wöllner nahm sich heraus, die deßhalb ergangene Kabinetsordre in einem an das Consistorium erlassenen Rescripte nach seinem eignen Sinne, folglich in einer der königlichen Absicht entgegengesetzten Weise, zu deuten. Da erließ Friedrich Wilhelm III. am 12. Januar 1798 eine zweite Kabinetsordre, worin er sein höchstes Mißfallen über diese Mißdeutung zu erkennen gab, und da Wöllner trotz dem noch nicht um seinen Abschied anhielt, so wurde er ihm vom König gegeben. General-Lieutenant v. Minutoli in seinen lesenswerthen „Beiträgen zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilh. III." hat die zweite Kabinetsordre mitgetheilt. Sie lautet so: „Die Deutung, welche Ihr Meiner Ordre v. 23. Nov. vor. J. in Eurem unter dem 5. Dec. an die Consistorien erlassenen Rescripte gegeben habt, ist sehr willkürlich, indem in jener Ordre auch nicht ein Wort enthalten ist, welches nach gesunder Logik zur Einschärfung des Religionsedikts hätte Anlaß geben können. Ihr seht hieraus, wie gut es sein wird, wenn Ihr bei Euern Verordnungen künftig nicht ohne Berathschlagungen mit den geschäftskundigen und wohlmeinenden Männern, an denen in Eurem Departement kein Mangel ist, zu Werke geht und darin dem Beispiel des verewigten Münchhausen folgt, der denn doch noch mehr, als viele Andere, Ursache gehabt hätte, auf sein eignes Urtheil sich zu verlassen. Zu seiner Zeit war kein Religionsedikt, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei, als jetzt, und das geistliche Departement stand bei Inländern und Ausländern in der größten Achtung. Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorstellungen und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte; aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eignen Ueberzeugung sein und bleiben muß und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrenn-

Digitized by Google

image
not
available

Zeitung für den Deutschen Adel.



Fünfter Jahrgang.

№ 74. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der Tod Kain's.

Der wilde Kain altert
Zum lebensmüden Greis,
Das Aug' ist ihm erloschen,
Der Scheitel kahl und weiß.

Der Arme Kraft gebrochen,
Die einst, gestählt von Wuth,
Des Zornes Fackel tauchten
In Abels sanftes Blut.

Vom alten Fluch getrieben,
Wankt' er von Land zu Land,
In Höhl' und Felsenklüften
Nur kurze Ruh' er fand.

Des langen Irrens müde,
Schlief er an dürrem Baum; —
Da wecken Donnerschläge
Ihn auf aus wüstem Traum.

Er glaubt erneut zu hören
Der Keule blut'gen Schlag,
Als mit zerschelltem Haupte
Der Bruder vor ihm lag.

Doch kaum hat ihn das Zürnen
Des Himmels aufgeschreckt
Und grauenvolle Bilder
Im irren Geist erweckt.

Da zuckt auf's Neu hernieder
Des Blitzes falber Schein,
Es hallt mit dumpfen Dröhnen
Der Donner krachend drein.

Das Haupt zerstob in Trümmer,
Das ersten Mord gedacht;
Es liegt der Arm zerschmettert,
Der einst die That vollbracht.

E. Gr.

Aktenstücke aus der geheimen Geschichte der Theilung des Königr. Sachsen.

(Schluß.)

6.

Note des sächsischen Conferenzministers Grafen von Einsiedel an Fürst Metternich.

(Preßburg 11. März 1815.)

S. Maj. der König von Sachsen hat mit dem tiefsten Schmerz aus den Urkunden, welche Ihre F. Gn. die Herrn F. v. Metternich und v. Talleyrand und S. Exc. der Herz. v. Wellington *) ihm mitzutheilen beauftragt waren, ersehen, was die Mächte soeben über das Schicksal Sachsens beschlossen haben. Ohne andere Grundsätze, als den der Convenienz, und ohne Rücksicht auf die innern Verhältnisse der Nation hat man mitten durch das Land eine Linie gezogen, welche jener zu gleicher Zeit zwei Fünftel ihrer Volkszahl, mehr, als die Hälfte ihres Flächeninhalts, und die zur Subsistenz des dem Könige übrigbleibenden Theils unentbehrlichsten Gegenstände entreißen würde. Zu solchen Opfern fordert man den König auf, seine Zustim-

*) Sie waren die Deputation, welche der Congreß nach der definitiven Entscheidung über Sachsen (7. März) absandte nach Preßburg (8. März), um von Friedrich August die Einwilligung der verlangten Abtretung zu erhalten. Er gab ihnen nicht die gewünschte Antwort.

Digitized by Google

mung zu ertheilen, mit dem Zusatze, daß man sich über die Nebenbedingungen nicht eher in Unterhandlung einlassen würde, bevor S. Maj. sich über die Territorialabtretungen kategorisch erklärt hätten. S. Maj. können die Gültigkeit dieser Verfügung nicht anerkennen, welche ohne Zuziehung ihres eignen Bevollmächtigten getroffen worden sind. Nachdem der König seine Freiheit wieder erlangt hat, ist kein Hinderniß mehr vorhanden, mit ihm selbst zu unterhandeln; man kann über seine Rechte ohne seine Einwilligung nicht verfügen, und er würde durchaus nicht zugeben können, daß man seine Staaten für erobert ansehen könne. Fortgezogen von der Gewalt der Umstände, hat der König an dem Kriege keinen andern Antheil genommen, als den eines Bundesgenossen. Von S. Maj. hat es weder bei dem Beginnen des großen Kampfes, noch im Laufe desselben abgehangen, der Sache der Verbündeten beizutreten, so aufrichtig er auch dieses gewünscht, und so unzweideutig er diesen Wunsch auch, und zwar noch zuletzt, durch sein an die Verbündeten gerichtetes förmliches Ansuchen ausgesprochen hat. Das sächsische Volk hat im vollen Vertrauen auf die verbündeten Mächte alle Anstrengungen gemacht und willig alle Opfer gebracht, welche jene von ihm forderten; das Recht der Eroberung ist also ebenso wenig gegen den König, als gegen sein Volk anwendbar, auch wenn die Alliirten nicht, wie sie gethan haben, öffentlich erklärt hätten, daß ihre Anstrengungen lediglich gegen die Usurpation gerichtet und sie selbst von allen Absichten auf Eroberungen weit entfernt wären. (Folgt Verlangen neuer Erwägung der Sache, und zwar mit dem sächsischen Bevollmächtigten, und Einstellung der auf eine Theilung des Landes Bezug habenden Maßregeln der provisorischen (preuß.) Regierung). Endlich nimmt der König mit gerührtem Herzen die Vermittlung der erhabnen Souveräns an *), welche sich bisher zu seinen Gunsten verwendet haben, und die Ueberzeugung von seinem Rechte und der Billigkeit seiner Forderungen giebt dem König die Zuversicht, daß diese Monarchen ihm auch ferner und ohne Einschränkung ihren mächtigen Beistand nicht entziehen werden. (Schluß).

Nachbemerkung. Napoleons Landung in Frankreich und seine Fortschritte drängten zur Eile; es wurde beschlossen, daß Preußen ohne Verzug von den ihm zuerkannten Theilen Sachsens Besitz nehme. Am 6. April 1815 gab Friedrich August endlich mit gewissen Bedingungen seine Einstimmung. Hiermit mögen diese Mittheilungen schließen.

Dr. G.

*) Man sieht, der König behauptete auch im Unglück seine Würde. Er bittet nicht die Souveräns, welche sich bisher für ihn verwendet haben, es ferner zu thun, sondern „er nimmt ihre Vermittlung an," und bei der Zuversicht auf ihren Beistand pocht er auf sein gutes Recht.

Die Schwestern.

Novelle

von

Oth. v. Plänckner.

(Eginhardt.)

„Mögen Engel Gottes über Dir wachen, holdes Mädchen! Wohl decket schon sanfter Schlummer Dein süßes Auge; ruhe, träume süß, Emilie!" — Die herrliche Sternennacht des Juni verbot Theodor von Karstell das Ruhelager aufzusuchen, hielt ihn fest am Fenster seines Schlafgemaches, das ihm den Ausblick über freundliche Gärten, über die Dächer eines niedriger gelegenen Stadttheiles hinweg, nach der freien Weite der Flur gewährte. Heilige, feiernde Stille deckte Alles ringsum. Die näheren Umgebungen des Beschauers lagen verdeutlicht, erkennbar im sanften Lichtschmelze vor seinem Auge. Mehr entfernt, ging die Beleuchtung in Düsterheit über, die in größerer Weite zum nächtlichen Dunkel ward. Ein einzelner Glockenschlag verkündete den Ablauf der ersten Stunde nach Mitternacht, Theodor empfand nicht das Bedürfniß der Ruhe, sein Gemüth war erregt, der Geist geschäftig, sein Blick hing am hohen azurnen Zelte und die Lippe wiederholte leis: „Emilie!" — Vor wenig Wochen erst war Karstell aus einer Stadt der Provinz in die Residenz berufen und dem Finanzkollegium zugetheilt worden. Der junge Mann mit der werbenden Gestalt, mit dem klugen, doch aber so bescheidenen Blicke, mit reicher Gabe der Wohlredenheit, mußte wohl überall, wo er sich zeigte, zur gefälligen Erscheinung werden, und in der lebhaften, geselligen Hauptstadt konnte es dem durch sich selbst schon empfohlenen, neuen Mitbewohner derselben an Einladungen nicht gebrechen. — Kurz vor Mitternacht war er aus dem Hause des Geheimeraths von Rochoff, wo ein großer Theil der höheren Stände sich zur Soirée zusammengefunden, zurückgekommen, und der dort verlebte Abend hatte ihm reichen Stoff geboten, um ein Paar wache Stunden der schönen Sommernacht hindurch geistig und gemüthlich gleich lebhaft beschäftigt zu sein. — Es mußte ja doch ein ausgezeichneter Ruf sein, was Veranlassung hatte geben können, von höherer Hand aus ihn seiner früheren Sphäre zu entnehmen und in seine jetzige Stellung zu versetzen, da es der Residenz durchaus an Individuen nicht mangelte, von denen gewiß manches bei der eingetretenen Erledigung sich bereits an Karstell's nunmehrigem Platze gesehen. Dieser Umstand erwarb ihm das wohlwollende Entgegentreten der Höchsten, deren Vorbild Nacheiferung Anderer erweckte, im Kreise der Frauen aber entschied das freundlich beschäftigte Auge ohne irgend eine Ausnahme vortheilhaft für ihn. — Auch am vorigen Abende hatte er sattsam Beweise gesammelt, daß die allgemeine Meinung über ihn eine höchst günstige sein müsse.

Digitized by Google

Schon die Art und Weise, mit welcher Herr von Rochoff, sein Chef, da ihm das Departement der Finanzen untergeben, ihn, den etwas spät Eintretenden, empfing, erst ihm freundliche Vorwürfe machte, dann seine geschäftliche Abhaltung aber gelten lassend, ihm versöhnt die Hand reichte, befestigte mehr und mehr das Urtheil Aller, die ihn bereits kannten, während sie ihm zugleich das beste Anerkenntniß derer bereitete, denen er noch fremder geblieben. — Wenn Theodor für diese Stimme über ihn wohl nicht völlig gleichgültig bleiben konnte, so wurden die Empfindungen, die ihm vielleicht deßhalb geworden, heute doch gänzlich in den Hintergrund gerückt, Platz zu machen einem anderen, weit höherem, mächtigerem Gefühle. — Als in gesellschaftlicher Leichtigkeit ein Stündchen hinweggesprochen, wurden Karten angeboten; doch nur die älteren der Gäste nahmen deren an, der jüngere Theil aber wandte sich vielmehr nach dem geräumigen Pavillon des schönen Gartens, dort beim muntern Komersspiele die Stunden sich zu vertreiben. Hatten Therese und Emilie von Rochoff, des Geheimerathes Töchter, die vor mehreren Jahren schon verstorbene Mutter ersetzend, in der Stellung als des Hauses Wirthinnen keinem Wunsche mehr Raum gelassen, so verstanden sie es, hier beim Arrangement und bei der Leitung der kleinen Spiele, unendlich liebenswürdig zu erscheinen. Wenn es nun dabei öfter der Fall war, daß Theodor, welcher noch nicht Gelegenheit gehabt, an derartigen Spielen Theil zu nehmen, gegen die Regel verstieß, dann übernahm es hauptsächlich Emilie, die jüngere der Schwestern, ihn zurecht zu weisen, und dieß geschah stets mit so viel Freundlichkeit, mit einem Auge, das einen so wundersam wohlthuenden Zauber auf ihn wirkte, daß Theodor, um des holden, manchmal scherzhaftzürnenden Mädchens Nähe sich öfter herbeizuführen, wiederholt absichtlich kleine Verstöße beging. Doch nur zu bald ward diese List unnöthig, denn auf seine liebliche Lehrerin nur den Blick gerichtet, an ihrer Spur, an ihren Bewegungen, ihren Worten nur hangend, verlor er ja oft genug den Zusammenhang der Spiele und ward der Zurechtweisung wirklich und im höchsten Grade bedürftig. — Die Gesellschaft der jungen Leute war sehr munter; der Pavillon ward bald zu eng gefunden für ihre Lust; die Sonne hatte sich tiefer dem Horizonte zugeneigt, ihre Strahlen drangen nicht mehr über die Umfassungsmauer des Gartens; man eilte dort hinaus, sich weniger beschränkt zu bewegen. Es bildeten jetzt sich einzelne Gruppen, plaudernd und sich neckend. Emilie kam von einer Besorgung im Hause zu den Fröhlichen zurück. Da trat Theodor einige Schritte ihr entgegen. — „Sie haben viel Mühe mit mir, dem Ununterrichteten, und viel Nachsicht für mich gehabt;" redete er zu ihr. „Erlauben Sie mir, Ihnen dafür zu danken." — Emilie lachte recht herzlich und entgegnete: „Lassen Sie sich dieß nicht beunruhigen! Aber ernsthaft, Herr von Karstell," fuhr sie scherzhaft drohend fort, „mir wollte es manchmal fast erscheinen, als erheuchelten Sie nur den Mangel eines schnelleren Fassungsvermögens." — Theodor empfand das Erröthen seines Gesichtes und wollte diese Beschuldigung ablehnen. — „Machen Sie nicht Uebel ärger," verwies ihm Emilie und bewegte wiegend das schön umlockte Haupt, „es ist bekannt, daß es den Herren manchmal gefällt, uns Mädchen auf die Probe zu stellen. Sie wollten sich vielleicht von meiner Demonstrationsgabe überzeugen?" — „Fräulein, ich bitte Sie . . . ." rief Theodor aus. — „Auch ich bitte Sie," fiel Emilie, der seine Betretenheit nicht entgehen konnte, ein, „und zwar um Vergebung, wenn ich Ihnen Unrecht gethan." — Emilie machte dabei eine Bewegung des Armes, als ob sie es dem jungen Manne freistellen wolle, zur Feier der Versöhnung ihre Hand zu fassen. Karstell zog die kleine Rechte des herrlichen Mädchens an seine Lippen und sie trennte sich freundlich von ihm, zu anderen Gespielinnen hüpfend. — Nach diesen Augenblicken, die von Theodor unaussprechlich süß empfunden wurden, fühlte er sich mehr heimisch, gleichsam nun erst aufgenommen in dem ihm bisher nur noch wenig bekannten Kreise der jungen Hauptstädter. Es war ihm, als ob dieser kurze Redewechsel mit der Lieblichsten unter Allen ihm das volle Bürgerrecht in diesem Cirkel ertheilt, und er schloß sich, im Herzen schöner Freude voll, traulicher als wohl vorher den Uebrigen an. — Die neubeginnende Unterhaltung führte Emilie öfter wieder in seine dichtere Nähe, brachte, wie dieß bei solchen Kreisspielen gar oft der Fall, Beide in genauere Beziehung zu einander. Wenn dann die Regel es vorschrieb, daß er des Mädchens Hand berühre, dann ward ihm ein Empfinden, als ob ein ihm noch fremdes, wohlthuend fühlbares Feuer seinen Busen durchflamme und seinem Blicke, der am liebsten an ihrem Auge hing, begegnete nur Freundliches. Auch Therese galt ihm, in schöner, holder Natürlichkeit mehr als irgend Eine aus dem Kranze so vieler jugendlich Blühenden. Nur Emilie allein war es, der er die Schwester nachstellte, denn sie zeigte ihm in herrlicher Vereinigung ja Alles, was den Jüngling ihrer einstigen Wahl als den Beneidenswerthesten erscheinen lassen mußte. — Auch die Augenblicke des Auseinandergehens brachten dem Finanzrathe noch eine schöne, große Freude ein. Frau von Westphal, seine Nachbarin, hatte ihn, da ihre Equipage nicht disponibel, schon früher, für Viele hörbar, um seine Geleitung nach Hause gebeten. Als er nun von Emilie sich beurlauben wollte, war diese noch im Gespräche begriffen mit jener, die seinen Schutz in Anspruch genommen, und folgte, da Alles schied, am Arme der Dame die Stiege herab, bis zur Ausgangsthüre. Dort aber duldete sie es, daß Karstell die Hand, die er gefaßt, von der seinigen umgriffen behielt, bis Frau von Westphal, die freundlich

Digitized by Google

erst gezögert, nun wirklich schied. Dem Jüngling aber wollte es so dünken, als ob die wollig weiche Hand, so lange er sie umsponnen, geschäftiger pulsirt und beim Berühren seines Mundes ein leichtes Zucken sich an ihr empfinden lassen. — Kühler begannen die Nachtlüfte zu wehen; geschäftig, wie gespenstisch flüsternd, regte sich das Laub der unfernen Akazien. Noch einen vollen Zug des balsamischen Duftes, der zu ihm aufdrang, athmete er ein in die junge, so volle Brust. Noch faßte er in einem einzigen, weiten Blicke des Firmamentes unzählbare Lichter. Dann schied er von der Pracht der Sommernacht, sich nun den Zoll der Ruhe abzutragen, und: „Ruhe sanft und süß, Emilie!" war heut' sein Nachtgebet.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Der in der theologischen Literatur durch sein Werk: „Die göttliche Sendung des Moses" bekannte Warburton († 1779) hat auch eine Abhandlung „über den Ursprung der Ritterbücher" gescheieben. In dem citirten theologischen Werke zog ihm eine Behauptung heftige Streitigkeiten zu, nämlich die, daß Moses blos durch zeitliche Belohnungen und Strafen Gehorsam den von ihm im Namen Jehovas promulgirten Gesetzen zu verschaffen gewußt habe, während andere alte Gesetzgeber und Religionsstifter die Lehre von einer jenseitigen Vergeltung zur Erhaltung der büegerlichen Anstalten für durchaus nöthig gehalten hätten.

Selten wird bei einem Mächtigen der Erde im Tode an seinem Leichname sich noch ein so auffälliges Schicksalswalten zeigen, als bei Wilhelm, dem Eroberer, 1066, Stifter einer neuen Dynastie in England. Als er 1087 im 71. Lebensjahre verschieden war, während eines Kriegs gegen Frankeeich, ließ man seinen Leichnam nackend liegen. Kein Mensch blieb bei ihm; die Vornehmen seiner Umgebung gingen ihre Wege; die Bedienten plünderten aus. Der Erzbischof von Rouen nahm sich nachher der Leiche an. Kaum war sie auf dessen Anordnung durch das Thor von Caen eingefahren, geriethen Alle über eine in der Stadt entstandene Feuersbrunst in Verwirrung; die Leiche war wieder verlassen. Als man sie nach der Kieche trägt, protestirt Einer gegen das Begräbniß daselbst, weil W. sie hatte auf dessen Grund und Boden bauen lassen. Endlich steht man in der Gruft an dem steinernen Saekophage: siehe, da ist er zu eng! Aber man preßt den Körper hinein, die Eingeweide platzen aus dem Bauche, und jetzt fliehen abermals Alle vor Gestank.

Es war einst in Worms Sitte, daß sich die Bürgermeister, wenn sie einen Verbrecher wollten hängen lassen, den Strick dazu vom Bischof ausbitten mußten. Daein lag Anerkennung der bischöflichen Jueisdiction; die Bürger des Mittelalters aber waeen stets geneigt, sich weltlichen und geistlichen Oberherren, wie es nur gehen wollte, zu entziehen, oder das zu umgehen, worin eine Anerkennung der Hoheit eines Andern über sie lag. Deßhalb machten die Wormser Ketten an den Galgen. Da kam Reinhard I. von Sickingen 1445 auf den bischöflichen Stuhl, eifersüchtig auf alte Rechte des Bisthums. Erzürnt über die List mit den Ketten, ließ er Büegermeister und Rath vorfordern, veebot alle Neuerungen und sagte, weder er, noch das Bisthum seien so verarmt, um nicht Stricke auch für verbrecherische Bürgermeister von Worms zu haben.

[Volkssitten.] (Schluß.) Das Scheibenschießen hat seinen Ursprung von jenen Musterungen, die auf Befehl Kaiser Heinrich's I. jährlich angestellt wurden. Das Vogelschießen hat aber einen tiefern Grund. Dieses stammt aus dem Heidenthume und wurde zum Spott der Christen erfunden, die an den heiligen Geist glauben, der einst in Taubengestalt sich über Jesum geoffenbaret. Eben deßhalb wurden auch die Vogelschießen um Pfingsten gehalten, und der Vogel als fliegende Taube gemacht. Die Vogelstange heißt an vielen Orten noch der Taubenbaum, und das Schießen das Taubenschießen.

Die Kirmse, Kirchmesse oder Kirchweihe entstand im 2. Jahrhundert nach Christi Geburt, wie Eusebius erzählt. Sie ist ein Gebrauch, der von den Heiden abstammt, welche ihre Tempel als Wohnungen ihrer Götter ansahen und deßhalb glaubten, durch besondere Ceremonien ihren Götzen zu bewegen, in sein Haus einzuziehen. Wir haben nun das Unreine davon hinweggethan, und unsere Einweihung ist nichts als ein Gebet, daß Gott Kraft zu dem Worte geben möge, welches in der Kirche gepredigt wird. In der Folge blieb dieser Tag nicht allein ein Kirchenfest, sondern bildete sich auch zu einem Volksfeste. In den Städten trat an seine Stelle der Jahrmarkt. Das Volk kam nämlich in Menge an dem Einweihungstage zusammen, es versammelten sich Kaufleute und Krämer, und so entstand ein Kauf und Verkauf, ein Jahrmarkt. — Einige wollen die Kirmse von dem sclavischen Worte Kermes, das so viel als Schmauserei bedeutet, ableiten, haben aber weiter nichts als das nackte Wort zu ihrer Rechtfertigung. Daß die mehresten Kirmsen nach der Aerndte gefeiert werden, scheint mit dem Dankfeste für glückliche Aerndten, welches man dem Thor weihte, im Zusammenhange zu stehn.

Die Sitte, an Weihnachten einander Geschenke zu reichen, soll nach Einigen von der Geburt Jesu, den Gott uns zum Geschenk gegeben, nach Andern von den Geschenken, welche die Weisen dem Kinde Jesu ehrfurchtsvoll zu Füßen legten, ihre Entstehung haben. Doch findet man noch einen frühern Ursprung der Weihnachtsgeschenke. Unsere Vorfahren feierten nämlich auch ein Weihnachtsfest, wenn sie gleich damit eine andere Beziehung verbanden. Dieses Fest galt nämlich der wiederkehrenden Sonne und wurde der Göttin Freya zu Ehren die 12 Nächte hindurch, weil bei den Deutschen die Nacht heiliger als der Tag war, gefeiert. Diese Nächte hießen darum Gott geweihte Nächte (Wyhinächte), wovon unser Weihnachten den Namen hat. Das Fest wurde auch das Jutfest genannt, welchen Namen das Weihnachtsfest noch jetzt bei den Dänen und Norwegern hat. An demselben wurden Sonnenräder, Prezeln, Honig- und Mehlkuchen von allerlei Gestalt gebacken, der Sonne geopfert, verschenkt und so lange das Fest dauerte, davon gegessen. Daher bei uns noch die Gewohnheit, Lebkuchen an diesem Feste zu essen, Wecken, Prezeln, Höener und Ringe zu backen und sich damit zu beschenken. Die Druiden weissagten in jenen Nächten, daher noch jetzt die Possen in den 12 Nächten getrieben werden. (Wolf in Ohrdruff.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 75.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Drei Gedichte

von

F. L. Schwarz.*)

1.

Verlöbniß durch einen Sprachfehler.

Mein Dessau ist ein nettes Städtchen,
Das wie in einem Garten liegt,
An welchen sich die Mulde schmiegt.
Da giebt es einen Kranz von Mädchen,
Die gleich den meisten Frauenzimmern,
Sich um Grammatik wenig kümmern
Und bei dem Kaffee, oder Thee
Den Adelung durch falsches Setzen
Von mir — und mich — so oft verletzen,
Wie ihre Schwestern an der Spree.

In diesem Dessau lebt noch heute
Ein junger bauverständ'ger Mann,
Der eins der Mädchen liebgewann
Und nur um ihre Hand nicht freite,
Weil er vor einem Korb sich scheute.
Indeß hieß es nach wenig Wochen,
Der Bauinspector sei versprochen,
Und das Gerücht ward ziemlich laut,
Nur wußte man noch nicht die Braut;
Drum sammelten auf einem Balle
Um ihn sich fast die Mädchen alle,
Um doch von ihm beim Glückwunsch selbst zu hören,
Wer wohl die Braut und ihre Aeltern wären.

Auch seine Schöne trat herzu,
Und sprach: „Mein Herr, ich muß sie kennen
„Und lasse ihnen keine Ruh,
„Als bis sie ihre Braut mich nennen!"

„Ach Fräulein," sagt er drauf entzückt,
„Sie machen mich zu hochbeglückt,
„Mein ganzes Herz war längst ihr eigen,
„Und das, was ich für Sie empfand,
„Bekenn' ich gern vor diesen Zeugen
„Und hier ist meine treue Hand!"

Erröthend sprach das schöne Kind:
„Versprechen ist noch kein Versprechen,
„Doch weil hier soviel Zeugen sind,
„So will ich auch mein Wort nicht brechen.
„Folgt meiner Aeltern Jawort nach,
„Die sie als braven Mann schon kennen,
„So sollen sie, so wie ich sprach,
„Nicht mir, nein mich, ihr Bräutchen nennen."

*) Diese Gedichte theilen wir als Curiosum aus dem vorigen Jahrhundert mit. Der Verfasser, F. L. Schwarz, war ein genauer Freund Gleim's und Neffe v. Göcking's.

Fürst Metternich und die Marquise von Londonderry.

Die letztere erzählt in ihren Mittheilungen über einen Besuch, den sie im Jahre 1840 in Wien machte, Folgendes:

„Nach einer großen Mittagstafel bei dem russischen Gesandten Tatischeff am 23. September begaben wir uns in den Garten des Fürsten Metternich, wo wir zu einer „Reception" eingeladen waren, da er und die Fürstin eben aus Königswarth in Böhmen zurückgekehrt.

Nach achtzehn Jahren, wo ich den Fürsten jetzt wiedersah, fand ich ihn in seinem Benehmen ganz unverändert. Dieselbe ihm eigenthümliche Ruhe und Milde. Er trägt sich noch ganz aufrecht, nur sein Auge ist etwas matter. Sein Gesicht ist länger geworden, sein Haar zeigt schon Silber. Kurz etwas bemerkt man doch vom Einflusse der Zeit. Aber Geist

Digitized by Google

und Ausdruck sind noch dieselben. Er umarmte Lord L. und küßte mir die Hand.

„Enchanté de vous revoir, Miladi, après vingt ans.“

„Achtzehn blos,“ antwortete ich.

„Ah, ce n'était pas la peine de me corriger pour si peu de chose.

Auf meine Bemerkung, daß er gar nicht gealtert habe, antwortete er:

„Non, on ne change pas, on ne vieillit plus, et je sais Vous prouver çela. J'ai fait dernièrement ce raisonnement sur ce chapitre à la princesse, qui ne veut pas vieillir; c'est sa manie: car elle est très vieille, et tout en le disant, elle n'en convient pas. Tenez, je lui ait dit. Vous ne changez pas. — Mais oui. — Eh bien je Vous prouverai logiquement que non. La vie se compose d'heures; le temps et l'existence sont composés de moments; donc à dix heures prenez Votre glace, regardez y; a dix heures et demie regardez y encore, Vous ne trouvez point de changement; — donc, dans quel moment changez Vous? dans ancun: or donc Vous ne changez pas. Il y a 26 ans depuis le congrès: que de changemens! que de monde est mort! Le roi de Prusse est le seul souverain qui existait; à present il est mort; moi, je suis le seul ministre qui existe.“

„Nesselrode;“ unterbrach ihn Lord L.

„Non, il n'était que secretaire. Beaucoup de monde existait il y a 26 ans; mais il fallait deja être vieux pour être ministre, ou chef. Et Wellington était le seul géneral en chef de ce temps là. Et pour les plenipotentiaires, ils sont tous morts aussi. Vous, und dabei wendete er sich an Lord L. graces au cieul, Vous voila! — le pauvre Castlereagh, que je regreterai toujours — Talleyrand est mort — Cathcart, il est mort.“

„Non, il existe toujours,“ entgegnete Lord L.

„Eh bien, dans ce cas la, celui la n'est pas mort; mais Wrede, Gentz etc. enfin, tout le monde est mort.“

Als man darauf von Geschäften sprach, sagte er:

„On revient toujours à la même chose: il y a rien de nouveau, et si je voulais le trouver, je chercherais dans mes cahiers et mes cartons de passe. Au reste, si l'on veut bien, et qu'on a la ferme détermination de bien vouloir, l'on est come le centre d'une roue — tout tourne autour de Vous, et l'on revient ou on était. Et comment sont les charbons, Milord? Bien? Ah, tant mieux; mais, ils allaient mal il y a quelque temps: pourquoi est ce qu'ils allaient mal? Les railways et les steamers devraient les faire aller bien.“

„C'est une longue histoire, pour expliquer.“

„Eh bien, si elle est longue ne la racontez pas. Qu'est ce que Vous faites demain? Voulez Vous diner ici à 5 heures?“

Darauf nahmen wir Abschied und fuhren in unsre neue Wohnung zu Mariahülf.

Die Diners um fünf Uhr sind mir sehr unangenehm. Sie schneiden den Tag auseinander und sind für Leute, die einen langen Vormittag sehr gern haben, völlig unpassend.

(Schluß folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Es dehnt die Brust sich weit, tief, tief aufathmend, und höher, mächtiger wird des Herzens Schlagen, wenn im Gemüthe nun ein Empfinden eingezogen, wie ihm noch nicht geworden, vor dem nun Alles, was irgend je vorher das Herz beschäftigen wollen, so klein, so unwichtig nur erscheint. Sie stärket, kräftiget uns, die schöne Liebe, sie rüstet uns zu munterm Schaffen, Wirken, theilt uns die Freudigkeit der Engel mit. Noch tief verborgen, nur im eigenen Herzen, kaum noch bekannt vor uns selbst allein, wirkt sie doch mächtig in uns, aus uns. Wir wollen vor uns selbst noch würdiger werden, das Wort des süßen Eingeständnisses den unsern gleichender Gefühle, das Wort beseligender Verheißung von der Geliebten theurem Munde zu vernehmen, wenn erst die heilige Stunde sich genahet, wo wir mit liebendem Vertrauen in Rede nun es fassen können, was überraschend schnell, in einem großen Augenblicke, der Seligkeit entlehnt, für uns zum einzigen, zum höchsten Wollen ward. — Freudiger schritt Karstell am folgenden Tage zu seinem Werke. Zur leichten Unterhaltung ward ihm, was Andere oft mühsam fanden, trocken, unbelohnend schalten. Die todten, kalten Zahlen, die den Collegen so unerbaulich erschienen, sie waren ihm es nicht, er schwärmte, daß er nach ermüdender Arbeit Emilie's zufriedenem, lohnendem Lächeln begegnen werde. Und heimgekehrt in seine Wohnung, zog's ihm zum Fenster seines Schlafgemaches hin, das ihm mit seiner Aussicht vor Allem lieb geworden, denn dorthin hatte ja sein Auge ausgeblickt, als er der schönen Stunden reiche Gaben, im süßen Spiele der Zurückrufung, sich wieder vorgezählt. — Still glücklich lebte Theodor, an freundlich schönen Bildern hangend. Die Abende führten ihn, wenn ihm nicht eine besondere Einladung geworden, gewöhnlich in einen gesellschaftlichen Verein, wo er den größeren Theil der höheren Angestellten, Viele des höheren Mittelstandes vereiniget fand, wo er bis jetzt die meisten Bekanntschaften angeknüpft. Da traf es sich eines Abends, daß, als er, kaum eingetreten, nur Wenige noch begrüßt, der junge Hauptmann v. Westphal die Gruppe von Officiers und anderen jungen Leuten, da er gestanden, verlassend, zu ihm trat und ihn einlud, ihm zu Jenen, die so wie er selbst seinem Kom-

Digitized by Google

men entgegen gesehen, zu begleiten. Dort aber theilte man ihm den Plan einer zu machenden Landparthie mit und fügte die Aufforderung, daran Theil zu nehmen, an. — In der Entfernung einer mäßigen Stunde von der Stadt ist das sogeheißene Mühlberger Hölzchen gelegen, wohin man über freundlich abwechselnde Fluren, über duftende Wiesen, an den Rändern üppiger Fruchtfelder wandelnd, gelangt. Die Bewohner der Hauptstadt vereinigen sich an schönen Sommertagen oft zu zahlreichen Wallfahrten dahin. Die theilnehmenden Frauen und Mädchen belasten dann wohl einige Dienstboten mit Speisebedarf enthaltenden Körben, diese der Gesellschaft voraussendend und man verlebt im traulichen, sich bekannten Kreise, zwanglos froh die Stunden des späteren Nachmittages und des Abends. Der Hauptmann von Westphal wollte den Ruhm und den Dank, solch eine Parthie veranstaltet zu haben, davon tragen, seine Mutter, die wir im vorigen Abschnitte schon kennen lernten, hatte sich erboten, das weibliche Präsidium zu übernehmen, und wohlwollend warb man auch Karstell, Antheil zu nehmen. — Freudig gab der junge Mann dieses Versprechen. — „Sie werden," äußerte der Kapitain, fast den nämlichen Cirkel junger Leute finden, der jüngst bei Rochoffs versammelt war; vor allen Dingen die lieblichen Töchter dieses Hauses, die, wie Sie gewiß bemerkt haben, die herrlichste Gabe besitzen, Frohsinn und Heiterkeit um sich her zu verbreiten." — Theodor begnügte sich, die Erwiederung, die Westphal vielleicht erwarten mochte, in ein beistimmendes, schweigendes Neigen des Hauptes zusammenzufassen, tief im Herzen die schöne Hoffnung aufnehmend, daß er bald sie wiedersehen werde, die allein ihn beschäftigte in süßem Denken und Sehnen. Er hatte nun neuen, freudigen Stoff, in Erwartung glücklich zu sein, vorauslebend die schönen Stunden, die sich ihm verhießen, die vor ihm standen, ein herrlich leuchtendes Ziel. — Ein schöner, goldener Morgen stieg im Osten herauf, als am Montage, welcher zu jenem Vergnügen in ländlich freier Natur bestimmt, Theodor, in aller Frühe schon munter, an sein Fenster trat. In wenig Stunden sollte er Emilie wieder nahe sein, dem freudigen Arbeiter schlichen sie nicht im Schneckenzuge vorüber. — Frau von Westphal besaß außerhalb des Thores, aus welchem der Weg nach jenem Wäldchen führte, einen Garten mit artigem Hause. Dieser Ort war zur Versammlung der Gesellschaft bestimmt, und Theodor fand, als er dort eintrat, den Hauptmann und seine Mutter und mehrere der Aufgeforderten bereits vor. Mehr und mehr der Geladenen erschienen bald nach ihm, unter ihnen viele der jungen Damen, welche er kennen gelernt. Doch vermißte er besorgt noch die Schwestern Rochoff und sehnend, hoffend bald, dann wieder fürchtend, wendete er den Blick nach dem Stadtwege. Wohl weheten die Schleier, wohl glänzten die Schirmchen neu Hinzukommender seinen Augen entgegen, Emilie aber säumte noch immer, seines Herzens stilles, süßes Verlangen, zu erscheinen. Wie hätte er wagen mögen, nach den Zögernden zu fragen? Waren sie abgehalten worden, von der Parthie zu sein? — „Wo Rochoffs nur bleiben mögen!" äußerte eine der jungen Damen. — „Sie werden nicht ausbleiben," beruhigte Frau von Westphal, „ein Viertelstündchen jedoch werden wir noch Geduld haben müssen; ich kenne ihre Abhaltung, früher hier zu sein." — „Sie wird also doch noch kommen!" beschwichtigte Theodor im Stillen sein Verlangen, seine Besorgniß und gab sich mit den Anderen dem Vergnügen der Erwartung froher Stunden hin. — „Da kommen sie!" rief er nach einiger Zeit unwillkürlich laut aus, denn sein Auge war ja immer dorthin gerichtet gewesen, wo sie am frühesten zu erblicken. — „Ein wackeres Auge! Herr von Karstell," verwunderte sich freundlich Baron von Selk, „ich rühme mich doch auch eines guten Fernblickes, doch in solcher Weite erkenne ich nur zwei sommerlich gekleidete Frauengestalten, ohne wagen zu dürfen sie näher, oder gar namentlich bezeichnen zu wollen. Und Sie, ja doch so wenig noch bekannt in unserer Welt....." — Theodor hätte wohl schon im Augenblicke seines Ausrufes diesen am liebsten nicht erfolgt gesehen und fühlte, wie er bei Selk's Bemerkung, die Aller Blicke auf ihn zog, verlegen und verlegener ward. Doch wurde dieß vielleicht von Wenigen nur bemerkt, da Jedermann nun geschäftig war, zum Abmarsch sich fertig zu machen, was ein buntes, komisches Durcheinander gab. Die beiden Spiegel verstatteten nur Einigen zugleich die netten Sommerhütchen regelrecht aufzustülpen, dort war ein Schirm, ein Pompadour verwechselt, hier ward ein Körbchen völlig vermißt; Rochoff's aber, welche während dieser allgemeinen Bewegung eingetreten, wurden mit Küssen und Vorwürfen empfangen, je wozu der Mund der ungeduldigen Freundinnen eben Gelegenheit fand.

(Fortsetzung folgt.)

Die active und passive Menschenrasse.

Was man auch unter dieser Ueberschrift erwarte, auf das wird man doch nicht rathen, was folgt; denn es ist neu und ist das Resultat von dem Forschen und Nachdenken, das auf einem Wege erlangt ist, der selten bisher auf die Weise gegangen worden ist, wie ihn der Mann schon lange wandelt, auf dessen Hauptwerk wir zugleich durch das daraus Entlehnte aufmerksam machen. Wir hoffen, er werde uns das erlauben. Die „allgemeine Culturgeschichte der Menschheit von Gustav Klemm (Leipzig, Teubner. 1843. 1. B.)" ist das Hauptwerk, das wir meinen und das wir im Literaturblatte später noch besprechen zu können wünschen.

Digitized by Google

In dem vor uns liegenden 1. Bande heißt es S. 196. Ich bin auf meinem Wege, die Sitten und Gebräuche, Denkmale und Kunstwerke, Einrichtungen, Sagen, Glauben und Geschichte der verschiedenartigsten Nationen betrachtend zu der Ansicht gelangt, daß die ganze große Menschheit ein Wesen sei, wie der Mensch selbst, geschieden in zwei zusammengehörige Hälften, eine active und eine passive, eine männliche und eine weibliche *).

Die erste oder active Hälfte der Menschheit ist bei weitem die weniger zahlreiche Art. Ihr Körperbau ist schlank, meist groß und kräftig, mit einem runden Schädel, mit vorwärts dringendem, vorherrschenden Vorderhaupt, hervortretender Nase, großen, runden Augen, feinem, oder gelocktem Haar, kräftigem Bart und zarter, weißer, röthlich durchschimmernder Haut. Das Gesicht zeigt feste Formen, oft einen stark ausgedrückten Stirnrand, wie an Shakespeare und Napoleon, die Nase ist oft adlerschnabelartig gebogen, das Kinn stets stark ausgedrückt, oft auch vortretend. Die Jünglinge dieser Menschenrasse zeigen, wo sie rein und unvermischt auftritt, Wesen und Tracht des Apoll von Belvedere, die Männer die des Farnesischen Herkules.

In geistiger Hinsicht finden wir vorherrschend den Willen, das Streben nach Herrschaft, Selbstständigkeit, Freiheit; das Element der Thätigkeit, Rastlosigkeit, das Streben in die Weite und Ferne, den Fortschritt in jeder Weise, dann aber den Trieb zum Forschen, Prüfen, Trotz und Zweifel.

Dieß spricht sich deutlich in der Geschichte der Nationen aus, welche die active Menschheit bilden, der Perser, Araber, Griechen, Römer, Germanen. Diese Völker wandern ein, oder aus, stürzen alte, wohlbegründete Reiche, gründen neue, sind kühne Seefahrer, bei ihnen ist Freiheit der Verfassung, deren Element der stete Fortschritt ist; Theokratie und Tyrannei gedeihen nicht. Wissen, Forschen und Denken tritt an die Stelle blinden Glaubens; hier gedeihen Wissenschaft und Kunst, und diese Nationen haben darin das Höchste geleistet. Der Geist dieser Nationen ist in steter Bewegung, auf- und absteigend, aber immer vorwärts strebend. Ihre Heimath ist die gemäßigte Zone, von welcher aus sie alle übrigen Zonen erobert und beherrscht haben.

(Schluß folgt.)

*) Vorher ist nämlich die Rede von Blumenbach's fünf Rassen (kaukasische, mongolische, äthiopische, amerikanische, malaische) und Prichard's sieben Rassen (Europäer oder iranische Völker = kaukasische R., Mongolen und Chinesen oder turanische Völker, eingeborne Amerikaner, Hottentotten und Boszesmann, Neger, Papuas, Alfouru oder australische Rasse.

Feuilleton.

Das Wort Zeitung. Dieses Wort hatte die deutsche Sprache, ehe es Zeitungen im heutigen Sinne gab; es bezeichnete eine gewisse, fest bestimmte Zeit oder Zeitabschnitt, Termin. So gebraucht es Luther. Späterhin kommt das Wort Zeitung für jede Nachricht, Botschaft vor, sie werde mündlich, oder schriftlich mitgetheilt; allein da gab es schon Zeitungen im heutigen Sinne, und weil diese Blätter Nachrichten über Ereignisse mittheilten, daher hieß man jede Nachricht, die man empfing, eine Zeitung. Unser Wort Zeitung ist, wenigstens seiner Bedeutung nach, nicht für das zu Luthers Zeit und von ihm selbst gebrauchte Wort zu halten, sondern erinnert vielmehr an Theidung, Theiding, d. i. ein geschehenes Ding, eine Begebenheit, was auch in der alten Sprache in der Zusammensetzung als Narretheiding diese Bedeutung hat; denn Narretheiding ist eigentlich eine erdichtete Begebenheit, was man recht deutlich aus einer Stelle in Luthers Werken sieht (denn er muß uns als ein beachtenswerther Gewährsmann in Sachen der deutschen Sprache gelten) — er sagt: „Solche Narretheiding sind die alten Weibermährlein, als die Historie von dem Pfaffen von Kalenberg, oder von Dietrich von Bern." Dann sagt er, heiße auch so „das Geschwätz von Dingen, die weit von uns und über uns sind, närrische Träume der Nativitätssteller u. s. w."

[Begegnung der beiden aufgeklärten Häupter ihres Jahrhunderts.] Als Kaiser Joseph II. sich in Rom aufhielt, war ihm einmal Ganganelli, Papst Clemens XIV., begegnet in einfacher Tracht seines Ordens, der Franziskaner. Der Kaiser, dem Ganganelli auffiel, fragte, wer er sei, und dieser erwiederte: „Ein armer Priester, der die Livrée des heil. Franziscus trägt." Im J. 1769, als Joseph in Rom war, fand eben Vacanz auf dem päpstlichen Stuhle statt, und eben im Mai (24.) dieses Jahres wurde Ganganelli erwählt. Joseph besuchte selbst einmal die Sitzung des Cardinalcollegiums und ermahnte dasselbe, einen Papst zu wählen, der zur Behauptung der Rechte und der Würde der Religion geschickt sei. Das meinte er natürlich nicht in dem Sinne, in welchem man zu Rom von Behauptung der Rechte und der Würde der Religion redet, nicht im hierarchischen Sinne. Als die Cardinäle ihm den Schutz der Kirche empfahlen, sprach er die denkwürdigen Worte: „Man muß sich die Fürsten zu guten Freunden machen und sie nicht vor den Kopf stoßen, noch sich ihre Feindschaft zuziehen. Der Papst muß im Geistlichen an Gottes Statt handeln; er muß sich aber auch erinnern, daß, da er ein Souverain ist, wie andere Souverains in der Welt, er sich der Staatskunst zur Ruhe seiner Unterthanen bedienen muß."

Eine treffend gewählte Inschrift steht auf Sir Christopher Wren's Grabmale in der Paulskirche zu London. Dieser berühmte Baumeister, gest. 1723, war der Erbauer jener Kirche; deßhalb setzte man über sein Grabmal die Worte:

SI monumentum requiris — circumspice!

Friedrich der Einzige behauptete im J. 1779 in der Schrift: De la litterature Allemande, die deutsche Literatur befinde sich noch tief in der Barbarei, weil ein Dichter folgende Verse gemacht hatte:

Scheuß, hoher Gönner, deine Strahlen
Auf deinen Knecht armsdick herab!

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 76.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur= und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions=Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Drei Gedichte

von

F. K. Schwarz.

3.

Das Halsband und das Strumpfband.

Am Putztisch einer klugen Frau
Sprach, als sie sich zum Balle schmückte,
Ihr goldnes Halsband ziemlich rauh
Zum Strumpfband, das es neben sich erblickte:
„Laß nicht so nah dich bei mir blicken!
„Denn wisse, die Gebieterin
„Pflegt ihren Hals mit mir zu schmücken,
„Du aber — wo gehörst du hin?“
Das Strumpfband sagte höchst bescheiden:
„Gern geb' ich deinen Vorzug zu,
„Du bist ganz golden, ich nur seiden,
„Doch nütz' ich ihr so gut als du!“ —
„So gut als ich? Was kommt dir frechem,
„Nichtswerthem Bändchen in den Sinn?
„Laß selbst die Frau das Urtheil sprechen!“
„Schweig!“ sagte die Gebieterin,
„Und halt das Strumpfband mir in Ehren,
„So sehr dich auch der Dünkel sticht,
„Dich kann ich noch zur Noth entbehren
„Allein das Strumpfband wirklich nicht!“

Fürst Metternich und die Marquise von Londonderry.

(Schluß.)

Wir fuhren in Fürst Metternichs Garten, einer anmuthigen Wohnung in der Stadt, mit der vollen Ruhe und Stille des Landes. Das Gebäude ist groß und zu verschiedenen Zeiten noch vergrößert worden, so daß der Fürst sagte: Mes gens ont une maison, mes enfans ont une maison, et ma femme et moi, nous sommes seuls dans celle çi.

Es gab dort eine Unzahl von Blumen und die Beete waren nach englischer Weise angelegt. Die Zimmer sind vortrefflich, und die Ausschmückung derselben im besten Geschmack. Ich bewunderte besonders eine Malachitvase und eine andere von Jaspis, beides Geschenke des Kaisers von Rußland.

Das Mittagsessen währte, wie es in Deutschland üblich ist, sehr lang. In Mitten der Tafel befand sich ein Blumengarten. Ich saß zwischen Fürst Metternich, der mich zur Tafel führte, und Fürst Jablonowski, einem ältern Bekannten. Das Gespräch kam auf die Pasta und David, welche eben in Wien waren, und der Fürst Metternich bemerkte über diese als tüchtige Meister:

„Quant à moi, c'est comme la recette pour faire la soupe au lièvre; prémierement il faut attraper Votre lièvre; prémierement pour chanter, il faut une belle voix.

Als von der Cerito gesprochen wurde, fragte er, welchen Beifall sie in London gefunden habe? Ich antwortete, daß man sie mit der Taglioni verglichen habe, und setzte hinzu: „et c'est deja beaucoup.“

„Beaucoup trop, selon moi,“ sagte er; „mais si elle vole cela on dira d'elle ce que le vieux Vestris disait de son fils: Oh, pour lui, il s'ennuie en l'air.“

Fürst Jablonowski bemerkte: „Il disait aussi qu'il ne touchait terre que par procédé pour ses camerades.“

Darauf Metternich: „Oui, mais ceçi est beaucoup plus fort — il s'ennuie en l'air — donc, il n'y a plus d'effort pour lui! On ne peut depasser cela. Dans l'année 1806 j'étais ambassadeur à Paris; le lendemain de mon arrivée je vais au spectacle; on me donna une loge au millieu de la salle, et devant cette loge

Digitized by Google

se trouve un vieillard très grand, poudré, coiffé, aile de pigeon. Il se lève, se retourne, me salue, et me fait une grande reverence. Je demande ce que cela veut dire, et on me repond, que c'est le vieux Vestris, qui fait toujours les honneurs aux ambassadeurs."

Fürst Jablonowsky sagte: „J'ai vu danser à la fois, dans la Dansomanie, Vestris, son fils et son petit fils."

Nach dem Essen zeigte uns die Fürstin eine sehr interessante Sammlung von Gemälden. Sie hatte in vier Jahren fünf starke Bände mit den Bildnissen aller Fürsten, Minister, Helden und großen Männer oder öffentlicher Charaktere der Jetztzeit aus allen Ländern angefüllt, und der Fürst sagte: „Cela a commencé par les connaissances du Salon, et puis, cela s'est generalisé."

Die Portraits sind alle gut gemacht und höchst ähnlich; größtentheils rühren sie von Wiener Künstlern und namentlich von einem Maler Daffinger her, doch sind auch manche anderswoher zugesendet worden. Diese Sammlung wird einmal unschätzbar werden, da sie in ihrer Art einzig ist, und hier Gelegenheit und guter Wille sich miteinander verbanden.

Eines andern Abends war ich noch im engern Vereine bei Fürst Metternich, um Thalberg spielen zu hören. Die Damen bildeten einen Kreis um den Künstler, und die Männer standen in Gruppen hinter erstern. Das Piano stand nämlich in Mitte des Saales, und nachdem der Künstler, ein etwas schüchterner, aber sehr angenehmer junger Mann, mir vorgestellt worden war, fing die Musik an. Er spielte drei Stücke. Das letzte und bewundertste waren ungemein schwierige Variationen auf das Gebet in Rosini's Moses in Egypten. Fürst Metternich sagte, er ziehe Thalberg Lißt vor, obgleich dieser letztere förmlich staunenswerthe Sachen mache.

„Il fait," sagte der Fürst, „des impossibilités, et il est romanesque, tandis que Thalberg est toujours classique."

Der Fürstin Anzug war originell, aber außerordentlich schön. Ueber ein schwarzes Gewand breitete sich ein schwarz und goldner türkischer Shawl. Auf ihren Nacken fielen sehr große Smaragdtropfen von einer Schnur Diamanten herab, und eine flache persische Mütze von Goldstickerei saß auf der einen Seite ihres Kopfes, während eine gewaltige seidne Quaste, die daran hing, ihr den ganzen Abend über zum Spielwerk diente. S.

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Ein Paar der Erwartungsvollsten aus dem Kranze der blühenden Mädchen nöthigten eifrig zum Aufbruch und schritten, den Vortrab bildend, wie sie sich äußerten, voran. Der Tag war schön, doch drückend schwül, kein Wölkchen am ganzen Firmament verdeckte auch nur für Minuten der Sonne glühendes Strahlen. Theodor machte an der Seite seiner Nachbarin den Schluß des Zuges mit aus, und sah, durch Wenige nur von ihr geschieden, Emilie's herrliche Gestalt vor sich. Da bemerkte Frau von Westphal, daß Niemand sich erboten, des Mädchens Shawl zu tragen, und Karstell eilte vor zu ihr, zu diesem Dienste ihr sich zu erbieten. Sprechend verweilten Beide sich dabei, so daß die Folgenden sie überholten, dann aber zog Frau von Westphal das holde Mädchen in's Gespräch, und Theodor ward die Freude, an ihrer Seite bleiben zu dürfen. — Vor und hinter ihnen gewahrten unsere Wallfahrer ähnliche Karawanen; am Montage wird dieses Hölzchen stets am zahlreichsten besucht. Korbbeladene Dienstmädchen eilten ihren Herrschaften voraus, dazwischen rasselten Kinderwägelchen, von munteren Knaben und Mädchen, heut von der Nachmittagsschule dispensirt, jubelnd gezogen. Auch Marketenderinnen eilten an den langsamer Gehenden vorüber, um die Bedürfnisse Solcher, die keiner abgeschlossenen, sich selbst versorgenden Gesellschaft angehörten, aus ihrer ambulanten Restauration zu befriedigen. — Lächelnd blickte Karstell auf die bunte, wogende Menge. — „Wenn wir erst hinaus kommen," hub Emilie scherzend an, „werden Sie Wunderdinge schauen und hören. Sie sind zu den größten Erwartungen berechtiget." — „Der Jahrmarkt zu Plundersweilern," fuhr Frau von Westphal fort, „bleibt weit zurück hinter dem, was sich im Wäldchen dem Auge, dem Ohre bietet." — „Auch der Nase, liebe Mutter," fiel der Kapitain, welcher eben hinzu gekommen war, ein, „erinnern Sie sich der schmeichelnd lockenden Düfte, welche bei Bereitung der Mutzbraten die Lüfte durchströmen? Es ist dieß," wendete er sich unterrichtend an Karstell, „die beliebte, eingebürgerte Benennung der im Freien auf dem Roste gebratenen Schöpsknöchelchen, man will sie zum Theil unübertrefflich finden, wessen ich mich jedoch, zumal bei starkem Luftzuge und Staub, nicht völlig überreden kann." — Man hatte, langsam schreitend, die Krone einer mäßigen Anhöhe erreicht. Vor dem Blicke lag ein schönes Wiesenthal ausgebreitet, jenseits eingerahmt von hügelig emporsteigender Laubholzwaldung, an deren Saume, in deren Vorderholze ein gesundes Auge schon in der Ferne ein reges Bewegen zahlreich versammelter Menschen, das Aufsteigen vieler Rauchsäulen erkannte. Der jetzt ganz zu überblickende Weg aus der Residenz dahin glich einer wandelnden Kette. — Theodor konnte seine Ueberraschung nicht bergen; sein zuerst weit ausschweifender Blick suchte Emilie's Auge, das sich ihm nicht entzog. Schneller schritt man jetzt auf dem sich abwärts neigenden Pfade voran. Jedes hundert Schritte der Annäherung ließ das bunte Treiben der früher am

Digitized by Google

Hölzchen Angelangten deutlicher erkennen, bald vernahm man auch den Klang von Messinginstrumenten. — Der Kapitain, als Entrepreneur der Parthie, hielt sich, wie er scherzend äußerte, für verpflichtet, den Angenehmen zu spielen, und war, nirgends lange verweilend, bald hier, bald dort. Die Letzten der Colonne wieder erwartend, redete er zu Karstell: „Die Zaubertöne, welche uns entgegenhallen, werden Sie bereits belehrt haben, daß es mehr gutmüthige als kunsterfahrene Instrumentisten sind, deren Leistungen uns erbauen sollen. Sie werden dort überhaupt einen Potpourri aller Stände finden. Während Sie mit Bekannten aus Ihrem Zirkel auf und ab gehen, darf es Sie nicht frapiren, einem lustwandelnden Paare zu begegnen und in dem Cavalier den Burschen zu erkennen, der heut Morgen Ihre Stiefeln gereiniget, oder bei einer schnellen Seitenbewegung sich an den Busen Ihrer Waschfrau zu verirren. Montags will nun einmal Jedermann am liebsten seinen Kaffee und seine Knackwurst im Mühlberger Hölzchen genießen. Ein geschlossener Zirkel darf nicht fürchten gestört, Niemand braucht zu besorgen, insultirt zu werden. Man hat nie von einem solchen Vorfalle hier vernommen, auch sind jederzeit Gensd'armen zugegen. So lange die vornehmere Welt aushält, bleibt auch die Lust so ziemlich gezügelt, später freilich, wenn erst die Ziegelscheunen, die Steinbrüche und Sandgruben ihre Mannschaften ausspeien, wird man wohl etwas weniger bedenklich. Doch selbst dann herrscht noch immer wenigstens eine Art von Anstand." — Man war nunmehr dem Schauplatze der bunten Lust nahe gekommen. Um kleine, von Rasen und Steinen aufgeführte Oefen herum waren Frauen und Mädchen beschäftiget, den beliebten Trank der arabischen Bohne zu bereiten. Hier und da war man schon zum Genusse desselben gelagert, auf papiernen Servietten erglänzte der Kuchen im Sonnenlichte, geschmückt mit Fliegen und kleinen Rosinen. Bescheidenere begnügten sich, ein Semmelchen einzudunken. — Die Vorderen unserer Gesellschaft hatten Halt gemacht, die Folgenden zu erwarten. Ein entgegen gekommenes Dienstmädchen ward zur Führerin hin zur erwählten Koch- und Lagerstätte. Weiße Tücher waren dort bereits ausgebreitet, die Tassen geordnet, die Zuckerschale bedeckt mit grünem Laubwerk. — Nach Zurücklegung des langen, sonnigen, zum Theil staubigen Weges verdenkt es den Angekommenen wohl Niemand, wenn sie des Rasens grünen Teppich höchst einladend fanden, die ermüdeten Glieder auszuruhen. Das Präsentiren der Tassen etwas beschwerlich findend, zog man es vor, die ansehnliche Kaffeekanne in die Mitte des lagernden Kreises zu stellen, damit ein Jedes sein Bedürfniß befriedige nach möglichster Bequemlichkeit. — Karstell fand diese Einrichtung unter freiem Himmel sehr ansprechend. Ganz in der Nähe von Emilie, ward ihm der ungestörte Anblick der Junonischen, mehr liegenden Gestalt des Mädchens. Das Plätzchen war bedeckt von erquicklichem Schatten, die Damen entledigten sich der Hüte, Theodor fand kein Hinderniß mehr, die ganze Lieblichkeit des jugendlichen Gesichtes einzutrinken. Die sommerliche Wanderung ließ den Karmin der Wangen etwas stärker hervortreten, das dunkele Gelock, Spielwerk des manchmal scherzenden Luftzuges, umwallete in leichter Regellosigkeit, die dem Bilde einen schönen, vollendenden Reiz verlieh, Hals und Nacken, von denen, bei des Mädchens Bewegungen, das leichte Tüchelchen, das vor den tanzenden Mücken Schutz gewähren sollte, oft treulos herabsank. Das nächtige Auge strahlte Wohlgefallen und Frohgefühl aus, hier in der freien Schöpfung Gottes, im Kreise der Vertrauten, der Bekannten die Freude der Geselligkeit ansprechender, reiner wiederzufinden, als in den Salons. — Die freien Umgebungen, das ganze Verhältniß solch einer Parthie, gewissermaßen das gemeinsame Entbehren meist alles dessen, woran uns das socielle Leben gewöhnt, dieß alles stellt die Theilnehmenden für die Stunden ihrer Vereinigung einander näher, als sie sonst wohl sich stehen. Es bringt die Oertlichkeit ganz gewiß einen großen Unterschied in Allem hervor; Scherze, Witze, die im lagernden Kreise am Holzrande Anklang und Erwiederung finden, würden vielleicht auf dem glatten Parkett des Sprechzimmers beim städtischen Soirée minder günstiger Beurtheilung und Aufnahme sich erfreuen.

(Fortsetzung folgt.)

Die active und passive Menschenrasse.

(Schluß.)

Ganz anders ist die zweite, die passive Rasse. Die Schädelform der passiven Menschheit ist anders, als die der activen, die Stirn liegt mehr zurück, vorzugsweise ausgebildet ist das Hinterhaupt, die Nase ist, wenn auch zuweilen lang, doch wenig erhaben, selten gebogen, meist aber rund und stumpf, die Augen sind länglich, oft geschlitzt und schief stehend, die Backenknochen stehen vor, das Kinn tritt zurück. Die Formen des Gesichts, wie die der ganzen Gestalt, sind weniger scharf ausgeprägt, die Gestalten sind weniger schlank und breit, als vielmehr rund, die Musculatur ist weniger prononcirt, die Glieder sind rund und lang, der Bart dünn, das Haar straff, so schlicht, als kraus. Die Haut ist gefärbt, so daß das Rothe weniger hervortritt, die Hautfarbe ist vom zartesten Gelb bis zum tiefsten Schwarz durch alle Nüancen des Rothen und Braunen. So finden wir den Chinesen, Mongolen, Malaien, Hottentotten, Neger, Finnen, Eskimo und die Amerikaner. Als Ideale dieser Gestaltung mögen die ägyptischen und indischen Bildwerke gelten, welche letztere das Eigenthümliche haben, daß sie die männ-

Digitized by Google

lichen und weiblichen Formen zu einer einzigen, wie z. B. an den Buddabildern, verschmelzen.

Wir finden passive Nationen über alle Theile der Erde verbreitet, und es scheint, daß die passive Rasse noch vor der activen auf der Erde erschienen sei. Die activen dagegen finden wir in Afrika und Amerika z. B. nicht als eingeboren, sondern von der Sage als eingewandert bezeichnet. Auch Europa hatte eine solche passive Urbevölkerung, deren Ueberreste sich noch hier und da unter dem Landvolke nachweisen lassen. In den nach Norden zurückgedrängten Finnen, in den Bretons, den Iren und vielleicht den Slaven dürften Reste der passiven Urvölker sich nachweisen lassen, welche von den aus Asien gekommenen griechischen und germanischen Heldenschaaren unterjocht wurden. — Wir finden überall das passive Volk in seinen Sitzen gern verharrend, ohne Streben in die Ferne, gewissermaßen ans Klima gebunden und daher auch dem Einflusse desselben mehr unterworfen, in großer Anzahl beisammen; es lebt harmlos und friedfertig unter dem Einflusse von Schamanen, beherrscht von den Oberhäuptern, die entweder dem Schoose des Volks selbst als Aelteste, Reichste, Weiseste entsprossen, oder als fremde Eroberer hereingekommen waren.

Die passiven Völker entwickeln sich allerdings schneller, als die activen, etwa wie auch die Mädchen sich eher herausbilden, als die Knaben. Die passiven Völker machten schon früh Beobachtungen und Erfindungen; allein sie waren mit dem ersten Resultate zufrieden; aus Furcht, dasselbe zu verlieren, oder aus Achtung gegen die ersten Erfinder, gingen sie nicht weiter. — Wir finden bei ihnen eine geistige Trägheit, Scheu vor Forschen, Denken, vor dem geistigen Fortschritt. — Sie haben keine eigentliche lebendige Wissenschaft, keine eigentlich freie Kunst. Sie schaffen nicht, sie ahmen nach, gehen im gewohnten Gleise fort, in Wissenschaft und Kunst, wie im Privatleben und im öffentlichen. — Ihr Charakter ist sanft und geduldig, nachgebend aus Schwäche und ausharrend aus Faulheit, sie lieben heitern Lebensgenuß, ein höchstes Glück gewährt ihnen nur Ruhe. — Die Flüsse und Seen, welche den activen Menschen als Straßen dienen, sind den passiven Nationen Grenzen. — Die passiven Nationen haben alle Vorzüge des Weibes und alle Gebrechen desselben *).

*) Das Letztere hat Ref. auszugsweise, mit Weglassung der historischen Belege gegeben.

Feuilleton.

Titelsucht ist einer der stereotypen Vorwürfe, die man uns Deutschen macht, oder, was häufiger geschieht, die wir uns Deutschen selbst einander machen; denn das muß man unsrer Ehrlichkeit und Selbstkenntniß zugeben, daß wir uns selbst am meisten tadeln und uns das vorhalten, woran wir leiden. Wir sind nicht so stolz, daß das γνωθι σεαυτον (erkenne dich selbst) dadurch beeinträchtigt würde; aber diese weise, von Griechen stammende Mahnung bringt bei uns nicht die Früchte, auf die es diejenigen absahen, von welchen sie empfohlen wurde. Wir haben es bisher noch nicht zur Beseitigung der Titulaturen gebracht, nur bis zu einer gewissen Vermengung; denn eine nicht geringe Anzahl Leute wirft jetzt Adlige und Bürgerliche, Geistliche und Weltliche, Hohe und Niedere in die Rubrik Wohlgeboren, und Alle, denen einst der Titel Herr nicht gegeben wurde, sind zu Herren geworden. Das verdrießt wieder Viele. Doch das sind bekannte Dinge; weniger bekannt dürfte es aber vielleicht jetzt noch sein, was man bei der Restauration nach der Franzosenherrschaft in Hessen beabsichtigte. Um der eingerissenen Vermischung der Stände ein Ziel zu setzen, sollte den Nichtschriftsässigen das Prädicat Herr entzogen werden; aber die öffentliche Stimme erhob sich dagegen und hinderte, wie sie so Manches hindert, die Ausführung des schon ergangnen Edicts. Aber warum ärgerten sich denn damals die Leute über eine solche Kleinigkeit? Wem es nicht mehr in einem Lande gefiel, wo er aufhören sollte, Herr zu heißen, konnte fortziehen; der Bundestag hatte ja die Freizügigkeit festgesetzt. Ja; aber in Hessen strafte man damals die Personen, die sich z. B. nach den vereinigten Staaten begeben wollten (freilich nicht deßhalb, weil man ihnen blos Titel nehmen wollte), mit Zwangsarbeit. — Ei, das ist nicht möglich! — Es ist noch mehr möglich nicht blos, sondern wirklich gewesen im Kurfürstenthume Hessen. Im Jahre 1817 wurde dem Volke bei Castellstrafe anbefohlen, Getreide, welches von jüdischen Liferanten zu spät über die Ostsee eingeführt wurde, für 12 Thlr. 8 Gr. zu kaufen, obgleich man im Lande den Scheffel zu 7 Thlr. haben konnte. Da sah man's ja, daß man nicht einmal sein eigner Herr im Kaufen war; man sah aber auch noch mehr daran. Freuen wir uns, daß wir in bessern Zeiten leben! Erkennen wir mit Dank die väterlichen Gesinnungen jetziger Regierungen!

[Verhinderung des freiwilligen Hungertodes.] Man hört zuweilen die Meinung, daß, wenn auch einem Verhafteten alle Möglichkeit, sich zu entleiben, abgeschnitten werde, doch die Selbsttödtung durch Hunger nicht verhindert werden könne; wenn man ihm auch Speise in den Mund zwinge, zum Hinterschlucken sei er doch schwerlich zu bringen. Man hat indessen einige Vorrichtungen, durch deren Gebrauch z. B. in Irrenhäusern der Genuß der Speisen erzwungen wird. Die beste Methode, eine unfreiwillige Ernährung zu bewirken ist folgende. Eine elastische eingeölte Kautschuckröhre wird der mit einem Zwangskamisol bekleideten Person liegend durch die Nase in den Schlundkopf und von da durch die Speiseröhre in den Magen geführt; in den trichterförmigen Anfangstheil gießt man Fleischbrühe, oder eine andere nahrhafte Flüssigkeit, und so wird die Ernährung bewerkstelligt, ohne daß die Person zu schlucken braucht.

[Bruchstück aus einer Capuziner-Predigt.]

„Ja, glaubet mir, Ihr, meine lieben Brüder,
Ein leerer Traum ist unser Lebenslauf!
Gesund und frisch legt Ihr Euch Abends nieder,
Und mausetodt steht Ihr am Morgen auf!“

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Nebst Literaturblatt Nr. 10. und Intelligenzblatt Nr. 9.

Digitized by Google

Literaturblatt

zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 10. 1844.

Literatur.

Die sieben Weisen Griechenlands oder kurzer, faßlicher Inbegriff der sieben Hauptwissenschaften, welche jeder, der unter die weisen ꝛc. Menschen gehören will, wohl inne haben muß. 3 Bde. Erlangen, Palm 1842. 163, 254 u. 233 S.

Wer ist Verfasser davon? Der 3te Bd. schließt mit den Worten: „Geschrieben von einem Doctor der Philosophie in seinem 81sten Lebensjahre. Das Lebensalter und mehrere Andeutungen im 1. Bde., das Verhältniß zu Fichte, könnten an den berühmten Paulus in Heidelberg denken lassen; aber dieser hat nie ein Seelsorgeramt bekleidet, und doch erzählt der Vf. in einer Anmerkung Etwas von einem seiner Beichtkinder. Zu allererst fiel dem Ref. der hochverdiente Stephani ein, weil er im 1. Bde. dieses Werkes Aehnlichkeit mit seiner Schrift: „Die Offenbarung Gottes durch die Vernunft als die einzig gewisse und völlig genügende“ Leipzig 1835 entdeckte; allein die Zeitbestimmung paßt nicht zu dieser Vermuthung *). Doch unsere Leser sehen aus beiden Vermuthungen so viel, daß hier ein Werk vorliegt, welches werth sein muß, daß man es so berühmten Namen zuschreibe, und es wäre zu wünschen, daß es von dem Philosophen bis zum praktischen Handarbeiter herab durch alle Stände und alle Stufen der Bildung gelesen würde. In einer Zeit, wo die Philosophie zu einem phantastischen Dichten geworden ist, wo ein Denker den andern im Unsinnausdichten und Dunkelreden zu überbieten sucht, da thut es einem wohl, einen Schriftsteller so verständig und verständlich reden zu hören, als es hier geschieht; hier, in „den sieben Weisen“, ist eine Philosophie, wie man sie brauchen und die Gemeingut werden kann, was doch eigentlich die Philosophie werden soll. Doch wir müssen die Leser erst wegen der Wahl des Titels unterrichten, hinter dem sie vielleicht nicht suchen möchten das, was geboten wird, wenn gleich der erklärende Zusatz eine allgemeine Andeutung giebt. „Bisher,“ sagt der Vf. in der Vorrede, „sind die Menschen nicht zur wahren Weisheitskunde gelangt. Um diesem Bedürfnisse abzuhelfen, habe ich am Schlusse meines langen Lebens die vorliegende Schrift ausgearbeitet. Ich habe ihr den Titel der sieben Weisen Griechenlands gegeben, theils um dadurch eine kürzere, den Inhalt bezeichnende Benennung zu geben, theils allen denjenigen zu einem Losungsworte zu dienen, welche Sinn dafür haben, eine öffentliche Verbindung zu Stande zu bringen, deren hoher Zweck dahin geht, die in dieser Schrift enthaltene ächte Weisheitskunde unter den Menschen auszubreiten.“ Die 1. Abtheil.: Epimenides enthält die Seelenlehre und handelt ab: Wahrnehmungsvermögen (äußeres und inneres, Sinne und Vernunft), Denkvermögen (Verstand), Empfindungsvermögen, Wille. 2. Abtheil.: Thales. Die Philosophie oder Wahrheitslehre; vorangeschickt eine Kritik der bisherigen Philosopheme; dann vom Wesen der Wahrheit, ihrer Erkenntnißquelle, ihrem allgemeinen Merkmale und der Möglichkeit, sie richtig aufzufassen; Anweisung zur unmittelbaren Erkenntniß der Wahrheit und zur Vermeidung des Irrthums; Anweisung zur traditionellen oder mittelbaren Erkenntniß der Wahrheit und zur Vermeidung des Irrthums; Anhang: Warnung vor einigen Mißgriffen zur Erforschung der Wahrheit in strafgerichtlichen Fällen. 3. Abtheil.: (2. Bd.) Kleobulos. Die Religion oder die unmittelbare Wissenschaft von Gott und unserer Bestimmung. Wir enthalten uns hier, wie in den folgenden Abtheilungen der Angabe der einzelnen Abschnitte und geben dafür die allgemeine Bemerkung, die auch vom Inhalte des 1. Bandes gilt: die summarische Angabe zeigt nicht genug, was der Leser zu erwarten hat, und wollte man mehr geben, so müßte man das Buch ausschreiben, weil jede Seite Gold enthält. So gesunde Weisheit, solch eine unmittelbare Zustimmung dem Leser abnöthigende Wahrheit, in solcher Deutlichkeit und Popularität vorgetragen, so treffend auch den geheiligtsten Irrthum entlarvend, solch helle Anschauung der Weltgeschichte (im 3. Bde.), wie aller Lebensverhältnisse, so immer beim Urtheilen das Treffen des Nagels auf den Kopf — das Alles vereinigt in einer Person, wie sich die Person des Verfassers in diesem Buche darstellt, das hat Ref. außer diesem und den Krug'schen Geistesproducten in keinem je angetroffen, und er würde, wenn die Angabe der Lebensverhältnisse und die Zeit paßte, bei der Vermuthung des Verfassers auch auf den (verstorbenen) Prof. Krug in Bezug auf die Liberalität der Ansichten gerathen haben. — Doch nun zu den andern Abtheil. und zwar zur 4. Abth.: Bias, oder die göttliche Rechtslehre. 5. Abth.: Chilon, oder die göttliche Pflichtenlehre. 6. Abth.: Solon, oder die göttl. Staatslehre (3. Bd.). 7. Abth.: Pittakos, oder die Weltgeschichte als Weltgericht. — Das Alles will gelesen sein von Jedem selbst, und Jeder, der es liest, wird uns das Zeugniß geben, daß wir nicht unbegründetes Lob gespendet haben. Leset auch ihr, die ihr euch schon philosophisch-, theologisch-, oder rechts-weise dünkt! Schämet euch nicht, eure falsche Weisheit hier im Spiegel der rechten Weisheit zu erkennen. Vornehmlich aber ihr, die ihr als Lehrer das künftige Geschlecht heranbilden sollt, leset das Buch der sieben Weisen gerade in dieser Zeit, wo man allerwärts darauf ausgeht, die Lehrer zu zwingen, der Aufklärung zu entsagen und in Bornirtheit zur Bornirtheit (besonders in religiösen Gegenständen) die Menschen zu erziehen. Ihr Lehrer kennt ja den alten Stephani. Wie, wenn er's wäre, der das Buch schrieb!

G.

*) Doch vielleicht kennt Ref. Heinrich Stephani's Geburtsjahr nicht recht, und es könnte dennoch Stephani der Verfasser sein.

Carl XIV. Johann, König v. Schweden und Norwegen, geschildert von Erik Gustaf Geijer. Aus dem Schwed. übersetzt v. U. W. Dieterich. Stockh. u. Lpz. A. Bonnier.

Wenn der Verf. seine Schrift mit dem Geständniß beginnt, „daß ein großes Leben nicht schon an dem geöffneten „Grabe würdig geschildert werden könne, und dies um so „mehr und in demselben Grade, in welchem die Größe wahr „und wirklich sei,“ so wird man dies für den vorliegenden Fall um so mehr zugeben müssen, je engere Grenzen dieser Schrift selbst durch ihren nächsten Zweck gegeben waren. Denn da die hier zusammengestellte Uebersicht des Lebens und der

Thaten des Königs Carl Johann bei dem feierlichen Leichenbegängnisse desselben in der Ritterholms-Kirche von der Kanzel verlesen wurde, so konnte das Ganze überhaupt der Ausdehnung nach nur eine Skizze, der Färbung nach aber kaum etwas Anderes als ein Panegyricus werden. Große und unsterbliche Erinnerungen knüpfen sich an den Namen Bernadotte. Aber der Lobredner an seinem Grabe hätte weit mehr die Tugenden des Regenten ins Auge fassen sollen, als die des Feldherrn. Letztere werden nun einmal von dem unparteiischen Kenner jener gewaltigen Zeit in gewisser Hinsicht nicht unbezweifelt bleiben. Unter Napoleons Marschällen gab es selbstständigere Meister des Kriegs, als Bernadotte war, wir erinnern nur an Davoust und Soult; und wiederum unter den Helden des großen Befreiungskampfes können die Namen Großbeeren und Dennewitz (letzteres zumal) nichts Entschiedenes für ihn beweisen; nur bei Leipzig war es die bewundernswürdige Selbstverläugnung Blüchers, welche dem Kronprinzen von Schweden zu neuen Lorbeern verhalf. Wir finden daher selbst unter vorliegenden Verhältnissen es bedenklich, wenn der Verfasser S. 47 also sich äußert: „Das nachmalige Auftreten der Schweden in einem Befreiungskriege auf Deutschlands Erde, unter seiner Feldherrnleitung mit zahlreichen fremden Heeren vereinigt; — die unsterblichen Siege bei Großbeeren, Dennewitz, Leipzig; wer wagt dies in einigen Zügen zu beschreiben?" Ueberhaupt fällt auf Carl Johann als Helden und Feldherrn gar kein Makel, wir denken in Deutschland zum Theil anders. Aber eben so sehr muß es befremden, daß der Verf. ihm sowohl als Regenten, als auch als Menschen ein nur bedingtes Lob zollt. — In beiderlei Hinsicht aber steht er mindestens eben so hoch, vielleicht noch höher als im Feldherrenruhm; und unter den Schwierigkeiten, die er während seiner Regierung eines auf seine Prärogativen eifersüchtigen, unter vorhergegangener Regierung vielfach zurückgekommenen und erschöpften Volkes zu überwinden hatte, ist des vom Verfasser ausführlich erwähnten Umstandes, daß Carl Johann nie sich der Sprache seines Volkes habe bemächtigen können, kaum zu gedenken.

Die Uebersetzung ist fließend. Druck und Papier vorzüglich.

E. M.

Muhammed und seine Frauen. Ein biographischer Roman in 3 Abtheilungen von Ida Frick. 1. Abtheil: Der Reformator. 2. Abtheil.: Der Enttäuschte. 3. Abtheil.: Der Herrscher. Dresden und Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung, 1844.

Bei allem Interesse, das Muhammed, der Prophet, den Freunden der Geschichte und Literatur zu allen Zeiten einflößen mußte, war doch lange die Geschichte seines innern und äußern Lebens in ein mährchenhaftes Dunkel eingehüllt. Nur die Erzählungen von seiner weltgeschichtlich bedeutungsvollen Flucht und seiner wunderbaren Himmelfahrt kreisten in dem Gedächtnisse der Völker, und der abenteuerliche, überall Furcht und Entsetzen verbreitende Kriegsruhm seiner Anhänger trug fortwährend dazu bei, die Aufmerksamkeit des Abendlandes auf ihn gefesselt zu erhalten. Die geschichtlichen Forschungen von Prideaux, Erhardt, Gagnier, Boulainvilliers, Turpin, Palm, Oelsner, Reinaud, u. A. blieben trotz ihrer oft entsetzlichen Ausführlichkeit und Breite nur schwache Versuche, das von Widersprüchen und Mährchen vielfach verschlungene Leben des Propheten zu entwirren. Erst den vieljährigen, mühsamen Studien des verdienstvollen Orientalen Weil in Heidelberg gelang es, in seinem 1843 erschienenen Werke eine klare und faßliche Anschauung von dem Leben und der Lehre dieses großen Mannes zu geben, und mit ihm beginnt eine neue Epoche der biographischen Forschungen über diesen interessanten Gegenstand. Aber schon wegen seiner streng wissenschaftlichen Tendenz wird dieses Buch der großen Menge eine schwer zugängliche Schatzkammer sein, und es war ein glücklicher Gedanke der in der literarischen Welt rühmlichst bekannten Verfasserin des oben angezeigten Romans, dem Leben des Mannes, „der über seine Zeit wie ein fruchtbringendes Gewitter zog, der den Denkern aller Zeiten ein Räthsel, aber auch ein Gegenstand der Bewunderung war," eine dem Geschmacke des größern Publikums entsprechende Form zu geben. Wir wünschen, nicht mißverstanden zu werden. Der Geist der Verfasserin hat eine zu eigenthümliche Richtung, um der in der Romanliteratur herrschenden Mode zu fröhnen, und behauptet auch in diesem Werke seine geniale Selbstständigkeit. Obschon in allen Thatsachen der Geschichte treu, sucht doch die Verfasserin, wie schon der Titel andeutet, Muhammeds Privatleben und Persönlichkeit im Verhältnisse zu seinen Frauen ganz besonders zu entwickeln und hat in dieser Absicht die Unterabtheilungen ihres Werkes mit den Namen seiner berühmtesten und interessantesten Frauen überschrieben. So führt die erste Abtheilung („der Reformator") den Namen Chadidschah's, der geliebtesten von Muhammeds Frauen, der ersten Bekennerin des Islam, der Mutter der Gläubigen, wie die Moslemim sie nennen, einer edlen Frau, die auf Muhammeds geistige Entfaltung und frühe Selbstständigkeit einen unbestreitbar großen Einfluß gehabt hat. Die zweite Abtheilung — in der wir den Reformator durch Sergius enttäuscht und bei eintretendem Mangel aus eigener Ueberzeugung als einen Menschen kennen lernen, der durch Unwahrheiten sich als Propheten geltend zu machen sucht — ist mit dem Namen Aïschah's überschrieben. Die psychologische Entwickelung dieser herrschsüchtigen Frau, an deren ränkevollem, zum Widerspruche stets geneigten Wesen Muhammeds Geduld und Hoheit mehr als einmal scheiterte, ist vortrefflich und erhält die Aufmerksamkeit des Lesers in fortwährender Spannung. Als Ueberschrift des dritten Bandes endlich, in welchem wir die herrschsüchtigen Bestrebungen des großen Mannes, „der die ewig göttlichen Wahrheiten seines Koran auf die Spitze des Schwertes schreibt" bis zum Ende verfolgen, lesen wir den Namen Maria's, der reizenden Christin, und vielleicht der Einzigen, die über Muhammeds Herz den größten Zauber geübt hat. Die geistreiche Verfasserin hat ihren Werth und Einfluß auf dessen letzte Lebensjahre vollkommen zu würdigen gewußt und dieser sanften, herrlichen Erscheinung einen poetischen Frieden eingehaucht, der wohlthätig beruhigend auf Muhammed und auf den ganzen Schluß des Buches wirkt. In der Schilderung des Propheten selbst hat die Verfasserin versucht, die mannigfachen oft mit einander streitenden Elemente seines Lebens in ein harmonisches Ganze aufzulösen, und wir müssen gestehen, daß ihr diese schwierige Aufgabe gelungen ist, wenn es uns im Interesse ihres Helden auch bedünken will, daß es besser gewesen wäre, einige unangenehme Schwächen seines Charakters in ein poetisches Dunkel zu hüllen. Die Haltung der Sprache ist dem Inhalte angemessen und bewegt sich bald in patriarchalisch einfacher Würde, bald nimmt sie einen höheren Schwung und steigert sich bis zur Kühnheit prophetischer Begeisterung. Ueberhaupt hat die Verfasserin in diesem Buche den Beweis geliefert, daß sie nicht allein einheimische und moderne, sondern auch fremdartige und ungewöhnliche Zustände glücklich aufzufassen und zu behandeln weiß. Das Ganze verräth vieljährige Studien arabischer Sitten und Gebräuche und eine Kenntniß des Koran, die selbst einem frommen Muselmanne alle Ehre machen würde. — Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig.

H. v. C.

Digitized by Google

Der Pianist, oder die Kunst des Klavierspiels in ihrem Gesammtumfange theoretisch-practisch dargestellt. Ein Lehr- und Handbuch für Alle, welche Klavier spielen und diese Kunst lehren und lernen wollen, jedoch mit besonderer Rücksicht auf Dilettanten, von Gustav Schilling. Osterode, Verlag von Sorge. 1843.

Der auf dem Titel dieses Buchs angegebene und in der Votrede noch mehr hervorgehobene Zweck desselben ist, „den Dilettanten nützlich zu werden," jedoch so, daß diese Klavierschule nicht blos abzurichten, sondern zu bilden, und zwar gründlich zu bilden bestimmt ist. Der Verfasser schickte darum außer einer Einleitung, welche sich über Geschichte und Beschreibung der Klavierinstrumente, Nothwendigkeit des Unterrichts ꝛc. ꝛc. verbreitet, der eigentlichen Lehre von der Kunst des Klavierspiels einen allgemeinen Theil voraus, in welchem er von den zum Klavierspiel nothwendigen allgemein-musikalischen Kenntnissen, z. B. der allgemeinen Tonlehre, der musikalischen Semiotik, den Tonarten und Tonleitern ꝛc. ꝛc. ziemlich ausführlich handelt. Das Werk ist also sehr vollständig hinsichtlich des darin aufgenommenen Lehrstoffs. Ob aber durch dasselbe vorzugsweise, wie der Verfasser doch will, den' Dilettanten gedient sei, möchten wir ihm nicht so ganz zugeben. Der Dilettant, welcher sich selbst bilden und zwar gründlich bilden will, sei es mit, oder ohne weitere Anleitung eines Lehrers, bedarf vor Allem der practischen Belege zur gegebenen Regel. Beispiele, wenn auch nicht gerade ausführliche Etüden sind dem Dilettanten theils zur klaren Veranschaulichung, theils zum Studium unerläßlich. Gerade diese hat aber der Verfasser äußerst spärlich bedacht (die Lehre vom Triller p. 233 ꝛc. ist in dieser Hinsicht noch am ausführlichsten behandelt). Weit geeigneter scheint uns das Buch für den Lehrer, wenn es bei solcher Bestimmung auch vieles ganz Ueberflüssige (besonders im ersten Theile) enthält. Das Buch ist aber in der That weder ein Buch für Lehrer im eigentlichen Sinne, noch für Dilettanten. Sondern es ist ein geistvolles Lesebuch in systematisch geordneten, nur zum Theil etwas zu breit gehaltenen Raisonnements, die aber nicht allein Dilettanten, sondern auch Leuten von Fach in vieler Hinsicht interessant und anregend sein müssen. Besonders werthvoll ist das, was der Verfasser p. 1 bis 54 vorausschickt, und worin der Verfasser auch vieles dem Dilettanten weniger Bekannte in geschmackvoller Darstellung entwickelt. Die Ausstattung ist elegant. — **E. M.**

---

1) Historische Nachrichten über Teufelsbanner, Wahrsager u. s. w. in den Rheinlanden und Westphalen seit Beginn dieses Jahrhunderts. Von Dr. F. E. v. Mering und Ludw. Reischert. Köln, 1843. Verlag von J. M. Dunst IV. und 32 S.

2) Ueber die Hexenprozesse des Mittelalters mit spezieller Beziehung auf Tirol. Nebst aktenmäßiger Darstellung eines Hexenprozesses von 1680. Von Dr. Ignaz Pfaundler. Innsbruck, bei Karl Pfaundler 1843. 63 S.

Nr. 1 enthält 6 Beiträge zur Geschichte einerseits des Aberglaubens, andrerseits der Betrügerei, insofern diese jenen zu benutzen weiß. Es ist gut, wenn solche warnende Geschichtchen auch außerhalb des Kreises der Betrogenen bekannt werden; denn Städter und Landleute zollen auch in aufgeklärten Gegenden leider immer noch dem Aberglauben einen Tribut. Doppelt zu beklagen ist es, wenn Geistliche die Rolle der Betrüger spielen, wovon hier zwei Beispiele vorkommen; aber eben so erfreulich, wenn Geistliche den natürlichen Zusammenhang bei vermeintlichen Wundern nachweisen, wie Pfarrer Ant in Köln in „Judicium de mirabilibus insomniis etc." — Nr. 2. Ref. hat um so mehr mit Interesse diese Schrift gelesen, da er selbst einmal geschichtliche Bemerkungen über den Zauberwahn geliefert hat. Bei Ausarbeitung derselben hatte er noch nicht mit Herrn Dr. Pfaundler's Buche Bekanntschaft gemacht, wohl aber 13 Schriften aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrh. gelesen, welche den Aberglauben vertheidigten und bekämpften. Nach der Einleitung bespricht Herr Dr. Pfaundler den Ursprung des Hexenglaubens, die Gründe der schnellen Verbreitung, wobei er schon auf die (uneigentlichen) Hexenprozesse stößt, die Gesetzgebungsmaßregeln, den eigentlichen Hexenprozeß, Literatur, östreichische und tirolische Strafgesetzgebung und Prozesse, Fortschritte der Aufklärung. In letzter Beziehung strahlte der Lichtpunkt unter der in jeder Hinsicht, besonders aber im Gesetzgebungsfache, segensreichen Regierung Maria Theresia's. Wenn der Verf. bei Besprechung des Ursprungs und der Verbeitung des Hexenglaubens vom dritten Jahrhundert bis zu den Kreuzzügen einen Sprung macht, so dürfte wohl mancher Leser außer den allgemein schildernden Bemerkungen einige speziellere wünschen, namentlich aus den Kirchenschriftstellern, die dieses Aberglaubens billigend, oder mißbilligend Erwähnung gethan haben. Da er, wie er selbst sagt, vom geschichtlich-juridischen Standpunkte aus die Sache genommen hat, so konnte S. 12. eine nähere Hinweisung auf die Gesetzgebung der römischen Kaiser eine Stelle finden. Bei der Literatur fehlt der bekannte Balth. Becker. Bestimmter sollte es S. 19 bis 20 heißen, daß aus der bamberger Halsgerichtsordnung Johanns v. Schwarzenberg, die Carolina fast wörtlich entnommen ist. Wer einen Begriff von der Procedur gegen Hexen haben will, lasse die nach Originalakten gegebene Darstellung S. 32 ff. nicht ungelesen. Uebrigens ist das Schriftchen zum Besten der Kleinkinderwartanstalt in Innsbruck herausgegeben. **Dr. Gurlitt.**

Vaterländische Gedichte von K. M. Mayer. Erstes Heft. Oldenburg 1844. Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung. 24 S.

Die fünf Gedichte, welche dieses Heftchen enthält, hat Ref. mit Interesse gelesen. Sie zeugen sämmtlich von dem Dichterberuf des Verfassers. Poetische Anschauung, vollkommene Beherrschung des Stoffes und der Diction, ein ansprechender Humor zeichnen sie vortheilhaft aus. Sehr gelungen und dichterisch gut durchgeführt ist die Schilderung des St. Medardustages mit seinen Jahr- und Roßmarktsscenen, eine für jeden Dichter schwierige Aufgabe. Als Probe der Dichtungsweise des Verfassers stehe hier die erste Strophe seines poetischen Vorworts:

Ihr Herrn, die ihr in Heidelberg studirt,
Graubärte jetzt vielleicht und hoch in Gnaden,
Seid Ihr nicht manchmal überm Rhein spaziert,
Um vom Pandectenstaub Euch rein zu baden
Im edeln Wein von Deidesheim und Forst?
Auf Tage gingt Ihr und bliebt ganze Wochen.
In jenem schmucken Lande steht der Horst,
Wo Schreiber dieses aus dem Ei gekrochen.

E. Gr.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 9. **1844.**

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. ($2\frac{1}{2}$ Neugroschen) berechnet.

(35.) **Als Praemie** zu MEYER'S *Universum.* | ***Das Helden-Mædchen von Saragossa.*** | **Vier Thaler** an Werth.

Abonnement auf den eilften Jahrgang

von

MEYER'S UNIVERSUM.

Preis für den ganzen Jahrgang von 12 Monatsheften mit 48 der schönsten Stahlstiche, sammt DOPPEL-PRAEMIE, ***nur 2⁴/₅ Thaler Preuss. Cour.*** **— Ohne VORAUS-BEZAHLUNG. —**

Das *Universum ist mit jedem Bande ein neues Werk*, ausgestattet mit dem *Reiz der Neuheit.* Es umfasst die Welt mit des Gedankens Unermesslichkeit, bringt bald Vergangenheit, bald Gegenwart, bald Geschichte, bald Zustände, bald die äussere Erscheinung, bald die geistige Betrachtung in seinen Rahmen, und führt dem Leser eine Reihe von Bildern vor, in welcher Mannichfaltigkeit und Abwechselung in Gegenstand und Styl sich mit Meisterschaft im Colorit und in der Composition vereinigen. Dann und wann folgt einer ausgeführten Tafel eine leichte Skizze, nachlässig, geistreich hingeworfen; *ein Grundton* aber geht durch alle Bilder und er verräth, bald markig aufgetragen, bald nur hingehaucht, einen kühnen Denker und ein reiches Gemüth.

Jede Lesergattung des Universums wird Befriedigung finden. Der *Freund der Geschichte* wird angezogen durch die historischen Gemälde und die Lehren der Vergangenheit; der *Denker* durch die Betrachtungen über die Arbeit, den Kampf und den Fortschritt der Menschheit; der *Künstler* und *Kunstfreund* durch die plastische Beschreibung und artistische Schönheit der Bilder; der *Alterthumsfreund* durch die correkte Darstellung von Denkmälern und merkwürdigen Ruinen in Bild und Wort; der *Mann des Volks* durch die freimüthige Vertretung aller Interessen der Völker; der *Weltmann* durch den Zauber eines vielseitigen Wissens; die *Frauen* durch den Reiz einer spannenden, aufregenden, erhebenden Darstellung; der *gewöhnliche Leser* aber wird unterhalten durch die pittoresken und überraschenden Aufschlüsse über die Welt, die ihn umgiebt und ihm fernliegt. —

Auf *solchen* Eigenschaften ruhen die Ansprüche des *Universums* an die dauernde Gunst des Publikums.

Durch Bestellung auf den eilften Band von Meyer's Universum

erhält jeder Subscribent folgende **zwei Præmien** unentgeltlich:

I.

Ein kostbares Kunstblatt,

ein Hauptwerk des Stahlstichs in Gross-Folio und im Werthe von *Vier Thalern Pr. Cour.*

Das Maedchen von Saragossa,

Heldenscene

aus dem

spanischen Unabhängigkeitskampfe.

Oft schon versuchte sich die Kunst an dem grossen Gegenstande, — nie aber mit grösserem Talent, mit mehr Begeisterung, mit so entschiedenem Erfolge.

Hildburghausen, *Juni 1844.*

II.

Als weitere Zugabe bitten wir die Besteller des eilften Bandes

die ersten drei Lieferungen

des in unserm Verlage nächstdem erscheinenden

vollständigen topographisch-statistischen Lexikons

von allen deutschen Landen,

mit Kupfern, Karten und Städteplänen reich ausgestattet,

hinzunehmen,

das eine fühlbare Lücke in jeder Büchersammlung ausfüllen soll. — Was wir von ähnlichen Werken besitzen, ist weder vollständig, noch neu und für das gesteigerte Bedürfniss unserer Zeit durchaus unbefriedigend. Unser Werk soll Kenntniss des Vaterlandes im weitesten Umfange verbreiten helfen und sie in der bequemsten Form darbieten. Wem aber wäre ein solches entbehrlich, oder nicht willkommen?

Das Bibliographische Institut.

(36.) So eben ist erschienen und wurde versendet:

Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde.

III. BAND.

Arorf, am 1. August 1844. Verlags-Büreau.

(37.) Bei **Kalbfell-Kurtz** in **Reutlingen** erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

DER ROUÉ.

Modernes Genrebild von August Jäger.

2 Bände. 8. geh. 1 Thlr. 15 gGr. (1 Thlr. $18\frac{3}{4}$ Sgr.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 77. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Drei Gedichte

von

F. L. Schwarz.

3.

Die Haube und der Federhut.

Zur Haube sprach der Federhut,
Und zwar mit ziemlich stolzen Blicken:
„Heut' werd' ich unsre Dame schmücken,
„Doch du bist kaum im Finstern gut,
„Laß auf dem Ball dich ja nicht sehen,
„Wo meine stolzen Federn wehen
„Entfällt euch Hauben aller Muth!"

„Oh," sprach das Häubchen, „wie ich glaube,
„Entbehrt die Frau gern Deiner Pracht,
„Wenn Du ihr Kopfweh hast gemacht,
„Und findet dann bei Tag und Nacht
„Nur Lindrung in mir armen Haube!"

Vestigia terrent!

Vom geheimen Gerichtsverfahren soll die Rede sein; etwas Pikantes aus der Aehrenlese auf dem Felde des Inquisitionsprozesses soll dargeboten werden. — Ach, ruft der Eine, oder Andere, da hinaus deutet das „vestigia terrent!" Nun, was einst geschehen ist, das ist doch bei unsern Richtern nicht mehr möglich; mit den groben Verirrungen im Inquisitionsprozesse, auf die wahrscheinlich es gemünzt sein soll, hat es doch längst ein Ende. — Wenn es nun auch ein Ende hätte, antworten wir, wer steht dafür, daß, so lange das Gerichtsverfahren geheim bleibt, nicht es auch wieder bis auf den Punkt der Ausartung kommt, wie weiland bei den Hexenprozessen. Es kommen in der Geschichte gar sonderbare Wendepunkte zum Rückwärts vor; wenn man diese recht erwägt und beherzigt, so lernt man am Ende an Alles glauben, d. h. was nur im Bereiche der Möglichkeit liegt, davon lernt man auch glauben, daß es einmal wirklich werden könne. Deßhalb glauben wir z. B. auch, so sehr wir uns über das constitutionelle Leben freuen und wünschen, daß man alle Völker zum Genusse desselben für reif hielte und sie deßhalb zum Genusse führte, ehe man dazu gezwungen wird — wir glauben, daß doch eine Zeit eintreten könnte, wo man alle bisherige Constitutionen umwürfe und die Staaten, die im Besitze derselben sind, in absolute Monarchien verwandelte. Rom war Jahrhunderte lang eine Republik und wurde doch am Ende ein Despotenstaat. Das freie Athen hat doch einmal die 30 Tyrannen über sich gesehen. Wer hätte gedacht, daß nach einer solchen Revolution, wie Frankreich seine erste machte, gerade so, wie es nachher sich zeigte, sein Schicksal sein würde? Oder, daß die Bourbons so lange sinnlos walten würden, bis sie zum dritten Male der Schlag rührte? Aber am dritten Schlagflusse stirbt der Mensch; die Bourbons sind für Frankreich todt. Daß weder sie, noch ihre Anhänger es glauben wollen, ändert in der Sache Nichts und ist nur ein Beweis mehr, wie incorrigibel diese Sippschaft ist. Wer hätte geglaubt, daß bei einem so herrlichen Aufschwunge des freien Geistes in Deutschland, wie ihn die ersten Jahre der Reformation sehen ließen, nach einem Dutzend Jahren, seit dem Jahre 1517 gerechnet, man auf demselben Punkte wieder sein würde, auf den die Kirche sich so oft verirrt hatte und auf dem sie endlich Jahrhunderte lang beharrt hatte, nämlich, daß man wieder Dogmen schmieden, den Glauben in bestimmte Formeln fassen und alle Ueberzeugung und

Digitized by Google

Lehre daran fesseln würde? Nach dem Grundsatze eines natürlichen Fortschreitens und Entwickelns sollte man denken, es hätte sich müssen aus der ehemaligen deutschen Reichsverfassung unmittelbar das jetzige constitutionelle Leben in den einzelnen deutschen Ländern ergeben, und doch trat erst wieder eine Periode ein, wo die deutschen Völkerschaften nicht einmal so viel Recht gegen ihre Fürsten hatten, als zur Zeit der deutschen Reichsverfassung. Als das deutsche Volk sich und — seine Fürsten frei gemacht hatte (denn die Begeisterung des Volkes that es, nicht etwa haben die Fürsten sich und das Volk durch waffen- und uniformstolze Söldlinge frei gemacht), da hielt man es auch nicht für möglich, daß das Volk nicht zum frohen Genusse der Freiheit kommen sollte; wie's aber geschehen ist, weiß jeder Schulknabe aus der neuen Geschichte. Ja, wenn's nur keine Geschichte gebe! Nicht wahr? Man wird sie wohl noch verbieten müssen, oder nach Vorschrift lehren lassen, wie schon nach Vorschrift die heilige Religion, nach Katechismen! — Doch jetzt wird man aus dem Gesagten selbst einen Gegenbeweis nehmen. Man wird sprechen: wenn man vor Rückschritten in keinem Falle sicher ist, so ist's eben auch möglich, daß nach Einführung des öffentlichen Gerichtsverfahrens (denn vom Gerichtsverfahren gingen wir aus und werden darauf jetzt wieder kommen) doch auch wieder einmal der Rückschritt zu allen Irrsalen und Verkehrtheiten des frühern Inquisitionsprozesses geschehe. — Ja gewiß, so wie in keiner Constitution die Bürgschaft der Unmöglichkeit eines Rückfalls zum Absolutismus liegt, so liegt auch nicht im öffentlichen Gerichtsverfahren die Bürgschaft, daß man nie wieder werde die Inquisition mit ihren Quälereien und Mißgriffen zu sehen bekommen. Keine Constitution und kein Institut hat in sich die Bürgschaft des Bestehens; es hängt Alles von einer trefflichen Regierung ab, und fehlt diese, nun so hängt's von der ganzen Volksmasse ab, ob sie sich das Gute, das ihr einst gegeben wurde, nehmen läßt, oder nicht. Fehlt dem Volke der Sinn für seine höchsten Güter, dann geht freilich über lang oder kurz der gesunde Menschenverstand spazieren und mit ihm Alles, für dessen Bestehen die Bürgschaft in ihm liegt. Aber das ist doch auch gewiß, daß der Rückschritt vom geheimen Gerichtsverfahren zu den Gräueln desselben leichter ist, als vom öffentlichen. Daß der gesunde Menschenverstand schon jetzt spazieren gehen muß in manchen Gegenden (gerade der Gebrauch dieser Formel wird später in Erwähnung kommen), das sieht man aus dem Jordan'schen Prozesse; das sieht man aus der Weise, wie aus einem dreizehnjährigen Jungen in Bremen Geständnisse von Diebereien und Vergiftungen gepreßt wurden, deren er im Leben nicht schuldig war (wiewohl hierbei vielmehr zunächst die Leiter der Erziehungsanstalt, wo er sich befand, der Vorwurf trifft); das kann man aus andern Fällen sehen. Bei Jordan reducirt sich Alles auf Umgang mit Revolutionären, auf die durch mehrere derselben geschehene Bezichtigung und daß er von ihnen über Revolutionspläne unterrichtet gewesen sei. Wer aber sind die Zeugen gegen ihn? Menschen, die für Geld **für** und **gegen** zu zeugen bereit sind, wenn man es haben will. Hat doch der Eine, Kuhl, auf das Versprechen von Geldgeschenken schon früher zu Angaben über revolutionäre Umtriebe sich erboten und sich selbst bei dem Kurprinzen Mitregenten wegen solcher Angaben um Verwilligung eines Gnadengeschenkes beworben. Worauf beruht übrigens die Beschuldigung, Jordan sei ein Revolutionär? Darauf, daß Revolutionäre zu ihm gekommen seien, oder er mit dem Einen und Andern (ohne selbst zu wissen, wer sie waren) in demselben Zimmer, z. B. in einem Gasthause, gewesen sei, (gleichgültige) Worte gewechselt habe, eine Partie Schach, wie mit dem (ihm übrigens unbekannten) Polen Lupanski gespielt habe, daß ihm ein Weinhändler einen Gruß von Lafayette gebracht habe (eine Windbeutelei, wofür, um Wein los zu werden, es Jordan auch hielt) u. dergl. m. Wenn gewisse Demagogen mit Jordans u. A. Namen, wie mit eines Banquo Geist gespielt und ihren Zwecken und Plänen Nachdruck und Bedeutung dadurch zu geben gesucht; wenn sie einander glauben gemacht haben, Jordan sei bereit, die Präsidentschaft in der zu errichtenden Republik zu übernehmen: was kann Jordan dafür, der von dem Allen keine Ahnung hatte? Man hat mit Rotteck's und Itzsteins Namen einen gleichen Mißbrauch getrieben; Niemand aber hat diesen Männern deßhalb etwas anhaben wollen.

(Schluß folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Nachdem unter munterem Redewechsel, zum Theil unter leichten Neckereien der schwarze Trank genossen worden, die Erschöpften sich erholt, ward eine Promenade an dem, einem Lustlager gleichenden Hölzchen rechts- und linkswärts vorgeschlagen und einstimmig darauf eingegangen. Feuer an Feuer loderte munter empor, der Familien ernstere Häupter waren rauchend, sprechend, strickend ins weiche Grün gegossen, auf dem ebenen Rasenplatze vergnügte sich die junge Welt mit mancherlei Kurzweil. In einem Kreise waren Jünglinge und Mädchen aus dem höhern Bürgerstande aufgestellt, je zwei hintereinander, während ein Einzelner im Innern des Ringes sich munter herumtrieb und dann höchst façonlos sich mit seiner Rückenseite dicht vor ein dortstehendes Paar stellte. Draußen aber promenirte ein Anderer, dessen Hand ein fest zusammengedrehetes Tuch hielt, und fiel mit dieser Waffe jetzt denjenigen, der durch das Hinzukommen des Un-

Digitized by Google

genirten zwei Vorderleute erhalten, und dadurch der Dritte einer Rotte geworden, wahrhaft mörderisch an, so daß er sich in das Innere des Kreises flüchtete. Da er sich nun hier, wie es früher der Andere gethan, aufstellte, entstand abermals eine Rotte zu Dreien, und der Zuletztstehende derselben empfand den Zorn des Bewehrten nicht minder, als ihn Jener empfunden. — Unfern davon hatten ziemlich herangewachsene Bürschchen, augenscheinlich Handwerkslehrlinge, eine Strickschaukel errichtet und waren so galant, junge Mädchen darauf zu vergnügen, deren Gekreisch und Lamento wegen ihres unvermeidlich erscheinenden Herabstürzens herzliches Lachen erregte. — Dort links paradirten auf untergebreiteten Tüchern Wecken und Kümmelbrode, Würste von allerlei Gattungen, bunte Eier und der einladende Syrupskuchen, letzterer dem Gefühlvollen, dem Gerechten, der sich auch des Viehes erbarmt, ein herzbrechender Anblick; unzählbare Flügelinsekten fanden hier ein langsam qualvolles Sterben, wenn nicht der rüstige Esser erscheinen wollte, sie durch schnelles Verspeisen mit zu expediren, Opfer unbezähmter Lüsternheit. — Ein süßer Tod wohl, aber bitter bleibt ja stets der Tod, auch der Tod im Syrup oder Malvasier! — Wenden wir das Auge von diesem Bilde der Sterblichkeit alles Athmenden hinweg, blicken wir hier rechts, nach einem anderen Tische. Hier perlet Lebenswasser! Die durch den Genuß desselben des Körpers Erhitzung dämpfen wollen, sind Taglohnarbeiter aus den Manufakturen der Stadt, sie bekamen heut zeitiger Feierabend. — Unserer Gesellschaft ward jetzt die Musik eines Kutschers deutlich. Ein altes Sprichwort sagt: „Wer gern tanzt, dem ist auch leicht gepfiffen!" — Die Tanzenden mußten allerdings sehr vorlieb nehmen. Die Cigarrenfabriken hatten ihre Damen entlassen, und es ergötzte diese, sich am Arme jener Manufakturisten, nach den Götterklängen der „Gutmüthigen" zu drehen. Ein Schelm kann etwas besser geben, als er es hat, auch der Künstler seine Fertigkeit. Die Tänzer waren dicht umstanden von Schauenden. Unaufgeforderte Mädchen blickten schmollend, rezensirend auf die Lust und die Vorgezogenen. „Immer schneller!" herrschte ein bravirender Manufakturist die Kapelle an und umfaßte die Gestalt seiner bereits kochenden Tänzerin noch sicherer. Ein in der Nähe stehender, in das Geschäft des Essens vertiefter Knabe erhielt von dem vorüberfliegenden Paare einen unsanften Stoß, sein ziemlich großes, reichlich mit Heidelbeermuß bestrichenes Flätchen kam dabei mit dem wehenden, hellfarbigen Röckchen der Cigarrendreherin in bedenkliche Berührung, was von mehreren Nichttanzenden höchst amüsant gefunden werden wollte. — Und andere bunte Gruppen noch in Menge, und deren verschiedenes Kurzweil vergnügte Auge und Ohr der wandelnden Gesellschaft; auch das Düften von den Heerden der Nutzbraten wallete weit hin, auf daß des Hauptmanns Voraussagung, der Rasen Weide betreffend, nicht zu Schanden ward. — Zurückgekehrt nach ihrer Stelle, lagerten unsere Genossen wieder im bunten Kreise. Es ward dabei nicht von Jedem derselbe Platz wieder erwählt, der beim Kaffee der seinige gewesen. Wir enthalten uns dabei jeder Entscheidung, ob dieß durchgängig absichtslos geschah, und bemerken blos, daß es dabei vorkam, daß Theodor in ununterbrochener Nähe von Emilie blieb. Da man nun ein Spiel beliebte, dessen Regel es mit sich bringt, daß man seinen Nachbarn irgend etwas schenkt, und von ihnen geschenkt erhält, was man sich jedoch nur leis in das Ohr zusichert, damit es vor der Hand doch ja kein Anderes erfahre, bedurfte es für Karstell nur der kleinen List, einige Harthörigkeit zu erheucheln, oder ein anderes Mal etwas undeutlich zu lispeln, um sich die dichte Nähe von Emilies schönem Haupte an seinen sehnsüchtigen Lippen, das süße Wehen ihres Hauches länger und länger zu sichern. — Der Capitain hatte nur abwechselnd am Spiele Theil genommen und war zum allgemeinen Ergötzen der Uebrigen, am lodernden Feuer, doch so, daß man sein eigentliches Thun nicht erkannte, beschäftigt gewesen. Der Sonne Ball war hinter den westlich gelegenen Anhöhen niedergesunken, des Tages Schwüle wich vor mild erquicklicher Abendtemperatur. Da umwehete die Lagernden ein geistiges Düften, und Westphal, nicht ohne alle Wichtigkeit, forderte einige der jungen Männer auf, den bereiteten Grogk zu prüfen. Der edle Trank fand einstimmig Anerkennung als würdig und gut, und obgleich ein Theil der Damen hüstelnd über die Stärke desselben schmollen wollte, versagte der Hauptmann doch seine Genehmigung, das Kunstgebräue durch einen Zusatz von Wasser gehaltloser zu machen. Munter klingte man an und ließ den sinnreichen Entrepreneur der Waldparthie hoch leben. — Aber er hatte noch für Anderes gesorgt. Zweihundert Schritte tief im Gehölze hatten sich auf seine Veranlassung die Sänger seiner Compagnie zusammengefunden und von dort tönte der Schall ihrer Stimmen in munteren Soldatenchören heraus. — Heiterkeit strahlte aus aller Blicken, Lob über Lob erschallte Westphal, Frauen und Mädchen reichten ihm die schönen Hände. Da hatten die Sänger eben eine Pause gemacht, und die Hornisten der Jägercompagnie fi len ein an ihrer Stelle und sie ablösend mit dem Zigeunermarsch aus Preziosa. — Neue Freude, neue Dankbarkeit sprach sich im vergnügten Kreise aus. — „Capitain!" scherzte die liebliche Aimé von Malkov, „wenn die unter uns ist, die Ihre Bescheidenheit bisher im Stillen nur als Ihrer Sehnsucht Ziel sich nannte, so lassen Sie diese heut laut werden, wer vermöchte heut Ihnen ein Begehren zu versagen?" — „O, daß man Sie beim Wort halten könnte!" entgegnete der Hauptmann im Scherze seufzend, „dort aber sieht Hofrath von Zeblitz ernst unter den nächtigen Brauen hervor, daß einem so Vermessenen ein kalter Schauder überkommen möchte." —

Digitized by Google

„Wer weiß es, ob es ihm so wirklich ernst?“ sprach Aimé hierauf und lächelte dem Bräutigam mit der ihr eigenen Innigkeit zu. Dieser aber eilte, die Geliebte sanft zu umschließen, die seinem Arme, herrlich erröthend, nicht wehrete und seine Wange mit leisem Finger zart berührte. — Da fand Emilie, bei vielleicht nicht durchaus zufälligem Umblicken, das Auge Karstells in dunklem, heißem Strahle an ihr hangend, das, so überrascht, an ihrer Gestalt jetzt niedertauchend, am Sammet ihrer Linken gefesselt hangen blieb, während ein leises Zucken an seinem Munde sichtbar ward, seine rechte Hand aber, als habe sie einen Gegenstand umfaßt, sich eng zusammenschloß. Da richtete, nach längerem Niederblicken, sein Auge sich wieder empor und fand, daß ein Erröthen des geliebten Mädchens Züge überhaucht, Mund und Kinn aber umspielte ein Lächeln, aus welchem der Befangene Ermuthigung sich erholte, traulich freundliche Rede an sie zu richten. — Es war der Umstand ihm so theuer, ihm so werth, daß sie im selben Augenblicke, als Zeblitz der Geliebten vertraut sich nahete, das Auge nach ihm umgewendet; er nahm froh hoffend an, daß Emilie sich das Gefühl gedeutet, das ihm, so nahe ihr, in diesen Momenten geworden; er sah, daß sie nicht zürne, und lebhaft, süß und innig war er beschäftiget, herrliche Situationen sich vorzumalen, so daß Emilie ihm, doch wissend wohl, daß sie ja selbst nicht völlig unbefangen, mehr freundlich gütig, als neckend scherzend, Zerstreutheit Schuld gab. Ihm aber that dieß wohl in diesen Augenblicken, that die Manier so wohl, mit der sie's that. — Es machte im unbefangen heiteren Kreise wohl kaum Jemand die Bemerkung, daß Emilie und Theodor, wohl nicht gänzlich schweigsam, doch allerdings am wenigsten Theil nahmen an der allgemeinen, lauteren Unterhaltung, viel minder noch erlaubte unbedacht sich Eines, — wie hier und da wohl irgend eine aufmerksame Freundin, die vielleicht ihr selbst nur als besonders witzig erscheinen wollende Bemerkung nicht zurückzuhalten vermag, — eine verletzende Aeußerung. Doch wollte es Theodor erscheinen, als ob Therese's Auge oft länger an der Schwester hing, als daß es hatte für zufällig gelten, als absichtlos erscheinen können, und wie dabei die hohe, sonst immer freundlich ebene Stirn ein Zug des Ernstes überflog, der wohl bedenklich ihm erschienen, wenn nicht ihr Auge, wie es im Wechselblicke öfter that, auf ihn sich richtend, den Ausdruck eines Wohlwollens, wie es das gemüthlich gute, arglos frohsinnige Mädchen wohl oftmals schnell fassen, schnell schenken mag, und so auch ihm sich verrathen, wie früher ausgesprochen hätte. So fühlte Karstell sich innig froh, den Blick aufschlagend zum hohen Himmelszelte, daran sich tausend und aber tausend Sterne funkelnd malten, die Zwei dann wieder liebend suchend, die seinem Sehnen heut ein süßes Verheißen zu strahlen schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Tanger und Mogador.

Tanger, welches neuerdings von den Franzosen beschossen worden ist, liegt der Stadt Gibraltar gerade so gegenüber, wenn auch nicht so nahe, wie die schwedische Stadt Helsingborg der dänischen Sundfestung Kronborg bei Helsingör. Von der höchsten Spitze des Felsens von Gibraltar — das Adlernest genannt — und bei schönem Wetter können die Engländer die Spitzen der Minarets in dieser Marokkanischen Stadt sehen, und mit Hülfe guter Fernröhre kann man auch die Straßen und Häuser von Tanger unterscheiden, ganz so wie man vom höchsten Walle von Kronborg durch das neben der Lärmkanone aufgestellte Fernrohr in die Gassen von Helsingborg hineinschaut. Die Stadt selbst, welche durch ihre Lage auf einem Kalkfelsen sehr fest ist, zählt 9 — 10,000 Einwohner, worunter über 1500 Juden, welche den ganzen Handel in ihren Händen haben. Die Straßen sind krumm, hügelig und äußerst enge, die Häuser schlecht gebaut; nur die Wohnungen der europäischen Consuln sind etwas besser gebaut. Tanger ist der von den drei Hauptstädten (Fez, Mequinez und Marokko), wo der Kaiser abwechselnd residirt, am weitesten entfernte Hafenplatz. Er liegt 70 Stunden von Fez und Mequinez, und 150 Stunden von Marokko. Um aus Tanger ein Schreiben nach Fez zu senden und Antwort zu erhalten, braucht man 18 bis 20 Tage; nach Marokko hin und zurück sind 40 bis 50 Tage nöthig.

Mogador, von den Eingeborenen Sueriab genannt, liegt unter 31° 28′ N. B. an der Südwestküste des Marokkanischen Reichs und ward erst 1760 unter der Leitung europäischer Architekten angelegt. Die Stadt selbst, welche ein nicht blos sehr malerisches, sondern auch ziemlich regelmäßiges Ansehn hat, liegt auf einer Halbinsel, in einer sehr sandigen und wüsten Gegend, weßhalb es hier nur Cisternenwasser giebt und die Lebensmittel weit her geholt werden müssen. In keinem Falle eignet sich daher der Platz zu einer militairischen Besetzung, und nur der Schade, der dadurch dem Marokkanischen Handel zugefügt wird, welcher die Schatzkammern des Sultans füllen hilft, kann die Franzosen bewogen haben, vorzugsweise dort einen Angriff zu unternehmen. Der Stadt gegenüber liegt die ebenfalls Mogador genannte kleine Insel, auf welcher sich Magazine und die eigentlichen Festungswerke befinden. Die Zahl der Einwohner, sowohl der Stadt als der Insel, wird auf 20,000 geschätzt, unter denen sich 2,000 Juden befinden, die hauptsächlich den Handel mit England betreiben. Im Jahr 1842 betrug der Werth sämmtlicher europäischer Waaren, die in Marokko eingeführt wurden, 9 Millionen Fr., von denen England allein 8 Millionen lieferte. Ausgeführt wurde im Jahr 1842 nach England für 3,720,000 Fr., nach Frankreich und Algerien für 1,638,000, nach Spanien für 249,000, nach Portugal für 235,000, nach Belgien für 30,000 und nach den Vereinigten Staaten für 26,000 Fr. Die Ausfuhren bestanden hauptsächlich in Ziegenfellen und ungegerbten Häuten, in Wolle, in getrockneten und andern Früchten, in Gummi und Wachs.

A.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von T. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 78. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Rathschläge.

Wollt Ihr Menschen hier auf Erden
Euch erwerben Macht und Ehr',
Wollt Ihr etwas Großes werden,
Nun, es ist ja nicht so schwer.

Schafft Euch Geld vor allen Dingen; —
Handel treibt und Industrie!
Alles wird Euch dann gelingen
Ohne sonderliche Müh'.

Als Beamte macht den Rücken
Krumm, wie Ihr nur immer könnt!
Wer sich nicht vermag zu bücken,
Wird wohl selten Präsident.

Seid Ihr reich und wollt Ihr Ehren,
Gebt Diners der hohen Welt,
Und die Folge wird Euch lehren,
Was vermag das liebe Geld.

Laßt die Kinder nicht studiren
In den Alten gar zu viel,
Denn Homer und Plato führen
Sie zu keinem hohen Ziel'!

Wollt Ihr Menschen hier auf Erden
Euch erwerben Macht und Ehr',
Wollt Ihr etwas Großes werden,
Nun, Ihr seht, es ist nicht schwer. —

Carl Graf v. Hülsen.

Vestigia terrent!

(Schluß.)

Was bürgt dafür, daß noch jetzt in den Gerichtsstuben Fragen gestellt werden von der Art, von welcher eine Probe folgen soll? Würden aber bei einer öffentlichen Untersuchung solche Fragen vorkommen, so würde sich sogleich der gesunde Menschenverstand der Zuhörer laut dagegen aussprechen und eine andere Examinationsweise fordern, und das mit Recht. Aus der Probe, die jetzt folgt, sieht man, wie ein 80jähriges Weib durch ihre gesunden Antworten den Inquisitor zur Schaam über seine unverständigen Fragen hätte bringen sollen (vergl. hierzu Demme's Annalen 1844. Januar.). Ein altes Weib, die Sachsen-Ursel genannt, wurde 1674 bei dem Amte Georgenthal im Thüringerwalde wegen Hexerei vernommen. Dabei kamen unter andern folgende Fragen und Antworten vor:

Warum die Leute sich vor ihr scheuen und nicht gern mit ihr zu thun haben? A. Was sie Fehl daran habe, möchten sie sich doch scheuen, oder möchten sie es lassen, müßten es selbst verantworten. — Warum sie die Leute vor eine Hexe halten? A. Das möchten sie auf ihr Ebentheuer thun. — Ob es wahr, daß sie öfters auf Hexerei gescholten worden? A. Ja, ich achte es nichts. — Ob es wahr, daß sie es nicht geahndet, welches, wenn sie ein gut Gewissen gehabt, nicht würde unterlassen haben? (Sie lacht hierüber.) A. Es habe es Eins vom Andern gehört und sie so geheißen; sie habe keinen Hadermann gehabt, der sie vertreten. — Ob wahr, daß sie ein Kind in des Schultheißen Stall auf ein Pferd gesetzt? A. Sie habe das Kind sehr lieb gehabt. — Ob wahr, daß sein Pferd hierauf nicht mehr habe ziehen wollen, sondern im Gestell gesprungen und getobt? A. I nun, das ist auch eins; ihrethalben möge es gesprungen und gesungen haben, sie wisse nichts davon. — Ob wahr, daß sich N. N. in seinem Hause des Ungeziefers an Läusen und Flöhen nicht erwehren können (sie sollte sie ihm nämlich angehext haben)? A. Warumb er so ein (unordentlich)

Digitized by Google

Weib habe. — Ob wahr, daß solch Geschmeiß an seinen Tischbeinen hinaufkriecht, wie die Ameisen? A. Wenn sie zum Tischbeine hinaufgekrochen, so haben sie gewiß zu ihm gewollt. —

Wenn die Sache mit der Sachsen-Ursel komisch-tragisch war (denn die Folter machte sie doch am Ende zur Hexe und sie wurde verbrannt), so ist dagegen ein anderer Fall durchaus tragisch, und so wahr es einen höchsten Richter und ein Gericht in jener Welt giebt, so wahr können jene Richter, die sich bei dem gemeinten Falle verschuldeten, keinen sanften Spruch aus des Weltenrichters Munde empfangen haben, und wenn ihnen ein Geistlicher eine tausendfache Absolution auf dem Sterbebette ertheilt hätte; denn obgleich wir nicht ducken und mucken und es nicht über uns bringen können, offenbare Mythen, wären sie auch heilige, für buchstäbliche Geschichte zu halten, sondern nur höchstens ein historisches Fundament darin finden und, wenn auch dieß unerkennbar, doch wenigstens daraus Wahrheiten für unser praktisches Leben ziehen: so glauben wir doch an einen höchsten Richter und sind überzeugt, daß sich Gott nicht spotten läßt und die Unterdrückung der Unschuld also rächt, daß Niemand die Unterdrücker ihrer wohlverdienten Strafe entziehen kann. In's Ohr des Allwissenden schreit der letzte Krampf auch des zertretenen Wurms. Es wird ihm nicht gleichgültig sein, wenn man Seelen in seinen Händen mordet. Wir führen die Leser sogleich mitten in die Sache, die wir im Sinne haben, und geben den Brief eines redlichen Weibes, die auf die durch Folter erpreßte Aussage anderer Angeklagten eingezogen worden war. Zu den leiblichen Nöthen des schweren Gefängnisses kam bei der Unschuldigen die Seelenpein der Sorge, ihr Mann, den sie mit ganzer Frauenliebe im Herzen trug, möge sie am Ende auch für schuldig halten. Er war abwesend, als sie festgesetzt wurde. Nach seiner Rückkehr schrieb sie ihm: „Mein herzlieber Schatz, bis ohne Sorg. Wann ihrer tausend auf mich bekennten, so bin ich unschuldig. Und ob man mich sollt strenglich fragen, so könnt ich nichts bekennen, wann man mich zu tausend Stücken zerreiße. Vater, wann ich in der Sach schuldig bin, so laß mich Gott nit vor sein Angesicht kommen immer und ewig u. s. w." Bei der dritten Tortur bekannte sie sich zu einigen Imputationen, ebenso bei der vierten. Deßhalb schrieb sie ihrem Gatten: „Man nöthigt eins, es muß eins ausreden. Man hat mich so gemartert, ich bin aber so unschuldig. O du herzlieber Schatz, wie geschieht meinem Herzen! O weh, o weh meiner armen Waisen! Vater, schick mir etwas, daß ich sterb, ich muß sonst an der Marter verzagen. O Schatz deiner unschuldigen Rebekka, man nimmt mich dir mit Gewalt, wie kann's doch Gott leiden! Wenn ich ein Unhold bin, sei mir Gott nicht gnädig u. s. w." Dieser Brief fiel ihren Richtern in die Hände, und diese nöthigten sie, an dessen Stelle zu schreiben: „Vater, ich habe meinen Herrn Unrecht gethan, und ist dem so, daß ich eine Solche bin, wie meine Aussage vermag." Doch ihr Mann ließ sich dadurch im Glauben an ihre Unschuld nicht irre machen. Er kam mit einer Bittschrift ein; aber die Verblendeten, oder was sie waren, gingen nicht ab davon, das Weib mußte verbrannt werden, am 9. Sept. 1590. Und welches sollte ihr Verbrechen sein? Ein Verbrechen, das nicht nur sie nicht begangen hatte, sondern das überhaupt gar nicht existirt — Zauberei. Die Unglückliche hieß Rebekka Lemp, Frau des Zahlmeisters Peter Lemp in Nördlingen, Mutter von 6 Kindern. Da in Nördlingen eine Zeit lang Jagd auf Hexen gemacht wurde, und zwar nicht blos auf alte Weiber niedern Standes, sondern auch viele ehrbare Frauen geachteter Familien als der Hexerei verdächtig eingezogen, torquirt und gemordet wurden, deßhalb bemerkt Peter Lemp in der Nördlinger Chronik von den Jahren 1590—94 weiter Nichts, als: „In diesen Jahren ist der Verstand in Nördlingen spazieren gegangen. O Röttinger, o Graf, quale consilium dedistis! — Ambo in uno anno mortui sunt!" Beide Genannte waren Doctoren der Rechte und die Urheber der Inquisition in Nördlingen gegen die Hexen. Es war fast kein Haus in der Stadt, wo nicht das Andenken an einen Brandpfahl war; aber es sollte ein Ende des Greuls werden; denn eines Gastwirths Frau, Mar. Holl, stand 56 Mal eine mit ausgesuchter Grausamkeit angewendete Tortur aus, ohne daß man von ihr ein Geständniß erpressen konnte. Jetzt regte man sich in und außer Nördlingen wegen dieser Gerichtsgreuel, die Holl ward frei, aber zu Hausarrest verpflichtet, und das Inquiriren hatte ein Ende. — Gelingt's einer gewissen Partei Theologen, den Teufelsglauben wieder allgemein zu machen, so fährt er am Ende auch wieder in das Gehirn der Criminalrichter; das noch bestehende geheime Inquiriren paßt dann dazu. Vestigia terrent! G.

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Man hatte in frohem Scherzen, das bei des Grogkes wohl sehr mäßigem Genusse doch nichts von jener Aengstlichkeit wissen wollte, — wie der Vernünftige sie hier und an der Salon's gedrechselten Gestalten gern wohl belachen möchte, wenn das sich schickte, wenn er nicht vielmehr sie bedauerte, — nicht daran gedacht, die Uhr, wie spät es sei, zu befragen. Die Sänger, die Hornisten waren seit geraumer Zeit schon verstummt, hatten wohl ihre Kasernen schon erreicht, da mahnte Frau von Westphal, wie sie schon mehrmals, doch von den jungen Männern bittend stets überstimmt, gethan, nun recht ernst zum Aufbruche, und man verließ des Hölzchens traute Herberge, einstimmig sich zu ehester

Digitized by Google

Wiederholung der ländlichen Parthie entschlossen erklärend. — Langsam trat man den Heimweg an. Schmeichelnde Nachtlüftchen spielten in dem Gelock der heiteren Mädchen und Frauen; der Mond war vor einigen Tagen voll gewesen, rein und herrlich trat jetzt die nicht mehr ganz runde Scheibe aus dem Verstecke leichten Gewölkes heraus und goß ein schmelzendes Halblicht herab über die Fluren. Rückwärts sich wendend, nach dem Orte, den sie eben verlassen, sah das Auge der Wandelnden die noch lustig flackernden Feuerchen, und zwischen und vor ihnen die beweglichen Gestalten der Zurückbleibenden, was von entferntem Weilpunkte aus, bei der mehrfachen Beleuchtung einen höchst ergötzlichen Anblick gewährte; die laute Lust der Schwärmer tönte lange noch nach dem Stadtwege herüber. — Die beiden Schwestern Rochoff hatten Frau von Westphal in ihre Mitte genommen; Karstell hatt' sich recht bald zu ihnen gefunden. Da ward der Pfad mehr und mehr zu schmal, um zu Dreien voran zu schreiten; Emilie verließ den Arm der mütterlichen Freundin und tauschte, einen Schritt zurückbleibend, im folgenden Augenblicke die Leitung Theodor's dafür ein. — Welche Stelle hätte das weite Erdenrund dem jungen Mann wohl bieten können, da er sich hatte glücklicher fühlen mögen, als an der Seite des Mädchens, in dem er sich süß gewöhnt, seines Lebens einziges Ziel zu erkennen? Es galt ihm mehr, hier, ihre Schritte leitend, ihr so innig nahe zu wandeln, als der Platz an ihrer Seite im lagernden Kreise, vor den Blicken der Anderen ihm gegolten; es dünkte ihn hier, unbeachtet von einem Blicke, Emilie sei, weit mehr als vorher, ihm allein gegeben. Und es kam ein schöner, freudiger Muth über ihn, wie er sich dessen vorher nicht fähig gehalten, und er zog den nur leis und wie schüchtern in den seinigen gelegten Arm des Mädchens sich näher, dicht an die selig volle Brust und behielt die kleine Hand umfaßt mit der seinen, und sie machte nur einen leichten Versuch, sie ihm zu entziehen, und überließ sie dann der zarten, bittenden Gewalt des Jünglings, der darüber eine schöne Freude empfand, wie noch kein Moment, keine Situation seines Lebens sie ihm geboten. — Und die Blicke der Zwei schweiften weit und hoch auf, und ergingen sich im unermessenen Sternenfelde, und sie bemerkten einander die kleinen Welten, deren Licht am meisten strahlete, den anderen voraus, und das Auge suchte und fand das Auge wieder, dessen Sehstrahl sich eben mit ihm an einem Ziele zusammengefunden. An diesem Ziele weilte der Blick freudiger und länger, denn er fand den Glanz und die Milde wieder, die er oben gefunden, ihnen aber vereinte hier sich noch die Rede, wohl hörbar nicht, aber süß verständlich dem Gemüthe, das fähig, mit Blicken zu hören. Emilie, das reine, offene, kindlich empfängliche Herz, hatte ja zu unterscheiden verstanden, was Zug, was Trieb, was Wollen des tiefinneren Gemüthes, als solches sich kund gab, und wie es so ganz ein Anderes, als der leichten, gesellschaftlichen Artigkeit vorübergehendes Beginnen. Und so glaubte sie auch, sie dürfe, sie müsse dem Jünglinge so sich geben, wie es in ihr redete, in herrlicher Natürlichkeit, und verstattete ihm, im Vorwärtsgehen die Hand umfaßt zu behalten, was sie vorher noch niemals Einem verstattet. Und da brach die letzte Fessel, die Theodor's Schüchternheit um das Wort geschlungen; es lösete die Bande des Zagens freudig sich ab, und sein Mund erging sich in frei gestehender Rede des Herzens, und es sprach sich aus, was in ihm waltete, lebendig und begehrend, und sie gestand sich froh, die hoffende, die allmächtige Liebe, wie das herrliche Mädchen sie in ihm zu gründen gewußt.

Im Gartenhause der Frau von Westphal saß die Besitzerin desselben an dem einen Fenster, welches Aussicht nach der Stadt gewährte, oft lächelnd über den jungen Mann, der ihr gegenüber seinen Platz genommen. Denn ob dieser auch mit möglichster Anstrengung im Zusammenhange mit ihrer Unterhaltung zu bleiben bemühet war, mochte es ihr doch nur selten gelingen, eine auf das von ihr Gesprochene völlig passende Erwiederung zu erhalten. Der niedersinkende Abend war freilich bezaubernd schön, und lud der Städter und Städterinnen viele ein, der Häuser enge Mauern zu verlassen, um in Gottes weiter, herrlicher Schöpfung sich zu ergehen, so daß derjenige, welcher eine bestimmte liebe Gestalt näher treten zu sehen hoffte, alle Aufmerksamkeit des scharfen Auges festzuhalten hatte, um die freundliche Erscheinung weder einen Augenblick später aus der Menge der Lustwandelnden auszufinden, noch auch sich, durch zufällige Aehnlichkeit getäuscht, grundloser Freude voreilig hinzugeben. — Emilie hatte ja gestern mit freundlicher Nachsicht und Milde den Jüngling gewähren lassen, als er die Heiligthümer seines Herzens alle vor ihr erschlossen; hatte seiner Hand nicht gewehret, wenn sie die ihrige fester umgriff, innig an die Stelle preßte, wo sein Herz laut und geschäftig arbeitete. Und als nun der Bittende geendet, und trunken und liebend fragend in ihr Auge blickte, da leuchtete dieses, Freude und Wonne kündend zu ihm auf, und sie entgegnete ihm beseligende Worte, und im reinen Klange der süßen Stimme fügte sie dem Bekenntnisse es an, daß sie seine Neigung erkannt zu haben geglaubt, bevor er ihr noch Worte geliehen. Und die Anderen vorn, in scherzender Lust, hatten ja wohl nicht Ahnung, wie das hintere Paar das Spiel des Schenkens, das vorher Alle vergnügt, noch fortsetze; wie sie des Lebens Höchstes, Heiligstes sich verhießen, und es sah es Keines, wie Emilie es gestattete, daß Karstell's Haupt mehr und mehr nach ihrer Schulter sich neigte und sein Mund, unter des herrlichen Nachthimmels Lächeln, die süßen Erstlinge von des Mädchens würzigen Lippen schlürfte. — Da stand es nun vor ihm, daß er nach einer kurzen halben

Digitized by Google

Stunde voll reiner Seligkeit, Emiliens liebe Hand werde lassen müssen, und keines der trauten Worte, die sie jetzt ihm flüsterte, mehr erlauschen, den blumigen Hauch ihres Mundes nicht werde mehr trinken können; daß vielleicht Wochen zwischen der jetzigen Stunde und derjenigen sich ausdehnen würden, die ihm sein süßes Glück wiederholen möchte, und er sprach, bangend um seines Herzens Sehnsucht, dieses aus, und wie natürlich wohl das Wünschen sei, sie wieder zu sehen, bald, ach recht sehr bald, damit er nicht unterliege im Sehnen, vielmehr das Gemüth die herrlichste Freude feiere. Da lächelte das Mädchen liebend zu ihm auf, denn sie meinte wohl, daß auch sie es wohlthätig empfinden werde, die Nähe des geliebten Jünglings sich wieder herbeigeführt zu sehen, und sie hieß ihn, am folgenden Tage um die Stunde des beginnenden Abends zur mütterlichen Freundin zu gehen, zu erwarten, ob freundlicher Liebe Zug auch sie dort einsprechen lassen werde. Theodor aber haben wir dort schon gefunden, nur hatte er gemeint, die Uhren wären wohl sämmtlich zu träg, und so kam es, daß er die Ungeduld im Innern lange noch beschwichtigen mußte, was ihn zum höchst unaufmerksamen Gesellschafter der nachsichtigen Frau vom Hause machte. Diese nämlich mochte ihm den Gefallen nicht thun, von dem Erwähnung zu machen, was ihm, wie sie durch Emilie wußte, wohl das Wichtigste, wovon er gern mit jugendlichem Feuer, glücklich froh gesprochen haben würde, verlangte vielmehr in gutmüthiger Neckerei, wie sie den Frauen ja manchmal gefällt, seinen Geist bei anderen Gegenständen festzuhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Gerichtsspiegel.] In Rußland muß bei jeder gerichtlichen Verhandlung der Gerichtsspiegel auf dem rothbedeckten Gerichtstische stehen. Er ist ein aufrecht stehendes Gestell von prismatischer Form, auf dessen jeder der drei Seiten ein Ukas Kaiser Peters d. Gr. angeheftet ist, enthaltend Verhaltungsvorschriften für Richter und Parteien, oben mit dem geschnitzten Bilde des Reichsadlers versehen.

An dem Archivgebäude zu Wetzlar baute man zur Zeit des deutschen Reichs 100 Jahre, ohne es zu vollenden. Darin werden 80,000 Prozeßacten aufbewahrt. Alles ganz deutsch!

Correspondenz.

Seebad Zoppot bei Danzig. Ende Septembers.

Von den pommerschen Auswanderern, deren ich in meinem letzten Berichte erwähnte, sind bereits mehre Familien im elendesten Zustande aus Rußland zurückgekehrt. Das alte Sprichwort: „Wer nicht hören will, muß fühlen" — hat sich hier sehr bald bewährt. Es ist traurig, daß die Deutschen fast immer erst durch Schaden klug werden. — Für die Ueberschwemmten in den preußischen Niederungen ist bereits außerordentlich viel geschehen, namentlich in Berlin, wo nicht allein ein enormer Reichthum, sondern auch ein großer Wohlthätigkeitssinn herrscht. Der Ueberschwemmungen wegen war die Revüe abbestellt worden, und der König hat die beiden in der Provinz Preußen stehenden Divisionen ohne die Landwehr nur einzeln gesehen. — Die Rede, welche unser Monarch bei Gelegenheit der Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes als Rector magnificentissimus gehalten, hat nicht allein in der Haupt- und Residenzstadt am Pregel, sondern auch in der ganzen Provinz eine große Sensation erregt. Leider ist der König in Königsberg durch ein Ereigniß betrübender Art unangenehm berühret worden. Eine unpassende Aeußerung über ihn von Seiten eines jungen Beamten im Blutgerichte, dem berühmten Weinkeller im Schlosse, hat nämlich ein Pistolenduell zur Folge gehabt, und der junge Beamte ist von einem Offizier erschossen worden. Die Gratulation zum Hauptmanne, welche der Beamte sterbend aussprach, wird wohl einstweilen nicht in Erfüllung gehen, da höchsten Ortes die strengste Untersuchung anbefohlen ist. — Unser Monarch hat einige der überschwemmten Gegenden besucht, auch die auf Staatskosten unternommenen großartigen Berieselungen bei Czersk in Westpreußen in Augenschein genommen und seine größte Zufriedenheit ausgesprochen. Ueberall in der Provinz ist der König mit großem Jubel empfangen worden, namentlich in dem „deutschen Venedig", wo er gegen den Oberbürgermeister äußerte, daß zwischen ihm und seinem treuen Danzig nie eine Wolke sein werde. Die reichen Juden haben in diesen Jubel merkwürdigerweise nicht eingestimmt, indem die von ihnen bewohnten Häuser an dem Abende, als der König in Danzig ankam, nicht erleuchtet waren. Auch hat es an gedachtem Orte die größte Indignation erregt, daß ein reicher jüdischer Banquier das an ihn ergangene Gesuch, seine Equipage zur Disposition des königlichen Hofstaates zu stellen, abgelehnt hatte. Am 11. d. M. ist unser König auf seiner Reise nach Stettin hier durchpassirt und an der auf der Chaussée errichteten Ehrenpforte von den hiesigen Einwohnern und einem großen Theile der Badegesellschaft bewillkommt worden. Die evangelische und katholische Schuljugend hatte sich unter Anführung ihrer Lehrer auch aufgestellt, und es gereichte zur allgemeinen Heiterkeit, als die letztere bei der Annäherung des Königs das bekannte Lied anstimmte: „Soviel Sterne, als da stehen u. s. w.". In Königsberg und Danzig haben wieder sehr viele Ordensverleihungen Statt gefunden, und die Brust des berühmten Astronomen Bessel, dessen Augenmerk nur auf himmlische Sterne gerichtet ist, ist mit einem irdischen Sterne decorirt worden. — Die Erndte ist in unserer Provinz ungeachtet der schlechten Witterung besser ausgefallen, als es anfangs schien. Wie schlecht das Wetter im Juli und August war, so schön ist der September, bei uns der beste Monat, bis jetzt gewesen und hat noch mehre polnische Familien hierher gelockt. — Die Polen haben im Allgemeinen gegen die Russen eine größere Abneigung, als gegen uns Deutsche; aber dennoch wollen sie lieber russisch, als deutsch sein, weil sie unter den civilisirteren Deutschen den Untergang ihrer Nationalität mehr zu befürchten haben. Natürlich ist dies nur bei dem polnischen Edelmanne der Fall, denn der gemeine Mann im Großherzogthum Posen wünscht sich kein anderes Loos. — Die Richtung der Eisenbahn durch die Provinz Preußen ist nun endlich bestimmt, und man kann demnach erwarten, daß der Bau bald beginnen wird. Die Bahn soll über Conitz und Dirschau geleitet werden und direct nach Königsberg gehen. Ueber die Weichsel bei Dirschau beabsichtigt man, eine Brücke zu bauen, welche sehr großartig und ein nicht minder kostspieliges Werk werden dürfte, als der Tunnel bei Oberau gewesen ist.

Carl Graf v. Hülsen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 79. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Das Osterfest zu Goslar.

Zu Goslar um die Ostern
Sah man einst Wunderding:
Der junge König zum Dome
Henricus der Vierte ging,
Ihm folgten stolze Herren
Mit Stab und Infula,
Man köstlich goldne Kleider
Und reiche Steine sah.

Mit Adalbert vertraulich
Der junge König sprach,
Ihm trat Herr Wintergarden
Der Abt von Fulda nach,
Und dann von Hildesheim
Der Bischof Etzel kam;
Ihm ward von dieser Stunde
Gar manche Mutter gram.

Da hob von manchem weisen
Und manchem dummen Mann
Im hohen Dome schallend
Ein großes Drängen an;
Darunter man bemerkte
Gar manchen feinen Knecht,
Die setzten für die Herren
Die hohen Stühle recht.

Nun saß der Abt von Fulda
Seit Alters obenan,
Das wollte Niemals leiden
Herr Etzel, der stolze Mann.
Er sprach zu seinen Knechten
Voll Herzensgram und Weh,
Sie möchten's muthig wehren,
Daß ihm das Leid geschäh.

Da haderten die Knechte
Um ihres Herrn Gestühl;
Man hörte böse Reden
Und eitle Worte viel,
Derweilen am Altare
Des Meßners Glöcklein klang
Und mit gewalt'gen Stimmen
Der Mönche Chorus sang.

Von wildem Zorn entbrannte
Der Knechte frecher Muth,
Sie stießen sich und schlugen
Einander bis aufs Blut.
Die da von Fulda trotzten
Auf ihres Stuhles Recht,
Da mußte Mancher büßen
Mit seinem Blute schlecht.

Da stieg Herr Wintergarden
Auf eine hohe Bank,
Mit gütem Wort zu schlichten
Den ärgerlichen Zank;
Doch wollte das gelingen
Dem frommen Herren nie,
Ob seine Stimm' auch gellend
Gleich Kriegstrometen schrie.

Von lautem Schelten tos'te
Das weite Gotteshaus,
Man trug der todten Knechte
Gar viele da hinaus,
Und jubilirend sangen
Die Mönche aus der Höh:
Hunc diem gloriosum
Fecisti, Domine.

So hat man einst zu Ostern
Dem lieben Gott gedankt,
Im alten Dome zu Goslar
Sich blutigroth gezankt.
Am Feste der Auferstehung
Blieb liegen mancher Mann,
Um den nach vielen Jahren
Noch manche Thräne rann.

H. v. Schweinitz.

Digitized by Google

Merkwürdigkeiten bei dem Einzug Karoli quinti und seiner Armada 1547 zur Naumburg. Von mir Daniel Schirmern, als Floßschreibern, eigner Erfahrung halber aufgeschrieben und dem Floßarchiv beigelegt den 20. October 1547. Der Nachkommenschaft zum Besten. *)

Wunderbare und fast unerhörte Geschichten haben wir in unseren Tagen und Zeiten erfahren, welche ich, Daniel Schirmer, meinen Nachkömmlingen im Amte bei der Flöße zum Besten hinterlassen will, damit sie wahrnehmen, was vor ein wunderlich Ding damals allhier vorgefallen. Denn es geschah am 24. April 1547, an einem Donnerstage, daß Nachricht und Anzeig geschah, durch zwei schnelle Boten, abgefertigt von Halle, an unsern gnädig Herrn Abt Petro zur Pforte, wie daß nehmlich am Sonntage vorher, als am 20. April 1547 bei Mühlberg ein sehr groß Blutvergießen zwischen Kaiser Karoln und Kurfürst Friedrich zu Sachsen vorgefallen und die Sachsen in die Flucht, mit Hinterlassung etlicher tausend Todten, wären gebracht worden und daß es schiene mit der Lutherischen Lehre nun bald aus zu seyn, worüber noch selbig Abend in dem Klostr kleiner Convent gehalten und mein Schwagr, der Jägr in dem Klostr, Hr. Knappe, noch selbig Abend Befehl erhalten, künftig Sonntag, als Jubilate, ein Wildschwein, 1 Hirsch und etzlich Rehböck in des Klostrs Küch zu schaffen, weilen unsr gnädigr Hr. Abt zur Dankbarkeit gegen Gott und seine Heiligen nicht nur hohe Messe halten, sondern auch besagten Abends großen Convent dem gesammten Kloster gab, auch unter die Armuth Spende geben wollte. Welches auch also erfolgt und übr 300 Brode und eine halbe Tonne Hering, nebst 8 Tonnen Bier ausgetheilet, die Herrn Fratres abr herrlich, die andern zum Klostr gehörig Leut abr alle vom größten bis zum kleinsten mit Wein, Bier, Fleisch, Fisch, Brot und Kuchen reichlich gespeist worden und sehr große Freude gewesen, welche sich noch vermehrt, als man am 2. Mai erfuhr, daß Friedrich von Sachsen selbst gefangen und in röm. Kaiserl. Maj. Händen sey. Den 12. Mai kam Botschaft, daß Wittenberg, als der ärgste und erste Ort dieser Neuerungen, vom Kaiser stark belagert sey. Zugleich zog von da flüchtig viel Volk, bisweilen zu 20 bis 30 Mann hier durch, welches meistens durch Thüringen zum Hessen ging, der sich, wie die Sage war, stark rüste und dem Kaiser widerstehen wollte. Deswegen man sich vor diesen Schnapphahnen wohl in Acht nehmen mußte. Den 16. Mai war ich mit meinem Schwagr in der Naumburg. Da fanden wir zweierlei Menschen; die in der Stadt und Vorstädten waren ganz bestürzt, weil sie ob der neuen angenommenen Lehre wegen besorgten, ihren Irrthum fahren zu lassen. Die auf der Freiheit aber schienen zufrieden zu seyn, es gehe, wie es wolle. Doch denen Praedicanten in der Stadt mochte am bängsten seyn, weilen sie sich des Auswerfens besorgten. Den 19. Mai kam Botschaft, daß Friedrich v. Sachsen im Lagr vor Wittenberg von der röm. kais. Majest. zum Tode verdammt, auch schon enthauptet worden sey, welches aber hernach falsch und erdichtet befunden worden. Die schnellen reutenden Boten ins Reich und Hessenland gingen fast Tag und Nacht hier hin und her, wobei es des Nachts sehr unsicher in hiesiger Gegend war, weil von denen Flüchtlingen viele angefallen und geplündert wurden. Den 25. May erfuhr man, daß vieles Gepäck und Wagen von dem kais. Heere gegen Halle auf dem Wege sey, welches man nicht begreifen konnte. Ich war wieder in der Stadt und erfuhr nichts, es war aber daselbst eine große Verwirrung. Den 29. Mai kam Botschaft, daß Wittenberg übergegangen und dem Kaiser gehuldigt sey, welches auch durchs ganze Land geschehen sollte, worüber abermals im Kloster große Freude und den 31. Mai wieder großer Convent gegeben wurde. Den 5. Junii kam Befehl vom Herzog Mauriz an das Kloster und die Flöße, in die Aue hinter der Naumburg 140 Klftr. Brennholz und 500 Schock Gebunde und 200 Schock Schütten Stroh zu liefern, desgl. in das Oertelsche Haus vor dem Jakobsthore 22 Malter Hafer zu schaffen, ohne was an Mehl, Brod, Bier, Fleisch und andern Sachen verordnet wurde; hierzu waren 14 Tage bestimmt. Die anliegenden Gegenden hatten gleichen Befehl erhalten, und jedermann bildete sich ein, daß wir das ganze Heer würden auf den Hals kriegen, so auch erfolget. Die Fuhren nahmen den 9. ihren Anfang, wo ich bei dem ersten Holze selbst war. Es waren den 8. 2 Fähnlein Fußvolk von Hrzg. Augusts Leuten in die Stadt kommen, von welchen wir Wache zu unserer Abzahlung erhielten, welche auch alles in Empfang nahmen. Den 12. Juni kamen etliche Wagens durch unsern Paß und nach der Naumburg zu nach Merseburg. Es wollte verlauten: ob es sey der Landgraf v. Hessen Philippus gewesen, welcher dem Kaiser entgegen ginge; viele wollten gar sagen: es käme sein Heer hinterdrein, welches auch anfänglich einiges Schrecken machte, war aber Wind und wiese sich die Sache hernach ganz anders aus. Den 13. Juni erfuhren wir, daß das ganze röm. kais. span. Heer nach Halle kommen sollte, dahin auch schon die meisten Wagens und Plunder angekommen wären; auch wollte man wissen, daß die Spanier viele böse Sachen im Lande verübten und die Leute sehr plagten, weswegen in unsrer Gegend vor diesen Leuten, ob sie schon unserer Lehre waren, sehr bange wurde, besonders da man sie nicht verstunde. In der Naumburg lag nur 1 Fähnlein und in der Aue waren zu den vorigen noch 3 Fähnlein gestoßen und es hieß: Herzog August käme noch dazu mit 8 Fähnlein; dieses waren

*) Das Original ist im Manuscript zwei Bogen stark in 4to und für damalige Zeit sauber und gut geschrieben. Eine genaue Copie davon nahm Herr Pastor E. Er. und hatte die Güte, sie an die Red. zu schicken.

Digitized by Google

aber lauter Teutsche. Den 14. Juni kam Herzog August, brachte mit sich 10 Fähnlein Teutsche und einige Hundert kais. Hussaren. War ein sehr junger, etwas lang und hagerer Herr, etwa 21 Jahre, sehr geschwind in allen seinem Thun, ritte zum Jakobsthore hinein, durch die Stadt und zum Salzthor wiedr hinaus, um die Stadt in sein Lager, nachdem er vom Rathe wohl war empfangen worden, dem er auch alle Gnade zugesaget und verheißen. Hatte im Reiten keine sonderliche Bedeckung, besonders schienen die Hussaren sich fast gar nicht um ihn zu bekümmern, als welche in die Stadt ritten, sich weidlich voll soffen und viel Muthwillen übten. Die Spanier sollten noch ärger, besonders auf die Weibsen seyn, weswegen man nicht viel Frauenvolk sah; auch wir Manspersohnen hatten alle Mühe, uns vor ihnen auszuweichen, wenn sie geritten kamen. Herzog August war, wie es hieß, wieder gegen Abend nach Halle geritten, sein Volk aber hier stehen blieben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Da traten aus den vielen Lustwandelnden die schönen, hohen Gestalten der beiden Schwestern Rochoff heraus, und dem Jünglinge wollte es erscheinen, als ob Emilie die Schwester verlasse, munterer auszuschreiten, wie wir ja wohl oftmals den Schritt beschleunigen, wenn wir einer gemüthlich schönen Freude entgegen sehen. — Therese war ja im Besitze von Emiliens unbeschränktem Vertrauen, und gestern noch hatte diese ihr mitgetheilt, welche Umgestaltung in einer kurzen Stunde ihr Leben gewonnen. Frau von Westphal aber, welche gewohnt war, nie ihres Antheiles von dem zu entbehren, was sich den Schwestern als Lebenserfahrung bot, theilte seit dem Vormittag dasselbe Wissen, darum gab Emilie bei ihrem Eintritte dem Jünglinge sich so, wie es die Geliebte vor theueren, als gut und theilnehmend gekannten, Zeugen wohl thut, in unverstellter, beglückender Weise. — Die Manier, mit der Therese, der Geliebten ältere Schwester, Theodor nahe trat, bewirkte ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl in ihm; doch glaubte er zu bemerken, daß jenem Ernste, den ihre Züge schon gestern aussprachen, und der heut fast mehr noch sichtlich hervortrat, sich eine Empfindung von stiller Wehmuth beimische. So, als ob sie sorge und bange für die Gefühle der geliebten Schwester und dessen, der sie theilte, wollte ihre Freude nicht völlig ungestört erscheinen, und Theodor, sie aus ganzer Seele freisprechend von einer unedelen Empfindung darüber, die jüngere Schwester früher als sich von einem jungen Manne geliebt zu sehen, war heut minder als gestern fähig, sein Frohgefühl rein und ungetrübt festzuhalten. — Harmlos gab Emilie, in schöner reizender Natürlichkeit ihrem Gefühle und reiner Freude sich hin, es übersehend, daß die Wonneempfindungen des Geliebten beeinträchtiget erschienen, beschränkter waren, als die der eigenen Brust. Als nun das in Liebe glückliche Mädchen an der Hand der Frau von Westphal sich von den Andern entfernte, faßte Theodor mit Wärme Therese's Hand, und sprach, indem er bemühet war, durch der Stimme freundlichsten, weichsten Ton alles möglicher Weise Verletzende seiner Worte zu entfernen: „Sollte wohl das Verhältniß, das Emilie eingegangen, sich nicht der Billigung der Schwester zu erfreuen haben?" — „Gott verzeihe Ihnen," redete Therese zurück, „diese Versündigung an meinem Herzen, so wie ich sie Ihnen verzeihe. Von der Innigkeit meiner Neigung zu Emilie hat diese wohl die sprechendsten Beweise von jener Zeit an, als uns die Puppe noch erfreuete, bis auf heut. Mein Urtheil aber über Sie, guter Karstell, dürfte Ihnen vielleicht an keinem Orte Nachtheil gebracht haben. Ein junges Mädchen kann ja auch oft in sich selbst wohl Veranlassung zu einem höheren Ernste finden, ohne daß ihre nächsten Umgebungen annehmen müssen, darein verflochten zu sein. Beunruhige es Sie doch nicht, wenn ich nicht so ganz der Freude mich hinzugeben scheine, wie die freundliche Gestaltung des Looses meiner Schwester es wohl mit sich brächte; am mindesten möge es die Empfindungen des Glückes stören, die ja wohl in Ihnen vorherrschend sein müssen beim schönen Bewußtsein, die reine Neigung eines so guten, natürlichen Mädchens, wie Emilie, sich erworben zu haben." — Lächelnd duldete die Endende Theodor's innig warmen Handdruck und berührte dann mit leisem Drucke die Schulter des Jünglings, der ihr doch noch nicht vollkommen beruhiget erscheinen wollte. — Mit Freude leuchtendem Auge trat dagegen nach kurzer Abwesenheit Emilie zu dem Geliebten, plaudernd und scherzend in holder Natürlichkeit, so daß auch Theodor, von des geliebten Mädchens schöner Heiterkeit wohlthätig fortgerissen, mindestens für diese Stunde der Sorge wehrete, und froher Stimmung sich hingab. — Emilie fühlte seit den Augenblicken, da Karstell das ausgesprochen, was als ein stilles Ahnen in ihr gelegen, daß eine bedeutende, freudig empfundene Aenderung an ihr vorgegangen. Bescheiden und genügsam, des Lebens Freuden froh genießend, wie diese eben ihr sich boten, nichts vermissend, was ihrer stillen Heiterkeit gemangelt, war ihr nur selten eine Minute des ernsteren Denkens in die Zukunft geworden. Da trat ihr in Theodor plötzlich und überraschend ihre Zukunft vor, und seine Liebe, die sie so ganz verstand, rollte vor ihrem Blicke heitere Bilder der Folgezeit auf. Sie fühlte so sich jenes ernsten Denkens überhoben, fühlte wohlthuend eine Sicherheit in ihr einziehen, empfand, entschuldbar, da sie so rein, so seelengut, ein

Digitized by Google

Gefühl von höherer, eigener Wichtigkeit, als früher sie in holder Anspruchlosigkeit sich beigemessen, und ihres Herzens Heiterkeit vermochte dabei nur sich zu erhöhen, die liebenswürdige Bescheidenheit aber fand keine Beeinträchtigung. — Des Mädchens Leben ist ja ein Leben des Erwartens., — Wenn es dem jungen Manne gestattet ist, nach schön empfundenem, gemüthlichem Eindrucke, vielleicht wohl hier und da nach Prüfung und Bewährtfinden, des eigenen Herzens mächtigem Zuge zu folgen und wohlmeinend von rechtlich biederer Absicht erfüllt, der Geliebten sich zu nahen, die sein schönstes Wünschen belebt; so darf die Jungfrau ja dagegen das geheime Sehnen, das vielleicht ihr Herz beschlich, niemals verrathen, muß, wenn der Jüngling, der ihr Gemüth so mächtig empfinden lehrte, von fremder Lieblichkeit gefesselt, fern ihren Wünschen blieb, dieß innige Verlangen tief in sich begraben.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Bücher-Manie.] Auf der Bank der Angeklagten vor dem Zuchtpolizeigericht in Paris saß am 31. Mai Herr Rousseau, ein Greis von 69 Jahren. Langes Haar fiel in silbernen Locken über seine Schultern; sein Gesicht, fein und vornehm, ist von tiefen Furchen durchzogen. Zwei große Augen von klarem Blau richtet er staunend bald auf das Gericht, bald auf die Zuschauer. Sein schwarzer Frack erscheint so abgeschabt und ins Weißliche spielend, daß man ihn für eben so alt halten möchte, wie den Besitzer. Ein ganz entstellter Hut befindet sich in seinen zitternden Händen.

Der Präsident (mit Güte): Sie wissen, welches Verbrechens Sie angeschuldigt sind?

Herr R. (seufzend): Leider ja, Herr Präsident.

Der Präs.: Sie haben aus dem Schaufenster des Antiquars Combes ein Buch genommen.

Herr R.: Es war ein Homerus Elzeviri cum notis Scaligeri.

Herr Präs.: Ganz richtig, welcher Beweggrund hat Sie zu dieser schlechten Handlung verleiten können in Ihren Jahren und nach einem langen, vorwurfsfreien Leben?

Herr R.: Was kann ich sagen? Genommen habe ich das Buch, das läßt sich nicht läugnen; aber ich vermochte der Versuchung nicht zu widerstehen.

Der Präs.: Haben Sie zu leben?

Herr R.: Ja. Ich war ehemals Professor der schönen Wissenschaften, und zwei meiner frühern Schüler geben mir jeder monatlich eine Pension von 30 Frs., was bei meinen bescheidenen Ansprüchen zum Leben ausreicht.

Der Präs.: Weßhalb da das Buch nehmen? Natürlich um es zu verkaufen.

Herr R. (mit Abscheu): Ah, Herr Präsident!

Der Präs.: Was wollten Sie denn damit anfangen?

Herr R.: Ich wollte es aufbewahren, heilig aufbewahren.

Der Präs.: Erklären Sie sich deutlicher.

Herr R.: Obwohl es sehr hart ist sich selbst anzuklagen, will ich Ihnen doch Alles sagen. Eines Tages sah ich einen Homerus Elzeviri cum notis Scaligeri im Schaufenster des Antiquars Combes. Seit mehr als 36 Stunden suchte ich dies Buch. Sie begreifen leicht mit welcher Begierde, mit welcher ehrfurchtsvollen Begierde ich darnach griff. Combes forderte 25 Frs. Leider waren wir am Ende des Monats; ich hatte nur noch 13 Frs. zu meiner Verfügung. Gern hätte ich ihm Alles gegeben, bis der Augenblick zur Erhebung meiner Pension gekommen wäre. Combes nahm mein Anerbieten nicht an. Die folgende Nacht hatte ich keine Ruhe. Noch sechs Tage sollte ich warten, sechs lange Tage! Am folgenden Morgen war ich so schwach, wieder an das Schaufenster des Antiquars zu gehen. Mir wurde schwindlich im Kopfe, meine Hand verirrte sich. Das Uebrige ist Ihnen bekannt. Ich empfehle mich Ihrer Milde. Seit vier Wochen habe ich den Antiquar bezahlt, und das Buch gehört mir jetzt rechtmäßig. Ich werde mich nicht davon trennen.

Hier zieht Herr Rousseau aus der Brusttasche seines Frackes eine alte Scharteke, in Schweinsleder gebunden, heraus, steckt sie sorgsam wieder ein, nachdem er sie einen Augenblick gezeigt hatte. Der Antiquar Combes bestätigt die letzten Angaben des Angeklagten und spricht mit Bedauern aus, daß er in einem Augenblicke der Aufregung eine Anzeige gemacht habe, die er später gern wieder zurückgenommen hätte. Das Gericht verurtheilt Herrn Rousseau nur zu achttägigem Gefängniß. Homer wird ihn dahin begleiten und ihm die Stunden der Haft verkürzen.

[Pantheon der Deutschen.] „Ich habe auch," sagt der originelle Satyriker G. Chr. Lichtenberg († 1799) in seinen „vermischten Schriften" (n. A. Göttingen 1844. 2. Bd. S. 177) „vor Newton's Grabmal in Westminsterabtei gestanden; ich habe Shakespear's Denkmal, vermischt mit denen von großen Helden angesehen; allein ich muß bekennen, vielleicht zu meiner Schande, daß der Eindruck sehr gemischt und eigen war. Ich konnte mich unmöglich überzeugen, daß Newton und Shakespear dadurch geehrt würden, sondern, wenn ich mich in der Erklärung meines Gesichts nicht irre, so war es mir, als ständen diese Denkmäler da, die übrigen zu ehren, und dem Platz Ehre zu verschaffen. Es war mir unmöglich, mich von diesem Gefühl los zu machen. — Was könnte es helfen, jetzt Luthern in einem deutschen Pantheon aufzustellen? Soll das zur Ehre Luther's sein? Unmöglich, es ist zur Ehre des Pantheons. Wenn ja eine solche Anstalt nützen soll, so müssen Männer aufgestellt werden, deren Thaten ohne Glanz groß waren; Männer, die sich blos durch Handeln um Vaterland und Nebenmenschen verdient gemacht haben — kein Schriftsteller als solcher. Ein Schriftsteller, der zu seiner Verewigung eine Bildsäule nöthig hat, ist auch dieser nicht werth.

* * *

Von dem bekannten Domherrn, Prof. Rau, in Leipzig, erzählt man, er habe einst dem Disputationsschmause eines jungen Doctors der Rechte beigewohnt, welcher in der Rechtsgelehrsamkeit eben keine besonderen Kenntnisse besaß, dafür aber so glücklich war, ein Fräulein Linke mit 30,000 Thlrn. zu heirathen, und die Hochzeitsfeier mit dem Doctorschmause verbunden hatte. Nach der Tafel ging Rau auf ihn zu und sagte: „Herr Doctor, Sie verstehen sich auch besser auf die Linke, als auf die Rechte."

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.



Fünfter Jahrgang.

№ 80. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Des Sängers Abschied.

Es saß ein greiser Sänger
Auf hohem Fels am Meer',
Und seine Jünger waren
Versammelt um ihn her.

Es griff in seine Leier
Der Jünger treuer Hort
Und sang: „Ich muß nun scheiden,
Vernehmt mein letztes Wort!

Ihr werdet beſſ're Zeiten,
Als ich erlebt, bald schau'n.
Ihr könnet, meine Lieben,
Auf Euren Meister bau'n.

Die Fesseln, welche schließen
Der Menschen Freiheit ein,
Bald werden sie verschwunden
Auf ew'ge Zeiten sein.

Frei wird der Geist regieren,
Frei wird bald sein das Wort,
Ihr werdet vorwärts schreiten
In Deutschland immerfort."

Da sank er hin, — die Blume
Des Lebens war verblüht, —
Die Leier war verklungen, —
Dies war sein Schwanenlied! —

Carl Graf v. Hülsen.

Merkwürdigkeiten bei dem Einzug Karoli quinti und seiner Armada 1547 zur Naumburg. Von mir Daniel Schirmern, als Floßschreibern, eigner Erfahrung halber aufgeschrieben und dem Floßarchiv beigelegt den 20. October 1547. Der Nachkommenschaft zum Besten.

(Fortsetzung.)

Den 16. 17. 18. und 19. Juni wurden viele 1000 kaiserl. Völker unter die Naumburg in die Aue und daherum gelagert, auch Kaiser Karol selbst in hoher Person erwartet, welches auch den 21. Juni 1547 erfolgte. Ich kann aber nicht sagen, daß eine unzählige Menge Volk da war, ihn zu sehen, und ich hatte mir diesen großen Kaiser selbst anders vorgestellt. Bei seinem Einzuge vermochte fast niemand vor Menge seiner um ihn herum schwärmenden Kriegsobersten ihn sehen zu können; aber beim Absteigen in seiner Herberge, welche am Markte oben rechter Hand, wo es in die Mariengasse gehet, in dem ehemaligen Schilderischen Hause war, sahe ich ihn als eine lange, etwas starke ernsthafte Person mit Andacht in das Haus führen. Er hatte eine schwarze Sammtkappe oder Haube auf, einen rothen spanischen bis an die Kniee gehenden Mantel um, gelbe Hosen, halbe Stiefelletten und einen blauen Wams an, trug einen etwas langen Stutz- oder Knebelbart, sahe sich etwas bedächtig um, und ging endlich doch fort. Herzog Moritz ging ihm nach, rechter Hand, war eine längliche hagere Person, mit scharfen und blitzenden Augen, des Kaisers seine aber sahen matt. Das Gedränge von Kriegsleuten, sowohl hohen als niederen, war sehr groß, und wollte an diesem Tage der Markt fast zu klein werden. Indem kam des Kaisers General, welcher Duc de Alba hieß, auf

Digitized by Google

einem flüchtigen Pferde plötzlich gesprengt, ritte etliche Bürgersleute nieder, darnach aber zu dieser Zeit nichts geachtet wurde, und in des Kaisers Herberge geschwind lief, kurz darauf kam das Geschrei, es würde der gefangene Kurfürst gebracht, um deswillen auch Duc de Alba bei dem Kaiser wäre, um wegen dessen Gefangenschaftsort anzufragen. Man hielte mit dem Wagen des gefangenen Kurfürsten und Landgrafen Philippus von Hessen vor dem Marienthor, deswegen viel Volks anfänglich hinaus eilte, unter welchen ich auch war. Kaum waren wir da, so sahen wir den Wagen mit beiden Fürsten. Der Sachse hatte ein breites Tuchkoller an, war eine große starke ansehnliche Person mit einem Knebelbart, unter dem Koller einen Kuiraß, starken Elendshosen und Stiefeln an. Der Hesse, so etwas jüngr, aber auch ein feurigr Herr, in blauem Koller, großen runden Hut, wie des Sachsen seiner mit Federbuschen gezieret, auch gestiefelt, stieg aus dem Wagen, gab jenem auf Ankunft eines spanischen Obrist, so mit Wache kam, ihn abzuholen und Mendoza hieß, die Hand und sagte: „Gott will es einstweilen so haben, aber nur so lange es ihm gefällig!" drückten einandr fest die Hände, worauf der Hesse zu Fuß hinein in die Stadt gebracht, mit Wache umgeben, zum Salzthor wiedr hinaus und an dem Scheffel in ein Wirthshaus, die Sprotte genannt, gebracht wurde. Der Sachse sahe ihm standhaft nach, drückte seinen Hut auf das rechte Auge und sagte auf Teutsch zu einem spanischen Befehlshabr der Wache sehr laut, daß wir es alle hören konnten: „Wo werden wir aber hingebracht werden?" Darauf jener Antwort gab: „Hier kommt Ordre!" Gleich bekam er Befehl, worauf der Wagen fort und ins Georgenklöster ging; wegen Schnelle konnte ihm Niemand folgen. Unterdessen hatte der Rath um gnädige Audienze bitten lassen, die auch erfolgt wurde. Abr nichts desto wenigr war man doch kaiserl. Seits auf die Naumburg etwas ungnädig, theils wegen angenommener Prädicanten, theils weil sie sich sehr widerspenstig erwiesen und Hrn. Julio Pflugen, welcher doch ihr ordentlichr Bischof war, und seinen Herrn Canonicis vor einigen Jahren allen Schimpf bewiesen. Deswegen hauseten die Spanier, besonders die Befehlshaber, hier nicht zum Besten, und es wurden hin und wiedr die Einwohner mit Schlägen, auch wohl gar mit Hauen und Stechen hart traktiret; so mußte auch Speise und Trank überflüßig vorhanden seyn. Einer Magd im Scheffel ward durch einen unversehends losgegangenen Schuß der linke Arm zerschmettert, worauf sie des fünften Tages starb. Die Spanier trieben auch viel Muthwillen mit den Weibspersonen. Gern wäre ich ins Lager gewesen; aber es wollte nicht gehen. Als ich heim kam, war Ordre da, 80 Klaftr Brennholz mit dem frühesten noch ins Lager und 30 in die Stadt zu schaffen. Ich bat meinen Schwager, Hrn. Knappe, mit mir dahin nebst einem Theil Holzwagens zu fahren, weil wir damit guten Bewerb hatten und durch zu kommen hofften. Er that es und wir gingen mit 12 Fuhren Holz hintr der Naumburg und in die Aue ins kaiserl. Lager. Niemand frug uns nach oder unser Daseyn; das Holz wurde ins Hauptquartier des Duc de Alba bestellt und dahin abgeführet, welches mitten unter denen Bergen in der Aue war, wie mein darübr in Einfalt entworfener Plan zeiget. Links herauf linker Hand über die Feldr bis unter die Windmühlen stund des Herzogs von Sachsen Moritzens Völkerschaft und rechter Hand über den Bergen nach Punkewitz und Mertendorf zu des Herzog Augusti Heer. Moritz hatte den Vorzug hierher gehabt, sein Bruder August aber von Wittenberg nach Halle zu den Nachtrab. War eben befohlen worden, daß sich bei Halle der Nachtrab einen oder etliche Tage eher aufmachen und hierher ziehen sollte. Daher kam es, daß Augusts Völker hier die ersten gewesen. Das kaiserl. Heer stund in Schlachtordnung, nehmlich in 2 Flügel und Corps de Bataille, wie es mein Schwager (welcher ein Soldat gewesen) nannte. Beide sächsische Herzoge stunden mit ihren Völkern vor beiden kaiserl. Flügeln. Dieses sahen wir den 22. Juni 1547.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Die Schwelle des Geheimerathes von Rochoff war wohl oft schon mit hohem Ernste, mit Erwartungen, Hoffnungen, daran für's ganze lange Leben wichtige Erfolge sich knüpften, überschritten worden, und Mancher hatte, vom Augenblicke seiner Anmeldung an, bis nun die Thüre des Vielvermögenden für ihn sich öffnete, des Herzens geschäftiges Schlagen mächtig empfunden. Und wenn der Eingelassene des Zimmers Teppiche nun betreten, vor dem wichtigen Manne jetzt stand, dessen einfache Kleidung das Gebietende der hohen, ernsten Stirn doch nicht zu sänftigen vermochte; wenn er von jenem Munde, von dem er zugestanden wünschte, was er wohl Jahre lang gezögert auszusprechen, ein nur wenig lautes: „Sie wünschen ..." vernahm: da wollte oft es ihm wohl nicht gelingen, der Worte wieder sich zu erinnern, die vorher er so häufig sich wiederholt, von denen er hoffend sich versprochen, sie werden seines Wollens Billigkeit darthun. — Wohl manchem Wunsche stand nichts entgegen, als die der Furcht so nahe, allzugroße Schüchternheit des Suchenden am rechten Orte und zur rechten Zeit. Wir sind alle Menschen; der Nimbus aber, von dem umgeben die Mächtigen manchem Blicke erscheinen wollen, ist dessen selbst erschaffenes Trugbild, und Täuschung ist es gleicher Weise, will Einem die Kluft, die den Gewährenden von ihm trennt, zu breit erscheinen, als

daß der Stimme Ton hinüberdringe. Nicht Anmaßung, Trotz, Unbescheidenheit, nicht Ueberschätzung unserer selbst begleite uns auf solch einen Teppich; doch was, geprüft von Bescheidenheit, gestützt auf Billigkeit, das Herz uns drängt dort auszusprechen, wo es allein Anerkenntniß, Bestätigung finden kann, das rede frei der Mund auch aus; das Auge aber, das der Rede den kräftigsten, den schönsten Nachdruck geben kann, das Eingang ihr bereiten kann dort, wo sie Eingang finden möge, es richte frei, bescheiden muthig sich auf, und senke nicht der Blick sich zur Erde. Auch wird dem Hohen, dem Manne der Billigkeit, weit besser es gefallen, sieht er in unserem Auge bescheidene Ueberzeugung, Muth, Vertrauen, Selbstgefühl, als wenn der Blick versteckend sich, nicht waget mit zu reden, vielmehr wohl einzugestehen scheint, daß das Begehren haltlos, auf Nichts sich stützen kann. — Ohne alle Beklommenheit war wohl auch Theodor nicht, als er am folgenden Vormittage sich beim Geheimerath von Rochoff melden ließ, und dieser der geöffneten Thüre einige Schritte näher trat, ihn zu empfangen. Nur wenig kurze Minuten, so nahe nun vor ihm, sollten seines Lebens Wichtigstes in sich fassen. Aber das theure Bild seiner Geliebten hatte ihn ja die ruhelose Nacht hindurch freundlich umschwebt, begleitete ihn ja auf diesem freudig ernsten Gange, und seiner Liebe herrliches Empfinden lieh seinen Worten ein lebendiges Feuer. Seinen gewohnten, hohen Ernst behaltend, verrieth des Geheimerathes Auge im Anfange nicht die mindeste Regung in seinem Inneren. Schon hatte Karstell geendet, als ein Zug, mehr seiner Verbindlichkeit als der Herzlichkeit angehörend, den Mund des Angeredeten umspielte und er, die etwas hageren Finger der Rechten an das Kinn legend, erwiederte: daß er sich durch Karstells Wunsch, seiner Familie sich verbunden zu sehen, höchlich geehrt fühle, und dieser ihm gestatten möge, die Braut hinzu zu holen. — Mit unaussprechlichem Frohgefühle sah Theodor die wohlwollende Eile, mit welcher der Vater seines geliebten Mädchens abging, die Ersehnte in seine Arme zu geleiten. — Sie sind erhebend, die Empfindungen des Herzens, wenn nun eine kurze Minute nur noch uns von des Besitzes voller Gewißheit trennt. Der Gemüther Bund, freudig von Jüngling und Jungfrau geschlossen, erfüllt er auch ihr Inneres so ganz mit reiner Seligkeit Empfinden, er bedarf ja doch der Bestätigung, des Segens. Und wenn vorher Besorgniß wohl den Wünschenden sich nahete, ob sie das Gutheißen ihres frohen Thuns erlangen würden auch vor Jenen, an die des Lebens engste Bande, der Dankbarkeit und des Gehorsams Pflicht, sie knüpfen, — ist es ein ernstbedeutungsschwerer Augenblick, der Augenblick der älterlichen Segnung. Auch Theodor hatte ja mit klopfendem Herzen des hohen Ranges von Emilies Vater, dem er zudem noch so wenig nur bekannt, und seiner eigenen Stellung gedacht. Auch er hatte ja aus Therese's unfreiem Blicke, aus ihrer mangelhaften Entschuldigung desselben Sorge geschöpft und seinem schönen Hoffen oft nur zagend Raum gegeben. — Da verwieß der Vater seines Mädchens die Kühnheit, die Vermessenheit seiner Erwartungen ihm nicht; da eilte er vielmehr selbst hinweg, des Jünglings Wonne zu beschleunigen, und glücklich, wie noch nie, harrte der Jüngling seiner Wiederkehr und seines Lebensglückes herrlichster Vollendung. — Recht bald auch trat der Geheimerath wieder bei Karstell ein, Therese's Hand in der seinigen. — „Ich wiederhole es gern," redete er zu dem unangenehm Verwunderten, „daß ich mich recht sehr geehrt fühle, einen so brauchbaren jungen Mann, dem es nicht fehlen wird, seine Carriere zu machen, Sohn nennen zu sollen. Doch bestimmen mich lange geprüfte Gründe, meine älteste Tochter zuerst zu vermählen. Begrüßen Sie in Therese Ihre Braut!" — Der Geheimerath sah es nicht mehr, wie Theodor's Antlitz, zuerst von blutigem Feuer übergossen, zum Leichengesicht erblaßte, denn mit verbindlicher Handbewegung und freundlichem Lächeln zog er sich in sein Arbeitskabinet zurück. Mit ruhigerer Haltung zwar, doch im Augenblicke hart und fürchterlich getroffen, trat Therese dem Jünglinge näher und faßte seine Hand, mit Anstrengung bemühet, das was sich in ihren Zügen malte, in den Ausdruck schwesterlicher Theilnahme verschmelzen zu lassen. — „Therese! Schwester!" bebte Theodor's Mund, „was war das?" — „Die schreckliche Bestätigung meiner Befürchtung," weinte Therese zurück, „die es mir eher schon unmöglich machte, Ihnen eine reine Freude zu zeigen." — „Es wäre die ernste Meinung, der ernste Wille Ihres Vaters," zögerte Karstell, „nicht ein unzarter ...." — Des bin ich furchtbar überzeugt," bestätigte Therese, „nie war er Mann des Scherzes!" — Da war es, als ob Geist und Sinne des Jünglings umhüllt und betäubt würden von undurchdringlichem Nebel; da brach sich die ganze Spannkraft seines Körpers in einem fürchterlichen Augenblicke der Uebermannung, und wie durchdonnert sank er rückwärts, von Therese mit Aufbietung all' ihrer jugendlichen Kraft zum nahen Divan hingezogen. — Ein banges, entsetzliches Schweigen. Die zurückkehrende Lebensfarbe auf Theodor's Wangen dunkelte sich wieder tiefer und breitete sich weit aus. Sein Blick, wild rollend, traf jetzt der Freundin Auge. Bebend umklammerten seine Hände die ihrigen und aus beengter Brust stöhnte es: „Wo Rath hernehmen? Und Emilie!" — „Sie sind einzig an sich selbst verwiesen," sprach Therese hierauf, „von meinem Vater ist kein Rücktritt zu erwarten, sein Wille ist eisern. Doch dieser Wille kann Ihnen nur verweigern." — „Ich verstehe Sie, schöne Seele," hauchte Karstell, „nur verweigern! Doch das Verweigerte eben war Bedingung meines Lebens. Das harmlos unbefangene, das ahnungslose Mädchen, wie wird es in sich selbst erbeben, wenn es, wie eisig kalte Hand, des Vaters rau-

Digitized by Google

hes Wort berührt! Wenn es, wie ich, nicht fassen kann den Spruch des Mannes, an den es, der treuen Mutter sorglich zarter Liebe entbehrend, durch der Natur geheiligte Gesetze einzig verwiesen? Wer will es übernehmen, sie, die vielleicht in diesen Augenblicken verwundert, bangend ob der Verzögerung, doch Solches nimmer fürchtend ..... die liebend schmerzlich, engelrein verlangend des Rufes oder meines Kommens harrt .... wer will es übernehmen, Kunde ihr zu geben von dem, was sie, wie mich, vernichten muß?" — „Wohl schmerzlich ist's dem eigenen Herzen, wohnt reines Mitgefühl darin, das Schmerzliche verkünden. Der Schwester Mund aber" — suchte Therese das unabänderliche Wehe zu sänftigen — „vermag vielleicht am ersten, was tödlich sie berühren muß, so auszusprechen, daß eine Aufrichtung ihr bleibt, ein Anhalt in ihres Leides Rathlosigkeit." — „O, eilen Sie, geliebte Schwester," sprach Karstell, sich hastig empor richtend, „eilen Sie, ehe ihr, der Ahnungslosen, Unvorbereiteten die Härte nahet, ehe kalt, nichts fühlend, andere Lippen ihr des ganzen Elends Fülle künden." — „Bleiben Sie unthätig Karstell," gebot Therese, bemühet, ihrer Stimme einen Klang zu geben, der noch nicht jedes Hoffen ausschlösse, „Sie sollen vom geliebten Mädchen, sollen von der treuen Schwester wieder hören. Gehen Sie!" —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Ein Abenteuer Bernadottes.] Im Jahre 1789 stand Bernadotte, der vorige König von Schweden, als Sergeant in Grenoble und theilte seine Zeit zwischen Karten, Exercitien und Galanterie, als der berüchtigte Ziegeltag erschien. — An diesem Tage waren bekanntlich alle Frauen in Grenoble auf die Dächer gestiegen und warfen einen Hagel von Ziegeln auf die königlichen Truppen. Dem Sergeant B. fiel auch ein solcher revolutionärer Stein auf den Kopf. Man hielt ihn für todt, und trug ihn in das Hospital. Während man seine Wunde untersuchte, schlug er die Augen auf und erblickte unter der umstehenden Menge ein blondes, blauäugiges Mädchen, das von seinem Schmerz gerührt zu werden schien. Ihre Schönheit fiel ihm auf; er erholte sich bald und konnte zu seinem Regimente zurückkehren. — Die Ruhe war wieder hergestellt, und B. dachte nur an seine Unbekannte. Drei Wochen lang suchte er sie vergebens, endlich aber fand er sie wieder. Sie war eine Näherin und etwa 17 Jahre alt. B. sprach von Liebe, fand aber bei ihr einen gefährlichen Nebenbuhler, einen Uhrmachergehilfen. Der Sergeant redete vom Heirathen, aber das Mädchen mochte nichts hören und zog den ehrsamen Bürger dem Soldaten vor. In der Verzweiflung eilte B. zum Verlobten und sagte: Sie lieben Amalie, ich liebe sie auch. Sie darf nur dem Sieger angehören. Der Zweikampf fand statt, und der Uhrmacher wurde bedeutend verwundet. Aber der Sieger hatte nichts gewonnen, Amalie verschmähte ihn, und einen Monat später war sie die Frau des Uhrmachergehilfen. B. drohte sie zu erschießen, dann ihren Mann, darauf sich selbst, endlich tröstete er sich. — Die Heldin ist jetzt alt, zusammengewachsen und arbeitet in einem Wirthshause, da sie in ihrer Ehe viel Unglück hatte. „Ach," sagt sie oft, „hätte ich den Herrn Bernadotte genommen, so könnte ich jetzt Königin sein. Es ist mein Fehler; aber wenn man jung ist, hat man keine Ueberlegung!" Und die arme Frau weint dann. — In Grenoble nennt man sie allgemein: Sa Majesté. **A. v. E.**

[Tetzel in Zwickau.] „Als Tetzel" — erzählt der alte Strigenitius — „zu Zwickau ist Prediger gewesen, ehe er des Papsts Ablaßkrämer geworden ist, hat er auf eine Zeit seinen Küster angeredet, ob er ihn nicht wolle einmal zu Gaste bitten; und da sich der Küster entschuldiget, er sei zu arm dazu, habe Tetzel gesagt: Geld wollen wir bald bekommen, siehe in die Laßtafel, was morgen für ein Heiliger sein wird. Der Küster thut es und saget: Ich finde Juvenalis; aber es ist ein unbekannter Heiliger. Darauf spricht Tetzel: Wir wollen ihn bald bekannt machen. Morgen läute zur Metten, zur Predigt und zur Messe, wie an einem großen Feiertage, und lasse die Hochmesse über dem Altar, mitten in der Kirche, dem Predigtstuhl über halten. Der Küster folget. Wie das Volk des andern Tages solches Läuten hört, kommt es häufig in die Kirche. Wie nun die Hochmesse halb aus ist, tritt Tetzel auf und predigt: O liebes Volk, heute soll ich euch was sagen, wenn ichs euch verhielte, so wäre es geschehen um eure Seligkeit. Ihr wisset, daß wir die und die Heiligen haben lang angerufen, aber sie sind nunmehr alt worden und sind fast müde worden, uns zu hören und zu helfen. Heute habt ihr das Gedächtniß Juvenalis, und wiewohl er bisher unbekannt gewesen, so lassets euch doch lieb sein. Denn weils ein neuer Heiliger ist, den wir zuvor nicht gekannt haben, so wird er desto unverdrossener sein, sich unser anzunehmen. Es ist aber Juvenalis ein heiliger Märtyrer gewesen, welches Blut unschuldig ist vergossen worden. Wollet ihr nun seine Unschuld vor Gott auch genießen, so beweiset euch heute ihm zu Ehren, und lege ihm ein Jeder sein Opfer auf den Altar, da man heut Hochmesse hält. Liebes Volk, erzeiget euch milde und hebet an, im Namen Gottes herumzugehen. Ihr Obersten gehet vor und gebet den Andern gute Exempel! — Was hat er mehr gethan? Er hat Leute an die Thüren gestellt, die Niemand hinausgelassen, er habe denn zuvor geopfert; und weil die Leute sein zum Opfer gangen, ist er auf dem Predigtstuhl geblieben und hat gesehen, was ein Jeder gelegt hat. Darnach ist er endlich selbst heruntergegangen zum Altar und hat seinen Heller gelegt, und den Küster heimlich gefragt, ob sie würden genug zur Abendzeche haben.

* * *

In der Napoleonischen Zeit sah ein armes von einem französischen Soldaten verführtes Mädchen ihrer Niederkunft entgegen. „Ehre, guter Name, gutes Gewissen, Alles ist für mich dahin," rief sie schluchzend: „Das Schrecklichste für mich wird indessen sein, daß ich mit meinem Kinde, das einen französischen Vater hat, nicht werde sprechen können."

Ein Pastor und sein Schulmeister begegneten sich auf einem Morgenspaziergange. „Es ist recht heiß geworden seit gestern;" — bemerkte der Pastor nach vorhergegangener Begrüßung. „Ach ja, Ihro Hochwürden," entgegnete der Schulmeister, — „es ist ein ganz anderes Temperament am Himmel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 81.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Prinz Ludwig von Preußen.

Von

Ferd. Freiligrath.

Weise: Prinz Eugenius, der edle Ritter.

Wie er's in der Schlacht getrieben,
Wie bei Saalfeld er geblieben,
Solches wißt ihr allesammt!
Doch kein Teufel weiß jetzunder,
Wie sein Säbel, Gottes Wunder!
In die Zöpfe einst geflammt!

Auf und laßt die Fahnen wehen!
Anno fünf ist es geschehen,
Anno fünf zu Altenburg!
Prinz Ludwig bei Spiel und Mahle
Saß allda bei Vogt im Saale,
Zechte flott die Herbstnacht durch.

That's mit hundert Officieren;
Trugen allzumal noch ihren
Wohlfrisirten Puderkopf;
Seitenlöcklein, wohlgebacken
Und gekleistert, und im Nacken
Steif und starr den alten Zopf.

Gläser klirrten, Lieder schallten,
Die Champagner-Propfen knallten —
Dreimal hoch das Hauptquartier!
Tafelmusik rauschte munter,
Meister Dussek mitten drunter
Dirigirte am Clavier.

Ist der Prinz emporgesprungen,
Hat er hoch sein Schwert geschwungen,
Zugelacht dem Freunde dann:
„Hackbrettschläger, jetzt an's Hacken!
Hack' den Zopf mir aus dem Nacken!
Heute soll'n die Zöpfe dran!"

Meister Dussek nahm den Degen,
Thät den Zopf auf's Tischtuch legen,
Auf den Knien lag der Prinz:
Dussek hieb mit scharfem Streiche,
Auf der Tafel lag die Leiche —
Achtunddreißig Jahre sind's!

Tusch! Das fuhr durch alle Köpfe!
Laut schallt's: „Pereant die Zöpfe!"
Das war eine Wirthschaft heut!
Oberst! Capitän und Junker
Hieb sich ab den garst'gen Klunker —
Jeder Zopf ließ Haare heut!

Dieses in dem Preußenheere
War'n die ersten Zöpf', auf Ehre!
Die da abgeschnitten sein!
Zopflos in den lieben Himmel
Rückt' aus Saalfeld's Schlachtgetümmel,
Ludwig Ferdinandus ein!

Noch im Dreispitz mit der Krempe,
In der Hand die blut'ge Plempe,
Kam er — doch der Zopf war ab!
Drob der alte Fritz erstaunte,
Und ihm eine gutgelaunte
Oheimliche Nase gab! —

Der Armeezopf liegt erstochen,
Jena's Zopf auch ist gerochen,
Doch manch andrer macht sich breit!
Wann zersetzt uns die ein Retter?
Ludwig, schick' ein Donnerwetter
In die Zöpfe dieser Zeit!

Digitized by Google

Merkwürdigkeiten bei dem Einzug Karoli quinti und seiner Armada 1547 zur Naumburg.

(Fortsetzung.)

Diesen Tag kam auch der Kaiser Karol V. ins Lager geritten, umgeben von einer Menge von mehr als 200 Generals und Offiziers derer spanischen und teutschen Völker. Diesen Tag sahe ich auch des Kaisers Bruder Ferdinandum, ein schöner, ansehnlicher Herr, bleichen hagern Angesichts, mit kohlschwarzem Haar und Knebelbart. Wir passeten ihm auf in der Enge bei der Windmühlen; er kam mit Moritzen, Augusten und Franzen, Herzogen von Sachsen-Lauenburg ins Lager, nebst vielen andern uns unbekannten Fürsten und Grafen. Wir verfolgten sie bis ins Hauptquartier; weil aber viele von der Wache mit Stößen zurückgewiesen wurden, gingen wir zurück und auf die Höhe bei der Windmühlen, wo wir ein ziemliches Stück des Lagers übersehen konnten. Mein Schwager und viele Verständige hielten es auf etliche 50,000 stark, und dieses war die Armada gewesen, so bei Mühlberg den Kurfürsten von Sachsen Friedrich so geputzet hatte. Die Stadt war zwar auch mit einigen Fahnen besetzt worden, welches halb Wälsche und halb Spanier waren, aber die größte Plage der Einwohner waren die starken Schwärme der hohen Befehlshaber und Offiziers, so darinnen Herberge genommen; denn man sahe nichts anders als solche zu 20 bis 30 mit einander reiten, gehen, singen, tanzen und in den Zechen und Wirthshäusern saufen, wobei die bloßen Degen wacker blinkerten, mit welchen sie zum Zeitvertreib in Tische, Stühle und Bänke, auch wohl gar in die Fenster haueten, die Einwohner in große Furcht setzten, welche alles mußten gut heißen lassen und nichts dazu sagen durften. Unter andern geschah an diesem Tage ein großer Lärm; denn es waren viele Offiziere derer Welschen und Hispanier in die Wenzeslaikirche kommen, um sich allda in selbiger umzusehn und ihre Andacht zu verrichten. Nun hatte der Prädicant Medler, dem heil. katholischen Glauben zu Unehren, vor einigen Jahren schändliche Gemählde auf Christi Statthalter und den heil. Stuhl mahlen und selbige hinter dem Hauptaltar anmachen lassen. Denn dieser Mann galt überaus viel bei den Inwohnern, und die blinden Bürger gehorchten ihm mehr, als ihnen nützlich war. Unter andern hatte er ein Bildniß verfertigen lassen, auf welchem Papst Leo X. mit der dreifachen Krone und hohem päpstlichen Ornat gezieret, von vielen Teufeln angepacket und in die Luft geführet wurde. Unten lagen viele Heilige, unter denen auch die Mutter Gottes gewesen seyn soll, auf denen Knieen, solches zu verhindern. Aus dem Munde und Rachen derer Teufel fuhren in feurigen Flammen folgende Worte auf den Papst heraus: Eras papa Leo, nunc eris assa diaboli! Du warest Papst Leo, nun wirst du ein Teufelsbraten werden. — Unter dem Bilde stund bei denen Heiligen geschrieben: Im Tode denket man deiner nicht, wer will Dir in der Hölle danken. Damit er die heil. Messe und die Vorbitte vor die Todten verspotten wollen. — Als die Welschen und die Hispanier dieses sahen, waren sie so heftig entrüstet, daß sie auch die Degen zogen und diese Malerei durchstachen. Endlich gehen sie insgesammt zum Duc de Alba, zeigen es an. Unterdessen, da diese Sache dem Kaiser soll hinterbracht und die Bilder aus der Kirche herzugebracht werden, um solche dem Kaiser bei seiner Rückkehr aus dem Lager zu zeigen, sind sie alle schwarz überstrichen gewesen, welches eine getriebene Schelmerei gethan hatte. Doch durfte sich um diese Zeit kein Prädicant sehen lassen, und Herr Julius Pflug hatte es dem Duc de Alba widerrathen und ihn gebeten, kaiserl. Majestät damit nicht zu kränken. Denn dieser Duc de Alba war wie ein Wind und ist diesen Tag wohl sechsmal in dem Lager und auch in der Stadt gewesen, hat auch beide gefangene Fürsten besuchet. War etwas grausam und bittern Ansehns und hatte viel Gewalt beim Kaiser und Kriegsvolk. Doch haben es der kais. Kanzler und Räthe erfahren und es vor den Kaiser bracht, welcher gesagt; „Es sei zu bewundern, daß Gott diesen Ketzern so lange nachgesehen; nun sei aber vielleicht die Stunde ihrer Reu und Buße zur Wiederkehr vorhanden!" Wir stunden dieweil bei der Höhe der Windmühl und erwarteten des Kaisers Wiederkehr aus dem Lager, welche auch erfolget. Diesesmal hatte er ein schwarzes Wams und großen weißen spanischen Kragen, und also waren auch die Juppe und Hosen, auf dem Kopfe einen runden Federhut wegen der Sonnenhitze; ritte auch ein sehr schön schwarzes Pferd mit einer sammetschwarzen, mit Gold durchstreiften langen Decke, zum Marienthore herein in seine Herberge, umgeben von vielen Fürsten, Grafen und Herren, etliche hundert stark, wobei alle oben genannten waren, als sein Bruder, Herzog Moritz, August und Franz von Lauenburg. Diesen Abend wären wir gern in Naumburg blieben, um den Abzug des folgenden Tages zu sehen; Alles war aber mit Volk überlegen, welches die Fremden gering achtete und ihnen bisweilen übel begegnete. Gingen also heim, und weil auch Altenburg voll Kriegsvölker lag, und auch die Pforte viel Besuch gehabt, schlichen wir uns durchs Holz; ich blieb zur Pforta außen bei meinem Schwager.

(Schluß folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Der Geheimerath von Rochoff war gestern Nachmittag in Auftrag des Fürsten nach einem Domainengute gereist. Emilie, in liebender Geleitung heimge-

kehrt, wollte, als sie ihren Theodor entlassen, ihr ganzes, freudig erfülltes Herz vor'm ernsten Vater entfalten, überströmen lassen. Da berichteten die Leute ihr des Geheimerathes noch nicht erfolgte Rückkehr. — Sich selbst an strenge Lebensregel bindend, verlangte Herr von Rochoff diese von seinen Töchtern und Leuten beachtet zu sehen. Schon war zehen Uhr vorüber. Emilie wußte wie jedes Andere, daß später der Vater nur im wichtigsten, dringendsten Ausnahmefalle für irgend etwas zugänglich, und wiederholt war ihr die Erfahrung geworden, daß dem zu so später Stunde ihm Vorgetragenen, eben aus dieser ihm unangenehmen Wahl der Zeit ein Nachtheil erwuchs. So begab sie sich zum Ruhelager, das heut ihr aber nicht so hergestellt erscheinen wollte, um so wie sonst, nach leisem, frommem Worte zum Herrn der Himmel, schnell in des Schlummers weichen Arm zu sinken. — Es tritt dem mehr erregten, dem gebildeten Geiste ja so Vieles vor die Seele, wenn wir im Begriffe sind, von unsers Lebens ernsteren Schritten den einen, ersten, wichtigen zu thun. — Ruhig, sorglos, heiter hatte Emilie bisher in das Leben geblickt. Des Tages und der Gesellschaft Ordnung war ihre Richtschnur. Laut und lebendig schlug die junge Brust, als vor ihrem inneren Auge nun schon mehr und mehr die Rolle sich entfalten wollte, darauf in unauslöschlich festen Zügen der Vorsehung Griffel gezeichnet hatte, was bis jetzt nur halb verstandene Ahnung war. Sie sah im Rückblick das Lachende der Kinderjahre, der schönen Jugend Rosenzeit, nur einmal herb und bitter getrübt durch den Verlust der besten Mutter, von deren Geiste sie liebend sich umschwebt fühlte. Sie sah dem Ernste nun ein weites Feld gegeben, doch Rosen lächelten ihr auch entgegen, ja, wie sie des Mädchens Hand noch nie gepflückt. — Es war geschäftig jetzt in ihr, das Sinnen, wie es sich doch so überraschend, so schnell gefunden, daß sie des Jünglings schöne Liebe sich erworben, daß sie so freudig wiederum dem Bittenden zum theuren Eigenthum sich hingegeben. Es stand so deutlich vor ihr, daß es nur Wochen waren, seitdem der Fremde zuerst hier eingesprochen, und doch war ihr bei ihres Empfindens Innigkeit, als ob sie lange schon so süß für ihn empfunden. Es war ihr, als sei in ihm das nunmehr sichtbar nahe ihr getreten, was schon an ihrer Wiege, sie bewahrend, ein treuer Schutzgeist, gestanden, die Schritte ihrer zarten Kindheit sorglich geleitet, ihrer Rosenjahre Blüthe behütet, daß nicht Leid, nicht Kummer sie tödtlich berühre und sie, die Liebliche, in herzlichem Verlangen sich selbst nun zugeführt. — Therese war bemüht, vor der Schwester theilnehmend freudig zu erscheinen. Emilie's unbefangener Blick erkannte nicht die Besorgnisse, die sie erfüllten. Sie hatte, als der Töchter ältere, des Hauswesens Vorsteherin, mehr als Emilie Gelegenheit, des Vaters besondere Lebensansichten kennen zu lernen. An wirthschaftliche Besprechungen zwischen ihm und ihr knüpften zuweilen sich Aeußerungen des Geheimerathes von Plänen, Absichten, das Familienleben betreffend. Aus diesen ging hervor, daß er den Fall durchaus nicht gelten lasse, die jüngere Emilie früher als sie vermählt zu sehen, und Jedermann war es bekannt, daß Herr von Rochoff das, was er länger bei sich angenommen, vorzüglich aber was er jemals gegen irgend wen geäußert, hartnäckig festhielt, die Blöße scheuend, sich niemals überzeugt erklärte, es könne schadlos, besser, etwas anders sich gestalten, als er vorhergesagt. — Die liebliche Emilie, obgleich das süße Auge nur unterbrochen bedeckt gewesen, stand zeitig schon, genug gestärkt sich fühlend, am Fenster, das nach ihres Hauses Garten wieß, und überblickte, in liebender Zurückrufung so süß empfundener Augenblicke, die Stellen, wo ihr an Karstells Seite das erste Ahnen seines Wollens geworden. Von jenem Golde, wie es des Meistermalers Genius nur unvollkommen wieder giebt, erstrahlte göttlichschön im Ost des Himmels reines, unermessnes Zelt, und hoch erhoben, fühlte des Mädchens Herz zum Preis des Weltenschöpfers heilige Mahnung. Und ihres Auges Freudenblick zu ihm, den Millionen freudig anbeten, richtend; die schönen Arme auf zu ihm, dem Gott der Liebe Aller, ausbreitend, beugte sie in unaussprechlichem Entzücken fromm das Knie und sprach in Demuth und freudigem Vertrauen zu Gott es aus, welch' ein Empfinden in ihrer Brust sich süß gegründet. Und flehete zu ihm, der Aller Herzen prüfet, und was sie hegen allsehend kennt, zu segnen es durch seiner Liebe reichsten Segen. — Und Hoffnungsmuth war eingezogen in ihr kindlich frommes Herz. Da hüllte sie des jugendlichen Körpers schöne Glieder in keusche Morgentracht, die junge Brust mit zarten Knospen schmückend, die Theodor Abends gestern für sie gepflückt, für die sie ihm im süßen Kusse gedankt, die sie sorgsam aufbewahrt in kristallenem Glase. Und schwärmend sinnend harrte sie der Glocke, daß sie der neunten Morgenstunde Beginn verkünde im reinen, fernhin tönenden Klange. Und als der eherne Hammer nun in Glöckners Hand den ersten Schlag gethan, als es nun zu ihr redete: „Es ist die Zeit vollendet, nun sollst du sprechen für deines Herzens heilig süßes Wünschen!" da empfand sie jedes Schlages Nachhall in tiefster Brust, und Frohmuth und Beklemmung theilten sich gleich mächtig dem jungen Busen mit. Da reichte sie der theueren Schwester die weiche Hand und legte das schöne Haupt an der Getreuen Schulter, Therese aber konnte der Uebermacht in ihrem Innern nicht widerstehen und brach in lautes Weinen aus. Ein glühender Kuß der Schwesterlippen brannte auf Emilie's Munde und stürmisch fühlte sie sich in Therese's Arme gepreßt. Dann sanfter wieder die Umschlossene freigebend, leitete Therese sie zart nach der Thüre, aus vollem Herzen, wie mit des Auges reinstem Blicke, den Gang der Schwester segnend. — Aber der Vater war schon

Digitized by Google

nicht mehr allein und lautes Sprechen fremder Stimmen und der seinigen erscholl aus seinem Zimmer. Betrübt zog sich Emilie zurück. Der Mann, an welchen in des Lebens wichtigeren Anliegen fast allein ein ganzes Land verwiesen, dessen Thüre auch Jedem offen, ihm blieb, selbst nicht in früher Morgenstunde, der unbesetzte Augenblick, dem lieben Kinde ihn zu schenken. Ihm blieb nicht die Minute, da er ganz ihr gehören, ganz Vater sein sollte, wie sie von Gott erflehet, mit einer Inbrunst, in der sie nimmer noch gebetet. — Es drohete, die volle Brust zu sprengen, was sie, gleich süß und gleich beängstigend, noch länger tragen sollte. — Schmerzlich lächelnd empfing Therese die Zurückkommende und tröstete in Himmelsfreundlichkeit: „Laß nicht den Umstand, der ja nichts Ungewöhnliches Dir zeigt, Dich ängstigen; nicht gelte es Dir als bedenkliche Vorbedeutung. Der Vater wird die Fremden bald entlassen und dann, wohl etwas später, schmerzlich später für Dein Herz, vielleicht zu mehr gesegneter Minute, Dich empfangen. — Im langen Kusse antwortete die Liebende und schweigend, Arm in Arm geschlungen, durchschritten Beide die Reihe ihrer Zimmer. — Nach längerer Zeit berichtete der Mädchen Zofe, daß jene Männer, die bei dem Geheimerath gewesen, ihn verlassen, dafür aber der Finanzrath von Karstell bei ihm eingetreten. — Emilie erbleichte. Der liebevollen Schwester Arm ward ihr zur Stütze und so erreichte sie die Ottomane. — Unvorbereitet sollte ja der Geliebte den Vater nicht finden. — „O, stehe Dir, mein Theodor," betete sie, „der Geist der höchsten Liebe treu zur Seite und lege auf Deine Lippe die Worte kräftiger Ueberzeugung dessen, was heilig fest in Deinem, in meinem Herzen stehet. Und Du, mein Gott und Herr, der tausend und tausend Sphären lenkt in ewigem Kreislauf, lenke du das einzige Herz, aus dessen Willen mir deines Himmels Seligkeit schon hier, mir namenloses, unaussagbares Wehe . . . ." — Da klopfte es an des Zimmers Thüre. Der Geheimerath öffnete ein klein wenig, blickte herein und rief: „Therese!" — „Was ist das?!" stammelte Emilie und herrschaftlos ließ sie das schöne Haupt zum Kissen rückwärts sinken.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblicke, besonders auf die Geschichte der altfranzösischen Zeit von 1303 — 1746.

Von

Dr. Back.

1.

Philipp der Schöne, König von Frankreich, ließ im Jahre 1305 f. dem Orden der Tempelherrn den Prozeß machen und ihn vernichten, mindestens in Frankreich; der Großmeister Molay und ein Bruder des Dauphins von Viennois wurden lebendig verbrannt; 46 Ritter desgleichen. Was war ihr Verbrechen? Sie hatten dem christlichen Glauben entsagt? Sie verehrten einen Götzen? Aber nirgends ist ein Bild von einem solchen aufgefunden worden! Sie lebten mit Nonnen zusammen und rösteten die von diesen gebornen Kinder? Lächerliche, unerwiesene, unerfindliche Anschuldigungen! Sie verachteten die verderbte Geistlichkeit, sie sprachen frei und öffentlich von den Mißbräuchen der Päpste, sie glaubten, lehrten und übten das reine Ur-Christenthum, sie hatten reiche Besitzungen, nach welchen der König, die Geistlichkeit und was dazu gehörte, lungerte! Darum wurden sie angegriffen, vernichtet! Man theilte sich in ihr Erbe! Aber Philipp der Schöne starb an Gewissensangst und all seine Helfershelfer gingen nach und nach unter. Gottes Gericht!

2.

Philipp der Schöne erließ im Jahr 1294 eine Kleider- und Festordnung: Keine Frau von bürgerlichem Stande solle einen eigenen Wagen haben; kein Bürger und keine Bürgersfrau solle Hermelin, Gold, Edelsteine, goldene oder silberne Stirnbänder tragen; keine Jungfrau von anderm als vornehmen Stande solle mehr als ein Kleid haben; es sei denn, daß sie 2000 Pfund Einkünfte habe; kein Festmahl solle mehr aufzuweisen haben, als zwei Schüsseln und ein Nachessen mit Speck, ein Abendessen nur Ein Gericht; auch solle in keiner Schüssel mehr als Eine Art Fleisch aufgetragen werden; das Zeug zu den Kleidern der Bürgerlichen solle nicht theurer sein, als 6 Sous! — Philipp, Philipp! Sähest du unsre jetzige Kleiderpracht, unsre jetzigen Festmahlzeiten!

3.

Ludwig X., König von Frankreich, führte im Jahr 1314 f. eine Hand als Sinnbild; die Hand der Gerechtigkeit, die Hand der königlichen Gewalt. Die Hand war von Elfenbein; auf sie, an Königshand, gelobte man an.

4.

Der Herzog von Burgund belagerte 1472 die Stadt Beauvais; als die Männer ermattet und nahe daran waren, sich zu ergeben, trieben die Weiber der Stadt, geführt von Johanna Hachette den Feind ab, indem sie, von den Stadtmauern aus, Steine, Feuerbrände, geschmolzenes Blei &c. auf ihn hinabstürzten, der dann andern Tages abzog. König Ludwig XI. ehrte diese tapfern Frauen, indem er eine feierliche alljährlich zu haltende Messe stiftete und eine Prozession, bei welcher die Frauen gleich nach der Geistlichkeit, vor den Männern gehen sollten, alle in ihren Brautkleidern; auch gestattete er ihnen, und das war das Beste, zu allen Zeiten sich nach ihrem Gefallen zu putzen!

5.

König Karl VIII. von Frankreich focht mannhafter als sonst wer in der Schlacht bei Fournoue, den 6. Juli 1495; er ritt ein Pferd, das man den Savoyer nannte, das einäugig und 30 Jahre alt, aber stark und muthig war und Alles zu Boden trat, was feindlich sich ihm näherte. Guichardie (J. Guicciard. della hist. d'Ital. l. 2, S. 105) meint: „dem Könige habe das Feuer seines Pferdes mehr geholfen, als der Muth derer, die als verpflichtete Kampfgenossen um ihn waren!" (Es hat auch nach dem Savoyer Pferde gegeben, denen mindestens zum Theil das Ehrenzeichen gebührte, welches ihr Reiter empfing.)

(Fortsetzung folgt.)

[illegible]

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 82.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 6 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Hoffnung.

Noch seh' ich dich, wie deines Schleiers Falten
Im düstern Schwarz um deine Schläfe wallten —
Dein Auge strahlte himmlischen Genuß;
Wie sehnt' ich mich nach deinem Flammenkuß!

Du lächeltest mir jungfräulichen Gruß,
Fest in dem Boden wurzelte mein Fuß,
Und ob des hohen Domes Glocken hallten,
Ob mich umschwebten glänzende Gestalten,

Nichts sah ich, als den schwarzen Trauerschleier,
Nichts hört' ich, als das Rauschen deines Schrittes,
Es brannt' in mir ein unvertilgbar Feuer.

Da winktest du — den Himmel sah ich offen —
Und schwebtest leichten, flücht'gen Zephyrtrittes
An mir vorbei, und ich begann zu hoffen.

K. G. Förster.

Merkwürdigkeiten bei dem Einzug Karoli quinti und seiner Armada 1547 zur Naumburg.

(Schluß.)

Folgenden Tages mit dem Frühesten gingen wir wieder hinein, wären gern im Scheffel blieben, um den Auszug, welcher nach Jena ging, recht zu sehen; aber weil eine Hauptwache wegen des gefangenen Landgrafen von Hessen da war, so ging es nicht an. Mittlerweile kam schon viel Volks, besonders Augusti Völkerschaft hinter der Stadt weg (denn diese hatten den Vorderzug) nach Jena, und weil sich auch Zuseher von Inwohnern vor dem Salzthore einfanden, gesellten wir uns zu ihnen. Nun kam endlich die ganze Armada hinter der Stadt weg nach Jena zu. Endlich kam auch ungefähr um 8 Uhr der Kaiser zum Salzthore heraus mit vielem großem Schwarm und Herren umgeben. Auch stieg um dieselbe Zeit der Landgraf in seinen Wagen; der Kaiser ritte wie Tags vorher, außer daß er keinen Hut, sondern wieder sein neues schwarzes Sammtkäppchen auf und einen spanischen Mantel um sich hatte. Als er bald Mittelweg zur Richterei war, und die Wache und Wagen des Landgrafen auch ihn einsteigen sah, sprach er laut gegen seine Nachfolgenden: „So wit könn min Gott die Förstén heruntersetz!" worüber jene lachten. Nun fing es an zu regnen ein klein wenig, da nahm er sein Sammt Mützlein abe, hielt es unter dem Mantel und ließ sich auf das bloße Haupthaar, so kästenfarben war, regnen, dessen sich männiglich sehr verwunderte. Und dieses Halten mit dem Pferde währete allhier eine gute Zeit, weil das Kriegsvolk die Wege alle voll hatte und die Fahnen nicht zertrennen konnten. Auch mußte der Hesse warten, da wir Gelegenheit hatten, Beide etwas genauer zu erkennen. Armer Kaiser! Der so viele Thaten in der Welt gethan, in Afrika gekrieget und so viele Tonnen Goldes reich, ließ sich aufs bloße Haupt regnen! Ja es schien, als wenn er mit Fleiß den Wagen des Hessen voraus lassen und ihn nicht gerne vorbeireiten wollte, obgleich etlichemale neue Fahnen gezogen kamen und er wohl durchkommen können. Endlich ging der Wagen des Hessen fort; Carol aber stund noch immer fest und ließ wohl noch drei Fähnlein vorbei dazwischen hinziehen, und nun erst folgte und ritte er frisch drein hin. Der Zug dieser Armada aber währete eine Länge von Morgens halb 6 bis nach 1 Uhr, wobei zu merken, daß die Fürsten von Sachsen, Moritz und August, beim

Digitized by Google

Auszuge nicht um die kaiserl. Majestät zu sehen, sind bei ihrem Zuge gewest. Auch der gefangene Johann Friedrich, Churfürst von Sachsen, erst um 10 Uhr in einem besonderen Wagen mit Wache umgeben in dem Zuge des Kriegsvolks und unter selbigem hinter der Stadt aus seinem Kloster mit weggeführet worden ist. — Nach dem Zuge war es in der Stadt wie ausgestorbt, und die Leute fingen wie Träumende erst an wieder zu erwachen, auch die Prädicanten ließen sich etzliche Tage noch nicht sehen. Die Abhandlungen mit dem Rathe aber, Bischof und Bürgern sind von andern in Büchern ordentlich aufgeführet zu finden. Der Rath schickte auch etzliche aus seinem Mittel nach Jena, allda sie der römisch kaiserl. Majestät Kanzler ziemlich wild empfangen haben soll. Und auf solche Art kann ich und viele Menschen uns rühmen, nicht nur viele teutsche, wälsche und spanische Fürsten, sondern auch den größten Kaiser seiner Zeit und Herren über 25 Königreiche gesehen zu haben. Aber diese Gegend war doch auf etzliche Tage sehr mitgenommen, indem viel mußte anbeigeschafft werden an mancherlei Nothdurft, auch ist fast unendlich viel Weines gesoffen worden. Und obgleich das Weibsvolk ziemlich scheu ob der Hispanier und Wälschen Grausamkeit gewesen, auch sich viele die etzlichen Tage verborgen hielten, so sind doch derer, besonders auf der Freiheit, sowohl ledig als unledig ausgespürt, ergriffen und genothdränget worden, welches man unter Handen erstlich nachher erfahren, niemand aber etwas dazu sagen, sondern Väter und Ehegatten zusehen müssen, welches wahrlich von katholischen Christen nicht fein und die Lutherischen nachher grausam lästern und fluchend gemacht. Auch Kinder sind von 3, 4 bis 5 Jahren von ihnen gestoßen und geschlagen worden, und dieses kann man nicht verneinen. Der löbliche, fromme Kaiser aber wußte es nicht, denn Duc de Alba und der geheimde Kanzler und Rath Granvella ließen keine Anklage zu ihm kommen. Auch haben die patres unsres heiligen Glaubens während der Zeit alle Kirchen hier besehen und sich ob deren schönem Bau trefflich gewundert und gewunschen, diese Tempel wieder zu reinigen. — Und so viel zur Nachricht nebst meinem Contrefait des kaiserlichen Lagers vor der Naumburg. Geschrieben d. 20. Oct. 1547.

Daniel Schirmer, Floßschreiber.

Zeuge so alles gesehen, was oben angeführet, bestätige es, ich Anton Knappe, Jäger der Pforta.

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Der Lieblingsaufenthalt des Fürsten in den schönen Sommermonaten, das romantisch gelegene Schloß Bernhardtsbrunn, war aus übel angebrachter Sparsamkeit früherer Regierungen theilweise so sehr dem Einflusse der Jahrhunderte erlegen, daß es dem Fürsten kaum gestattete, dort einen fremden Besuch zu empfangen. Bei dem Wohlthätigkeitssinne des Hochherzigen erlaubten die Mittel der Privatchatoulle nicht, einen derartigen größeren Bau, wie ihn die Herstellung der weitläufigen Gebäude und nächsten Umgebungen derselben mit sich bringen mußte, ohne Beihülfe beginnen und vollenden zu lassen, und willfährig hatten die Landstände die nöthigen Fonds dazu angewiesen. Der Bau schritt bei rüstiger Thätigkeit der Arbeiter raschen Ganges vorwärts, und die Monate seiner bisherigen Dauer hatten schon höchst befriedigende Resultate herbeigeführt. Da bat der Baumeister, etwas dringender als es bereits geschehen, um die Gegenwart eines Mitgliedes aus dem Finanzdepartement für einige Tage auf dem Schlosse, um einige Angaben, den weitern Bau betreffend, an Ort und Stelle theils machen zu können, theils sich machen zu lassen, und der Geheimerath von Rochoff war augenblicklich entschieden, Karstell dahin abgehen zu lassen, ihn auf diese Weise auf kurze Zeit von der Residenz entfernt zu halten. — Herr von Rochoff müßte ja jedes menschlichen Gefühles in der Brust sich entlediget haben, wenn er sich nicht hätte sagen sollen, wie in seines Kindes, in Karstell's Busen wohl so Vieles dagegen ankämpfen werde, augenblicklich die Beziehung aufzugeben, in die sie liebend sich gedacht; wie besonders wohl Karstell leicht nicht zu vermögen sein dürfte, in schimpflicher Charakterlosigkeit, Empfindung und Verlangen schnell zu vertauschen, wie man wohl ein Kleid ausziehet, ein anderes anzulegen. Weniger seiner selbst und einer, dem ersten Wiederbegegnen sich wohl beigesellender Verlegenheit, als vielmehr eines höchst sonderbaren Mitleides um jene beide wegen, kam ihm die sich darbietende Gelegenheit zu Karstell's Entfernung höchst erwünscht, obgleich sein ausgesprochener Wunsch weit entfernt war, an hartnäckiger Festigkeit zu verlieren. — „Ich durchschaue dich, Herzloser!" athmete Karstell tief auf, als er die schriftliche Ordre des Geheimerathes, sich sogleich in der erwähnten Absicht nach Bernhardtsbrunn zu begeben, überlesen hatte. „Wovon vor Wochen schon als: „gelegentlich erforderlich" gesprochen ward, das stellt sich jetzt als augenblicklich dringend heraus, und nur allein ich bin fähig zur Abmachung eines solchen Geschäftes." — In hoher Aufregung durchschritt der junge Mann seine Zimmer, völlig hingegeben der peinlichsten Rathlosigkeit. Therese war ihm als das treueste, das herzigste Wesen erschienen; würde sie aber auch fähig sein, Emilie's und seiner sich erfolgreich anzunehmen, vor dem Vater, der es gewohnt, daß ein halbes Fürstenthum aufhorchte, wenn er sprach? — „Wie sehr," fragte er, und blickte nach dem Gewitter umzogenen Himmel, als begehre er Erwiederung aus dem nächtigen Wolkenchore, „wie sehr ward das geliebte Mädchen getroffen von der Schwester tödtender Verkündigung? Liegt sie schmerz-

Digitized by Google

gebettet, in furchtbarem Leiden der Seele, verzichtend, willenlos darnieder, oder treibt fieberhafte Geschäftigkeit im Innern unstät, ruheunfähig sie umher?" — Und er mußte dem Befehle gehorchen, mußte fort aus ihrer Nähe, damit nicht er von ihr, nicht sie von ihm vernehme! — Vor zwei Uhr des Nachmittags brauchte er nicht abzugehen, um noch bei guter Tageszeit in Bernhardtsbrunn anzulangen; noch war es nicht zwölf. Rasch stieg es in ihm auf, was er einzig thun konnte, um nicht außer allen Zusammenhang mit Emilie, mit Therese zu kommen; was er thun mußte. — Eine Minute später war er auf dem Wege nach der Wohnung der Frau von Westphal. Sie besaß der Rochoffs kindliches Vertrauen; ohne Erklärung war es ihm deutlich geworden, daß Emilie nicht gezögert, ihr sich zu entdecken. Ihr wollte er die fürchterliche Wendung mittheilen, die seiner Liebe, seinem Leben geboten worden, sie um Rath und Beistand bestürmen, sie vermögen, dem theueren Mädchen, ein guter Engel, nahe zu treten. — „Meine Mutter ist heut Morgen in aller Frühe verreiset," antwortete Hauptmann Westphal auf des Eingetretenen Erkundigung nach Jener, „und wird vor Abend nicht heimkehren." — Mit gewaltsamer Anstrengung mußte Karstell an sich halten, um dem Kapitain nicht merken zu lassen, in wie hohem Grade schmerzlich ihm die Abwesenheit der Dame sei. Völlig zu verbergen, wie sehr er den Umstand beklage, blieb er wohl unfähig; Westphal aber war zart genug, weder mit Wort noch Blick nach dem Zusammenhange forschen zu wollen.

„Man soll eilends nach dem Arzte aussenden;" befahl der Geheimerath, als er nach wiederholter Aufforderung Therese's seine Akten verlassen und im Zimmer der Töchter, wo Emilie im Divan ruhete, eingetreten, „ich baue auf Deine gute Constitution, meine Tochter, die es Dir erleichtern wird, solch' einen Anstoß des Lebens, wie wir sie nicht immer vermeiden können, zu ertragen. Kann es zu Deiner Beruhigung beitragen, so versichere ich ganz gern, daß ich die große Uebereilung väterlich zärtlich verzeihe, aber ...... ich lasse ganz außer Acht, daß die Session beginnen muß .... hast Du nach dem Arzte gesendet, Therese?" — Die letzteren Worte sprach er noch rückwärts in das Zimmer, das er bereits wieder verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblicke, besonders auf die Geschichte der altfranzösischen Zeit.

(Fortsetzung.)

6.

Zu Ludwigs XII. Zeit predigte und erörterte man sehr tiefsinnig. Ein Kanzelredner warf die Frage auf: „wie sich wohl ein guter Christ zu benehmen habe, wenn der Teufel die Gestalt Jesu Christi annähme und angebetet sein wolle?" Accursius erörterte sehr ernsthaft: „ob, wenn Lazarus vor seinem ersten Hinscheiden eine letztwillige Verfügung errichtet gehabt hätte, die diesfallsigen Vermächtnisse auch nach seiner Wiedererweckung und Auferstehung gültig geblieben seien?" Bartolus fertigte eine förmliche Klage aus, „welche der Teufel vor Gott wider die Jungfrau Maria, als Mutter Jesu Christi hätte anstellen können." Das Alles nahm man ernst und würdig vor und ehrerbietig auf; wer keinen Geschmack daran zeigte, galt für einen Gottlosen und Ketzer.

7.

Ludwig Herzog von Orleans stiftete 1393 den Orden vom Stachelschweine mit dem Sinnbilde eines solchen Thierchens und dem Sinnspruche: „Cominus et eminus" oder: „nach der Nähe und nach der Ferne gewaffnet und ankämpfend". Der Herzog war das Oberhaupt über 24 Ritter.

8.

Franz II., K. v. Fr. ward 1559, als er die Regierung angetreten, von Staatsgläubigern und sonstigen Bittstellern sehr überlaufen; das ward ihm lästig. Wie abhelfen? Auf den Vorschlag des Kardinals von Lothringen erging ein königliches Edikt, welches allen Gläubigern und Bittenden bei Strafe des Galgens verbot, bis auf 2 Meilen sich dem Hofe zu nähern; wer sich bereits näher aufhielt, mußte binnen 24 Stunden sich auf 2 Meilen zurückziehen; wohin der König kam, richtete man sofort Galgen auf, um den Ernst des Edikts zu zeigen. Auch gut!

9.

Ein guter Katholik schrieb nach der scheußlichen Bartholomäusnacht vom 24. August 1572: „Alles sei gut, nur den einen Fehler habe man begangen, daß man zwei Näpfe Blut zu wenig vergossen habe!" (das Heinrichs IV. und des Prinzen von Condé.) Aber Karl IX. folgte bald seinen gemordeten protestantischen Unterthanen, den Hugenotten, nach: er starb in seinem eigenen Blute, das ihm durch die Schweißlöcher drang, am 30. Mai 1574! Gottes Gericht!

10.

Als König Heinrich III. v. Fr. im Jahr 1574 sein polnisches Königreich verlies, bot ihm ein, ihm persönlich leidenschaftlich ergebener polnischer Edelmann eine Armspange, welche er trug, zum Andenken an, und erbat sich dafür nur einen Nestel von des Königs Beinkleidern. Der König schenkte ihm einen kostbaren Ring. Der Edelmann aber zog seinen Dolch, stach sich damit in den Arm, küßte den Ring und steckte ihn in die Wunde hinein, feierlich gelobend, daß er eben so wenig da heraus kommen solle, als die Treue aus seinem Herzen. Und er blieb seinem König treu.

11.

Der Kardinal Duperron, ein Hofmann, predigte vor Heinrich III. von Frankreich mit hinreißender, überzeugender Beredsamkeit über die Unsterblichkeit der Seele. Der König war tief ergriffen und äußerte gegen ihn: „Hätte ich nicht schon an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, so würde ich nun davon überzeugt sein!" Und der Herr Kardinal, der als Redner glänzen wollte, erwiderte: „Wollen Ew. Majestät mich morgen wieder hören, so will ich Ihnen gerade das Gegentheil beweisen!" Aber der König nannte den eiteln Heuchler einen „Böswicht" und befahl, daß er ihm aus den Augen gehen solle.

Digitized by Google

12.

Karl Benoise, Kabinetssekretair und nachher Maitre des Comptes unter König Heinrich III. hatte in des Königs Zimmer seine Brieftasche liegen lassen; der König öffnete sie, er fand darin unter andern ein Zettelchen, auf welches Benoise als Federprobe gekritzelt hatte: „B. Schatzmeister meiner eigenen Wirthschaftsgelder." Der König schrieb darunter: „zahlet an B., meinen Kabinetssekretair, 1000 Thaler!" Darunter seinen königlichen Namen. B. fand diese gute Anweisung; er war freudig überrascht und dankte dem König dafür mit den Zeichen der lebhaftesten Erkenntlichkeit; das freute den König so sehr, daß er den Zettel wieder nahm, noch eine Null an die 1000 setzte und ihn so dem B. zurückgab, der somit 10,000 Thlr. empfing.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

I. [Friedrich August, König v. Sachsen, in England.] 1) In Leeds sind die größten Tuchfabriken Englands. Der König von Sachsen ist auch da gewesen, und zwar, wie es scheint, ziemlich incognito. Der Mann, welcher herumführt, erzählte mir Folgendes: Der König hatte in der bedeutendsten Fabrik mit dem ersten Woll-Sortirer lange Zeit über die verschiedenen Qualitäten der Wolle gesprochen. Als der König sich entfernt hat, fragt man den Erstern: ob er wisse, mit wem er gesprochen habe? — Nein, sagt er, seinen Namen weiß ich nicht, aber es muß einer der ersten Wollkenner auf dem Continente sein! —

2) Bei York ist eine alte Klosterruine; nebenbei steht auch das Museum, beide in demselben Garten. An dem großen Eingange muß man einen Schill. zahlen und seinen Namen in ein Buch schreiben. Auch ich kam dahin und schrieb mich ein. Als der Thorwächter „From Saxony" las, bat er mich, einen Augenblick zu warten, „denn er wolle mir etwas zeigen, das er in seiner Kommode heilig aufgehoben habe." Er lief in sein Häuschen und brachte Etwas, in ein Papier gewickelt, heraus. Was war es? Eine gewöhnliche Schreibfeder! — „Das ist," sagte er, „die Feder, mit welcher der König von Sachsen seinen Namen hier eingeschrieben hat, und ich gebe sie Niemanden, als nun zunächst dem Prinzen Albert und Personen aus der königlichen Familie!"

(Aus einem Briefe eines in England reisenden jungen Sächs. Landsmanns durch 7 △).

II. Die Gemahlin des Earl of Shrewsbury (in England) giebt jedem Protestanten, der zum Katholizismus übertritt „eine Kuh und 10 Pf. Sterl. (etwa 70 Thlr.)" Dafür muß er dann seinen Glauben des evangelisch protestantischen Lichts und der evangelisch christlichen Liebe abschwören und mit allen ihm Angehörigen verfluchen!

III. [Aus der Oberlausitz.] Zwei Ereignisse erregten im Juli dieses Jahres große Aufmerksamkeit. Das erste war die am 9. Juli stattgefundene Taufe eines Negerjünglings zu Muskau. Der bekannte Fürst Hermann von Pückler-Muskau brachte nämlich bei seiner Rückkehr von seinen afrikanischen Reisen, außer einer abyssinischen, zu Wien katholisch getauften und seitdem zu Muskau früh verstorbenen Jungfrau, Namens Machbuba, einen kräftigen Negerknaben, Namens Dscholabout mit, der, ehe er mit nach Deutschland kam, bereits italiänisch gelernt hatte. Wo der Fürst sich länger aufhielt, z. B. 1840 in Marienbad, ließ er ihn in die christliche Volksschule gehen, um einstweilen deutsch und schreiben zu lernen, wozu er ein gutes Geschick zeigte. Der Knabe war sehr merkwürdig, weil er dem sehr wilden Stamme der Joloffunger angehörte, und schwärzer war als man je einen Neger bei uns gesehen hatte. Während er im Dienste des Fürsten stand, empfing er lange Unterricht in der christlichen Religion von dem würdigen Herrn Superintendenten Petzold in Muskau. Dieser war mit seinem Schüler gar wohl zufrieden, sagte dem Einsender, daß er an 300 Bibelsprüche leicht gelernt und besonders an Psalmenstellen, wegen ihrer morgenländischen Farbe, viel Wohlgefallen gezeigt habe. Das Deutsche sprach nun der Knabe oder vielmehr Jüngling ganz eben so gut, wie Deutsche. Am 9. Juli war unter großer Theilnahme seine feierliche Taufe in der schönen Kirche zu Muskau, wobei der Fürst Pückler selbst einer der Pathen war. —

Ein Ereigniß anderer Art machte gleichzeitig in einer andern Stadt der Lausitz Aufsehen. Man fand einen alten Lutherring mit der Aufschrift: „**Dr. Martino Luther Catharina v. Bora, 31. Oct. 1525.**" Die Finderin war ein fremdes Mädchen, welches nach Kamin in Preußen reiste; und von dort kam, aus Stettin, eine Nachricht von diesem interessanten Funde in die allgemeine preußische Zeitung. Der Fundort war jedoch nicht richtig angegeben. Nicht auf der Landstraße vor dem Budissiner Thore, sondern bei der Johanniskirche ist jener Ring in Staub vertreten, aufgefunden worden. Der Trauring Luthers kann es nicht sein, wohl aber ein späteres Geschenk von Katharina. Wie solcher nach Zittau gekommen sei, darüber erlaubt man sich folgende Vermuthung. Luther hatte einen von ihm sehr geliebten Freund, Wilhelm Resenus, dem er auch einmal einen Becher geschenkt hatte. Nach dessen frühem Tode kam dessen Erbgut an seinen Bruder Conrad Resenus; dieser wurde von Melanchthon nach Zittau zum Amte eines Syndikus empfohlen, und beachte jenen Becher mit, den man lange Zeit in Zittau sehr schätzte, bis er nach dem Tode des letzten Resenus nach Dresden kam. Vielleicht könnte durch Conrad Resenus auch jener Ring nach Zittau gekommen sein. Wie er aber eben in Schutt und Staub neben die Hauptkirche gekommen sei, wäre vielleicht durch folgenden Umstand erklärbar. An der 1757 eingeschossenen Kirche wurde lange gebaut, und es machte sich nöthig, während des Baues 1812 mehrere sogenannte Zehrbrunnen darin anzulegen. Da mußten manche Leichen aufgestört werden. Auch Conrad Resenus ruhte in dieser Kirche. Vielleicht hatte er den Lutherring getragen und mit in den Sarg genommen; vielleicht war er nun, im Grabesschutt nicht bemerkt, mit hinausgeworfen und in Staub vertreten gewesen, bis ein glücklicher Zufall ihn ans Licht wieder gebracht hatte. So ist also der Ring nun in die Ferne gekommen und wird in Kamin aufbewahrt, wo ein Herr von Plötz ihn besitzt.

* * *

Vielen Fürsten und Völkern hat es Unruhe gebracht, daß eine Partei zu wenig Ehrfurcht für Thron und Altar, eine andere zu wenig Ehrfurcht für Bedürfniß und Recht der Völker bezeigte. Die Parteien aber sind nicht die Höfe und die Völker, sondern sie sind an den Höfen und in den Völkern. Was die Parteien sündigen, müssen Völker und Fürsten büßen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 83. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Minnesold.

O hätte mich die Hoffnung nicht betrogen,
Die mir aus deinem Aug' entgegensprach?
Der sanfte Druck, o sprich, hätt' er gelogen,
Als jüngst noch meine Hand in deiner lag?

Gern hätt' ich wohl dich an mein Herz gezogen,
Doch waren eifersücht'ge Augen wach;
Du fühltest's wohl, als ich, zu dir gebogen,
Verstohlen seufzt' ein leises, leises Ach!

Und soll ich nie von deinen Lippen küssen
Den Feuerkuß, der Liebe süßen Lohn?
Soll ich von dir mich wieder trennen müssen?

Gern duld' ich wohl die härtesten Beschwerden,
Gern duld' ich ferner noch des Schicksals Hohn,
Wird mein der Sold der treuen Minne werden.

L. C. Förster.

Letzter Brief des verstorbenen Königs von Schweden Karl Johann als Kronprinz an den Kaiser Napoleon.

Stockholm, den 23. März 1813.

Sire! So lange Ew. Majestät nur gegen mich direct gehandelt, oder haben handeln lassen, habe ich dem nur Ruhe und Schweigen entgegensetzen zu müssen geglaubt; aber jetzt, wo die Note des Herzogs von Bassano an H. d'Ohsson zwischen den König und mich denselben Brand der Zwietracht zu schleudern sucht, der Ew. Majestät das Eindringen in Spanien erleichterte, und nachdem alle ministeriellen Verbindungen abgebrochen sind, wende ich mich unmittelbar an Sie, um Sie an das rechtliche und freimüthige Benehmen Schwedens, selbst in den schwierigsten Zeiten, zu erinnern. Auf die Mittheilungen, welche H. Signeul auf Befehl Ew. Majestät zu machen beauftragt wurde, ließ der König antworten, daß Schweden, überzeugt, daß es nur Ihnen, Sire, den Verlust Finnlands danke, niemals an Ihre Freundschaft glauben könne, wenn Sie ihm nicht Norwegen geben ließen, um es für das Uebel zu entschädigen, das Ihre Politik ihm zugefügt. Ueber Alles, was sich in der Note des Herzogs von Bassano auf die Invasion Pommerns und auf das Benehmen der französischen Korsaren bezieht, sprechen die Thatsachen; und wenn man die Data vergleicht, so wird man urtheilen, Sire, wer von beiden, Ew. Majestät, oder die schwedische Regierung, Recht hat. Hundert schwedische Schiffe waren in Beschlag genommen und mehr, als 200 Matrosen in Eisen gelegt, als die Regierung sich in der Nothwendigkeit sah, einen Seeräuber verhaften zu lassen, der unter französischer Flagge in unsere Häfen kam, unsere Fahrzeuge wegzunehmen und unser Vertrauen in die Traktate zu verhöhnen. Der Herzog v. Bassano sagt, daß Ew. Majestät den Krieg nicht provocirt haben; inzwischen haben Ew. Majestät den Niemen mit 400,000 Mann überschritten. Von dem Augenblick an, daß Ew. Majestät in das Innere dieses Reichs drang, war der Ausgang nicht zweifelhaft. Der Kaiser Alexander und der König sahen schon seit dem Monat August das Ende des Feldzugs und seine unermeßlichen Resultate voraus. Alle militairischen Combinationen kamen darin überein, daß Ew. Majestät gefangen werden würden. Sie sind diesem Schicksale entgangen; aber Ihre Armee, die Auswahl von Frankreich, Deutschland und

Digitized by Google

Italien, existirt nicht mehr. Da sind ohne Begräbniß die Braven geblieben, die Frankreich zu Fleurus retteten, die in Italien siegten, die dem brennenden Klima Aegyptens widerstanden, und welche unter Ihren Fahnen den Sieg zu Marengo, Austerlitz, Jena, Halle, Lübeck und Friedland fesselten! Möge Ihre Seele, Sire, bei diesem herzzerreißenden Gemälde erweicht werden! Und wenn es nöthig ist, um diese Rührung zu vollenden, so mögen Sie sich des Todes von mehr, als einer Million Franzosen erinnern, die auf dem Felde der Ehre, als Opfer der von Ew. Majestät unternommenen Kriege, gefallen sind. Ew. Majestät berufen sich auf Ihre Rechte auf die Freundschaft des Königs. Es sei mir erlaubt, Sie zu erinnern, wie wenig Werth Sie in Augenblicken darauf setzten, wo eine Gegenseitigkeit der Gefühle Schweden sehr nützlich gewesen wäre. Als der König, nachdem er Finnland verloren, an Ew. Majestät schrieb, um Sie zu bitten, Schweden die Alandsinseln zu erhalten, antworteten Sie ihm: „Wenden Sie sich an den Kaiser Alexander; er ist groß und hochherzig!" Und um das Maaß Ihrer Gleichgültigkeit voll zu machen, ließen Sie in ein officielles Journal (Moniteur 1810. Nr. 264.) im Augenblicke meiner Abreise nach Schweden einrücken, daß in diesem Reiche ein Interregnum herrsche, während welches die Engländer ungestraft Handel trieben. Der König trennte sich von der Coalition von 1792, weil diese Coalition die Absicht hatte, Frankreich zu theilen, und weil er nicht an der Zerstückelung dieser schönen Monarchie Theil nehmen wollte. Er wurde zu diesem Akte, einem Denkmale seines politischen Ruhmes, eben so sehr durch seine Zuneigung für das französische Volk, als durch das Bedürfniß getrieben, die Wunden des Königreichs zu heilen. Dieses weise und tugendhafte Benehmen, gegründet darauf, daß jedes Volk das Recht hat, sich durch seine Gesetze, seine Gebräuche und seinen Willen zu regieren, dieses Benehmen ist dasselbe, das ihm in diesem Augenblicke zur Regel dient. Ihr System, Sire, will den Nationen die Ausübung der Rechte wehren, die sie von der Natur erhalten haben, die nämlich, unter einander zu handeln, sich wechselseitig zu helfen, zu correspondiren und im Frieden zu leben; die Existenz Schwedens aber ist abhängig von einer Ausdehnung commercieller Verbindungen, ohne welche es sich nicht genügen kann. Weit entfernt, in dem Benehmen des Königs eine Veränderung des Systems zu sehen, wird der aufgeklärte und unparteiische Mensch nur die Fortsetzung einer gerechten und consequenten Politik darin finden, die in einer Zeit entschleiert werden sollte, wo die Monarchen sich gegen die Freiheit Frankreichs vereinigten und die mit Energie in einem Augenblicke verfolgt wird, wo die französische Regierung fortfährt, sich gegen die Freiheit der Völker und der Monarchen zu verschwören. Ich kenne die Geneigtheit des Kaisers Alexander und des Kabinets von St. James für den Frieden. Die Calamitäten des Continents erheischen ihn und Ew. Majestät müssen ihn nicht zurückstoßen.

(Schluß folgt.)

Nächtliche Wanderungen
durch
Altenburg.

(Fortsetzung von Nr. 52.)

Der nächtliche Wanderer glaubt hinlänglich von der Haupt- und Oberpfarrkirche Altenburgs gesprochen und damit seine Vorliebe für dieses Gebäude documentirt zu haben, er wendet sich jetzt und bittet den Leser, ihm gefälligst die Johannisgasse hinauf nach dem Ordenshause der deutschen Ritter zu folgen.

So manche interessante Rittergeschichte könnte er hier erzählen, so manche Geschichte von schönen blauäugigen und blondhaarigen Edelknechten, denen ihr feines Liebchen untreu wurde und die nun nach Altenburg ins Ordenshaus eilten, um unter dem schwarzen Kreuz der Ordensritter ihren Schmerz und ihre Hoffnungen zu begraben und ihre Jugend zu vergessen als Ritter der heiligen Jungfrau Maria; der nächtliche Wanderer wäre auch nicht abgeneigt dazu, aber eine Schaar bleicher, ungesund aussehender Mädchen mit frechem Blick, die er im Geist an sich vorüberwandeln sieht, stört ihn in seinen Träumen und seinen Erinnerungen an altritterliche, fromme, keusche Minne und raubt ihm den Rest der Illusion, den ihm die neuen, saubern Gebäude noch gelassen.

Die Deutschherren, die Militia sanctae Mariae virginis, mit dem Schwert und dem schwarzen Kreuz auf dem Mantel in diesem, ihrem alten, grauen Ordenshause! — und jetzt die schmuzigen Cigarrenwickelmädchen in dem wohlthätigen Fabrikgebäude! O tempora!

Aber wenn der nächtliche Wanderer auch nicht mehr erzählen kann aus der alten Ritterzeit, so wird er doch eine Erinnerung mittheilen aus Tagen, wo wenigstens das alte Ordenshaus noch stand, und es macht ihm Freude, daß wenigstens ein Ritter in seiner Erzählung vorkommt.

Es war im Jahre 1783, als ein junger Herzoglich Sachsen-Gotha-Altenburgischer Kammerassessor ein bescheiden Stüblein bewohnte zur Miethe im ehemaligen Ordenshause.

Der Kammerassessor war ein gescheuter, liebenswürdiger, lebensfreudiger junger Herr vom Adel, und die Erziehung der damaligen Zeit hatte sich mit bestem Erfolg bemüht, allen Glauben an das Uebersinnliche aus seiner Seele zu verbannen. Dennoch sollte gerade ihm ein Ereigniß vorkommen, das ihn bewog, sein ganzes, langes und reiches Leben hindurch sich immer nur

Digitized by Google

höchst vorsichtig über Erscheinungen aus der Ueberwelt auszusprechen.

Der junge Herr hatte am 18. October des genannten Jahres auf der Kammer gearbeitet, bei einem Onkel dinirt und war den Abend beim Kanzler zum Spiel gewesen. Wie gewöhnlich kam er nach elf Uhr nach Hause und legte sich ruhig zu Bette. Er war eben im Begriff einzuschlafen, als er zu seiner höchsten Verwunderung bemerkte, daß sich die seinem Bett gegenüberliegende Wand öffne. Rasch richtete er sich auf und erblickte nun deutlich beim Schein der Nachtlampe einen Deutschherrn in der Ordenstracht mit dem schwarzen Kreuz, der ihn einige Secunden ansah und dann in die Wand zurücktrat, die sich hinter ihm wieder schloß.

Am andern Morgen lachte sich der Kammerassessor selbst aus und nannte die Geschichte einen Traum; als sie sich aber am 19. October eben so wiederholte, glaubte er nicht mehr, daß er geträumt habe, und beschloß bei sich, die Erscheinung anzurufen, wenn sie sich etwa zum dritten Male sehen lasse.

Die Herzoglich Sachsen-Gotha-Altenburgischen Kammerassessoren pflegten ein gegebenes Wort streng zu halten und wirklich wurde die Gestalt des Deutschherrn am 20. October, als sie sich zum dritten Male zeigte, angerufen.

Der Kammerassessor glaubte, nur einen Betrug seiner Sinne zu entdecken, aber der Deutschherr that den Mund auf und sagte vernehmlich:

„Ich heiße Hans von Breidenbauch und" —

In diesem Augenblick aber dröhnten die Glocken, auf allen Thürmen wurde angeschlagen und der Feuerlärm durchtoste die Stadt.

Die Gestalt des Deutschherrn verschwand mit einem „zu spät!"

Die ganze südliche Seite des Kornmarktes brannte, die Kesselgasse u. s. w., neunundbreißig Häuser, wurden ein Raub der Flammen.

Da sich nun die Gestalt des Deutschherrn seit dieser Schreckensnacht nicht wieder sehen ließ, so trat auch die Erinnerung an ihre Erscheinung allmählig bei dem Kammerassessor mehr und mehr in den Hintergrund und als er nach einigen Jahren Kammerrath wurde, hatte er sie beinahe ganz vergessen.

Er sollte daran erinnert werden.

Eines Tages waren der Herr Kammerrath in einer Bücherauction. Der geschworne Auctionator et Taxator juris mit dem weißen Halstuch hatte schon öfter mit vielem Aplomb den Hammer fallen lassen zum entscheidenden Schlag, und seine mächtige Stimme begann bereits eine leise Schattirung von Heiserkeit anzunehmen, als er plötzlich rief:

Nro. 201. Das Leben des Ritters Hans von Breidenbauch, 75 Seiten in Quart, ohne Einband, defect, einen Dreier zum ersten!"

Der Kammerrath zuckte zusammen, die Erscheinung des Deutschherrn stand wieder lebendig vor seiner Seele und hastig rief er:

„Zwei Groschen!"

Der geschworene Auctionator et Taxator juris staunte und wollte eben das, seiner Meinung nach unsinnige, Gebot wiederholen, als ein fremder Herr ihm zuvorkam, indem er trocken einen Thaler bot.

„Zwei Thaler!" überbot der Kammerrath.

„Vier Thaler!" der Fremde.

„Fünf Thaler!" der Kammerrath.

Der geschworene Auctionator und Taxator juris mit dem weißen Halstuch hielt beide für verrückt. Der Kammerrath drängte sich vor und suchte das Gesicht des Fremden zu sehen, es war ein alter Mann und seine Gesichtszüge verriethen eine lebhafte Aufregung, als er hastig die fünf Thaler des Kammerraths durch ein Gebot von Zehn überstieg, aber dieser wollte sich nicht geben.

„Elf Thaler!"

„Funfzehn!" rief der Fremde und erhielt das Buch zugeschlagen, denn der Kammerrath dachte: dem Manne scheint so viel am Besitze des Buches zu liegen, daß es Unrecht wäre, ihn höher zu treiben. Der fremde Herr zahlte, der Annonce gemäß „sofort baar in Silbercourant" und wollte sich mit seinem Schatz entfernen. Der Kammerrath trat an ihn heran:

„Erlauben Sie, mein Herr, darf man vielleicht die Gründe wissen, die Sie auf dieses defecte Buch so hoch bieten ließen?"

„Es thut mir sehr leid, mein Herr, Ihnen hierin nicht dienen zu können."

„Würden Sie vielleicht die Güte haben und mir die Blätter auf einen Augenblick zur Durchsicht anvertrauen?"

„Ich bin sehr unglücklich, mein Herr, auch dieses nicht gestatten zu können."

Der Kammerrath trat zurück, die Herren verbeugten sich höflich gegen einander und schieden.

Was mochten diese Blätter enthalten?

Unser Kammerrath aber war der, in Altenburg wohlbekannte und um das Fürstenthum hochverdiente, nachherige Geheimerath von Thümmel.

(Schluß folgt.)

Rückblicke, besonders auf die Geschichte der altfranzösischen Zeit von 1303 — 1746.

(Fortsetzung.)

13.

König Heinrich IV. v. Frankr. sagte einst, etwa im Jahr 1590: „Ich erzittere vor Furcht und komme mir kleiner vor als ein Stäubchen in der Luft, wenn ich mich vor den Augen jener Majestät erblicke, welche Alles aus Nichts hervorgebracht hat und wieder in Nichts verwandeln kann, wenn sie ihre allmächtige erhaltende Hand abziehet; ich fühle mich

Digitized by Google

aber auch von unaussprechlicher Freude durchdrungen, wenn ich bedenke, daß dieses allgütigste Wesen alle Menschen wie seine Kinder unter seinen Flügeln hält, zumal die Könige, denen es seine Gewalt mittheilt, um andern Menschen Gutes zu thun!" — Dann: „Ein König, wenn er gut regieren will, muß nicht Alles thun, was er kann!" — Wiederum: „Ich habe nur zwei Augen und zwei Füße; worin wär' ich nun von meinen übrigen Unterthanen unterschieden, wenn ich nicht die Gerechtigkeit in meiner Gewalt hätte und handhabte?" — Und als ein Hofmann um Gnade ihn bat für seinen Neffen, der einen Mord begangen hatte, antwortete ihm der König: „Es thut mir leid, daß ich Euch nicht gewähren kann, um was Ihr bittet; es ist gut, daß Ihr als Onkel handelt; ich aber muß als König handeln; ich entschuldige Eure Bitte, entschuldigt Ihr meine abschlägliche Antwort." — Ein andermal sagte er: „Ein kluger König ist wie ein geschickter Apotheker, der aus dem gefährlichsten Gifte ein vortreffliches Gegengift, und aus Ottern Theriak bereitet."

14.

Französische Heerhaufen hatten in der Champagne einige Bauernhäuser geplündert. Der König Heinrich IV. sendete ihnen einige zurückgebliebene Offiziere nach mit der Weisung: „Macht Euch sogleich auf den Weg, haltet die Truppen in Ordnung; ihr seids, die mir dafür einstehen müssen; wenn man mein Volk ruinirt, wer wird mich ernähren? Wer wird die Last des Staates tragen? Wer wird Euch Herren den Sold bezahlen? Bei Gott, man vergreift sich an mir selbst, wenn man sich an meinen Unterthanen vergreift!"

15.

Der Dauphin, Ludwig XIII. war geboren worden, den 27. September 1601. König Heinrich IV. ließ ihn in einer offenen Wiege auf den Straßen von Paris umhertragen, damit Jedermann ihn sehen und dieser längst ersehnten Gottesgabe sich erfreuen könne.

16.

Der Spanische Gesandte an König Heinrichs des IV. von Frankreich Hofe, Mendoza, sagte mit ächtspanischem Stolze: „Gott ist mächtig im Himmel und der König von Spanien auf der Erde!"

17.

Den 40 Abgeordneten aus der Schweiz, welche nach Paris gekommen waren, um den Bund mit Frankreich zu erneuern, sollten in Paris glänzende Feste gegeben werden. Der Vorsteher der Kaufmannschaft und die Schöppen von Paris baten den König Heinrich IV. um die Erlaubniß, zu Bestreitung der Festkosten eine mäßige Auflage auf das Wasser machen zu dürfen. Der König schlug die Bitte ab, indem er zu ihnen sagte: „Suchet ein anderes Mittel ausfindig zu machen als dieses; es kommt nur Jesu Christo zu, das Wasser in Wein zu verwandeln!"

18.

Man nannte zu König Heinrichs IV. Zeit die beim Ballspiele aufwartenden Knaben Naquet's. Woher diese Benennung? Man sagt: von dem Worte Laquet, indem man das L in N verwandelt habe, wie Viele statt Mantille sprächen Lantille; Laquet aber sei das heutige Laquais, und Naquet komme her von Knecht oder Kenet, was einen Fußsoldaten bedeute, nämlich von Lanskenet (Lanzknecht), vielleicht sei aus Lanskenet selbst das Wort Laquais entstanden. Also Lanzkenet = Laquais oder Lanzkenet, Lansquenet, Lanzknet, Laquet, Naquet; Laquet = Laquais. Gewiß ist, daß des alten Frunsberg deutsche Lanzknechte (nicht Landsknechte,) im Munde der Franzosen zu Lansquenets geworden sind.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Einige Resultate der Prüfungen, die 1833 und 1834 in Küßnacht am Zürich-See mit den bisherigen Schulmeistern abgehalten wurden, um zu sehen, welche etwa noch zum Lehramt tauglich seien. Frage: Welches sind die Namen der sogenannten drei Eidgenossen? Antwort: Der Werner und der Stauffacher und der Goliath. Fr.: Mit wem haben die alten Helvetier am Leman gekämpft? Antw.: Mit dem Großsultan. Fr.: Aus welcher Landschaft ist der Tell? Antw.: Aus dem Tockenburg. Fr.: Habt ihr auch vom Zwingli gehört? Antw.: Der Name ist mir nicht bekannt. Fr.: Wo wurde Jesus Christus geboren? Antw.: In einer Stadt. Fr.: In welcher Stadt? Antw.: Zu Bern. Fr.: An welchem Wasser liegt Basel? Antw.: Am schwarzen Meer. Fr.: Wie heißen die drei Eidgenossen? Antw.: Kaspar, Melcher und Balthasar. Fr.: Wer starb bei Sempach für's Vaterland? Antw.: Der Goliath. Fr.: In welche Classen werden die Thiere eingetheilt? Antw.: In Säugethiere, Vögel und anderes Vieh.

(Aus: „Briefe eines Deutschen aus dem Exil." Winterthur 1843.)

Es ist mir, als ob ich Sie irgendwo schon gesehen hätte, sagte ein Gast in einem Wirthshause zu einem Fremden, der soeben angekommen war. — Es ist möglich: war's vielleicht in Berlin? — Da war ich nie. — Oder in Frankfurt? — Da war ich auch nie. — Nun so muß es anderswo gewesen sein. — Das ist möglich, denn da komme ich zuweilen hin.

Ein junger Anfänger sollte zum ersten Male die Partie des Tamino singen. Als er an seine schöne Arie kam: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön," — konnte er sich in der Angst seines Herzens nicht auf die Worte besinnen. Der Souffleur ließ den Armen auch im Stich; er mußte beginnen; sich des Sinnes der Worte nur instinctmäßig erinnernd, sang er: „Ach welch ein schöner Kupferstich!"

[Des Esels Trost.]

Hab' Nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Ohne Muth und ohne Gewalt;
Mein spotten und mich scheuen
Die Menschen, jung und alt;
Bin weder warm noch kalt.

Hab' Nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Muß Stroh und Disteln käuen,
Werd' unter Säcken alt —
Ach, die Natur schuf mich im Grimme,
Sie gab mir nichts — als eine schöne Stimme.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 84. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Des Liedes Friede.

Es ist von mir gewichen
  Der Liebe Hoffnungsstern,
Die Freude ist verblichen,
  Erstarrt des Lebens Kern.

Wo bist du, süßer Friede,
  Der meiner Brust entflohn?
Du bliebst mir nur im Liede
  Der Musen stiller Lohn.

Da will ich dich umarmen,
  Wenn mich die Schwermuth drückt,
Mit meines Glaubens Armen
  Im Liede hochentzückt.

C. F. G. Golz.

Letzter Brief des verstorbenen Königs von Schweden Karl Johann als Kronprinz an den Kaiser Napoleon.

(Schluß.)

Werden Sie, Besitzer der schönsten Monarchie der Erde, immer deren Grenzen ausdehnen und einem minder mächtigen Arme, als dem Ihrigen, eine traurige Erbschaft nie endender Kriege hinterlassen wollen? Werden Ew. Majestät nie geneigt sein, die Wunden einer Revolution zu schließen, von welcher Frankreich Nichts übrig bleibt, als die Erinnerung seines kriegerischen Ruhmes und des reellen Unglücks in seinem Innern? Sire, die Lehren der Geschichte verwerfen die Idee einer Universalmonarchie, und das Gefühl der Unabhängigkeit kann unterdrückt, aber nicht aus dem Herzen der Nationen verlöscht werden. Mögen Ew. Majestät alle diese Rücksichten erwägen und einmal wirklich an den allgemeinen Frieden denken, dessen entweihter Name so viel Blut hat fließen lassen. Ich bin in dem schönen Frankreich geboren, das Sie regieren; sein Ruhm und sein Glück können mir niemals gleichgültig sein; aber, ohne aufzuhören, Wünsche für sein Glück zu hegen, werde ich mit allen Kräften meiner Seele sowohl die Rechte des Volkes, das mich berufen, als die Ehre des Monarchen vertheidigen, der mich gewürdigt hat, mich seinen Sohn zu nennen. In diesem Kampfe zwischen der Freiheit der Welt und der Unterdrückung werde ich den Schweden sagen: „Ich kämpfe für Euch und mit Euch und die Wünsche der freien Nationen begleiten unsre Anstrengungen.“ In der Politik, Sire, giebt es weder Freundschaft, noch Haß; nur Pflichten sind zu erfüllen gegen die Völker, welche zu regieren die Vorsehung uns berufen hat. Ihre Gesetze und ihre Vorrechte sind ihnen theuer, und wenn, um sie ihnen zu erhalten, man gezwungen ist, auf alte Verbindungen und Familienneigungen zu verzichten, so darf ein Fürst, der seinen Beruf erfüllen will, über die zu nehmende Partei nicht schwanken. Der Herzog von Bassano meldet, daß Ew. Majestät das Aufsehen eines Bruchs vermeiden werden; aber, Sire, sind Sie es nicht, der unsere commerciellen Verbindungen unterbrochen hat, indem Sie die Wegnahme schwedischer Schiffe mitten im Frieden befahlen? Ist es nicht die Strenge dieser Befehle, die uns seit drei Jahren jede Communication mit dem Continente verwehrt hat und die seit dieser Epoche mehr, als funfzig schwedische Schiffe in Rostock, Wismar und anderen Häfen des baltischen Meeres zurückhalten läßt? Der Herzog von Bassano fügt hinzu, daß Ew. Majestät Ihr System nicht ändern und mit allen Ihren Wün-

Digitized by Google

schen einen Krieg zurückweisen werden, den Sie als einen Bürgerkrieg betrachten würden: was so viel sagen will, daß Ew. Majestät Schwedisch-Pommern zurückbehalten wollen und nicht auf die Hoffnung verzichten, Schweden zu gebieten und so den schwedischen Namen und Charakter ohne irgend ein Wagniß zu erniedrigen. Durch das Wort Bürgerkrieg bezeichnen Ew. Majestät ohne Zweifel den Krieg zwischen den Alliirten; man kennt das Loos, das Sie ihnen bestimmen. Aber erinnern sich Ew. Majestät des Mißvergnügens, das Sie bei der Nachricht von dem Waffenstillstande äußerten, den ich dieser braven Nation im April 1809 verwilligte, und Sie werden darin die Nothwendigkeit finden, in welche sich dieses Land versetzt gesehen hat, alles das zu thun, was es bisher gethan hat, um seine Unabhängigkeit zu bewahren und sich vor der Gefahr zu sichern, worein es Ihre Politik gezogen haben würde, wenn es sie weniger gekannt hätte. Wenn die Ereignisse, die sich seit vier Monaten gedrängt haben, die Entwaffnung der schwedischen Truppen in Pommern und ihre Sendung nach Frankreich als Kriegsgefangne auf die Generale Ew. Majestät geschoben werden konnten, so wird sich kein so leichter Vorwand finden, die fortdauernde Weigerung der Bestätigung des Urtheils des Prisenrathes und die besondern Ausnahmen, die Sie seit drei Jahren hinsichtlich Schwedens machen, ungeachtet sich dieses Tribunal zu unsern Gunsten ausgesprochen, zu rechtfertigen. Uebrigens, Sire, wird sich kein Mensch in Europa über den Tadel täuschen, den Ew. Majestät auf Ihre Generale werfen. — Die Note des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und die Antwort, die ihm H. Cabre am 4. Januar 1812 gab, werden Ihnen beweisen, daß Se. Majestät Ihren Wünschen entgegengekommen ist, indem alle Mannschaften der Korsaren in Freiheit gesetzt wurden. Die Regierung hat seitdem die Rücksicht so weit getrieben, selbst Portugiesen, Algierer und Neger zurückzuschicken, die auf demselben Korsaren genommen worden waren und sich für Unterthanen Ew. Majestät ausgaben; Nichts mußte demnach entgegenstehen, daß Ew. Majestät auch die Rücksendung der schwedischen Offiziere und Soldaten befahlen, und dennoch schmachten sie noch in Ketten. — Was die Drohungen, welche die Note des Herzogs von Bassano und die 40,000 Mann betrifft, die Ew. Majestät dem Könige von Dänemark geben will, so glaube ich über diese Gegenstände um so weniger in Details eingehen zu müssen, als ich sehr zweifle, daß der König von Dänemark diese Hülfe wird benutzen können. — Um von meiner persönlichen Ehrfucht zu sprechen, so habe ich allerdings eine sehr große, ich bekenne es. Es ist die, der Sache der Menschheit zu dienen und die Unabhängigkeit der skandinavischen Halbinsel zu sichern. Um dieß zu erreichen, rechne ich auf die Gerechtigkeit der Sache, die der König mir zu vertheidigen befohlen hat, auf die Ausdauer der Nation und auf die Rechtlichkeit ihrer Alliirten. Was nun auch, Sire, Ihr Entschluß über Krieg und Frieden sein möge, so werde ich nichts desto weniger für Ew. Majestät die Gefühle eines vormaligen Waffenbruders bewahren.

Nächtliche Wanderungen

durch

Altenburg.

(Schluß.)

Der nächtliche Wanderer hat nichts zu versäumen; es fällt ihm bei, daß er den Brühl noch nicht besucht, der doch gerade einige der bemerkenswerthesten Gebäude besitzt, also Personen, deren Bekanntschaft dem Leser gewiß besonders angenehm sein wird.

Wir halten uns nicht bei dem Hause des Herrn Kaufmann Keller auf, obgleich auf dessen Kellertreppe das wohlerhaltene Steinbild einer jugendlichen Nonne eingemauert ist; der Nonnen kommen bereits so viele in den nächtlichen Wanderungen vor, daß man uns einer unprotestantischen Vorliebe für die schönen Büßerinnen mit Schleier und Wimpel zeihen könnte.

Auch das Amt, mit seiner herrlichen Linde im Hofe, seinen Gerichtsdienern und Gefangenen, seinen ernsten Beamten und seinem Brunnenwasser, beschäftigt uns nicht; vom Freiherrlich von Seckendorff'schen Hause könnten wir die Geschichte eines gespenstischen Kochs, der den Erbauer des Hauses wahrscheinlich tüchtig betrogen, erzählen und vom hohen Consistorio gegenüber. — Doch alte Schauer durchrieseln uns aufs Neue — dort stand der nächtliche Wanderer einst in den Nöthen eines Examens; entsetzliche Erinnerung! Immer frugen die Herren Examinatoren mehr als Examinandus wußte. Schon glaubte sich der Unglückliche durchgefallen, er glaubte eine Niete gezogen zu haben im ernsthaften Lotto des Examens; aber siehe, wie freundlich, er kam heraus mit einer glänzenden Drei! Seit der Zeit ist die Drei des nächtlichen Wanderers Lieblingszahl geworden; manches, was er nur einfach hat, möchte er gleich dreifach haben, aber das Examinirtwerden hatte er auf das eine Mal schon so satt, daß er in seinem Leben kein Examen wieder gemacht hat.

Neben dem alten Gebäude, in dem das hohe Consistorium seine Sitzungen hält, erscheint ein neues stattliches Wesen, das nicht nur die umliegenden Bürgerhäuser, sondern auch das ehrwürdige Consistorium, das Amt und das Palais eines adeligen Dynastengeschlechtes, ziemlich hochmüthig über die Schulter ansieht.

Das Gebäude ist sehr charakteristisch, es ist modern durch und durch, es hat Geld, und wer heut zu Tage Geld hat, der ist — besser als alle Andere, die

Digitized by Google

keines haben. Wer Geld hat, ist frei, denn er kann auf der Straße Cigarren rauchen, d. h. er kann 1 Thlr. 15 Ngr. bezahlen, wenn ihn ein Gensd'arm attrappirt; wer Geld hat, ist edel, denn er kann 22½ Ngr. in die Armenkasse geben; wer Geld hat, ist verständig, denn er kann alle falsch verstehen, die Geld von ihm borgen wollen; wer Geld hat, ist mächtig, denn er kann das Alles und noch viel mehr thun, oder lassen, eben weil er Geld hat. Dieses mächtige, moderne Gebäude also ist die „Landesbank", oder wie die ältern Leute in Altenburg sagen: die „Kammerleihbank."

Diese höchst nützliche Staatsanstalt liegt auf classischem Boden, und wer könnte sagen, es sei schon zwei Jahrhunderte zuvor prophezeit worden, daß die Landesbank gerade auf dieser und keiner andern Stelle erbaut werden würde?

Eine schlimme Zeit war's für die gute Stadt Altenburg, als die Pest hier grassirte, als das bleiche Gespenst Haus bei Haus ging, durch alle Gassen unserer Stadt und Jung und Alt, Arm und Reich zum Tode vergiftete mit seinem Odem.

Trübe, bange Stille hing über dem sonst so regem Leben Altenburgs, und gespenstisch huschte der Pestkarren, dessen Räder mit Filz beschlagen waren, ohne alles Geräusch von einer Thüre zur andern, um die gefallenen Opfer hinauszuführen nach der Pestgrube.

Die Geistlichen der Stadt erlahmten fast unter der schweren Bürde ihres Amtes, denn unaufhörlich, Tag und Nacht, sollten sie Sterbende trösten und Krankencommunionen halten.

In dieser Zeit wurde der erste Geistliche der Stadt in das Haus gerufen, das an der Stelle stand, wo jetzt die Landesbank mit ihrer Schildwache sich befindet. Der würdige Mann, schon hoch bejahrt, tritt ein in die Flur des Hauses und ist verwundert, hier nirgends Spuren jener Unordnung zu finden, die sich überall in den Wohnungen Pestkranker zeigten, weil eine dumpfe Verzweiflung die Menschen zu jeglichem Werk untüchtig machte. Ein, vielleicht vierjähriges Kindlein, mit großen blauen Augen in dem weißen Gesichtchen, das ein lieblicher Rahmen von hellblonden Locken einschloß, sprang dem Diener des göttlichen Wortes munter entgegen und fragte treuherzig:

„Du willst zum Großvater, nicht? denn der ist alt wie Du."

„Ja, mein Kind, ist der Großvater denn krank?" fragte der Geistliche.

„Krank? Nein!" lautete die Antwort, „er sagt, er würde heute in den Himmel zu meiner Mutter gehen."

Eine Thür öffnete sich, und eine Matrone, von zwei jungen Frauen begleitet, trat dem Geistlichen ehrfurchtsvoll grüßend entgegen und führte ihn in ein schönes, reinliches Zimmer; die Fenster waren hell, Blumen blühten lustig auf den Estraden, und einige zahme Vögelein hüpften munter umher.

In einem Lehnstuhl saß ein alter Mann, der nur mit großer Anstrengung die leisen Worte zu sagen vermochte, mit denen er den Geistlichen begrüßte, Frieden lag trotz dem in des Greises Augen, Frieden auf seiner hohen Stirn, ein stereotypes Lächeln des Wohlwollens um seine Lippen.

Der Greis hatte sich mit seinem Bewußtsein langen, redlichen Strebens, mit seinem Gottvertrauen geschmückt zu seinem Sterbetage, wie sich die jugendliche Braut schmückt am Hochzeitmorgen mit dem Kranze und dem Schleier.

Der Greis wußte, daß er heute sterben würde, aber er starb an der Krankheit, an der einzigen, die von selbst in der menschlichen Natur liegt, an Altersschwäche, nicht an der Pest. Hier hatte der Geistliche nicht Trost zu geben, sondern zu nehmen, und als er von dem kurzen, aber frommen Zwiegespräch mit dem Greise aufstand, um Abschied zu nehmen, fühlte er sich wirklich so gestärkt, daß er laut ausrief: „Meine Kinder, ihr wohnt hier im Hause, wie im Schooße Abrahams!"

Seitdem hieß das Haus „Abrahams Schooß," bis man es niederriß, und das Haus an seiner Stelle errichtete, in dem Procente berechnet werden und wo die Thaler lustig klingen.

Sehr schade, daß der nächtliche Wanderer und so mancher seiner Leser so wenig zu thun hat in jenem Hause.

Gegenüber liegt ein gastfreundliches Gebäude, „zum deutschen Hause" genannt; es soll einst in seinen Gewölben die Dingstätte des heimlichen Freigerichts gewesen sein. Da, wo sonst die Schöffen bei Schwert und Weidenruthe auf rother Erde heimliche Acht aussprachen, zapft jetzt eine vollwangige Magd „altenburgisch = Erlanger;" wo einst der heimliche Kläger den furchtbaren Eid ablegte in die Hände des Freigrafen, dahin bestellt der Hausknecht die Stubenmagd zum Rendez vous! — Es ist doch plaisirlicher auf der Welt im 19. Jahrhundert! —

Doch wir fordern den freundlichen Leser zu einem weitern Gange auf, zu einem Gang in heitere Luft. Wir gehen die Burggasse hinunter und befinden uns auf dem Josephsplatz, der accurat so hübsch und freundlich zu werden droht, aber auch so charakterlos, wie die meisten modernen Anlagen. Das alte, edle, hohe Fürstenschloß, ein besonderer Liebling des nächtlichen Wanderers, bleibt uns zur Rechten und wir wandeln gemächlich die neue Straße hinunter, die wirklich etwas Grandioses und des nachbarlichen Fürstenschlosses Würdiges hat.

Die Straße führt über den alten Pauritzer Teich und ist von einem Major K u n z e angelegt. Als wir diesen Namen, als des Erbauers der Straße nennen hörten, die den glatten Teich verschlungen hat, kam uns unwillkürlich der Ausruf des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen in's Gedächtniß: „Kunz, Kunz! willst Du die Fische im Teich verbrennen?" Und siehe, nach

Digitized by Google

vierhundert Jahren erscheint ein Kunze, wenn auch keiner von Kauffungen, und vernichtet, ohne sich an die Fische zu kehren, die Hälfte des Teiches. Doch, wir müssen dankbar sein, er hat uns eine sehr schöne Straße dafür gebaut.

In der Pauritzer Gasse könnten wir eine allerliebste Geschichte von dem Gasthaus zur Schecke (gegenwärtig ein vornehmes Hôtel) erzählen, wenn uns nicht Fräulein Wilhelmine Lorenz zuvorgekommen wäre.

Der nächtliche Wanderer freut sich, den Altenburgern zum Schluß eine Entdeckung mittheilen zu können, die er jüngst gemacht hat. Man hat sich lange gewundert, warum die sächsisch-bairische Eisenbahn einen so weiten Bogen um die Stadt herum nach Crimmitzschau mache — das hat seinen Grund nicht in dem Terrain, nicht in einer pecuniairen Rücksicht, nein — wer sollte es glauben vom industriellen neunzehnten Jahrhundert? — Dieser Bogen beruht auf einer rührenden historischen Pietät. Spreche mir keiner mehr von dem Vorwiegen materieller Interessen in unserer Zeit, wenn eine Eisenbahn sogar einen weiten Umweg macht, um die historische Stelle zu berühren, wo der echte deutsche Fürst, Herzog Braunschweig 1809 sein Zelt aufgeschlagen hatte.

Der nächtliche Wanderer ist ungemein gerührt, daß die deutsche Industrie dem Andenken des eisernen Welfenfürsten auf eisernem Wege nach so langer Zeit zu huldigen versteht.

Rückblicke, besonders auf die Geschichte der altfranzösischen Zeit.

(Schluß.)

19.

Zu König Heinrichs IV. Zeit herrschte der Grundsatz: „Je weniger das Volk zu klagen Ursache hat, desto freimüthiger sind seine Klagen; sie machen einen Theil seiner Glückseligkeit aus, es sind Klagen der Kinder, die ein guter Vater gern anhört, gern verzeihet."

20.

Ludwig XIV. soll wenig Latein verstanden und einst, nachdem er eine Motete mit angehört, in welcher das Wort „quemadmodum" oft wiederholt worden, den Kardinal Fleuri gefragt haben: „wer denn der Prinz „Quemadmodum" gewesen sei." — Andre erzählen es anders: „Der König habe in der Motete wiederholt singen hören: „sicut nycticorax in domicilio" — und deshalb einen Prälaten gefragt: „wer oder was denn der Nycticorax wäre?" Der Prälat, der es selbst nicht gewußt und das doch nicht merken lassen wollen, habe nur geantwortet: „Nycticorax sei einer der vornehmsten Hofbedienten bei König David gewesen!"

21.

Der König Ludwig XIV. machte gern Verse, die aber nicht immer viel werth waren. So gab er denn einmal dem Marschall de Grammont ein eben gefertigtes Madrigal zu lesen, als ob es von Jemand anders wäre. Der Marschall fand es höchst elend und meinte, der Verfasser müsse ein Dummkopf sein. Der König eröffnete ihm nun mit herzlichem Lachen, daß er selbst es gemacht habe. Grammont wollte sich nun übereilt haben, das Madrigal nochmals und nun mit gehöriger Aufmerksamkeit lesen, um ein richtigeres Urtheil abgeben zu können u. s. w. Der König aber ging darauf nicht ein und erklärte lachend: es solle das erste Urtheil gelten.

22.

In der mörderischen Schlacht bei Dellingen, d. 27. Juni 1743, war der Herzog von Cumberland, neben König Georg II. von England, der bald zu Fuß mit dem Fußvolke, bald zu Pferde mit der Reiterei kämpfte, von einer Kugel getroffen und in sein Zelt gebracht worden, vor welchem auch ein gefährlich verwundeter französischer Offizier lag. Die Feldscherer hatten alle Hände voll zu thun; es fehlte daran; doch als man den Herzog verbinden wollte, sagte dieser: „Verbindet erst diesen französischen Offizier, er ist schwerer verwundet als ich, es möchte leicht eher ihm als mir an Hülfe fehlen."

23.

In dieser Schlacht blieben blos von dem Adelsregimente des Königs Ludwig XV. 27 Offiziere auf dem Platze, während 26 schwer verwundet wurden; der die Oesterreicher befehligende Herzog von Aremberg bekam eine Kugel in die Brust. Auch der junge Graf von Boufflers kam dabei, $10\frac{1}{2}$ Jahr alt, ums Leben; eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm das Bein, er blieb ruhig dabei, sah sich ruhig das Bein ablösen und starb eben so gefaßt und kaltblütig.

24.

Die Oesterreicher waren 1746 gestrenge Herren von Genua, erhoben 16 Millionen Brandschatzung, etwa ebensoviel zu Unterhaltung des in und um Genua stehenden österreichischen Heeres, hemmten somit den Handel, vernichteten den Credit und erschöpften die Bank von Genua, plünderten die prächtigen Landhäuser und behandelten die Einwohner wie Sklaven. Die Genueser duldeten lange Zeit. Aber als die Oesterreicher zu ihrem Feldzuge in der Provence das grobe Geschütz aus dem Zeughause zu Genua nahmen, und die Genueser selbst es fortschaffen mußten und ein österreichischer Kapitain auf einen Genueser unbarmherzig losschlug, weil er nicht genug sich anstrenge, da stand den 5. Dezember 1746 das Volk auf, trat zusammen, bewaffnete sich augenblicklich mit Steinen, Prügeln, Degen, Flinten und Allem, was zur Hand war, bemächtigte sich der Thore, läutete Sturm allüberall, vereinte sich mit 20,000 Bauern, griff die Oesterreicher an, die sich bestürzt durch ihr böses Gewissen, unter Marquis de Botta zurückzogen, nahm 4000 gefangen, tödtete 1000 Mann, nahm die Magazine und das Gepäck der Feinde weg und jagte sie bis Chari. So verloren die Oesterreicher Genua wieder, weil sie ein unterdrücktes Volk noch schnöde mißhandelten! Ein schwaches Volk, der Waffen unkundig, das nicht seine Felsen, das nicht die Könige von Frankreich, Spanien und Neapel von den Oesterreichern hatten retten können, zerbrach ohne den Beistand der Könige sein Joch und seine Ketten und jagte den mit Schmach belegten Feind aus seinen Grenzen!

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 85.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Die Nacht am Meere.

Von

Roswitha Kind.

Es wirft der Mond durch warme Düfte
Auf Flur und Wald sein Silberlicht,
Das hier sich auf des Hafens Mauern,
Dort auf des Meeres Spiegel bricht.

Wohl gäb der Sterne reiner Schimmer
Für heit're Nacht ein gnügend Pfand,
Wär' nicht umgrenzt von finstern Wolken
In weiter Fern' des Himmels Rand.

Aus Ulmen streckt ein hoch Gebäude
Empor das falbe Schieferdach;
Es waltet ringsum tiefes Schweigen;
Gewiß, dort ist kein Aug' mehr wach!

Und doch! es öffnen sich die Pforten
Des Altans, und ein Schatten tritt
Durch blühende Orangenbüsche
Auf den Balkon — mit Geisterschritt.

Ist die Gestalt ein irdisch Wesen? —
So bleicht der Mond kein Angesicht,
So hohl sind keines Menschen Wangen,
So flattern Menschenlocken nicht.

Und rascher scheint sich jetzt zu regen
Des Schattens Abbild an der Wand,
Scheint hoch den Zauberstab zu schwingen
In der entfleischten, dürren Hand.

D'rauf, wie aus dunkler Grabestiefe,
Tönt eine Stimme durch die Nacht:
„Hab' oft im bangen Erdenleben
Mit meinem Spiel allein gewacht;"

„Dann hieß ich, Stern und Well', euch tanzen
Zur Lind'rung für des Busens Qual;
Frisch auf, auch jetzt beginne den Reigen
Wie sonst, wenn es mein Wink befahl!"

Und wunderbare Töne schallen
So süß, so lockend zu der Höh'
Und wieder, durch des Schilfes Halme,
Hinab zum dunklen Grund der See.

Des Waldes Sänger rings erwachen
Aus Träumen durch den Zauberklang;
Doch bei den nie gehörten Tönen
Erstirbt in ihrer Brust der Sang.

Die Blumen schließen ihre Kelche
Den Himmelsmelodien auf,
Daß nicht aus ihrem Reich entschwinde
Der süße Hall in flücht'gem Lauf.

Und als im Kreis die Sterne tanzen,
Sirenen tauchen aus dem Meer,
Da fängt der Vollmond an zu bleichen,
Die Winde wehen heiß und schwer.

Den Wolken gnügt nicht mehr, zu lauschen;
Sie ballen sich am Himmelszelt,
Als wollten neidisch sie verdrängen
Die Sterne aus der Wunderwelt.

Und bald hört man den Meister kämpfen
Mit Elementen, tobend, wild,
Sieht bei der weißen Blitze Leuchten
Nur noch sein zuckend Schattenbild.

Und süß nicht flöten mehr die Klänge;
Zum Tanz lockt solche Weise nicht;
So fordert durch die Macht der Töne
Dereinst man Todte zum Gericht.

Digitized by Google

Nicht übertäubt den Schall der Donner,
Der durch den Sturm der Wogen brüllt; —
Sprich, Schatten, bist Du Dämon, Engel?
— Ha! wie der Ton jetzt gellend schrillt! —

Und plötzlich nun ein tiefes Schweigen,
Aus Wolken schifft der Mond hervor,
Die Sterne stehen still am Himmel,
Die Brandung schäumt nicht mehr empor.

— In Nizza, unter Blüthenbüschen,
Fand man — im Mai bei Morgenroth —
Die Zaubergeige in den Armen,
Den Meister Paganini todt *).

Reflexionen über die sittliche Bedeutung des Schauspiels.

Von jeher sind die Geister über die Sittlichkeit des Schauspiels in Streit gewesen. Es versteht sich, daß hierbei das Alterthum nicht in Frage kommen kann, weil der Begriff der Sittlichkeit mit dem der Schönheit so innig bei den Alten, hauptsächlich den Griechen, verschmolzen ist, daß das Drama in seiner höchsten Vollkommenheit zugleich als klarste sittliche Verkörperung erscheinen mußte; wenn schon der sententiöse Euripides in seiner der Plastik fremderen Moral dem Socrates am besten gefiel. Die Verschiedenheit der Ansichten über die sittliche Lehrkraft und Bedeutung des Schauspiels macht sich erst da geltend, wo das Gute und Schöne, wenn auch nicht als feindliche Gegensätze, doch als getrennt von einander gedacht werden. Denn erst da, wo Tugend und Schönheit nicht Eins sind, kann überhaupt von einem Verhältniß beider zu einander die Rede sein. Daher ist es denn gekommen, daß das Christenthum, weil es weit andere sittliche Principien aufstellt, als die griechische Weltweisheit, nicht selten mit dem Schauspiel in Conflict gerathen ist, und nicht allein seine Wichtigkeit, sondern sogar seine Zulässigkeit in der Volkserziehung bezweifelt und geläugnet hat. Der rauhe Tertullian nannte es in seiner derben Weise: „eine Schande der Menschheit." Viel später ergrimmte in gleicher Weise gegen dasselbe Rousseau, als er über diesen Gegenstand mit d'Alembert in Streit gerieht. Eine Schaubühne müsse Genf haben, hatte d'Alembert behauptet, dann erst könne es auf den Namen einer gebildeten Stadt Anspruch machen. Rousseau hingegen, obgleich er selbst Einiges für die Bühne gedichtet hatte, erklärte dieß laut für einen Vorschlag zu entschiedenem Sittenverderben. Schon auf Vergnügen ausgehen, oder Anderen Vergnügen bereiten, verdiene wenigstens nicht etwas Gutes genannt zu werden; das Leben sei kurz und die Zeit kostbar. Zur Sittenschule tauge die Bühne so wenig, als das Fechterspiel der Römer. Der beste Schauspieler müsse sich den Meinungen und Sitten seiner Mitbürger anschmiegen, ihnen die allgemeinen Gesetze der Vernunft aufopfern, Leidenschaften erheben, die eben in der Mode sind, und die belachen, welche die Nation ohnehin schon belacht. Eben dieß Belachen, mit welchem das Lustspiel die Thorheiten der Menschen bestraft, sei nicht eine Gewähr der Tugend, vielmehr ein gefährliches Werkzeug, mit welchem die Tugend selbst verhaßt gemacht werden könne. Dazu treffe es nicht eigentlich die Laster, sondern blos die Larve derselben. Auch die Gewalt, welche das Schauspiel der Liebe einräumt, diene nur dazu, die Herzen der Jugend in Flammen zu setzen.

Allein obgleich d'Alembert diese Einwürfe weder widerlegen noch verspotten konnte, und obgleich Rousseau hierin von den Genfer Predigern unterstützt ward, die einen ihres Ordens, Namens Peter Clement, selbst zwangen, sein Amt niederzulegen, weil er ein Lustspiel geschrieben hatte, so blieb d'Alembert doch Sieger. Ein guter Schauspieler war einmal damals, wie auch jetzt noch, vornehmlich in der französischen Hauptstadt, ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, und die Bühne für die Franzosen eine viel zu wichtige Angelegenheit, als daß die Stimme des Genfers hätte durchdringen können.

(Schluß folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung von Nr. 82.)

Therese hatte, als sie vorhin Karstell im Zimmer des Vaters zurückgelassen, die theure Schwester zu sich in's Sopha gezogen und mit möglichster Schonung ihr mitgetheilt, welche Erwiederung der Vater auf das von Theodor ihm gemachte Geständniß gegeben. Mit einem Todtenauge und regungslos vernahm Emilie die unselige Kunde. Therese, erschrocken, wie nie noch zuvor, preßte sie krampfhaft an sich, mit zarter Schwesterhand die Stirne der Theueren streichend, aber nicht sogleich trat Bewegung in die, wie gelähmt, unthätig erscheinenden Züge und Glieder. Da war es der Ausdruck tiefsten Seelenschmerzes, der zuerst in Emilie's Auge trat, das wie in schrecklicher Ergebung, wie fürbittend an Therese nun hing, und die bleichen Lippen bebten: „So nimm denn Du ihn hin, den Mann, der meines Lebens Seele ist; Dir, ja Schwester, Dir ..... Dir gönne ich ihn." — „Emilie! Geliebte! Engel! so tief kannst Du die treue Schwester kränken?" hauchte Therese zurück, „so schmerzlich kannst Du die verkennen, die außer Dir nichts Höheres besitzt noch kennt?" — „Vergieb, Geliebte!" sprach Emilie mit auffallend festem Tone hierauf, „aber

*) Gestorben Ende Mai 1840.

Digitized by Google

es giebt kein anderes Ende und," setzte sie leis und wie mit der Stimme der Seherin hinzu — „und einer Anderen würde ich ihn nicht — lassen!" —

Frau von Westphal war wider ihr eigenes Erwarten schon um die Zeit des Sonnenniederganges zurückgekehrt; und erbrach sogleich die Zuschrift, welche Karstell noch vor seinem Abgange in die Hände ihrer Dienerin hatte legen lassen. Unvermögend wohl, aus dem, was der Jungling in des Gemüthes höchster Aufregung auf das Papier geworfen, einen klaren Zusammenhang der vorwaltenden Umstände aufzufinden, würde sie doch, auch ohne seine dringende Aufforderung, zu Emilie zu eilen, sich dorthin begeben haben, denn daß des holden Mädchens und Karstell's höchstes, heiligstes Wünschen angefochten worden, war aus der verworrenen Zuschrift noch zu entnehmen. — „Kann's nicht die Hülfe sein, so ist es doch der Freundin treues Mitgefühl, das Ihnen mit mir nahet, meine Emilie!" sprach die Eintretende mit sanfter Stimme. — Emilie erfuhr durch sie sogleich von Karstell's unfreiwilligem Abgange nach Bernhardtsbrunn, und erkannte darin des Vaters mächtig waltende Hand. — „Es steht ihm so schön, dem Mächtigen, der keinen Widerspruch gewohnt auf seiner Stellung stolzer Höhe, statt in das Ueberraschende zu willigen, das Lebensglück des eigenen Kindes zu zertrümmern!" sagte Emilie und lächelte, wie tiefes Elend lächeln kann. Es war das erste Mal, daß Bitterkeit in ihre schöne, reine Seele trat. — „Unfähig, was er nicht vorausgesehen," redete sie weiter, „gelten zu lassen, ist zwischen Kindes Seligkeit und Kindes Jammer ihm leichte Wahl, wenn nicht die erste ganz zu des Weltmanns Plänen taugt. Mit kaltem Fersenstoße verwundet er die Brust, die eben erst ein süßes Wünschen eingelernt, nicht ahnend, daß er einen ganzen Himmel unendlicher Wonnen vernichtet, wie er ihn nimmer wohl gekannt, empfunden. Ist sie dann nicht zu groß, zu schwer die Aufgabe, die uns das vierte der Gebote macht, wenn wir und unsers Lebens Höchstes dem Vater so ganz Nichts sind?!" — „Der grenzenlose Schmerz in tiefer Brust," entgegnete Frau v. Westphal hierauf, „den ich verstehe, mit empfinde im treuen Busen, läßt Sie die heiligen Satzungen des Himmels selbst anfechten, die heilig uns doch immer bleiben mögen, auch wenn wir mit dem kurzen Blicke nicht zu erkennen meinen, daß ihnen immer nachzukommen. Es wolle meine theuere Emilie doch nicht gerade jetzt zum ersten Male das kindliche, das herrliche Vertrauen verbergen, das in des Mädchens unschuldreiner Brust tief gegründet ist. Noch haben Sie den Vater kaum gesehen, noch minder ihn gesprochen, seit seines Mundes Ausspruch Sie so sehr gebeugt. Versuchen Sie, in kindlicher Bescheidenheit, vor ihm das in Anspruch zu nehmen, was nie ein Vater ganz verläugnen, verweigern mochte: seine Liebe, und seines Kindes zarte Rechte." — „Es hat der Vater die Gewalt" — brach Emilie's Schmerz auf's Neue aus — „es zu verweigern, was das Kind in seiner Liebe Sehnsucht von ihm bittet, wenn Gründe, durchdacht, geprüft und haltbar ihn bestimmen, das zu versagen, was das Kind begehrt; fest, unerschütterlich, in treuer Sorge um seines Kindes Wohl. Denn Vaters Auge mag oft weiter dringen als des bestochenen Mädchens Fernblick reicht. Was aber kann an Karstell's, des Biedermannes, treuer Brust der Gattin Anderes wohl sich bieten, als ein Glück, wie je das Erdenleben es nur bieten mag? rein, unerschöpflich! Er nennt ihn ja willkommen auch als Tochtermann; nur soll die jüngere der Töchter es nicht sein, die ihn als Eidam einführt in des Hauses Kreis. Drum ist es ja auch ein Festhalten dessen nur, was er, als das Wahrscheinlichere, als das Bestimmte auch vorauszusehen sich gewöhnt." — Frau v. Westphal vermochte allerdings nicht, diese letzte Behauptung des geliebten Mädchens zu widerlegen; der Geheimerath hatte Karstell nicht überhaupt zurückgewiesen, hatte ihm die ältere Tochter zugesagt. — „Er liebt Dich jetzt schon, gute, treue Seele," sprach das Mädchen und streichelte mit leiser Hand Therese's Wangen, „wer sollte dieß nicht, der Dich einmal sah? Er wird Dich glühend lieben, mit seines jungen Herzens schönsten Flammen, wenn es erst vor ihm aufgegangen, wie Du bist. Es wird ihm ein Ersatz geboten, der weit das übertrifft, was ihm versagt wird. Es wird sein Herz sich auch daran gewöhnen — in mir — die Schwester —" — „Emilie!" rief Therese in beschwörendem Tone. — „Noch ist es viel zu früh, mein theures Kind," nahm die ältere Freundin das Wort, „so rasch hin zu entscheiden. Dem armen Herzen möchte es das Leichteste erscheinen, den herben Kelch in vollem, entschlossenem Zuge einzutrinken, es nicht beachtend, ob nicht auch von des Todes Mund er wirklich kredenzt sein könne. Was, wenn kein sanftes Mittel unversucht geblieben, als unvermeidlich doch erscheinen kann, sei nicht das erste, was Sie rasch ergreifen." — „Wie gern," fuhr Frau von Westphal, als keine der Schwestern etwas entgegnete, fort, „wie freudig ich bereit bin vor'm Vater der Sache seiner Kinder das Wort zu reden, lebt mir ein Zeuge über uns in seiner Höhe; ob aber dieß auch gut gethan sein möchte, wenn ich ihm unberufen nun erscheine?" — „Sie dürfen's nicht!" erwiederte Emilie, „Sie selbst, Ihr liebendes Nahetreten darf uns nicht verloren gehen; ich mag die biedere Freundin nicht gekränkt sehen, bei einem Schritte, den wärmstes Mitgefühl sie thun hieß." — „Um Alles, nein!" setzte Therese der Schwester Rede fort, „der treuen Freundin Nähe ist es ja allein, was uns Aufrechthaltung verleihen mag. Dieß Einzige mög' uns nicht untergehen, wo jeder andere Weg zu Rath und Tröstung uns verschlossen ist." — „Noch will mir Alles nicht verloren scheinen," sagte die Freundin liebend; anders freilich würde ihr stilles Denken gelautet haben, wenn sie in Worte es gefaßt. Schmerzlich mitfühlend, was erstickend auf der Mäd-

Digitized by Google

chen Herzen preßte, fühlte sie sich unfähig, ihre eigene Hoffnungslosigkeit auszusprechen; doch wagte sie nur vorsichtig, fast schüchtern, einen Glauben an erfreuliche Umgestaltung der trüben Verhältnisse zu äußern.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Der ehemalige Bürgermeister Tscheck hat laut früherer Berichte bekannt, daß ihn in seinen Mordgedanken der Umstand erst noch recht bestärkt habe, daß es ihm geschienen habe, als sei die Supplicantin, welche bei dem Attentat am königlichen Wagen stand, abgewiesen worden. Ein Gegenstück kommt im Leben des verstorbenen österreichischen Kaisers Franz vor. Bei der Verschwörung einiger mit französischen Jakobinern im Bunde stehenden politischen Fanatiker 1794 erbat sich einer aus dem Complot eine Audienz, um den Kaiser zu ermorden. Der Kaiser nahm ihn nach seiner Weise sehr freundlich auf und unterredete sich so wohlwollend mit ihm, daß jenem es unmöglich war, den Mord an einem so gütigen Fürsten auszuführen. Als die Verschwörung nachher entdeckt und auch dieser eingezogen wurde, hat er freiwillig gestanden, was sich zwischen ihm und dem Kaiser zugetragen habe.

Wenn der Mensch an gewisse Wendepunkte in seinem Leben angelangt ist, pflegen bei den meisten Völkern besondere Feierlichkeiten stattzufinden und Gebräuche beobachtet zu werden, bei weniger cultivirten Völkern in der Regel mehr, als dann, wenn ein Volk schon auf einer höhern Stufe der Cultur steht; denn je näher ein Volk dem Stande der Natur ist, desto mehr ist bei ihm Alles äußerlich und es legt mehr Werth auf Aeußerlichkeiten; es beachtet auch mehr das, was für den Einzelnen wichtig in seinem Leben ist, weil es mehr Zeit dazu hat, weil sein Gesichtskreis enger gezogen ist, weil seine Gedanken nicht so, wie bei einem in Allem cultivirten Volke, das zu viel mit Handel, Gewerbe, Wissenschaft, Kunst, Politik zu thun hat, zerstreut werden. Hören wir, unter welchen Ceremonien die Jünglinge der nordamerikanischen Indianer unter die Männer aufgenommen werden, so sieht man gleich, man muß nicht mehr zu denken und zu thun haben, als jene Indianer, um bei dem Eintritte dieses Wendepunktes im Leben solche Umstände zu machen. Die Aufzunehmenden bekommen zwei Hände voll von einer sehr bittern Wurzel und essen sie den ganzen Tag hindurch; die Blätter tauchen sie in Wasser und trinken es. In der Abenddämmerung essen sie 2 oder 3 Löffel voll gekochten Getreides. Dies thun sie 4 Tage hintereinander und bleiben während dieser Zeit in einem besondern Gebäude. Zwölf Monate lang dürfen sie kein Bocksfleisch genießen, außer von alten Böcken, ebensowenig Truthühner, Geflügel, Bärenfleisch und Salz. Vier Monate müssen sie sich selbst ein Feuer unterhalten und die Speise bereiten. In jedem folgenden Monate trinken sie 4 Tage hintereinander eine Abkochung von bitterer Schlangenwurzel, ein Abführungsmittel, und enthalten sich aller Nahrung; nur des Abends dürfen sie ein wenig gekochtes Getreide genießen. Ein Gleiches geschieht in den 4 ersten Tagen des 12. Monats; den 5. Tag gehen sie aus dem Hause, sammeln Getreidespitzen, verbrennen sie zu Asche und reiben damit ihren ganzen Körper ein. Am Ende des Monats nehmen sie ein starkes Schwitzmittel im Schwitzhause und stürzen sich dann in kaltes Wasser, womit sich die Ceremonie endigt. Der Traum des jungen Indianers in der Nacht, welche auf das Fest seiner Aufnahme unter die Männer folgt, entscheidet über den Namen, den er als Krieger annimmt. Wenn daher Krieger unter den Namen toller Büffel, kleiner Bär, schwarzer Bär, Wächter der rothen Pfeile, der junge Adler, der alte Adler u. s. w. vorkommen, so ist die Veranlassung zu den Benennungen der Gegenstand gewesen, den sie im Traume gesehen haben.

[Zur Rechtspflege der frühern Zeit.] Montaigne berichtet (Essais III. 13.) von seiner Zeit, das Vertrauen der Richter in die gesetzlichen Beweise sei so groß gewesen, daß, als Personen, die des Mordes bezüchtigt, zum Tode verurtheilt worden waren, weil jene Beweise hinreichend vorlagen, und hierauf der Gerichtshof, ehe er das Urtheil aussprach, von der Entdeckung und dem Geständnisse der wahren Urheber der That Nachricht erhielt, erst Berathungen gepflogen wurden, ob man dennoch das Urtheil gegen die nun erwiesen Unschuldigen und die Vollziehung des Urtheils aufhalten dürfe! — Das ging doch wahrlich weit. Nun werden wir auch keine Uebertreibung darin finden, wenn Montaigne sagt, er habe viele Urtheile gesehen, die weit verbrecherischer waren, als das Verbrechen selbst. — Daß Frankreich vor Einführung der Jury eine große Zahl blutiger Mißgriffe der Criminaljustiz geliefert hat, daran erinnern schon die so bekannten Calas, Marschallin von Ancre, Graf Lally, Labarre, Langlade, Lebrun, Hirzel-Levi, dü Barrois, Montbailly u. s. w.

[Das grüne Fieber.] Bekanntlich war der große Minister Sully zugleich seines Königs Heinrichs IV. Freund, und zwar in einem Sinne, wie es eigentlich kaum Fürsten und Staatsdiener mit einander sein können. Sully konnte nicht allein jederzeit unangemeldet in das Zimmer des Königs treten, sondern sich sogar recht deutliche Anspielungen auf gewisse schwache Seiten seines Königs erlauben. Unter letztere gehörte, wie bekannt, seine ungemessene Verehrung schöner Frauen. Der König, um ungestört süßer Minne zu pflegen, hatte einst dem Sully sich unpäßlich melden lassen. Sully kam, obwohl etwas später, dennoch, und war nicht wenig verwundert, auf der Treppe einer jungen Dame zu begegnen, die den König eben verlassen hatte, und die er, wie auch der grüne Schleier ihr Antlitz verhüllte, nicht für des Königs Krankenwärterin halten konnte. „Nun, wie geht's, Sire;" sagte Sully eintretend; „fühlen Sie sich wohler?" „O, ja," antwortete der König, „wenigstens scheint mich das Fieber verlassen zu haben." „Ganz gewiß," entgegnete Sully, „ich bin ihm selbst auf der Treppe begegnet, es sah ganz grün aus." —

Adalbert von Chamisso's Gemahlin führte den Familiennamen Piaste. Bald nachdem er seine Vermählung in Nennhausen, wo damals Varnhagen von Ense und de la Motte Fouqué zusammenlebten, angezeigt hatte, erschien von dort die Anfrage an ihn, ob seine Gemahlin dem polnischen Königsgeschlecht der Piasten verwandt sei?

Hier ist Chamisso's Antwort:

> Piaste heißet meine Holde —
> An edita regibus?
> Perlen sind ja nicht von Golde —
> Dulce doch meum decus!

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 86. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der Jungfrau Abschied vom Meere *).

Einsam stand auf gold'nem Sande
Eine wunderschöne Maid,
Und sie schaute von dem Strande
Auf das grüne Meer so weit.

Traurig warf sie in die Fluthen
Von Cyanen einen Kranz,
Und es wollt' das Herz ihr bluten,
Als er schwamm im Wellentanz'.

„Nehmt den Kranz, Ihr Nereiden,
Nimm ihn hin, du trautes Meer!
Leider, ach, muß sein geschieden,
Und das Scheiden ist so schwer!

Dieser Kranz, den ich gewunden
Einsam auf der grünen Flur,
Soll des Herzens Dank bekunden
Für die segensreiche Kur."

Von den Wellen leicht gehoben,
Schwamm der blaue Kranz dahin,
Und die Maid am Ufer droben
Blickt' ihm nach mit ernstem Sinn'.

„Lebt denn wohl, ihr trauten Wogen!
Ach, die holde Badezeit
Ist zu schnell dahin geflogen
In das Meer der Ewigkeit!" —

Carl Graf v. Hülsen.

*) Es ist in Seebädern Sitte, daß die Damen beim Scheiden Blumenkränze in das Meer werfen.

Reflexionen über die sittliche Bedeutung des Schauspiels.

(Schluß.)

Auf d'Alembert's Seite trat damals Dancourt. Seine Schrift wider Rousseau ist lesenswerth. Er deckte manche Schwächen auf, die sich der Genfer Philosoph in seinem Briefe an d'Alembert und seiner spätern Schrift: L'imitation sur le Theâtre hatte zu Schulden kommen lassen. Aber auch seine Ansicht war ein Extrem.

Wir meinen, Madame Necker habe hierin das Richtige getroffen. Sie sagt: „Das Schauspiel ist der Lehrer weniger Stunden, und der Verführer vieler Jahre."

Dieses Urtheil hat in der That auch in unserer Zeit seine um so vollere Geltung, je weiter die Bühne ihre Herrschaft auch da ausgebreitet hat, wo die müßigen Reichen fehlen, und je mehr dadurch außer dem Nachtheil, den schlechte Bühnen schon durch ihre Darstellungen selbst bringen, auch der Fleiß behindert und vernichtet, die stillen Ergötzungen des freundschaftlichen Umgangs aufgehoben, die Phantasie des jüngern Geschlechts mit leeren Träumen erfüllt und viel zu zeitig mit den Angelegenheiten eines reifern Alters bekannt gemacht wird.

Gilt dieß auch von den besseren deutschen Bühnen? Mit geringer Ausnahme. Die Bühne kann in unserer Zeit nicht Herrin der öffentlichen Meinung und Sitte werden. Wo sie ankämpft gegen ihre Gebrechen, steht Thalia's Tempel entweder leer, oder eine andere Hand schließt ihn zu, oder die Dramatiker lehnen sich an an die Schwächen der Zeitgenossen und des Vaterlandes, und schmeicheln denselben, um sie überhaupt zu gewinnen und unvermerkt für höhere Ideen em-

Digitized by Google

pfänglich zu machen. Das neueste deutsche Trauerspiel von Bedeutung: „Moritz von Sachsen" von Prutz, kann dafür sprechen.

Gilt dieß auch von größern Städten, in denen sie doch Abzugskanäle der Unsittlichkeit sein sollen? Auch von ihnen gilt es. Denn die Bühne ist dort, wie sie ist, nur ein nothwendiges Uebel, durch welches größere allerdings verhütet werden; aber sie wird auch von denen bei weitem überschätzt, denen alle Pforten edler Geselligkeit offen stehen. Man muß dem entarteten Geschlechte zürnen, das über eine mittelmäßige Sängerin in Extase geräth und dessen Gedankenkreis Wochen lang durch einen: „Weltumsegler wider Willen," oder durch ein gepirchpfeifertes Drama ausgefüllt wird.

Dazu kommt noch, daß um jeden Preis Frau Musika in unserer Zeit die Alleinherrscherin der Bühne sein will. Ein halbes Königreich um eine gute Sängerin und eine schöne, einschmeichelnde Opernmelodie! Beide sind „das immerwährende Ereigniß unsrer Zeit;" um sie drehen sich die Ideen des ganzen gebildeten und ungebildeten Europa; und tanzt nun gar die unsterbliche Fanny Elsler, vergißt selbst Havanna seine ächten Cigarren, und das alte, gediegene Hamburg seine Löschanstalten.

Es war doch etwas ganz Anderes um die sittliche Macht der Bühne in den Zeiten des classischen Griechenthums. Seine Schauspiele waren Götterfeste. Das ganze Vaterland kam zu ihrer Feier. Da reichten die Götter der Tugend selber den Preis, und das Laster erbebte vor den schauerlichen Weisen der Eumeniden! **C. M.**

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Die neue Morgensonne erleuchtete der Schwestern Schlafgemach, der Gardinen feines Gespinnst mit goldenem Strahl durchdringend. Da richtete Therese den schönen Körper auf und blickte in liebender Besorglichkeit nach der Ruhestätte der theueren Schwester. Und siehe, das Auge, das des Schlummers Wohlthat in unruhiger, jetzt freudiger, dann banger Erwartung seit länger schon entbehrt, das gestern in heißer Schmerzensthräne überflossen, es war geschlossen jetzt und ruhig. Leis und vorsichtig nur, mit zartem Fuße berührend der Dielen Getäfel, begab Therese sich in's nächste Zimmer, den Blick noch zurückwendend, ob nicht ihr Tritt die süße Ruhe der Schlummernden verscheuche. Bald vernahm sie, wie die Thüre von des Geheimerathes Zimmer sich öffnete und schloß, und dieß in Kurzem mehr sich wiederholte. Dann war er länger schon wach. — „Du erscheinst in früher Morgenstunde, meine Tochter," empfing der Geheimerath die Eintretende und war nicht bemühet, es zu verbergen, daß er sich ärgere gestört zu sein. „Es muß Dir dringend sein, so früh des Schlafes Armen Dich zu entwinden. Was bringst Du Kind? Klagen der verlangenden Braut ob ihres Bräutigams entfernter Sendung? Geduld, mein Kind, er ist Dir nicht verloren, und würde schon zurück sein, wenn Se. Durchlaucht nicht gesonnen, bald selbst nach Bernhardtsbrunn zu gehen." — „O Gott! mein Vater!" bebten Theresens Lippen, während die herrliche Gestalt des Mädchens vor ihm, gleich der geknickten Wiesenblume, in die Kniee sank und seine Hände faßte. — „Ein sonderbarer Auftritt," sprach der Geheimerath und war, nicht ganz glücklich, bemühet, dieß mit starker, fester Stimme zu thun. „Ich erwartete, daß zwanzig Stunden hingereicht, der Schwester und Dir erinnerlich werden zu lassen, welche Rücksicht Ihr des Vaters Meinung schuldig. Man ist gewohnt, meinem Handeln reife Gründe unterzulegen, und Fürst und Land schenken meinem Thun die Achtung, die ihm gebühren möchte. Nur meine Töchter versagen mir den allgemeinen Ruf und treten in unbedachter Opposition unkindlich mit entgegen." — Therese erhob sich vom Boden, doch hielt sie noch immer des Vaters Hände, die dieser, ohne eine unzarte Gewalt zu gebrauchen, nicht befreien konnte. Er mußte der Leitung der ihrigen nachgeben, nach dem Sopha ihr folgen. — Was je ein Kind aufstellen mag, um in Vaters Herzen sanfte Klänge jener Liebe zu erwecken, die der Brust des Besseren, treu gepflegt, Natur geblieben, trat auf Therese's Lippen, tönte in leisem Zittern der kindlich süßen Stimme, wie es sich wohl erzeugt, wenn Zagen, mehr denn Hoffen Raum fand in der Brust; doch traf es nur das Ohr des Hörenden. Ein ehernes Thor verweigerte des Mädchens Flehen Eingang dort, wo es um Alles Eingang suchte, und diamantene Riegel blieben starr, unbeweglich fest, von Kindesthränen unerschließbar. — „Ihr wißt nicht, Du und Emilie, was Ihr wollt. Die Schwester wird Beruhigung finden in dem Bewußtsein, des Gehorsams Pflichten treu erfüllt zu haben. Du findest einen Gemahl, wie keine Zeit ihn Dir besser bieten kann. Traue Du dem Blicke des Vaters, der sich im langen Dienste wohl gewöhnt, das Wahre von Täuschung leicht zu sondern. — Und Thränen gar, in meiner Tochter Augen! Therese, überlasse Du solch' Werkzeug der Bürger Töchtern. Laß diese jammern, wenn die strengen Aeltern auf einem Eigensinn beharren, wenn sie nicht, fein bürgerlich, zusammengeben wollen, was gegenseitig sich erkießt. Für meine Tochter will es sich nicht ziemen, das geröthete Auge als Waffe zu betrachten." — „Und Karstell?" hub Therese zagend an, „mit welchem Auge kann er je die unbegehrte ...." — „Dieß sei doch Deine kleinste Sorge," fiel der Vater mit einem fürchterlichen Lächeln ein, „man bietet ihm, was ihm versagt; nicht minder; auch Du bist Tochter des Geheimerathes." — „Mein Vater," bebte Therese, „Sie

Digitized by Google

wissen nicht, nein, nein, Sie können es unmöglich wissen, daß er Emilie liebt und daß sie sein Empfinden so herzlich erwiedert!" — „Nicht Jeder erlangte des Herzens erste Wahl," versetzte Herr v. Rochoff hierauf, „und der hat sich glücklich zu preisen, dem sich, so schnell, das völlig Gleiche bietet. Darum, statt hier mit nutzlosen Auseinandersetzungen uns gegenseitig in Verlegenheit zu setzen, gewöhnt Euch, mit dem, was ich für Euch bestimmt, Euch nunmehr auch vertraut zu machen." — „Mit welcher Stirn, mein Vater," hauchte Therese, „mit welchem Herzen soll ich dem Bräutigam, der Schwester mich nahen, wenn Ihrem Willen nun ich mich zum Opfer dargebracht?" — „Es wird in kurzer Zeit sich Eure Stellung bilden;" war Herrn v. Rochoffs Entgegnung, „dieß ängstige Dich nicht. Ich muß Dich aber bitten, mich nun mir selbst zu überlassen, man ist gewohnt, nicht säumig mich zu finden, wenn's meinen Kopf und meine Feder gilt." — Therese hatte sich vom Sopha erhoben. — „Werden Sie Emilie heut Morgen nicht sehen?" wendete sich die Abgehende nochmals zurück, „sie verdienet doch vielleicht wohl ein sanftes Wort. Sie fühlt sich minder stark als ich." — „Für den heutigen Vormittag muß ich um Entschuldigung bitten," erwiederte der Geheimerath, schon wieder am Arbeitstische. — „Wozu auch längeres Besprechen noch, das beiden Theilen nicht erfreulich sein kann, da ja das Beste ausgewählt und bereits bestimmt ist. Der Fürst nahm es sehr gnädig auf, als ich noch gestern Dich Karstell's Braut nannte, in diesen Stunden empfängt der Adel Deine Karte." — Da floh Therese, als seien Nattern hinter ihren Fersen, vor der Eiseskälte, wie selten wohl ein Kind sie fand, wenn es mit heißem, bangem Herzen Vaterliebe suchte.

Sechs Tage hatte Karstell in Bernhardtsbrunn zugebracht. Trüb und schwer lag der reine, leichte Sommerhimmel über ihm, das Nichtsthun ward ihm zur fürchterlichen Pein; sein Sinnen gab ihm Aussicht nur in eine Zukunft voller Nacht. Seine Besorgnisse um Emilie steigerten sich von Tage zu Tage. Frau v. Westphal hatte ihm geschrieben, doch ihres Briefes Inhalt beschränkte sich mehr nur auf Ausdrücke schöner Theilnahme, als daß er Muth und Hoffnung ihm verliehen. — Am siebenten Tage von Theodor's Aufenthalt auf Schloß Bernhardtsbrunn meldete ein Reitknecht die Ankunft des Fürsten dort. Nur wenig später langte dieser an und redete, mit einem Fuße noch auf des Wagens Auftritt, zu Karstell, der ihn mit Mehreren empfing: „Ich freue mich, Sie so schnell durch zarte Bande an die Hauptstadt gefesselt zu sehen; ich freue mich, daß des Vaterlandes schönste Töchter es übernehmen, meinen besten Dienern, als deren einen man Sie öfter vor mir bezeichnet, schöneren Lohn zu reichen, als ich bieten kann!" — Karstell's Lage in diesen Augenblicken war fürchterlich. Hinter dem Fürsten stieg Herr von Rochoff aus. Der Fürst schien eine Erwiederung zu erwarten. Dem jungen Manne ward ein Empfinden, als seien alle Sprachorgane ihm gelähmt; ein wildes Feuer flammte ihm über Stirn und Wangen und unter fieberhaft wildem Schlagen hob mächtig sich die enge Brust. — „Eure Durchlaucht" — nahm der Geheimerath das Wort — „halten zu Gnaden, wenn der Finanzrath einigermaßen betreten erscheint. Bei seinem Abgange nach hier war es Absicht der Familie, die Veröffentlichung seiner Verbindung mit meiner ältesten Tochter noch eine Zeit lang auszusetzen; er weiß noch nicht, daß die Veranlassung hierzu sich schnell erlediget. Nehmen Sie" — wendete er sich zu Karstell — „Seiner Durchlaucht gnädige Worte freudig auf. Die Braut grüßt schön, und — sie zürnt dem Vater, daß er den Freund von ihrer Seite riß. Ich hatte in der That einen recht schweren Stand zwischen Vater- und Pflichtgefühl. Jedoch der nächste Morgen wird Euch Kindern Ersatz bieten für das, was Ihr entbehrt. Wenn nämlich Seine Durchlaucht nicht anders zu befehlen geruhen." — „Ei, gehen Sie doch so schnell wie möglich ab!" lächelte der Fürst zu Karstell und fuhr, die Rede an Rochoff wendend, fort: „Ich sehe überhaupt nicht ein, warum der junge Mann hierher gleichsam verwiesen, da er in der Residenz unfehlbar weit Wichtigeres abzumachen hat." — Herr v. Rochoff verbeugte sich tief, rieb die Hände und lächelte dienstlich wichtig. — Wenn man diese Gesten aus dem Hofmännischen in das Bürgerlichoffene übertragen wollte, würde die Uebersetzung ungefähr so lauten: „Es war auch durchaus unnöthig, ich hatte aber meine guten Gründe dazu, ich... ich... fürchtete mich vor ihm!" — „Baumeister Laufer!" stellte der Geheimerath den Genannten an den Fürsten vor.

(Fortsetzung folgt.)

Die älteste hebräische Zeitrechnung.

Womit man die in der Bibel gegebenen großen Jahreszahlen zu theilen habe, um die natürliche Dauer des menschlichen Lebens aufzufinden, hat von jeher Manchem den Kopf zerbrochen. Die Zahlen selbst können kaum angetastet werden. Aber in der Genesis selbst sind ohne Zweifel drei wesentliche Veränderungen in der Zeitbestimmung anzunehmen. Die Zeit von Adam bis Moses zerfällt in drei Zeiträume, von denen der zweite wieder zwei Abtheilungen enthält. Im ersten Zeitraume von Adam bis Noah reduciren wir die Jahre auf Monate. In der ersten Abtheilung des zweiten Zeitraums, von Sem bis Serug, muß das Jahr verwandelt werden in eine der sechs spätern Jahreszeiten der Juden, oder in zwei Monate; und in der zweiten Abtheilung desselben Zeitraums finden wir eine von Diodorus Siculus ausdrücklich den Aegyptern bei-

Digitized by Google

gelegte Jahresberechnung von **vier** Monaten. In dem dritten Zeitraume endlich, von Abraham bis Moses, umfaßt nach unserer Meinung das hebräische Jahr sechs Monate, eine Jahresberechnung, zu der die doppelte Regenzeit natürliche Veranlassung geben konnte. Es fällt demnach:

die Geburt Adam's in das Jahr	2701
der Beginn der Fluth	2458
die Geburt Abraham's	1872
die Einwanderung Jacob's nach Aegypten	1752
die Geburt Mosis	1659
die Auswanderung	1619
Mosis Tod	1579.

E. M.

Ist Gott todt?

Jedermann weiß, daß **Luther** ein lebensfroher Christ war. Denn er sang: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang." Aber mitunter hatte er auch Stunden, Tage und Zeiten der Bekümmerniß, wie irgend Einer, der das Vertrauen zu sich und zu Gott verloren hat. Da tadelte, ermahnte und tröstete ihn denn seine liebe Frau, und das half auch gewöhnlich. Einmal wollte es aber doch nicht helfen. Luther war unterdessen einige Tage draußen über Land gewesen, aber immer noch in sich betrübt. Da kommt er zurück, und was findet er? Die liebe **Käthe** sitzt mitten in der Stube und hat ein schwarzes Trauerkleid an, ein schwarzes Tüchelchen über, und sieht gar traurig aus. Auch hat sie ein weißes Taschentuch in der Hand, das ist naß. Sie scheint geweint zu haben. Als nun Luther in sie dringt und wissen will, warum sie so in Trauer sei, da hält sie erst zurück, bis sie endlich antwortet: „Siehe, lieber Martin, unser lieber Herrgott ist gestorben und darum traure ich so." Da lachte der gute Luther herzlich und freute sich über die Weisheit seiner Frau, und sagte: „Ja, hast Recht, liebe Käthe, ich habe mich recht durch meinen Unmuth versündigt. Thut ich doch, als wenn kein Gott im Himmel wäre." Und er wurde nun wieder recht fröhlich und in seinem Gott vergnügt.

E. M.

Feuilleton.

Ueber die **Gräber bei Canton** in China sagt Dr. Macpherson in seinem Werke: „two years in China": Einen großen Theil der westlichen Vorstädte nehmen merkwürdige Gräber ein, und eine ausgedehnte Linie von Gebäuden, hart an den Stadtmauern, scheint einzig zur Aufnahme der Todten bestimmt. Diese befinden sich in Grüften, in stark lakirten Särgen, die auf Säulen ruhen; gemalte Schirme stehen dort, parfümirte Weihrauchstäbe brennen zu Häupten und zu Füßen und mannichfache Lampen hängen von der Decke herab. Die Särge sind von ungeheuerer Dicke und Stärke, meistentheils stehn zwei in Einem Gewölbe und außer einem dumpfen, feuchten Geruch verspürte man keine unangenehme Empfindung. Außerhalb der Gewölbe waren Immergrün und Kriechpflanzen geschmackvoll geordnet und über der Thüre viele Bienenstöcke befestigt. An einigen Gewölben ließen sich Lerchen und Canarienvögel hören. Man öffnete einige Särge und die Leichen hatten ein ganz natürliches Aussehn, denn sie waren alle einbalsamirt. Sie waren in ein langes weites Oberkleid von Seide oder Krepp, das bei der Berührung in Staub zerfiel, in eng anliegende Beinkleider und gestickte Schuhe gekleidet. Alle, die man untersuchte, waren männlichen Geschlechts, jeder trug in der Rechten einen Fächer, in der Linken einen beschriebenen Streifen Papier. In der Ecke und an den beiden Seiten des Sarges befanden sich Säckchen mit einem stark und eigenthümlich riechenden Pulver.

[**Eigenthümliches Duell.**] Vor dem Ausbruch des amerikanischen Freiheitskrieges herrschte eine sehr feindselige Gesinnung zwischen den englischen und amerikanischen Officieren, die jeden Anlaß benutzten, um sich an einander zu reiben. Unter Andern glaubte sich auch ein englischer Major von dem General (damals Kapitain) **Putnam** beleidigt und schickte ihm eine Ausforderung zu, der ihn aber, statt aller Antwort, ersuchen ließ, ihm die Ehre seines Besuchs zu gönnen. Der Major begab sich in das Zelt des Amerikaners und fand ihn, ruhig eine Pfeife rauchend, auf einem kleinen Fäßchen sitzend. „Lieber Herr," begann Putnam, nach den gewöhnlichen Höflichkeiten, „ich bin ein armer Yankee, der in seinem Leben keine Pistole abgeschossen hat. Wollte ich daher Ihre Ausforderung annehmen, so würde ich gewaltig im Nachtheile sein. Ich habe Ihnen daher einen andern Vorschlag zu thun. Hier stehen zwei Fäßchen mit Pulver, auf dem einen sitze ich, auf dem andern dort mögen Sie Platz nehmen, wir zünden hier zwei Lunten an, die wir an die Fäßchen befestigen, und wer am längsten, ohne die geringste Unruhe zu verrathen, auf seinem Sitze bleiben kann, der mag gewonnen haben." — Der Engländer staunte zwar über diesen eigenthümlichen Duellvorschlag, nahm ihn aber doch nach einer Weile an, die Lunten wurden angezündet, und an die Fäßchen befestigt, und der Major und Putnam nahmen einander gegenüber Platz. Aber obgleich der Erstere anfangs eine ziemlich sorglose Miene zu dem gefährlichen Spiel gemacht hatte, so konnte er doch ein Gefühl der Unruhe nicht unterdrücken, als er die Lunte kürzer und kürzer werden sah, und als sie nur noch einen Zoll vom Fasse entfernt war, sprang er auf, riß das brennende Stückchen weg, warf es weit weg und rief: „Treiben wir die Sache nicht weiter, ich bekenne mich für überwunden, aber löschen Sie Ihre Lunte." — Putnam aber blieb ruhig rauchend auf seinem Fäßchen sitzen und sagte mit der größten Kaltblütigkeit: „Es hat keine Eile, denn in dem Fäßchen sind nur Zwiebeln." — Der Engländer entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

* * *

[**Napoleon als Prophet.**] In dem berühmten Manifest in Aegypten schrieb Napoleon: „Un jour viendra, que tout le monde verra avec évidence, que je suis conduit par des ordres superieurs, et que tous les efforts des humains ne peuvent rien contre moi."

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von **Jul. Helbig** in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 87. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Dichters Leben.

Viel bunte Blumen blühten
 In meiner Lenzeszeit,
Viel süße Freuden glühten,
 In meine Brust gestreut.
Ich schlug von Wonne trunken
 In meine Harfe ein,
Und sang, in Lust versunken,
 Von Liebe, Sang und Wein.

Ich habe viel gelitten,
 Gerungen und gestrebt,
Recht ritterlich gestritten,
 Und nur im Kampf gelebt.
Wohl hab' ich auch getrunken
 Am Quell der Wissenschaft,
Der Weisheit heil'ge Funken
 Gefaßt mit Manneskraft.

Vielmals hab' ich gesessen
 An Aganippens Quell,
Von Ulmen und Cypressen
 Umschattet kühl und hell.
In süßem Liebeskosen
 An meiner Musen Brust
Wohl saß ich unter Rosen
 In süßer Friedenslust.

Da trat in's bunte Leben
 Die schöne Liebe ein
In Melodienschweben
 In eitel Freudenschein;
Wohl ließ ich alles Wissen
 Der weiten, großen Welt,
Nun hat der Tod zerrissen
 Mein süßes Blumenfeld.

G. F. G. Golz.

Zur Beurtheilung der Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Theologie in dieser Zeit.

Die Zeit, welche von Pietisten und Hyperorthodoxen *) jetzt als die Zeit einer gefährlichen Aufklärung und des Unglaubens bezeichnet wird, die mit dem vorletzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts anhebende, ist und bleibt doch die Zeit der Aufklärung (die nichts Arges ist) und eines vernünftigen Glaubens, und wenn jene Leute, durch welche die Aufklärung verdächtigt wird, behaupten, jetzt lenke man wieder zum Glauben ein (sie meinen nämlich den unvernünftigen Glauben, den Glauben an den todten Buchstaben, an Wunder und Mythen), so ist dieß, wenn es anders wahr ist, nichts Erfreuliches, obgleich sie sich darüber freuen, sondern ein beklagenswerther Rückschritt. Das ist wahr, daß jetzt namentlich unter den jungen Geistlichen es eine nicht ganz geringe Anzahl giebt, die blinden Glaubens sind und für Aufrichtung, Erhaltung und Weiterverbreitung alles dessen in der Religion eifern, was ältere würdige Geistliche und das Volk selbst bei Seite gelegt haben, weil es zu einer wahren Religion und zur Erweckung und Nährung einer reinen Religiosität nicht gehört; aber was wird am Ende die Folge davon sein, wenn die Hyperorthodoxie unter den Theologen auf den Lehrstühlen der Universitäten und auf den Kanzeln mehr und mehr überhand nehmen sollte? Es würde dasselbe Verhältniß eintreten, was stattfand, als

*) Denn orthodox, jedoch nicht nach dem Kirchensinne, sondern nach dem ursprünglichen Wortsinne, d. h. eines wirklich rechten Glaubens, der auf wahrer, vernünftiger Ueberzeugung beruhen muß, sind, die wir meinen, nicht, sondern sie glauben mehr, als ein vernünftiger Mensch glauben kann, darum sollen sie nicht einmal den an sich unschuldigen Namen der Orthodoxen haben, sondern Hyperorthodoxen heißen.

Digitized by Google

eben die Kirchenverbesserung an's Licht zu treten anfing. Es würden sich, wie damals, die Geistlichen auf einem ganz andern Standpunkte befinden, als das Volk, sie würden lehren, was das Volk nicht mehr glaubt, worüber es sogar spottet. Den gesunden Menschenverstand, den das deutsche Volk zur Zeit der Reformation hatte, durch welchen es zwischen Wahr und Falsch schied, durch welchen eigentlich eine Reformation da überall geworden ist, wo man seine Regung nicht mit Gewalt wieder zurückdrängte, den hat das deutsche Volk noch und wird ihn hoffentlich behalten. Wie ist es aber dann anders möglich, als daß am Ende, wie einst in der katholischen Kirche, der gemeine Mann, nicht blos die Gebildeten, in Opposition gegen seine Geistlichen trete, welche alte Mythen und spitzfindig von Theologen ersonnene Dogmen als heilige Wahrheit predigen und Beweise vortragen für die Wahrheit der christlichen Religion, die ein schwacher Geist sogar als fehlerhaft erkennt? Die ächte Religion Jesu Christi bedarf keines Beweises, ihre Wahrheit wird von Jedem unmittelbar gefühlt; sie ist einfach, sie ist nicht spitzfindig. Wer aber hintritt und sagt: das Christenthum ist wahr; denn es ist durch Wunder bestätigt — der muß sich den Einwand gefallen lassen von jedem gemeinen Manne, daß dann andere Religionen eben so wahr wären, weil die Priester und die heil. Bücher derselben ebenfalls Wunder erzählen. Oder wer im circulus aus der Bibel beweist, daß ihr Inhalt göttliche Offenbarung sei, weil dieses in der Bibel selbst gelehrt werde: was will er einwenden, wenn man ihm erwiedert: dann ist auch der Koran u. s. w. göttliche Offenbarung, denn es steht darin, daß sein Inhalt von Gott geoffenbart sei? So kommen wir immer wieder auf die von den Gegnern so sehr angefeindete und verketzerte Behauptung zurück, daß wir in Sachen der Religion durchaus der Vernunft nicht entbehren können. Daß man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Vernunft ihr Recht auf religiösem Gebiete mehr gab, als früher, daß der Rationalismus Geltung gewann, das ist nicht, wie die starrgläubigen Anhänger alter Kirchenformeln sagen, eine Schmach der damals begonnenen einflußreichen und noch fortdauernden Zeitperiode, sondern eine Zierde, eine Ehre, was man dann noch mehr anerkennen wird, wenn, nachdem längere oder kürzere Zeit die Finsterlinge und Vernunftfeinde werden versucht haben, zur Herrschaft über die freien Menschenseelen zu gelangen, plötzlich für sie ein entscheidender Sturz gekommen sein wird; denn man wird dann wieder noch allgemeiner, als jetzt, sich zu eben den Grundsätzen bekennen, auf denen schon, ehe noch die Masse so weit, wie jetzt, dafür reif war, achtungswerthe freisinnige Theologen ein Lichtsystem der Religion erbauten. In manchen Ländern gehen jetzt gewisse Hauptpersonen, vielleicht zuweilen nicht einmal aus Gründen, bei denen sie wenigstens redliche, wenn auch nicht vernünftige Männer wären, den Weg der Finsterniß und wollen das Volk auf denselben Weg hintreiben. Das mißlingt nicht ganz, besonders wenn solche Leute Macht in Händen haben und vermöge ihres Einflusses auf verschiedene Weise auf ihr Ziel hinwirken können; dann was ist, das sich nicht bis auf einen gewissen Punkt treiben ließe? Es können auch religiöse, wie politische Meinungen zu einer gewissen Herrschaft sogar gelangen, daß es scheint, als hätten sich die entgegengesetzten Meinungen ganz verloren, oder wagten sich doch nicht mehr an den Tag. Allein es bis zu dem letzten Punkte zu bringen, ist jetzt weder in Sachen der Religion, noch des Staats möglich, und würde selbst das als unmöglich Erscheinende möglich, so ist gewiß, plötzlich wird zu einer Stunde, wo man es nicht ahnet, das Licht wieder hervorbrechen, und die großen und kleinen Lichtfeinde, die weltlichen und geistlichen Päpste, die da meinten Allen solche Schlafmützen, wie sie selbst tragen, aufgesetzt zu haben, werden in ihrer selbstgeschaffnen Nacht über den hellen Lichtglanz gewaltig erschrecken, Feuer! Feuer! schreien; doch es ist zu spät, es brennt schon Alles, und lange in der Stille hat begonnen, was auf einmal als helles Feuer die Nacht erleuchtet.

Man lasse sich nicht durch das Geschrei einer Partei irre machen, welche die Protestanten zu dogmatischen Bestimmungen, die sich überlebt haben, zurückführen will. Diese Partei redet unablässig davon, daß der Unglaube überhand genommen habe, und viele Leute, die eben keine Pietisten sind, reden das nach. Nun giebt es einen theoretischen und praktischen Unglauben. Der letztere, der praktische, besteht darin, daß man einen Wandel führt, als ob man sich in seinem Gewissen nicht an Gott und sein Gesetz gebunden fühlte. Solche praktische Ungläubige giebt es, hat's aber auch sonst genug gegeben. Der theoretisch wirklich Ungläubigen sind zu jeder Zeit wenige, wir möchten fast sagen, im Ernste gar keine gewesen, weil der Glaube an eine übersinnliche Ordnung der Dinge sich der Menschenseele so unabweisbar aufdringt, daß ebendeßhalb manche Theologen und Philosophen behauptet haben, Religion sei dem Menschen angeboren. Das ist wohl wahr, daß einzelne Glaubenswahrheiten von Manchen verworfen worden sind, daß Manche in der Ueberzeugung über das Eine schwanken, während sie in einem andern Stücke mit sich einig sind und gegen alle Zweifel und Einwendungen unerschütterlich fest stehen; aber deßhalb, weil man einzelnen Punkten, sie mögen nun in der Bibel begründet sein, oder nicht, seine völlige Zustimmung nicht geben kann, ist man noch kein Ungläubiger. Am allerwenigsten ist man ungläubig, weil man die willkürlich von frühern Kirchlehrern festgesetzten Lehren nicht annimmt, oder die zu einer gewissen Zeit herrschende Auffassung einer Lehre verwirft und diese Lehre anders auffaßt; denn die ganze Kirchengeschichte beweist es, daß die Auffassung und die Form der Darstellung mancher Lehren zu verschiedenen Zeiten

Digitized by Google

eine verschiedene gewesen ist und daß manche Lehrdarstellung, die früher als irrig und ketzerisch verworfen wurde, später sogar sanctionirt worden ist, oder doch stillschweigend allgemein als recht gegolten hat.

(Schluß folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

„Furchtbarer Mensch! Furchtbarer Vater!“ tönte es in Karstell's Innerem. — Hof und Stadt also nannten ihn Therese's Bräutigam. Der Vater war durch sein Entferntthalten seinem Widerstreben entgegen gekommen. Wie fein, und auch wie plump! — Konnte er, der liebende Jüngling, nicht, das Urtheil des Fürsten, der Residenz, des ganzen Landes, der Welt in Anspruch nehmend, öffentlich auftreten gegen das heimliche Gespinnst teuflischer Intrigue? War er gezwungen, Bande einzugehen, die jeden Anderen vielleicht beseliget, ihn aber, der nach Lieberem strebte, zu beglücken nicht vermochte? — Und doch! Emilie? Konnte diese jemals die Seine werden? des Mannes, der in offenem Kampfe dem Vater widerstrebt? der des Geheimerathes ältere Tochter öffentlich ausgeschlagen? der des gewaltigen Mannes vorschnelle Zuversicht vor Tausenden zu Schanden gemacht?“ — Herr v. Rochoff dachte bei sich ungefähr wie folgt: „Der junge Mann, der, wie man sich ausdrückt, Emilie wirklich zu lieben und von ihr wieder geliebt zu werden scheint, ist des Teufels genug, alle Minen gegen mich springen zu lassen, meine älteste Tochter rundweg auszuschlagen und die jüngere standhaft zu begehren. Er hält überhaupt die in den Provinzstädten epidemischen Chimären von eigenem Denken, Wollen, Handeln fest, von Independenz, Privatansichten, geradem Gange und andere demagogische Auswüchse, die nur ein längerer Aufenthalt in der Residenz auszurotten vermag. Er trägt den jugendlichen Nacken noch viel zu aufrecht; es fehlt ihm noch das Gelenk der Unterwürfigkeit, was sich vom Präsidentenstuhl aus so wohlgefällig an den Beisitzenden beobachten läßt. Er muß vom Kampfplatze entfernt werden, ehe er den eigentlichen Angriff beginnen kann. Er wäre tolldreist genug, zu Seiner Durchlaucht zu rennen, und der Fürst hat ganz eigene Ansichten von Uebereinstimmung der Gemüther, Herzenswahl, eheligem Glück und anderen Phantasmen der Romanliteratur. Findet er bei seiner Rückkehr hingegen Hof und Stadt bereits überschwemmt von der decidirten Mariage seine Wenigkeit mit dem älteren Fräulein von Rochoff, was läßt sich denn seinerseits bei vollem Verstande anderes beginnen, als in die Schwiegersohnschaft von Seiner Excellenz dankbarlichst einzutreten und klug es zu ignoriren, daß er diesen Pas an der Hand Emilies zu thun beabchsitiget.“

Der beiden Schwestern treue Freundin war, innerer Aufforderung folgend, eine geliebte, freundliche Erscheinung, täglich bei ihnen eingesprochen. Emilie fühlte sich jetzt, wo nicht stark genug, nichts desto weniger entschlossen doch, zu völliger Resignation auf das bisher mit unaussprechlicher Liebe festgehaltene Bild herrlicher Wonnen. — Es erleichtere ihr — sprach sie sich aus — die schmerzliche Entsagung, Theodor am Herzen der theueren Schwester glücklich werden zu sehen. Karstell müsse dies ja im ganzen Umfange des Begriffes werden, wenn er erst erkennen gelernt, um wie so viel Therese an Beglückendem, Liebenswerthem vor ihr voraus habe. — Therese meinte dagegen zu erkennen, daß diese Aeußerungen dem schmerzlichen Vermächtnisse eines zum Tode kranken, an dem Leben und seinen höheren, heiligen Besitzthümern mit allmächtiger Liebe noch Hangenden vergleichbar sei; daß es ihr erscheinen wolle, als ob sie Abtretung und Segnung vernehme, wie man sie am Sterbelager solcher höre, die mitten in der Jugend rosigen Freuden von des Todes verderblichem Hauche angewehet werden. — Ihr stilles Denken freilich meinte, die Stimmung Emilie's sei des Himmels beglückendstes Geschenk für diese. Karstell, Emilie's Stern, er stand im Niedergange, um nie für sie mehr aufzutauchen; und doch, wie schwer ward's ihr, der Schwester beizupflichten, wie schreckhaft, wie niederdrückend war der Gedanke, wie kämpfte es gegen die Gefühle ihrer Brust, in einen Himmel einzutreten, der für die Schwester sich zuerst erschlossen, sich dieser nun versagte? — Frau v. Westphal wies Therese darauf hin, daß der Geheimerath unwandelbar bei dem beharren werde, was er entschieden; daß Emilie, deren Trauern nicht einem solchen gliche, das in der Jahre Wandel sich mit beruhiget, nur um so tiefer leiden werde, jemehr der Zukunft Gestaltungen den theueren Mann ihr entfernter stellen würden. Unerreichbar ihr, wüsse es doch ein leiser Anklang wehmüthig stiller Freude für sie sein, ihn näher, durch der Verwandtschaft heilige Bande so nahe sich, ja, durch der eigenen Schwester innige Verbindung mit ihm, auch sich verbunden zu sehn. — Therese erbebte, als der Freundin Worte ungefähr das eben Gesagte aussprachen. Es breitete in einem raschen Augenblicke sich eine Zukunft vor ihrem inneren Auge aus, wie von des Mädchens Phantasiegebilden ihr keines je sie vorgeführt. — Sie widersprach von da an nur minder stark, wenn Emilie's Vorausblick Theodor der Schwester Besitzthum sah; und ihre Haltung, die bisher das Vorwalten von des Herzens tiefer Betrübniß nicht verläugnen können, zeigte jetzt mehr nur einen hohen Ernst. — „Und Therese? Was sagt Therese, die meines Herzens höchste, reinste Achtung sich gewonnen, zu dem, was höhere Aufregung auf ihrer Schwester Lippe drängt?“ fragte Theodor, als Frau v. Westphal nach seiner Wiederkehr ihm von den schwesterlichen

Freundinnen, von Emilie's schmerzlich muthigem Entsagen berichtet. — „Verkennen Sie" — nahm nach einer Pause die frühere Sprecherin das Wort auf's Neue — „verkennen Sie die Größe des Mädchens nicht, die Seelenstärke, die Höhe nicht, auf der Therese stehet, wenn sie der Schwester so entschieden nicht mehr widersprechen mag, wie sie bisher gethan. Nur an Emilie eben denkt sie, wenn sie entschlossen sich erklärt zu einem Bande, das Anderer Begriffe nach die Letztere von jedem Erdenhimmel ausschließt." — Theodor drückte beide Hände fester auf seine Brust; sein Gesicht war bleich, das Auge stand. — Frau v. Westphal war in ein zweites Zimmer gegangen und kehrte, nach etwas längerem Verweilen dort, zurück. — „Bitten, Herr v. Karstell, wären Verschwendung," sagte die Dame, „auch Sie, so kurz auch Ihr Aufenthalt hier war, mußten Gelegenheit haben, den Mann kennen zu lernen, den Emilie Vater nennt, und die Gelegenheit liegt Ihnen ja so schmerzlich nahe. Hoffnung fest halten, wo Keines Auge ihr fernes Schimmern gewahrt, wäre Thorheit. Trotz, was würden Sie mit diesem enden? Nun und nimmer mindestens Emilie's Besitz, der Ihnen jetzt verweigert von einem Munde, der eher verstummen würde, als das Gesagte in Anderes umzuwandeln." — „Vergeben Sie," sprach nach Verfluß einer längeren Weile Theodor, „wenn mir es minder leicht ist, in dem vielleicht Nothwendigen das Beste auch zu sehen. Sie haben acht Tage des Ueberdenkens vor mir voraus. Ich bin derselbe noch, der ich nach jenem bangen Morgen auf die Domaine des Fürsten abgegangen. Denn mir ward nicht des Freundes Nahetreten, nicht seines Herzens, nicht seines Mitempfindens Wort that meinem Busen wohl, nicht seiner größeren Ruhe aufgefundener Rath lieh mir in meiner Nacht die leitende, die sichere Rechte." — „Emilie stehe einzig nur vor Ihrem Blicke," redete Frau von Westphal weiter, „und dieses theuern Mädchens Wehe. An sie nur denken Sie, was immer Sie beschließen, und lassen dabei niemals außer Acht, daß Sie das Gefühl, das für Therese Sie empfinden, Ehrfurcht zu nennen haben."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Glaubenszwang.] Das Uniformiren ist in äußerlichen Dingen wohl gut und nützlich, oft nothwendig, und in jedem Falle, auch wo es nicht noth thut, noch nützt, gefällt es dem Freunde der Ordnung mehr, als buntes Gewirr, vorausgesetzt, daß man es nicht bis zum Verdrängen der Mannigfaltigkeit der Natur treibt; aber wer auch auf das, was im Menschen unantastbares freies Eigenthum ist, das Uniformiren ausdehnen will, der versucht das Unmögliche und deßhalb etwas Unsinniges. Dort stößt er auch bald auf Widerstand und Widerspruch, wenn man noch so geduldig das Uniformiren im Aeußern, selbst bis auf eine bedenkliche Beschränkung äußerlicher Freiheit, zugelassen hat. Das Innere des Menschen, seine Ueberzeugungen, sein Glaube, das ist ein Terrain, wo kein Anderer mit Erfolg agiren kann, wenn er beabsichtigt, die Seelen z. B. in eine Glaubensform zu stecken und zu fesseln, wie man Soldaten in einerlei Rock und unter einerlei Tschako steckt. Das haben auch die Mächtigsten erfahren, daß auf jenem innern Terrain des Menschen ihre Macht Nichts gegolten hat, ja der Angriff, den sie darauf wagten, ist sogar zuweilen die Veranlassung gewesen, daß auch in äußerlichen Dingen ihre Macht gebrochen wurde. Der Fürst mag immerhin gebieten: ich will, daß im ganzen Lande es in dem und dem Aeußerlichen einerlei gehalten werde; aber wenn er spricht, wie Kurfürst August von Sachsen 1571 zu Maximilian II.: „Ich will, daß meine Diener mit mir im Glauben Eins sind" — dann, mit Erlaubniß zu sagen, weiß er nicht, was er will, sonst müßte er wissen, daß er Etwas will, was er nicht wollen darf und nicht durchsetzen kann. Der berühmte Arzt Caspar Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, u. A. bewiesen ihm das. Sie ließen sich lieber einkerkern, als sich von ihrem Fürsten einen von Menschen spitzfindig und wider allen Menschenverstand ersonnenen Glaubenssatz aufzwingen. Maximilian II., der eben den Kurfürsten gebeten hatte, Peucern loszugeben, er wollte ihn mit sich nach Wien nehmen, und bei der abschlägigen Antwort jene Aeußerung aus des Kurfürsten Munde vernahm, sagte gar weise zu ihm: „Das steht nicht in Eurer Macht. Es kömmt uns nicht zu, dem Gewissen zu gebieten, noch Jemand mit Gewalt zum Glauben zu zwingen." So beschämte ein aufgeklärter katholischer Fürst das fürstliche Haupt der damaligen protestantischen Christenheit. G †.

Eine partielle Staatsreligion ist eins der größten Uebel, worüber das menschliche Geschlecht sich zu beklagen hat; denn daher kommen alle Religionskriege und die sie begleitenden Uebel. Bei der neuen Gründung eines Staats müßte der Staat daher blos für eine gemeinsame Gottesverehrung und für Lehrer der allgemeinen Religion und Moral Sorge tragen und den einzelnen Parteien die Freiheit lassen, partielle Gottesverehrungen unter seiner Obhut zu veranstalten und partielle Priester zu bestellen und zu besolden, wie es überall mit den in ecclesia pressa lebenden Sekten der Fall ist.

[Zwei Inschriften.] Selten liest man auf den Denkmälern berühmter Männer Worte, die Wahrheit und Kraft mit Popularität so schön vereinigen, wie die, welche Albert Knapp im Jahre 1834 auf das Denkmal Konrad Wiederholds, des tapfern Vertheidigers der Festung Hohentwiel im dreißigjährigen Kriege, schrieb. Sie lauten:

„Der Kommandant von Hohentwiel
„Fest, wie sein Fels, der niemals fiel,
„Des Fürsten Schild,
„Des Feindes Tort,
„Der Künste Freund,
„Der Armen Hort,
„Ein Bürger, Held und Christ, wie Gold, —
„So schläft hier Konrad Wiederhold.

Nur die Göthe'sche Inschrift auf Blüchers Denkmal ist vielleicht noch glücklicher gerathen:

„Im Harr'n und Krieg
„Im Sturz und Sieg
„Bewußt und groß
„So riß er uns von Feinden los!

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 88.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der Sänger.

Darf dem Sänger man es wehren,
Daß er singt nach Herzenslust, —
Daß er läßt die Stimme hören
Frank und frei aus voller Brust?

Wie der Vogel in den Lüften
Sorgenlos sein Liedchen singt,
Wie er uns aus Balsamdüften
Himmlische Accorde bringt: —

Also mag der Mensch erheben
Seine Stimme wohlgemuth,
Wenn der Himmel ihm gegeben
Des Gesanges schönes Gut.

Doch der Sänger soll entweihen
Nimmer, was ihm Gott verlieh'n;
Gute Saaten soll er streuen
Und für Edles nur erglüh'n! —

Carl Graf v. Hülsen.

Zur Beurtheilung der Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Theologie in dieser Zeit.

(Schluß.)

Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Anklage wegen Unglaubens, die man gegen unsere Zeit anhängig zu machen versucht hat, zu beurtheilen.

Die Anklage wegen Unglaubens im Allgemeinen hat jedoch gegen einzelne Männer, die man als Koryphäen der sogenannten Ungläubigen betrachtet, sich in der bestimmteren Form einer Anklage auf Feindschaft gegen das Christenthum selbst gerichtet, obschon es nicht selten trifft, daß die Organe der verketzerungssüchtigen Partei alle die, welche nicht glauben, was diese Partei gelehrt und angenommen wissen will, als Feinde Christi und des Christenthums bezeichnen. Namentlich hat man die Männer als Feinde des Christenthums sogar von Staatswegen behandeln zu müssen geglaubt, welche mit derselben Fackel der Kritik, mit der man andere geschichtliche Fakta beleuchtet hat, z. B. die altrömische Geschichte, in das heilige Dunkel der biblischen Erzählungen, also auch der evangelischen Geschichte getreten sind. Die, welche das nicht dulden wollen, pochen ganz gewaltig auf den Satz: mit der Wahrheit der evangelischen Geschichte fällt die Wahrheit des Christenthums, was doch wohl heißen soll: ist jene nicht wahr, so ist dieses auch nicht wahr. Sonderbar! Als ob die Lehrsätze der christlichen Religion nicht an und für sich wahr sein könnten, ja wahr sein müssen, sonst sind sie überhaupt nicht wahr. Aber geschweige, daß die Wahrheit des Christenthums selbst durch die Kritik der evangelischen Geschichte in Gefahr käme, so ist nicht einmal dadurch die ganze evangelische Geschichte gefährdet; denn wenn in der Erzählung in einzelnen Nebenpartien Irrthümer, Uebereilungen, subjectiv individuelle, oder nationale und temporelle Auffassungen sich eingeschlichen haben, so folgt nicht daraus die Unwahrheit aller Relationen. Es braucht also Niemand zu erschrecken, wenn er über manche Erzählungen der evangelischen Geschichte eigne Bedenken hat, wenn er hört, die, welche über Dergleichen kritisirten, wären Feinde Christi. Wenn er sonst sich bewußt ist, daß er christlich glaube und lebe und die eigentlichen Religionswahrheiten, nicht leugne, so wird ihn sein eignes Bewußtsein am besten beruhigen, würde er sogar offen als Ungläubiger und als Feind Christi verschrieen. Die auf den Ursprung einer Re

Digitized by Google

ligion sich beziehenden Fakta, welche die Kritik zuweilen als non facta, oder aliter facta erkennt, in einen unzertrennbaren Zusammenhang mit den Lehrsätzen der Religion zu stellen, als ob Eins durch das Andere gehalten würde und Eins mit dem Andern fiele, ist eine durch Nichts zu rechtfertigende Willkür. Solches Abhängigmachen der Wahrheit der Lehre von Thatsachen hat Christus selbst getadelt. Als die Juden verlangten, er sollte ein Wunder thun, wenn sie ihm glauben sollten, da that er keins und tadelte sie, daß sie nicht glauben wollten, wenn sie nicht Zeichen und Wunder sähen. Wenn uns daher Christus ohne Wunder ebensoviel gilt, als der Partei, die zu meinen scheint, ohne Wunder sei er nicht der rechte, ganze Christus, der hat Christo ganz so sich angeschlossen, wie er selbst wollte, daß man sich ihm anschließen sollte; er ist ein Christ im reinern Sinne, als die Glieder der sich vorzugsweise christlich nennenden Partei, welche in diesem und vielen andern Stücken, z. B. in der Auffassung des Todes Jesu, judaisiren. Man kann ein warmer, frommer Verehrer der Hoheit Christi sein, ohne daß man glaubt, wie das am Blutflusse leidende Weib im Evangelium glaubte, daß sie durch Berührung des Kleides Jesu auf eine übernatürliche Weise gesund geworden sei. Doch die buchstabengläubige Partei unter den Protestanten will's nicht dulden, daß man sich solche Freiheiten herausnehme. Nun, dann muß sie, um nicht mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, auch zu dem Rocke nach Trier wallfahren und die durch denselben früher und jetzt bewirkten Wunder für wahr halten. Dahin hat auch wirklich manchen Protestanten der Buchstabenglaube geführt, daß er zur römischen Kirche übertrat. So sehr die hyperorthodore Partei behauptet, sie sei für das Reich Christi eifrig thätig, macht sie doch nur dessen Statthalter in Rom willkommene Rekruten fertig. Wir schließen mit einem Zurufe, der uns über alle Machinationen der Dunkelmänner beruhigt und an die Macht der Gotteskraft im Menschengeiste erinnert, welche lästerlich genug von ihnen, den Vernunftfeinden, die „Hure des Teufels" genannt wird.

Verzage nicht ob der Vernunft! Sie wird sich heben;
Der Menschheit Adel ist zu groß.
Durch Gegenkampf erhöht, geläutert aufzuschweben,
Fiel ihr von Anbeginn der Welt das Loos.
Und wären mächt'ge Frevlerrotten
Verschworen, ihres Werths zu spotten,
Die Frevler stehn im Sonnenlicht
Dereinst entlarvt, besiegt. Verzage nicht!

G ‡.

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Aus den lieblichen, sonst meist so kindlich heiteren, unbefangenen Zügen Emilie's sprach heut ein ungewohnter, ein doppelter Ausdruck. Wenn der liebend aufmerksame Blick Anderer aus dem wie müd erscheinenden Auge des Gemüthes tiefes Weheempfinden und Nachschmerz gestrittener Kämpfe lesen wollte, trat doch zugleich recht oft ein Blick hervor, wie wir ihm wohl begegnen, wenn peinliches Zagen, marternde Rathlosigkeit Entschluß, Sieg gefunden. Nicht immer spricht es ja zugleich sich aus, wie viel der Sieg dem Herzen kostete. — In nicht vollkommen aufrechter Haltung war des Mädchens herrliche Gestalt auf des Divans Polster hingesunken. Therese auf niederem Schemel vor ihr, lagen der Schwestern verschlungene Hände im Schooße der Jüngeren, die ihre Linke von Karstell sanft umfaßt fühlte. — Vor einer Stunde war dieser im Gemache der Mädchen eingetreten. Es war ein banges erstes Wiedersehen, doch ihnen allen ward eine mächtige Unterstützung im Augenblicke der furchtbaren Begegnung, die Ueberzeugung, heilig, fest, die Jedes vom hohen Seelenwerthe der Anderen tief im Gemüthe bewahrte. Emilie, auf der des Leides Druck am schwersten lag, erschien zuerst die Stärkere wieder im bangen Kreise der Drei. — „Sie sollen" — redete sie zu Karstell und ergriff seine und der Schwester Hand — „dem Mädchen, das gern und aus der weit erschlossenen Seele sein Empfinden vor Ihnen überströmen ließ, nicht ganz entfremdet werden. Sie sollen mir in trauter Nähe bleiben. Es ändere Ihr Empfinden nur einen kurzen, kleinen Namen, — es lächelten ja schon Viele im freundlichen Verstehen der beiden Schwestern, ganz sich gleich im Denken, Wollen, — warum denn sollten minder sie in Einem nur — sich gleichen? — Thät aber Eine es der Anderen irgend wie zuvor, dann ist's Therese, in ihres höheren Werthes bescheidenem Schimmer." — Die Sprechende hatte unmerklich die Hände Jener sich nah und näher gebracht, und im Augenblicke als sie an ihrem Busen sich berührten, vereinte sie sie in ihrer Linken, die Rechte, wie zu freundlich schöner Segnung, mit sanftem Drucke darüber legend. Zwei Sekunden lang in dieser Stellung weilend, drückte sie die reine Stirn in Jener vereinigte Hände und schritt nach dem Nebenzimmer, die Zwischenthüre hinter sich leicht anziehend. — Wohl selten nur — wir wollen es hoffen — stand noch ein Jüngling so vor seiner Braut, eine Jungfrau so vor ihrem Bräutigam. — „Wenn Sie, so wie Frau von Westphal sagt, wahr erkannt haben, was meine Schritte leitet;" sprach Therese, ohne Karstell die Hand zu entziehen, die dieser noch hielt, „wenn Sie so ganz verstehen, was eben ganz verstanden sein will, nicht Wort, nicht Andeutung zuläßt; wenn Ihre schöne Liebe für Emilie Raum genug in Ihrem Busen ließ, der Freundschaft heiliges Gefühl darin noch aufzunehmen?" — Therese hatte diese Worte mit festem Blicke in Karstell's Auge gesprochen. Jetzt aber drängte es sich wie Schleier zwischen das ihrige und Alles was vor ihr. Es ward ihr ein Gefühl von allgemeiner Herrschafts-

Digitized by Google

losigkeit über sich, sie empfand es, daß sie im nächsten Augenblicke wanken, sinken würde; sie sah jetzt völlig nichts mehr und griff nach einem Etwas, sich aufrecht zu erhalten. Karstell's Arm schlang sich um sie, sie fühlte ihre eigene Last in jedem Augenblicke schwerer im Arme des Jünglings liegen. Mehr sie tragend, erreichte Theodor das nahe Sopha, das volle, warme Leben des schönen, ihm ja so innig theuer gewordenen Mädchens dicht und eng an seiner Brust. Da trat auf's Neue der göttliche Lebensglanz in das vorher erstorbene Auge, ein tiefer Purpur, wie ihn keine Kunst, des Malers nicht, noch auch des Mimen nachbilden mag, trat langsam nur, gleich der uns werdenden inneren Mahnung nach vorherigem Vergessen unserer selbst, auf ihre schönen Wangen. — „Wie unaussprechlich theuer sind Sie mir geworden," redete Theodor zu ihr und drückte einen lange verweilenden Kuß auf ihre kleine Hand. „Wie liegt die schöne Seele offen vor dem Blicke, der so zu lesen verstehet! Wie trat in dieser Scene Ihr ganzes Inneres doch hervor; wie wurde alles, alles Rede, Zeugniß! Wenn ich an jenem Morgen schon, da wir zuletzt uns sahen, ein ehrfürchtiges, zugleich doch so wohlthätiges Gefühl für Sie mit mir hinwegtrug, so ist es jetzt nur inniger noch, nur deutlicher zugleich, wie ich für sie empfinde. Betrachten wir Emilie als ein uns anvertrautes heilig theueres Pfand." — „So sind ja unsere Seelen in dem Höchsten einverstanden!" sprach Therese in sanftem Hauche der Silberstimme, während ein süß zauberisches Lächeln die schön gebogenen Lippen umspielte, „der Schwester Herz, des Freundes ...." — „Sie endeten nicht, theuere Therese!" sprach Karstell in leisem Fragetone und drückte das Auge in ihre Hand, und blickte mit dem Ausdrucke inniger Rührung nach ihr. — „Der Schwester Herz," nahm sie die unvollendete Rede wieder auf, „es hängt mit tausend Fäden schöner Liebe an mir, fest, unzerreißlich, und auch der Freund wird bald erkennen ...." — „Therese!" fiel Karstell ein, als die Sprechende zu zögern begann, „Therese! wie heilig sind Sie mir! Auf solcher Höhe und doch so sanft, so kindlich gut. O, welches Loos, wie je das Erdenleben ein solches bieten kann, ja welches wäre würdig, das Ihrige zu werden? Und Sie, sich selbst vergessend, der treu geliebten Schwester nur denkend ...." — „Still, mein Freund!" flüsterte Therese zurück. „Wer wachend sich sein Loos selbst schafft, langt nicht nach dem, deß Wahl er fürchtet zu beklagen. Auch stehet mir ein würdiger Freund zur Seite, der wohl den Blick der Freundin treu bewacht, mit liebevoller Sorglichkeit beachtend, wie er zufrieden heiter glänzt, wie er wohl je sich düstern, trüben könnte." — Freundlich drückte sie ihre Hand fest in Karstell's. — „Nie bringen Sie," sprach sie in herrlicher Natürlichkeit weiter, „zu meiner Schwester Worte mit, die Sie erst einer Prüfung unterworfen. Stets reden Sie, wie Sie das biedere Herz es heißt, Emilie wird mit dem Herzen hören; so seid Ihr beide des Richtigen gewiß, denn nur der Augenblick gebiert das Wahre." — „Wie leicht wird mir es werden," nahm Karstell jetzt das Wort, den richtigen Pfad voran zu wandeln, den liebend mir zwei holde Wesen treu bezeichnen, mit Blüthen schmücken werden." — „Und meiner ersten Leitung liebes Ziel sei nun Emilie, die liebend unserer harrt," sprach Therese und erhob sich vom Sitze, die Hand dem Freunde lassend, der sie noch hielt. — Da sahen sie, im anderen Zimmer eintretend, wie Emilie mit Blicken, die tief im Herzen ihren Ursprung hatten, an ihnen hing und Therese, zu den Füßen der Schwester sich niederlassend, zog Karstell zur Vollendung der Gruppe hinzu, die wir vorhin bei unserem Eintritte gewahrten. — Schweigend und mächtig redend doch, tauchten Emilie's und Theodor's Blicke in einander. Ein großes, ein tief empfundenes Wort allein durfte die Feier dieser Minuten unterbrechen. Es waren Minuten der Scheidung, Minuten der Einigung. Karstell's Haupt neigte sich herab nach Emilie, seine Stirn berührte leis ihr Haar. Des Mädchens Mund regte sich in unwillkürlichem, zuckendem Spiele; im schönen Auge quoll eine Thräne auf. Nach langer, regungsloser Stille entfernte Emilie langsam ihr Gesicht aus des Geliebten dichter Nähe und schlug das Auge wieder auf nach ihm. Da beugte Karstell jetzt, wie willenlos, nicht fähig eines Widerstandes gegen innere Gewalt, sich tiefer noch, und in der Lippen heiligem Berühren empfanden sie der Trennung und des Besitzens Weh, und Wonne. — Hoch breiteten Emilie's engelschöne Arme sich auf zum hohen Blau, dessen milder Glanz, erhöhet von der Sonne goldenem Scheine, einleuchtete in's hohe Zimmer, und schlangen im Niedersinken sich um der theueren Schwester Nacken, fest an das laut bewegte Herz sie pressend. Emilie aber reichte ihre Hand dem Jünglinge, der sich nach dem Gebote süßer Gewalt, den beiden theueren Wesen enger nahete, und so, umfangen und umfangend, standen die Drei, das Eine Stütze so des Anderen, aufrecht sich haltend unter der Gewalt der ernsten Stunde. — „Es wird die Zukunft recht freundlich sich für uns gestalten, Ihr Lieben!" hauchte Emilie, die ersten Worte fast unvernehmlich. „Gewiß, die Tage höheren Ernstes, sie schließen Minuten, Stunden voll rosig heiteren Glanzes ein, den wir entzückt in unser Dasein flechten wollen." — Nichts laste stumm auf Eines Herzen, geliebtes Wesen," entgegnete Karstell in ernster Freundlichkeit, was es dem Mitgefühle vorenthalten wollte." — „Sein Theil zu fordern von des Anderen Empfinden sei Jedes stets berechtiget," setzte Therese fort, „gemein sei Kummer und sei Freude und keines bleibe Einem je entzogen." — „So sei's denn, wie Ihr wollt, Ihr theuren Beiden!" sprach Emilie, „o, blickt nur immer nachsichtig mild auf dieses Herz, das ja wohl in sich selbst verginge, wenn es des Lebens ganze Strenge erführe. Es ist das Mädchenherz ein zartes Spielzeug,

Digitized by Google

das in des Schicksals eherner Hand so leicht zerbricht. Wie bin ich glücklich! Mein Herz, es ist in zarte Hand gegeben, des theueres Freundes, der geliebten Schwester!" — „Es soll in treuer Pflege nicht erkranken!" sprach Therese, „es soll, in einem schönen, langen Mai, im Elemente heiliger Gefühle, erstarken, Wonne athmen, geliebt, bis spät der ewige Lenz uns Allen aufgeht." — Therese legte der Schwester Hand, die sie gehalten, in des Jünglings Rechte, der sie zu langem Kusse an seine Lippen zog. Wehmüthig freundlich blickte das Mädchen in sein Auge. Theodor nahete ihr sich dichter und schlang den Arm um ihren schönen Leib. Da sank das dunkele Haupt an des Geliebten Schulter und ihres Auges lange Wimper sank herab. — „Nein, Du sollst nicht von uns gehen!" sprach sie und richtete das Gesicht empor, als sie das Rauschen von Therese's Kleid vernahm. „Nur zwei Minuten wollte ich an dieser Stelle ruhen. Die Zeit ist um, ich fühle mich stark für Alles." — „Entziehe Dich dem Arme nicht, der Dich umschließt;" nahm Therese das Wort an sich, „auch Karstell trinket wohl in Augenblicken der trauten, der innigeren Nähe das reinste Glück, das einzige, das ihm sich bieten mag, tief in die Seele ein. Es ist das Leben viel, unendlich viel ihm schuldig, das ihm verweigerte, was ihm das Herrlichste erschienen. Es lastet eine heilige Schuld auf Dir; die heilig süßen Wonnen, die Du in Deiner Engelreine ihm zu bieten vermagst, sollst Du ihm nicht versagen." — Therese bot Karstell die schönen Lippen zum Kusse und schmiegte sich liebevoll an Emilie's Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Zur Criminalrechtspflege.] Am 9. September 1763 wurde für das Land Hannover eine Verordnung gegeben, der zufolge für jede Verletzung der öffentlichen Sicherheit durch Raub der Tod bestimmt war, der Raub mochte an einer öffentlichen Landstraße, oder an einem Privatorte verübt, die gebrauchte Gewalt groß, oder klein, der Räuber mit Waffen versehen sein, oder nicht. Auf die „Maß und Form des Verbrechens" wie die Peinl. H. G. O. sich ausdrückt, sollte nicht mehr Rücksicht genommen werden. Die Veranlassung zu diesem offenbar ungerechten Gesetze war die durch den siebenjährigen Krieg gesunkene Moralität der Leute; Mancher wurde damals Räuber, weil ihm im Kriege selbst Alles geraubt worden war; Andere waren es schon bisher als Soldaten gewesen und blieben es als abgedankte Soldaten. So sollte ein geschärftes Gesetz den Mangel einer tüchtigen Policeiwachsamkeit ersetzen. Das war schon falsch; aber nun blieb auch das Gesetz, nachdem die Verhältnisse, durch die man dazu sich einst genöthigt glaubte, nicht mehr obwalteten, und das war noch verkehrter. Es kam einige 30 Jahre nachher der Fall vor, daß ein feiger Mensch seinem Wandersgenossen die Hände auf den Rücken band, während diese ein Räuber hielt, weil er sich nicht getraute, sich gegen den überstarken Räuber der Aufforderung zum Händebinden zu weigern. Für diese dem Räuber doch unfreiwillig geleistete Hülfe sollte er durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden.

Als Regel kann man annehmen, daß Fürsten sich des weisen Rathes erprobter Minister in wichtigen Angelegenheiten auch dann noch bedienen, wenn diese aus dem Staatsdienste in die Ruhe sich zurückgezogen haben, und sie schätzen es sich für ein Glück, wenn aus Zeiten, wo große Verwicklungen statt fanden, Männer übrig sind, zu deren Weisheit sie bei neuen Verwicklungen ihre Zuflucht nehmen können. Wenn aber einmal Alles verkehrt und unglücklich gehen soll, dann ist man sogar fähig, die sonst Gesuchten auf eine beleidigende Weise zu verschmähen. — Ein patriotischer Minister, durch dessen Kopf und Hände einst wichtige Staatssachen gegangen waren, bot nach dem Ausscheiden aus dem Staatsdienste seinem Fürsten in einer Unheil drohenden Zeit sich wieder an und erlaubte sich zugleich, Vorschläge zu machen, wie man die schlimme Sache besser behandeln müsse, als er es geschehen sah. Sein König antwortete ihm: „Es war eine Zeit, da Sie eine Pflicht erfüllten, indem Sie mir Ihre Meinung über Sachen, die ich Ihrem Diensteifer anvertraute, unterlegten. Jetzt, da Ihre diplomatische Carriere beendigt ist, würde ich die Bescheidenheit Ihnen in Rechnung gebracht haben, die mir Rathschläge erspart hätte, welche ich nur insofern achte, als ich sie von Ihnen fordere." — Der König, der dieß schreiben konnte, war Friedrich Wilhelm II. von Preußen, und der Minister war Hertzberg. Er ahnete die Schmach, die durch Frankreich über Preußen kommen würde und wirklich später kam, weil man seine Warnungen verachtete; und doch kamen sie von dem Hertzberg, der bei Friedrich dem Großen so viel galt und dem dieser Monarch nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens das hohe Lob ertheilte: „Vous avez fait la paix, comme j'ai fait la guerre, un contre plusieurs."

Fouquier-Tinville, das Ungeheuer der Robespierre'schen Zeit, jener öffentlichen Ankläger, der tausend Unschuldige unter das Schlachtbeil lieferte, war nicht immer der Mann des Bluts. Vor der Revolution, als er noch Procurator am Gerichtshof des Châtelet war, etwa um das Jahr 1781, ungefähr in dem vier und dreißigsten Jahre seines Alters, suchte er eine Beförderung und widmete Ludwig XVI. ein langes Gedicht, das er in ein damals vielgelesenes Blatt einrücken ließ, welches der Abbé Aubert herausgab. Dies Gedicht endigte mit folgenden Versen:

„Sous l'autorité paternelle
De ce prince, ami de la paix,
La France a pris une splendeur nouvelle,
Et notre amour égale ses bienfaits."

Er unterzeichnete diese Verse: Fouquier-Tinville, abonné. So sprach der Mann, vor dem später Frankreich zitterte.

[Robespierre.] Als Robespierre nach seinem Sturze mit blutiger und halbverbundener Backe sprachlos auf einer Tischplatte lag, trat ein gemeiner Mann zu ihm heran, und sagte nach langer schweigender Betrachtung: „Ja, Robespierre, es giebt einen Gott!"

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 89.



1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der Kirchhof.

Elegie.

Abend ist's; die bleichen Sterne thauen
Stillen Frieden auf des Grabes Ruh;
Sanft begrüßt der Mond die stummen Auen,
Müde Augen deckt die Erde zu.

Spielend klagt der Lüfte leise Sprache,
Trauerweiden zittern Phantasien,
Gräber flüstern zu des Halmes Klage
Grabgedanken und Melancholien.

Erdenhügel wallen auf und nieder,
Gleich den grünen Wogen auf dem See;
Doch kein Sturm erweckt die Schläfer wieder,
Ihren Frieden stört kein ird'sches Weh.

Sanft gebettet in der Erde Schooße
Schlummern sie im engen kühlen Raum,
Und entrückt dem harten Erdenloose
Träumen sie der Auferstehung Traum.

Hier verkünden stolz auf Marmorwänden
Goldne Zeichen des Entschlaf'nen Ruhm;
Doch es dringt kein Lob, das sie ihm spenden,
In des Grabes stilles Heiligthum.

An dem Kreuz auf jenem grünen Hügel
Kündet ernst ein schlichter Namenszug,
Daß des Glaubens lichter Seraphs-Flügel
Einen Kämpfer zu dem Vater trug.

Ach, den Todten hat die stillen Zeichen
Liebend die Erinn'rung einst gesetzt,
Und die Blumen, die sich flüsternd neigen,
Mit dem Thau der Wehmuth oft benetzt!

Friede deckt die schlummernden Gebeine
Magisch still, wie wenn auf heller Fluth
Oder bei des Vollmonds blassem Scheine
Auf dem Grab der Nachtgeist sinnend ruht.

Nach dem Kampfe fesselt tiefer Schlummer
Müde Pilger in dem engen Haus;
Mit dem Tode endet jeder Kummer,
Trocknet jeder Quell der Leiden aus.

Dieses Haupt umwehten goldne Locken,
Jene Stirn durchzog der Leiden Schmerz:
Da ertönten schnell die Sterbeglocken,
Und das Kind sinkt an des Greises Herz.

Diese Brust verzierten Gold und Orden,
Jenes Herz nur unbescholtner Sinn:
Aber vor des Todes strengen Worten
Sank der König, wie der Bettler hin.

Mancher Blick durchschweifte Sonnenheere,
Sah der Sphären lichten Sternenkranz;
Da entquell ihm heiß die Trennungszähre,
Und erloschen war des Auges Glanz.

Der Erobrer, der auf Adlers Schwingen
In des Nachruhms Sonnentempel stieg,
Konnte nur die Scholle Land erringen,
Nur das Grab blieb sein gewisser Sieg.

Und der Arme, der schon halb zur Leiche
Seinen müden Leib durch's Leben trug,
Schläft so süß, wie neben ihm der Reiche,
Dessen Herz nie für die Menschheit schlug.

Eng umfassen sich hier Freund' und Feinde:
Haß, Verleumdung, Größe, Glanz und Macht, —
Was im Leben nimmer sich vereinte,
Schlummert friedlich hier in kühler Nacht.

Ach, so kündet eine alte Sage,
Uns're Tage sind wie fallend Laub!
Jedes Sein drängt sich zum Sarkophage,
Grünt und blüht und wird des Todes Raub.

Schnell, wie Welten sich um Sonnen drehen,
Schneller, wie ein Blitz der Phantasie,
Sinkt der Mensch von seines Glückes Höhen,
Jubel wird zur Trauermelodie.

Digitized by Google

Gieb, o gieb mir Tod, was Du genommen!
„Staub zu Staub!“ gebeut sein Donnerwort.
„Ist das Lebenslicht in Dir verglommen,
Wühlt der Nachtwurm der Verwesung fort.“

Sinnend wandl' ich nach des Kirchhof's Pforte,
Sehe, was die Liebe hier geweiht,
Lese stumm auf Steinen Trauerworte,
Ernste Zeichen der Vergänglichkeit.

Die Erinn'rung zeigt mir dann Gestalten,
Deren Herz auf Erden einst mir schlug;
Aber Schatten sind nicht festzuhalten,
Und der Geist nur folgt dem Geisterflug.

Leise schwebt die Ahnung dann hernieder,
Führt mich sanft in eine bess're Welt,
Giebt mir liebend das Verlorne wieder,
Und der Schleier ew'ger Trennung fällt.

Bei den Schauern, die mich hier umwehen,
Bei der Wehmuth, die den Geist beschleicht,
Beim Gedanken, Alles muß vergehen,
Ist zu lieben jedes Herz geneigt.

„Richt den Todten richtet mit dem Schwerte,“
Sprach an Luther's Grab der span'sche Held,
Friede selbst dem Feind' im Schoos der Erde,
Denn ein Richter lebt in jener Welt.

Altenburg,
den 1. November 1844. **K. F. Dietzel.**

Ueberblick der Schicksale der Israeliten in Oesterreich, besonders in Bezug auf die über die Israeliten dort getroffenen gesetzlichen Bestimmungen.

Bereits im 12. Jahrhundert, unter der Regierung Herzog Leopold's VII., des Glorreichen (1198—1230), finden sich Israeliten in Wien als Hausbesitzer. Der reiche Slom war Leopolds Münzmeister. Seit 1204 hatten sie eine Schule in Wien. Seit dem 14. Jahrhundert findet sich dort außer der Synagoge und einem ihnen eigenen Gottesacker ein Judengarten, Judengasthaus, Judenfleischhof, Judenbadhaus, Judenspital, ebenso war ein besonderer Judenrichter bestellt. Kaiser Friedrich II., durch den Wien einige Zeit freie Reichsstadt wurde, als der letzte Babenberger, Herzog Friedrich II., Leopold's Sohn, geächtet war, schloß die Juden von allen Aemtern zwar aus, doch verfügte er auch zu ihren Gunsten, was noch mehr Herzog Friedrich that, als er von Neuem sich die Herrschaft nach einer dritthalbjährigen Belagerung Wiens erzwungen hatte. Die Fürsten brauchten ja die reichen Glieder jenes Volkes, worüber unser Aufsatz in Nr. 51 u. 52. verglichen werden kann. Unter Albrecht I. von Habsburg wurde abermals bestimmt, daß die Israeliten von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sein sollten (Handveste A.'s v. 11. Febr. 1295), und sie stellten den Wienern einen Revers aus, worin sie sich anheischig machten, festgesetzte mäßige Zinsen für Darlehen gleichmäßig von Arm und Reich zu nehmen. Bei jener schrecklichen Pest, die ganz Deutschland 1348—50 heimsuchte, brach aus Verdacht einer von den Juden allgemein veranstalteten Brunnenvergiftung auch 1349 in Oesterreich, wie anderwärts, die Wuth des Pöbels über sie los. Albrecht III. (1365—95) untersagte ihnen Gold- und Silberhandel und Agiotage, und beschränkte sie auf den üblichen Handel mit Kleinodien und das Ausleihen auf Pfänder. Im J. 1421 erlitten 110 Israeliten, männlichen und weiblichen Geschlechts, in Wien den Feuertod. Die Verfolgung brach breits das Jahr vorher aus und wurde durch das so oft auch anderwärts vorkommende Mährchen von Mißbrauch der Hostien durch Juden veranlaßt. Ein Emser Jude sollte in unlauterer Absicht Hostien gekauft haben. Daß Juden gern Hostien mit Nadeln durchstächen und daß diese dann bluteten, und daß sie Christenkinder zum Schlachten stählen, das waren die beiden gangbarsten Mährchen, mit denen man sich aus einem Jahrhundert in das andere trug. So in der Mark Brandenburg. Kaum hatten die von dort 1571 vertriebenen Juden die Erlaubniß zur Rückkehr von dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1670 erhalten, so ging der alte Spuk von Christenkinderkaufen und -stehlen, deren Blut die Juden tränken, von Neuem los, daß selbst Wahnsinnige davon phantasirten, wie das wahnsinnige Weib in Wusterhausen, die überall sagte, der dasige Benjamin Fränkel habe ihr Kind kaufen wollen. Wir schalten bei dieser Erwähnung gleich ein, daß von Friedrich Wilhelms Gunst gegen die Juden außer der Dankbarkeit gegen geschickte jüdische Lieferanten im Kriege die Vorstellung seines Residenten Andreas Naumann in Wien die Veranlassung war. An diesen hatten sich mehrere in Oesterreich verfolgte Israeliten gewendet. Der Kurfürst bewilligte an 50 wohlhabenden Familien sichern Aufenthalt im Brandenburgischen; für das mäßige Schutzgeld von 8 Thalern jährlich war ihnen Handel verstattet; sie durften sich besondere Schulmeister und Schlächter halten und bei Bedrückungen unmittelbar an den Kurfürsten wenden. Schon 1674 hatten sie in Berlin zwölf Aelteste. Doch zurück den Blick nach Oesterreich. Eine Verordnung, die durch ebensogut von Christen, als von Juden begangnen Mißbrauch und Verfälschung der Siegel hervorgerufen wurde, bestimmte 1446 (Kaiser Friedrich III. gab sie), daß nur in Wien anerkannte und seßhafte Goldschmiede befugt sein sollten, Siegel und Petschafte zu verfertigen, indem die ältere Verordnung von 1366 erneuert wurde, welche den Goldschmieden untersagte, Geistlichen, Laien und Juden Siegel zu graben, wenn die Unverfänglichkeit der Bestellung nicht deutlich nachgewiesen sei. Die in neuer Zeit allgemeiner eingeführte polizeiliche Maß-

Digitized by Google

regel der Aufenthaltskarten kommt in Wien in Betreff der Israeliten schon im 16. Jahrhundert vor. Zwar hatten sie dort schon, wie bemerkt, im 12. Jahrhundert eigne Häuser, waren also Hausbesitzer in der Stadt; allein bei jener durch das Gerücht einer ungebürlichen Gebarung mit Hostien erregten Verfolgung unter Albrecht (als Herzog V., als Kaiser II.) 1420 confiscirte Albrecht alle Judenhäuser und verschenkte sie an die Stadt. Die Bestimmung wegen der Aufenthaltskarten v. 1528 unter Ferdinand war, daß Israeliten, die länger, als eine Nacht, in Wien blieben, eine Karte sich lösen und das Judenzeichen öffentlich tragen sollten. Handel, Gewerbe, oder Geldwechsel war ihnen in Wien gar nicht erlaubt. Nachher wurde mehrmals die Verweisung derselben aus ganz Niederösterreich geboten. Bei alle dem waren sie Hoflieferanten. Immer sieht man, man konnte sie nicht entbehren. So lagen sich allerwärts immer der Jude und der Christ wie Jakob und Esau in den Armen, ohne sich einander Freund zu sein.

(Schluß folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Einen Tag später finden wir Karstell wieder in den Zimmern der Schwestern, und in Folge seiner persönlichen Einladung ist auch die von Allen hochgeachtete Freundin, Frau v. Westphal, heut recht zeitig dort erschienen. Nicht daß der Jüngling eine Scheu empfunden, eine Bangigkeit, dort allein einzutreten, wo er von ernsten, von lieben Banden sich festgehalten sah, wünschte er vielmehr dem Umstande vorzubeugen, mit dem Geheimerathe sich zum ersten Male in der alleinigen Gegenwart der beiden Schwestern wieder zu begegnen. Daß dieser heut aber im Zimmer seiner Töchter erscheinen werde, erfuhr Karstell am Vormittage durch einige Zeilen von Therese's Hand. — Es war dem Jünglinge in seines Gemüthes tiefer Empörung unmöglich, jemals in einem Manne den Vater zu sehen, dessen Busen des natürlichsten Gefühles ermangelte, des Gefühles für die eigenen Kinder. Theodor fürchtete sich vor dem Augenblicke, da er solch einem Manne, solch einem Vater wieder nahe treten sollte. Wie sollte er es vermögen, in Emilie's, der Theueren, Ersehnten, der ihm Versagten Nähe dem Vater zu danken für die ihm zugesagte, unbegehrte Hand der Schwester? Wie sollte er sich geben, um nicht der edelmüthigen, der herrlichen Therese Gefühl unzart zu verletzen? Darin, daß Rochoff ihn in beider Töchter Gegenwart, nicht ihn und Therese zuerst, nicht ihn allein erst sehen wollte, erkannte er des Weltmanns Feinheit, die schlau berechnet, daß er auf diese Weise dem entging, wozu sich Theodor, allein ihm gegenüber, von seines heißen Herzens Macht vielleicht hätte hinreißen lassen.

„Mein Sohn! Von Herzen, mein Sohn! Willkommen!" rief der Geheimerath, durch die vom Lakay doppelt geöffnete Flügelthüre eintretend, breitete schon an der Schwelle die Arme weit aus, umfaßte Karstell und bot ihm die Wange zu dreimaligem Kusse. — „Mein Sohn!" wiederholte er; „Meine Tochter!" rief er feierlich, zu Therese eilend, küßte sie auf die Stirn und drückte das mit Wichtigkeit aus der Rocktasche gezogene Tuch an die trockenen Augen. — „Sie wundern sich, meine gnädige Frau, über das, was Sie eben sehen," wendete er sich, von Jenen sich losreißend, an Frau v. Westphal, „Sie können nicht fassen, daß dieß nach der neuen Gestaltung meines Hauses mein erster Eintritt in dasselbe ist; daß der zärtliche liebende Vater noch nicht begehrt, im Arme des neugewonnenen Sohnes sich seines Besitzes zu freuen, das geliebte Kind in seiner neuen Stellung an das warme Herz zu drücken? Gott! meine Gnädigste, der Staatsmann findet nicht immer die Viertelstunde entbehrlich, sie an den Vater zu verschenken. Und meine jüngere? mein Liebling?" wendete er sich an diese, „meines Hauses sanfte Herrin künftig! Du lächelst wieder und die schöne Wange blühet .... Was ich sagen wollte, guter Karstell," redete er, Emilie flüchtig verlassend, zu diesem, „der Fürst versichert, Ihr Gutachten wegen der bewußten, bei Ihrem Departement anhängigen Sache, mit Entzücken gelesen zu haben, er konnte nicht müde werden, die Feinheiten, das Schlagende desselben zu wiederholen. Es kann so etwas niemals gleichgültig sein;" — lächelnd streichelte er Therese's Wange — „den Gemahl im Besitze von des Fürsten Huld zu sehen, muß die liebende, vielleicht ein wenig jugendlich eitle Gattin beglücken. Sie werden freilich von nun an" — sprach er, Karstell meinend, weiter — „wie sich voraussehen läßt, manches auf Ihre jungen Schultern gebürdet sehen; der Fürst sprach von besonderen, außerordentlichen Aufträgen, von möglichem Attachement bei der Gesandtschaft nach X., es wird, es kann nicht fehlen, ein Paar Jahre in subalterner Stellung, Sie sind noch so jung, dann, ja dann, Geheimelegationsrath Graf Katzborn quittirt, Sie sind Gesandter." — Rochoff's Absicht, seine Umgebungen zu seiner eigenen Werkeltagsstimmung herab zu ziehen, war ihm gelungen, aber diesem Uebergange gesellte die Empfindung einer fast unkindlichen Kälte für ihn in den Busen der Töchter sich bei, während Karstell's Gefühl nur wenig entfernt von Verachtung. — „War es auch Lüge," fragte der Jüngling, „daß der Fürst meiner gedacht? daß er Pläne daran geknüpft? Soll der Eidam des Mächtigen, zur Kränkung verdienter, älterer Männer, außer der Reihenfolge steigen? Nicht so! Ich will keines Braven gerechte Hoffnung zu Schanden machen; will nicht dem Glücke, nicht der Verwandtengunst danken,

Digitized by Google

will nicht in jungen Jahren schon für mich erschlichen sehen, was mir nach redlichem Streben und Arbeiten später verdienter Lohn werden kann."

Die Gegenwart der Frau von Westphal war den Uebrigen in der That sehr heilsam. Obgleich die Gefühle der Freundinnen erkennend und redlich theilend, ward es ihr doch minder schwer als diesen, so lange der Geheimerath im Zimmer verweilte, dessen Gesprächen einige Aufmerksamkeit zu schenken, und ihm, wenn es einmal nothwendig erschien, eine Erwiederung zu machen. Der Fall einer solchen Nothwendigkeit trat jedoch nur selten ein, vielmehr würde Herr v. Rochoff tagelang zu einem Stuhle oder anderem Meuble haben sprechen können, ohne sich jemals zu erschöpfen, wenn in diesem Falle zugleich seine Eitelkeit, sich gehört zu wissen, Befriedigung gefunden. — „Meine Töchter" — hub er unter anderm, an Frau v. Westphal gerichtet, an — „sind sehr glücklich, in Ihnen, meine gnädige Frau, die erfahrene, die rathende Freundin gefunden zu haben. Das jetzige Verhältniß Therese's macht ja wohl an Manches Anspruch, bis wohin die Zärtlichkeit des Vaters allein nicht reicht, da es nie in seinen Bereich treten konnte. Das weibliche Auge vielmehr allein kann das Erforderliche erkennen. Das Auge, das mir einst freundlich lächelte, mußte, ach, vor Jahren schon brechen, das Grab umschließt in seiner düstern Tiefe die, die mir rathend stets zur Seite stand, die jetzt ihre Stellung als Mutter in schöner, hoher Würde ausfüllen würde. Wie glücklich, ich wiederhole es, sind meine Töchter in Ihrem Besitze, meine Gnädigste." — „O, störe doch" — erklang es in der Mädchen Gemüth — „die herzlose Rede nicht der besten Mutter Ruhe, die ihr nach einem Leben, das sie in tief niederdrückender Willenlosigkeit verbringen mußte, so sehr zu gönnen ist. Auch jetzt würde sie ja nur zusehen, schweigen, dulden müssen, der hier nur die Angst, die Sorgen, nicht auch die Rechte, selten nur die ungetrübten Freuden der Mutter wurden."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Der Teufel als Nußknacker.] Die Tintenfaßgeschichte von der Wartburg wissen Alle; weniger bekannt ist es, daß dort der Teufel einmal über Luthers Haselnüsse ging und dabei einen gewaltigen Lärm machte. Wahrscheinlich waren es Ratten, und das Gepolter vor der Thüre Katzen, die sammt den Ratten die Treppe hinunterpolterten, für Luthern aber war's nun einmal der Teufel. In den Tischreden erzählt er den Vorfall so: „Als ich auf dem Schlosse Wartburg saß, da war ich ferne von Leuten in einer Stuben, und konnte Niemand zu mir kommen, denn zween Edelknaben, so mir des Tages zwei Mal Essen und Trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselbigen in einem Kasten verschlossen. Als ich des Nachts zu Bette ging, zog ich mich in der Stuben aus, thät das Licht auch aus und ging in die Kammer, legte mich in's Bette: da kommt mir's über die Haselnüsse, hebt an und quizt eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette; aber ich frage nichts darnach. Wie ich nun ein wenig entschlief, da hebt's an der Treppen ein solch Gepolter an, als würfe man ein Schock Fässer die Treppen hinab, so ich doch wohl wußte, daß die Treppe mit Ketten und Eisen wohl verwahret, daß Niemand hinauf konnte; noch fielen so viel Fasse hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe, will sehen, was da sei: da war die Treppe zu. Da sprach ich: Bist du es, so sei es! und befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben stehet: **Omnia subjecisti pedibus ejus**, wie Psalm 8, 7. sagt, und legte mich wieder nieder in's Bette. — Nun kam Hans v. Berlibs (Berlepsch) Frau gen Eisenach und hatte gerochen, daß ich auf dem Schloß wäre, hätte mich gern gesehen, es konnte aber nicht sein. Da brachten sie mich in ein ander Gemach und hatten die Frau v. B. in meine Kammer gelegt. Da es die Nacht über ein solch Gerümpel in der Kammer gehabt, daß sie gemeint hätte, es wären 1000 Teufel darinnen. Aber das ist die beste Kunst ihn zu vertreiben, wenn man Christum anruft und den Teufel verachtet. Das kann er nicht leiden.

Ludwig XII. v. Frankreich wohnte gern Komödien und Possenspielen bei, namentlich solchen, in denen man sich die größten Freiheiten herausnahm; denn so erfuhr er Manches, was in seinem Reiche vorging und was auf keinem andern Wege zu seiner Kenntniß gelangt wäre. — So gab man in der Residenz eines kleinen deutschen Landes ein Stück von Kotzebue, als eben kurz vorher ein redlicher Staatsdiener durch Intriguen verdächtigt und vom Fürsten verabschiedet worden war. Die Intrigue im Theaterstück machte den Fürsten gegen die, welche ihn verleitet, argwöhnisch, er ließ die Sache des Verabschiedeten untersuchen und restituirte ihn in sein voriges Amt.

G.

[Mittel wider das Hängen.] Gellert pflegte Studirende, die sich durch Geist und Gemüth ihm lieb gemacht hatten, in seine unmittelbare Nähe zu ziehen, und durch seinen belehrenden Umgang mit ihnen auf sie einzuwirken. Häufig holte er sie dann zu Spaziergängen ab, oder lud sie zu sich. Diese Ehre wiederfuhr auch zuweilen einem Studenten, Namens Werner aus dem Koburgischen, und dieser schrieb nun in seine Heimath Briefe, die Gellert's Wohlwollen und Herzensgüte, wie seinen wohlthuenden Einfluß auf die Studirenden hauptsächlich zum Gegenstand hatten. Einst hatte sich in Werner's Heimath das schreckliche Gerücht verbreitet, Gellert habe sich erhenkt. Die Koburger Freunde Gellert's hatten nun Werner dringend gebeten, ihnen eiligst deßhalb zu schreiben. Eben saß Werner am Schreibtisch, um seinen Landsleuten zu antworten, als Gellert in's Zimmer trat. Jener konnte seine Verlegenheit nicht bergen. Neugierig fragte daher dieser, was ihm wäre — was er da schreibe. Zugleich blickte er in den offen da liegenden Brief der Koburger. Die Sache war nicht mehr zu verhehlen. Er las den Brief ganz, in welchem sich die innigste Liebe für ihn aussprach, so wie die größte Angst über die schreckliche Möglichkeit, daß er sich erhenkt haben könnte. Lächelnd legte Gellert den Brief nieder und sagte: „Schreiben Sie nur den lieben Koburgern, ich selbst rufe ihnen die Worte des alten Liedes zu: „Ich „hang und werde hangen an Christo als Sein Glied!" —

E. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 90.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Litteratur= und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions=Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Das Mausoleum.

Da liegen so Viele begraben,
Da liegen und ruhen sie aus,
Sie, die jetzt auf Erden nichts haben,
Als dieses gar winzige Haus.

Da liegen in ewigem Schweigen
Die Männer, die einstmals das Schwert
Geführt und in blutigen Reigen
Gekämpft für den heimischen Herd.

Es waren des Stammes drei Brüder;
Zwei trug man vor Kurzem hinein, —
So ritterlich jüngst noch und bieder,
Bedeckt sie jetzt kaltes Gestein.

Der Dritte ist übrig geblieben,
Der einzige, männliche Sproß.
Wie lange, so ist mit den Lieben
Vereint er, der Ahnen Genoß! —

Carl Graf v. Hülsen.

Ueberblick der Schicksale der Israeliten in Oesterreich.

(Schluß.)

Ungerechte Rechte (diese contradictio in adjecto findet sich leider noch häufig im Rechte der Länder) ließ man, wenn ihre Ausdehnung auf Christen abgeschafft war, doch noch gegen die Juden bestehen. So hatte in Oesterreich, bis es 1632 von Ferdinand II. abgestellt wurde, der Gläubiger das Recht, wenn er seines Schuldners nicht habhaft werden konnte, dessen Landsmann, oder die ganze Gemeinde, wozu der Schuldner gehörte, wegen der Schuld in Anspruch zu nehmen. Gegen die Juden wurde es trotz der Aufhebung fort und fort ausgeübt. Nachdem ihre alte Synagoge längst aufgehört hatte zu sein, durften sie 1622 in Wien wieder eine solche bauen gegen Herstellung eines Freihauses und jährlich 500 Gulden rhein. zum Unterhalt eines Sanitätsmeisters. 1625 folgten neue Beschränkungen, die Ruhlosen zogen in die Leopoldstadt, behielten aber in der Stadt zwei Gewölbe zur Aufbewahrung der Christenpfänder. Das alte Judenrecht ward verändert durch ihre gänzliche Unterwerfung unter die Justiz des Magistrates. Der Studentenauflauf gegen sie 1649, bei dem man Soldaten ihnen zu Hülfe senden mußte, nöthigte sie, auf eigne Kosten an ihren Häusern und Gewölben einen Monat lang Sicherheitswachen zu halten. Wegen Verkehrs mit den Türken und den ungarischen Unzufriedenen mußten sie Wien und Unterösterreich räumen 1668 und 1670. Leopold I. benannte jetzt die leere Judenstadt nach seinem Namen; an der Stelle der Synagoge entstand die Pfarrkirche. Nur der Hoffactor Samuel Oppenheimer blieb in Wien, konnte aber auch nur mit Mühe sich und den in seinem Hause befindlichen Glaubensgenossen das Leben retten, als der Pöbel durch den blutigen Streit zwischen einem Juden und zwei Essenkehrern aufgeregt worden war. Damals war es, als des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm Resident in Wien sich für die Vertriebenen bei seinem Herrn verwendete. Die Judenordnung für Wien vom J. 1753 gestattete den privilegirten Wiener Juden Agiotage und Juwelenhandel, verbot jeden andern Waarenhandel und das Hausiren auf dem Lande, wie auch öffentlichen Gottesdienst und das Begraben der Leichen unter 24 Stunden. Fabriken konnten sie

Digitized by Google

haben, ja sie waren sogar schon 1749 zur Errichtung von Wollenwaarenfabriken aufgefordert worden. Im J. 1768 wurde den Judenvorstehern verboten, ohne Bewilligung der Landesbehörden für ihre Gemeinden Anleihen zu machen, aber auch eingeschärft, daß die Inventirung jüdischer Verlassenschaften stets unter Zuziehung jüdischer Deputirten oder Kreiskommissäre geschehen müsse, und das heimliche Taufen der israelitischen Kinder mit 1000 Dukaten verpönt, oder zweijährigem Gefängnisse, nach Befinden auch mit öffentlicher Arbeit; außerdem war noch der Straffällige zur Versorgung des Kindes verpflichtet. Der Geistliche, dem man heimlich ein Judenkind zur Taufe brachte, verfiel in gleiche Strafe, wenn er den Akt verrichtete. Bei den gebräuchlichen gerichtlichen Landesvisitationen sollten die Judenhäuser nicht mehr, wie bisher, ausgenommen sein. Nachdem das Schließen jüdischer Ehe ohne landesherrliche Bewilligung schon 1762 als Criminalfall betrachtet und bestraft worden war, galt seit 1769 als Gesetz, daß ein jüdisches Familienhaupt, wenn es jährlich 700—1000 Gulden steuerte, gegen Entrichtung der Hoftaxe die Heirathsbewilligung außer seinem Erstgebornen noch zwei andern Söhnen geben konnte; steuerte er 500 Gulden, so konnte er dem Erstgebornen und noch einem Sohne die Bewilligung geben. Eine gegen dieses Gesetz geschlossene Ehe war mit Landesverweisung bedroht, die auch den Rabbiner traf. Aufnahme im Lande fand ein Jude für 300 Gulden Incolatsgeld und 200 Gulden jährliche Steuer. Den zu Strafarbeiten Verurtheilten war die Sabbathsruhe und die Feier ihrer Festtage vergönnt. Das Patent von 1778 verbot streng, Israeliten zu mißhandeln. Josephs II. bekanntes Toleranzedikt (30. Juni 1781) hatte auf die religiöse Stellung der Juden im Staate keinen Einfluß, im Gegentheil erneuerte man 1782 die Verordnungen, keinen öffentlichen Gottesdienst zu halten, keine Buchdruckerei zu errichten und überhaupt keine eigentliche Gemeinde zu bilden. Dieß galt aber eben nur für Oesterreich, wogegen die böhmischen, mährischen, gallizischen Israeliten Nichts von solchen Beschränkungen wußten. Deßhalb darf man aber nicht wähnen, Joseph habe für dieses Volk Nichts gethan, sondern in mehrern Beziehungen hat er vielmehr das Schicksal desselben verbessert. Er schaffte die gelben Rockärmel der Männer und die gelben Bänder der Weiber, die drückenden Abgaben und manche Beschränkungen, z. B. an keinem öffentlichen Belustigungsorte erscheinen zu dürfen, ab, öffnete ihnen Universitäten, Zünfte, Ackerbau (als Pächter), Großhandel, gab den jüdischen Hauptschulen die Einrichtung der christlichen Normalschulen und stellte das ganze jüdische Schulwesen unter die Oberaufsicht der christlichen Schuldirection, erlaubte ihnen in der Stadt, wo sie wollten, zu wohnen, also nicht blos in abgesonderten Judenhäusern, wie früher, und Häuser und Güter zu kaufen, selbst die Adelsfähigkeit und Anwartschaft auf Staatsämter und Militärchargen gab er ihnen. Jene nur für Wien und Oesterreich in religiöser Beziehung namentlich fortdauernden Beschränkungen, auf die vorhin bei Erinnerung an das Toleranzedikt hingewiesen wurde, galten nur aus dem Grundsatze, weil man eine größere Anhäufung der Juden in Oesterreich verhüten wollte; aber die, welche einmal da waren, hatten sich der aufgezählten Begünstigungen zu erfreuen, über denen sie die Beschränkungen, besonders da man sie doch in ihrer Religion eigentlich nicht störte, verschmerzen konnten. Leopold II. (1790—92) ließ ebenfalls den Juden Begünstigungen angedeihen. In den Erblanden konnten sie von nun an als Advocaten die Sache der Christen, wie ihrer Glaubensgenossen führen. Endlich ist ihnen auch das alte Recht, dessen sie sich schon im 13. Jahrhundert erfreuten, wieder zu Theil geworden; sie haben seit 1830 einen prachtvollen Tempel in Wien, wo, wie jetzt fast überall in Deutschland, der Gottesdienst eine zeitgemäße Einrichtung hat und das lehrende Wort in deutscher Sprache eingeführt ist.

G.

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Wir haben bisher Therese nur umgeben von Anderen gesehen, noch nahete der Augenblick sich nicht, da wir sie zeugenlos, von ihrem Herzen nur begleitet, fanden. So war es uns noch nicht vergönnt, ihr inneres Sinnen zu belauschen. Des Mädchens Auge, zumal wenn es mit der Theilnahme zärtlicher Schwesterliebe um sich blickt, mag wohl nicht lange es verkennen, wie das, was in der theueren Schwester Nähe aus Jünglings Auge spricht, zu nennen sei. Eben so bald aber, wie Therese Karstell's Mienen zu ergründen, Emilie's Empfinden zu verstehen geglaubt, trat Mitleid auch für beide sie an, mit dem, was sie bisher empfunden, Hand in Hand zu gehen. Karstell's redlich offenes Gemüth vergönnte jedem Auge in seine Tiefen einzudringen, wie nicht vielmehr dem Blicke, dem heiliges Interesse sich beigesellte. — Therese konnte sich das Zeugniß geben, daß sie treu gethan, was sie der Schwester, dem Freunde schuldig war. Unbeugsam fest war der Vater bei seinem Ausspruche geblieben. Ihrer ersten Gefühle Heftigkeit nannte es Opfer, was des Vater Wille von ihr verlangte. In den Stunden des engeren Umganges trat Theodor's hoher Werth vor ihr mehr und mehr heraus, um so mehr steigerte sich auch das Gefühl des Beklagens für Emilie, zugleich aber ward ihr bei längerem Einblicken in ihres eigenen Herzens Tiefen deutlich, daß es minder jetzt ein schmerzliches Opfer ihr erscheinen wollte, was sie früher vollbringen zu können nicht geglaubt. Sie waren fürchterlich für sie die Augenblicke dieser Selbstbeschau-

Digitized by Google

ung, dieser Erkenntniß. Was half es ihr anzukämpfen gegen ein Gefühl, das sich, ihr unbewußt und heimlich still, in ihr gebildet?

Der Jüngling aber? Was waltete in seinem Busen? — Es war zuerst die hohe, wohlthuend empfundene Gewalt von seines Mädchens engelreiner Liebe, die Himmel schuf in seinem Herzen. Dieser Liebe schönes Empfinden hielt er fest, an ihm rankte sein Geist sich an, um nicht, haltlos schwach, sinkend zu vergehen. Es war so süß ja, ihrer denkend, es war so göttlich ja, an ihrer Seite zu schwärmen! Sie stand so groß, so hehr vor seinem Blicke; ein leiser, schneller Druck der Hand, ein rascher Strahl aus ihrem Auge, ein warmes Wort, sie senkten herrliche Wonnen in sein Herz. Vertrauen in Therese und heilige Achtung für ihr Thun erfüllten schön den Raum, den Emilie's Liebe in seinem Busen noch gelassen. — Er blieb Emilie ja nahe. Sein Mädchen fühlte so sich nicht getrennt von ihm, nicht ganz geschieden von ihrer Liebe Glück. Es war, daß er so nahe ihr blieb, das Einzige, das Höchste, was seiner Sehnsucht Wunsch sich jemals bieten konnte. Warum das Bündniß fliehen, das ihn nicht trennen sollte von dem, was ihm allein des Wunsches werth erscheinen konnte, das seinem Herzen, wie es bisher bestanden, mit jenen schönen Segnungen und Freuden, wie es bis jetzt sie ihm geboten, genügte? Das neue Bündniß machte ja nicht Anspruch an das, was er allein Emilie schenken konnte. Sein Denken an Therese war lauter, war Achtung, Dankbarkeit und Freundesliebe, und was die Freundin ihm gezeigt, rechtfertigte ja so schön, was er für sie in redlich treuer Brust bewahrte.

Die Räume des Rochoff'schen Palais prangten heut in prachtvollen Tapisserien. Der Spätsommer war geplündert worden, Tausende und Tausende seiner Blüthen waren hier vereint zu bunten, sinnigen Geflechten. Die Suite der Zimmer, die Corridors, die Stiegen glichen einem Garten und Düfte eines Mailändischen Sommertages walleten den Eintretenden schmeichelnd entgegen. Weit waren diesen die hohen Pforten geöffnet. — Wer nicht bei dem vorausgegangenen kirchlichen Akt, welcher Therese und Theodor zum Bunde der Gatten weihete, zugegen war, durfte wohl Anspruch auf Nachsicht machen, wenn er bei seinem Eintritt in die festlich glänzenden Gemächer, „welche ist die Braut?" fragte. Emilie hatte — wir wissen nicht, war es auf Karstell's Bitte, auf der Schwester Wunsch, oder wie sonst geschehen? — es nicht verschmähet, sich völlig gleich, vom reichsten Steinschmuck an bis zu der unbedeutendsten Schleife völlig gleich mit Theresen anzukleiden. Die hohen, majestätischen Gestalten, sie ließen nicht die kleinste Unterscheidung erkennen; Emilie's Haar, heut völlig übereinstimmend geordnet mit dem der Schwester, glich ihm so auch an Fülle und Dunkel der Kastanie. Die sanfte Färbung ihrer Augen war wie Veilchen sich und Cyane gleich, auf Beider Wangen leuchtete in schönem Gluthenstrahle der inneren Erregung Flamme und Beider Busen hob des inneren Gefühles Macht; nur in die Rosen, die gleich Emilie's, Therese's schöne Scheitel schmückte, war sinnig des Myrthis zartes Reislein zart verschlungen. — Therese hatte Karstell geheißen, noch etwas vor der Glocke, die sie zur Kirche rufen würde, im Brauthause zu erscheinen. Die Frauen waren schon entfernt, die bei der Schwestern Ankleiden geschäftig gewesen. Nur Frau von Westphal war allein bei ihnen. So wollte Therese den Bräutigam empfangen, und so empfing sie ihn. Zart faßte sie der Schwester Hand als sie Karstell's Kommen vernahm, und diese folgte dem sanften Zuge, der sie zugleich mit Jener dem Jünglinge entgegen führte. Therese wußte so es auch herbeizuführen, daß Theodor, mit ihrer Hand zugleich, die Rechte Emilie's faßte, so daß sich beide an seine Brust gezogen fühlten. — Und selten trennte sie am Tage jener Feier sich von der Schwester, so daß Karstell, wenn er der Braut sich nahete, auch die Nähe Jener ward, von der er am Altar sich nicht geschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Bosco in Constantinopel.

Im Serail saß in einem prachtvollen Salon auf einem köstlich geschmückten Divan der Beherrscher der Gläubigen, Abdul Meschid, umgeben von dem Großmufti und seinen vornehmsten Wesieen. Rings um den Salon erhoben sich, amphitheatralisch, engvergitterte Logen, aus welchen die neugierigen Odalisken ihre verwöhnten Augen auf einen Mann — einen Europäer — richteten.

Dieser Mann, eine fast kleine, wohlbeleibte, aber imponirende Gestalt, war die Ursache der heutigen Versammlung; ein Mann, von dem sich die rechgläubigen Türken Wunderdinge in die Ohren raunten.

B o s c o war der Mann.

Wer kennt nicht B o s c o und seine Zaubereien? Die Osmanli waren entzückt; sie staunten, und siehe, der Sultan hob seine rechte Hand e i n m a l empor, und horch! — Gleich den Summen „der Fliegen, die den Honig machen," schnalzte es mit den Zungen ringsher in den Gallerien des „Magazins" *). Der Zauberer bestürzt, glaubt, des Allgewaltigen Mißfallen erregt zu haben, und blickt fragend und herzklopfend den Dragoman an. Was mochte er verbrochen haben? — Hatte er doch nicht verbotenermaßen seine Augen nach den Gallerien erhoben, wo unter reichgeschmückten Gewändern die Rosen und Lilien des großherrlichen Harems blühten und von wo mancher schwerverbotene Blick auf den interessanten Turiner **) herunterblitzen mochte! Vorsichtig — der Kopf, der einzige, den er hat, und zwar ein recht schlauer, stand auf dem Spiel; — vorsichtig hatte er nur die ernsten bärtigen Gesichter der versammelten türkischen Staatsweisheit an-

---

*) Bosco nannte das Gros des großherrlichen Harems sehr treffend „das Magazin".

**) B o s c o ist 1793 in Turin geboren.

gebückt. Was konnte des furchtbaren Despoten Mißfallen erregt haben?

Doch der Dragoman lächelte ihm ermuthigend zu:

„Der Sultan ist sehr zufrieden, es ist dieß das Zeichen des Beifalls."

Neubelebt fährt Bosco fort; nur mit Kleinem begann er; er entfaltet seine Kunst immer mehr und das Erstaunen wächst. Allah ist groß, tönt der Ruf. Der Sultan hebt zweimal den Arm, und das Schnalzen und Summen verdoppelt sich, und immer höher steigert sich das Entzücken und dreimal erhebt sich der großherrliche Arm und mit dreifach stärkerem Getöse zittert das Beifallsgesumm durch den Saal.

Da nimmt der Zauberer eine unscheinbar kleine hölzerne Kapsel, überreicht sie nebst einer Kugel, Sr. Hoheit, und bittet, die Hände über die Brust gekreuzt, daß der Sultan die Kugel in die geöffnete Kapsel legen möge. — Bosco ist zehn pariser Fuß von ihm entfernt. — Der Sultan legt die Kugel in die geöffnete Kapsel, überzeugt sich mit sämmtlichen rechtgläubigen Anwesenden, daß sie fest darin sitzt, schließt endlich Allerhöchstselbst, Allerhöchsteigenhändig, mit dem Deckel die Kapsel zu. — Kein Mensch naht sich ihm. — „Betrachten „Ew. Hoheit," beginnt Bosco, „diesen Brillantring an meinem Finger, dieser Ring wird in der Kapsel, welche Ew. „Hoheit in den Händen halten, sich befinden, und die Kugel „in meiner Hand. Spiriti mei optime! Hier ist die Kugel! „Oeffnen Ew. Hoheit allergnädigst die Kapsel!" — Die Kapsel wird geöffnet von der Hand des Großherrn — kein Mensch naht sich ihm — und die Kugel ist verschwunden, aber Bosco's Ring ist darin.

Erschreckt wirft der Beherrscher der Gläubigen die Kapsel auf die Erde, daß der untere Ring zerspringt und ruft mit frommer Furcht aus: „Allah kehrim (Gott ist barmherzig), „dieß ist ein Werk des Schaitan!" (Teufel).

Doch der Sonnenschein der Fürstengnade ist das verrätherische Locken des Aprilhimmels. Tags darauf sollte Bosco eine neue Vorstellung vor den auserwählten Favoritinnen des jungen Herrschers geben. Ihm ward befohlen, das Serail zu verlassen; indeß mit „Männerstolz vor Königsthronen" erklärt Bosco, daß Eins von Beiden unmöglich sei. Entweder er verließe heute das Serail und würde, da er sehr echauffirt sei und über das Wasser (den Hafen) nach Pera zurück fahren müsse, sich erkälten und morgen unwohl sein und deßhalb nicht spielen können, oder er müsse hier bei seinem Apparat, den die Neugier der Damen leicht über Nacht zerstören, der aber auch ebensowenig für die kurze Zeit weggeschafft werden könne, bleiben. Entsetzen brachte diese bündige, aber männliche Erklärung in den Sclavenseelen der türkischen Gewalthaber hervor. (C'est tout comme chez nom.) Es wurde dem Padischah gemeldet, und ein gnädiges Kopfnicken gab dem Berichterstatter einen günstigen Bescheid.

Bosco übernachtete im Harem des Großherrn! — Beneidenswerther Mann, wer sehnte sich nicht an Deine Stelle? — Beneidenswerth? Hört an! — Der Oberste der Eunuchen kündigte ihm an, daß er wohl hier übernachten könne, aber mit seinem Kopf für sein und seiner Leute Betragen zu haften habe. Bosco streckt sich in dem Salon auf denselben Divan, wo der Beherrscher der Gläubigen seinen Künsten zugesehen hatte. Den Arm aufgestützt, den blinkenden Dolch in der Hand, wachend vor Furcht, daß einer seiner Leute freveln möchte, verbringt er die merkwürdigste Nacht seines Lebens. Auf den Gallerien sind nicht weniger als 36 Eunuchen mit Säbeln und scharfgeladenen Pistolen bewaffnet, versammelt um den Frechen, der die Gesetze des Harems übertritt, zu vernichten. Der Morgen bricht endlich an. — „Wie haben sich die Gjaurs betragen?" fragt der Aga. — „O Herr," antwortet der Sclav, „dieß sind die ersten Europäer, die sich gut betragen haben!" Um 9 Uhr erscheint der Padischah. — „Wie hast Du geschlafen?" — „O fürstlich! gnädigster Herr," sprach der von der schlaflos verbrachten Nacht ermattete Bosco, „denn nie noch ist von solch respectabler Garde umgeben, mein Schlaf beschützt worden."

Vor den auserwählten 21 Favoritinnen beginnt nun die erwartete Vorstellung. — Welche Wunder werden den unwissenden Bewohnern des schönen Bosporus da aufgetischt! Durch einen fein ersonnenen Mechanismus weiß Bosco einen künstlich mit schön geschliffenen Flaschen und Gläsern gefüllten Tisch zum Fall zu bringen, und mit einem „Allah, Allah!" schauen die erschreckten Bekenner des Islams nach der Ursache des störenden Lärmes hin. Mit einer Miene des Entsetzens schlägt Bosco die Hände über den Kopf zusammen, deckt seine Augen und blickt mit Neugier und Gemächlichkeit nach den vergitterten Gallerien hin, wo 21 wunderliebliche schwarzäugige Töchter des Caucasus durch die verrätherischen Gitter blicken und dem schelmischen Gjaur die schöne verbotene Furcht eines osmanischen Frauenantlitzes sehen lassen. Wer nicht die Seligkeit des Genusses der Minute hat kennen lernen, weiß nicht, was Erdenwonne ist!

Abdul Meschid fragt theilnehmend, warum der große Künstler so bestürzt, und ob ihm der Schaden des zerstörten Glases so unersetzbar sei. „O nein," erwiedert der feine Mann, trunken von dem Anblick fast überirrdischer Schönheiten, „o nein," ich zitterte nur, daß durch den, ob der Ungeschicklichkeit meiner Domestiquen verursachten Schreck, ich mir die höchste Ungnade des mächtigen Padischah's zugezogen haben könnte." — Ein huldvolles Lächeln beruhigte den schlauen Künstler!

Bosco fährt fort. Er nimmt eine schneeweiße und eine völlig graue Taube, schneidet jeder den Kopf ab, und setzt der weißen den grauen Kopf und umgekehrt der grauen Taube den weißen Kopf auf, und die Tauben fliegen munter, als wenn ihnen nie etwas gefehlt hätte, davon. „La illallah ill allah!" rufen die verzückten Türken, und der Padischah ruft zwei seiner Eunuchen, einen Neger und einen Circassier, und befiehlt dem Zauberer, daß er beiden die Köpfe, gleich den Tauben, abschlagen und beide eben so verwechseln möge. „Verzeihen Ew. Hoheit," spricht der zwar erschrockene, aber doch gewandte Weltmann, „meine Maschinerie ist heute blos für Tauben, nicht für Menschen eingerichtet; ich bedarf zu dieser Einrichtung eine Vorbereitung von mindestens 14 Tagen, überdieß haben wir zunehmenden Mond; ich aber muß bei abnehmendem Mond außerdem 14 Tage lang Kräuter hiezu einsammeln und bedarf demnach in Allem einen Zeitraum von vier Wochen."

„Allah akbar," versetzte der Sultan, „die Frist sei Dir gewährt." Bosco verließ den großherrlichen Pallast. Voll Respect vor den türkischen Escamotin geht er eilends zu seinem Gesandten, bittet um seinen Paß, sprechend: „In diesem „Land ist meines Bleibens nicht länger!"

Noch heute wartet der Großsultan auf Bosco, damit er dem Neger den Kopf des Circassiers aufsetze und umgekehrt.

Wie Mancher möchte gern seinen eigenen Kopf aufsetzen und — kann es nicht.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Nebst Literaturblatt Nr. 11. und Intelligenzblatt Nr. 10.

Digitized by Google

Literaturblatt
zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 11. 1844.

Literatur.

Wien und die Wiener. Historisch entwickelt und im Verhältnisse zur Gegenwart geschildert von Matthias Koch. Mit einem Steindrucke. Zweite verbesserte und verm. Aufl. Karlsruhe. Druck und Verlag von C. Macklot. 1844. VIII. und 466 S.

Deutschlands Einheit ist bis jetzt noch Idee. Man kann nicht Eins sein, ohne sich einander genau zu kennen, und um sich kennen zu lernen, muß erst die Verkennung ein Ende haben. Dieß ist besonders hinsichtlich Oestreichs zu beherzigen. Doch man hat endlich auch angefangen, es besser, als vorher, kennen zu lernen, und wir hoffen, es werde nicht lange mehr dauern, daß die Verkennung desselben ein Ende hat. Bewundernswürdig ist übrigens die ruhige, leidenschaftslose Haltung, die man dort bei den auswärts gefällten grundlosen Urtheilen stets behauptet hat, und die keineswegs Apathie ist; denn auch der Apathische läßt sich nicht auf die Dauer hänseln; wohl aber läßt der die Leute schief über sich urtheilen, der sich selbst seines Werthes recht bewußt ist und der Zeit und seinen Werken vertraut, daß sie es doch werden auch den verblendetsten Augen zeigen, wie Alles steht. So Oesterreich. — In der Absicht, mit der Begründung einer richtigern Anschauung die Mißverständnisse zu beseitigen, hat der Verf. vorliegenden Werkes seine Arbeit unternommen. „Wien," sagt er, „ist zwar nicht Oesterreich; aber für unsern Zweck ist Oesterreich in Wien zu suchen." Das Buch geht von der Entstehung Wiens aus; denn ohne das Zurückgehen auf die ältern Zustände wird in Oesterreich nirgends die Gegenwart ganz verständlich. Der erste Abschnitt geht bis Maximilian; die Grenz- und Epochepunkte der andern Abschnitte sind: Karls VI. Tod, Maria Theresia bis Franz I. Tod, Joseph II., Leopold II., Franz II. (I.), dann folgt Schilderung der Gegenwart und ein Nachtrag zu dieser. Es ist besonders dabei die städtische Verfassung und Einrichtung, der Zustand der Wissenschaften und Künste, Leben und Sitte in den verschiedenen Zeiträumen geschildert mit Unparteilichkeit und Freimuth. Nirgends läßt sich der Verfasser auf bloße Declamation ein, oder auf Schilderungen der Zustände in allgemeinen Ausdrücken, sondern überall reden Facta, überall läßt er den Leser alles Einzelne sehen, so daß man nie aus einer Zeit in die andere geführt wird, ohne ein vollkommnes Abbild in sich aufgenommen zu haben. Die nöthig gewordene 2. Aufl. beweist am besten, daß die Arbeit eine gelungene und befriedigende sein muß, und die Wiener und Oesterreicher können es dem Historiker Dank wissen, ihn für sich und die Vorzeit und Gegenwart ihrer Vaterstadt und des Erzherzogthums gefunden zu haben. Man beachte deßhalb wohl die Schilderung des Charakters der Wiener (S. 348 ff.) und die Apologie der Wiener Sprache (345 ff.) Mit Stolz auf ihre Landesherren können sie lesen, was diese gethan haben, aber auch mit Stolz auf die Unterthanen, die fest und unbeugsam in verschiedenen Zeiten schwere Tage und Jahre durchgemacht haben; und wenn man sie nach ihren Männern der Wissenschaft und Kunst fragt, können sie sagen: „hier stehen der berühmten Namen und Leistungen eben so viele geschrieben, als irgend ein anderes deutsches Land deren aufzuzählen vermag. Erwägt man namentlich die Menge Einrichtungen, die schon in den frühern Jahrhunderten, vom 12. und 13. an, von Oesterreichs Markgrafen, Herzögen und Erzherzögen getroffen wurden, von den Babenbergern, wie von den Habsburgern, so ist im Vergleich dazu die Regierungsthätigkeit vieler andern Landesherren im Mittelalter gar nicht in Anschlag zu bringen. Manches, was in viel spätrer Zeit als neu galt, hat Wien und Oesterreich längst gehabt. In der Stephansschule war schon im 15. Jahrh. der wechselseitige Unterricht; 1774 wurden Sonntagsschulen in Städten und auf dem Lande eingeführt; den Versuch der Gewerbfreiheit hat Wien schon im 15. Jahrh. gemacht, ist aber auch zum Zunftwesen zurückgekehrt, wie man es jetzt da wünscht, wo ein unzünftiges Gewerbtreiben gestattet ist u. s. w. Uebrigens empfiehlt sich das Buch durch Schönheit des Druckes und Papiers. Die lithographische Tafel stellt den Flügelaltar zu St. Wolfgang am Abern- oder Wolfgangsee, zwei Stunden von Ischl dar. Er ist ein vollendetes Werk der Holzschneidekunst aus der Blüthezeit, dem 15. Jahrh. **Gurlitt.**

Blicke in die Vaterländische Vorzeit u. s. w. von Karl Preußker. Drittes Bändchen. Leipzig, Hinrichs. 1844. gr. 8. Mit 250 Abbildungen auf 3 Steindrucktafeln.

Mit diesem Bändchen wird das verdienstvolle Werk beschlossen, das einen Schatz voll Notizen „über Sitten, Sagen, Bauwerke, Trachten, Geräthe u. s. w. zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens im heidnischen Alterthume und christlichen Mittelalter der sächsischen und angrenzenden Lande" enthält. Es ist fast unglaublich, welche Fülle von interessanten Gegenständen in gedrängtester Kürze diese Bände enthalten, wie denn auch 530 Abbildungen auf nur 8 Steintafeln zusammengeordnet und dennoch deutlich dargestellt sind. Der Verf. hat sich um die sächsische Vaterlandskunde jedenfalls ein großes Verdienst durch diese Arbeit erworben und obgleich eine angefügte systematische Inhalts-Uebersicht diesen Reichthum seiner Mittheilungen im Allgemeinen übersehen läßt, so wäre doch ein Realregister über alle drei Bände für diesen Zweck und den nützlichen Gebrauch dieses schätzbaren Werkes noch wünschenswerther.

Der vorliegende dritte Band enthält Folgendes: Scharfenberg und andre Burgen der meißnischen Elbaue. Der Teufelsgraben bei Fichtenberg und seinesgleichen anderwärts. Mittelalterliche Trachten. Römische Geräthe in der Sächsischen Elbgegend. Erinnerung an das einstige Sorbenreich im meißnischen Elbgaue. Ringe und andrer Schmuck der vorchristlichen Bewohner der sächsischen Lande. Ausflug in die Umgegend von Herzberg und Schlieben. Der große Roland zu Belgern und das Zeithayner Lustlager. Das romantische Elbethal bei Sauselitz, seine Heidenwälle und gleiche der Umgegend. Mittelalterliche Baudenkmale im byzantinischen

Digitized by Google

und germanischen Style in der meißnischen Gegend. Tiefenstein, Nixhöhlen und anderer frühern Unholde Aufenthaltsorte in sächsischen Gegenden. Meißnische Silberbach-Münzen und andere des frühern Mittelalters. Thönerne Gefäße des Alterthums und Kinderspielzeug. Heidnische Grabstätten in sächsischen Gegenden. Mittelalterliche Sprachproben nach Urkunden und Liedern. Der Lommatzsche Opfersee. Ueberreste einiger Schlösser und Burgen des Meißenlandes.

Vielfache Anmerkungen sind den §§. in welche das Buch getheilt ist, beigegeben, welche Literatur, kleine Excurse, gelegentliche Berührungen und des Mannigfachen ebenfalls viel enthalten, und oft mehr Raum einnehmen als jene, was freilich nicht ganz bequem ist. Bei alle dem kann man des Verfassers Kenntnisse, Forschungsgeist und Scharfsinn der Auslegung nur mit wahrer Hochachtung anerkennen und das Werk auf's angelegentlichste für jeden Vaterlandsfreund empfehlen. **Th. Hell.**

Fliegende Blätter für Fragen des Tages. Berlin, W. Besser. 1843. II. u. III. H. 24 u. 27 S.

II. Parteinahme der Regierung. Ob eine Regierung Partei nehmen kann und soll, diese Frage wird auf Grund einer Verständigung über das Wort Partei bejahend beantwortet. Wir nennen es einen glücklichen Gedanken, daß der Verfasser darüber sich auszusprechen beschloß, und zwar gerade jetzt, wo man so oft die Phrase hört, eine Regierung müsse über den Parteien stehen. Wie dieß Viele meinen, haben sie Recht und sind mit den Bestreitern der Behauptung oft einiger, als ihnen und diesen scheint; es dreht sich am Ende Alles nur um den Sinn des Wortes Partei. Bei der Fixirung des Sinnes geschieht der Parteien in England Erwähnung. Die politischen Parteien der Engländer sind, vom außerenglischen Standpunkte bezeichnet, Fractionen ein und derselben Partei, der monarchischen. Anderen politischen Richtungen, welche die Säulen (Whigs und Tories) der englischen Monarchie zu untergraben suchen, gesteht man in England die Ehre, eine politische Partei zu sein, die Existenz unter dem Namen einer Partei nicht zu. Bei uns hat das Wort keinen so bestimmten Sinn, wie in der politischen Terminologie Englands, sondern involvirt in seinem vagen Sinne auch die schlechtesten politischen Erscheinungen, einmal das Geltendmachen abstracter Theorien, und sodann das Geltendmachen blos persönlicher Interessen (woraus Cliquen entstehen). Für Dergleichen soll die Regierung nicht Partei nehmen; aber übrigens muß sie, wenn sie nicht schwach und schwankend sein will, Partei nehmen; sie thut's, indem sie eben ein bestimmtes System hat, ihr System von Ueberzeugungen ist nach der praktischen Seite hin Parteinahme. — III. Die Censurfrage. Noch nie ist ein wirklicher Fortschritt des Geistes durch die Censur aufgehalten worden (S. 6.). Wer die Wissenschaft und die Stimme des Volks in den Proceß zieht, wird nicht weit kommen (7.). Preßfreiheit würde die kleinen Journale wegen der beträchtlichen Caution aufzuhören nöthigen. Widerlegung einiger Behauptungen über die preußische Preßgesetzgebung (9 f.). Die Censur hat sich nicht als ausreichendes Mittel erwiesen (14.). Kritik der äußern und innern Gründe gegen Aufhebung der Censur (17 f.). Vorschlag der Hauptpunkte eines Preßgesetzes an der Stelle der Censur (25.). — Die beiden Schriftchen verdienen wohl beachtet zu werden. **G.**

Melusine. Gedicht in drei Gesängen von Theodor Apel. Lpz., Hinrichs. 1844. 8. 146 S.

Das anziehende der Melusinensage hat sich viele Jahrhunderte hindurch erhalten und ist von den Dichtern auch häufig benutzt, namentlich aber von den Malern, besonders neuerer Schulen, ausgebeutet worden. Nur das Drama scheint sich des Stoffes noch nicht bemächtigt zu haben, da es auch schwer fallen möchte, die eigentliche Katastrophe zur Darstellung zu bringen. Und doch wäre die Bestrafung der männlichen Neugier kein übles Gegenstück zum Blaubart, wo es der weiblichen so nahe an den Hals geht. Auch der durch mehrere treffliche Lieder schon in der Literatur rühmlich bekannte Theodor Apel hat in vorliegendem, schön gedruckten Buche diesen Gegenstand für seine Dichtung erwählt. Er giebt uns drei Gesänge in Oktaven, die größtentheils sehr melodisch tönen und in anmuthiger Weise uns ansprechen. In dem ersten finden wir Graf Raimund im vollsten Genusse seines Glücks, zwar von seinem alten Gärtner gewarnt, aber durch die Versöhnung mit seinem gestrengen Vetter Botho um so mehr in seinem Vertrauen bestärkt. Lusinia, das schöne Schloß, das er mit Melusinen bewohnt, hallt von Freude wieder. Geheimnißvolle Kunde giebt dagegen der zweite von Melusinens verborgenem Bade. Der alte Gärtner zeigt sich aber wieder als Unglücksrabe, zieht Botho in seine Besorgniß, dieser tritt Raimund von neuem aufregend an, und im Zorne beschließt dieser nun, um Melusinens Ehre zu retten, ihren geheimen Gängen nachzugehen. Er bohrt mit seinem Schwerte eine Ritze in die Thür und erblickt sein Weib im Bade, aber so schön

> .... daß als mit einem Male
> Sie aus dem Becken in die Höhe taucht,
> Den Lauscher, der die Schlangenspur erblickte,
> Auch nicht ein leises Grauen mehr bestrikte.

Nun aber erfaßt ihn das Bewußtsein seiner Schuld, er fährt wild gegen Botho auf, kämpft mit diesem und verwundet ihn gefährlich, und nun treibt es ihn in wilder Flucht aus dem Schlosse fort. Hier aber

> O Botho, ruft er aus, so ist es wahr,
> Ist nicht Verläumdung, was Dein Mund gesprochen,

und kehrt verzweifelnd zum Schloß zurück, wo er aber an dem Zauberthurme gefesselt verweilt. Dort findet ihn im dritten Gesange die Nixenschaar, sie erfahren seinen Verrath, verfolgen ihn durch den Wald, und nur die früher von Melusinen erhaltene Zauberbinde rettet ihn vor Vernichtung. Unterdeß heilt aber Melusine selbst den todtwunden Botho, und Alles scheint begütigt, bis Raimund selbst zurückkehrt, und als Botho ihm sein treues Weib zurückführt:

> .... schreit mit gellend lautem Lachen:
> Haha, ich dank es Dir beim höchsten Gotte!
> Ein Engelskind vom Satan, der mit Drachen
> Es sich erzeugt, daß er dem Himmel spotte!
> Ein holdes Weib, das seinen gift'gen Rachen,
> Nur tragen mag in wohlverschloßner Grotte!
> Ja, ja, mein Weib, kenn ich sie doch so lange,
> Ein Engel ist's und keine gift'ge Schlange!

und endet:

> Verfluchtes Paar! Fluch Dir, dem Buhlgenossen,
> Fluch Dir, der Schlange, Dir der Höll' entsprossen!

Nun kennt Melusine ihr Loos, kündet noch dem Gemahl ihren Ursprung, verwandelt sich und entschwebt zum offnen Fenster hinaus für immer. Raimund aber verläßt seine Burg, um in der Einsamkeit bis zum Tode zu trauern.

Einzelne Bilder sind in wärmsten Kolorit gezeichnet und zeugen für die dichterische Befähigung des Verfassers; der

Digitized by Google

Gang des ganzen Gedichtes dürfte aber minder befriedigend erscheinen; doch ist eine solche Arbeit immer sehr lobenswerth und wird des Beifalls nicht entbehren. **Th. Hell.**

Literarischer Salon.

Unter dieser Ueberschrift werden wir, wie bisher, von Zeit zu Zeit kürzere Relationen über die neuesten Erscheinungen in der Literatur, namentlich der belletristischen, geben. Dem Geschmack des heutigen Lesepublikums huldigend, beginnen wir mit der Pariser Feuilletonliteratur. Den Hauptplatz würde in dieser E. Sue's „ewiger Jude" einnehmen; doch dieses vielbesprochene, gelobte und gelästerte Werk noch einmal zu besprechen, hieße „Eulen nach Athen" oder „Wasser in die Elbe" tragen. Um aber immer gleichen Schritt halten zu können mit der Feuilletonliteratur von Paris, können wir nichts Passenderes empfehlen, als das in Grimma (Verlags-Comptoir: das Heft 2½ Ngr.) erscheinende: **Echo der neuesten Pariser Feuilletons.** Das neunte und zehnte Heft liegen uns vor, das neunte enthält **„Ludwig XIV. und sein Jahrhundert"** von A. Dumas. Dieser Feuilletonroman hat durch die Uebersetzung des Herrn Strahlheim wenig von dem Reiz der bekannten Dumas'schen Schreibart verloren und wird die Liebhaber von sogenannten historischen Romanen gewiß befriedigen. Die Anfangscapitel behandeln vorläufig die Zeit Ludwigs XIII., ohne deren Kenntniß das Jahrhundert des vierzehnten Ludwig schwer verständlich sein würde. Der Verfasser hat seine Darstellung übrigens mit sehr pikanten Anekdoten zu würzen verstanden, und es wird manchem Leser interessant sein, den berühmten Minister, den finstern Cardinalherzog Richelieu auch einmal als Liebhaber, als Possenreißer und Tänzer aus Liebe zu begegnen. Das zehnte Heft enthält den entsetzlichen Prozeß von **Donon-Cadot**, der vor Kurzem ganz Paris in Bewegung setzte. Ein Sohn, in noch ganz jugendlichem Alter, als Mitschuldiger, als Urheber des Vatermordes angeklagt, ist allerdings auch ein Gegenstand, der für jeden Menschen Interesse haben muß. Der Prozeß ist für den Juristen, für den Psychologen, für Alle eine ergreifende und spannende Lectüre. — Weiter liegen uns vor: **Ludwig Anton von Bourbon**, Herzog von Angoulême, nachmals Dauphin und Großadmiral von Frankreich (Altenburg, J. Helbig 10 Ngr.) Dieses Werkchen enthält eine Geschichte des Aufenthalts der Bourbonen in Rambouillet während der Julirevolte nach Originalmittheilungen. Die französische Uebersetzung dieser Schrift von L. G. Förster zeichnet sich durch ihre Correctheit aus; sie erschien in demselben Verlag, zu demselben Preis.

Der Roman: **Der Henker und sein Kind**, oder Altenburg vor zweihundert Jahren von G. Schwertinger (Leipzig, Chr. E. Kollmann 1 Thlr.) sucht das Localinteresse mit einer allgemeinen Tendenz zu vereinigen. Die Schilderung des grausamen Vorurtheils gegen den Henker, die verschiedenen Situationen, in welche die Glieder einer solchen verhöhnten Familie dadurch gerathen, die Geschichte des nach und nach verschwindenden Vorurtheils, werden diesem Romane einen großen Lesekreis verschaffen.

Balgowe, historisch-romantisches Gemälde von F. W. F. v. Rekowski (Altenburg, J. Helbig. 3 Theile). Balgowe ist der Name eines festen Schlosses in Warmien (einem Theil des alten Preußen), an dieses knüpft sich die Erzählung, die in der That und Wahrheit eine historisch-romantische ist. Sie spielt in der Zeit, wo die deutschen Ritter begannen, die alten Stämme des Preußenlandes zum Christenthum und zur Knechtschaft abzurichten. Der ganze Vorwurf des Gemäldes ist düster und schauerlich, die Nacht eines verzweifelten Kampfes, eines Vernichtungskampfes gegen die Sitte, die Freiheit, die Religion der Preußen liegt auf den Blättern des Buches, das Licht darin sind die blitzenden Schwerter der militia Sanctae Mariae virginis. Der Sieg des Christenthums über die uralten Gottheiten des donnernden Perkunos, des gütigen Potrimpos, des schaurigen Todtengottes Pikollos, soll die Harmonie herstellen. Es ist eine ganz neue Form, in die der Leser blickt; Preußen damals das ultima Thule Deutschlands in der Zeit seines Riesenkampfes gegen die Deutschritter, war gewiß ein würdiger Stoff für die gewandte Feder des Herrn Verfassers, der sichtlich vertraut mit der Scenerie seines Schauplatzes den Schilderungen die Farbe der höchsten Wahrheit zu geben wußte.

Gemälde des Wiener-Congresses vom Grafen de la Garde. (Leipzig F. Fleischer 3 Bände.) Ein Augenzeuge, durch Geburt, wie durch Verbindungen zum Zutritt in die höchsten Kreise des damaligen Wien befähigt, theilt seine Erinnerungen aus Wiens großer Zeit mit. Keine der Congreßnotabilitäten fehlt. Wir begegnen dem Kaiser Alexander Arm in Arm mit Napoleon's Stiefsohne, dem edeln Friedrich Wilhelm von Preußen, dem herrlichen Max von Baiern, ergötzen uns an dem jugendfrischen Witz des greisen Fürsten de Ligne, treten in die eleganten Zirkel der Gräfin Fuchs, staunen über die Pracht und Schönheit der Damen, sind bei den Carroussels und Bällen, bei den Schlittenfahrten und Revüen gegenwärtig. Wir lassen die edle, ernste Erscheinung des Fürsten von Metternich, die nicht edle, aber interessante des Fürsten Talleyrand, Hardenberg und Humboldt, Nesselrode und Castlereagh an uns vorübergehen; wir protocolliren und schlemmen mit Friedrich von Genz und bekommen durch einzelne Charakterzüge und Anecdoten oft einen tiefern und richtigern Blick in das Wesen einzelner Hauptpersonen, sowohl als des ganzen Congresses, als durch die Geschichte selbst.

Nach der Hochzeit. Vier Novellen von L. Mühlbach. (Leipzig, Fritzsche 2 Theile.) Ehestandsgeschichten von Theodor Mundt's Frau für Frauen geschrieben. In der ersten will eine Frau ihren Mann vergiften, thut es aber nur mit Zucker, in der zweiten heirathet eine Geheimrathstochter einen Regierungsrath, den sie nicht liebt, am Schluß der Erzählung flieht sie nach einigen Lobpsalmen auf die Geschworenengerichte und einige Diatriben gegen die preußische Ehegesetzgebung nach Amerika. In der dritten wird ein Schmuggler gefangen und erschossen, sein junges Weib ist sehr gerühet. Merkwürdig ist das Gespräch des Schmugglers mit einem Reisenden auf den Pyrenäen, denn dort spielt die Geschichte, über die preußische Steuerverwaltung. In der vierten Erzählung, heirathen zwei Schwestern auf einmal, eine einen Grafen, die andere einen Baron, die Gräfin wird ein emancipirtes Weib, die Baronesse liebt ihren Baron so, daß sie sich vergiftet, damit dieser eine reiche Fürstin heirathen kann. Voila tout!

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 10. 1844.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

Literarische Anzeigen.

(38.) In **Joh. Palm's Hofbuchhandlung** in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
herrschaftliche Mundküche.
Eine Sammlung
von
700 Speisen-Rezepten
aus der
feinern Kochkunst,
nach zwanzigjähriger Erfahrung gesammelt, erprobt und leichtfaßlich beschrieben
von
ANDREAS PFAFF,
Großherzoglich Hessischem Mundkoch.
gr. 8. geh. 1 Thlr. 3¾ Sgr. — 1 Fl. 48 Kr. rhein.

(39.) Bei **Ph. Reclam** jun. in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

PERLEN.
Taschenbuch romantischer Erzählungen
für
1845.
Von
ROBERT HELLER.
Preis: 2¼ Thlr.

NARREN-ALMANACH
für
1845
von
Eduard Maria Oettinger.
Preis: 2 Thlr.

JOUJOUX.
Humoristisch-satirisches Lesekabinet
von
Eduard Maria Oettinger.
2 Bände à 1¼ Thlr.

Denkwürdigkeiten und geheime Geschichten des Petersburger Hofes.
Preis: 1¼ Thlr.

KRIEG,
Literatur und Theater.
Mittheilungen
zur neueren Geschichte.
Herausgegeben von
Dr. **Wilhelm Dorow.**
Preis: 2 Thlr.

(40.) Bei **Julius Helbig** in Altenburg erschien:

Balgowe.
Historisch-romantisches Gemälde.
Von
F. W. F. von Rekowski.
3 Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Der Herr Verfasser der in seinem früher erschienenen Eichenkränzen durch zwei höchst gelungene Novellen aus der Geschichte der Kämpfe der deutschen Ordensritter gegen die heidnischen Preußen, der Lesewelt schon vortheilhaft bekannt ist, bringt hier, aus demselben reichhaltigen Stoff, seinen ersten großen Roman. Neben einer, bei Romanen seltenen, und daher desto mehr zu schätzenden historischen Treue, und einer trefflichen charakteristischen Schilderung damaliger Sitten und Gebräuche beider sich bekämpfenden Nationen, findet man durch das Ganze den anmuthigen Faden der Erzählung auf die anziehendste Weise gewebt.

Ohne durch unnatürliche Spannungen den gebildeten Leser zu ermüden, sind die Verwicklungen meisterhaft angelegt und kunstgemäß gelöst und dürfte Herrn von Rekowski's „Balgowe" unter den vorzüglichsten Erscheinungen der deutschen belletristischen Literatur hervorragen.

(41.) In demselben Verlage ist erschienen:

DIE GEUSEN,
oder: **Fanatismus und Liebe.**
Historisch-romantisches Gemälde
von **Max Flinzer.**
2 Bände. 8. Eleg. brosch. 2 Thlr. 7½ Ngr. = 2 Thlr. 6 gGr.

Wie in dem oben erwähnten Roman „Balgowe" die Kämpfe des Christenthums mit dem nordischen Heidenthum geschildert werden, so sind hier die fanatischen Reibungen und Kämpfe der, durch die Reformation in zwei feindselige Theile zerspaltenen Bekenner der Christuslehre, und der daraus entstandenen unseligen Verfolgungen, welche die finstere Staatspolitik des zweiten Philipp von Spanien gegen seine unglücklichen, aber braven Unterthanen in den Niederlanden verhängte, mit kunstfertiger Hand gezeichnet.

Auch hier bildet der Roman selbst ein anmuthiges Band, das durch den Geist der historischen Ereignisse geflochten ist, und wie die Geschichte die Kämpfe des Fanatismus sowohl, als die einer ächten Religiosität und feurigen Vaterlandsliebe bringt, so sind im Roman die Verwicklungen, die verschiedenartiger Glaube und die Allmacht der Liebe hervorrufen, anziehend und treffend gezeichnet.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 91.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Mein Blümlein.

Ich trug ein Blümlein an meiner Brust,
In wonnigentzückendem Frieden.
Das war mir zu gar einer seligen Lust
Von dem himmlischen Vater beschieden,
Doch kaum noch begann sich mein Morgen zu röthen,
Da haben die Menschen mein Blümlein zertreten
Und haben es nicht gewußt.

G. F. G. Goltz.

Vergleichende Betrachtungen über alte Sagen.

Die Ueberglàubigen, welche den ganzen Inhalt der Bibel aus einer einzigen Quelle, nämlich der göttlichen Offenbarung, herleiten, behaupten natürlich auch von den im Gewande geschichtlicher Darstellung vorkommenden Sagen über Welt- oder beschränkter Erdschöpfung, Menschenentstehung, Sündenursprung u. s. w., daß sie geoffenbart wären, während Andere mit Recht meinen, daß der, der sie niederschrieb, sie bereits im Gedächtnisse seiner Zeitgenossen in Aegypten vorfand und sie deren Munde oder vielleicht aus schon vorhandenen Schriften entnahm, ebenso wie anderwärts Andere aus der mündlichen Tradition ziemlich ähnliche, ja fast ganz gleiche Mythen durch die Schrift fixirten. Aehnliche Sagen von der Schöpfung, wie in Moses erstem Buche, hat der Phönizier Sanchuniathon aus dem Munde der Phönizier aufgezeichnet. Nach seiner Darstellung ist auch die Erde erst ein dunkles Chaos gewesen; es wird erwähnt Kol-pi-jah, d. i. Hauch des Mundes Gottes, Wind, oder zu vergleichen mit: „Gott sprach: es werde ꝛc.;" doch ist die Erklärung Wind in Uebereinstimmung damit, daß das Weib des Kol-pi-jah die Baan (vergl. hebr. bohu), d. i. die Wüste und Leere, genannt wird. In der phönizischen Kosmogonie ist auch vom Lichte, wie bei Moses, die Rede, ehe die Sonne geschaffen ward. Nach dem Sinesen Fo ist Nichts das Princip alles Seienden. Die Beschreibung, welche der Geschichtschreiber Diodorus Siculus aus den heil. Büchern der Aegypter giebt, stimmt ganz mit Moses Schöpfungsgeschichte überein, selbst in der Folge und Ordnung der geschaffenen Dinge. Niemand wird annehmen, daß die Aegypter dem Moses die Sagen abgeborgt haben, sondern umgekehrt hat Moses, der in aller Weisheit der Aegypter am Königshofe gleich den königlichen Prinzen unterrichtet wurde, sie von den Aegyptern entlehnt, sei es, daß sie damals bereits von ägyptischen Priestern aufgezeichnet waren, oder ungeschrieben blos in der Tradition existirten. Nach den heil. Büchern der Perser von Zoroaster ging die Schöpfung Himmels und der Erde in sechs Zeitfolgen vor sich. Die ganze Erde war von Wasser bedeckt, durch Wind wurde ein Theil in die Höhe getrieben, und Wolken bildeten sich davon. Wem fällt hierbei nicht ein das biblische „der Geist Gottes schwebte über dem Wasser" und das „Gott machte die Himmelsveste und scheidete das Wasser unter der Veste von dem Wasser über der Veste." In Menu's „Verordnungen", einem alten Gesetzbuche der Hindu, heißt es: „Die Wasser heißen Nara, weil sie von Nara oder dem Geiste Gottes hervorgebracht wurden, und da sie seine erste Ayana oder sein Bewegungsort waren, so heißt er davon Narayana d. i. der sich auf den Wassern bewegt." Zufolge Zoroasters Zendavesta wurde das erste Geschöpf, der Stier Kajamort, von dem bösen Gott Ahriman getödtet; aus des Getödteten Samen erwuchs ein Zwit-

Digitized by Google

terbaum, den Ormuzd, der gute Gott, zum Doppelmenschen (vergl. Plato's Weibmann, androgynos) bildete und der zehn Menschenpaare trug. Das erste Paar, die Stammältern der Menschheit, war Meschia und Meschiane. Meschiane wurde von Ahriman, der ihr Früchte zu essen gab, verführt, und zwar hatte sich Ahriman in Schlangengestalt gekleidet. In den persischen Religionsbüchern kommt auch ein „Baum des Lebens" vor, Hom genannt; wer von dessen Safte trinkt, wird unsterblich. In der indischen Sage kommt ebenfalls ein paradiesischer Baum vor, Kalpaurkscham. Auch bei den nordamerikanischen Indianern wird die Entstehung der Sünde und das Unglück der Sünde von dem Genusse von Früchten abgeleitet. Die Sage der Hundsrippen-Indianer berichtet nämlich also: Der alte Chappewee, der erste unter allen Menschen, da er wohl wußte, daß es nicht gut ist allein zu sein, schuf Kinder, welchen er schwarze und weiße Früchte gab; von den schwarzen zu essen, verbot er. Hierauf verließ er die Neugeschaffenen, um die Sonne aus einem fernen Lande zur Erleuchtung der Erde zu holen. Bei der Rückkehr fand er seine Kinder noch im Gehorsam. Er verließ sie wieder, um die zweite Sonne (den Mond) ebendaher zu holen, versorgte sie aber nicht mit neuer Nahrung. Die weißen Früchte waren aufgezehrt, endlich konnten sie dem Hunger nicht mehr widerstehen und aßen die verbotnen schwarzen. Chappewee sah bei der Rückkehr den Ungehorsam seinen Kindern an den Augen an; Krankheit, Schmerzen, Tod waren als Folgen des Ungehorsams schon sichtbar, und er verkündete ihnen, daß diese Folgen fort und fort bleiben, des Menschen Leben ein Leben voll Mühsal und Gefahr sein und die Erde schlechte Früchte hervorbringen würde. Nachdem der alte Chappewee die Sonne und den Mond der Erde zugeführt hatte, ruhte er von seiner Arbeit aus.

(Schluß folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Der Geheimerath konnte sich nicht versagen, heut in seiner ganzen Größe, in seiner Pracht, zugleich in seiner Liebenswürdigkeit zu erscheinen. Sein Auge war allenthalben, er schenkte leutselig sich Jedem, er erschien der Glücklichste unter der Menge. Nur Liebe und Wohlwollen strömten von seinen Lippen, nur Zärtlichkeit und Güte sprach aus seinen Blicken. Er hatte Einladungen ausgesendet; was seines Hauses weite Hallen fassen konnten, es war herbei gerufen worden. Es durfte der Welt nicht vorenthalten bleiben, wie hier ein hochbeglückter Vater den Wonnetag des glücklichen, des geliebten Kindes begehe.

„Erheuchle nur ein Herz und ein Empfinden, Vater!" — redete eine Stimme in Emilie's Brust, als sie der lauten Menge sich entzogen, auf ihr geheimes Zimmerchen geflohen — „erheuchle eine Freude, die nimmer Dich begrüßt. Ja, täusche nur die Welt in Deiner Maske; doch einst wirst Du erfahren, daß Keines mehr getäuscht ist, als Du in Deines Weltsinns schlauer Rechnung. Deine Kirchen, Deine Priester, sie können trauen, — doch scheiden, ablösen kann einzig nur das Herz sich selbst. Es kann die rauhe Hand des Kindes Spielzeug wohl zertrümmern, wo aber ist die Macht, die ihm verwehrte, noch an die Freuden seiner Spiele froh zu denken? Wer wehrt dem Kinde, die zerbrochenen Stücke aufzunehmen, daraus mit kindischer Erfindsamkeit ein Ganzes sich zu schaffen, das dem Bescheidenen genügt? — Treu bewahrt im Schutze der Schwester ist dem Mädchen der Geliebte, und treu wird es im tiefen Herzen pflegen, was es Kostbares darin niedergelegt. Ein fester Anker, mit unzerbrechlichem Arme hält ihn fest, und die Stürme, die Deines Willens Härte herbeigeführt, können das Tau seiner Liebe nicht sprengen. Du wirst der Ruhe lächeln, mit welcher ich die Schwester hinziehen lasse, mit ihm das eigene Haus zu bauen, wirst mit Deinem kurzen Blicke des Leichtsinnes Dich freuen, der in Deine Pläne so rasch sich zu finden gewußt, Vater, wie Du getäusch't, ward Keiner es je noch im Leben, denn sein Ja am Altare galt mir ja, nur minder der Schwester, unvernehmbar leis, daß ja sich die Lippe nicht rege, tönte das kleine, das bindende Wort zugleich aus Deines jüngsten Kindes Brust. Und wie elektrische Kraft durch Verknüpfen der Hände sich fortpflanzt, drangen die Segnungen der Freunde mir auch in das Innere, denn die Linke der Braut lag in meiner Rechten." — Eine Hand berührte leise der Sinnenden Schulter. Es war Karstell's, mit dem Therese die vermißte Schwester aufsuchte. — „Laß uns um Alles nicht allein in dieser herzlosen Menge" — bat die Herbeigekommene — „es ist so einsam, so leer in dieser Menschenmasse, wenn Du uns fehlst, kein einziges Auge kann uns ja verstehen." — Mit einer Heftigkeit, wie sie noch nie gezeigt, ergriff Emilie Theodor's und der Schwester Hände. — „Was ist Dir, gute Seele?" forschte die Aeltere bedenklich. — „Was ist Dir?" fiel Theodor ein und zog die Erregte zärtlich sanft in seinen Arm und streichelte die Wange, darüber eine Thräne perlte. — „Es ist Nichts, Ihr Guten!" hauchte Emilie, „ich fürchtete, mich eben einer Sünde schuldig gemacht zu haben. Es sprach wie Frohlocken aus meiner Brust, daß ich den Vater — hintergangen, nennt es anders, wenn Ihr könnt." — „Du willst der treue Engel meines Lebens sein ..." rief Karstell aus. — Da machte Emilie eine Bewegung, als wolle sie dem haltenden Arme des Jünglings sich entwinden und schmiegte inniger sich wieder an seine Brust, und schlang den schönen, leuchtenden Arm um seinen Nacken und ihre Lippen naheten den seinigen und flüsterten: „Gott siehet auf uns herab mit seiner Liebe wachem Auge. Er sieht auch auf

Digitized by Google

mich. Das Herz, das arme Herz — ich kann nicht anders!" — „Was dieses Herz nicht tadelt," fiel Therese ein, „dem folge. Ein treuer Hüter, wacht es in Deiner Brust und wird zu keinem Frevel leiten." — „Vertreten will ich einst an jenem Gottestage," fuhr Karstell fort und küßte, wie an Schwures Statt und feierlich des Mädchens schönen Mund, „was Du gethan, dem reinen Herzen folgend. Arm in Arm geschlungen mit Dir, will ich vor Gottes Gnadenstuhl einst treten und sagen: Vater, hier bringe ich dein Kind dir wieder, das du einst schön erschufst. Das Herrlichste, die hohe, reine Seele, nur durch die Liebe ist sie es erst geworden. Sie richtete in Lebensstürmen meinen Geist empor, sie hielt ihn aufrecht, daß ich nicht in Versuchung fiel, an deiner Vaterliebe zu verzweifeln, wo Menschen sie verleugneten. Nun richte, Vater, sie, nach deiner Huld; nun richte, wie sie es gethan." — „O, rufe nicht in frevlem Muthe" — sprach Emilie im Tone ernster Warnung und des Verweisens — „der Stunde ernste Scene schon herbei, sie wird nicht zögern, früh genug uns zu erscheinen. Doch" — fügte sie hinzu und schlang sich herzlich wieder in ihres Jünglings Arme — „doch so, so möchte ich die ernste Stunde erwarten!" — „Und ich?" — preßte es sich aus Therese's tiefster Brust, und das Mädchen sank in die Knie vor Beiden, und ihr Schwanenarm umschlang die Schwester und den Bräutigam. — „An unsere Herzen; in unsere Arme!" rief Emilie im Tone feierlichen Gebotes, und die Drei hielten sich lange fest umschlungen.

„Man vermißte die schöne Braut!" flüsterte der Geheimerath der Wiederkehrenden zu, „während ein Theil der Gäste Befremdung verrieth, wollten Andere solchen kleinen Verstoß gegen die gesellschaftlichen Rücksichten sehr entschuldbar finden. Ich weiß nicht," lächelte er vielsagend, „welche Ansicht ich zu der meinigen zu machen habe? — Schon eine Scheidescene? meine Emilie!" wendete er sich an diese, in deren Blicken die Gefühle der vorherigen Minuten lesbar, „sie ist Dir nicht verloren; der liebende Umgang wird nur wenig unterbrochen werden; ein höherer Reiz des allerdings etwas selteneren Beisammenseins wird Euch Entschädigung bieten für die bisherige ununterbrochene Gemeinschaft. Der Austausch Euerer kleinen Herzenssachen setzt sich freundlich fort, die stillvertraute Schwesterbrust, die mitfühlend hegt und trägt, sie ist nicht fern. Sie werden oft bei uns sein, Du bei ihnen, ein stets willkommener, lieber Gast, Karstell schätzt ja auch .... Lakayen! Hier stehen leere Gläser!" — Der aufmerksame Wirth sah Alles. — „Excellenz lächeln!" wendete dieser sich an eine ältere Dame der Versammlung, „kaum daß meine jüngere Tochter den liebevoll tröstenden Worten des Vaters, wegen der ihr nun so nahen Trennung von der geliebten Schwester, ein halb aufmerksames Ohr geliehen, eilt sie wieder zu dieser, um ja keine der Minuten zu versäumen, da sie noch im Vaterhause weilt. Die innige Neigung der beiden Mädchen für einander übersteigt in der That Alles, was ich jemals Aehnliches sah. Dieser Umstand bewirkte es auch, daß selbst der Bräutigam, eigentlich wohl gegen die Weise eines solchen, Emilie nur ungern auf kurze Zeit sich dem Beisammensein mit ihm und Therese entziehen sieht. Bemerken Excellenz, wie er, eben dort, mit Beiden im Fenster stehend, in der Innigkeit seiner Rede keinen Unterschied wahrnehmen läßt, ob er diese an die Braut oder an Emilie richte. Geheimelegationsrath Graf Katzborn!" unterbrach er sich so laut, daß Aller Augen nach der Eingangsthüre sich richteten, verließ mit Aufsehen die Dame, ergriff Therese's Arm, winkte dem Finanzrathe und trat dem spät Erscheinenden geräuschvoll entgegen, die Neuvermählten ihm vorzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Israels Bestimmung.

Das Volk Israel hat sich nicht unter den andern Völkern der Erde verloren, ungeachtet es schon längst aufgehört hat, als ein in einem eignen Lande für sich bestehendes, zu einem Staatskörper verbundenes Volk zu leben. Es hat sich nicht verloren, noch den andern Völkern im Sinn und Glauben assimilirt, ungeachtet es, eben weil es Israel ist, von je überall gedrückt, beeinträchtigt, gehaßt, verfolgt wurde. Man kann sagen: ebendeßhalb ist es nicht, wie andere aufgelöste Völker spurlos verschwunden, weil man es stets zurückstieß; hätte man sich mit ihm befreundet, so wäre es mit den Christen verschmolzen, es wäre christlich geworden. Allein es hätte ja nur dürfen seinem Glauben und seinen Gebräuchen entsagen, und man hätte es in die Christenheit überall aufgenommen, es hätte alle Rechte der Christen genossen, die Verfolgung hätte ein Ende gehabt. Also im Glauben liegt's. Die Religion hat die merkwürdige Erscheinung bewirkt, daß das Volk Israel fortbestand; und wenn man von je die Israeliten nie verfolgt, überall so, wie andere Staatsangehörige behandelt hätte, sie hätten sich doch nicht verloren unter den Bewohnern der Länder, in denen sie lebten; man würde ebenfalls noch heute sie in der Zerstreuung existiren sehen, wie man sie wirklich jetzt noch sieht und erkennt. Daß sie aber noch da sind, daß sie fortleben mit ihrem Glauben, das dürfen wir nicht blos als Folge von gewissen Ursachen betrachten, sondern dafür müssen wir eine Bestimmung aufsuchen, und wenn diese erreicht ist, dann erst wird man nicht mehr von Juden reden, dann aber auch wird man nicht mehr von einer solchen Dogmatik reden, wie die der jetzigen Christenparteien ist. Wir wollen es kurz sagen, was wir meinen. Wir meinen eine Zeit, wo unter den Christen ein reiner Monotheismus, wie

Digitized by Google

ihn wirklich Jesus Christus lehrte, herrschen wird; denn das Dogma von der Trinität hat nicht Christus vorgetragen, sondern es ist zur Zeit der Abweichung vom ursprünglichen reinen Christenthume von Kirchenvätern und Kirchenversammlungen gemacht worden, hätte aber können nicht allgemeine Aufnahme finden, wenn es nicht den noch in heidnischen Vorstellungen befangnen bekehrten Völkern zugesagt hätte; denn die Opposition dagegen kommt nicht auf Rechnung der Volksmasse, sondern einiger Aufgeklärten, und die zur Durchsetzung des Dogmas gebrauchte Gewalt galt auch eigentlich nur diesen, nicht den Volksmassen; denn die Volksmassen gingen, wie wir an einigen germanischen Völkerschaften sehen, leicht vom Arianismus ab. Es ist dieses Dogma ein Beweis unter vielen Beweisen davon, daß sich eine Zeit nicht auf ein Mal von der andern losreißt. Die Heiden konnten, als das Christenthum zu ihnen gebracht wurde, es nicht ganz über sich gewinnen, völlig dem Polytheismus zu entsagen. So entstand ein Mittelding zwischen Polytheismus und Monotheismus. Wir glauben nun, daß die Bestimmung der Juden ist, eine der Brücken zu sein, über welche die Menschheit den Rückweg zum reinen Monotheismus nehmen wird, und dann werden Juden und Muhamedaner nicht mehr am Christenthume Anstoß nehmen.

G.

Feuilleton.

[Blasphemie.] Daß man sonst Manches zur Blasphemie machte, was keine war, darf uns nicht wundern; denn bei der thörigten Ansicht, daß Gott beleidigt werden könne und daß er im Zorn über Beleidigung die Blasphemie, die von einem einzelnen Menschen begangen wird, an einem ganzen Lande räche, wenn der Lästerer nicht von der Obrigkeit bestraft werde (weßhalb auch bei Strafe der, welcher eine Blasphemie mit anhörte, oder ansah, sie anzeigen mußte) — bei solcher Ansicht mußten noch mehr Thorheiten mitunterlaufen. Wundern aber muß man sich über die auffällig verschiedene Beurtheilung und Bestrafung bei Anklagen über Blasphemie, wie sie in neuer Zeit vorgekommen sind. Wenn ein Katholik zu seiner Frau allein sagte, die Hostie der Protestanten sei bloßer Mehlteig; so konnte er zufolge des Dogma's seiner Kirche gar nicht anders sagen, und dennoch verurtheilte ihn der Schöppenstuhl und die Juristenfacultät in Leipzig zu halbjäheiger Zuchthausstrafe. Höchstens konnte man die Rede des Mannes als eine mittelbare Blasphemie betrachten; aber dann soll das erste Mal nur eine freundliche Abmahnung eintreten. Demnach überteaf jenes Decisum vom Jahre 1833 und 1834 sogar die frühern Jahrhunderte. Dagegen wurde dem **Dr. Karl Gutzkow** vom badischen Hofgericht zu Mannheim nur eine vierwöchentliche Gefängnißstrafe zugesprochen, obgleich er in seinee „Wally" gesagt hatte: „Religion ist Product der Verzweiflung, das Christenthum eine aus hundert Ingredienzen zusammengekochte Latwerge; Jesus kam durch eine sehr bedenkliche Verwierung seiner Ideen auf den Glauben, er sei schon seinen Vorfahren als Befreier der Nation verkündet worden; die verunglückte Revolution des Schwärmers Jesu ließ etwas zurück, was zuletzt noch eine Religion wurde; die Apostel waren Menschen von bornirtem Verstande, hatten viel Aehnlichkeit mit unsern Theologen, daher es nicht ohne typische Vorbedeutung war, wenn neben der Krippe Jesu Ochs und Esel standen." — In Bezug auf manche Theologen mag die typische Vorbedeutung in Anwendung gebracht werden; aber Herr G. hätte nur sollen die Apostel sammt dem Meister und seiner Religion ungeschoren lassen; er hätte sollen lieber die allein geißeln, welche, weil sie Christum und die Apostel nicht verstanden, aus deren Worten eine Dogmatik entwickelten, die keineswegs das wahre Christenthum ist. Es ist ihm gegangen, wie Voltaire und den französischen Encyklopädisten und den englischen Deisten; er hat die reine Religion verwechselt mit der zeitlichen Dogmatik und mit ihrer trüben und düstern Erscheinung in der Zeit; denn es ist immer, wie noch jetzt, ein großer Unterschied gewesen zwischen dem ächten Christenthume und seiner zeitlichen Auffassung. — Ein Israelit hatte verächtliche Reden über die Menschwerdung Jesu in einer Wirthsstube geführt in Gegenwart mehrer Personen und wurde vom Obergerichte zu Hanau 1836 zu drei Monaten Zuchthausstrafe verurtheilt. Ein Hufschmied hatte in der Wohnstube eines Hausgenossen in Gegenwart meheer Personen geäußert, Jesus sei ein unehliches Kind und Johannes ein veekleidetes Mädchen gewesen. Die ihm vom Appellationsgerichte zu Leipzig zuerkannte Strafe von 1 Jahr Zuchthaus wurde vom Oberappellationsgerichte zu Dresden 1835 auf 3 Monate Gefängniß herabgesetzt. — Nun urtheile man, in welchem Verhältnisse die Strafen zu einander und zu den gethanen Aeußerungen stehen, die 6 Monate Zuchthaus, 4 Wochen Gefängniß, 3 Monate Zuchthaus für einen Israeliten und 3 Monate Gefängniß für einen Christen!

Gz.

* * *

[Fürstenthum Neufchatel.] Ueber das sonderbar scheinende Doppelverhältniß des Fürstenthums Neufchatel zur Schweiz und zum Könige von Preußen drückt sich ein edler Neuenburger, Dubois, also aus: „Der König von Preußen ist Fürst von Neuenburg in Allem, was das Innere betrifft; sobald es aber von den Beziehungen des Kanton's zur Schweiz sich handelt, ist er dem Kanton fremd und nur König von Preußen, und Neuenburg ist gleich jedem andern Kanton. Truppencontingente, Beiträge, Ernennung der auf die Tagsatzung zu sendenden Deputirten, deren Instruction, alles dies geht von den Landständen aus. Die Deputirten begeben sich zur Tagsatzung, berathschlagen, machen Anträge, geben ihre Meinung ab gemäß den empfangenen Instenctionen, ohne daß dee König durch die Regierung von Neuenburg etwas von den Vorgängen erfährt, kaum die Zusammenberufung der Tagsatzung weiß. —

In einer im vorigen Jahrhundert erschienenen Reisebeschreibung (Reise des Engländers Costigan nach Portugal) kommt eine sonderbare Meinung vor. Nachdem der Verf. berichtet hat, daß in Portugal das Volk bieder und gut, der Adel aber und die angesehenen Familien falsch und verdorben, hingegen in Spanien das Gros der Nation treulos und verdorben, die vornehmen Familien aber bieder und edler Gesinnung seien, erkläet er dieß aus den alten Schicksalen der Juden in jenen Reichen, je nachdem das Judenblut mit den vornehmen Familien sich vermischte, oder blos unter dem niedern Theile der Nation blieb.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 92.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Trinkspruch

in heiterem Kreise.

St. Paul stand mit Timotheus,
Dem frommen Mann, auf gutem Fuß
Und weil er nicht konnt' bei ihm sein,
Schrieb er ihm eine Epistel fein,
Mahnt ihn — er war kein Freudenhasser —
„Timothee, trink nicht mehr Wasser!
„Um Deines schwachen Magens willen
„Sollst Du den Durst mit Wein Dir stillen!"
Timotheus nahm sich das an —
Ei nun, er war ein folgsamer Mann —
Und von der Trauben süßem Blut
Ward bald sein Magen stark und gut.
Ihr Freunde, uns auch gilt der Gruß
Von Paulus an Timotheus,
Drum laßt um unsers Magens willen
Den Durst uns ja mit Weine stillen,
Doch wär' der Magen auch stark und gut,
Verschmäh'n wir d'rum nimmer der Trauben Blut,
Der Wein, der durch die Adern zieht,
Erfreut, erhellt, stärkt das Gemüth.
D'rum stoßet an, trinkt sauber aus:
Hoch lebe jedes fröhliche Haus!

Dr. Back.

Vergleichende Betrachtungen über alte Sagen.

(Schluß.)

Laut der Zendavesta feierte Ormuzd nach Vollendung der Schöpfung die Gahanbars (Feste). Ihrer sind sechs im Jahre, vertheilt nach Verschiedenheit der Zeit, wie Alles nach und nach hervorwächst. Das erste ist jetzt noch bei den Persern ein Schöpfungsfest, der Neujahrstag. Außer diesen Parallelen zu den Mosaischen Sagen lassen sich noch andere aus verschiedenen Theilen der Erde bei Völkern alter und neuer Zeit als Parallelen aufführen. Dieselbe Aehnlichkeit und zuweilen durchgängige Uebereinstimmung, wie in den Kosmogonien und Anthropogonien, in den Sagen vom Sündenfalle der Menschen u. s. w., findet sich in den Berichten von einer großen Fluth *). Beiseits liegen lassend, was sich hierüber aus griechischen und römischen Klassikern, (deren Parallelstellen zu dem Vorigen sich ebenfalls der klassisch gebildete Leser noch aus Hesiod, Plato und Ovid selbst in's Gedächtniß rufen möge) und andersher anführen ließe, erwähnen wir bei nochmaliger Rückkehr in den Sagenkreis der nordamerikanischen Indianer, daß die Hundsrippen von dem jungen Chappewee erzählen, er habe sich mit seiner Familie, um der schrecklichen Fluth nicht zum Raube zu werden, auf einem großen Kanoe eingeschifft und alle Arten Thiere mit sich genommen. Eine bei den Indianern Amerika's vorkommende Schöpfungssage läßt einen großen Vogel, dessen Augen Blitze schleudern und dessen Stimme donnert, über dem Chaos brüten; also wieder eine Vergleichung zu dem Schweben über dem, was ausgebildet werden sollte. Bei den Indiern in Asien schwimmt Whischnu über dem Wasser auf einem Blatte, und der erste Mensch entspringt aus ihm als eine Blume. Brama bringt ein auf der Oberfläche des Wassers schwimmendes Ei zur Reife, aus dessen Häuten

---

*) In Bezug auf das deutsche Wort Sündfluth in Luthers Bibelübersetzung stehe hier die Bemerkung, daß es nicht aus dem Wort Sünde (Uebertretung göttlicher Gebote) gebildet ist, sondern aus Sund (Gewässer); denn im Hebräischen steht mabul majim und kein Wort dabei, welches Sünde hieße. Wäre die Sünde gemeint, dann hätte auch Luther nicht Sündfluth, sondern Sündenfluth übersetzt, analog Sündenstrafe, Sündenelend, Sündentod.

Digitized by Google

Luft und Himmel und aus dem Inhalte alle Geschöpfe werden. Die Priester sind aus Brama's Haupte entsprossen, die Krieger aus seiner Brust, die Andern aus den Gliedern seines Leibes. Der Sündenfall wurde dadurch herbeigeführt, daß Riesen nach der Speise der Unsterblichkeit gruben. Bei der Fluth war Whischnu selbst das Steuerruder, wodurch die Geängstigten an das Land gebracht wurden.

Außer den Resultaten, die sich aus der Zusammenstellung solcher Sagen ziehen lassen, und auf deren Hauptresultat zu Anfange hingewiesen wurde, regen sich bei dem Denkenden noch mancherlei Fragen, zu deren Beantwortung theils Blicke in den Menschengeist, dem es eigenthümlich ist, nach den Ursachen von Allem zu fragen, theils eine genauere Kenntniß der Zeit- und Orts- und Lebensverhältnisse, unter denen die Sagen sich bildeten, führen. Zum Belege nur Zweierlei: Warum spielt in den morgenländischen Schöpfungssagen der Ruhetag eine Rolle? Man sagt: um einen Ruhetag in jeder Woche zu sanctioniren. Aber warum das? Wegen des Gottesdienstes? Herder hat bewiesen, daß der Sabbath ursprünglich weiter Nichts, als Ruhetag war; also wegen des Gottesdienstes eigentlich nicht, sondern weil der heiße Orient für den Menschen einen Ruhetag nach einer Reihe von Tagen nöthig macht. Ferner: warum spielt ein Thier den Verführer der Menschen? Die Thiere sind die Lehrer des Menschen im Nützlichen gewesen, z. B. in der Kenntniß der heilenden Kräuter; nach der Gestalt der Fische machte er sich das Fahrzeug; der spitze Schnabel der Vögel lehrte ihn, sich spitzige Werkzeuge und Waffen machen. Thiere nährten, kleideten ihn u. s. w. Deßhalb wurde einem Thiere auch die Anleitung zum Schädlichen und Bösen zugeschrieben. Zur Verführung gehört List und Annehmlichkeit; beides findet sich am Viperngeschlechte; es ist listig und hat einen angenehmen Geruch.

G†.

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Herr v. Rochoff hätte nicht in den höchsten, feinsten Zirkeln der Gesellschaft alt geworden, hätte nicht auf dem Parquet der Höfe und der ersten Häuser heimisch sein müssen, um ganz ohne Verdacht bleiben zu können. Unfähig wohl, das Eigentliche, mithin auch die Macht einer Liebe zu ermessen, wie sie in seines jüngsten Kindes Herzen lebte, wagte er doch nicht bestimmt anzunehmen, daß Emilie ihr Gefühl für Theodor völlig zu bekämpfen beabsichtige, daß Karstell in Therese den vollkommenen Ersatz für das ihm Versagte erblicke. Das Theater der größeren Welt, auf dem er seiner Zeit im Fache der Chevaliers, der Intriguants nicht ohne Anerkennung selbst aufgetreten, und im letzteren Fache noch immer thätig war, bietet wohl der ersteren wie lächerlichen Stücke genug, wo die Kirche kein Hinderniß ist, Attachements fortzusetzen oder neu anzuknüpfen; dann aber walten wohl fast durchgängig mehr physische Motiven vor. Der Geheimerath mußte sich selbst eingestehen, daß er weder Karstell noch Emilie, noch auch Therese völlig durchschaue. Der gute Vertrag der Schwestern stellte ein Verständniß als Statt findend dar. Worin man aber einverstanden, wollte dem sonst so durchdringenden Blicke des Staatsmannes noch immer unklar bleiben. Doch so viel erkannte der routinirte Schauspieler, daß seine Parthie ihm verbot, Verwunderung, Ungewißheit an sich erblicken zu lassen. Diese Ansicht lag den Bemerkungen zum Grunde, die er soeben jener Excellenz gemacht. Er nahm an, daß Karstell und Emilie, bevor ihre Stellung noch vor ihm sich ausgesprochen, vor dem Blicke Anderer möglicher Weise sich verrathen, daß Theodor's Verbindung mit Therese die Verwunderung dieser erregt, daß die innige Harmonie aller Drei mindestens diesen, wo nicht allgemein, höchst interessant erscheinen könne, und hielt es für seine Scene, den völlig Unbefangenen, den Sicheren zu zeigen. — Die Töchter des Hauses hatten vom Vater, der zufrieden, in der Hauptsache so leichten Sieg davon getragen zu haben, ihnen gern nachgab, es erlangt, daß nicht Ball sei. Die mehr ernste Stimmung des Brautpaares konnte Niemand entgehen und verhinderte, daß unter den jungen Leuten irgend ein froher Muthwille hervortrat. Die Haltung der Gesellschaft glich auf diese Weise weniger dem freudigen Begehen einer Vermählungsfeier, als der strengen Etikette der Höfe des 16. Jahrhunderts. — Noch war die Gesellschaft nach dem Soupé nur unlängst in die vorigen Zimmer zurückgekehrt, als die ersten Damen Anstalt zum Aufbruche machten. Herr v. Rochoff bot alle Künste, alle Feinheiten eines galanten Wirthes auf, seine Gäste länger verweilen zu machen. In peinlicher Verlegenheit, — ein Zustand, der ihm in seinem eigenen Hause ganz neu war, denn er hatte beabsichtigt, daß man von der Feier der Vermählung der älteren Rochoff'schen Tochter jahrelang sprechen sollte, — blickte er sich nach den Töchtern, nach Karstell um, damit sie ihm helfen möchten, die Aufbrechenden zu halten. Aber die er so verlangend suchte, wollten nicht in den Bereich seines Auges treten. — „Das Brautpaar ist unmittelbar nach Tafel in seine neue Wohnung abgefahren und hat mich beauftragt beim Vater seine Entschuldigung zu übernehmen;" sagte Frau v. Westphal leis in das erstaunte Ohr des Suchenden. — „Quelle indécence!" verbiß der Geheimerath kopfschüttelnd und händeringend, in Versuchung, mit dem Fuße zu stampfen, „und Emilie?" — Frau von Westphal war bereits zu einer Gruppe von Damen getreten und vernahm die Frage des verlegenen Festgebers nicht mehr. — Der Geheimerath durchschritt nachdenklich die Zimmerreihe. Er ließ den ver-

Digitized by Google

gangenen Tag noch einmal an sich vorüberziehen. Er fühlte sich unbefriedigt, ohne sich angeben zu können, vielleicht zum Theil angeben zu wollen, was ihm noch mangele. Sein Denken, sein Wiederholen gelangte bis zu dem Augenblicke, da er seine Kinder vermißte. Der Weltmann stutzte; der Vater konnte sich ein Erschrecken nicht ableugnen. Ohne gerade zu wissen, in welcher Absicht, schritt er über die Gallerie nach vorn. Die lange, breite Stiege langsam, in sichtlicher Erschöpfung aufwärts kommend, schritt Emilie ihm entgegen. Ihr Gesicht war bleich, das Auge starr. Das losgegangene Haar zeigte von gleichgültiger Nichtbeachtung ihres Auftretens, das Kleid war verdrückt, die Blonden vom feuchten Nachthauche schlaff. Die ganze Gestalt bebte, wie in winterlichem Froste, die Lippen bewegten sich zu ungewöhnlichen Gestaltungen. — „Sie haben einen schönen Tag gehabt, Vater!" zitterte ihr Mund, „Sie müssen so wohl, so befriedigt, so ..... gesättigt sich fühlen." — „Mein Kind!" .... wollte Rochoff das Wort nehmen. — Emilie's Zofe, die geliebte Herrin in solchem Zustande erblickend, eilte mit lautem Ausrufe des Schreckes herbei; Emilie nahm des Mädchens Arm und schritt ihren Zimmern zu. — „Gute Nacht, Vater!" stammelte sie, das, was dieser sagen wollte überhörend, und ihre Thüre schloß sich hinter ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Schullehrer Zumpo und sein Zögling Emanuel Nabold.

Episode aus einem Erziehungsroman.

Von

Hermann Marggraff.

Emanuel Nabold war nun schon seit einem Jahre Zögling der Parochial-Elementarschule zu St. Nikolai in der Hauptstadt des großen auswärtigen Reiches, welches zum deutschen Staatenbunde gehörte und mitten in Deutschland gelegen war. Er sah sich bereits in die Geheimnisse der Buchstabir- und Lautirmethode und der vier Species eingeweiht, schrieb richtige lithographirte Vorschriften ziemlich fehlerhaft ab, zeichnete, ebenfals nach einem Muster, auf der Schiefertafel sogar einen Hund, den man eben so gut für ein kleines todtgebornes Kameel halten konnte, wußte die zehn Gebote, hierunter selbst das mysteriöse sechste, auswendig, obgleich er als junger Skeptiker die Nothwendigkeit, das sechste, das neunte und zehnte Gebot auswendig lernen zu müssen, in Zweifel zog, da es ihm ja gar nicht einfiel, die Ehe zu brechen oder seines Nächsten Haus, Weib, Knecht, Magd oder Vieh zu begehren; höchstens begehrte er nach den schönen, rothen Kirschen, welche aus des Nächsten Garten herüberhingen, und deren er auch, da das Gebot sie nicht ausdrücklich einschloß, sich so viele zu eigen machte, als ihm nur möglich war und sein Stock erreichen konnte. Im Uebrigen hatte er seinen Schullehrer bisher weniger gefaßt, als dieser ihn, nämlich am Kragen oder an den Ohrläppchen, die eigends für die Fassungsgabe der Dorf- und Elementarschullehrer eingerichtet zu sein scheinen und, wenn sie gezupft werden, die Willensmeinung des Schullehrers aus dessen Hand sicher und richtig in den Gehörgang leiten. Ueberhaupt ist die Gegend um die Ohren eines Schulbuben ein höchst ergiebiges Terrain, um ihm alle Lehren der Weisheit und Tugend aufs gefühlvollste einzuprägen.

Der Lehrer selbst gehörte zur Gattung homo, denn er ging auf seinen beiden Beinen aufrecht und wußte sich seiner Vorderpfoten geschickt zu bedienen, besonders wenn es darauf ankam, die Grundsätze der Religion durch seinen Rohrstock auf den Rücken der Buben überzutragen. Die Kinder pflegten allerdings heimlich zu lachen, wenn sie im Kinderfreunde lasen, der Mensch unterscheide sich vom Viehe dadurch, daß er über sich emporblicken und die Sterne betrachten könne, was dem Viehe nicht möglich sei; aber Zumpo, wie der Lehrer hieß, hatte einen steifen Hals und blöde Augen überdieß, weßhalb er höchstens den gelben Stern erkennen konnte, der über dem Thore seiner Lieblingstabagie angebracht und der einzige für ihn sichtbare Stern von erster Größe war. Daß er spirituöse Getränke liebte, unterschied ihn ebenfalls vom Thier, welches sich zu einem so geistigen Genusse nicht erheben kann und daher stets bei gesundem Verstande bleibt; denn wenn sich auch der Mensch besaufen kann wie ein Vieh, so kann sich doch das Vieh nicht besaufen wie ein Mensch. Auch besaß er einiges Denkvermögen; doch reichten seine Begriffe bei Tafel nicht über das Tischtuch und in der Tabagie nicht über den nächsten Schluck hinaus; wie umfassend sie sich aber beim Unterricht gestalteten, werden wir demnächst sehen. Klein, hager und gelblich von Haut und struppigen Bartes, hatte er doch die Genugthuung, zwei Frauen in die Gruft geärgert und von beiden eine zahlreiche Nachkommenschaft zu haben. Jetzt ging er abermals auf Freiersfüßen, indem er sich um seine eigene Pflegetochter bewarb, die ein gar anmuthiges liebes Kind war. Das arme gute Geschöpf trug jetzt schon den Tod im Herzen und die Angst einer erzwungenen Ehe um die blauen Augen, wenn sie sich als Frau des sechzigjährigen Mannes dachte, der ihr fortdauernd die Pflicht der Dankbarkeit zu Gemüth führte. Aber noch hofft sie auf ihren heiligen Georg, einen jungen Schreinermeister, der sie aus den widerlichen Umzingelungen dieses Drachen befreien soll. Von Profession war Herr Zumpo eigentlich Schneider, aber im Kriege von 1813, durch welchen die Reihen der jungen Leute tüchtig gelichtet wurden, zum Schulfache übergegangen; hierzu glaubte er um so mehr Beruf zu haben, da sein Meister, welcher

Digitized by Google

selbst des Schreibens unkundig war, die von ihm verfaßten Rechnungen und Quittungen höchlich lobte; auch verriethen sie ein großes Talent für stylistische Darstellung und wiesen höchstens nur so viele orthographische Fehler auf, daß er auf die Frage, was denn jenes oder dieses Wort eigentlich zu bedeuten habe, nach einigem Nachdenken in der Regel einen zufriedenstellenden Bescheid geben konnte.

Am heutigen Tage fand gerade große Schulprüfung statt, wobei einige Mitglieder der Schulcommission und einige Abgeordnete des Stadtviertels anwesend waren. Man sah ihnen einigen Zwang, eine gewisse Verdrießlichkeit und Gleichgültigkeit an, die wenig mit dem Pathos harmonirte, womit Herr Zumpo den feierlichen Actus eröffnete; die Herren vermutheten, gelangweilt zu werden; aber Zumpo wußte sie sehr bald in eine launige Stimmung zu versetzen. Die Prüfung im Religionsunterrichte begann er, nachdem er sich seine Brille aufgesetzt, wie folgt:

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Der heilige Rock zu Trier.] Ein katholischer Priester, Johannes Ronge von Laurahütte, giebt in den „sächsischen Vaterlandsblättern" ein Urtheil über die Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier ab, das sehr bemerkenswerth ist. Wir theilen dasselbe auszugsweise mit: „Was eine Zeitlang wie eine Fabel, wie Mähr an unser Ohr geklungen, daß der Bischof Arnoldi von Trier ein Kleidungsstück, genannt der Rock Christi, zur Verehrung und religiösen Schau ausgestellt, Ihr habt es schon gehört, Christen des XIX. Jahrhunderts, Ihr wißt es, deutsche Männer, Ihr wißt es, deutsche Volks- und Religionslehrer, es ist nicht Fabel und Mähr, es ist Wirklichkeit und Wahrheit. — Ein Götzenfest ist es, denn viele Tausende der gläubigen Menge werden verleitet, die Gefühle, die Ehrfurcht, die wir nur Gott schuldig sind, einem Kleidungsstücke zuzuwenden, einem Werke, das Menschenhände gemacht haben. — Durch dieses unchristliche Schauspiel wird dem Aberglauben, der Werkheiligkeit, dem Fanatismus und was damit verbunden, der Lasterhaftigkeit Thor und Thür geöffnet. — Und der Mann, der dieses Kleidungsstück zur Verehrung und Schau öffentlich ausgestellt hat, der religiöse Gefühle irre leitet, dem Aberglauben, der Lasterhaftigkeit Vorschub leistet, der dem armen, hungernden Volke Gut und Geld entlockt, der die Wetterwolken, die schwer und düster über unsern Häuptern schweben, noch stärker zusammenzieht, dieser Mann ist ein Bischof, ein deutscher Bischof, es ist Bischof Arnoldi von Trier. — Bischof Arnoldi, ich wende mich darum an Sie und fordere Sie kraft meines Amtes und Berufes als Priester, als deutscher Volkslehrer und im Namen der Christenheit, der deutschen Nation, der deutschen Volkslehrer auf, das unchristliche Schauspiel der Ausstellung des heiligen Rockes aufzuheben, das erwähnte Kleidungsstück der Oeffentlichkeit zu entziehen, um das Aergerniß nicht noch größer zu machen, als es schon ist! — Denn wissen Sie nicht — als Bischof müssen Sie es wissen — daß der Stifter der christlichen Religion seinen Jüngern und Nachfolgern nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterließ? Sein Rock, Bischof Arnoldi, gehört seinen Henkern! — Wissen Sie nicht — als Bischof müssen Sie es wissen — daß Christus gelehrt: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Wissen Sie nicht — als Bischof müssen Sie es wissen — daß das Evangelium die Verehrung jedes Bildnisses, jeder Reliquie ausdrücklich verbietet. — Der Geschichtsschreiber ergreift schon den Griffel, um Ihren Namen, Arnoldi, der Verachtung bei Mit- und Nachwelt zu überliefern und bezeichnet Sie als Tetzel des XIX. Jahrhunderts! — Sie aber, meine deutschen Mitbürger, wenden Sie Alles an, daß dem deutschen Namen nicht länger solche Schmach angethan werde. Sie haben Stadtverordnete, Gemeindevorsteher, Kreis- und Landstände, wohlan, wirken Sie durch diese, die Geistesnacht nimmt immer mehr und mehr überhand. Erzürnen Sie nicht die Manen ihrer Väter, welche das Capitol zerbrachen, indem Sie die Engelsburg in Deutschland dulden. Lassen Sie nicht die Lorbeerkränze eines Huß, Luther, Hutten beschimpfen. Leihen Sie Ihren Gedanken Worte und machen Sie Ihren Willen zur That! — Endlich, meine Amtsgenossen, schweigen Sie nicht länger, denn Sie versündigen sich an der Religion, an dem Vaterlande, an Ihrem Berufe, wenn Sie länger schweigen, länger zögern, Ihre bessere Ueberzeugung zu bethätigen.

* * *

Der König Friedrich Wilhelm I. träumte einst, es gäbe ihm jemand einen Becher voll Blut zu trinken. Der Traum war ihm bedenklich, und er ließ einen Prediger holen, daß er ihm den Traum auslegte. Dieser sagte: „Ich vermuthe, Ew. Majestät werden Krieg bekommen und siegen." „Es ist nicht wahr," sagte der König zornig, Er ist ein Schmeichler, gehe Er." „Holt mir den Schubert von der Friedrichskirche," befahl er weiter. Schubert kam, und um seine Meinung befragt, antwortete er: „Ich bin kein Traumausleger, aber wenn ich mein Urtheil sagen darf, so meine ich: das Blut bedeutet einmal die Ungerechtigkeiten, die theils mit, theils ohne Wissen Eurer Majestät vorgehen, z. B. bei Werbung großer Leute u. s. w." „Ich habe es gedacht," sagte der König zum Prediger, und nachdem dieser weg war, zu den Andern: „Hab' ich's nicht gleich gesagt, daß der Schubert kein Schmeichler ist."

[Stärkung.] Was die innere Kraft, wenn sie in der anhaltenden Arbeit ermattet, am schnellsten und sichersten wiederbeleben könne, ist eine Frage, die vielfach aufgeworfen und eben so vielfach durch die That beantwortet worden ist. Leibnitz und Kant fanden ihre großen Gedanken am leichtesten auf dem Spaziergange. Marschner, der geniale Componist des Templer und Hans Helling, ist ihnen darin ähnlich. Schiller brauchte die schweigende Nacht zur Gehülfin seiner Begeisterung; Mozart die Champagnerflasche. Hayden aber, hat sich zu seiner unsterblichen Schöpfung, seinen Jahreszeiten ꝛc. ꝛc. die Begeisterung anderswo geholt! Er selbst, als man ihn in einer Gesellschaft nach seinem Stärkungsmittel fragte, antwortete bescheiden, er habe in seiner Wohnung eine kleine Hauskapelle; dahin gehe er und bete, wenn er sich ermattet fühle; und dieses Mittel habe seine stärkende Wirkung bei ihm noch nie verfehlt. **E. M.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 93.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Trinkspruch

beim heiterm Kirmesschmause.

Bekämpfen wir auch frank und frei
Die römische Papisterei,
All' ultramontane Trabanten
Und ihre Geistesverwandten,
So haben wir doch vom Alten
Das Gute beibehalten,
Und pflegen's mit Lieb' und mit Treue
Und geben ihm Festesweihe.
Drei Heil'ge sinds vor Allen,
Die uns gar wohl gefallen:
Jüngst sprach in frohem Kreise
Ich schon in gleicher Weise
Von „Paulus an Timotheus"
Und brachte seinen heitern Gruß;
Ein andrer Heil'ger ist heut am Bret,
Glänzt im Kalender fest und stät:
Der heil'ge Martin lobesan
Schaut uns mit heiterm Gesichte an,
Er hat sein fettes Gänseheer
Geliefert unter der Köche Speer,
St. Peter auch hat seine Fische
Gesendet auf unsre geschmückten Tische.
So stoßt denn an: „Timothei Wein!" —
St. Paulus ladet selbst uns ein,
St. Martins fettes Gänschen,
St. Peters Karpfenschwänzchen!
Trinkt aus und thut genug
Des wackern Luthers gutem Spruch:
„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang!"

Dr. Back.

Die Convulsionärs.

Ist's doch, als ob die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts allerlei Erscheinungen in der katholischen und protestantischen Kirche zu Tage bringen wollten, um uns zu der Ueberzeugung zu bringen, daß neben Vernunft auch Unvernunft und Verkehrtheit in dem geistig cultivirten Europa noch eine große Rolle spielen, denn sonst wären jene Erscheinungen nicht möglich. Bald hier, bald dort bemerkt man Versuche, ob man nicht die Geister wieder fesseln könne, Versuche, ein den andern Geistern vorleuchtendes Licht nach dem andern auslöschen, oder unscheinbar zu machen, Versuche des Verfinsterungs- und Verdummungssystems in verschiedener Gestalt, grob und fein angefangen; verlegene Waare aus der Rumpelkammer alter vergessener Dogmatik wird als Glaubenslebensessenz, als ein Universalmittel gegen alle Schäden der Zeit angepriesen vom Minister bis zum Dorfpfarrer herab; man wird immer mehr wüthig-fanatisch, je mehr man christlich zu sein behauptet und Andere christlich zu machen sucht; aber zu dem Christenthum gewisser Leute stimmt Christus, der ächte, nicht, der durch die trübe Brille der Kirchenlehrer angeschaute, eben so wenig, als der Jesuitismus zu dem reinen Namen Jesu. Wir könnten noch lange so fortfahren zu reden über das, was zu Spott und Schande der Christenheit dieser Zeit ist, halten aber ein und sagen kurz: als ob keine Tollheit fehlen sollte, müssen auch noch Convulsionärs auftauchen, wie man von Colmar gelesen hat. Neues sind sie nicht, wie all die vorhin angedeuteten Erscheinungen und Bestrebungen nichts Neues sind. In der katholischen Kirche sah sie das vorige Jahrhundert auf Seiten einer mit den Jesuiten verfeindeten Partei, der Jansenisten. Wir müssen etwas weiter ausholen, um die ganze Sa-

Digitized by Google

che im Zusammenhange zu sehen. Cornel Jansen, Bischof von Ypern, hinterließ bei seinem Tode 1638 einen schwerfällig geschriebenen Folianten unter dem Titel Augustin, worin er die Lehre dieses orthodoxen Kirchenschriftstellers von der Gnade vorgetragen hat. Sterbend hatte Jansen seine Freunde gebeten, dieses Werk, woran er 40 Jahre gearbeitet habe, drucken zu lassen. Die Jesuiten wichen in ihrer Ansicht über die Einwirkungen der göttlichen Gnade von dem Augustinianismus ab und machten, weil Jansen diesen in seinem Werke vorgetragen hatte, darüber Lärm; sie gingen den Papst an, zu verdammen, was auch geschah, wobei jedoch die päpstliche Untrüglichkeit in Frage kam. Die Jesuiten hatten, das muß man zugeben, eine richtigere Ansicht von dem Wirken der Gnade, als der erste und zweite Augustin; aber wozu der Lärm? warum S. Heiligkeit so in Verlegenheit bringen? Freilich war es dabei mit auf Männer abgesehen, die den Jesuiten nicht hold waren und schon ebendarum Partei für die Jansenisten nahmen; denn bald redete man nicht blos von Jansen's Buche, sondern von Jansenisten, die, je länger der Zwist dauerte, desto mehr an Zahl zu wachsen schienen. Auch hatte Jansen sein ganzes Leben hindurch manche Händel mit den Jesuiten gehabt und war abgesagter Feind ihrer politischen und theologischen Usurpationen gewesen. Die Jansenisten verwarfen die päpstlichen, gegen sie gerichteten, Bullen. Unter vielen Abwechselungen dauerten die Streitigkeiten bis hinein in das 18. Jahrhundert; am Ende zogen sich die Jansenisten in die Niederlande zurück, wo sie bis auf diesen Tag als Katholiken zwar, aber von der römischen Kirche getrennt, (als Schismatiker) fortdauern unter ebenfalls jansenistischen Bischöfen. So oft ein neuer Bischof bei ihnen den bischöflichen Stuhl besteigt, wird er vom Papste verdammt; allein davon hängt Nichts ab; das ist wirkungslose Form.

(Schluß folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Daß Therese, wenn die jüngere Emilie vor ihr die Wahl, das Eigenthum eines jungen Mannes ward, im Vaterhause veralten werde, war Herr v. Rochoff wohl nicht thörig genug anzunehmen. Er war aber zu wenig Vater des Hauses, war zu sehr Mann der feinen Welt; er betrachtete die erwachsenen Töchter als junge Damen, sich als ihren ritterlichen Beschützer und hielt es für seine Pflicht, von der ältesten das Dementi abzuwenden, was die zeitigere Vermählung der jüngeren Schwester seinen Begriffen nach ihr bringen mußte. So scheuete er sich nicht, dem, was seine Ansichten das Schicklichere nannten, jedes Opfer zu bringen; so mußte Alles verstummen, was in der Kinder, in Karstell's Herzen dagegen sprach. Auch vermochte er nicht, eben jene Stimme der Herzen zu begreifen, da in ihm nie eine solche erklungen. In seinen jüngeren Jahren, bestürmt von einer eitlen Mutter, die noch das Haus des Sohnes gebauet sehen, die noch diejenigen erblicken wollte, denen einmal der unermeßliche Reichthum ihres einzigen Erben zufallen werde, schauete er sich flüchtig unter den Töchtern der Residenz und des Landes um. Seinen Blick konnte natürlich nur hoher Rang, Einfluß, Vermögen der Familien, vielleicht aus Eitelkeit Schönheit, anziehen. Daß er in Mathilde von der Resch einen Juwel gefunden, war vielleicht ihm allein versagt zu erkennen, er hatte nicht nach dem gesucht, was sie zu einem solchen machte. Wohl hätte später es ihm klar werden sollen, welch ein Loos aus der verhängnißvoll-geheimen Urne er gezogen, aber ihm mangelte der Blick, dem es vergönnt, es eben zu erkennen, wie die geliebte Gattin, schöne Himmelsgabe, ja so oft der leuchtende Schlußstein an des Mannes Lebensgebäude ist. Wie sollte der Mann in höherem Alter Empfindungen nachholen, die dem Jünglinge fremd geblieben? Er konnte sich nicht sagen, daß bei einer Verbindung für des ganzen Lebens Dauer das Herz seinen Antheil haben müsse; ihm genügte es, wenn nur die Anforderungen erfüllt waren, die die Gesellschaft an ein gutes Haus zu machen pflegt. — Emilie's Erscheinung, wie sie in jener frühen Stunde des Morgens nach der Vermählungsfeier der Schwester ihm vortrat, wollte ihm bedenklich, wollte ihm eine Mahnung an den Vater dünken; als sie aber am folgenden Tage ruhig still des Hauswesens Ruder ergriff, überredete er sich, mit unfreiem, mit vergrößerndem Blicke gesehen zu haben, und nannte die geistige Aufregung, die körperliche Ermattung, die er bei alledem an seinem Kinde wahrgenommen zu haben, nicht verneinen konnte, des Mädchenherzens letzten Kampf, dem ruhige Ergebung nun gefolgt. — Es ist nicht alles Ruhe, was oft als solche uns erscheinen will. Nicht immer raucht, nicht immer dröhnt es aus des Kraters Schlunde; in dem gewaltigen Bauche des Berges aber, ob es auch oben schlafe, kocht seine Lava ewig fort. Ob das Empfinden auch nicht stets in's Auge trete, ob es verschmähe, sich durch des Mundes Wort zu künden, es lebt im Herzen, ewig wach.

Wir haben den Zeitraum eines Jahres verstreichen lassen und fordern nunmehr unser Publikum auf, uns zu Karstells zu begleiten. Wir treten nur einen Augenblick später als Theodor selbst im Zimmer der jungen Hausfrau ein. Ein Dienstgeschäft hatte den Gatten auf einige Stunden des Nachmittages vom Hause entfernt gehalten, und wir beobachten, wie er mit dem Ausdrucke hoher, schöner Innigkeit Therese's Hand an seine Lippen zieht, wie sie, nicht völlig unbefangen, den schönen Mund ihm beut, wie ein schnell wieder zurücktretendes Roth des jungen Weibes jetzt weniger

Digitized by Google

volle Wange überhaucht. Wir hören Fragen, Erwiederungen wechseln, Reden tauschen, wie hohe Theilnahme, zarte Besorgniß nach kurzer Trennung pflegen. Wir sehen Theodor Therese's Zimmer jetzt verlassen. Ihr Blick bleibt fest haften an der Thüre, durch die er abgegangen; es scheint ihr Gesicht es auszudrücken, sie wisse, daß er wiederkehre; es scheint, es mühe sich ihr Ohr, den Klang der Schritte zu erlauschen, die ihn ihr wiederbringen. Es wiederholt sich, so wie es vorhin an ihr sich malte, das Erröthen, und ihre Rechte drückt sich auf die junge Brust. Theodor tritt wieder ein. Es holt das junge Weib die leichte, feine Arbeit, mit der es vorhin am Fenster beschäftiget war, und Beide nehmen traulich im niederen Divan Platz. — Von jenen alltäglichen Gesprächen, wie sie oft in den höheren Ständen zwischen Gatten, die schon ein Jahr lang vermählt, oft herrschen, vernahm man nichts, vielmehr begann Therese, ohne das Auge von der Arbeit zu erheben: „Emilie, wo sie doch bleibt, sie wollte heute recht zeitig kommen. Ich sandte schon um Mittag zu ihr," fuhr sie nach einer Pause fort, „ein Muster zu verlangen. Sie ließ mir sagen, daß sie sich viel wohler heut fühle, als seit lange, und heut ganz früh schon zu uns käme. Du bist so still, mein Freund," redete sie zu Theodor, als dieser noch immer fortfuhr zu schweigen, und strich das Haar ihm aus der Stirn. Doch war sie ernst dabei, weit ernster, als bei so herrlicher Vertraulichkeit das süß empfindende Weib wohl meist dem Gatten sonst erscheint. „Du erwiederst mir nichts?" — Als schrecke er aus tiefem Sinnen auf, ergriff Theodor die Hand, die ihn so zart berührt und hauchte: „Therese." — „Du bist so still, so ernst," zögerte diese, „ich sprach von unserer Emilie." — Man vernahm jetzt den nur wenig lauten Klang eines mehr bedächtigen als übereilten Aufwärtskommens auf der langen, hohen Stiege draußen. Therese's Aufmerksamkeit drückte zugleich einige Verwunderung aus; sie erwartete die Schwester, welche sonst gewohnt war, schnelleren Ganges die Treppe hinter sich zu lassen. — „Und doch ist sie es!" sprach Therese, ohne aus dem Laute ihrer Stimme jene Verwunderung ganz entfernen zu können, und schritt der Kommenden entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Schullehrer Zumpo und sein Zögling Emanuel Rabold.

(Fortsetzung.)

Zumpo. Woran, Ihr Lieben, erkennen wir die Allmacht und Allgüte Gottes?

Die Kinder. An einem Eichbaum, der an der westpreußischen Küste wächst.

Zumpo. Warum an einem Eichbaum, meine Kinder, der an der westpreußischen Küste wächst?

Die Kinder (durcheinander). Ja, weil wir ihm den Kaffee verdanken, den uns früh unsere Mutter kocht.

Zumpo. Sehr gut, meine Kinder! Aber wie verdankt Ihr ihm den Kaffee, den Euch früh die Mutter kocht?

Die Mitglieder der Schuldeputation sahen sich verwundert an, mit einem fragenden Lächeln, welches Neugier und Erstaunen ausdrückte. Die Kinder aber antworteten rasch: „Ja, weil man aus dem Eichbaum ein Schiff zimmert und das geht nach Westindien und darauf wird der Kaffee zu uns gebracht."

Zumpo. Und wenn der Eichbaum nicht wäre —

Die Kinder. So könnten wir und der Herr Schullehrer keinen Kaffee trinken.

Zumpo. Und hieran erkennt man, was?

Die Kinder. Gottes Güte und Allmacht.

Zumpo. Aber noch Etwas. Daß — daß —

Die Kinder schwiegen oder wiederholten im verwirrten Chor: daß — daß — „daß man einem Dinge," half Zumpo ein, „oft nicht ansieht" — „was daraus werden kann," schrien die Kinder. — „Wie aus Euch dummen Jungen mit Gottes und wessen Hülfe?" fragte Zumpo — die Kinder schwiegen; nur Emanuel antwortete dreist: „und mit Hülfe von des Herrn Zumpo Rohrstock." — „Richtig!" fuhr dieser zornig auf und griff wie unwillkührlich nach dem Rohrstock. — „Etwas Gescheidtes werden kann, wie aus Dir, Du dummer, naseweiser Bube!" — Herr Zumpo hatte zu einer thatsächlichen Demonstration gegen Emanuel nicht übel Lust; aber einer der Herren Deputirten ergriff ihn am Arm und bedeutete ihn: die Schuldeputation sei nicht gekommen, um Executionen beizuwohnen; sie wüßten übrigens von seiner Methode, den Kindern religiöse Begriffe beizubringen, genug, und bäten ihn jetzt, der Jugend einige Fragen aus der vaterländischen Geschichte vorzulegen.

Herr Zumpo kam in einige Verlegenheit, rückte an der Brille, blätterte in einem Buche, worin für Alles, für Religion, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte in sehr gedrängter Weise gesorgt war, und begann endlich:

„Kennt Ihr eine kleine Stadt, Ihr Jungen, welche in der Geschichte berühmt worden ist?"

Charlottenburg, schrien die Einen, Spandau die Andern, Einige nannten sogar Köpenick, welches allerdings eine Art traurigen Rufes genoß; und so wurden noch mehrere kleine Städte genannt, die wie ein Kranz von Gänseblümchen die Tulpe im Mittelpunkte, die Hauptstadt, einrahmten. Herr Zumpo meinte jedoch Fehrbellin.

„Was geschah bei Fehrbellin?" fragte Herr Zumpo. Die Kinder waren halsstarrig genug, nicht zu antworten.

Digitized by Google

„Dort schlug der große Kur — Antwortet: Kur — Kur —“ „Kurschmied!“ erwiederte Emanuel rasch; „ja, der große Kurschmied!“ wiederholten die Andern beherzt. „Was steht auf der langen Brücke, Ihr Kinder?“ prüfte der Schullehrer weiter.

„Ah, der große Kurfürst!“ jubelten Alle auf — nur Emanuel behauptete zuversichtlich: „Ein großer Laternenpfahl!“

„Und wen schlug der große Kurfürst bei Fehrbellin?“ fragte Herr Zumpo weiter.

Abermalige Stille! — „Die Schwe — Schwe —“ rief der Schullehrer — „Schwerenöther!“ ergänzte Emanuel. Emanuel fühlte etwas hinter den Ohren, wie ein Summen. „Warum antwortest Du, Esel?“ fuhr der erzürnte Schulmeister auf.

„Ja, Sie sagen immer, Herr Schullehrer!“ greinte Emanuel, „wir sollen Ihnen keine Antwort schuldig bleiben; Schläge kriegen wir einmal doch, mögen wir falsch antworten oder gar nicht, und da antworte ich lieber auf Gerathewohl.“

„Eine durchtriebne Canaille, die's faustdick hinter den Ohren hat,“ sagte Herr Zumpo zu den unwillkürlich lachenden Männern der Schuldeputation, deren Einer jedoch bemerkte, der Knabe antworte doch nicht ohne Princip und Logik, übrigens hätten er und die Deputation hinlängliche Proben von der Methode, welche der Herr Schullehrer im Geschichtsunterricht befolge, und man ersuche ihn jetzt, zur Erdbeschreibung überzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[In Sachen der Sprachreinigung.] Das Streben nach Sprachreinigung, nach Sprachreinheit (der sogenannte Purismus) wird vielfältig mißachtet, bespöttelt, lächerlich zu machen gesucht. Wohl kann es dazu nothlos selbst Anlaß geben, wenn es zur maßlosen Sucht wird, welche Fremdwörter ausstoßen will, für welche unsere deutsche Sprache kein entsprechendes Wort hat und haben kann, weil der Begriff nicht heimisch ist, mithin nur durch Umschreibung deutsch wieder gegeben werden kann. Aber der denkende Freund der deutschen Sprache und der klaren volksverständigen Sprachweise wird es, auch ohne Purist zu sein, nicht billigen können, wenn in öffentlichen gerichtlichen Anzeigen, welche namentlich Leuten von nichtwissenschaftlicher, insbesondre von nichtjuristischer Bildung gewidmet sind, in Anzeigen, welche sie zu Geltendmachung ihrer Rechte, bei Verlust derselben, auffordern sollen, ein juristischer Kunstausdruck den andern jagt und überbietet.

[Eine solche gerichtliche neuerliche Anzeige enthielt in etwa 40 gebrochenen Zeilen unter Anderm folgende Fremdwörter: Annonce statt Anzeige; Insufficienz statt Ueberschuldung; autorisirt statt ermächtigt; resp. statt bez.; sich legitimiren statt sich ausweisen; publiciren statt eröffnen; liquidiren statt aufrechnen; Cridar statt Gemeinschuldner, Gantmann; Creditor statt Gläubiger; Citation statt Ladung; Notification statt Nachricht; curator litis et bonorum statt Streit- und Güterpfleger; Präclusion statt Ausschließung; präcludirt statt ausgeschlossen; Präjudiz statt Rechtsnachtheil; beneficium restitutionis in integrum statt Rechtswohlthat der Wiedereinsetzung in vorigen Stand; documentiren statt bescheinigen; Transakt statt Vergleich oder Uebereinkunft; Priorität statt Vorzugsrecht; distribuiren statt vertheilen; Mandatar statt Bevollmächtigter rc. rc.]

Wohl mag jeder in solchen Dingen Geschulte, wohl mag mancher Andre aus eigener unerfreulicher Erfahrung derlei Fremdwörter ohne Weiteres verstehen, mögen Andre ihren Sinn aus dem Zusammenhange ahnen oder durch ihren Rechtsfreund erfahren; es sollte das aber eine Gerichtsbehörde nicht voraussetzen, sondern ihre öffentlichen, dem Geschulten und Erfahrenen wie dem schlichten Bürger und Bauer ohne solche Schule und zu seinem Glücke noch ohne solche Erfahrung gewidmeten Anzeigen sollten durch sich selbst verständlich sein. Bequemlichkeit und wissenschaftliche oder auch nur fachmäßige Verwöhnung streitet freilich dagegen, und es thut Manchem wohl, wenn er ganz gewöhnliche Dinge durch Benennung mit fremdländischen Ausdrücken im Lichte der Ungewöhnlichkeit, Eigenthümlichkeit, Tiefsinnigkeit, Gelehrtheit erscheinen lassen kann.

[Dies gilt unter Anderm von Worten wie: Autopsie statt Augenschein, Besichtigung; er gerirte sich traitabel statt er ließ sich behandeln; Association statt Verein; Alienation statt Entäußerung, Entfremdung, Entwendung; Chance statt Wechselfall; diffamiren statt verläumden; dismembriren statt zerstückeln; desavouiren statt verneinen, ablehnen; Infamie statt Ehrlosigkeit; Institut statt Anstalt; Impuls statt Antrieb, Anregung, Anstoß; Coätan statt Zeitgenosse; Experienz statt Erfahrung; Marginalattest statt Randzeugniß; majorenn, minorenn, statt groß- oder volljährig und unmündig oder minderjährig; operativ statt ausübend; prägraviren statt überbürden; präponderant statt überwiegend; philanthropisch statt menschenfreundlich; realisiren statt verwirklichen; Resultat statt Ergebniß; subsidiarisch statt aushülflich; Symmetrie statt Ebenmaß; litigandi temeritas statt Streitvermessenheit rc. rc.

Ein Beispiel aus Acten: ein Bauer hatte Bier zu schänken angefangen; dagegen schritt der Gutsherr ein, weil er allein schänkberechtigt sei; der Gerichtshalter forderte den Bauer vor und verbot ihm alle und jede Schänkwirthschaft, „weil der Gutsherr nebst der Marktgerechtigkeit“ das „jus braxandi, hospitandi et cauponandi cum jure prohibendi“ habe und damit ward der Bauer entlassen, der durch die ihm unverständliche Gelahrtheit seiner wohllöbl. Obrigkeit nicht absonderlich erbauet sein mochte.]

Wissenschaftliche Erörterungen, Verhandlungen und Schriften mögen immerhin ihre Regel für sich haben und behalten. Im gewöhnlichen Lebensverkehre aber sei man rein deutsch, klar und wahr in Sinn und Rede.

Dr. Back.

Unsere Vorfahren haben sich die undankbare Mühe genommen, durch die den Namen der Personen beigesetzten Titelbeiwörter die verschiedenen Stände zu unterscheiden. Noch mehr, als die auf den Briefadressen zu findenden, kannte der Kanzleistyl. Von allen diesen konnte man bei Personen, die nach ehemaligen Begriffen anrüchig waren, keinen Gebrauch machen; aber ohne Titel ging's nicht, und man wußte sich zu helfen. Das sieht man aus der Bezeichnung, die der Kanzleistyl für den Scharfrichter hatte; sie lautete: „Unser lieber Nutzbarer.“

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 94.  1844

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Rose und Schmetterling.

Nach dem Flämischen von Dautzenberg, in's Hochdeutsche übertragen

von

Maria von Plönnies.

Die Rosenknosp' entblühte
Als bald der Mai entschwand,
Der Liebesstern erglühte —
Sanft über'm Frühlingsland.

Da schaut aus Moos die Rose
Erröthend in die Rund,
Es tropfen aus Kelchesschooße
Viel Perlen auf den Grund.

Und da im Mondlicht reine
So lachend hing die Ros',
Erglänzt in hellem Scheine
Ihr glüh'nder Purpurschoos.

Da schwebt auf jungen Schwingchen
Aus Mondenlicht hervor
Zur Ros' ein Schmetterlingchen,
Die er für sich erkor.

Er wähnt die Ros' sein Liebchen,
Küßt's Grübchen in der Wang',
Sich wehren gegen's Diebchen
Das kann die Ros' nicht lang.

Es stillet sein Verlangen
Und küßt sie glühend roth,
Sie — läßt das Köpfchen hangen,
Und träumt von frühem Tod.

Die Convulsionärs.

(Schluß.)

Es ist manches Mal vorgekommen, daß, wenn Einzelne oder ganze Parteien recht gedrückt waren, sie zu Wundern ihre Zuflucht nahmen, sei es, daß ihre gereizten Seelen wirklich an die Wunder glaubten, die sie von sich erzählen und erzählen ließen, oder daß sie durch eine Wunderdichtung beweisen wollten, daß sie Gott auf ihrer Seite hätten, während die Menschheit gegen sie stand, oder daß Beides mitwirkte, um von Wundern die Leute reden zu machen. Ohnedieß standen die Jansenisten im Rufe großer Frömmigkeit und wurden von Vielen geachtet, um so mehr mußte es wirken, als auf einmal es hieß, es geschähen bei ihnen Wunder; aber keine machten so viel Aufsehen, setzten das ganze katholische Frankreich so sehr in Bewegung, veranlaßten endlich die wichtigsten Untersuchungen, als die Wunder des jansenistischen Abbé Franz Paris. Er lebte so streng und casteiete sich so, daß er sein Leben nur auf 37 Jahre brachte († 1727). Sogleich nach seinem Tode erscholl das Gerücht von Wundern an seinem Grabe. Mit der Neugierde, wovon großer und kleiner Pöbel einer volkreichen Stadt sehr gern angesteckt zu werden pflegt, eilt Alles in Paris zum Grabe hin. Ungläubige und Spötter wurden hier bekehrt, wie es hieß; Kranke, an deren Wiederherstellung die größten Wundärzte verzweifelten, wurden gesund — natürlich so, wie in Trier. — Mit Stückchen Erde vom Grabe des Wunderthäters curirte man sich, und wie die heil. Marie wurde der fromme Paris angerufen. So ging's vier Jahre lang fort; aber das war noch nicht genug; 1731 wurden die Convulsionen Mode. Die meisten bekamen fürchterliche Convulsionen am Grabe, und da selbst Kinder davon befallen

Digitized by Google

wurden, wenn man sie auf das Grab legte, wurde die große Masse noch mehr in der Ansicht bestärkt, daß kein Betrug dabei im Spiele sei. 1732 ließ der König den Kirchhof zumauern. Dadurch wurde der Fanatismus nur noch mehr entzündet, und die Convulsionen noch häufiger und heftiger. Alle Ausschweifungen solcher schwärmerischer Parteien zeigten sich täglich in furchtbaren Phänomenen. Vergebens befahl der König 1733, die Convulsionärs in die Gefängnisse zu werfen; sie verstärkten sich zusehends. Der höchste Punkt dieser sonderbaren Erscheinung waren endlich die geforderten gewaltsamen Hülfleistungen, d. h. außerordentliche Reizungen, um die Verzuckungen und die fromme Wuth zu befördern. Die Convulsionärs ließen sich von ihren Genossen durch Schläge, Stöße, schwere auf den Leib gelegte Lasten und andere Qualen anfeuern und priesen sich dabei glückselig. Aus einer Schrift jener Zeit stehe noch folgende Schilderung hier: „In solchem Zustande pflegten sie sich heftig zu bewegen, zu zittern, grausame Verdrehungen zu machen, sich mit Gewalt hinzuwerfen, ungewöhnliche Sprünge und Sturzbäume zu machen, sich unziemliche und widerwärtige Stellungen des Leibes zu geben, namentlich Frauen und Mädchen, den Kopf mit erstaunlicher Geschwindigkeit zu drehen und sich in einen solchen Bogen zu verkehren, daß der Kopf die Fersen berührte. Einige stießen sich mit dem Kopf vor die Wand, oder ließen sich die Brust ausreißen, die Glieder ziehen, den Unterleib zusammenpressen, die Brust schlagen, mehrere Leute auf sich stellen, verkehrt aufhängen, mit Stöcken auf Rücken, Bauch und Schenkel schlagen." Die Jesuiten meinten, der Teufel habe dabei sein Spiel; die Jansenisten glaubten, Gott wolle der unterdrückten Wahrheit mit Allmacht helfen; die Protestanten wollten gar nicht urtheilen; die Liberalen freuten sich, weil sie hofften, der Welt werde dadurch am Ende ein Licht aufgehen, was überhaupt von Wundern zu halten sei; der Papst schwieg, weil er dabei keine Gefahr hatte; die Convulsionen aber blieben am Ende von selbst aus, als sich Niemand mehr darum kümmerte, weil der Reiz der Neuheit aufgehört hatte zu wirken.

Dr. Gurlitt.

Schullehrer Zumpo und sein Zögling Emanuel Rabold.

(Fortsetzung.)

Herr Zumpo hatte damals gerade Asien in Behandlung, und fragte: ob er die Kinder über die Mamluckischen Inseln prüfen solle?" — Weder über die Moluckischen Inseln noch über die Mamluken, meinte die Deputation; er habe doch nicht etwa Lust, sagte der Eine, mit den Kindern nach den Gewürzinseln auszuwandern; wenn er dieß aber im Sinne habe, so möge er sich mit ihnen erst im Vaterlande bekannt machen, das er bei einer solchen Wanderung doch nicht gänzlich überspringen könne.

Der Schulmeister fragte nun, sein Buch für Alles zu Rathe ziehend, in wie viel und welche Kreise Deutschland eingetheilt wäre?

Einer der Knaben begann: „In den schwäbischen, fränkischen —"

„Aber, Herr Schulmeister!" fragte einer der Herren, „nach welch einem geographischen Handbuche unterrichten Sie denn die Kinder?" Er nahm das Buch, diese Quelle Zumpischer Gelehrsamkeit, in die Hand; es machte bei allen Herren die Runde und Jeder schüttelte dazu den Kopf.

„Im Jahre 1843 noch ein Buch aus dem Jahre 1795, Herr Schulmeister?" nahm der Eine das Wort; „wissen Sie nicht, daß seit nahe vierzig Jahren der letzte Kaiser Deutschlands seine Krone niederlegte, daß die alte Reichsverfassung und Reichseintheilung mit dem Rheinbunde und dem späteren deutschen Bunde gänzlich verschwunden ist? Und Sie leben mit ihren Schulkindern noch ungestört im alten deutschen Reiche? Erziehen Sie selbige wohl gar zu Demagogen? Wie?" — „Roth, Schwarz, Gold!" murmelte ein Anderer und schauderte wie vom Fieberfrost geschüttelt.

„Ich ein Demagoge?" rief entsetzt der Schullehrer. „Machen Sie mich nicht unglücklich, meine Herren! Ich bin kein Hochverräther, ich bin Patriot, bete alle Tage zu Gott für meinen König und lese in den politischen Zeitungen nichts, als was Se. Majestät zu thun, zu unterlassen oder zu verleihen geruht hat! Bin ich ein Demagoge, ihr Kinder?" rief und bat der geängstete Mann, als erwarte er sein Todesurtheil — „bin ich ein Demagoge?"

„Und das ein ordentlicher und rechter!" rief Emanuel, während die andern Buben auf Gerathewohl „Nein, nein, unser Herr Schullehrer ist keiner!" bunt durcheinander schrien.

„Sehen Sie!" schrie Herr Zumpo, „der Teufelsbube da ist überstimmt; die reinen Seelen haben mich instinktmäßig von dem gräßlichen Verdachte freigesprochen; ich habe gar keine politische Gesinnung, gar keine! Ich versichere Sie meine Herren! ich bin gar nicht gesinnt."

„Beruhigen Sie sich, Herr Schullehrer!" sagte der Aelteste und Ernsteste der Deputirten, wir sind von Ihrer Loyalität überzeugt. Aber im Jahre 1843 nach einem Schulbuche von 1795 zu unterrichten, die Naturgeschichte zu lehren nach einem Auszuge aus Raffs Naturgeschichte, die Physik, die Geschichte und Alles und Jedes, gerade als ob die Welt seit 1795 nicht einen Zoll breit vom Platze gerückt wäre, das, mein werther Herr Schulmeister, ist doch gar zu arg und verdient strengen Vorwurf. Warum schaffen Sie kein neues Handbuch an?"

Digitized by Google

„Die schlechte Zeit!“ klagte Herr Zumpo, „ich habe meist Armenkinder. Wo soll ich das Geld zu neuen Büchern hernehmen? Und bei Armenkindern verschlägt es ohnehin nichts, wenn sie nicht aufgeklärt werden. Sollen sie weiser sein und sein wollen als unsre Väter? Sie müssen gar nicht wissen, daß Veränderungen in der Geschichte und in den Wissenschaften überhaupt vorgehen können, sonst kommen sie auf den Gedanken, daß auch unsre Zeit der Veränderung unterworfen sei, und gerathen selbst in den Abgrund der Veränderungs- und Verbesserungssucht. Wenn sie ihren Namen fein leserlich schreiben können, das Einmal Eins, die zehn Gebote, das Vaterunser und einige Bibelsprüche und Gesangbuchverse auswendig wissen, so haben sie alle Weisheit inne, für die sie geboren sind; und was sie mehr wissen, ist vom Uebel. Die feinen, überbildeten Schullehrer, die aus unsern Seminarien hervorgehen, klären ja ohnehin unsre liebe Schuljugend mehr als nöthig ist auf. Aber es ist Gift, welches sie der Jugend beibringen, ich versichere Sie, meine Herren! Und von der alten ehrlichen Methode mit dem Stocke wollen sie auch nichts wissen, und der Stock in der Hand des Schullehrers ist doch ein rechter Fingerzeig Gottes, aber die vielen Kenntnisse, die sie nur so aus dem Aermel schütteln, sind ein Greuel vor dem Herrn.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Emilie trat herein, von den sich öffnenden Armen der Schwester empfangen, und schien es verbergen zu wollen, daß die Brust zu eng sich fühlte. Sie vermied es sogleich zu sprechen und reichte Theodor, der ihr jetzt näher trat, die Hand. — Der Ernst, der früher manchmal wohl bei irgend einem Vorfalle, einem Gespräche, das Mädchen in rosig heiterer Laune plötzlich überkam, schien mehr dort heimisch geworden jetzt, und der theilnehmende Blick, der während eines Jahres sie nicht sah, wird finden, daß dieser Ernst das einzige nicht sei, was ihm als ungewohnt, fremdartig erscheinen will. Wir wollen dem eng befreundeten Beschauer nicht unzart es verdeutlichen, was er sich selbst genug nicht sagen kann, den Leser aber, der unserer Emilie doch minder nah, dürfen wir schon darauf hinweisen, daß sich das Auge, das wohl gar viele Thränen vergossen und manche Stunden in herbem Schmerz durchwacht, weil minder strahlend als sonst erblicken läßt und wohl selbst um etwas tiefer in seine Höhle sich zurückgesenkt. — Es breitete ein Abglanz sich von Frohempfinden in Karstells Zügen aus, als er, die theuere Hand umsponnen, sie nach des Zimmers Mitte leitete; doch wollte das Auge, das länger auf ihm weilte, zugleich noch einen Ausdruck nicht verkennen, der mehr des Herzens stillem Trauern anzugehören schien. Es schlang sein Arm sich um die herrliche Gestalt des Mädchens und seine Stirne tauchte nieder in ihr Haar. Es nahete sein Mund sich ihrem Auge, sich ihrer Wange, ihrem Munde, doch plötzlich, als schrecke er vor einem störenden Erscheinen zurück, und ohne ihren Lippen ganz zu nahen, ließ er sie von sich, trat einen schnellen Schritt zurück. Da malte sich ein tiefer Schmerz an Emilie's Munde, sie trat dem Manne, der ihr Leben, ihr Alles in sich trug, dicht wieder näher und lächelte durch Thränen, wie im Vorwurf, und doch so engelmild, so süß, empor. Da breitete Therese die Arme aus und drückte sanft die Schwester an ihres Gatten laut bewegte Brust. Es fand sich so der Mund zum Munde, Therese aber stand, ein guter Engel, neben Beiden. — Emilie, deren Element der Schwester und Karstell's traute Nähe war, hatte eine Woche lang das Vaterhaus nicht verlassen können. Unfähig, es sich deutlich anzugeben, in welcher Weise sie ihr körperliches Befinden krankhaft gestört sah, erkannte doch jedes Auge, wie ihr die Kraft zu vollkommener Aufrechthaltung gebrach. Theodor und Therese, gleichfalls empfindend, wie ihnen des trauten Mädchens lieber Umgang Bedürfniß sei, suchten sie wohl oft besorglich heim, doch theilte es dem Herzen des Mädchens ein wohlthätigeres Empfinden mit, im Hause der Schwester ihren Lieben nahe zu sein. Meist gänzlich ungestört von flüchtigen Besuchen des Geheimerathes, blieben sie wohl auch im Vaterhause sich selbst und den Empfindungen der Herzen überlassen, aber Emilie, und so auch Therese, Beide konnten sich eines beeinträchtigenden Gefühles nicht erwehren, das ihnen selbst die entferntere Nähe des Mannes bereitete, der einem leeren Hirngespinnste, einem Wahnsinne der eigenen Kinder Lebensglück zum Opfer darzubringen sich nicht scheuete. Heut betrat Emilie der Schwester häusliche Räume zuerst wieder. — Wenn wir vorher gesagt, daß Emilie nach Therese's Wegzuge aus dem Vaterhause still ruhig sich gezeigt, so war dieser Zustand die größere Ermattung, wie sie dem höchsten Ueberreize wohl meist zu folgen pflegt. Wenn solch' ein stilles Walten dauert, mög' es uns darum doch nicht jedes Mal beruhigen. Nicht auf ein gänzliches Ersticken des Keimes dessen, was im Gemüthe, sollen wir vorschnell schließen, oft fehlen die ihm günstigen Erscheinungen nur, die ihn früher, später treiben, empor schießen, wuchern lassen. Nicht immer sproßt die Pflanze auf einmal hoch empor. Ihr schnelles Wachsthum bedingt gar Manches zu seiner Unterstützung. So war Emilie jetzt auch nur Tagelang einem kränkelnden Empfinden hingegeben. — Der Rang des Geheimerathes, Karstell's eigene Stellung machten es unsern Drei unmöglich, in völligem Stillleben der Außenwelt sich gänzlich zu entziehen. Beide Schwestern waren sonst in ansprechender Gemüthlichkeit die erfreulichsten Erscheinungen der Salons gewesen, ihr Antheil an dem munteren Treiben der Jugend hatte wie ein Zauber auf die Theilnehmenden gewirkt, höhere Freude ringsum über Alle verbreitet. Wo Rochoff's fehlten, ward des Kreises Seele vermißt. So wollte natürlich auch Niemand in seinen Zirkeln solch' eine allgemein unangenehm fühlbare Lücke empfinden lassen. — Wenn es keine ganz neue Scene ist, das froh scherzende, kindlich unbefangene Mädchen nur kurz nach der Vermählung schon in höherem, vielleicht mehr als gewöhnlichem Ernste auftreten zu sehen; wenn sich die Erklärung dieses Umstandes manchmal leicht, manchmal minder leicht auffinden läßt: so will es schon eine größere Verwunderung erregen, wenn dieser höhere Ernst vor der Verbindung schon, wenn er plötzlich, wenn er zugleich mit der ersten Kunde der Verlobung sich bemerklich machte, wenn Bräutigam ihn, wenn Gatte, Schwester ihn theilen. — So blieb der Umstand auch nicht unbemerkt, daß Emilie nirgends erschien, wo Karstell's nicht zugegen, daß diese keiner Einladung folgten, die Emilie nicht mit ihnen theilte. — Die Schwestern Rochoff hatten es verstanden, die Herzen aller Besseren zu gewinnen, sich viele unter ihnen wahr und innig zu befreunden. So weilte manches Auge in trauernder Theilnahme auf ihnen, in bescheiden schweigendem Zartgefühle aber, ein lautes Mitleid nicht aufdringend, zu verletzendem Forschen unfähig, blieb ihnen unbe-

kannt, was so, ein ängstlich Pressen, auf der Freundinnen schweigenden Herzen lag. Auch diesen konnte es unmöglich entgehen, auf welche Weise sie jetzt oft im engeren wie im weiteren Kreise das Ziel antheilvoll stiller Beobachtung waren. Den Heiteren trat ja sonst ein Jedes in lautem Frohsinn nur entgegen, jetzt aber schwieg, in schöner, sanfter Schonung, das neckend muntere Gespräch vertrauter Mädchen, wenn sich Therese, wenn sich Emilie der Gruppe näherte, und nur mit ernstem, stillem Thun trat die Bekannte ihnen näher, und nur mit sanftem Liebeswort sprach stilles Mitgefühl sie an.

Nach aufgehobener Tafel am Hochzeitabende zogen sich Therese und Karstell recht bald auf Emilie's Zimmer zurück. — Bald auch tönte der Klang der Räder dort hinauf, wo jene schweigend, in regungslosem Umfassen, denselben lauschten. Es will ein solcher Augenblick empfunden sein, das Wort kann seine Feier nur beeinträchtigen. Nach langem Kusse, das Auge fest am Auge hangend, entwand sich Arm dem Arme. Noch einmal aber breitete er sich aus, daß Theuere zu umfangen, noch einmal blutete das Herz am wunden Herzen. Noch ein Berühren der Lippen, der Jüngling sog des Mädchens ganze Seele in sich, Emilie warf sich noch einmal an der Schwester Brust. — Und der Wagen rasselte schnell dahin in die sternerleuchtete Nacht des Spätsommers, und Emilie, die mit herab gegangen in des Hauses Thorfahrt, lauschte still unbeweglich, so lange sie den Klang vernehmen konnte. Dann aber drängte sich ein tiefes Aufstöhnen aus der Brust empor und sie floh nach dem Garten, wo in des ersten Beisammenseins kurzen Stunden Theodor's Herz und das ihrige so schnell, so innig sich verstanden. — Langsam schritt sie, im heimlich vertrauten Raume eingetreten, vorwärts und betrat alle die Stellen, an die irgend eine liebe Erinnerung sich knüpfte. Und sie rief dort sich Alles zurück, was sich so treu in ihrem Gedächtnisse bewahrt hatte. Die kühlen Nachtlüfte weheten spielend mit ihrem Gewande und scherzten in ihrem Haare, und sie empfand die liebliche Frische wohlthuend um sich, denn oben in den Sälen war es heiß und erdrückend, glühender aber noch war es in ihr selbst, und sie athmete die kühle Nachtluft tief ein — Da stand sie jetzt wieder, wo sie damals an Karstell's Seite gestanden und ihm seine Zerstreutheit verwiesen, und wie hätte sie es vergessen mögen, daß sie diese eben so süß empfunden, eine Verrätherin seines Denkens, seines Wünschens, das zu krönen sie ja so herzlich bereit war. Hier war die liebe Stelle, wo Theodor im Spiele, statt eines anderen Mädchens Hand zu fassen, wie er ja sollte, die ihrige ergriff, und sie empfand es, wie ihre Wange auch jetzt sich wieder höher färbte, hier, wo sie damals ja so fühlbar auch erröthet. An dieser Stelle, hier mußte er nach Spieles Regel eine Führerin sich erwählen und hatte sie dazu sich erkoren. „An dieser Hand durch's Leben gehen ....," stammelte sein Mund, er hatte aber die Rede nicht vollendet. Emilie sank an dieser ihr so heiligen Stelle im weichen Rasen in die Knie und betete leis, und weinte still, und dachte des Geliebten, und dachte der Schwester. Und sie hatte lange gebetet und geweinet, vergessend Alles ringsum, und den heutigen Tag und des Festes Bedeutung und Pracht und den Vater und die geschmückte Menge der Geladenen. Da strebte sie nun, sich zu ermannen, und sie gewahrte im Augenblicke über sich am hohen Himmelszelte die nämlichen Sterne, die über ihnen geleuchtet, als sie nach frohem Abende aus jenem Hölzchen zurückwanderten, als sie und der Jüngling das Spiel des Schenkens fortsetzten, als Karstell bittend zu ihr sprach, und sie kindlich unbefangen, in herziger Liebe, ohne Ahnung dessen, was über sie hereinbrechen sollte, ihm und seinem Bitten so gern sich hingab. Und sie wollte nun sich aufrichten; da empfand sie, wie ihr dies so schwer ward, und daß es wie eine Lähmung über ihre Glieder gekommen, und ihr Kleid war feucht vom Hauche der nächtlichen Stunde, vom Thau des kommenden Morgens, und es schauderte dem Mädchen und rieselte eisig über die blendende Haut des Nackens und der Arme. Aber heiß war es noch immer in der Brust, und der Hauch ihres Athems brannte, und das Auge schmerzte, in fortwährender Neigung sich zu schließen. Denn sie hatte, wie ihrer selbst meist unbewußt, lange im feuchten Grase gekniet und es nicht vernommen, daß die Gäste alle das Hochzeithaus verlassen. — Da wandte sie sich nun dem Hause zu, und wir waren Zeuge, daß sie die hohe Stiege nur langsam herauf schritt, und die junge Brust so tief, so ängstlich nach Luft aufathmete. Die nächste Folgezeit sah sie aufrecht wieder erscheinen und kräftig, denn die schöne, volle Jugend unterliegt ja nicht immer dem, was den Erschöpften, den Schwächling hinwirft. Aber es wurden ihr doch manchmal Stunden und Tage und Nächte, wo sie krankhaftem Empfinden hingegeben, und des Herzens Kummer war geschäftig, ihrem Wehempfinden sich beizugesellen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

In Flugschriften, die auf die große Masse des Volks berechnet waren, und in Volksliedern vor und zur Zeit der Reformation findet sich eine Derbheit, ein Witz, eine schonungslose Sprache, die man in unsrer Zeit, wo man sich freier glaubt, als damals, kaum zu denken, geschweige dem Papiere anzuvertrauen wagt. Man lese nur die Proben, die **Hagen** („literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter") gegeben hat. In der Weise klangen auch die vorkommenden Pasquille, die angeschlagen wurden. In Schweinfurt las man am Pfarrhofe des **Dr. Feigenbaum** auf einem Zettel:

Ein frag ohn allen spott:
Warum sind so viel Teufel und nur ein Gott?
Resp. Hetten sie in ihren Seelmeßen
So viel teuffel alß herrgott gefressen
und hettens so lang angetrieben,
Es were keiner in der Hell geblieben.

Wenn es mit Recht als Grundsatz gilt, daß die Beschäftigung mit Wissenschaft auch den Charakter des Menschen veredeln muß, so ist Niedrigkeit in der Gesinnung Leuten der Wissenschaft doppelt schwer anzurechnen, und vorkommende Beweise einer solchen niedrigen Gesinnung müssen ebenso, wie die Tugenden bekannter Männer, Andern bekannt werden. Der verstorbene Prof. **Friedrich Buchholz** widmete dem Manne von trefflichem Charakter, dem Freunde Friedrich Wilhelms III., Köckritz, seine Schrift: „Der Ritter Bayard" und verglich K. in der Vorrede mit dem Ritter sans peur et sans reproche; aber in seiner „Galerie preußischer Charaktere" verglich er ihn mit einem Kürbiskopf. Die Lösung dieses Räthsels ist: als B. dem General schmeichelte, wollte er durch dessen Vermittelung bei dem Könige geheimer Kabinetsrath werden. Der Monarch hatte schon die Stelle vergeben, und B. ließ nun seinen Unwillen dem General Köckritz, der dabei ganz unschuldig war, entgelten. (Vergl. v. **Minutoli's** Beiträge zu einer Biographie Friedrich Wilhelms III.).

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von **Jul. Helbig** in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 95.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Den Neuvermählten.

Die Stunde schlug, es nah'te der Augenblick,
Der Euch der Gottheit heilige Weihe gab,
Des Tempels Hallen tönten freudig
Von der Vereinigung Hymnen wieder.

Euch schlug das Herz von Liebe, von Hochgefühl,
Als Ihr, für immer Eins nun, die Hand Euch gabt,
Tief fühltet Ihr den Schwur des Herzens:
„Liebe mit Liebe, mit Treu' zu lohnen!"

Des Tempels Kuppel erschloß sich über Euch,
Und eines Engels lichtes, verklärtes Haupt
Sah mit der Freude Thränenperlen
Selig und segnend auf Euch hernieder.

Sein Auge sprach die Fülle der Liebe aus,
Die er zu Euch, den Innigverbund'nen, trug,
Langsam zerfloß sein Bild in Strahlen
Auf zu den Himmeln, für Euch zu beten.

Und in der Orgel Tönen erklang der Spruch:
„Gott ist die Liebe, trauet auf seine Huld,
Hofft, wenn es stürmt, auf seine Hilfe,
Nimmer verläßt er die treuen Seinen."

Nehmt, Neuvermählte, des treuen Freundes Gruß,
Wie ihn Johannes freundlichen Blick's Euch beut:
Der Unschuld Lächeln bringe Segen
Euch und verkünde des Freundes Liebe!

Dr. Back.

Blicke auf die Entwickelung der Pflanzen.

Das III. Heft der durch Herrn K. Tr. Schramm, Sekr. der Flora, Gesellschaft für Botanik und Gartenbau in Dresden, herausgegebnen Mittheilungen dieser Gesellschaft, enthielt eine Abhandlung über den ansprechenden Gegenstand, welchen die Aufschrift andeutet und auf welche in der That nicht angelegentlich genug aufmerksam gemacht werden kann.

Diese naturphilosophische, geordnete, gegliederte und in sich verbundene Darstellung aus der gewandten und geistreichen Feder des mit Recht so hoch verehrten Herrn Hofrath Dr. Reichenbach in Dresden eignet sich allerdings, um recht gewürdigt und genossen zu werden, nicht zu einem skeletirenden übersichtlichen Auszuge; gleichwohl dürfte es nicht unangemessen sein, diejenigen, welchen jenes Heft nicht bereits beruflich oder sonst zu Gesichte kam, durch Mittheilung folgender Sätze daraus, darauf aufmerksam zu machen.

Das Entstehen und Wachsen der organischen Wesen, sagt Herr Dr. Reichenbach, dies unergründete Geheimniß und Räthsel in den alltäglichsten Vorgängen und Erscheinungen ruft Forschungen, Zweifel und mehr oder minder befriedigende Lösungen hervor. Wie entsteht in der Natur die Pflanze? fragen wir. Im Saamenkorne ruht gleichsam des Pflänzchens Idee, losgerissen schon lange und weit entfernt vom Schooße der längst verblichenen Blüthe der Mutter. Diese Idee, dieser verwaiste Gedanke des Urbildes der künftigen Pflanze kann Jahrtausende in der Hand einer Mumie schlummern und eingesargt sein in den Pyramiden, von welchen, wie Napoleon in seiner großartigen Redeweise sagte, 40 Jahrhunderte auf den Beschauer der Gegenwart herabblicken, und doch erwachen und keimen und gedeihen! Feuchtigkeit und Wärme sind die einfachen Faktoren der Erweckung und Luft und Licht die belebenden Magnete, welche das Pflänzchen, nachdem seine Idee nur einmal zur Seele erwacht ist, in seiner normalen Richtung emporziehen, gegen die

Digitized by Google

Sonne zu wachsen, welche es dann seine ganze Lebenszeit über in Spannung erhält. Von unten aber fesselt die Erde das Pflänzchen und in der Erde fußt die Wurzel; die Erde wird der Pflanze die nährende Mutter, denn sie führt die Stoffe der Ernährung ihr zu. Aber die genügsame Pflanze bedarf zu ihrer Ernährung nur wenig, denn schon in ihr beginnt wie im Thiere das Wunder des eigenen Schaffens. Die Pflanzen sind genügsame Geschöpfe; indes giebt es unter ihnen auch Schmarotzer, für welche andere Pflanzen, auf denen sie wohnen, das Geschäft der Ernährung theilnehmend ausüben. Viele von ihnen sind jedoch nur unschuldige Freunde ihrer Träger und halten sich nur ihr Wohnplätzchen frei, indem sie auf ihre eigenen Kosten von der Luft leben und den Thau genießen, der sie eben so wohlthätig beträufelt wie ihre gastlichen Wirthe.

(Schluß folgt.)

Schullehrer Zumpe und sein Zögling Emanuel Rabold.

(Fortsetzung.)

„Mit Ihren Ansichten, Herr Schulmeister!" sagte der ernste Mann, „kommen Sie doch mit den weisen Absichten unserer Regierung, ja unsers gnädigen Königs selbst, ein wenig in Zwiespalt."

„Ich," rief Herr Zumpe entsetzt, „mit unsers Königs Majestät selbst in Zwiespalt? Sie brechen mir das Herz, Herr Schulrath, mir altem Manne! Handle ich nicht zu Gunsten der Regierung, wenn ich die Seelenarznei, wie kostbare Medicin, der verdorbenen Jugend in Theelöffeln einflöße, statt mit Suppenlöffeln, wie unsere Seminaristen? Meinen Sie denn wirklich, daß der König mich unbedeutenden, erbärmlichen Mann, seinen allerunterthänigsten Knecht, als im Zwiespalte mit Sr. Majestät betrachten sollte? Bin ich doch nur ein Oellämpchen in der Finsterniß, das bescheiden leuchtet, damit die ungestüme Schuljugend nicht über Stock und Stein renne und den Hals breche. Wie sollte ich hinaufleuchten bis zu dem Throne Sr. Majestät des Königs, der sich um mich schnödes Lichtlein doch nicht kümmern wird?"

Der Schulrath suchte den unglücklichen Zumpe über sein Verhältniß zum Könige und zur Regierung aufzuklären und bat ihn, den Knaben noch einige Fragen aus der Geographie vorzulegen und diese mit der Naturgeschichte zu verbinden.

Herr Zumpe sann eine Weile nach, dann fragte er etwas zögernd: „Welches ist das größte Reich in Schweden, ihr Jungen?"

Die Herren von der Schuldeputation sahen sich abermals verwundert an; sie wußten eben so wenig, wie die Buben, welches das größte Reich in Schweden sei, obgleich Herr Zumpe versicherte, die Antwort liege so nahe, daß man sie mit Händen greifen könne. Herr Zumpe aber rief: „Das Mineralreich, Ihr dummen Buben, ist das größte Reich in Schweden!"

Der Schulrath äußerte: Schweden liege der Jugend schon zu fern; er möge sich nur in nächster Nähe aufhalten.

Herr Zumpe fragte nun: „Habt Ihr von einem Lande gehört, welches man die Schweiz heißt?"

„Ja, Herr Schulmeister!" war die einstimmige Antwort.

„Welcher Stand zeichnet sich dort am meisten aus?" fragte er weiter.

„Der Viehstand!" wurde hierauf zur Befriedigung des Schulmeisters geantwortet.

„Sehen Sie, wie richtig die Kinder zu antworten wissen," wandte sich Herr Zumpe an die Schuldeputation, „man muß es ihnen nur in den Mund legen. Welches Reich? Mineralreich. Welcher Stand? Viehstand. Das ist, was man jetzt die Katechetik nennt. Sehen Sie, ich frage jetzt: wie heißen die Gebirge in der Schweiz?"

Die Kinder schwiegen.

„Da! Sie sind mäuschenstill. Aber ich katechisire weiter: wie heißt das, was Euch im Schlafe drückt, wenn Ihr zu viel Kartoffeln gegessen habt?"

„Der Alp! der Alp!" schrien die Kinder laut durcheinander.

„Wie heißen also die Gebirge in der Schweiz?"

„Der Alp! der Alp!" hieß es wieder.

„Nun ja, oder die Alpen!" sagte der Schulmeister, „das kommt auf eins hinaus, Alpen ist nur die Mehrzahl von Alp, weil gleichsam die Alpen auf das Land drücken, wie ein Alp. Sehen Sie, meine Herren! das vergessen die Kinder nicht leicht wieder; wann sie einmal der Alp im Schlafe drückt, denken sie auch zugleich an die Alpen in der Schweiz. Giebt es außer der Schweiz noch eine?" fragte er weiter.

„Ja, eine kleine!" antworteten die Kinder.

„Wie heißt sie und wo liegt sie?"

„Sie heißt die märkische Schweiz und liegt bei Freienwalde an der Oder."

„Ach ja!" rief Emanuel dazwischen, „wo Sie so gute Milch getrunken haben."

„Der Bube hat Recht!" wandte sich Herr Zumpe wieder an die Herren Deputirten, „und wenn Sie einmal die märkische Schweiz besuchen sollten, so kehren Sie nur im nächsten Dorfe vor Freienwalde bei der Mutter Pietschke ein und bringen einen Gruß von dem Schullehrer Zumpe und seiner verstorbenen Frau, welche eine Anverwandte von der Pietschke war, da kriegen Sie die Milch auch um einen Dreier billiger. Das Bier im Kruge ist ohnehin sauer und so dick, daß man selbst mit der Brille nicht hindurchsehen kann."

Die Herren hatten nun vollauf genug, besonders da jetzt das Frühstück für Herrn Zumpe, bestehend

Digitized by Google

aus Butterbrod und einem Maaß Kümmel anlangte, und Herr Zumpe sie aufforderte, an seinem Frühstück Theil zu nehmen und sich zu erfrischen. Dafür sahen sie noch die Schreibe- und Zeichnenbücher nach. Der Schulrath blätterte in Emanuels Schreibebuche und fand die ersten Seiten ganz gut und sauber geschrieben, wogegen die letzten in nicht sehr erquicklicher Weise abstachen. Woher das rühre? fragte er.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Wiederum ist uns ein Jahr, dem Einen auf schnellem Fittige schöner, vielleicht rauschender Freuden, dem Andern auf bleiernem Fuße der Sorgen im säumigen Schneckenzuge, vorüber gegangen, und wir müssen, Karstell's aufsuchend, nach dem Rochoff'schen Pallast uns wenden; dort haben sie einen Theil der weitläufigen Räume bezogen, und Emilie wohnet über ihnen, den Geheimerath aber haben die schwarzgekleideten Männer hinausgetragen, und der gleichgültige Bettmeister hat ihm eine Ruhestätte bereitet, welchen Dienst er dem geringsten unserer Brüder auch nicht versagt. Wenn nun einer seiner Schläfer am Leben schon bedacht war, daß das Räumlein, dessen er einmal bedürfen würde, sich prachtvoll auszeichne vor andern Schlummerstätten, damit der Vorübergehende doch ja erfahre, wer hier der Auferweckung harre, ein zweiter aber sich lebensmüd mit einem Stücklein Rasen, oder wenn es hoch kömmt, mit einem Blümlein, das liebende Hand ihm gepflanzet, begnügt, so hat es noch Keiner wieder erzählt, ob es sich unter der prunkenden Marmorplatte oder unter einer Handvoll Buchsbaum süßer schlummere. Das Leben lehrt es aber, daß mancher Besucher des Friedhofes an dem großartigen Monumente gleichgültig vorübergehet, während er am unscheinbaren Hügel sinnend weilet. Weit köstlicher und herrlicher ist ja das Denkmal, das einer der Geschiedenen im Herzen Vieler oder Einiger sich gründete, und es lebt und redet fort in heiliger Sprache, wenn der prunkende Stein, längst morsch geworden, in Schutt zerfallen ist. — Es mag wohl vielmehr das Hauptkissen des Todten das Wichtigere sein und den süßen Schlaf, oder daß er dies nicht ist, bestimmen; denn der Mensch ruhet auf seinen Thaten, und diese entscheiden, ob er sich auf wolligen Flaum oder auf Disteln bette. — Völlig befriediget legte Rochoff sein Haupt nicht zur Ruhe nieder; er hatte bei Weitem das nicht erreicht, was er beabsichtiget. Wenn er auch keinen Sinn für einer Ehe stille Freuden hatte, wenn er auch Therese und Karstell es selbst überließ, ob sie beglückt sich fühlen wollten, so hätte er es doch gern gesehen, wenn sie vor der Welt sich anders gegeben, als sie in ihres Ernstes Stille thaten. Auch hätte er Emilie noch gern vermählt gesehen, und oft hatte er sein Mißfallen über die Art ihres öffentlichen Erscheinens zu erkennen gegeben. Aber ob er selbst auch in hoher Unzartheit sich so weit gehen ließ, mehr oder weniger deutlich, ermuthigend entgegen zu treten, wenn er zu bemerken glaubte, daß sie eines jungen Mannes Denken beschäftige, so flößte doch ihr ernst geheimnißvoller Blick, des stillen Leides Zug zu hohe Achtung ein, als daß es Einer noch gewagt, ihr Sinnen stören, sie dem Leben und seinen Freuden wieder gewinnen zu wollen — Die Tage seines Krankenlagers mochten dem Geheimerathe wohl manche Empfindung bringen, die er früher nicht gekannt. Er lernte jetzt bei ernstem Rückblicke auf sein Thun und dessen Erfolg zu spät erkennen, wie so ganz andere Früchte das erstere getragen als er, mit kurzem Blicke, vorher gemeint. Er sah in den Zügen seiner jüngeren Tochter den weinenden Beweiß, daß es Herzen gebe, die ohne zu verbluten, sich das nicht rauben lassen, was sie einmal liebend in sich geschlossen. Es sprach in Karstell sich aus, daß nicht ein Jedes fähig sei, in dem, was gefühllose Willkür beut, und sei es noch so lieblich, noch so begehrenswerth, vollkommenen Ersatz zu finden, für das, was vorher des heiligsten Verlangens süßes Ziel war. Er sah in Therese die Bestätigung, daß es Opfer gebe, die unbelohnt sich herausstellen. Obgleich in Worte nicht gefaßt, sprach sich in seinem Wesen doch die zu späte, darum so bittere Reue aus, und sanft, wie ihn in früheren Tagen Keines je gesehen, erschien er Allen, die ihm nahe standen. Es kann des Kranken matter Blick, der Liebe flehet für die Stunden, die ihm noch zugemessen, so Vieles, so Schweres ja versöhnen. Es schweigt dann jeder Vorwurf in der Brust des tief Gekränkten; das Auge mühet sich, den Ausdruck heiteren Vergessens einzulernen, daß keine Anklage den Scheidenden begleite auf seinem ernsten Gange. So kamen auch die Worte zarter Liebe, die jetzt des Kranken Ohr vernahm, die seinem Gemüthe ein wohlthuendes, zugleich so schmerzliches Gefühl bereiteten, tief aus der Töchter reinen Herzen, die, aller Bitterkeit nun ledig, das was sie früher nicht völlig Kindliches empfunden, nicht über das Grab hinaus nähren konnten. — Karstell's bezogen, wie bereits erwähnt, das Rochoff'sche Haus, und sie und Emilie sahen sich so nur durch eine Stiege getrennt. — Der Tod des Geheimerathes hatte auf alle Drei einen tiefen Eindruck gewirkt, und besonders in Emilie und Karstell Gefühle erregt, die sich eigentlich völlig gleich, nur daß sie in den Gemüthern auf nicht ganz gleiche Weise sich aussprachen. Während Karstell in sich die Frage nicht zu unterdrücken vermochte, wie anders wohl Alles sich gestaltet haben würde, wenn dieses Augenpaar sich wenig früher nur geschlossen, drang in Emilie's Sinnen die andere empor, warum doch Theodor und sie nicht jetzt erst sich begegnet; Therese aber, in stiller Ahnung des stillen Denkens Jener, beklagte ihrer Lieben wegen um so mehr des ewig festen Fatums unerklärbares Walten. — Gerade Therese war es wohl, der des Vaters Tod die höhere Aufgabe stellte. Jetzt war nur sie es, die zwischen Jener Wünschen und deren freundlicher Verwirklichung behindernd inne stand. Sie fühlte die ganze Schwierigkeit ihrer Stellung, erkannte die Vorsicht, die ihr nothwendig war, um ihnen nicht zu einer verhaßten Scheidewand zu werden. Und sorgsam mußte sie des Herzens tief innerstes Empfinden hüten, daß es sich nicht verrathe, nicht Theodors Gefühl unzart verletze, nicht der Schwester einzigen Stern in trübe Wolken hülle. Und stärker nur und mächtiger lebte es in ihr, je mehr sie es empfand, daß es ein Raub sei, der niemals eingestanden werden dürfte, der niemals schönes, sicheres Besitzthum werden konnte, der, immer ängstlich nur verborgen, seiner Pflegerin zur Natter werden mußte. — Es war so öd, so leer um sie, wenn Karstell außer dem Hause war. Er verließ es nie, ohne sie vorher begrüßt zu haben. Sein Lebewohl, mit sanft tönender Stimme gesprochen, es klang so tief in sie, es hallte, in süßer spielender Wiederholung, so innig in ihr nach. Der Druck von seiner Hand, er sprach so warm zu ihrem Herzen. Nicht immer fand sie den Muth, dem Scheidenden den Mund zu bieten, und scheu und zögernd war ihr Kuß; doch lange, lange fühlte sie die Lippen glühen, die oft die seinigen nur kaum hatten berühren können. Und wenn sie nun die theure Hand gelassen, er ihrer Nähe sich entzogen, dann eilte sie zum hohen Fenster, damit ihr

Auge ihn begleite, so weit es liebend ihn begleiten konnte. Wenn aber nun die Stunde nahete, nach deren Schlage er ihr wieder gegeben werden sollte, da fühlte sie sich unfähig zu einem dauernden Geschäfte, nur seines Wiederkommens harrend. Und wenn er in die Straße nun eingebogen, die sie mit Sehnsucht überblickte, dann fühlte sie das mächtige Erröthen, empfand den schnelleren Schlag des mehr erregten Herzens. Wie gern wäre sie ihm entgegen geeilt, wie froh, wie glücklich hätte sie an des Hauses Eingang ihn empfangen, in ihren Arm geschlossen, ihn herauf zu sich geleitet. Er aber kam in ernst gemessenem Schritte heim, und wußte es wohl nicht, daß jeder Stufe Schall, wenn sie sein Fuß betrat, nachzitterte in einem Herzen, das gern sich abgeleugnet hätte, wie sehr sein Kommen es beschäftige. Und banger noch ward ihr jedes Mal, so oft Emilie bei ihres Gatten Heimkehr schon bei ihr war; und erstickender empfand sie dann, was in der Brust so schwer ihr lag. Doch arglos saß das Mädchen neben ihr, und lauschte nur, beschäftiget genug im eigenen Herzen, der Rückkehr des Geliebten. — Wohlthuend, belebend wirkte die engere Gemeinschaft mit ihren Theueren auf unsere Emilie. Ohne irgend zur bindenden Regel zu werden, bildete sich recht bald im Kreise der Drei eine freundliche Gewohnheit des Tages. So waren Stunden des Beisammenseins der beiden Schwestern, so Stunden, wo die Gatten allein sich sahen, andere wo Emilie bei Beiden. Vorfälle, die diese Weise unterbrachen, wurden stets als unwillkommene Störung betrachtet. Deßhalb sandten sie auch nur so oft Einladungen aus, wie ihnen der Schicklichkeit Gesetz es vorschrieb. Frau v. Westphal wartete jedoch nicht des feierlichen Rufes, sprach vielmehr, stets eine liebe, freundliche Erscheinung, recht oft bei ihnen ein. Es waren die Abende, die sie bei Karstell's zubrachte, diejenigen wo am öftersten einige Munterkeit im kleinen Zirkel herrschte. Obwohl Therese's Inneres allein den Anderen sich verbarg, war doch die Stellung Aller so sehr geeignet, nicht ganz frei, nicht ohne Pressung der Gemüther, empfunden zu werden, und oft wohl trat in ihrem Sprechen, waren sie allein, die längere Pause ein, und oft wohl scheuete Jedes sich, das längere Schweigen mit einem Alltagswort zu unterbrechen. Wenn Theodor, den länger tief gesenkten Blick erhebend, es sah, daß Emilie's Auge fest auf ihn gerichtet, daß sich, wie scheu, ihr Blick vor seinem barg, oder unfähig, plötzlich vom früheren Weilpunkte sich zu trennen, an ihm gefesselt hangen blieb; wenn sich ein Ausdruck darin malte, der Verwunderung auszusprechen schien, als sei ein solch Begegnen der Augen ihr neu; wenn Emilie arbeitend es doch empfand, wie Karstell's Auge an ihr hing; wenn sie es fühlte, daß der Schwester Blick im Anschauen Beider wechselte; wenn Therese, da eben längst schon nicht gesprochen ward, plötzlich in tiefer Gluth erröthete: Wer fand dann schnell das unbefangene Wort, wer fand das Wort, das nicht in seiner Flachheit des Anderen Gefühl verletze? — Es wurden Therese jetzt manchmal Stunden, wo sie wünschen konnte, in nicht so dichter Nähe von Emilie zu wohnen. Nicht daß sie der Schwester Gegenwart, wenn Karstell bei ihr war, unangenehm empfunden; nicht daß sie sich selbst Rechte zugemessen, die eben Emilie's öfteres Dabeisein beeinträchtiget, waren ihr vielmehr diejenigen Stunden jetzt manchmal drückend, wo die Schwester in Theodor's Abwesenheit bei ihr allein sich befand. Wenn sie im langen, stummen Sinnen an der Arbeit hing, wenn sie mit trüben Bildern der Gegenwart, der Zukunft beschäftiget; wenn sie des Herzens Kummer tiefer jetzt empfunden, vergeblich sie den inneren Blick umher schweifen ließ, wo Rath, wo Rettung aufzufinden? Wenn sich kein froher Ausgang ihr öffnen wollte aus ihrer Leiden Labyrinth — da ward es ihr, wenn jetzt ihr Auge empor sich wendete, wenn es in das der Schwester traf, wie Vorwurf, daß sie des eigenen Herzens nur denke, des Leidens nicht, das ja gleich mächtig drückend, der Schwester sich, dem Freunde aufgebürdet. Sie war in Versuchung, Emilie glücklicher zu nennen, als sich. Diese durfte vor ihr, vor Theodor ihr Gefühl nennen; es war anerkannt. Was aber ihr im Busen lastete, es erbleichte ja, wenn sie es nur sich selbst gestand, war Treubruch, Aneignung fremdes Gutes, ihr anvertraut in herrlich schöner Glaubenssicherheit. Sie erkannte, daß die fortwährende höhere Anspannung ihres Geistes rückwirkend nicht ohne nachtheiligen physischen Einfluß auf sie geblieben, und gewöhnte sich an den Gedanken, daß sie wohl begonnen, wozu, um auszudauern, ihr die Kraft gebrechen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Kaiser Ferdinand I. schrieb an seinen Sohn Maximilian: „Bücher, mein Sohn, haben eine große Freimüthigkeit, die man bei Menschen vermißt; sie kennen weder Furcht, noch Scheu, und wagen es mehr, als Menschen, uns über viele Dinge aufzuklären."

[Psychologischer Wink für Untersuchungsrichter.] Das Streben des Untersuchungsrichters ist, den Verdächtigen zum Geständniß zu bringen. Je näher dieser dem Geständnisse zuzurücken scheint, desto näher glaubt sich jener seinem Ziele, und in solchem Falle läßt er ihn auch mehr reden, als er ihn gefragt hat. Umgekehrt wird der Inquisit oft unterbrochen in dem, was er sagt und sagen will, wenn es dem Inquirenten als eine Aus- und Abweichung vom Wege zum Geständniß erscheint. Dafür hält man wohl nicht selten die Entschuldigungen, die Umschweife, die mancher Inquisit macht, und doch — und doch liegt oft gerade davon das Geständniß nicht fern; denn erfahrne Inquirenten werden wissen, daß Angeklagte ihrem Geständnisse gewöhnlich Entschuldigungen vorausschicken. Wie wir Alle, ehe wir eine Ansicht, die gewagt vorkommen könnte, aussprechen, Entschuldigungen vorausschicken, so der schuldige Mensch, der eine That gewagt hat. Richter, die nicht Menschenkenner sind und denen Ruhe und Geduld fehlt, um abzuwarten, was nach einigen Umschweifen herauskommen werde, sind dann unwillig, meinen, der Inquisit wolle sie von der Sache ablenken, und das verdrießt den Inquisiten, macht ihn störrig, er, der auf den Weg zum Geständniß nach seiner Weise schon eingelenkt hatte, schweigt, gesteht Nichts, vielleicht nie, oder läßt Wochen und Monate hindurch den Richter sich abmühen, ein Geständniß herauszubringen.

[Verhältniß der Einwohneranzahl der Hauptstädte Europa's.] Auf 26 Dresdner kommen 100 Berliner; auf 100 Berliner 140 Petersburger, ferner 250 Pariser, 450 Londoner. München und Breslau verhalten sich zu Berlin wie 36 : 100. Wien hat nur $\frac{1}{11}$ Einwohner mehr als Berlin. Während sich die Einwohneranzahl von Berlin seit 1815 mehr als verdoppelt hat, ist die Wien's nur um $\frac{4}{9}$ größer geworden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 96.  **1844.**

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Des Knaben Wunderlied.

Ich war ein kleiner Knabe
Und lag im grünen Ried,
Da ward mir süße Gabe
Im wunderholden Lied.

Das sang so traute Sagen
Von wonniglicher Zeit,
Von goldnen Friedenstagen
In eitel Liebesfreud.

Wohl hab' ich es gesungen
In himmelheiterm Sinn;
Nun ist das Lied verklungen,
Die Zeiten sind dahin.

Doch wenn die Brüder tragen
Mich in das kühle Grab;
Dann winkt zu jenen Tagen
Ein Engel mich hinab.

Die müden Augen thränen,
Die matte Seele zagt:
Bald stillt der Tod das Sehnen,
Das mir im Herzen nagt.

G. F. G. Goltz.

Blicke auf die Entwickelung der Pflanzen.

(Schluß.)

So etwa die edlen Orchideen, die Bromelien, Tillandsien und viele Lianen. Wenn die Pflanze, um zu leben und um gesund sein zu können, sich nährt, so verdaut sie auch und athmet, doch in anderer Weise als das frei bewegliche Thier. Der Weinstock hat Thränen, die Birke champagnerähnliches Getränk, die Tanne, Fichte, Kifer, Harz, der Kuhbaum nährende Milch, der Kannenträger (Nepenthes destillatoria) sammelt sein Wasser in seiner Kanne, die schöne akazienähnliche Caesalpinia pluviosa in Brasilien läßt ihre Blättertropfen in Regengestalt von ihrem Gipfel herabfallen. Wie das Thier durch seine zellige Lunge und seine Luftröhren, so athmet die Pflanze durch das Blatt und seine Spiralgefäße. Das Licht ist ihres Wachsthums Bedingung. Dem Keimen, Knospen, Blättertreiben folgt die Entwickelung der Blüthe und der Segen ihres Daseins, die Frucht. Die genügsamen Bäume aber erreichen das höchste Alter. Insbesondre sind es die alten Pfarrlinden, die da so recht an ihrem Platze in die Dörfer gestellt sind, wo, in der Vorzeit wenigstens, immer der Sitz der Gemüthlichkeit und des patriarchalischen Wohllebens gewesen. Da sitzen um ihren Stamm auch jetzt noch die Großeltern versammelt und erzählen ihren Enkeln von den guten und bösen Zeiten, die sie verlebten oder von den besseren, deren sich ihre Eltern erfreuten und blicken wie in das goldne Zeitalter einer grauen Vorzeit in die noch besseren ihrer eigenen Großeltern zurück. Aber die Kinder schauen muthig der Gegenwart ins feurige Auge und verlachen die Mahnung des Großvaters und schreiten kühn über das Grab des Gemüths hinweg um höher noch und entsprechend dem Zeitgeist, der sie geboren, den Triumphbogen des Verstandes zu wölben."

Und so aus der Betrachtung der Fortbildung der Pflanze in die Geschichte der Menschheit übergehend, vergleicht der tief fühlende Denker mit sinniger Gemüthlichkeit seine ihm liebe und werthe Gesellschaft Flora einem Pflänzchen, welches vor 15 Jahren aus

Digitized by Google

einem scheintodten Embryoleben erweckt, seitdem auferzogen worden ist zu einem blätterreichen und heiter blühenden Stämmchen, gesund, der Luft, des Lichtes und geistiger Nahrung sich freuend. Einsender dieses aber hat seinen Zweck erreicht, wenn er so Manchem Gelegenheit gegeben hat, geleitet von solchen „Blicken auf die Entwickelung der Pflanze" das Leben derselben mit jenem Gefühle zu beobachten, welches in jedem Herzen wach werden muß, welches in jedem Gebilde der Schöpfung ein Gebild des Weltenmeisters über den Sternen erkennt. Dr. Back.

Schullehrer Zumpe und sein Zögling Emanuel Rabold.

(Fortsetzung.)

„Ja, Herr Schulrath!" antwortete Emanuel, „wir müssen die Bleistifte und die Federn von unserm Herrn Schullehrer kaufen, der nicht duldet, daß wir sie mitbringen, denn er sagt: er halte selbst Gänse, blos für uns, damit wir immer gute Musterfedern hätten; und nun sehen Sie, was für Federn das sind, die ich zuletzt erhalten habe, — ganz bis auf den letzten Stumpf abgeschnitten. Auch ist die alte Tinte fast eingetrocknet und die neue noch nicht fertig, weßhalb ich immer die kleine Neige Kümmel zugieße, die der Herr Schullehrer im Gläschen übrig läßt, und da kleckst man immer drauf los, daß es eine Art hat; ob's aber Jemand lesen kann, das ist gleichgültig; denn viel Gescheidtes steht auf den Vorschriften doch nicht, und wer unser Geschreibsel nicht lesen kann, für den sind ja die Vorschriften da, die wir Jungen ohnehin auswendig wissen und aus dem Kopfe schreiben."

Wie er den Knaben solche elende Federn geben könne? fragte nun der Schulrath Herrn Zumpe. „Auch das Beste nutzt sich durch den Gebrauch ab," antwortete dieser. „Uebrigens muß man die Schulbuben daran gewöhnen, auch mit schlechten Federn gut schreiben zu lernen; sonst ist es keine Kunst, wie es auch keine Kunst ist, mit guten Truppen einen Sieg zu gewinnen, aber wohl mit schlechten."

Der Schulrath schien für Emanuel einiges Interesse zu haben; leider mußte er mißbilligend den Kopf schütteln, als aus dem Buche ein Blättchen herausfiel, auf welchem folgende Worte zu lesen waren:

Unser guter Herr Schullehrer
Ritt vor alter Zeit den Bock,
Jetzt ist er der Friedensstörer
Mit dem Haselstock.

Wußt' er früher gut zu bügeln,
Weiß er besser noch zu prügeln.
Wen er liebt — den züchtigt er —
Drum halt' ich den Buckel her.

„Du bist ein aufgeweckter Knabe," sagte der Schulrath, „aber diese Keckheit verdient doch eine Züchtigung; Du wirst wirklich den Buckel herhalten müssen, Rabold!" Er zeigte das Blatt dem Schullehrer. Dieser fragte mit unterdrückter Wuth: „Was ist das?" „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir keusch und züchtig —" antwortete Emanuel, als solle er das Was ist das? beim sechsten Gebote beantworten —

„Gezüchtigt werden!" fiel der wüthende Schullehrer ein. „Du Teufelsbraten! Du mein böses Schicksal, mein Verderben, so klein Du bist, der Du mich vor diesen angesehenen Herren blamirt hast, Du Pasquillant, Du Schandbube, Du heimtückischer Versdreher, Du Sudler —"

„Mäßigen Sie sich, Herr Schullehrer!" bedeutete ihn der Schulrath, „züchtigen Sie den Knaben, er hat es verdient, aber hören Sie: nicht grausam, wie leider Ihre Art sein soll, sondern, wie einem vernünftigen Manne geziemt, mit Mäßigkeit und Ruhe" und was sonst noch der wohlgemeinte Rath war, den der Mann dem Schullehrer gab, um ihn zur Milde zu stimmen. „Die Hauptsache bleibt die moralische Erziehung," setzte er im Abgehen hinzu, „wie die Achtung, in welche man sich bei den jungen Gemüthern zu setzen weiß. Fehlen diese beide, so helfen auch Schläge nichts, besonders wenn sie von der grausamen Kälte eines Zuchtmeisters oder dem unüberlegten Zorne eines Rachedürstigen herzurühren scheinen. Darum lassen Sie über Ihren gerechten Zorn, Herr Schulmeister! eine Stunde dahin gehen; strafen Sie den Knaben erst morgen, oder besser erst übermorgen; stellen Sie ihm sein Vergehen erst in eindringlicher Weise vor, und dann ein paar Schläge, fühlbar, aber nicht zu hart — hören Sie, Herr Schulmeister!" Aber die Züchtigung war nichts destoweniger barbarisch und grausam. Emanuel that keinen Schrei, er zuckte, er rührte sich nicht, er biß nur die Zähne auf einander. Selbst ermüdet, ließ Zumpe von dem Knaben ab, in dessen Augen sich eine dumpfe Rachewuth abspiegelte, keine Reue, kein Schmerz, keine Bitte um Vergebung. „Hat's wohlgethan?" fragte der Schulmeister hämisch; „Ja, weil Sie sich dabei mehr erbost und abgeärgert haben als ich," antwortete Emanuel, „und weil Sie ihr schönes Lineal dabei zerbrochen haben, und weil Sie länger an mich denken werden, als ich an Sie." Damit nahm er seine Bücher und ging.

(Wird fortgesetzt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

In einem solchen Augenblicke, als sie eben die Schwere, den Druck dessen so ganz empfunden, was auf ihr lastete, als sie dagegen die Schwäche ermessen, mit der allein sie fähig, ihm zu wiederstehen;

Digitized by Google

als sie des Gatten stummes Dulden überdacht, der theueren Schwester still verborgene Thränen nachgezählt, kam ein Gedanke ihr, vor dem das mächtig überraschte Herz zuerst erbebte, die heiße Wange ihr verbleichte. Ein kaltes, fröstelndes Empfinden rann ihr durch alle Adern, und matter schlugen ihre Pulse; ein Schmerzenszug entstellte des schön geformten Mundes süßen Zauber und in Todeserschöpfung sank das schöne Haupt in's Kissen hinter sich zurück. — So fand sie Karstell. — Tief erschüttert flog er zu ihr, faßte das ihm so theure Weib in seine Arme und richtete sie nach seinem Busen auf, und nannte sie mit lieben Namen. — Therese schlug das matte Auge auf; zwei Thränen zögerten an ihren Wimpern. Da schlang Theodor den Arm in mächtigem Gefühle wieder fest um ihre herrliche Gestalt und küßte die Perlen sanft hinweg, die jetzt überfließen wollten, und preßte seinen Mund auf ihre heiße Hand. — „Soll ich Emilie rufen, gute Therese?" fragte Karstell im Tone liebevoller Besorglichkeit. — Da empfand Therese etwas noch nie Empfundenes in ihrer Brust, und fast heftig wiegte sie verneinend das dunkle Lockenhaupt, und zog des Gatten Hände eng an sich, und hielt sie lange so, in seinen Blick das eigene Auge tief versenkend. — Karstell sah in Therese jetzt, eine völlig fremde, ungewöhnliche Erscheinung; sah seine ganze Besorgniß aufgefordert. Doch war es ihm unmöglich, gegen ihren Willen, die Schwester herbei zu holen. Ein tiefes Mitleid in der Brust für sie, empfand er bangen Schreck zugleich, im Thun des holden Wesens zu erkennen, was in ihr waltete. Sanft drückte er die schöne Schulter an seine Brust und neigte sich herab zu ihr; da blickte sie mit heißem, düsterem Auge zu ihm empor und sank, wie von fremder, mächtiger Gewalt bewegt, ihm enger an die Brust und rankte die Arme um des Gatten Nacken. — Und minutenlang in matter Regungslosigkeit, hob sie sich plötzlich stark empor, und der Ausdruck ihres Gesichtes sprach Erkräftigung, und sie küßte Theodors Mund in ruhiger Freundlichkeit, und küßte seine Hand, und ein Zauber unaussprechlicher Lieblichkeit ergoß sich über das Ganze ihrer Erscheinung, und sie sprach im Tone, der es verrieth, noch sei ihr doch alle Herrschaft über sich nicht völlig zurück gegeben: „Mein theurer Freund, es soll des Räthsels Lösung, das ich Dir jetzt erschienen, Dir nicht lange vorenthalten bleiben. Bis dahin, wo ich Dir selbst die Deutung gebe, wollest Du Therese doch ja nicht minder achten, als Du jetzt gethan. Gönnt jetzt mir Beide, Du und Emilie, die kurze Muße, mich zu mir selbst zurück zu finden. Gehe Du zu ihr, daß sie nicht herab komme, ich folge Dir, sobald ich stark genug bin, Euch wieder zu begegnen."

Therese's Zustand machte ihm die heiligste, zarteste Schonung zur Pflicht, die sorgsamste Bewachung seiner selbst. Es würde die kleinste Veränderung in seiner Umgangsweise zur Andeutung geworden sein, daß er verstanden, was in ihr waltete. Er fürchtete die Stunde, da sie, wie sie verheißen, ihm Aufklärung über sich geben würde. Was anderes konnte es sein, als ihres Empfindens offenes Bekenntniß? Er aber durfte es nicht zu verhindern suchen, mit ihr allein zu sein; er durfte nicht verrathen, daß er diese Augenblicke fürchte; dies wäre ihr zugleich zum Geständnisse seines Einblickes in ihr Inneres geworden. Und was lag ihm als Pflicht am nächsten wohl? In zarter Schonung des holden, liebenswürdigen, so leidenden Wesens Emilie es zu entziehen, was ihm als furchtbare Gewißheit sich entdeckt? Der Geliebten es zu vertrauen, daß eine Andere ihr Empfinden theile? Es sträubte sich sein biederes Herz, dies Letztere zu wählen, und trauernd gab er sich es auf, dem theueren Mädchen, deß Herz so offen stets vor ihm gelegen, ein Wissen, das er besaß, vorzuenthalten.

Emilie's Auge, das in heiligem Gottvertrauen und in ihres reinen Herzens Genügsamkeit bisher meist ruhig zufrieden geleuchtet, zeigte seit einiger Zeit sich öfter wieder düster umflort. Es war jetzt nicht ein Trauern nur, was ihr Blick aussprach, vielmehr wollte eine schmerzliche, unsichere Ahnung daraus reden, daß ihr etwas entzogen blieb, was die Gemüther ihrer Lieben lebhaft aufregte. Die kränkende Empfindung, von etwas ausgeschlossen uns zu sehen, das wir zu theilen, mit zu tragen, uns berechtiget gehalten, malt sich so deutlich ja in unserem Auge. — Therese, in deren treuen Busen sie Alles überströmen ließ, was jemals ihre Brust bewegte, die ihr immer ein liebend williges Ohr geliehen, sie war ihr jetzt ein Räthsel oft in strengem Schweigen, wenn sich so Vieles, so Großes doch in ihren Schmerzenszügen malte. Ein ängstlich fest verschlossenes Buch erschien sie ihr, das offen sonst vor ihrem Blicke stets gelegen. Der biedere Karstell, der, wenn sie den niederen Stock betrat, es immerdar verrathen, wie sie ihm, längst ersehnt, erschien, er mühete sich oftmals jetzt vergebens, zu verbergen, daß sie in anderem Denken ihn unterbrochen, als das nur sie allein beschäftiget. Der Druck von Therese's Hand war krankhaft meist, und oftmals ließ sie ihre Rede unvollendet. — Emilie gab sich Mühe, sich zu beruhigen, sprach zu sich selbst: ist es erst reif, nun, dann wird es früh genug auch zu meiner Kunde kommen! Gewiß, aus gutem Grunde verhehlt man es mir. Diese Beruhigung aber war augenblickliche Täuschung nur und widersprach sich durch ihres Herzens hohe Bangigkeit. — „Es mag wohl etwas sein" — sprach sie dann wieder — „das mich, und mich allein betrifft, weil man es vor mir so sorgsam zu verbergen strebt. Die Schwester und Theodor haben sich verständiget, und ihrer Berathung Resultat ist, es meinem Mitwissen zu entziehen." —

Therese hatte mit Frau v. Westphal die Uebereinkunft getroffen, daß diese jetzt recht oft bei ihr einsprach. Beide Frauen bemüheten sich, vor Emilie ruhig, heiter zu erscheinen, und dieses Verfahren war von wohlthuendem Einflusse auf der Letzteren gemüthliche Stimmung, aus welcher ja das bisherige Körperleiden sich herleitete. — Doch bemerkte Therese recht bald, wie sehr diese erkünstelte Ruhe, das fortwährende Verhalten dieser Maske angreifend auf sie einwirkte und sie beschloß, nicht länger in furchtsamen Zögern zu verharren, den unauflöslich erscheinenden Knoten der das Lebensloos ihrer Lieben und das ihrige zu unaussagbarem Wehe verband, muthig entschlossen zu zerhauen. Sie bestimmte einen Nachmittag, wo Emilie länger auf ihrem Zimmer festgehalten ward, zu ihren Eröffnungen an Theodor.

„Ich habe Dich, mein theurer Freund, zu einer freundlich ernsten Unterredung heut erwartet," sprach sie zu Karstell, dem sie mit einem Auge voll hoher Innigkeit entgegen getreten, an sanfter Hand zur Ottomane ihn geleitet. „Wenn ich Dir in der jüngsten Zeit in meinem Thun nicht immer ganz verständlich war, so war, was ich verborgen still noch in mir trug, der Grund hiervon. Ganz schnell ward es nicht reif in mir, es wollte mir ja wichtig genug erscheinen, daß ich es still bei mir mit meinem ganzen Ernste prüfe, bevor ich es, das Lastende, heraus zur Lippe dringen ließe. Nunmehr aber habe ich mich oft genug mit Gott berathen und er hat mir die Ueberzeugung werden lassen, was ich zu thun mir vorgenommen, sei richtig, sei heilsam Dir und Emilie, und mir. Nur einen einzigen kurzen Blick darfst Du, mein Freund, zurück wenden auf das, was uns Dreien seit jener Zeit sich bot, wo wir uns kennen lernten und dieser einzige Blick wird Dich belehren, daß unsere jetzige Stellung nicht eine solche ist, in der wir jemals einem reinen Lebensglücke entgegen zu gehen hoffen dürfen. Emilie hat in hoher romantisch süßer Schwärmerei vom jetzt bestehenden Verhältnisse sich ein Glück versprochen, wie eben es ja solcher Schwärmerei allein nur genügen mag. Mich aber dünkt, daß ein Erwachen ihr bereits geworden aus jenen Träumen, daß ihre hohe Liebe zu uns Beiden es allein ist, die uns verbergen will, wie elend sie ist. Du bist," fuhr sie nach kurzer Pause fort, „in hohem Zartgefühle eingegangen, was Du vielleicht sogleich nicht gut genannt. In männlich hoher Stärke trägst Du, vor Anderer Blick verborgen, in starker Brust verschlossen, den herben Schmerz. Der Freundin waches Auge aber findet Augenblicke, wo sich ein tiefer Einblick ihm vergönnt, und wenn Dir so der Freundin staunende Bewunderung wird, fühlt sie zugleich sich doch zu Mehrerem aufgefordert. Tief in der treuen Brust lebt Dir, lebt Emilie das Gefühl, das sich im Augenblicke, da Ihr Euch süß verstanden, dort eingebürgert. Der Euch gebotenen Entsagung Todesschmerz zehrt fort und fort in Euch. Der Freundin Auge aber, der Freundin Herz sie können länger nicht mehr schauen, tragen, was sie, vor Euch verborgen, schauen, tragen müssen. Nicht also darf es ferner bleiben!" — „Therese! sprich, wie soll .... nein, nein, sprich nicht weiter! Kein Wort mehr, theueres Weib ...." fiel Karstell bebend ein. — „Mein theuerer Freund, laß' mich vollenden," erwiederte Therese in ihrer Riesenstärke stiller Ruhe, „was ich Dir noch zu sagen habe, wirst Du bei ruhig ernster Prüfung bald selbst das Bessere nennen, das Nothwendige, das Einzige, was je zu frohem Ausgang führen kann. Auf kurze Jahre nur, nicht todt für Eure Liebe, die mich vielmehr, ein treu bewahrtes Pfand, begleiten soll, will ich von Euch, will aus der Heimath ich mich wenden. Der Fürst ist gnädig, Präsident und Räthe sind Dir und mir befreundet ...." — „Therese! Gott, mein Gott! Nein! ewig Nein!" rief Theodor mit einem Klang der Stimme, fast kreischend. „Therese? Du von uns gehen? Wirst Du es können? Und wenn Du es kannst, wir, wir können Dich nicht lassen!" — „Mache Du selbst mir nicht schwerer," entgegnete das junge Weib mit Seelenstärke, „was mir fürwahr nicht leicht geworden, als unumgänglich zu betrachten. Nun aber, einmal es dafür erkannt, steht es auch fest in meiner Seele. Entschlossenheit und Muth ist mir von Gott geworden. Ich gehe von Euch, mein Herz bleibt hier. Der kommenden Jahre unendliche Wonnen werden es Euch erleichtern, die Lücke minder schmerzlich zu empfinden, die mein Weggang in Euer Leben bringt. Mir wird der Reise Abwechselung, mir werden der neuen Heimath fremde Erscheinungen Beschäftigung geben, die wohl sogar nicht jedes Reizes entbehrt." — „Du täuschest uns, Therese über Dich," sprach Karstell, die abwesende Emilie zugleich vertretend, „aus reiner Seelengüte täuschest Du uns. Du bist es nicht, die in der Ferne leicht vergäße, was in der Heimath Alles sie gelassen; die in der Ferne leicht sich heimisch fühlen lernte. Du bist mit stärkeren Wurzeln, als Du selbst ahnen magst, an diesen Boden gebunden. Und traust Du wirklich Dir die Stärke zu, die eine solche Trennung von Dir verlangen würde, dann täuschest Du Dich selbst auch über Dich. Es ist der jetzige Augenblick der Dich überreden will, so viel Dir zuzutrauen. Du empfindest jetzt ein hohes

Digitized by Google

belohnendes Gefühl, weil Du gethan, was Du für recht erkannt, weil Du, mit tiefem Seelenschmerz, es doch gethan! Ja, deshalb, deshalb, Therese, wähnst Du, zum ungeheueren Schritte den Muth gefunden zu haben. Bis hier her, theueres Weib, ist Alles gut. Du hast gethan, was Du vorher zu müssen geglaubt. Nun aber kömmt das Andere! Emilie's, und meine Pflicht. Diese aber ist, Dich abzuhalten, mit Allem, was uns zu Gebote stehet, den ersten Schritt zu thun zum unvermeidlichen Verderben." — „Gottes Arme breiten sich aus, so weit sein All sich ausdehnet," entgegnete Therese, „seiner Liebe Fittige schirmen all' seine Geschöpfe, so auch mich. Die Welt ist überall seine Schöpfung, und er ihr Gott an jedem Orte. Darum, lasset mich ziehen und wehret mir nicht! Macht mir die hohe, die heilige Verpflichtung nicht schwerer noch, als sie auf mir lastet!" — „Mißtraue diesem Muthe, schöne Seele!" nahm Theodor, sanft ihre Hand fassend, das Wort. „Es ist des Geistes überhohe Aufregung, die Dein Beginnen leitet. Dein edeles Gemüth empfindet einen Reiz, Dich ganz den Deinen zu opfern. Verkennen, Ueberschätzen dessen, was Dir möglich, wäre es, wenn Du den Fuß auf solchem Pfade vorwärts setzen wolltest; Verbrechen wäre es von uns, Dich nicht mit unserer ganzen Liebe rückwärts in unsere Arme zu leiten. Da kömmt Emilie herab zu uns, es ist ihr Tritt. Sie hat das Recht, gleich mir, Antheil zu fordern von dem, was je Dein Herz bewegt. Er werde ihr, und meine Meinung soll überwunden sich nennen, wenn sie die deinige zu ihrer macht. Emilie, komm' herbei," wendete er der Eintretenden sich entgegen, „verbinde Dich mit mir, die Schwester uns zurück zu halten, die in des Edelmuthes unerreichbarer Höhe sich uns entziehen will." — „Nein, theuere Schwester," fiel Therese ein, die schönen Arme ihr entgegen breitend, „komm', schütze mich vielmehr vor dieses Edlen Weigerung, der es verschmähet, von mir den Himmel, Dich, ein göttliches Geschenk, zu empfangen." — „Was ist das? Was ist Euch?" stammelte Emilie mit einem Auge voll fürchterlicher, unsicherer Ahnung. — „Komm' setze Dich zu uns, Du holdes Wesen," sprach Karstell und zog sie zwischen Therese und sich zum Sitze, „beruhige die bange Sorge, die Deine ganze Erscheinung ausspricht, denn nimmer darf, was Therese in hohem Muthe still bei sich beschlossen, sich verwirklichen." — „O, sprich, guter Theodor, was ist es," bat Emilie in lautem Weinen diesen, „in Therese's Auge lese ich so Vieles, doch Alles ist mir fremd. Wie war ich sonst so heimisch doch in diesem Auge, keine Wolke, kein Hauch zog da vorüber, den nicht der Schwester Mund mir alsobald gedeutet. Seit länger schon fühle ich mich kränkend ausgeschlossen, von dem, was ihre Seele so mächtig oft erregt. Du erscheinst mir ruhiger, Theodor, darum theile Du mir mit, was mir noch verborgen ist, ich fordere meinen Theil von Euerem Leide." — Karstell theilte der Hinzugekommenen in mühsam nur errungener Fassung Therese's Absicht mit. Oft begann Letztere, ihre Ansicht zu unterstützen, die Rede des Sprechenden zu unterbrechen. Doch baten sie Beide, Karstell reden zu lassen. Mehr und mehr verschwand das Lebensroth aus der Jüngeren Gesicht, als Karstell's Mittheilung weit genug vorgeschritten, um sie Therese's Plan verstehen zu lassen. Allmälig, wie das Haupt eines Müden, sank das ihrige auf Karstell's Schulter und tiefer Wehmuth Züge umspielten den sanften Mund. — „Das wolltest Du vollbringen?" hauchte sie und ergriff mit der Linken Therese's Hand, die Rechte wie beschwörend an der Schwester Busen drückend. „Das könntest Du? In einem Wahne, daß wir nicht glücklich, daß wir etwas vermissen, wolltest Du uns meiden? Sprich, Theodor, sind wir nicht glücklich? Oder weißt Du es anders? Ich bin es! Und Du, Therese, der Schutzgeist unserer heiligen Liebe, Du willst ihr Deinen treuen Schutz entziehen? Wenn Du jemals für Deine Schwester Achtung empfandest, dann wiederhole nie ein solches Wort; nimm nicht auf einmal schrecklich, tödtend, der Achtung heiliges ehrendes Gefühl, das Du bisher für sie empfunden, zurück!" — „Es möge nie ein Tag Euch kommen," sprach Therese hierauf in feierlichem Tone, „wo schmerzlich Ihr in tiefem Wehe bereut, vor'm kleineren Leide dieser Trennung jetzt gezagt zu haben. Ich bleibe hier, Ihr wollt es! Es möge Gott das Ende segnen!" —

Emilie war durch jene Scene, herbeigeführt von Therese's heldenmüthigem Entschlusse, tief erschüttert worden. Versöhnt war nun der Schmerz, den sie empfunden, als sie der Schwester vorheriges unbedingtes Vertrauen entbehren zu müssen meinte, und hoch erhoben stand diese vor ihr. — Theodor konnte sich nicht ableugnen, daß die Bedenklichkeit, die ihm früher schon über Therese's Gemüthszustand geworden, durch die Mittheilungen die er von ihr erhalten, noch um Vieles gesteigert worden. Die Wahl ihrer damaligen Worte, die ganze Weise, die sie dabei beobachtete, bezeigte des Antheils Höhe, den sie zu ihrem Entschlusse aus sich selbst gebracht. Nicht er, in seiner Stellung zu Emilie, allein, nicht diese nur, schwebten ihr vor. Er sah, wie Therese bemühet war, unbefangen vor ihm zu erscheinen, wie sie weit mehr jetzt sprach, denn sonst, um jede Pause, die sie zu fürchten schien, wenn sie mit ihm allein, zu verhindern. Doch sah er auch, wie viele Anstrengung ihr dies kostete, sah auch, wie ihrer Wangen unnatürliches Roth, das sie bei seinem Eintritt meistens überflog, sich kurz darauf in falbe Blässe wandelte.

Es war um die Zeit des Christfestes, als in Karstell's Hause eine vielleicht noch größere Stille einzog, als vorher dort geherrscht. Therese's jetzige Erscheinung forderte Karstell's ernsteste Beachtung auf. — In des Arztes Aeußerung, daß es wohlthuend auf diese wirken würde, wenn sie minder sich allein überlassen bliebe, erkannte Frau v. Westphal eine Mahnung an sich, als diejenige, die beider Schwestern volle Liebe genoß, und seltener ließ sie von da an ein Heut zum Gestern werden, ohne im ihr befreundeten Hause einzusprechen. So bildete sich, den oft erscheinenden Arzt hinzu gerechnet, ein kleiner, trauter Kreis zu Fünf, der langen Winterabende oft so düstere Miene sich gegenseitig gemüthlich aufzuhellen. — Treue, lautere Neigung der Gemüther, hohe Achtung der Anderen, der warmen Freundschaft inniges Mitfühlen dessen, was sich dem Zweiten bot, Vertrauen, so weit Zurückhaltung nicht Pflicht erschien, sie waren die Grundlage, waren Stützen des kleinen freundlichen Vereines, dem selten nur ein Sechstes, mehr fremd, sich nahete. — Es treten wohl Herzen nie enger, inniger einander nahe, als in dem Schmerze des Einen, wenn er zum Leide Aller wird. Gemeinsam getragenes Wehe einet fester, als es vereint empfundene Freuden mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Der verstorbene König von Schweden als Gesandter in Wien 1798.] Bernadotte feierte am Abend des 13. April 1798 in seinem Hotel in der Wallnerstraße die Hochzeit eines seiner Secretäre und ließ bei Anbruch des Abends die dreifarbige Fahne auf dem Balkon des Hotels aufstecken. Die Wiener, feind aller Revolution, hielten das Aufstecken für das Signal einer beabsichtigten Bewegung und geriethen allerdings in Bewegung, aber gegen Bernadotte. Die Steine hagelten gegen das Hotel. Noch ärger tobte das Volk, als Bernadotte, die Hand am Degen, vor das Haus trat und mit Derbheit gegen das Volk redete. Es riß endlich die Fahne herunter, brach in's Hotel, zog einige Wagen heraus und fort und verbrannte die Fahne; dann verlief es sich und ließ die Wagen auf dem Hof (einem Platze in Wien) stehen. Am nächsten Morgen war ein Anschlag der Polizei an allen Ecken zu lesen, worin das Volk wegen der an den Tag gelegten guten Gesinnung zwar gelobt, aber zugleich ernstlich zur Ruhe verwiesen wurde. Zwei Tage nach diesem Vorfall reiste Bernadotte, nachdem er bei dem Kaiser eine Abschiedsaudienz gehabt hatte, ab unter einer starken Cavalleriebedeckung.

* * *

[Der Minister und der Bürgermeister.]

Brav, mein Herr, das nenn' ich wahre Proben
Von unterthänigster Devotion;
Mein Allergnädigster wird in Person
Euch Allerhuldreichst selbst dafür beloben;
Der Wein, die Speisen aller Art,
Musik, das Feuerwerk — süperb gerathen;
Gewiß, ihr thatet Alles, was ihr schuldig war't —
Ja, Excellenz, und sind auch Alles schuldig, was wir thaten.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Nebst Literaturblatt Nr. 12. und Intelligenzblatt Nr. 11.

Digitized by Google

Literaturblatt

zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 12. 1844.

Literatur.

Schweizerchronik in vier Büchern, aus den Quellen untersucht und dargestellt durch Joseph Anton Henne von Sargans. 2te völlig umgearbeitete und verm. Aufl. St. Gallen u. Bern. Verlag v. Huber u. Comp. 1840—43. 1195 Seiten mit 4 Tabellen.

Der Verfasser ist ein freisinniger, helldenkender Mann und doch voll von religiösem Interesse. So erscheint er uns gleich in der Einleitung, die, so zu sagen, auf den ersten Seiten theologisirt und von Seite 8 an das Wesen einer Einleitung zur allgemeinen Weltgeschichte annimmt, was man vor einer Specialgeschichte nicht erwarten sollte. Von der Veranlassung dazu nachher. Ja er führt uns in die alte Geschichte selbst hinein, nach Aegypten, Griechenland, Italien, und dann erst setzt er auf den heimathlichen Boden den Fuß; aber bei der geistvollen Auffassung dessen, was nicht streng zur Sache gehört, folgt man gern ihm, wohin er auch führt. Man merkt dabei, daß man einen Mann vor sich hat, der seinen Meistern, Creuzer und Hug, alle Ehre macht, sollten auch manche Leser bei der einen, oder andern Deutung von Mythen des Alterthums nur blos das Sinnreiche in der Combination anerkennen, ohne die Realität des durch Combination Gefundenen zuzugestehen. Wo es nun aber zur sichern Geschichte geht, wo man eine ununterbrochene, nur die Schweizer betreffende Darstellung erwartet, daß da fort und fort weit ausgeholt und hier- und dahin weit ausgegriffen wird, das können wir nicht billigen, und diese Weise, Geschichte eines Volkes und Landes vorzutragen, dürfte sich wohl sonst nirgends finden. (Doch ist zu bemerken, daß sich diese Eigenheit später verliert und nur vorzugsweise im 1. Buche sich findet.) Der Leser büßt allerdings Nichts dabei ein, die Schweizergeschichte selbst ist dadurch nicht beeinträchtigt, dem Leser wird zugleich Manches mit vorgeführt, was ihn mit der Zeit, von der jedes Mal die Rede ist, mehr bekannt macht über die Grenzen des Schweizerlandes hinaus; aber das eben über die Grenzen der Specialgeschichte Hinausliegende hätte, wo es der Historiker erwähnen wollte, kurz bemerkt werden können; so aber ist die Einheit der Anschauung der Schweizergeschichte selbst sehr erschwert, Das Werk würde jedenfalls weit genießbarer werden, wenn der Geschichtschreiber bei einer künftigen Ausgabe Alles, was die Einheit der Anschauung hindert und stört, wegschneiden wollte und so rein, als möglich, von andern historischen Beimischungen die Schweizergeschichte gäbe. Indessen, bis es einst von dem Verfasser geschähe, kann jeder Leser, wenn er will, selbst eine Scheidung vornehmen; er braucht nur den Ueberschriften der Unterabschnitte der Erzählung zu folgen und sehen, wo Schweizerisches ist. Dieß wird sogar für das Urtheil über die Leistungen des Geschichtschreibers sehr vortheilhaft sein; man wird desto mehr den Fleiß würdigen, der dem eigentlichen Zwecke des Werkes gewidmet ist, und der sich namentlich auch in der Kritik über Ereignisse zeigt, welche von der historischen Skepsis bezweifelt worden sind, z. B. in Tell's Geschichte. Noch müssen wir mit dankbarer Anerkennung der darauf verwendeten Mühe den Geschichtsfreund auf die Tabellen aufmerksam machen. Die 1. stellt das Haus der Karolinger dar, 2. der Merowinger, 3. der Welfen in Alemannien, Baiern, Franken und Burgund, 4. der von Habsburg, Zäringen, Churwallen, Sargans, Bregenz, Buchhorn, Winterthur, Lenzburg. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen fügt Ref. noch Einiges bei von dem, was besonders hervorgehoben werden muß. Der Titel sagt, daß der Verf. aus den Quellen gearbeitet hat. Obgleich es in unsrer Zeit Sitte geworden ist, auch diesen Zusatz beizufügen, ohne daß man die Schriften und Dokumente, welche eigentlich den Namen der Quellen verdienen, gesehen hat: so muß jeder Sachverständige es doch erkennen, daß unser Historiker allerdings die Originalquellen aufgesucht hat — es müßte erkannt werden, auch wenn der Titel davon schwiege, auch wenn der Verf. selbst nicht gesagt hätte, daß er über 26 Jahre vorzüglich dem Studium der Geschichtsquellen gelebt habe. Dann ist als ein merkwürdiges Resultat seiner Forschungen anzuführen, daß unser europäisches Hochland die Wiege der weißen Menschheit und der ältesten Kultur sei, und er hat daher bei der Geschichte der Helvetier, als eines der ältesten Stämme dieses Hochlandes, Gelegenheit genommen, ausführlich sich darüber auszusprechen. (Hieraus erklärt sich das, was vorhin als eine Eigenthümlichkeit der Einleitung angeführt wurde.) Demnach wanderte nicht die weiße Menschheit von Asien nach Europa ein, sondern umgekehrt, und was aus Asien zu uns wanderte, war ohne Ausnahme tatarisch, mongolisch, finnisch, hunnisch — häßlich. Die meisten Leser, denen wir referiren, werden es andern Professoren der Geschichte überlassen, mit dem Professor der Geschichte zu Bern (hier lehrt Hr. Dr. Henne) darüber zu streiten, da es ihnen, wenn sie sich zur Lektüre dieses Werkes wenden, eigentlich mehr um die zuverlässige Schweizergeschichte zu thun sein wird, als um Forschungen über die Urzeit. Jene finden sie nun in jeder Periode mit vollkommner Ausführlichkeit im Stoffe, mit einer lobenswerthen Gedrängtheit und Kürze in der Form dargestellt. Wozu auch Deklamationen, wenn die Fakta laut genug selbst reden? Eigentlich giebt jedes Faktum sein Urtheil über sich selbst ab, sobald nur von dem Historiker Nichts davon verschwiegen und unterdrückt wird, und das hat der unpartheiische Verfasser nie gethan. Dieß bemerken wir vorzüglich für protestantische Leser, wo es sich um die den Katholicismus betreffenden Verhältnisse handelt. Wir könnten in dieser Beziehung Mancherlei anführen, wo der Verf. nur die Fakta selbst reden läßt, erwähnen aber nur als Beispiel „Umtriebe in Rom gegen Wessenberg." — Die Erzählung schließt mit der Klostersache Aargau's, und zwar mit d. 27. Aug. 1841. Für diejenigen, welche die neueste Zeit der Schweizergeschichte vorzugsweise interessiren sollte von 1798 an (helvetische Republik) bis 1841, sei bemerkt, daß diese allein 286 Seiten füllt, woraus man einen Schluß auf ihre Vollständigkeit machen kann. Die Anordnung des Stoffes überhaupt ist eben die einer Chronik, es wird Alles so nach einander, wie es in der Zeit gefallen ist, erzählt. Wer sich daher einen Ueberblick eines einzelnen Cantons z. B. wünscht, muß das In-

Digitized by Google

haltsverzeichniß zu Hülfe nehmen, um sich selbst das, was er überschauen will, zusammenzustellen. Bei einem Werke, welches des Stoffes so viel und in dieser Anordnung enthält, wäre zu wünschen gewesen, daß man ein sorgfältig gearbeitetes Ort- und Namenregister beigegeben hätte; das die Ueberschriften der Paragraphen aufführende Inhaltsverzeichniß genügt nicht. Der Druck ist, wie das Papier, zu rühmen.

Ett.

Hellas und Rom. Vorhalle des klassischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtsschreiber und Philosophen. Nach den besten Uebertragungen herausgeg. und mit biograph. und literärgeschichtlichen Erläuterungen begleitet von Prof. Dr. K. Fr. Borberg (in Bern). Mit einem Vorwort von K. v. Orelli. I. Abtheilung: Die Dichter des hellenischen Alterthums. 2 Bde. in 4 Liefr. 1012 S. 8. Stuttg. (Verlag von K. Göpel) 1842. (2 Thlr.) II. Abthlg.: Die Dichter des römischen Alterthums. 1. 2. Liefr. 416 S. 8. — Ebendas. 1843 (1 Thlr.).

Gelungene Uebersetzungen klassischer Werke sind für das nach tüchtiger Bildung strebende Publicum gewiß von hohem Nutzen; sie sind die „Eisenbahnen der höhern Cultur" und setzen in den Stand, die Grenzen entlegener Zeiten und Völker rasch zu übersliegen und aus beiden das Trefflichste und Schönste sich anzueignen. Auf das klassische Alterthum aber ist gerade jetzt der Blick aller Gebildeten wieder gelenkt worden, wo, wie früher in Weimar (mit Terenz), so jetzt in Berlin (mit Sophokles und Plautus) und anderwärts Versuche gemacht worden sind, alte Dramen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit wieder in's Leben zu rufen. (Den Vertretern der nationalen Richtung, welchen jenes Streben bedenklich erscheint, ist dabei zu erwiedern, daß das Schöne überall schön und Eigenthum der Menschheit ist; und so sind denn auch jene Dramen nicht antinational; sie bringen sogar der dramatischen Poesie selbst, der die einfache Würde der antiken Tragödie bei uns meistens abgeht, großen Nutzen. Aber auch dem Volke ist es ersprießlich, weil das Theater noch immer eines der kräftigsten Bildungsmittel ist.) Es kann daher nur ein glücklicher Gedanke des Herrn Herausgebers genannt werden, daß er, bei der Masse von Uebersetzungen, eine gediegene Auswahl aus der gesammten Literatur der Griechen und Römer unternahm. Zwar haben Andere vor ihm Aehnliches unternommen. Allein vor diesen Vorgängern ist seinem Unternehmen entschieden der Vorzug zu geben, indem die Auswahl aus den besten vorhandenen Uebersetzungen gemacht ist, und die biograph., histor. und ästhetischen Anmerkungen und leitenden Uebergänge fast nichts zu wünschen übrig lassen. Besonders aber ist es — wie der berühmte Vorredner mit Recht erinnert — die Vollständigkeit und schöne Combination seines Planes, welcher wir unsern vollen Beifall nicht versagen können; es ist hier nicht sowohl auf eine regellose Blumenlese abgesehn, als vielmehr auf eine wohlgeordnete Uebersicht der ganzen Literatur, und mit dem Faden dieser Uebersicht werden die bedeutsamsten und hervorragendsten einzelnen Erscheinungen zu einem harmonischen Ganzen verbunden, in welchem sich der Geist der Literatur in allen ihren Verzweigungen treu und vollständig abspiegelt. Zur besondern Empfehlung dieser Mustersammlung gereicht auch noch der Umstand, daß dieselbe so eingerichtet ist, daß sie auch als Materialiensammlung für Antiquitäten, Mythologie ꝛc. dienen kann. So wird sich in den Homerischen Antiquitäten kaum ein bedeutsamer Punkt finden, welcher nicht in den im ersten Bande enthaltenen Stücken aus der Iliade und Odyssee durch einen schönen und lehrreichen Zug repräsentirt wäre, so daß der Leser in der That eine anschauliche Vorstellung von dem Leben der Homerischen Welt gewinnt.

Die „Vorhalle" ist zwar zunächst als Beispielsammlung für Vorträge an höheren Gymnasien und an Universitäten über die alte Literatur bestimmt; aber sicherlich wird auch den gebildeten Männern und Frauen aller Stände eine solche Sammlung, gleichsam eine Vorhalle des herrlichen Tempels des klassischen Alterthums, eine nicht unerwünschte Gabe sein: ein Haus- und Schatzkästlein, worin die edelsten Juwelen aus dem reichen Schachte einer in die Vergangenheit hinabgesunkenen Welt niedergelegt sind. Selbst klassisch gebildete Männer, welche aber unter den mühevollen Arbeiten, die ihnen als Geistlichen, Juristen oder Medicinern ihr Lebensberuf auferlegt, den alten Sprachen entfremdet worden sind, werden gern immer wieder, wie zu einem das innere Leben erfrischenden Borne, zu den Klassikern zurückkehren. Und so wünschen wir dem trefflich begonnenen Werke, das auch von der Verlagshandlung gut ausgestattet worden ist, einen erfreulichen Fortgang. Möge dasselbe seinen Weg in recht viele Hände finden! Dies wünschen wir um so mehr, da die Mühen des Herausgebers und die Kosten des Verlegers gewiß nicht gering sind.

Schließlich geben wir noch den Inhalt der uns vorliegenden 3 Bde. an. Die **erste** Abtheilung („die Dichter des hellenischen Alterthums") zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste geht von den ältesten Zeiten bis auf Alexander den Großen und enthält Proben 1) der epischen Poesie aus Homer, den kyklischen Dichtern und spätern Epikern; 2) der episch-didaktischen Poesie aus Hesiod und Orpheus („Argonautenfahrt"); 3) der didaktischen, didaktisch-lyrischen, lyrischen (Sappho, Alkäos, Anakreon, Pindaros) und endlich der dramatischen Poesie. In letzterer Beziehung finden wir u. A. des Aeschylos Oresteia und Titanomachie, des Sophokles Oedipus in Kolonos und Elektra, des Euripides Bakchantinnen, Hippolitos und Kyklops, des Aristophanes Frösche und Plutos u. m. A. Der zweite Abschn. geht von Alexander d. Gr. bis zum Untergange des griechischen Kaiserthums. — Der **zweiten** Abtheilung („die Dichter des römischen Alterthums") erster Abschnitt geht von den ältesten Zeiten bis auf den Tod des Augustus und liefert uns unter manchem Andern die Kriegsgefangenen und den Bramarbas des Plautus, das Mädchen von Andros des Terentius, Bruchstücke aus der Aeneis und Idyllen des Virgilius u. A. Alle Stücke sind mit trefflichen Einleitungen, mit biograph., histor. und ästhetischen Anmerkungen und leitenden Uebergängen versehen.

Ap.

Preußische Vaterlandskunde. Ein geographisch-statistischer Leitfaden für den Unterricht und die Selbstbelehrung. Berlin, 1844. Verlag von Fr. A. Herbig.

Daß der Verfasser auf dem in diesem Buche eingeschlagenen Wege, wie er in der Vorrede versichert, seinen Zweck,

Digitized by Google

für die Vaterlandskunde Interesse zu erwecken, meist glücklich erreicht habe, das glauben wir ihm gern. Das ganze Werkchen zeigt nicht allein von einer vollkommenen Vertrautheit des Verfassers mit den durch und seit Ritter in der Geographie gemachten Fortschritten, namentlich größerer Wissenschaftlichkeit in Anordnung und Methode, sondern auch von einem besonders glücklichen Takte, mit welchem er auf seine dem Militairstande angehörigen Zöglinge Rücksicht nimmt. Durch zweierlei hauptsächlich ist es möglich, der Geographie das Gepräge systematischer Haltung zu geben, nämlich durch Hervorhebung der eigentlichen Erd- oder Oberflächengestaltung, und dann durch fortwährende Comparation der Verhältnisse, Gebirge, Flüsse 2c. 2c. eines Landes oder selbst nur eines Landestheiles zum andern, oder zu mehreren andern. Dieß thut der Verfasser sehr häufig, besonders bei Angabe der Flußgebiete, der klimatischen Verhältnisse, der Bevölkerung 2c. und erhöht dadurch nicht nur das Interesse an seiner Schrift selbst, sondern fördert auch dadurch die Veranschaulichung der einzelnen geographischen Verhältnisse. — Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser in gleicher Weise eine deutsche Vaterlandskunde uns schenkte. Sie sollte willkommen sein! Druck und Papier sind gut. **C. Mr.**

Epos und Lyra. Dichtungen von Ernst von Brunnow. Zweite doppelt vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner. 1844. 8.

„Doppelt vermehrt!" Sonach kann man ja wohl diesen ungemein elegant gedruckten und im Aeußern trefflich ausgestatteten Band als ein ganz neues Werk ansehen, um so mehr noch als seit dem ersten Erscheinen seines Vorgängers der Dichter durch mehrere mit allgemeinem Beifalle aufgenommene historische Romane, wie z. B. „Ulrich von Hutten" dem Publico vertrauter und befreundeter worden ist. Dies verdient er aber in jeder Hinsicht zu sein, und wird es gewiß Allen werden, welche Geist und Gemüth aus dem strömenden Quelle der Dichtung erquicken, den er ihnen hier erschlossen hat. Der Titel dürfte vielleicht nicht allgemein verständlich sein. Der Dichter hat ihn zwar in dem Aufgesange (Prolog) an Epos und Lyra recht sinnig zu erklären gesucht und damit geschlossen:

> Nun schaut er (Epos) erst das Leben klar,
> Weil er sich selbst durchdrungen,
> Und Lyra singet frisch und wahr,
> Weil ihr die Welt erklungen;
> So theilen sie geschwisterlich
> Der Gaben Schatz und halten sich
> Mit treuer Lieb' umschlungen!

Aber unter Epos ist man doch gewohnt meist größere historische Dichtungen zu verstehen, so daß für manche das Buch selbst nicht ganz den Erwartungen entspricht. Denn die erste Hälfte desselben, welche „Epische Gedichte" giebt, enthält nur kürzere, aber darum nicht minder werthvolle Arbeiten, dahin gehört gleich das erste, der Delphin, welches bereits, als es zuerst in der Abendzeitung erschien, mit vieler Liebe aufgenommen wurde. Lukas Kranach tönt einfach und kräftig. Pfeil, Arzt und Liebe besingt die schöne Sage von Robert von England und Isabellen. Der Sprung vom Kynast ist schon öfter, hier aber dichterisch behandelt. Der Lohn wetteifert rühmlich mit Bürgers bravem Manne. Aus Roms Annalen bieten sich Coriolan, Tarquinius und Clölia dar. Selbst im epischen Rythmus singt der Dichter Phantasie und ihre Töchter. Zum Schlusse erhalten wir noch die einfach schöne Ballade: Herzog Ulrich von Würtemberg, aus dem ersten Theile Ulrichs von Hutten.

Eine reiche Zahl lyrischer Gedichte folgt nunmehr. Sie erfüllen ganz, was der Dichter in dem Aufgesange von Lyra uns singt:

> Wenn Epos durch die Fernen fliegt,
> Weilt Lyra einsam schwärmend,
> Still sinnend in sich selbst geschmiegt,
> Bald jubelnd, bald sich härmend;
> Es bebt in übervoller Brust,
> Sie will verkünden Leid und Lust,
> Das Herz zur Gluth erwärmend.

In allen diesen Beziehungen läßt uns der Dichter bald mit ihm sich freuen, bald trauern, bald den Frühling feiern, bald tiefe Blicke in den Abgrund des menschlichen Herzens thun, bald mit der Geliebten kosen, bald im deutschen Volkswehrliede uns zum Kämpfen rüsten. Melodisch klingen überall seine Weisen, und wenn wir schon den Troubadourliedern und den Gesängen aus Hutten lauschten, so treten uns die gelungenen Nachbildungen nach Horaz hier zuerst entgegen.

Kleine Blüthen lassen nur ihre geringe Zahl bedauern, und in der letzten Abtheilung: Festliches, Freundschaftliches und Geselliges, finden wir Gelegenheitsgedichte, welche ganz das bewahrheiten, was ihr Dichter darüber an seine Leser ausspricht:

> Scheltet nicht mit stolzem Muthe
> Das Gelegenheitsgedicht;
> Ist es warm von Dichterblute,
> Scheint es werth des Tadels nicht.
>
> Manche Lilie, manche Rose
> Streut der Dichter liebend ein,
> Sollt' er auch dem raschen Loose
> Der Vergänglichkeit sie weih'n.
>
> Nimmer macht es ihn zum Knechte,
> Wenn er sich freiwillig band,
> Blüthenlos ist kein Geflechte
> Was er mit der Muse wand.
>
> Drum verwerfet diese Kinder
> Der Gelegenheit nicht ganz,
> Suchet euch als weise Kinder
> Was euch frommt in jedem Kranz.

Diese Mühe wird auch hier, wo wir so vielen theuern Namen begegnen, gewiß nicht unbelohnt bleiben.

Th. Hell.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 11. 1844.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

Literarische Anzeigen.

(42.) Im **Büreau der Allgemeinen Badzeitung in Baden-Baden** ist erschienen (Karlsruhe, bei A. Bielefeld) und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aurelia,

Bilder und Träume aus Baden und der Umgegend

von

HIPPOLYT SCHREIBER.

(Sohn Aloys Schreiber's.)

Es ist nicht eine Beschreibung des berühmten Kurortes, die hier geboten wird, sondern ein eingeborner Dichter, der Sohn Aloys Schreiber's, hat auf dem herrlichen Grunde der Naturumgebungen und der geschichtlichen Ueberlieferungen lebendige Bilder geschaffen, die sowohl die Tausende von Besuchern Badens als auch die Fernstehenden den magischen Duft der Poesie erschauen lassen, der auf diesen Schlössern und Bergen weht, und als schönstes Denkmal der Erinnerung für jeden gelten mögen. Diese Schilderungen bieten eine reiche Abwechslung. Wir sehen, wie die Römer an den Heilquellen eine prachtvolle Stadt gegründet, die aber unter den Stürmen der beginnenden Völkerkämpfe ihren Untergang fand. Es ziehen die Zeiten vor uns vorüber, in denen die edlen Markgrafen glänzenden Hof hielten auf den alten Fürstenburgen, und ein großer Theil der Geschichte der Stadt und des badischen Fürstenhauses regt lebhaft das Interesse an durch lebendige Erzählung. Daneben aber entfalten Sagen und Ueberlieferungen ihre reichen Schätze, und während die altersgrauen Burgen uns ihre Geheimnisse erschließen, steigt der Blick hinab auf den Grund der räthselhaften Bergseen, wo sich eine niegesehene Welt vor uns aufthut; oder selbst das dunkle Geisterreich sendet seine mitternächtigen Gestalten zur Oberwelt.

Preis 2 fl. 24 kr. rhein. oder 1⅓ Thlr.

(43.) Unsere neuen

wohlfeilen Prachtausgaben

der

gesammten Heiligen Schrift

in ächter, wieder hergestellter Uebersetzung **Dr. Martin Luther's**

erscheinen vom **1. October** dieses Jahres an in fünf Editionen unter folgenden Titeln:

1. *PERLBIBEL,*

eine niedliche Toiletten-Ausgabe im Format eines Taschenbuchs und eben nicht stärker, geschmückt mit 24 der schönsten Stahlstiche, in 16 wöchentlichen Lieferungen, jede Lieferung zu 4 Neugroschen oder 14 Kreuzer rheinisch.

2. ELEGANTE SCHUL-BIBEL,

als die wohlfeilste Ausgabe, in Octav, mit 30 herrlichen Stahlstichen und einer Karte von Palästina, in 30 wöchentlichen Lieferungen zu 2 Neugroschen oder 7 Kreuzer rheinisch.

3. CONFIRMANDEN-BIBEL.

(NB. Diese Ausgabe wird spätestens bis Ende Januar 1845 in die Hände der Besteller kommen, so dass sie vor der Confirmationszeit überall noch gebunden werden kann.)

Ihr Format ist Royaloktav. Schöner, scharfer, deutlicher Druck auf das beste Velinpapier. Wir machen zwei Ausgaben. *No. 1.* mit 12 Stahlstichen in 12 Lieferungen zu 5 Neugroschen oder 18 Kreuzer rheinisch; *No. 2.* mit 36 Stahlstichen und einer Karte von Palästina in 14 Lieferungen zu 8 Neugroschen oder 28 Kreuzer rheinisch.

4. *Familien- und Andachts-Bibel,*

mit grösserer Schrift, in 2 Ausgaben auf Schweizerpapier und englisches Velin, Format Colombieroktav. Die Ausgabe *No. 1.* mit 24, die *No. 2.* mit 60 Stahlstichen und Karten von Palästina und über die Reisen Jesu etc., in 16 Lieferungen; jede Lieferung *No. 1.* zu 6 Neugroschen oder 21 Kreuzer rheinisch; *No. 2.* zu 12 Neugroschen oder 42 Kreuzer rheinisch.

5. Grosse Stiftungsbibel, auch Kirchen- und Pastoralbibel,

mit ganz grosser Schrift, auf dickes Patentvelin in Folio, mit 40 prachtvollen Folio-Stahlstichen von den berühmtesten Meistern und mehren Karten von Palästina (etc. etc.), in 40 Lieferungen, jede zu 12 Neugroschen oder 42 Kreuzer rheinisch.

Unterzeichner und **Subscribentensammler** erhalten bei Bestellungen von mindestens **zehn** Exemplaren ein eilftes **gratis.** — **Vorausbezahlung** wird **nicht** verlangt.

Als **Prämie** soll überdiess jeder Subscribent für jede obiger Bibelausgaben ein kostbares Kunstblatt in Stahlstich:

DAS ABENDMAHL DES HERRN,

nach Leonardo da Vinci, in Gross-Folio,

mit der **letzten Lieferung gratis** eingehändigt erhalten. Der **Werth** dieser Prämie ist **Drei Thaler.**

Man kann bei **jeder** Buchhandlung Deutschlands und des Auslands bestellen. Grössere Aufträge werden auch von uns direkt besorgt; doch ist es uns stets lieber, wenn man sich an eine Buchhandlung in der Nähe wendet.

Hildburghausen, August 1844.

Das Bibliographische Institut.

(44.) In dem Verlage von **G. A. Reyher** in Mitau erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Finks, Friedrich Freiherr von, Ueber den Ursprung des Adels in den Ostseeprovinzen Rußlands und das den alten Rittergeschlechtern daselbst gebührende Prädikat Freiherr. gr. 8., geh. 1 Thlr. 12 Gr.

(45.) Als passendes **Weihnachtsgeschenk** wird empfohlen:

Damen-Conversations-Lexikon.

X. Bände mit 10 Stahlstichen.

Verlags-Bureau in Adorf.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeiz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 97. 1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 3 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Des Abbé Bruitte Rückkehr zum evangelischen Christenthume.

Mittheilung von **Dr. Back.**

Dem Feinde des wahren Christenthums und seiner fröhlichen Botschaft von der Freiheit des Geistes und der menschenbrüderlichen Liebe, dem römisch-katholischen Fanatismus, erstehen je mehr und mehr kampfgerüstete und kampfmuthige Gegner im eigenen Feldlager. Von des kathol. Priesters **Ronge** wackeren Ankämpfen gegen den lichtfeindlichen Geist, der durch die Ausstellung des sogenannten heiligen Rockes in Trier den Pfaffentrug der mittelalterlichen Zeit mit all ihrem Wahn und Aberglauben neu zu gebähren bestrebt ist, sprechen bereits alle öffentlichen Blätter. Eine andere Schrift kämpft mit gleicher Kraft gegen den widerchristlichen Geist der Römlinge. Vor uns liegt:

„Mein Abschiedswort an Rom. Sendschreiben des Abbé Bruitte, vormal. Pfarr. von la Chapelle und Prof. der Phil.; alten Soldaten von der kön. Garde, Ritters d. Ehrenlegion, jetzt nichtrömischen Christen, an Hrn. Guyard, Groß-Vikar, Hrn. v. Trelissacs, Bischof v. Montauban. A. d. Fr. Schleiz, bei Wagner. 1844."

Bruitte ist, zu Nancy i. J. 1799 geboren, der Sohn eines alten Offiziers aus der Kaiserzeit; bis zum 15. Jahre besuchte er die Unterrichtsanstalten zu Paris und Montauban mit gutem Lobe; vom 15. bis 22½ Jahren diente er als Soldat und Unteroffizier in der Liniengarde, unter Ludwig XVIII. und Napoleon; war Secretair bei Herrn v. Prissac, seinem damaligen Bataillonschef, jetzt Pair von Frankreich; kein Jesuit hatte seine Erziehung geleitet; als Soldat verhinderte er einen Zweikampf zwischen zwei Kameraden, sein Chef gab ihm deshalb ein paar Ohrfeigen, Bruitte gab ihm dafür ein paar andere; er ward degradirt und sollte erschossen werden, General Berthier v. Sauvigny und Herr v. Brissak wiesen sein Recht nach und man gab ihm seinen Rang wieder; späterhin trat er aus dem Regimente und ward Priester, denn der evangelisch fromme Sinn, den seine Mutter ihm eingehaucht hatte, war durch Priester zur Schwärmerei gesteigert worden; vom 20. bis 27. Jahre studirte er im Seminar zu Ayen, einige Monate im College zu Montauban und während der Ferien im kleinen Seminar daselbst; er betrug sich gut katholisch und man gab ihm daher die dortige Predigerstelle. Damals widmete er noch dem „Gaukler des Kapitols" (wie er, mit Röhr in dessen berühmter Reformationspredigt, den Papst nennt), beinahe göttliche Verehrung. Aber auf dem großen Seminar entflohen seine Täuschungen auf Sturmesfittigen; Aristoteles brachte ihn wider Willen zur Vernunft, einige Lichtfunken aus der Bibel weckten den schlummernden Geist der ewigen Wahrheit aus der Asche, die ihn deckte; Wahn und Duldung, der Papst und Christus stritten in ihm, er rang vergebens mit sich; so entdeckte er sich denn endlich seinem Beichtvater; aber anstatt ihm Wahrheit und Seelenfrieden zu geben, enthob man ihn seiner Amtsverrichtungen als Sub-Diakon und stellte ihn acht Tage lang an die Thüre; das nannte man überzeugende Belehrung der Zöglinge; er errang sich nun selbst Belehrung, Ueberzeugung, Trost, Seelenfrieden durch die Bibel; fortan war er nicht mehr römisch, sondern biblisch-katholischer Christ, als Pfarrer von Barbonville und Vikar der Parochie Astafort, als Pfarrer von Vienne, Courbiac und St. Blaise, als Lehrer der Philosophie zu Fontenaye aux Roses, als Pfarrer zu la Chapelle, in

allen amtlichen und bürgerlichen Verhältnissen erwarb er sich die unbedingteste Zufriedenheit, Verehrung, Liebe und Dankbarkeit der Behörden, wie seiner Pfarrkinder und Aller, mit denen er in Berührung kam, durch Reinheit der Sitten und der Grundsätze, durch Lehre und Leben; Friedensrichter, Munizipalräthe, Maire, Präfekten, Adjunkten, selbst Bischöfe, Großvikare und Studiendirektoren ertheilten freiwillig ihm die glänzendsten Zeugnisse; er ward anerkannt als der edelste Mensch; König Louis Philipp zeichnete ihn am 5. Mai 1833 mit der Medaille für Humanität und Muth aus, und übersendete ihm am 1. Mai 1838 durch Herrn Lusignan, Pair von Frankreich, das Kreuz der Ehrenlegion; denn der wackere Bruitte hatte mehrmals sein Leben gewagt für das seiner Mitmenschen, war uneigennützig, großmüthig, wohlthätig, sanftmüthig, versöhnlich, duldsam, liebevoll gegen alle Menschenbrüder, wes Glaubens sie auch seien, vom Geiste des Evangelium durchdrungen, voll Eifer und wahrer Frömmigkeit bei hoher geistiger Bildung.

Dennoch, oder eben deshalb verleumdeten ihn Priester, belegte sein Bischof ihn am 4. Juli 1842 mit dem Interdikte, nahm er ihm sein Pfarramt, entzog er ihm so die Mittel, seine brave Mutter, seine hülfsbedürftige Schwester und deren verwaiste Kinder zu erhalten.

Bruitte schrieb an den Großvikar: „beruhe seine Rechtfertigung auf Irrthum, dann werde man ihn belehren, gründe sie sich auf Wahrheit, dann sei das bischöfliche Interdikt unstatthaft; zum Lohne für christliche Amtsverwaltung sei er auf des Großvikars Verlangen, ohne alle Untersuchung, von dem hochbejahrten Bischof verdammt, sein Kelch, sein Beichtstuhl und seine Kanzel durch Besprengung mit Weihwasser gereinigt, er von der Kanzel herab vor seiner Gemeinde ein ruchloser Abtrünniger, ein Ungeheuer genannt worden. Möge den Großvikar der Herr mit Anastasius begreifen lassen, daß das Wort Gottes in allen religiösen Streitigkeiten der alleinige und entscheidende Richter sei; dann würden die Blitze erlöschen, welche der Großvikar vielleicht noch auf die Häupter der vielen Priester zu schleudern gedenke, welche gesinnt seien wie Bruitte, die Freiheit der Verkündigung der Wahrheit dem drückenden Joche des Irrthums vorziehend."

Eingedenk des Zurufes des Evangelium: „Trachte zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und was hälfe es dir, wenn du die ganze Welt gewännest und nähmst doch Schaden an deiner Seele," hatte Bruitte zwar eingewilligt, bei der Kirche zu bleiben, jedoch nur in seiner ihm theuren Parochie und nur unter der ausdrücklichen Bedingung:

1) daß er keine unfreiwilligen Gebühren erheben müsse,
2) daß er nicht gehalten sein solle, Abgaben für das Episkopat einzufordern,
3) daß er, wie zeither, das Evangelium predigen und verbreiten dürfe,
4) daß er Jesum Christum als den alleinigen und ausschließlichen Grund der Kirche darzustellen habe.

Diese Bedingungen hatte er biblisch begründet, Beispiele aus dem Leben erläuternd hinzugefügt und dringend gebeten, ihn seiner Gemeinde zu lassen, welche mit 115 von 118 Stimmen flehentlich für seine fernere Seelsorge bei ihr sich verwendet hatte.

Vergebens! Bruitte war und blieb im Interdikt, amtsentsetzt, Alles ohne Untersuchung und Rechtsspruch! Denn er konnte und wollte nicht widerrufen, was er mit dem Lichte der Vernunft und der biblischen Denkgläubigkeit, mit Geist und Gemüth als wahr erkannt hatte.

So sagte er sich denn los von Rom, dessen Hab- und Herrschsucht ihn an der Veröffentlichung der christlichen Wahrheit hinderte, und erklärte seine Rückkehr zum reinen biblisch-evangelischen Christenthume.

Die Geschichte seines Lebens, des Bildungsganges seines Glaubens, seine Grundsätze, gegenüber denen der Römlinge, alle Belege für seine geistige Rückkehr zur Wahrheit legte er in der oben bezeichneten Schrift nieder, welcher schließlich Folgendes noch entnommen werde:

„Das Episkopat oder das Papstthum, eine das Christenthum vernichtende Gewalt, lehrt: daß wir durch unsre guten Werke Auserwählte werden, wenn diese Werke den Stempel der kirchlichen Heiligkeit erhalten haben — daß die Seligkeit kein Geschenk — daß der Verkauf der Reliquien und Indulgenzen eine göttliche Anordnung — daß das Millionen von Männern und Frauen aufgedrungene Zölibat eine christliche Vollkommenheit sei — daß die Priester die Macht haben, den heiligen Geist in eine Flasche Olivenöl zu bannen; daß er darin wirklich sei, wenn ein Bischof, der ihn verkauft, und zwölf Priester dieses Oel angehaucht haben — daß sie berechtigt seien, Gott in die Hostie zu schaffen und schaffen zu lassen — daß der Papst von Gottes und Rechtswegen Kaiser von Rom und Herr Italiens, ja Beherrscher des ganzen Erdkreises, sei, (ohne Zweifel, weil Petrus Almosen empfing und Jesus Christus nicht hatte, wo er sein Haupt hin lege,) — daß trotz der mannichfaltigsten Widersprüche und Veränderungen ihrer Beschlüsse die Konzilien wie der Papst unfehlbar — daß Alle zur Hölle verdammt seien, welche nicht glauben, was der Papst befiehlt — daß die von Gott eingegebene Bibel eine Ursache des ewigen Todes für Alle sei, welche sie nicht durch ihre, der Päpste, Brille lesen — daß man nur mit Hülfe des an des Papstes Gürtel hängenden Schlüssels in den reinen Himmel kommen könne — daß der Papst, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbare Gewalt über die Könige und ihre Unterthanen habe, daher er erstern die Krone nehmen und die letztern von

Digitized by Google

dem Eide der Treue und des Gehorsams entbinden könne!"

„Mein Vater — sagte eines Tages Bruitte zu seinem Beichtiger, der Professor der Theologie war — mein Vater, ich habe einem Sterbenden, seiner Weigerung ungeachtet, die Absolution ertheilt." — „„Dies ist eine Todsünde, mein Sohn, erwiderte er. — Du hast die sakramentalische Form (die Absolution) auf eine unsakramentalische Sache (die Seele des Sterblichen) angewandt.""

„Aber — antwortete Bruitte — dieser brave Mann hat während 50 Jahren Jesum verehrt und Gutes gethan." — „„Desto schlimmer — erwiderte jener — da er die Absolution nicht in voto hatte, d. h. sie nicht wünschte, ist er verdammt!!""

Ein Priesterthum, von welchem der Papst General en Chef, jeder Bischof Oberst, jeder Pfarrer Offizier ist, räumt Bruitte nicht ein, da er im Evangelium keine Spur davon findet.

Das göttliche Wort, sagt er, verbietet, eine von Gott verliehene Gabe als Erwerbmittel zu gebrauchen, daher verwarf und verbat sich Bruitte unfreiwillige Akzidenzien; — es weiß nichts von einem Fegefeuer, nichts von der Messe; es befiehlt, das Evangelium zu verbreiten, darum theilte Bruitte seinen Pfarrkindern das göttliche Buch mit, den Armen umsonst; es verbietet, ein Jotta aus der heiligen Schrift hinweg zu nehmen, darum lehrte Bruitte die zehn Gebote unverkürzt, während die römische Kirche das zweite Gebot ohne Weiteres wegläßt; es verweißt uns zu Erlangung der Vergebung unsrer Sünden und unsrer Wiedergeburt auf Gott und Christum allein, während der katholische Priester sich die Sündenvergebung anmaßt.

„Ich konnte — sagt Bruitte — zu meiner Gemeinde sagen: verehrt keine Reliquien, die des heiligen Dominikus sind die Gebeine eines fanatischen Mörders, der Eure Voreltern hat verbrennen lassen, weil sie das Evangelium lasen; singt nicht die päpstlichen Indulgenzen ab, wie z. B. die des Borgia, denn dieser Papst war ein Räuber, ein Ehebrecher, ein Mörder, ein Volkstyrann, ein Feind Gottes; bekennt Eure Sünden Gott, ihm allein! Die Sündenvergebung des Geistlichen ist eine Täuschung der Seele, oft für die Beichtenden der Schiffbruch ihrer Tugend; überhaupt liegt hinsichtlich der katholischen persönlichen (Ohren-) Beichte, in dem Verhältnisse des männlichen Beichtigers zu den weiblichen Beichtkindern etwas Unsauberes, Gotteslästerliches! Aber ich sagte es meiner Gemeinde nicht ohne Weiteres, denn die Zeit zur Eröffnung solcher Wahrheiten war für sie noch nicht gekommen!"

(Schluß folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Frau v. Westphal widersprach jetzt, wenn Theodor sich befürchtend über Therese äußerte, nur noch in einer Weise, der man es absehen konnte, wie sehr sie geneigt sei, seine Meinung zu theilen. Emilie litt unendlich. Sie hatte es sich zur Aufgabe gemacht, vor den Blicken der Anderen die Befürchtung zu verleugnen, die seit länger schon in ihr zur gewissen Voraussetzung geworden, was die höchste Aufbietung all' ihrer geistigen und körperlichen Kraft bedingte. Und doch vermochte sie nicht, den Freund, die Freundin über sich zu täuschen. Doch nahmen diese einen solchen Schein an. Vor Therese suchte ein Jedes unbesorgt zu erscheinen, diese bemühete sich wiederum, sich munter zu zeigen. So standen die, die durch die innigsten der Lebensbunde verknüpft, absichtlich unwahr sich gegenüber.

Das alte Jahr war vor einem neuen gewichen. Der Tage Dauer wuchs bemerklich; länger, wohlthuender weilte schon der Sonne Strahl an den Fenstern von Therese's Zimmern. Der Arzt wehrte nicht dagegen, als Therese Verlangen äußerte, die winterliche Zimmeratmosphäre mit dem erquicklichen Hauche der Freie zu vertauschen, und in den schöneren Stunden der Tage genoß Therese an der Seite ihrer Lieben im leicht hinrollenden Wagen den lange entbehrten Anblick der schönen, freien Schöpfung. Da begehrte die geliebte Kranke eines Tages am Saume jenes Wäldchens vorüber zu fahren, wo sie früher im heiteren Kreise einen schönen Sommerabend verbracht, und im Gemüthe beider Schwestern stiegen beim raschen Vorüberzuge Erinnerungen lebendiger wieder hervor an Gefühle des Damals, die wohl nimmer dem Vergessen anheim fallen konnten. Therese vermochte jetzt nicht mehr sich zu entsinnen, daß sie an jenem Tage nicht schon empfunden wie jetzt.

* * *

Ein schöner Tag des wonnigen Maies umglänzte neu verjüngte Fluren und redete in süß verständlicher Sprache zum Gemüthe, das fähig, jenen Eindruck zu empfinden, zu behalten, den Gottes Güte in seiner Schöpfungspracht auf das dafür Empfängliche macht. Der frühzeitig blühenden Bäume Schimmer, das zarte Grün ringsum ließen das Auge in neu wiedergefundenem Entzücken umschweifen, würziges Duften athmete die Brust, während der Lüfte muntere Sänger das Ohr lieblich fesselten. — Im freundlichen Gefolge dieses Tages, der herrliche Abend winkte viele der Städter hinaus in die Schöne der Freie, theils einzeln, theils in munter sprechenden Gruppen, wie Verabredung oder Zufall sie bildete, herum zu wandeln. Frauen und Mädchen hatten die winterlich dunkleren Gewänder in Schrank und Kiste verwiesen und freudig den leichten munter schimmernden Schmuck, der schönen Jahreszeit entsprechend, hervorgesucht und angelegt. — Um so ernster mußte wohl der Eindruck sein, den der minder Leichtsinnige empfand, wenn ihm mitten in der Lenzes Pracht, mitten unter der munter geschmückten Frauenwelt, die in tiefes Schwarz gehüllte hohe Gestalt eines bleichen, doch so unaussprechlich lieblichen Mädchens näher trat. Ein tiefer Schmerz in den ernsten Zügen dieser Erscheinung konnte die ihr eigenthümliche höhere Schönheit nicht beeinträchtigen, ließ diese nur rührender hervortreten. Wenn ihr Anblick mächtig zum Mitempfinden dessen aufforderte, was ihre schöne Seele beugte, wirkte er doch zugleich wehethuend auf jedes bessere Herz. Ihre Linke hing sich am Arme einer älteren, wohl aus freundlicher Rücksicht völlig dunkel, doch nicht als Leidtragende gekleideten Dame an, während sie sich an ihrer Rechten von einem Manne des schöneren Lebensalters begleitet sahe, dessen Anzug einen gleichnahen Grad der Trauer aussprach, wie der übrige. — Wohl Vieler Blicke wendeten in schöner Theilnehmung sich diesen Dreien zu; sie erschienen ja ein so greller, ein so wehmüthiger Gegensatz der Heiterkeit, die ringsum über Alles ausgegossen. Da wichen sie jetzt seitwärts ab vom Pfade, den die Lustwandelnden verfolgten, und nahmen ihre Richtung nach dem Thore in einer nahen Mauer, die trotz ihrer lichten Uebertünchung gar Manchem düster doch erscheinen will, denn oft im ernsten Zuge treten dort gar Viele ein, und stets kehrt Eines weniger, als ihrer hin gekommen, von dort zur Stadt, zu seinem Hause zurück. — Wenn wir ihnen durch das Thor folgen, an dessen Eingangsseite, hoch oben im Bogen wir eine goldene Psyche die Schwingen, wie zum Sonnenfluge, ausbreiten sehen, gewahren wir vor uns im schönen Lenzesschmucke die letzten Stätten derer, die lebensmüd ausschieden, wohl meist aus liebendem, um sie nun trauerndem Kreise. An einer dieser stillen Kammern, deren frische Erddecke uns belehrt, wie sie ohnlängst erst über einem Schläfer sich schloß, sehen wie jene Drei weilen, schweigend die Hände sich reichen; Emilie und Theodor, nicht minder auch die treue, mütterliche Freundin begehrten ja sich zu überzeugen, ob in der schönen Maiensonne die Blüthenpflanzung auf Therese's Grabe auch recht lieblich gedeihe. Daß diese aber jene Trauernden unter der sommerlich bunten Menge waren, erkannte die liebe Leserin gewiß sogleich. — „Ob ihr ein Rückblick wohl vergönnt aus ihren lichten Höhen in unserer Niederungen Dunkel?" hub Emilie

Digitized by Google

an, und wendete das schöne, thränenschwere Auge empor zum reinen Himmelszelte. „Ob sie der Liebe dort sich freuen mag, die hier ihr lebt, fortleben wird bis zu dem Tage einstiger Wiedervereinigung?“ — Therese's letzte Wochen hatten eine schnelle, dem Auge ihrer Umgebungen deutlich bemerkbare, Abnahme ihrer letzten Lebenskraft herbei geführt. Sie vermochte in dieser Zeit nicht mehr, ihre Empfindungen in ihrem Gedenkbuche niederzulegen. Emilie fand die Stimmung der Schwester im Allgemeinen verändert, ohne sich jedoch angeben zu können, in welcher besonderen Weise diese Umwandlung an ihr vorgegangen. Deutlicher erkannte dagegen Theodor, was eigentlich in ihr sich umgeschaffen, und er würde der freundlichen Ruhe, die sie, ihm gegenüber, jetzt zeigte, sich gefreuet haben, hätte er nicht geglaubt, darin ihres Geistes nahe Flucht, wie aus dieser Liebe Bande, so auch aus des Körpers Fesseln, angekündiget zu sehen. Es ist ja die Erfahrung durchaus nicht neu, daß nahe an des anderen Lebens Pforten des Menschen Denken und Triebe sich völlig, wie mit einem Male, umwandeln. — Therese's Neigung erschien zuletzt zwischen der Schwester und dem Gatten gleichmäßig getheilt, nur als die Stunde immer näher trat, die wir so oft, wohl nicht genüglich überdacht, die letzte nennen hören, und man nicht völlig mehr bestimmen konnte, ob ihres Geistes Richtung sich noch frei, ob sie von Fiebers Macht befangen sich befand, wandte ihres Auges nun matter werdender Strahl mehr Theodor sich zu, nur minder oft der Schwester, die ihre Hand von der der Sterbenden nur leis umfaßt empfand, während der Druck, den Karstell's Rechte fühlte, mehr krampfhaft war.

Auf Emilie's Bitte theilte seit Therese's Tode Frau v. Westphal ihre Wohnung mit ihr. — Wenn Jedes Blick sogleich erkennt, welch' ein Gefühl Emilie zu diesem Wunsche vermochte, so läßt sich wohl eben so wenig verkennen, wie seine Verwirklichung Beiden wohlthuend wehren mußte, die in ihr Leben gekommene Leere tiefer schmerzlich zu empfinden. Es bedurfte so nur des Willens und weniger Schritte, einander nahe zu sein. — Unter der Aegide einer Dame solch' eines Rufes, brauchte Emilie es nicht zu furchten, für die Besuche des Schwagers, des Hausgenossen ihre Thüren offen zu lassen. Der mächtig erschütternde, in die Gestaltung ihrer Zukunft so wichtig eingreifende Fall machte es ihnen zum Bedürfnisse, sich aufzusuchen, sich finden zu lassen. Dann empfanden Beide die Theilnahme der Freundin an ihrem Beisammensein nur heilsam, nur erleichternd; ein längeres, alleiniges sich Gegenübersein würde ihnen in den Tagen und Wochen, die Therese's Heimgange zuerst folgten, nur beängstigend geworden sein. — Es mußte ja in jedem Herzen klar verstanden sein, was in dem andern, zunächst der reinen Trauer, waltete; es mußte ja in jedem auch ein hohes Zartgefühl wohl liegen, und Achtung für der Gattin, der Schwester Opferleben, Opfertod, unfähig, schnell, unzeitig, im Worte schon zu berühren, was wohl gemeinsam empfunden, doch später erst sich nennen durfte. — Wie Emilie's körperliches Wohl durch die ihr früher gewordenen schmerzlichen Erfahrungen schon mächtig erschüttert worden, so konnten die Vorgänge der neueren Zeit nicht ohne Eindruck auf sie bleiben, der das, was krankhaft sie in sich empfand, nur mächtig steigern mußte. In jenen Tagen, da des Vaters eiserner Wille das Mädchen mit kalter, rauher Hand aus süßen Träumen empor riß, in die herbe Wirklichkeit, lag ja die Vorbereitung schon, ward ja der Wurm geschaffen, der unbemerkbar oft, oft gieriger, an ihres Lebens zarten Fäden nagte. Und ob sie auch, die ihr so lieb, so theuer, zart zu schonen, dem was störend in ihr fortschritt, einen mehr sichtlichen Einfluß auf sich zu verweigern bemühet war, vermochte sie doch nie, die eigene Bedenklichkeit zu zerstreuen. — Zwei Monden waren nun in langsam einförmigem Zuge an ihr vorüber gegangen, seit die geliebte Schwester im stillen Hause wohnte. Die Tage hatten sie gewöhnt, wohl nicht, sie schmerzlos zu entbehren, doch ruhiger vermochte sie der theuren Schläferin zu denken. Das sanfte Wort aus ihrer treuen Westphal Munde, der vorwurfsfreie Blick, den sie in die eigene Brust senken konnte, des reinen Herzens Gottvertrauen, wohlthuend wirkte dies auf sie, und was vorher, Ergebung nur in höheren Rathschluß, in ihr gelegen, fand sich umrankt jetzt von leiser Hoffnung zartem Arme. — Und mächtig sie erhebend aus ihres Leides Tiefe, sprach noch der treu verstandene Blick zu ihr aus Karstell's frommem Auge. — In seiner Brust lag treu bewahrt, was in des Jünglings schönsten Augenblicken dort sich gegründet. Es mußte eine Brust, wie Karstell's, fein im Jünglingsalter voll, hoher Mannesstärke, daß dem, was dort sich barg, nichts Fremdes ankämpfend nahen konnte. Es bedingte eine Festigkeit, wie Karstell's, dem Erwählten nichts Anderes, auch nur vergleichend, nahe zu stellen. Therese zeigte ihm in sich ein Gut, nicht minder göttlich, als Emilie ihm war. Therese konnte ihm ein himmlisches Besitzthum sein, was ihm die Schwester nimmer werden konnte, wenn nicht erfolgt, was nur als möglich gelten zu lassen, sein rechtliches Gemüth entsetzt, empört. Hier winkte ihm ein Recht zum Vollgenusse der höchsten Erdenseligkeit; dort zürnte ihn des Vorwurfes ernster Strafblick zurück. Er aber wankte nicht von der sich vorgesteckten Bahn, er fühlte nimmer sich versucht, für den Becher seltener in herben Wermuth tropfenweise nur gemischter Freuden, den seine feste Rechtlichkeit ihm bot, den rosig leuchtenden Kelch voll Himmelslust sich einzutauschen. Er sah Therese's stille Gluten sich verrathen, er sah den ungeheueren Schmerz in ihrer Brust. Er fühlte seine Seele tief erschüttert, er litt unendlich, litt, gleich ihr; doch sein Empfinden hatte er Emilie gelobt, unwandelbar stand sie, das Höchste, das Einzige, vor seinem Blick. Er sah Therese's verfallende Gestalt, sah, wie ein Reiz des holden Wesens nach dem andern sich abstreifete, sah, wie des Grabes düsterer Mund vor ihr begehrlich schon sich öffnete; er aber hatte sich und seiner Liebe, in Augenblicken, wo ihn höheres Empfinden in Gottes engere Nähe stellte, einen Schwur geschworen, den nicht der höchsten Wonnen lockender Wink, den nicht des tiefsten Leides Druck vergessen machen konnte. — Da ward ihm in der Zeit Gefolge ein stilles Beruhigen des herberen Empfindens, und wenn es bisher nur des Leides gleich getheiltes Gefühl war was ihn Emilie's Nähe so oft aufsuchen ließ, so begann jetzt ein anderes, ein süßes Regen in seiner Brust sich kund zu geben, wenn er, nicht ganz in Bruders Kusse, des holden Mädchens Mund berührte, die zarte Hand nun länger wieder so innig fest umfangen hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Gerechtigkeit auf dem Throne.] Wenn wir's recht bedenken, kann es uns, den Unterthanen, gar nicht lieb sein, wenn die Fürsten von ihrer Liebe zu uns reden. Liebe ist kein zuverlässiges Prinzip für die Handlungsweise eines Fürsten; nur das Gesetzmäßige, die Gerechtigkeit kann untrügliches Regierungsprinzip sein. Fragt auch alle Glieder des Volks, was sie verlangen. Liebe nicht; aber Gerechtigkeit, Gerechtigkeit fordern sie vom Fürsten. Dem Herzen Philipp's II. von Spanien that es wehe, daß seine Unterthanen durch die neu aufgekommene Lehre der Reformation verführt würden; aus Liebe zu ihnen ließ er Scheiterhaufen lodern. Als Ferdinand II. gegen die Protestanten mit Zwangsmaßregeln der Bekehrung einschritt, verwahrte er sich sorgfältig gegen die Meinung, als geschähe es aus Haß gegen sie, sondern blos aus Liebe, um ihres eignen Besten willen, um ihre Seelen zu retten, verfahre er hart gegen sie. Wir zweifeln nicht daran, wir haben auch nicht Ursache, bei einigen andern Fürsten, über die doch ein Theil oder das ganze Volk schrie, zu zweifeln, daß sie es mit dem Volke gut meinten; aber auch hier trifft es ein: Die Liebe ist blind. Wer einige Kenntniß in merkwürdigen Criminalfällen besitzt, wird wissen, daß mehrmals der Fall vorgekommen, daß Väter, Mütter, Liebhaber ihre Lieblinge in jene Welt förderten aus Liebe, weil sie dort am besten aufgehoben seien; aber wie steht es mit dem Rechte dazu? Wenn Robespierre alle Royalisten guillotiniren ließ, so that er es in der Meinung, daß dieß zum Besten der Nation sei; es war nicht Spott, es war sein Ernst, daß er dieß die Wiedergeburt der Nation nannte; aber wird ihn Jemand darum loben? Darum nichts von Liebe, nur Gerechtigkeit auf dem Throne, und, wo es nöthig ist, auch dem unvollkommnen Gesetz nachzuhelfen — Gnade! **Iustitia regnorum fundamentum**, das war Kaiser Franz's Wahlspruch. Franz war selbst die Liebe; aber er hat sie nie an der Stelle der Gerechtigkeit vorgeschoben.

[Werth des Verdienstes.] Rousseau sagt in seinen Bekenntnissen: „Die kleine Oper der Dorfwahrsager, welche mich nur 5 — 6 Wochen Arbeit kostete, trug mir beinah eben so viel ein, als späterhin der Emil (Emil ou de l'éducation), der mich 20 Jahre Nachdenken und 3 Jahre Arbeit kostete.“

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 98.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Des Abbé Bruitte Rückkehr zum evangelischen Christenthume.

(Schluß.)

Doch einmal brach sein Unwille aus: ein Amtsbruder, ein Erz-Jesuit, brachte Bruitte's Parochie in Unordnung dadurch, daß er einige Weiber der Gemeinde zu seiner Fahne schwören ließ; die Männer und die Väter schäumten vor Wuth und in den Haushaltungen brach der Krieg aus. Bruitte donnerte gegen diese Kuttenheiligen, welche sich wie Engel des Lichts gebährden, aber im Innern Teufel sind. Seine Blitze versengten ihre Kapuzen.

„Der Papst — sagt Bruitte — verdammt Jeden, welcher die lateinische Sprache bei den kirchlichen Gebräuchen nicht angewendet wissen will; das Evangelium sagt: prediget Gott in verständlicher Sprache."

„Der Papst verdammt, wer die Maria und die Heiligen nicht als Fürbitter anerkennt; das Evangelium lehrt: es ist nur ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, Jesus Christus."

„Der Papst verdammt, wer der Kirche das Recht streitig macht, Tage der Fasten und Enthaltung von Fleischspeisen anzuordnen; das Evangelium erlaubt ohne Gewissensunruhe, Alles was Gott geschaffen hat, auch Fleisch, zu essen."

„Der Papst verdammt, wer das Recht bestreitet, die Geistlichkeit der Ehelosigkeit zu unterwerfen; das Evangelium gebietet: „Der Bischof sei eines Weibes Mann."

„Der Papst verdammt, wer der Kirche das Recht über Fürsten und Unterthanen abspricht; im Evangelium heißt es: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

„Der Papst verdammt, wer in Abrede stellt, daß man durch Werkheiligkeit den Himmel gewinnen könne; das Evangelium lehrt: „Aus Gnaden seid ihr selig und nicht durch Werke, auf daß sich nicht jemand rühme."

„Der Papst verdammt, wer die überschwänglichen (überschüssigen) Verdienste der Heiligen leugnet; das Evangelium lehrt, daß wir nur durch Christum Gnade und Vergebung erlangen."

„Der Papst verdammt, wer in Abrede stellt, daß die Kirche Indulgenzen und Dispense ertheilen könne; das Evangelium lehrt: daß wir nicht mit vergänglichem Silber noch Gold erlöset sind."

„Der Papst verdammt, wer die wirkliche leibhafte Gegenwart Christi in der Hostie leugnet; das Evangelium lehrt, daß Christus den Himmel einnehme bis auf den jüngsten Tag."

„Der Papst verdammt, wer das Vorhandensein des Fegfeuers leugnet; das Evangelium lehrt: „Selig sind die Todten, die Gottlosen werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben."

„Der Papst verdammt, wer dem Volke das Recht zugesteht, die heilige Schrift zu lesen; das Evangelium spricht: „Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darinnen und sie ist es, die von mir zeuget."

„Der Papst verdammt, wer dem Priester das Recht streitig macht, die Sünden zu vergeben oder zu behalten; das Evangelium sagt: „Wer, als Gott allein, kann Sünden vergeben?"

„Der Papst verdammt, wer ihm, dem Bischof von Rom, die Anbetung verweigert; im Evangelium spricht Petrus zu Cornelius: „Stehe auf, ich bin auch ein Mensch!"

Digitized by Google

„Der Papst verdammt, wer da glaubt, außerhalb der römischen Kirche selig werden zu können; das **Evangelium** spricht: Gott sieht die Person nicht an, sondern unter allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm."

Das Evangelium verwirft also die ganze papistische Theologie und diese Theologie ist es, von der Bruitte sich losgesagt, für welche er die Lehre des Evangelium angenommen hat.

Gregor VII. nahm 1075 dem König Heinrich die Krone und entband seine Unterthanen vom Eide der Treue; er versprach denen, welche diesen König und seine Anhänger bekriegen würden, die Sündenvergebung, volle Indulgenz und den Himmel.

Papst Innocenz IV. befahl 1240: daß alle Ketzer lebendig und vor den Augen der Menschen verbrannt werden sollten; unter Ketzern verstand er alle Diejenigen, welche nach dem Worte Gottes und dem Evangelio Jesu lebten und handelten.

Urban VIII. verbot 1627 bei Höllenstrafe, Christen, welche Nein sagen würden, wenn er Ja gesagt, Obdach, Brod und Wasser zu geben.

Leo X. versprach 1521 den völligen Ablaß Denjenigen, welche Luther, Calvin und seine Mitschuldigen Hungers sterben lassen würden.

Liberius und Felix stritten sich im vierten Jahrhundert um die päpstliche Krone wie zwei Hunde um einen Knochen und setzten sich diese mit Strömen von Blut besudelte Krone auf.

Sylverius gab im sechsten Jahrhundert das Beispiel des Diebstahls, des Straßenraubes, der Ketzerei, des Abfalls.

Stephan VI. ließ im neunten Jahrhundert dem Leichname des Papstes Formosus Kopf und Hände abhauen.

Die Päpste Benedikt, Sylvester und Johann XIX. wurden im eilften Jahrhundert vor dem Concil im Lateran wegen ihrer Missethaten die drei Räuber-Päpste und Ungeheuer genannt.

Im J. 1378 hatte die unfehlbare Kirche zwei Päpste, Urban VI. und Clemens VII., welche sich gegenseitig in den Bann thaten.

Im J. 1414 verfluchte das Concil zu Constanz Johann XXIII. als verabscheuungswürdig und verrucht.

Die Kirchenversammlung zu Basel verstieß Eugen VI. als Ketzer und Schismatiker.

Die Päpste unterzeichneten und schleuderten in die Welt hinein Bullen, durch welche 25 Millionen Christen in Gefängnissen und in den Flammen umkamen.

Die Priester sind gleichwohl unter Androhung ewiger Verdammniß verpflichtet, die Päpste als Stellvertreter Christi zu verehren.

Rodriguez stellt in seiner „christlichen Vollkommenheit" als Muster des Gehorsams einen Geistlichen auf, welcher den Kohl, mit den Blättern in die Erde und die Wurzeln in die Luft, pflanzt.

Der Priester geht aus dem Seminar in das Amtsleben über; er wird Pfarrer einer Gemeinde. Leiden aller Art umringen ihn, der Tod hält seine Erndte. Das Andenken an die Jugend, an die Weisheit seiner geistlichen Erziehung erlischt; denn jede Wissenserndte, die nicht gereift ist auf dem Felde der Wahrheit, geht bald spurlos unter.

Was bleibt nun dem römischen Priester? Ein Körper, der im Kampfe mit den Begierden, mit seiner Wohlgenährtheit, mit seiner Leibeslust, vom Schmerz gefoltert wird, ein Herz, das, leidend, der Tröstungen der Liebe, der Theilnahme, des Christenthums entbehrt. Wo stillt er seinen Durst nach Glückseligkeit? Als einzige Quelle bleibt ihm der Beichtstuhl und sein einfacher Haushalt. Geheimnißvoller Schleier, verhülle der Priester amtliche Thätigkeit, den Richterstuhl der Buße — Jeremias Thränen, trostlose Thränen der Rahel entströmet meinen Augen; ich höre das Stöhnen der Susannen, ich beweine die verschwundenen Kinder!!"

In Italien, in Spanien hat die Zahl der Findelkinder, der Waisenkinder die möglichste Höhe erreicht.

„Lieber Leser — so schließt Bruitte sein Sendschreiben — ich habe Dir bewiesen, daß ich recht gehandelt habe, Rom zu verlassen; darum auch **Du**, liebst Du die Wahrheit, so verlasse die römische Kirche, verlasse sie mit Geist und Gemüth, bis Dir Dein Gewissen den öffentlichen Bruch gebietet. Das Papstthum abwerfen, ohne Christum anzuziehen, bringt Unheil; man lebt dann ohne Gott und Hoffnung. Das wahre Christenthum ist das der ersten Jahrhunderte der Kirche, wo man Gott im Geiste und in der Wahrheit anbetete und wo die Gläubigen ein Herz und eine Seele waren. O Priester, die ich mit meinem Herzblute retten möchte, wäre Dies doch Euer Christenthum! Darum reißt Euch von Eurer abgefallenen Kirche los, für jetzt mit Geist und Gemüth, dann, wenn die rechte Stunde in Eurem Gewissen schlagen wird, verlaßt sie vor den Augen der ganzen Welt! Paulus, der den Judaismus verließ, sei Euch Vorbild! Es ist dieß Eure heilige Pflicht, denn die Schrift sagt: „Wehe den Heuchlern, wehe den blinden Führern, sie werden Beide in die Grube fallen! Wehe dem Menschen, der die Augen verschließt, um nicht zu sehen! Priester! gab Euch der Ewige denn umsonst des wahren Glaubens Unterpfand, das Recht, Alles zu **prüfen**, (1 Cor. 2, 15.) die **Vernunft** und die **Bibel!?**"

Solch tüchtige Waffen sind's, mit welchen der Widerchrist in seinen eigenen Lagern und Schanzen bekämpft wird, mit den Waffen des reinen, schlichten Glaubens, der auf Vernunft und Bibel gegründet ist.

Dem Lichte, der Wahrheit muß der Sieg verbleiben. Nur wahrhaft, treu und beharrlich im Denken und Thun!

Dr. Back.

Digitized by Google

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Es war an einem besonders schönen Nachmittage zu Anfange des Herbstes, als Theodor nach vollbrachtem Tagewerke den Weg zu seiner Wohnung einschlug und ohne in seinen Zimmern vorher erst einzutreten, sich hinauf in's höhere Stock begab, das geliebte Mädchen um ihre Begleitung bei einem Gange in die freie Natur zu bitten. — Emilie befand sich allein, als Karstell eintrat und diesem wollte es erscheinen, als ob ein leichter Schreck bei seinem Kommen an ihr sich äußere. Obwohl er sich nicht deuten konnte, warum gerade heut bei seinem Eintreten ein Gefühl ihr kam, das sich vorher nicht kund gegeben, war der Umstand doch nicht geeignet, ihn irgendwie bedenklich zu machen. — „Ich wollte Dich bitten,“ hub er zu des Zimmers holder Inwohnerin an und zog die Hand, die sie ihm willig überließ, zu warmem Kusse an seinen Mund, „daß Du mir erlauben möchtest, Dich auf eine Stunde hinaus in Gottes freie Schöpfung zu geleiten. Blicke nur aus diesem Fenster hinaus, wie es so schön!“ — Ein herrliches Erröthen trat in des Mädchens bleiches, liebliches Gesicht. — „Wenn es Dir Freude machen kann,“ hauchte der schöne Mund, „mich bei Dir zu haben, bin ich recht gern bereit hierzu. Doch gönnest Du mir wohl ein halbes Stündchen Zeit zu einer kleinen Besorgung noch vorher!“ — „Was immer Du zu schaffen haben magst, besorge es Dir,“ entgegnete Theodor, des Mädchens kleine Rechte innig wieder küssend. — „So gehe jetzt hinab, mein lieber Freund, und warte des Zeichens, das früher Dir und Therese galt, wenn ich Euch oben bei mir zu sehen wünschte.“ — Wohlthuend empfand Karstell die Seelengüte des geliebten Mädchens, und freuend sich, bemerkte er, wie das bisher meistens umflorte Auge heller, leuchtender heut wieder hervor trat. Mehr nur der Trauer lebend, vermochte sie in letzter Zeit dem, der ihr weniger nahe, als antheillos für Alles zu erscheinen. Seit einem Jahre fast war ihr Instrument unangerührt geblieben, heut wollte sie ihn mit dem sonst gewohnten Zeichen, mit einem rasch verklingenden Akkord der Saiten, wieder rufen. — Seit langer, langer Zeit zum ersten Male wieder, empfand er ein reines, durch nichts getrübtes Verlangen, eine vom Herzen ausgehende Ungeduld, sie wieder zu sehen. — Und horch! von zartem Finger angeschlagen, ertönte bald der Saiten reiner Klang, und der Akkord, der seinen Fuß beflügelt, war Anfang nur von freiem Phantasiren, das, als er oben der Lieblichen Zimmer öffnete, in seine Lieblingsmelodie, die ihm so lange ja geschwiegen, süß verschmolz. — Wie bezaubert, in mächtiger Ueberraschung blieb Karstell in des Zimmers Mitte, wie gefangen gehalten, stehen. Emilie mischte ihrer Stimme Silberlaute in das Getön der Saiten, und vermied es, nach dem Eingetretenen sich umzuwenden. Sie endete die erste Strophe; da flog Theodor an ihren Sessel. Das herrliche, erglühende Gesicht im kleinen Tuche bergend, erhob sie sich und Karstell schloß, unwiderstehlich hingerissen, die süße Sängerin in seinen Arm, seit lange sie nun ein Mal wieder an's übervolle, heiße Herz. — Des Mädchens liebliche Gestalt, die auch, in tiefes Schwarz gehüllt, des süßen Zaubers nicht entbehrte, trat jetzt vor seiner Liebe trunknen Blick, blendend, von zartem Weiß umflossen. Die feinen Umrisse der meisterhaft Gebildeten, des reinen Nackens Alabasterglanz, des lieblich vollen Armes schneeiges Leuchten, in reizender, lebendiger Bewegung, es strahlte Alles ja, in herrlicher Zusammenstellung, ungemessene Wonnen in Karstell's trunken festgehaltenen Blick. Das schöne Haupt, das auch in Trauer so rührend ihm erschien, umwallet war es jetzt von freigelassener Locken Fülle, und nur ein kleines Häubchen erinnerte in seiner Schleifen Violet an ihr gewordene hoch ernste Stunden, und nur des keuschen Busens gleichgefärbter Gürtel gab kund, daß sie ohnlängst der Erde Theures gegeben. — Emilie widerstand nicht länger der sanften, bittenden Gewalt, die ihre kleine Hand vom Auge, das sie barg, zu entfernen strebte. Da sank des jungen Mannes Blick tief ein, in ihrer schönen Seele schönen Sitz, und zarte Rührung über sein sich herrlich offen gebendes Empfinden, Freude, Wehmuth sprach in des Mädchens süß empfundener Thräne sich aus. — „Es zieht mich nach der freien Weite,“ sprach Emilie mit muthig lauter Stimme, die lebendige Brust von Karstell's Busen liebend langsam trennend, „an Deinem Arme, die engen Häuser, die dumpfen Straßen hinter mir, will ich mit frohem Blicke der Fluren Herbstpracht noch schauen, bevor das fallende Laub des Jahres Abend läutet. Die Wände sind zu eng heut für mein Herz, die Decke liegt erstickend niedrig über mir, ich will den reinen Himmel über mir in seiner ungemessenen Höhe sehen, die fernen Berge nur am blauen Horizont dürfen mein Umschauen begrenzen.“ — „Die Westphal,“ fragte Karstell, „wird uns begleiten?“ — Emilie schlug den Blick zur Erde nieder. — „Sie ist seit einer Stunde schon aus ....,“ zögerte des Mädchens Mund. — Da zog Theodor die Geliebte wieder fest an das warme Herz, und hielt sie in unaussprechlichem Gefühle innig umfaßt. — Theodor hatte seine Emilie gebeten, die Wahl des Weges zu entscheiden. Sie befanden sich, eben als dies geschehen, in der Nähe vom Gartenhause der Frau v. Westphal, wo mehrere Pfade sich schieden. Das Mädchen wählte, den Geliebten freundlich ernst anblickend, einen Feldweg, auf dem unsere Leser sich gewiß, wie man zum Theil sich ausdruckt, auch wieder bekennen würden, da sie schon ein Mal unserer Leitung hierher gefolgt. — „Oder erweckt es in Dir Erinnerungen, die Du vielleicht heut ungern stärker erregt sähest?“ fragte sie und zögerte im Vorwärtsschreiten. — „Warum wollten wir uns gerad einer Erinnerung entziehen, die uns, obwohl Wehmuth daran sich kettet, für unser ganzes Leben theuer bleiben wird?“ fragte Karstell zurück und umfaßte Emilie's Hand mit erhöheter Innigkeit. „Wir feiern ja in jedem Augenblicke ein Fest der Erinnerung Therese's. In Allem, was uns rings umgiebt, begegnet sie uns ja; in unserm eigenen Anblicke finden wir ihren Antheil wieder. — „Wie schön ist die Natur, auch beim herbstlichen Scheidegruße,“ begann Karstell nach kurzer Stille; „wie sie geschäftig sind, die kleinen Menschen, vom ungeheueren Erdball einzusammeln, was er für sie im ruhig stillen, ewigen Walten keimen, zeitigen ließ.“ — „Hier ist die Stelle,“ hub er nach längerem stummen Weiterschreiten plötzlich an, und veranlaßte Emilie, zu verweilen, „wo ich den Shawl aus Deiner Hand empfing, und von nun an hielt mich, was ich empfand, in Deiner lieben Nähe fest.“ — „Wir kommen noch an Stellen, wo es bedeutungsvoller zu unsren Herzen reden wird,“ erwiederte Emilie und schlang den schönen Arm um den Geliebten, „der Heimweg bot uns Augenblicke ....“ — Unter Theodor's Küsse verstummte des lieblichen Mädchens Rede. — Da lag nun später das Hölzchen vor der Wandelnden Augen, und Erinnerungen, die sich wohl lebensfrisch in Beiden erhalten, traten hier, nahe den Gegenständen an die sie sich knüpften, mit neuverjüngter Lebendigkeit entgegen. — Kein Punkt ihres Weges, der irgendwie eine höhere Bedeutung, kein Räumlein, wo sie am Tage ihres ersten Verständnisses geweilt, blieb unbemerkt, unbesucht, und die Sterne funkelten denselben Schimmer über die Heimkehrenden herab, den sie damals über die Hoffenden niedergestrahlt.

* * *

Wie die zarte Pflanze, wenn sie, in langer trockener Sommerglut verschmachtend, das schöne Haupt zur Erde neigte, erquickt von des Westes kühlerem Hauche, belebt von des Sprühregens Wohlthat, sich kräftig nun erhebt, im neuen, vollen Prangen des Lebens sich zu freuen scheint, so trat auch jetzt Emilie, von ihrer Liebe Vollgefühl erhoben, ein neu geschaffenes, erblühendes Wesen, aus ihres früheren Looses Druck hervor. Das treue Auge, das so viele Thränen eingelernt, es strahlte jetzt in ihres Frohempfindens lichtem Glanze; der schöne Mund, ein stilles Glück nur flüsternd, der Wangen zartes Roth, nur Frohes kundend, sie bildeten ein herrlich schönes Ganzes, an dem theilnehmend freudig das Auge der in Liebe ihr Verbundenen hing. Vor allen war es das wohl, des Geliebten, das in trunkenem Entzücken dort weilte, wo sich die kindlich reine Seele des holden Mädchens im schönen Ausdruck offenbarte. — Die Stellung, die sie nun bald zu Theodor annehmen sollte, deren Innigkeit in keiner anderen Lebensbeziehung sich wiederholen mag, sie brachte ja dem Fleiße auch des Mädchens so manches liebe Schaffen, und ihrer Heiterkeit erhöhetes Empfinden ward ihr gleichsam ein Lohn, wenn sie mit zarter Hand ein niedliches Bedürfniß für ihres Lebens schönstes Fest vollendet. — Gewiß wird jede ohnlängst froh Vermählte, gewiß wird auch die Greisin, zurück sich denkend in ihres Myrthes Blüthentage, mit innig frohem Lächeln, das auch das längst gealterte Gesicht für Augenblicke mit jugendlichem Scheine überstrahlt, gewiß wird Jede in froher Gemüthlichkeit eingestehen, daß sie mit größerer Liebe nimmer schuf, als sie zu jener Zeit gethan, wo des Geliebten frohe Ungeduld sie mahnte, wo seine Zärtlichkeit ihr Wirken hinderte. — Nur einmal wird vielleicht die Thätigkeit, der Eifer der jungen Gattin fast gleich freudig beflügelt; wenn sie zum erstenmale in himmlisch schön empfundener Verschämtheit, im Vorgefühle einer künftigen, zweiten Liebe, für ein noch ungebornes Leben sinnig sorgend schafft. — Auch Karstell fühlte sich ein Anderer. Hoch ragte jetzt sein jugendliches Haupt, das sonst gar oft dem schweren Lebensdrucke sich gebeugt, in jugendlicher Männerschöne, vom stolzen Nacken auf. Das dunkle Auge hatte seinen Glutenstrahl zurückgefunden. Ein Bild des innern Friedens erschien das freundliche Gesicht des jetzt so glücklich frohen Mannes. — Da, in den letzten Vorbereitungen eben zu einer goldenen Zeit, die ihnen in nächster Nähe winkte, ward ihnen eine Störung ihrer Freuden, die Emilie unendlich schmerzlich traf, die Karstell auch gar sehr unangenehm berührte. — Das Finanzcollegium mußte einen Bevollmächtigten aus seiner Mitte an des Landes Grenze senden, dort mit des Nachbarlandes ebenfalls Entsendeten Rücksprache zu nehmen über einen Straßenbau zu bequemerem Verkehr beider Fürstenthümer, und keiner seiner Räthe wollte dem Präsidenten geeigneter erscheinen, der Sendung Zweck und des Landes Nutzen besser zu vereinbaren, als eben Karstell. — Zum hundertsten Male vielleicht versicherte Theodor seiner betrübten Emilie, daß drei Tage hinreichen würden Reise

und Geschäft zu vollführen. — „Drei Tage!“ klagte die Braut in weichem, leisen Tone der schön melodischen Stimme, „zerfälle sie in ihre Stunden, in ihre Minuten, — ach, Theodor, wie unaussprechlich glücklich konnten wie doch oft in einer einzigen Minute sein!“ — Doch schmollend nur dem Präsidenten, ergab das trauernde Mädchen sich in das Unabänderliche und errang Muth genug, von den Freuden des Wiedersehens zu sprechen. Mit dem Frühroth des nächsten Tages eilte der Geliebte mit schneller Post seiner Bestimmung entgegen.

So erreichte er am noch zeitigen Abende schon den Grenzort, wohin ihn seine Ordre wieß und fand zu seiner Freude die jenseitige Commission schon gegenwärtig. Durch übereinstimmende Ansichten der Verhandelnden wurde das Geschäft sehr vereinfacht und am folgenden Abende noch vor Mitternacht bestieg er schon den heimwärts gewendeten Wagen wieder. — Wohl stürmten draußen des Novembers wilde Wetter und peitschten den schneegemischten Regen an das Verdeck, ihm aber war es recht behaglich im wohlgesicherten Wagen und unbekümmert das Haupt an weiche Polster schmiegend, ließ er bei halb geschlossenem Auge, den Geist voraus nach jenem Raume eilen, wo wohl ein liebendes Gemüth in frohem Traume seiner dachte. — Emilie sah nach des Geliebten Scheiden den Versuch, einige Stunden zu ruhen, wonach das müde Auge wohl sich sehnte, unbelohnt bleiben. Des Herzens Aufregung wehrete dem Schlummergotte, den sanften Mohn um ihre Schläfe auszustreuen, und sich der Mattigkeit erwehrend, die sie gleichwohl empfand, entwandte sie sich dem Lager, in heiterer Beschäftigung den Morgen zu erwarten. — So sah sie sich durch das Hinzukommen der mütterlichen Freundin nicht ungern ihrem einsamen Sinnen entzogen, denn wenn sie sonst von Theodor für Stunden nur getrennt, nichts konnte, was ihr sein Fernsein freundlicher erleicherte, als liebend seiner zu denken, so wirkte seine jetzige längere Trennung eine höhere Mißstimmung in ihr, die auch die lebhafteste Erinnerung an seine Liebe, an seinen hohen Werth, an die so nahe Stunde seiner Wiederkehr nicht verscheuchen konnte. — Am Nachmittage bot Frau v. Westphal ihr den Arm zu einem Gange auf sandiger, schnell trocknender Promenade und später fanden sich, vorsorglich von der mütterlichen Freundin heimlich hinbeschieden, einige junge Mädchen bei ihnen ein, den trüben Ernst in munterem Geplauder von ihrer schönen Stirn hinweg zu schmeicheln. — Als nun die liebenswürdigen Schwägerinnen am Abende spät hinweg gegangen, fand unser Bräutlein sich um Vieles besser gestimmt. Sie war nicht ohne alles Interesse den Mittheilungen Jener gefolgt und empfand es freudig, daß nun ein Drittheil schon der Trennungszeit vorüber. Der müde Körper verlangte jetzt sein Recht und des geliebten Fernen freundlich denkend, erblickte sie sein Bild recht bald in lieblich sie umgaukelnden Träumen wieder.

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

[Die stumme Komödie.] Es war im Jahre 1530, als der Reichstag zu Augsburg gehalten wurde. Kaiser Karl V., sein Bruder Ferdinand und andere Große haben eben die Tafel verlassen: da lassen sich Leute anmelden, daß man ihnen zur Unterhaltung der hohen Herrschaften vergönnen möge, eine stumme Komödie, wie man es hieß, also eine Pantomime, aufzuführen. Bei feierlichen Veranlassungen führten oft Bürger selbst stumme Komödien auf; wer jene Angemeldeten aber waren, wußte man nicht, hat's auch nie erfahren; doch mag wohl der freie Bürgersinn, der immer, wenn er ein rechter war, die Aufklärung und den Fortschritt geliebt hat, hinter der Vermummung gesteckt haben. Also man wußte zwar nicht, wer jene waren; nicht was sie zum Besten geben würden; aber sie wurden vorgelassen. — Die Pantomimiker treten ein. Es schreitet in die Mitte der Saales ein Vermummter mit dem Namen Kapnio (Reuchlin) auf dem Rücken und wirft gerade und krumme Stäbchen auf den Fußboden. Ein Zweiter (Erasmus) kommt, ordnet die Stäbchen, biegt die krummen gerade; aber die Mühe, die er sich da macht, gelingt nicht. Darüber schüttelt er mit dem Kopfe und tritt ab. Zum Dritten schreitet ein Mönch (Luther) mit mächtigen, festen Schritten zu den Stäben und zündet sie an. Da fährt ein Kaiser eilig mit dem Schwerte darunter; aber dadurch wird eben das Feuer angeschürt. Und ein Papst tritt hinzu, schlägt die Hände über dem Haupte zusammen; neben sich hat er einen Eimer mit Wasser und einen mit Oel stehen. Er will und muß das Feuer löschen und greift — nach dem Oele. Hoch lodert die Flamme auf. — Alle Zuschauer erschrecken; Alle, die bisher ruhig zugeschaut hatten, gerathen in Bewegung. Man fragt nach den Komödianten. Sie haben die Verwirrung benutzt und sind enthuscht.

Man hebt es so oft als einen gerechten Vorwurf hervor, daß nach Besiegung Frankreichs die Deutschen nicht nach den ihnen früher gehörenden Landesstrichen, wie Elsaß, gegriffen haben, daß sie überhaupt sich nicht besser an Frankreich entschädigt haben. Man spottet über deutsche Gutmüthigkeit und fehlerhafte Politik deßhalb. Indessen hat man damals auf einer andern Seite einen noch weit größern Fehler gemacht; Leute, die doch sonst ihr Interesse nicht zu verkennen pflegen, haben sich einer politischen Vornirtheit schuldig gemacht, gegen die das Weglassen der Vortheile, welches man Deutschland vorwirft, gar nicht mehr zu erwähnen ist — wir meinen die Engländer. Nach so vielen verschwendeten Schätzen, nachdem England das Geld dem Continente gegeben hatte, ohne welches Napoleon nicht hätte gestürzt werden können, hat es für sich Nichts beansprucht. War das Edelmuth? Das glauben wir von einem Handelsvolke nie. Es konnte nur ein vollkommenes Genügen an dem Glauben sein, durch Napoleons Sturz habe England so viel gewonnen, daß es Nichts zu beanspruchen brauche. Das war aber, wie oft der Glaube der Menschen, eine Verblendung. Ist nun nicht in dem Zollvereine ein Abbild von Napoleons Continentalsysteme hervorgetreten? England hätte sollen den Continent mit so viel als möglich freien Seestädten, wie Hamburg u. s. w., einfassen, welche verpflichtet gewesen wären, Lager für seine Waaren zu werden, hätte sich sollen ausbedingen, daß der Continent nicht in Napoleons Fußtapfen in Betreff des Handels trete, hätte nicht sollen zur Vereinigung Hollands und Belgiens stimmen, sondern in Belgien den Thron für einen englischen Prinzen errichten u. s. w. Nie, nie kann ein so ganz günstiger Zeitpunkt zur Benutzung für England wiederkommen, als der war, den es nach Napoleons Sturze nicht für sich benutzt hat, während dagegen Elsaß für die Deutschen nicht verloren ist.

G.

[Egoismus.] Eine Armee auf dem Rückzuge, geschlagen durch die Macht feindlicher Waffen und durch die Strenge der Witterung veranschaulicht am besten, was Egoismus sei. Keine Spur mehr von dem gemeinsamen Bande, das die muthigen und ergebenen Krieger fesselt: keine Spur von jener Einheit des Willens, die Einem Signal und Einem Rufe ohne Zögern gehorcht. Nichts als ein verworrener Haufen von Menschen, von welchen ein Jeder nur sich selbst sieht; die weder Cameraden noch Führer mehr kennen, die sich gegenseitig verlassen, aller Disciplin Hohn sprechen, und ohne Scheu der Plünderung und allen Gräueln der Insubordination sich überlassen. Nichts ist dem Einzelnen heilig, wenn es gilt Hunger und Durst zu stillen. Die Begierde allein ist Herrin.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeiz.

Nebst Literaturblatt Nr. 13. und Intelligenzblatt Nr. 12.

Digitized by Google

Literaturblatt
zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 13. 1844.

Literatur.

Geschichte der griechischen Revolution.
Ein Beitrag zur Geschichte Griechenlands vom Jahre 1833 bis zum Jahre 1844. Von H. A. Baron v. St...t. (Streit?) Leipzig 1845. Otto Wigand.

Der Eindruck, welchen die griechische Revolution vom $\frac{3}{15}$ September 1843 in Deutschland fast allenthalben machte, war sehr niederschlagend. Man erblickte einerseits in dem griechischen Volke nicht den Boden, auf welchem das germanische Element glücklich zu gedeihen schien; und anderseits sprach man viel von der Undankbarkeit eines zügellosen Volkes, das aller ferneren Theilnahme hochherziger Philhellenen sich unwürdig gezeigt habe, und das man seinem Schicksale überlassen müsse. Bei dieser Gelegenheit ermangelte man nicht, die Erbitterung der Griechen, nicht etwa blos gegen alles Baierische, sondern auch alles Deutsche hervorzuheben, und auf den bekannten Vorfall mit dem Dichter Grillparzer, der, um seines Lebens sicher zu sein, an öffentlichen Orten, trotz der Begleitung des österreichischen Gesandten, italienisch sprechen mußte, viel Gewicht zu legen. Wir können nicht läugnen, daß es uns im Interesse des griechischen, wie des deutschen Volkes wehe thut, in Griechenland solchen Argwohn gegen jede Germanisirung zu finden, da Deutschland, Frankreich etwa ausgenommen, es überhaupt am redlichsten mit den Hellenen meint, und dabei fast ganz interesselos erscheint. Auf der andern Seite aber können wir ein Volk nicht der Undankbarkeit beschuldigen, das offenbare Fehlgriffe mit Entschiedenheit abweis't. Diese Fehlgriffe, welche die Baiern in der zehnjährigen Verwaltung vielfach begangen haben, nachzuweisen, und die Selbsthülfe der Griechen zu rechtfertigen, ist der Zweck der vorliegenden Schrift. Der Verfasser, während eines zwölfjährigen Aufenthalts in Griechenland theils durch seine amtliche Stellung, theils durch den Umgang mit mehreren der einsichtsvollsten baierischen Offiziere und einer großen Anzahl von Griechen in den Stand gesetzt, ein umfassendes Bild von dem Zustande des Landes zu entwerfen, thut dies mit der Wärme der Ueberzeugung, mit welcher der Patriot das eigene Vaterland in Schutz nimmt, und sucht seine Ansichten durch den Gang der Verwaltung Griechenlands vom Jahre 1833 an, und durch mehrere dahin einschlagende Aktenstücke zu begründen. Hierbei unterwirft er die Regierung des Grafen von Armansperg einer scharfen Kritik, enthüllt namentlich seine und der Frau Präsidentin sonderbare Vorstellung von der Verwendung der Finanzen, und die niederdrückende und Haß erzeugende Geringschätzung derer, die für Griechenlands Errettung geblutet, und beleuchtet die heillosen Wirren, in welche die Regierung durch die Intriguen der englischen und russischen Gesandtschaft und ihres Anhanges gestürzt wurde. Des Königs Otto selbst aber und der Redlichkeit Rudhardt's gedenkt der Verfasser mit gebührender Anerkennung, und hofft schließlich von der neuen Verfassung ein glückliches Fortschreiten der Griechen auf der Bahn der Civilisation. — Weniger, als die Aufrichtigkeit und Unbefangenheit des Verfassers in der Beurtheilung der Ereignisse, können wir die Darstellung selbst loben; welcher zum Theil mehr Leichtigkeit und Abrundung zu wünschen wäre. Uebrigens verdient das Buch alle Empfehlung. Druck und Papier sind gut. E. Mr.

Chateaubriand's ausgewählte Werke.
Uebersetzt von Herm. Kurtz. Ulm. Heerbrandt und Thämel. 1844.

Es liegen 4 Bändchen vor. 1. Bd. 87 S. Atala. Die Einleit. I–XVIII. handelt über Chateaubriand u. die Entstehung der Schriften, welche gegeben werden, wovon seine historisch-politischen Arbeiten, als der fluctuirenden Zeitgeschichte angehörig, ausgeschlossen sind. Die Novelle Atala ist eigentlich eine Episode aus der größern Erzählung „die Natchez." Ueber die Natchez sagt Chateaubriand selbst: „Seit Amerika's Entdeckung wußte ich, für die Franzosen zumal, keinen anziehenderen Stoff, als das Blutbad, das die Natchez um 1727 unter der französischen Colonie in Louisiana anrichteten. — Um ein wohlgetroffenes Bild hervorzubringen, mußte ich, wie Homer, die Völker, die ich malen wollte, erst besuchen." Nach der Rückkehr aus Amerika schrieb er in London auf 2383 Foliosciten die Natchez, ein buntes Gemisch von Naturgeschichte, Drama, Epos, Wahrheit und Dichtung, woraus die Dichtung gleiches Namens, ferner Atala, René, die amerikanische Reise, Mehreres in seinem Werke „Geist des Christenthums" Angebrachtes genommen ist. Das große Volumen „die Natchez" ließ er, als er wieder nach Frankreich ging, in London zurück und nahm davon nur Atala, René und einige Beschreibungen von Amerika mit. Die Atala ließ er im Mercure de France drucken und begründete durch sie seinen Ruhm in der Dichterwelt: er wurde durch sie der Vorläufer der romantischen Schule. Im „Geist des Christenthums" erschien sie wieder und füllte dessen 18. Buch. Eines Urtheils über Chateaubriands Leistungen bedarf es jetzt weiter nicht; man kennt ihn. Wem es darum zu thun ist, Schriften zu lesen, die Wärme, tiefes Gefühl und Kraft athmen, wird, wenn er des Französischen nicht mächtig ist, dem Uebersetzer den bereiteten Genuß Dank wissen. Der 2. Bd. enthält: René und der Letzte der Abenceeagen 100 S. Ein Nachahmer dieser Novelle ist Byron in Childe Harold und in Manfred geworden, sogar in den Ausdrücken. René, wie Atala konnte Chateaubriand eben nur so schreiben, wie er sie geschrieben hat, weil er das Indianerleben und die Natur in Amerika selbst an Ort und Stelle, so zu sagen, in sich aufgenommen hatte. — Die dritte Dichtung hebt mit dem Weichen der Mauren aus Spanien nach Afrika an. Die Abenceragen nahmen die Umgegend von Tunis ein. Der Letzte dieses Hauses hieß Aben Hamet; ihn trieb Sehnsucht nach der verlornen Heimath seiner Väter, nach Granada, und dahin versetzt uns bald die Erzählung von seiner Liebe — tragisch, wie die in der Atala. Der 3. u. 4. Bd. enth. „Geist des Christenthums," 1. Abtheil. 1—3. u. 4—6. Buch. Schon der Titel kann den Leser voraus erinnern, daß zu

Digitized by Google

dieser Lektüre ein anderer geistiger Standpunkt gehöre, als nöthig ist, um Novellen, wie die des 1. u. 2. Buchs zu lesen und zu beurtheilen, und ein anderes Interesse, wenn man auch nicht mit dem Kirchenglauben des Verfassers übereinstimmt. Es ist hier bei ein und demselben Classiker der Franzosen in Bezug auf die Novellen und den Geist des Christenthums ein ebensolches Verhältniß, wie etwa in Bezug auf Schiller und Herder (wir verwahren uns gegen die Meinung, als ob hier der Vergleich den genannten Männern in Bezug auf Chateaubriand gelten sollte, obgleich von Punkten der Vergleichung wohl die Rede sein könnte, — wir haben blos den Leser im Auge): den Schiller liest Jeder, kann ihn lesen; den Herder liest nicht Jeder, kann auch nicht Jeder lesen. — Die äußere Ausstattung der besprochenen vier Bändchen ist sehr empfehlend. **G.**

Gedenke mein! Taschenbuch für 1845. Vierzehnter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien und Leipzig. Verlag von Pfautsch und Comp. 320 S. (1 Thlr. 15 Ngr.)

In der Masse von Taschenbüchern, die uns jedes neue Jahr bringt, gehört obiges ohnstreitig zu den vorzüglichern, sowohl rücksichtlich der Form, als des Inhalts. Elegant eingebunden, ist es mit sechs trefflichen Stahlstichen geziert, darunter das Portrait des bekanntn Dichters Ludwig August Frankl, welchem eine kurze Selbstbiographie beigegeben ist. (Er ist den 3. Februar 1811 zu Chrast in Böhmen von jüdischen Eltern geboren und lebt in Wien als Arzt.) Außer zwei poetischen Kupfer-Erklärungen enthält es vier Erzählungen: 1) „ein Ehelofer" von Walter Tesche, 2) „holländische Gespenster" vom Ritter Adolph v. Tschabuschnigg, 3) „der Quälgeist" vom Ritter A. v. Schaden, 4) „eine Dichterliebe" von Karl Raimund Frühauf, — welche sämmtlich ihrem Zwecke entsprechen und eine angenehme unterhaltende Lectüre gewähren. Gedichte haben dießmal Bechstein, Bube, Dräxler-Manfred, Frankl, J. v. Großmann, Helbling, Graf v. Heußenstamm, Kapper, Meyer, Schemnitz und G. Seydl geliefert. Von allen hat uns am meisten Seydl's „Traum des alten Fritz" (an Napoleons Geburtstage) angesprochen. Wir theilen dieses Gedicht unsern Lesern mit.

Siebzehnhundert neunundsechzig war's, in schwüler Sommernacht,
Wo der alte Fritz in Breslau stöhnend aus dem Traum erwacht.
Eilends rief er seinem Pagen: „Nehm' er Feder und Papier,
Schreib' er auf, was ich erzähle: Sonderbares träumte mir."

„Nacht war's, — auf dem Feld des Himmels standen, furchtbar anzusehn,
Sich Gewitterwolken drohend gegenüber, wie Armee'n,
Blitze zuckten hin und wieder, einzelnen Signalen gleich,
Plötzlich in das tiefe Schweigen schlug ein mächt'ger Donnerstreich.

Da zerstob das Heer der Wolken, und der Himmel glänzte rein,
Wie auf Ein Commando rückten alle Sternenfronten ein.
Einer flammt' an ihrer Spitze, roth und feurig, wie der Blitz,
Und in seinem Kerne deutlich stand zu lesen: Stern des Fritz!

Stern des Fritz! — so schrieb er; — leuchtend, wie der Stern so vor mir stand,
Und den hellen Schimmer reichlich ausgoß über's Preußenland,
Da mit ungestümem Pochen mußt' ich es mir selbst gestehn:
Einen Stern, der den verdunkelt, mag die Welt so bald nicht sehn.

Sieh' — da stieg es fern im Süden purpurn auf wie frisches Blut,
Röthete zuerst den Westen, zog sich dann wie Meeresfluth
Gegen Norden, gegen Osten, über alles Volk und Land,
Daß es war, als ob der Himmel anfing' in Zerstörungsbrand.

Sieh' — und aus dem Purpur plötzlich springt ein flammender Komet,
Dessen Ruthe von dem Aufgang bis zum Niedergange geht.
Alle Stern' erbleichen zitternd, selbst mein Stern, der Stern des Fritz,
Geht in seinem Blutmeer unter und verblaßt vor seinem Blitz.

Endlich fern im Norden zuckt es roth herein, doch anders roth,
Ausgeglüht hat schnell der Purpur, der Komet hat ausgedroht,
Und ein Regenbogen gürtet um die Welt sein schillernd Joch,
Und mein Stern auch schimmert wieder, ferner zwar, doch heller noch."

Also sprach der alte Fritze, also schrieb der Pag' es auf.
Lange blieb das Blatt vergessen, und doch stand viel Wahres drauf.
Siebzehnhundert neunundsechzig in der schwülen Sommernacht,
Wo der Fritz im Norden träumte, war im Süd ein Stern erwacht.

Ein Komet, ein blutig rother, der die Welt mit Brand erfüllt,
Ein Komet, der auch des Fritzen großen Stern für lang verhüllt,
Ein Komet, der seine Ruthe schwang ob manchem Volk und Thron,
Bis er unterging im Norden, der Komet: Napoleon!

Wir empfehlen das liebliche „Gedenke mein!" als ein wohl geeignetes Weihnachts- und Neujahrsgeschenk. **Gr.**

Hölty. Roman von Friedrich Voigts. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhdl. 1844. 8. 396 S.

Ich habe mir immer, wenn ich zu einem Ideale, das ich mir von dem kurzen Blüthenleben eines Dichters bilden wollte, eine historische Person suchte, um es daran anzuknüpfen, Hölty vor Geist und Auge gestellt und mich nur gewundert, daß man nicht lange auf den Gedanken gekommen, uns diesen in einem dramatischen oder epischen Gewande vorzuführen. Nun hat es der wackere Voigts als Roman gethan, und wie ich ihm dafür danke, so werden es wieder ältere Freunde und Freundinnen Hölty's auch thun. Für diese bedarf es keiner Anempfehlung des Buches; der Name, den es an der Stirn trägt, wird dieß schon thun. Aber, verschweigen wir es uns nicht, es wird auch gar Viele geben, die den Namen entweder gar nicht, oder gleichsam nur von Hörensagen kennen, für diese wird es nur zwei Fälle geben. Entweder sie werden durch die trefflich geschilderte Individualität Hölty's wie seiner Mitgenossen am Hainbunde, sich so angezogen fühlen, daß sie nun das kleine Bändchen Gedichte desselben aus dem Staube irgend einer Leihbibliothek heraussuchen lassen, und sich dann erst recht über diese sowohl als über das vorliegende Buch freuen, oder sie werden ohne Kenntniß von dem Dichter selbst, auch an dem so kurzen und nur wahrhaft innern Leben desselben keinen Geschmack finden, und somit das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Für diese hätten wir gewünscht, der Verfasser habe in den Context desselben mehr von Hölty's Gedichten verwebt, als es der Fall gewesen ist, und durch deren Wahrheit, Lieblichkeit und Einfachheit dann gewiß auch diese Gattung von Lesern für den Fortgang seines Werkes interessirt. Nun, hoffentlich werden deren nur wenige sein.

Doch laßt Euch nur einführen ihr, lieben Leser, die ihr selbst weniger begierig seid, mit Euerm euch so lieb gewordenen Hölty hier die kurzen Freuden- und Leidenstage seines Daseins zu durchleben, laßt Euch nur einführen in den weiten Kreis, der in der ersten Hälfte der siebenziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts sich in Göttingen bildete, Klopstock als sein unsichtbares Oberhaupt erkannte und im Drange der Originalität gegen Wieland, Franzosenthum, Gottschedianismus und Aehnliches ankämpfte. Ein Jünglingskreis, später größtentheils zu Männern gereift, deren Namen unsterblich forttönen in Deutschlands Gauen und weit über sie hinaus. Was Gervinus im zweiten Theile seiner neuern Geschichte

Digitized by Google

der poetischen Nationalliteratur der Deutschen darüber in gedrängter trefflicher Uebersicht historisch vorträgt, das breitet sich hier vor uns in epischer Ausführlichkeit, ja oft in dramatischer Lebendigkeit aus. Die verunglückte Aufnahme unter der Eiche bei Grone, das Klopstockfest auf Fritz Hahns Zimmer, der Besuch bei Bürger in Altengleichen, die Improvisationsnacht unter den Ruinen von Gleichen und viele ähnliche Scenen sind meisterhafte Schilderungen voll Leben und Charakteristik. Alle diese Hainbündner zeichnen sich in ihrer Individualität aufs originellste ab, und verschwindet auch Hölty mit seiner stillen, in sich zurückgezogenen Weise manchmal unter ihnen, so thut das ihm gar keinen Abbruch, wir finden ihn dann um so lieber in der Stille wieder, dem Ideale seines Herzens unbelauscht huldigend und nur selten zu lebhaftester Mittheilung aus sich herausgehend. Es liegen in diesen kurzen Charakterskizzen so viele treffliche Materialien zum weitern Ausbau vor, daß es gar nicht zu verkennen ist, sie seien dem Verfasser aus einer Hand zugegangen, die im Besitze werthvoller Mittheilungen aus jener Zeit ist. Den armen Hölty sehen wir aber als den ersten aus dem Bunde langsam welken und verblichen, noch auf den Lippen in der Abschiedsstunde eines seiner in die heitersten Kreise von da an übergegangenen Lieder, des frisch blühenden: „Wer wollte sich mit Grillen plagen u. s. w.?“ — Eine sanfte Wehmuth ist der letzte Akkord des Ganzen. **Th. Hell.**

Hugo. Novelle von der Verfasserin von „Schloß Goczyn.“ Breslau, Kern. 1845. 2 Theile.

Als „Skizzen aus der vornehmen Welt“ bezeichnet die Verf. im Gesammttitel die einzelnen Novellen, von welchen Hugo die dritte ist. Und allerdings führt sie uns in denselben nur in solche Beziehungen ein, und schildert uns nur solche Charaktere, wie sie lediglich in dieser sich finden und entfalten können. Aber beiden fehlt es nicht an Abwechslung und Eigenthümlichkeit, wie an Wahrheit und Interesse. Auch in den vorliegenden Bändchen finden wir diese Eigenschaften. Der eigenthümlichste Charakter darin ist nicht sowohl Hugo, denn der wackre, leichtgläubige, schwärmerische junge Mann dürfte manche seinesgleichen in der vornehmen Welt haben, sondern Lea, und auf sie ist auch die Stelle anwendbar, welche aus dem Lieblingsdichter der Verf., Lord Byron, entlehnt, das Motto auf dem Titel bildet. Wie Hugo und Lea sich abstoßen, nähern und endlich finden, ist der Gegenstand der Novelle. Ob ein Charakter, wie der von Lea, ganz so eigenthümlich, ja, wir möchten sagen, eigenmächtig, und eben in der vornehmen, alles mehr und mehr nivellirenden Welt möglich sei, möchten wir fast bezweifeln; die Schöpferin desselben hat aber alles angewendet, um aus Erziehung und Verhältnissen ihn so natürlich als sie nur konnte zu entwickeln. Und wie sie ihn nun hingestellt hat, ist er eben in seiner Seltenheit, Tiefe und Reinheit, Kälte und Gluth, Schroffheit und Innigkeit ungemein anziehend, und es geht dem Leser, wie es Hugo ging, dem eben das Räthselhafte dieser Erscheinung zur interessanten Aufgabe ward. Je fremdartiger uns aber diese Erscheinung anfangs entgegentritt, um so vertrauter finden wir uns sogleich in der Gesellschaft der trefflichen Mutter Hugo's, der kindischen und kindlichen Natalie, der kokett unglücklichen Gräfin Ina, und der jungen Mädchen, über welche Hugo beim Eintritt in die vornehmen Kreise Brautschau hält. Nur Annunziata macht eine Art Ausnahme davon, gehört auch mit ihrem Lustspieldichter Blacha nicht ganz dieser Sphäre an. Den Männern alt und jung sind wir auch schon im Leben begegnet, und Graf Hohenthal besonders hat uns wahrhaft mit seiner häuslichen Fluchkur ergötzt. — Der fließende melodische Styl, welcher der Verfasserin so eigen ist, wird auch hier wieder gefunden, so wie die grata negligentia, das angenehme Sichgehenlassen, das gerade in diesen Umgebungen am verzeihlichsten ist und das nur recht aufgefaßt sein will, um in seiner Anmuth anerkannt zu werden. Auch einige köstliche kleine Gedichte fehlen nicht, wie denn gleich das am Schlusse von Lea gesungene jeden Componisten melodisch anziehen muß:

> Wenn auf der Erde Schweigen,
> Am Himmel Sternenschein,
> Dann will ich an Deinem Herzen
> Deine stille Rose sein.
>
> Mein Innigstes, mein Stummstes,
> Ich geb' es Dir im Kuß;
> Es weiß es meine Seele,
> Daß Die sie duften muß.
>
> Ich will nicht weiter fragen
> Was ist und was kann sein?
> Ich will an Deinem Herzen
> Deine stille Rose sein.

Th. Hell.

Interessante juristische Erscheinungen

aus dem Verlag von Julius Helbig zu Altenburg.

1) Ueber **Testamentsvollzieher**, besonders in Anwendung auf das Geschäftsleben von J. Scholz dem Dritten in Wolfenbüttel. 1841. (68 Seiten.) 15 Ngr.
2) Bemerkungen, **das Vergehen der Unterschlagung betreffend**, mit besonderer Rücksicht auf einzelne bürgerliche Geschäfte, ein Beitrag zum gemeinen deutschen Strafrecht, von demselben Verfasser. 1841. (79 Seiten.) 15 Ngr.
3) Ansichten **über die Patrimonialgerichtsbarkeit**, insonderheit über das zwischen dem Gerichtsherrn und seinem Gerichtsverwalter gemeinrechtlich bestehende Rechtsverhältniß, von Dr. jur. C. A. Hesse. 1842. (107 Seiten.) 20 Ngr.
4) Der **Instanzenzug und die Rechtsmittel**, nach Königl. Sächsischem Prozeßrechte, mit Berücksichtigung der bundesgesetzlichen Bestimmungen und Einrichtungen, übersichtlich zusammengestellt vom Königl. Sächs. Appellationsrath Ackermann. 1843. (112 Seiten.) 22½ Ngr.
5) Praktische Ausführung aus der Lehre von der **Sonderung des Lehens vom Erbe**, mit besonderem Hinblicke auf den Sonderungsfall in der Lehensherrschaft M. im Königreich Sachsen rc. vom Justizamtmann Brückner in Rochlitz. 1844. (46 Seiten.) 10 Ngr.

Alle diese (sich durch gutes Papier und dergleichen Druck auszeichnende) Werke behandeln in übersichtlicher Kürze höchst praktische und resp. interessante Rechtsfragen, wie denn namentlich No. 3. seine Entstehung einem am Verlagsort im Jahre 1841 vorgekommenen bekannten Falle verdankt, welcher eine allgemeine Sensation erregt hat und, da die daraus entstandenen Prozesse gegen einige Gerichtsherrn voraussichtlich erst nach mehreren Jahren zur definitiven Entscheidung kommen werden, noch immer die öffentliche Spannung dort unterhält.

Insbesondere erörtern auch die drei ersten Schriften Materien, die noch wenig theoretisch beleuchtet wurden und gleichwohl, in Ermangelung umfassender gesetzlicher Vorschriften darüber, wissenschaftlicher Diskussionen vorzugsweise bedürfen. Wir wollen daher das juristische Publikum auf die angezeigten Brochuren aufmerksam gemacht und sie zur geneigten Berücksichtigung empfohlen haben.

Kl.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 12. 1844.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

Literarische Anzeigen.

(46.) Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genealogisches Jahrbuch
des
deutschen Adels
für
1845.
Zweiter Jahrgang.

Enthält in drei Abtheilungen
1. die Geschichte und Genealogie der souverainen, deutschen und außerdeutschen Häuser;
2. die Geschichte und Genealogie der standesherrlichen und anderer fürstlichen und gräflichen ebenbürtigen Häuser;
3. die Geschichte und Genealogie der ritterschaftlichen und anderer gräflichen freiherrlichen und erbadeligen Häuser.

Solid ausgestattet und mit in Stahl gestochnen Portraits geschmückt, kostet jeder einzelne Jahrgang fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2. netto.

Stuttgart im October 1844.

J. F. Cast'sche Buchhandlung.

(47). Bei uns erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Das himmlische Reich, oder China's Leben, Dichten, Denken und Geschichte.
4 Bände.
Für's deutsche Volk.
Herausgegeben von **Joh. Cramer.**

Erster Band enthält:
Die Chinesen wie sie sind. Neue Bearbeitung des Werkes v. T. Lay. *the Chinese as they are*, von J. Wilfert. Mit vielen Bildern. Subscr. Preis 1 Thlr.

Zweiter Band:
Schi-King, oder chinesische Lieder, gesammelt von Confucius. Neu und frei nach P. La Charme's lateinischer Uebersetzung bearbeitet. Subs.-Pr. 1 Thlr.

Dritter Band:
Confucius und Mencius. Die vier Bücher der Moral- und Staatsphilosophie China's. Aus dem Chinesischen nach der französischen Uebersetzung des Hrn. M. G. Pauthier. Subscr.-Preis 1 Thlr.

Der vierte Band,
welcher Ende dieses Jahres erscheint, wird eine kurze Geschichte China's, mit Hinzuziehung der besten Hülfsmittel bearbeitet, enthalten und ebenfalls 1 Thlr. kosten.

Die weisen Lehren und Sprüche des Confucius und des Mencius werden dem deutschen Volke durch obige Ausgabe **zum ersten Male in deutscher Sprache** dargeboten, welches Unternehmen gewiß und um so eher als ein sehr zeitgemäßes anerkannt werden wird, da vielleicht nirgend anders die respektiven Rechte und Pflichten der Fürsten und Völker, der Regierenden und der Regierten auf eine erhabenere, würdigere und vernunftmäßigere Weise gelehrt worden sind.

In Bezug auf die Ausführung des Unternehmens wird man finden, daß die vorliegenden Bändchen sich den frühern Bestrebungen des Herausgebers, der deutschen Literatur entsprechende Ausgaben vom Koran, den franz. Gesetzbüchern, dem Conzil von Trient und Aehnliches zu vermitteln, würdig anreihen.

Crefeld, October 1844.

J. H. Funcke'sche Buchhandlung.

(48.) Bei **Julius Helbig** in Altenburg ist erschienen:

Tabelle zur **Berechnung** der **Preise** der **Ziegel** von 1000 bis zu 1 Stück, im Preise das Tausend von 14 Thlr. bis zu 4¼ Thlr., nach **Thalern** und **Neugroschen**, von J. C. G. Papst. Querfolio. Preis 5 Ngr.

Diese Tabelle ist für Ziegeleibesitzer, Bauherrn, Maurer und jeden Landwirth ein unentbehrliches Hülfsmittel.

Das Wort des Apostels:
Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!
ein ernster Zuruf an die protestantische Kirche unserer Zeit.
Predigt am **Reformationsfeste 1844**
in der Kirche St. Bartholomäi zu Altenburg gehalten
von
Dr. FR. G. FRITSCHE,
Herzogl. Sächs. Consist.-Rath und Generalsup.
gr. 8. broch. 5 Ngr.

Predigt
zur Eröffnung des Landtags
für das Herzogthum Sachsen-Altenburg am 2. December 1844 gehalten in der H. Schloßkirche zu Altenburg und auf Verlangen der hohen Ständeversammlung in den Druck gegeben
von
Dr. Chr. Fr. H. Sachse,
Herzogl. Sächs. Consistorialrath und Hofprediger.
gr. 8. broch. 4 Ngr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 99.  1844

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

An welche Macht muß sich Sachsen im Falle eines Krieges in Deutschland anschließen?

Eine sonderbare Frage — nicht wahr? Wer wird an einen Krieg in Deutschland denken wollen? Und wie ist denn das gemeint: ein Krieg in Deutschland? Ist das so gemeint, daß Franzosen oder Russen in Deutschland eindringen (denn wir haben den möglichen Feind rechts und links), oder ist an einen Kampf zwischen den deutschen Mächten selbst gedacht, welche wieder nur zwei Großmächte sein könnten? — Dieß ist für die Beantwortung unserer Frage ganz gleich. — Aber stehen denn nicht ganz gewiß gegen einen auswärtigen Feind alle deutsche Länder groß und klein zusammen? — Wir meinen aber, wenn sie nicht zusammenstehen, weil wir dieß für wahrscheinlicher, als jenes halten. — Ferner: wer wird von einem Kriege reden bei aller Aussicht auf die Fortdauer des Friedens? — Warum aber hält man denn so viel Soldaten in einem Staate, daß das Heer die Hälfte der Landeseinkünfte zum Bestehen braucht? — So lange noch einzelne Individuen, wenn es auch lange bei gegenseitigem Beobachten und bei stillem Grolle und Hasse bleibt, sich doch am Ende, ehe man sich es versieht, mit Ohrfeigen und Prügeln tractiren, so lange wird's auch im Großen Krieg geben. Wir reden jetzt zu viel vom Frieden. Redet man von Etwas zu viel, so dauert's in der Regel nicht lange mehr, ist wohl auch nicht in der Weise vorhanden, als man den schönen Worten nach denken sollte. Es ist jedenfalls eine eben solche Schwachheit, an keinen Krieg zu glauben, weil 30 Jahre Friede geherrscht hat, als es eine Schwachheit ist, den Tod eines Familiengliedes nicht für möglich zu halten, weil seit vielen Jahren eine Familie von Todesfällen verschont geblieben ist. Man denke, was man wolle, wir schreiten zu Beantwortung unserer Frage, und dürfte auch die Antwort Manche noch mehr überraschen, als die Frage, so soll sie doch nicht zurückgehalten werden. Wir könnten wohl wetten, daß die Meisten erwarten, von einem Anschluß an Preußen zu hören, im Falle einer Spaltung in Deutschland. Sachsen grenzt an mehrern Seiten an Preußen, und als protestantisches Land muß es sich auch an die erste protestantische Macht anschließen. Allein in der Politik gilt keine Confession, und selbst in Zeiten, wo die Religionssache eine Rolle bei dem Kriege spielt (eigentlich reine Religionskriege giebt es nicht), muß immer die Politik selbstständig entscheiden; denn eine vom Glaubensbekenntnisse abhängig gemachte Politik ist blind. Was entschied in der Reformationszeit über das Verhalten des staatsklugen Moritz von Sachsen? Keineswegs die Confession, sondern die Politik, und er und das Land, obgleich es, und namentlich die Geistlichkeit, für Moritz's Klugheit erst keine Augen, keinen Verstand hatte, er und das Land haben sich wohl dabei befunden, und die Religion hat Nichts, gar Nichts dabei eingebüßt. Von der rechten Politik hat die Religion keinen Schaden; aber wenn die Religion an die Stelle der Politik tritt, kommen beide, Kirche und Staat, übel dabei weg. Das ist Thatsache; davon lassen sich sogar aus der neuesten Zeit Beweise beibringen, und man wird, wenn nicht ein Strich durch gewisse christliche Rechnungen gemacht wird, noch mehr davon erfahren. — Wenn ich mich als einzelner Mann an einen Andern vertrauensvoll anschließe und mich auf ihn stütze, so muß ich Ursache zum Vertrauen haben, und der Andere muß so beschaffen sein, daß ich mich auf ihn stützen kann; auch ist es ein nicht ganz zu übersehender Punkt, daß unsere

Digitized by Google

Charaktere sich ähneln. Vertrauen aber scheint der Sachse nicht immer zum Preußen zu haben. Daß Preußen sich selbst nicht hinlänglich und folglich auch Andere nicht schützen kann, beweist seine geographische Lage, beweist die Geschichte des letzten Krieges und noch Anderes, wovon wir schweigen; also, wenn auch die Lust zum Vertrauen auf unserer Seite da wäre, fehlte doch der Grund.

Also Anschluß an Oesterreich? — Ja, gewiß. In Oesterreichs und Sachsens Regierung und Volk sind die Punkte der Harmonie vorhanden. Die abgerundete österreichische Monarchie steht in sich selbst fest, und kann darum für einen Nachbar Stütze und Hülfe sein. In dem Interesse Oesterreichs selbst muß es liegen, daß ein Land, welches eine Vormauer ist, zu ihm halte. Sachsen ist auch der alte Bundesgenosse Oesterreichs, und wenn man dagegen einwendet, daß es von dieser Verbindung Schaden gehabt hat, so läßt dagegen wieder sich zeigen, welchen Nutzen es gehabt hat, und daß der Schaden nicht eine Folge jener Verbindung war, sondern des Mangels an Staatsklugheit und Energie der Fürsten und Minister Sachsens in früherer Zeit. Man kann sagen, Oesterreich hat noch mehr Schaden davon gehabt, daß in Sachsen die obere Leitung nicht die rechte war, als beide mit einander im Bunde standen. Hätte Sachsen zur Zeit des Kampfes zwischen Friedrich II. von Preußen und Maria Theresia seine Schuldigkeit gethan, so würden wir ja wohl gesehen haben, ob Friedrich Etwas vermocht hätte. Man hat gesagt: Sachsen hätte sollen Friedrichs Geist erkennen und gleich Anfangs mit ihm gemeinschaftliche Sache machen, dann hätte können zum Lohne Böhmen sein Theil werden. Allein es läßt sich nicht Etwas erkennen, bevor man es nicht gesehen hat; wie der Lohn ausfiel, stand erst zu erwarten; und, was die Hauptsache ist, Sachsen mußte doch damals selbst daran liegen, daß es nicht zur Vergrößerung Preußens mitwirkte und dadurch diesem zu einem Einflusse verhalf, den es nur mit Beeinträchtigung seines eignen Einflusses zugestehen und wachsen lassen konnte. — Fügen wir hinzu, daß Baiern in jedem Falle der natürliche Bundesgenosse Oesterreichs sein muß, so weist abermals die ganze Lage der Dinge Sachsen auf keine andere Seite, als die, für welche wir entschieden haben.

Wäre manche Thatsache besser bekannt, als sie es ist, so würde, obgleich Nichts weniger, als Antipathie herrscht, doch eine mehr hervortretende und entschiedene Sympathie für Oesterreich bei dem sächsischen Volke sich finden. In der That! es hat Ursache zu solcher Sympathie; denn diese ist nicht blos in den frühern Verbindungen begründet, auf sie nicht blos durch die Harmonie mit dem sächsischen Charakter hingewiesen, sie ist nicht blos durch die Politik geboten, auch die Dankbarkeit kann auf unserer Seite in die Wagschale gelegt werden, und das, was uns zur Dankbarkeit hier mahnt, muß zugleich das Zutrauen stärken, wenn es einer solchen Stärkung bedarf, wenigstens kann hier von einem Mißtrauen gar nicht die Rede sein. Oesterreich hat Sachsen in verwickelter und trauriger Lage warmes Wohlwollen bewiesen, und insgeheim stand die Hoffnung eines schwer geprüften Fürsten eben auf dem Grunde dieses warmen Wohlwollens. Wir erinnern an die unsern Lesern bereits bekannten Mittheilungen über die geheime Geschichte der Theilung Sachsens in mehrern Nummern dieser Zeitschrift, und könnten noch Anderes schon früher wenig und jetzt wohl fast gar nicht Bekannte anführen *). Dr. G.

*) Z. B. Als ein Herr v. — —, der von Frankfurt a. M. auf Leipzig und dann weiter reiste, nach der Abreise von Leipzig unterwegs auf Fürst Repnin's Veranlassung von Kosaken angehalten wurde, fand man bei ihm Briefe an den König von Sachsen, unterschrieben von den sächsischen Ständen, mit Beschwerden über das preußische und russische Gouvernement, welche vom Könige auch unterschrieben und an den Kaiser von Oesterreich gesendet werden sollten. Briefe vom Minister Senfft und General von Langenau bekräftigten Alles mit der Zusage, daß das österreichische Kabinet schon darüber einig wäre, und so Alles nach Wunsch gehen würde.

Geschichtliche Uebersicht der Herzogl. Rüst- und Antiquitätenkammer im Herzoglichen Residenzschlosse zu Altenburg.

Daß schon in den ältesten Zeiten eine Rüstkammer hier gewesen sein muß, ergiebt sich aus Rechnungen von 1617 und 1618, in welchen Reparaturkosten verrechnet sind; auch finden sich Geschenke in älteren Katalogen aufgeführt, welche beweisen, daß eine solche Sammlung schon lange vor dem dreißigjährigen Kriege existirt hat. So viel ist aber gewiß, daß der Herzog Johann Philipp dieselbe bedeutend vermehrte und durch einen Rüstmeister, Konrad Kasollt, herstellen ließ. Auch haben sich über die alte Rüstkammer Verzeichnisse vorgefunden, und zwar von den Jahren 1617, 1640, 1676, 1691, 1713 und 1724, welche theilweise speciell die noch vorhandenen Waffen und Alterthümer angeben und nachweisen, auf welche Weise selbige zu dieser Sammlung gekommen sind. Die Rüstkammer wurde am 16. October 1634 nicht nur von den Kroaten geplündert, sondern der Herzog Johann Philipp selbst verschenkte auch einige Waffen, welche in dem Kataloge von 1640 mit folgenden Worten bemerkt sind: „Zwei Kugelbüchsen, schwarzschupicht mit goldnen Bockeln und der Jahreszahl 1619. Diese sind dem General-Feldmarschall Banner im Februar 1640 durch Hänßchen, den Trompeter, überschickt worden. Desgleichen eine kleine Kugelbüchse. Dieses Röhrlein haben J. F. G. des General-Feldmarschalls Banners Söhnlein durch Herrn Andreas Lotß am 1ten April 1640 überbringen lassen." Nach beendigtem Kriege wurden alle noch vorhandenen Waffen und Alter-

Digitized by Google

thümer, welche zum Theil der Plünderung wegen einstweilen in Sicherheit gebracht worden waren, wieder herbeigeschafft und neu aufgestellt. Auch ist die Rüstkammer durch Geschenke vermehrt worden. So verehrte die verwittwete Frau Herzogin von Sachsen-Eisenach dem Herzog Friedrich Wilhelm III. die noch vorhandene Karnbüchse mit neun gezogenen Läufen am 12. Juli 1670 als ein Geburtstagsgeschenk. Ferner sind die Harnische und Waffen der verstorbenen Fürsten des hiesigen Hauses aufbewahret worden, als: die blanken mit Gold gestreiften Harnische von Friedrich Wilhelm I., Johann Philipp und Herzog Friedrich Wilhelm II. Der Degen von dem Prinzen Friedrich zu Altenburg, welcher am 25. October 1625 als Obrist im Treffen bei Seelze, zwei Stunden von Hannover, blieb, ist hier niedergelegt. Der Degen des Herzogs Johann Philipp, welcher bis zum Jahre 1641 auf dessen Sarge in der Fürstl. Gruft der Brüderkirche hier gelegen hatte, wird ebenfalls noch aufbewahrt. — Nach dem Aussterben der Gothaischen Linie behielt sich der Herzog von Coburg bei der Landestheilung den größern Theil der hiesigen Herzogl. Rüstkammer vor und es blieben nur diejenigen Waffen und Alterthümer, welche auf die Altenburgische Landesgeschichte Bezug hatten. Das zeitherige Lokal wurde zu einem Holzbehälter eingerichtet, und der zurückgelassene Theil bekam seinen Ruheplatz in der danebengelegenen alten Schieferkammer. Unter den zurückgebliebenen Gegenständen befanden sich namentlich zwölf Kanonen und zwei französische Pulverwagen. Alles lag nun ruhig beisammen, und blos bei großen Hoffeierlichkeiten wurden die Kanonen gebraucht.

(Schluß folgt.)

Die Schwestern.

(Fortsetzung.)

Noch erlaubte die Tageszeit dem heimwärts eilenden Bräutigam in der Ferne schon die Thürme der Residenz zu erkennen. Bald unterschied er auch, im raschen Näherkommen, einzelne höher gelegene Gebäude, unter ihnen das Reckoff'sche Haus, unter dessen Dache ja wohl, wie er freudig sich bewußt, ein treues Herz in zärtlichem Verlangen seiner Wiederkehr entgegen schlug. — Bald war des Weges Rest zurück gemessen, und rasch in das Zimmer der Geliebten eintretend, erstarrte er beim Anblicke, der seinem Sehnen, das sich ganz andere Bilder des Empfanges geschaffen, hier ward. Im Divan, auf weiche Kissen hingebettet, lag die unendlich geliebte Braut in falber Leichenblässe, zur Seite ihr der Arzt, die Hand der Kranken haltend, und Frau von Westphal, beschäftiget, ein Glas voll Merlein in kaltes Wasser zu stellen. — „Was ist hier vorgefallen? Um Gottes Willen! schnell, was ist hier vorgefallen!" rief Theodor fast schreiend aus und sank, die Arme vorwärts streckend, am Lager der Kranken nieder, nur mühsam sich dann aufrichtend, das bleiche Liebchen küssend, das schmerzlich sich bewegte, den langen Kuß des Jammernden zu enden. — „Ein heftiger Schreck, der dem Fräulein ward," nahm der Arzt zuerst das Wort, „der, wie wir hoffen wollen, nicht von noch übleren Folgen sein wird ...." — „Was für ein Schreck?" forschte Karstell ungestüm, „worüber konnte sie erschrecken?" — Da ergriff Frau von Westphal seine Hand und leitete ihn in ein zweites und drittes Zimmer, um ihm dort den Zusammenhang dessen zu geben, was jetzt in fürchterlicher Ueberraschung vor seinen Blick getreten. — Am zweiten Tage von Karstell's Abwesenheit machte es Emilien Freude, herab zu gehen in Karstell's Wohnung, die Heimische sich dort zu dünken, und lächelnd hielt sie Probe, wie sie sich dann zu nehmen habe, wenn sie als junges Weib in diesen Räumen erst wirklich hausen werde. — Es kam ein Handwerker, um eine Rechnung an Karstell abzugeben. Emilie wußte von Letzterem selbst, daß jener, des Geldes vielleicht benöthiget, wohl kommen würde, und hatte alle Schlüssel des Geliebten. Da schloß sie, jene Forderung zu tilgen, das ihr bezeichnete Fach von Theodor's Schreibtisch auf und entnahm dem dort verwahrten Gelde die benöthigte Summe. Schon hatte sich der Befriedigte längst wieder entfernt, als sich das Mädchen noch immer nicht versagen konnte, in den Papieren zu blättern, die in demselben Fache aufbewahrt. Da fiel ein Heft ihr in die Hände, in welchem sie sogleich der Schwester Tagebuch erkannte, aus dem Therese selbst in früherer Zeit, ihr Manches mitgetheilt. Sie hatte nicht geglaubt, daß die Schwester es später wieder aufgenommen und fortgesetzt, und meinte, das allernächste Recht daran zu haben, glaubte, sich keines Unrechtes beschuldigen zu dürfen, wenn sie das Verlangen befriedigte, der Verstorbenen inneres Treiben hier genauer kennen zu lernen, als es bei ihrem Leben verständlich ihr geworden. — Des ihr so theueren Fundes sich freuend, ging sie hinauf, der Freundin Mittheilung davon zu machen, die nicht verbergen konnte, wie sie sich unangenehm überrascht davon fühlte. Auch hielt sie die Bemerkung nicht zurück, daß es wohl Karstell's gutmeinende Absicht gewesen, Emilie möge diese Blätter später, wenn das darin Aufgezeichnete nicht mehr so neu, erst lesen. — „Ich erwarte," entgegnete Emilie, „allerdings nur Ernstes, vielleicht Beweinenswerthes, und finde, daß Theodor, indem er mir dieses Heft bisher entzog, ganz richtig gehandelt. Jetzt aber, wo er nicht hier, wo ihm mein Schmerz, der sich beim Lesen wohl erneuern kann, nicht sichtbar ist, nicht wehe thut, jetzt finde ich es richtig auch von mir, wenn ich das kennen lerne, was mir an meiner Schwester oft unklar blieb." — Was Therese in früheren Jahren aufgezeichnet, war Emilie als gemeinsame Erfahrung meist Alles bekannt, deshalb überflog sie auch diese Aufzeichnungen mit raschem Auge. Mehr erweckte das Neuere ihre Theilnahme, ihre Spannung, aber sie hatte nur wenig Sätze der Schrift gelesen, als sie mit bebender Stimme die Freundin rief, welche wohlwollend schnell zu ihr trat. — „O, meine theuere Freundin! Meine theuere Mutter! Die wenigen Zeilen, die ich erst gelesen, sie geben uns ein grelles, ein schmerzendes Licht der Aufklärung über Manches, das uns im Leben, das uns im Tode der armen, ach, der unaussprechlich armen Therese blieb. Hier sind sie aufgezeichnet, im fürchterlichen Kampfe der schönen Seele, aufgezeichnet, die Schreckensworte. Sie liebte, liebte ihren Gatten, und ich, war ihre Mörderin!" — Erbleichend sank das Haupt des Mädchens in die Kissen zurück, unregsam stand das Auge, und große Tropfen, Zeugen des inneren Angstgefühles, rannen über ihre Stirn herab. — „Legen Sie das unglückliche Buch von sich, das Karstell's beste Meinung Ihnen vorenthielt," sprach Frau von Westphal. — „Karstell's beste Meinung!" wiederholte das Mädchen, „und Karstell wußte es, daß sein Weib ihn liebe, und er blieb kalt, blieb ungerührt; er sah sie sterben, den Keim ihres Todes erkennend, und er erhielt sie nicht dem Leben, was ihn ein einziges Handeln nur gekostet." — „Es hat der Schreck sich Ihres ganzen Wesens, Ihres Geistes bemeistert," sprach Frau von Westphal, „Sie wissen nicht, was Ihre Lippe spricht." — „Kann sein! Doch wie ich handeln muß, weiß ich; was meine Pflicht ist, den Geist der Eingeopferten mir zu versöhnen, ich fühle es;" sprach darauf Emilie. — „Mein theueres Kind," begann die mütterliche Freundin in tiefer Bewegung, „ich fühle, wie ich an Ihrer Stelle nicht minder mächtig erschüttert sein würde. Was jetzt als plötzlicher Entschluß vor Ihrer Seele steht, mag völlig unbesprochen bleiben. Sie sind in diesen Augenblicken jeder Kraft zu einem freien Handeln beraubt, Ihr Wollen ist befangen, eingeschränkt vom ungeheueren Gefühle der jetzigen Minuten, Ihr Denken unklar. Versuchen Sie, sich zu beruhigen, und dann, erst später, morgen, würdigen Sie mich des früheren Vertrauens und unter Gottes Beistand wird es uns gelingen, dem vorwurfsfreien Herzen meines guten Kindes auch völlige Beruhigung zu geben. Die Schriften aber hier, die geben Sie in meine Hände, sie sind die treuesten vielleicht, die Ihnen, außer Karstell's nahe. — „Das Herbste, was ich erfahren konnte," entgegnete Emilie, „trat in den ersten Blättern schon vor meinen Blick. Ich kann nichts mehr hier finden, das greller in meines Lebens zarteste Saiten eingriffe. So will ich nunmehr auch erfahren, wie sie litt und trug, ehe ihr ein Sieg ward über ihre Seele Leiden." — Frau von Westphal war nicht ohne Ahnung dessen geblieben, was in Therese waltete, was jetzt im Gedenkbuche sich aussprach. Doch vermied sie es, Karstell die in ihr lebende Vermuthung mitzutheilen, da sie annehmen zu müssen glaubte, daß dieser Umstand ihm noch weniger, als ihr, entgangen sein könne, und er dennoch gegen sie nie eine Aeußerung deshalb machte. Noch vorsichtiger war sie, Therese nicht bemerken zu lassen, wie diese von ihr verstanden war. Was konnte sie, wenn diese dann vor ihr sich auszu-

Digitized by Google

sprechen begehrte, der Unglücklichen für Trost, für Rath wohl bieten! Sie mußte, ihr Elend in seiner ganzen Stärke erkennend, sie ihrem guten Engel überlassen. Daß sie bei Therese's ihr mitgetheiltem Vorhaben, die Heimath zu verlassen, diese nicht ernstlicher davon zurück zu halten strebte, hielt sie für völlig unschädlich, da sie voraus sah, es werde diese Absicht sich nie verwirklichen. Doch that sie hierbei einen tieferen Einblick in Therese's Gemüth. — So kam, was jetzt Emilie aus jener Schrift entnahm, ihr wohl nicht überraschend; mehr galt das unangenehme Empfinden, das sie nicht völlig unterdrücken konnte, dem Umstande, daß Karsteß diese Blätter nicht mit größerer Sorgfalt vor Emilie verborgen, der ihr Inhalt nie, oder erst nach langen Jahren glücklicher Verbindung mit ihm, in einer Stunde schöner, ernster Feier des Gedächtnisses der theueren Schläferin, bekannt werden durfte. — „Das war es also," rief Emilie aus und blickte von dem Buche auf, nach der Freundin, „was sie zu dem Entschlusse vermocht, von uns zu gehen. Du arme, arme Therese! Und hier: „Wie wollte ich Dir, Emilie, den Giftbecher meines Geständnisses reichen, die wilde brennende Nessel in Deines Gemüthes Blüthenbeete pflanzen?" Ach, hättest Du Dich mir geoffenbart, es gab noch eine Hülfe!" — „Emilie," fragte die Freundin, „soll ich die Schriften nun verwahren?" — „Sie sollen es," erwiederte das Mädchen, „ich habe bis zu Ende gelesen. Nur dieses Eine will ich wiederholen, hier, wo sie nun nicht mehr liebt, dem Tode nahe, das Letzte, was sie schrieb. Beachten Sie es, theuere Freundin, hören Sie: „Verschwunden Alles, was in mir trieb und wucherte. Wie wilde Pflanzen ausgerottet. — Ruhe herrscht in meiner Brust; Ruhe — des Kirchhof's! Ruhe, Leere, Oede. — Kein Wunsch; und so kein Hoffen!" — Nehmen Sie das Buch weg. — Es ist entsetzlich, kein Hoffen, gar keines mehr zu haben!" — „Der gute Gott," sprach Frau von Westphal und streichelte des Mädchens fieberisch brennende Wange, „behüte Sie, diese Erfahrung jemals zu machen!" — „Meinen Sie?" hauchte Emilie mit einem Lächeln, das im Stande war, der Freundin eine hohe Besorgniß einzuflößen und fuhr, während das schöne Haupt, wie das eines Geistesabwesenden, sich wiegte, fort, „ach, davon ist ja nun gar keine Rede mehr." — Emilie behielt von jetzt an die Augen geschlossen und setzte das leise Regen der Lippen, wie in heimlicher Rede fort. Frau von Westphal schellte einer Dienerin, nach dem Arzte auszusenden. Emilie nahm keine Notiz davon. Wehmüthig blieb die Freundin zu treuer Beobachtung der Kranken in ihrer Nähe.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

[Der heilige Rock.] Der Red. ist folgender Brief in Angelegenheit des heil. Rocks mit der Bitte um Aufnahme zugekommen. Wir tragen kein Bedenken, die Bitte zu gewähren, obwol wir mit dem Inhalte keineswegs übereinstimmen. Auf eine Widerlegung aber lassen wir uns hier um so weniger ein, als bereits die öffentliche Meinung in dieser Sache entschieden hat.

Herr Redacteur!

„Der im Feuilleton Ihrer Zeitschrift vor Kurzem angeführte Aufsatz über den heil. Rock zu Trier hat mich als guten Katholiken schmerzlich berührt; daher ich Sie ersuche, in meinem Namen folgende Widerlegung beizubringen. Mit innigem Bedauern und Mitleid habe ich die äußerst seichte und oberflächliche Anschuldigung vernommen, daß man dem heil. Rock Jesu Christi göttliche Ehre erweise, und dieses ein wahres Götzenfest nennt. Alle Katholiken, worunter auch ich die Ehre und das Glück habe zu sein, beten Gott allein im Geiste und in der Wahrheit an; aber da Gott besonders bewunderungswürdig und merkwürdig in seinen Heiligen ist, so erlaubt uns unsere Kirche, alle Reliquien, die wir theils von Jesu, theils von der Mutter Gottes und den Heiligen besitzen, wegen ihren besondern Aufopferungen und Verdiensten öffentlich auszustellen und zu verehren, aber nicht, wie die Protestanten von uns falsch behaupten, anzubeten; denn nur Gott allein gebührt alle Ehre und Anbetung. — Es ist doch bei Ihnen und uns Menschen überhaupt Sitte, daß wir die Portraite, Kleidungen und Habseligkeiten von unsern Eltern, Verwandten, Freunden und Regenten als Andenken aufheben; warum soll es denn bei solchen Heiligen nicht erlaubt sein, die durch ihr heiliges Leben, ihre Geduld und Liebe gegen Menschen sich ausgezeichnet, für ihren Gott mit Muth und Standhaftigkeit ihr Leben mit Freuden dargebracht haben, um uns ein Beispiel der Nachahmung zu geben, daß wir gegen Andersdenkende nachsichtig und nur gegen uns selbst streng sein sollen.

Uebrigens ist es jetzt auch in unsern aufgeklärten Zeiten nicht der Augenblick, die Fackel der Zwietracht und Intoleranz zu schwingen unter Andersdenkende, die ihren Glauben bei Gott einst zu verantworten haben, und sich als gute treue Unterthanen im K. Preuß. Staate aufhalten, und ihre Berufspflichten gegen Gott und Staat gewissenhaft erfüllen."

Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Achtung

Wien, den 16. Dec. 1844.

ganz ergebener

Jos. Aug. Graf v. Seilern und Aspang,
k. k. wirkl. Kämmerer und Gutsbesitzer in Oesterreich und Mähren.

[Lutherringe.] Vor einiger Zeit wurde in diesen Blättern berichtet, daß der Ring, den Catharina von Bora Luthern bei der Verlobung oder Trauung gegeben habe, wieder aufgefunden worden sei. Es scheint indeß nach den bis jetzt vorliegenden Beweisen sehr zweifelhaft zu sein, ob jener Ring wirklich der ächte sei. Im Jahre 1817 bei Gelegenheit der 300jährigen Reformationsjubelfeier wurden nämlich, unter Andern von dem Goldschmied J.... in R....., einem Städtchen im Herzogthume Altenburg, viele solche Ringe, wahrscheinlich nach vorhandenen Zeichnungen des Originals verfertigt. Diese Ringe, von denen Einsender dieses selbst ein ganz gut erhaltenes Exemplar besitzt, werden durch die Marterwerkzeuge Jesu gebildet und auf der innern Seite derselben befindet sich die Inschrift: **D. Martino Luthero 1525.** Läßt es sich nun leicht denken, daß ein solcher Ring, der überhaupt schwach gearbeitet und also noch schwächer vergoldet ist, im J. 1817 oder kurz darauf von einem Besitzer desselben verloren wurde, so ist es leicht erklärlich, daß derselbe, wenn er erst im J. 1844 durch Zufall wieder gefunden wurde, nachdem er 27 Jahre in der Erde gelegen, das Aussehen des Originals haben konnte. **Ed. Gr.**

* * *

Daß Frauen des lebenden Gatten sich mit Hülfe ihres Liebhabers entledigt haben, weiß man wohl; aber eine Spanierin, Leocadia Lindez, von angesehener Familie aus Fuentes de Leganes, schaffte, nachdem sie ihren Gatten mit Hülfe ihres Liebhabers umgebracht hatte, diesen wieder durch den todten Gatten aus der Welt. Sie steckte nämlich den Leichnam in einen Sack und dazu noch Steine; in der Nacht veranlaßt sie den Liebhaber, ihr den Sack ins Wasser zu tragen, und sie selbst geht mit. Unterwegs näht sie unvermerkt den Sack mit einer von Bindfaden durchzogenen Nadel an die Kleidung des Geliebten; an einer Brücke angelangt, sagt sie, daß er hier den Sack in den Fluß werfen solle, stellt sich an, als ob sie ihm dabei behülflich sein wolle, und läßt so dem Lebenden durch das Uebergewicht des aufgeladenen Todten mit diesem zugleich in den Wellen sein Grab finden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 100.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Wem ähnlich?

Sie, die wir meinen, sind Feinde der rechten Philosophie und einer freien wissenschaftlichen Forschung und Lehrweise. Anstatt der Philosophie haben sie nur Dialektik, die im Dienste eines bereits bestimmten und abgeschlossenen Systems steht und, wie der Diener an der Thüre, die Leute, die den Herrn stören könnten, abweisen und abwehren soll. Bei jeder wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Theologie bestimmen sie im voraus das Resultat, auf welches hinaus sie laufen muß, nämlich auf ein solches Resultat, welches zu den Lehren, die nun einmal gelten sollen, paßt — ein aller. gesunden Philosophie zuwiderlaufendes Treiben; denn diese soll den Irrthum aufdecken helfen, ihn stürzen, wäre er auch eine durch Jahrtausende geheiligte Satzung; jene aber verrennen sich und Andern den Weg zur Wahrheit. Sie sind die Scholastiker unsrer Zeit, die ihre Gelehrsamkeit und Dialektik aufwenden, blos um von dem einmal Geltenden zu beweisen, daß es so sein müsse, wie es ist. Der einigermaßen geübte gesunde Verstand, der sich an ihre Spitzfindigkeiten nicht kehrt, kann leicht das Unvernünftige, was sie geglaubt wissen wollen, erkennen als das, was es ist. Aber auch dagegen treffen sie ihre Vorkehrungen und haben sie getroffen. Alle die, welche über die höchste Angelegenheit der Menschen, über die Religion denken und durch ihr Denken Blößen in der zeitlichen und menschlichen Auffassung der ewigen und göttlichen Religion entdecken, werden als Ungläubige bezeichnet. Weil auch die große Volksmasse jetzt mehr denkt, als sonst, und nicht mehr blind Alles glaubt, was ihr zu glauben zugemuthet wird, deßhalb heißt es, in unserer Zeit habe der Unglaube so sehr unter dem Volke überhand genommen. Nun weiß man recht gut, was es für ein Unglaube ist, nämlich blos ein Verwerfen dessen, was vor einem gesunden Urtheile nicht bestehen kann; also muß — so schließt man weiter — das gesunde Urtheilen verhütet werden. Bei den jetzt eben in voller Kraft stehenden und in guten Schulen an das Denken gewöhnten Männern ist insofern Nichts auszurichten, man muß sich begnügen, sie in den Ruf der Ungläubigkeit gebracht zu haben; allein damit nicht wieder so ein Geschlecht aufwachse, ist man fein bedacht, in die bisherige Methode des Volksschulunterrichtes, namentlich des Religionsunterrichtes, hemmend einzugreifen: das Sokratisiren und Katechisiren soll bei Seite nach Möglichkeit geschoben werden. Den Religionsunterricht in niedern, wie auch in höhern Bildungsanstalten möchte man am liebsten den im Begriffentwickeln geübtern Schulmännern nehmen und den Händen solcher geistlichen Herrn, die keines Liberalismus verdächtig sind, übergeben. Doch, freisinnig gebildete Volkslehrer und die auf altklassische Bildung vorzugsweise berechnete Einrichtung der Gymnasien machen den fein angelegten Plan doch wohl zu nichte. Man übersieht auch diese Feinde nicht. Man macht darum Anstalt, zu den Bildnern der Volksschullehrer, zu Seminardirectoren, nicht mehr gern Männer zu wählen, die im Schulfache leben und weben, sondern, als dem Interesse der Kirche dienlicher, Männer, die bisher in einem geistlichen Amte sich befanden, zu Bildnern künftiger Volkslehrer vorzuschlagen. Wegen der Gymnasien hat man auch Rath gefunden. Es wurde vorhin bemerkt, daß man bedacht ist, Geistlichen den Religionsunterricht daselbst vortragen zu lassen; allein der in die Klassiker des Alterthums eingeweihte Geist hat immer bald die schwachen Seiten gewisser theologischer Systeme erkannt. Insofern eben hat man auch Rath gefunden: man

Digitized by Google

macht mit den absoluten Realisten gemeinsame Sache, schreit mit denen, die über Vernachlässigung der Naturwissenschaften auf den Gymnasien u. s. w., überhaupt über Vernachlässigung dessen klagen, was bei der Richtung, die das praktische Leben jetzt genommen habe, unentbehrlich sei. Manche, die die Klugheit vergessen, schmähen offenbar die Gymnasiallehrer als Heiden, weil sie mit ihren Schülern sich an dem Geiste der Schriften weiser Heiden ergötzen, die freilich lichtere Weise sind, als viele unserer christlichen Schriftsteller. — Nun giebt es aber noch ein Bildungsmittel, worin eine enorm auffallende Kraft liegt, wenn es recht gehandhabt wird — die Geschichte. Das weiß man recht wohl; auch hier muß der Weg verrennt werden, die Geschichte muß künftighin nach Vorschrift vorgetragen werden, und man wird es zu veranstalten wissen, daß die Geschichtsbücher künftig nach Vorschrift geschrieben werden. — Trotz dem Allen behalten die Menschen, so zu sagen, noch Muth, und da läßt sich noch viel fürchten; also es muß ihnen so recht eigentlich der Muth genommen, sie müssen eingeschüchtert werden. Wie das anfangen? Dazu findet man als dienliches Mittel, unablässig in Schulen und Gotteshäusern von dem Verderben der menschlichen Natur zu reden, alle Beredtsamkeit anzuwenden, um die Menschen zum Bewußtsein einer so großen Unwürdigkeit zu bringen, von der freilich nur ein Schwachsinniger sich überreden lassen kann. Es ist bereits so viel geschehen und so viel im Werke, daß die Absicht davon eben so gewiß vorhanden ist, als ob geradezu ausgesprochen worden wäre: wir wollen euch verdummen und verfinstern. Statt dieses offnen Geständnisses, was doch wenigstens bei der ganzen unehrlichen Sache noch etwas Ehrliches wäre, heißt es: wir wollen auch den Fortschritt, wir wollen auch die Förderung der Wissenschaft. Dann folgen indeß einige Aber — und noch mehr als die Aber sagen die Thaten, die Bestrebungen. Uebrigens ist es eine bekannte Wendung, so lange anders zu reden, als man handelt, bis man endlich auf den Punkt gekommen zu sein glaubt, wo man es nicht mehr für nöthig hält, der Sache durch Worte ein Mäntelchen umzuhängen. Wir wollen nicht sagen, daß man das erst von wo andersher gelernt habe, sondern das bringt die Natur gewisser Bestrebungen mit sich, und so urtheilen wir auch über einige weiter zu bemerkende Erscheinungen, obgleich auch diese noch bei gewissen andern Leuten sich finden, nämlich das feste Zusammenhalten der Partei, von der wir reden, das innige Associiren zu den beabsichtigten Zwecken, ferner das Einschleichen bei Hoch und Niedrig, das Werben unter allen Ständen, daß man es für eine Hauptaufgabe hält, Fürsten und Minister zu gewinnen, sie durch gewisse Vorstellungen zu willigen Werkzeugen zu machen, Leute von der beliebten Farbe in einflußreiche Staats- und Kirchenämter zu bringen. Unverkennbar groß bleibt indessen die Menge der weltlichen Beamten, die nicht die beliebte Farbe haben, bei denen auch keine Aussicht ist, daß sie nur ein bischen Färbung annehmen möchten. Vielen weltlichen Beamten ist das bezeichnete Treiben ein Aerger, aus Aerger thun sie absichtlich Manches, was von gewissen Leuten ein erstaunlicher Eingriff u. dergl. genannt wird. Hier ist wieder ein Gegenmittel nöthig — ein Gregorianisches: man legt sich mit großem Fleiß auf den Artikel von der Kirche, man behandelt das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, man klagt über die untergeordnete Stellung, welche die evangelische Kirche gegen den Staat einnehme, man wünscht die weltlichen Beamten von jeder Aufsicht über Kirchliches entfernt, namentlich sollen sie aus den Consistorien heraus. Die Kirche soll, wie man sich ausdrückt, eine würdigere Stellung einnehmen; Alles, was sie betrifft, in ihre Hände allein bekommen. Daß dabei die Synoden nicht fehlen, versteht sich, und diese Synoden werden, wenn man so weit ist, wie man will, besonders dafür sorgen, daß eine für immer fixirte Glaubensauffassung unangetastet stehen bleibe. Hat man bis jetzt blos behauptet, daß ein Geistlicher, der liberal denkt, doch lieber sein Amt niederlegen sollte, so werden dann die Synoden ihn geradezu absetzen, wenn er nicht ihren Glaubensdecreten huldigt. — Was das Verhältniß der Kirche zum Staate betrifft, so ist in dieser Beziehung ein Zwiespalt unter denen, die sich zu angedeuteten Zwecken associirt haben. Ihn machen die wenigen Juristen des frommen Bruderbundes, weil sie, trotz aller sonstigen Sympathie mit den andern Gliedern des Bundes, ihre juristische Natur doch nicht ganz verleugnen und darum die Staatsgewalt der Kirche gegenüber nicht zur Null wollen herabsinken lassen, und man sieht daraus, daß sie sich im Grunde doch wohl nur deßhalb associirt haben, weil sie die andern Bestrebungen als zweckdienlich zu einem stummen Gehorsame der Regierten gegen die Regierenden halten; wo es aber darauf hinausgeht, aus ihrem Gebiete zu erimiren, treten sie in Opposition. **X.**

Geschichtliche Uebersicht der Herzogl. Rüst- und Antiquitätenkammer im Herzoglichen Residenzschlosse zu Altenburg.

(Schluß.)

Auf höchsten Befehl Sr. Hoheit des jetzt regierenden Herzogs **Joseph** wurde zu Ostern 1835 die Rüstkammer revidirt und von Grund aus neu hergestellt. Mit unverdrossenem Eifer und regem Interesse für vaterländische Alterthümer unternahm man das mühevolle Werk, suchte die zerstreuten Gegenstände genau durch und fand noch mehr, als man anfangs zu finden

Digitized by Google

gehofft hatte. Man bemühte sich nun, alle vorgefundenen Gegenstände zu reinigen und nach und nach in zwölf Abtheilungen aufzustellen. Hier folgt eine Uebersicht dieser Abtheilungen. — Die erste enthält eine Trophäe von zwei französischen Kanonen, Fahnen, Trommeln und dergl. Die zweite alte Gewehre mit Rad- und Luntenschlössern, unter welchen sich zwei Doppelhaken besonders auszeichnen. Die dritte Schwerter, Flamberge, Degen, Hirschfänger und Dolche, welche von den früheren Sächs. Kurfürsten, Herzögen und Prinzen des hiesigen Fürstenhauses geführt und getragen worden sind. Die vierte peinliche und andere Strafgegenstände. Die fünfte Jagdgewehre und andere zur Geschichte der Sächs. Jägerei gehörige Gegenstände, darunter sich eine Karnbüchse mit neun gezogenen Läufen besonders auszeichnet. Die sechste türkische Beute, in Schwertern, Pistolen, Köchern mit Pfeilen, Roßschweif, Zeltknopfen und dergleichen mehr bestehend. Die siebente Geräthschaften aus dem Bauernkriege, der in hiesiger Gegend vom Jahre 1526 an begann. Die achte die werthvollen Gegenstände und Bilder, welche den hiesigen Prinzenraub im Jahre 1455 betreffen, wobei sich noch eine der ältesten Sächs. Fahnen vom Jahre 1395 befindet. Die neunte Morgensterne, Spieße, Partisanen, Höllenmaschinen, verschiedene Lanzen, Fahnen, Standarten und dergl. Die zehnte Kanonen, Feuermörser, Bockgeschütze, Figuren zum Quintanrennen, blanke und andere Harnische, Panzerkragen, Panzerhemden und dergleichen mehr. Die eilfte Denkmal des höchstseligen Herzogs Friedrich, des Stammvaters von Sachsen-Altenburg. Die zwölfte Trauergeräthschaften von den Fürstl. Leichenbegängnissen, welche in den Jahren 1663, 1668, 1669 und 1672 hier stattgefunden haben.

Ueber die hier kürzlich erwähnten Gegenstände wird späterhin, wenn das gegenwärtige Local erweitert ist, ein ausführlicher, mit geschichtlichen Bemerkungen versehener und in fortlaufenden Nummern gedruckter Katalog erscheinen.

Im Frühjahre 1836 wurde auch die neben der Herzogl. Rüstkammer gelegene Antiquitätenkammer angelegt, altgothisch gemalt und mit bunten Glasthüren und Fenstern versehen. Diese enthält denkwürdige und werthvolle Möbels, Modelle von hiesigen Stadt- und Landesgebäuden, Sammlungen von verschiedenen Ausgrabungen, Trinkgefäße, Oelgemälde, Bücher, Autographa, Denkmäler des höchstseligen Herzogs Friedrich, Taufbecken, Gläser, silberne Becher, Toiletten, Stickereien und andere Kunstsachen, welche ebenfalls in dem zu fertigenden Kataloge mit aufgeführt werden sollen. **A. B.**

Die Schwestern.

(Schluß.)

Je herrlicher der Sommertag, je reiner das hohe Himmelszelt, wenn unsere Ahnungslosigkeit des Donners wildes Hallen plötzlich schreckt, um so viel tiefer empfinden wir des furchterlichen Wechsels ganze Größe. — In süßen Träumen sich wiegend, hoffte Theodor ihrer noch süßeren Verwirklichung entgegen zu gehen; da traf sein Blick, der schon in trauter Nähe ein rosig ausgeschmücktes Brautbett zu gewahren meinte, zurückschreckend auf ein Krankenlager. — Emilie hatte die Nacht, da Karstell zur Heimkehr den Wagen bestiegen, in hoher Fieberglut und ohne Schlaf, doch völlig ruhig, verbracht. Der Freundin bangte wegen dieser Erscheinung, sie hatte es weit lieber gesehen, die Kranke wäre in Klagen laut geworden, in Thränen ausgebrochen, die ja wohl mit der Zeit, die so unendlich Schmerzliches schon heilte, auch ihre Beruhigung, auch ihre Stillung gefunden. — Am Vormittage ergriff Emilie der Freundin Hand und sprach in leisem, doch Entschiedenheit ausdruckendem Tone: „Ich fühle mich nicht würdig eines Glückes, das einst Therese als das höchste Gut, als das Begehrenswertheste erschienen, das ihr gebürte, das ihr nicht ward. Ich fühle mich nicht stark genug, ein Glück zu tragen, dem sich ein Vorwurf anschließt, wie der geliebten Schwester schwerer, jammervoller Tod. Ich fühle mich zu schwach, an jener Hand mich aufrecht zu erhalten, die sich der Rettung des theueren Opfers versagte. Ich beklage Theodor, doch mein Gewissen verlangt die Lösung eines Bandes, das über solchem Grabe allein sich knüpfen konnte. Die treue Freundin übernimmt es wohl, ob es auch schmerzlich ist, dem Wiederkehrenden dies mitzutheilen." — Frau von Westphal erkannte, daß der Geist der Sprechenden ganz frei, daß sich der Krankheit Macht bloß über ihren Körper, ihr Gemüth ausdehnte. Der Eindruck der gemachten Erfahrung war zu erschütternd, als daß ihr Zustand ein solcher gewesen sein sollte, der sich excentrisch, in Klagen, Phantasien ausschweifend, äußerte. Nur Resignation gab ihre ganze Erscheinung kund. — Obwohl die Freundin, in schöner mütterlicher Liebe, ihr gutgemeinte Widersprüche machte, hielt doch Emilie fest an der Entscheidung, die sie über sich und ihr Handeln ausgesprochen, und wiederholte am Nachmittage den unveränderten Beschluß. — Mit starren Blicken, regungslos hing Karstell's Auge, als Frau v. Westphal ihm Mittheilung des fürchterlichen Wechsels, wie Emilie es wollte, gemacht, an ihren schmerzentstellten Zügen. — „Es ist des Schreckes jetzt noch unaushaltbares Nachwirken, es ist des Fiebers Wahnsinn, was aus ihr redet, sie kann, nein, nein, sie kann das Unerhörte nicht wollen!" rief Theodor, aus seiner düsteren Unthätigkeit plötzlich in hohe Erregung übergehend. — „Behalten Sie die Hoffnung auf eine Sinnesänderung der Leidenden noch, doch halten Sie sie auch nicht für zu sicher;" sprach die Freundin, „wie ich, in treuer Beobachtung, was in ihr waltet, erkannt zu haben glaube, will mir nicht scheinen, als möchte solche Hoffnung sich eines frohen Ausganges erfreuen. Wie ich mit tiefer Wehmuth selbst bemerkt, ist es ihr Sache des Gewissens, und Stärke liegt in ihr, zu schmerzlicher, zu tödtender Entsagung." — „Es wurden Stunden uns, von unserer Herzen wärmerem Gefühl herbei geführt, die mir ein stärkeres Empfinden andeuten wollten, als daß ein fieberhaft Gebild des krankhaft eingenommenen Geistes es tödten könne;" sprach Karstell mit tiefer Wehmuth Lächeln, „will sie, soll ich es büßen, worauf wir schmerzlich, doch nicht minder schuldlos hin blicken?"

* * *

In einem Schmerzgefühle, wie es sich unter tausend Herzen vielleicht nur einem bietet, saß Karstell am Lager des unaussprechlich geliebten Mädchens und hielt die Hand, die kältend fast in seiner Rechten lag, umgriffen. — „Ich komme um zehn Uhr wieder zu Ihnen!" — hatte der Arzt zu den Umgebungen der Kranken gesagt, als er Abends acht Uhr sie verlassen. — Drei Tage waren verflossen, seit Theodor von seiner Reise heim gekommen. Emilie hatte in dieser Zeit nur Weniges zu ihm geredet. Sie hatte ihn gebeten, sie durch seines Schmerzes Aeußerungen, durch seiner heißen Wünsche Bitten nicht in ihrem Beschlusse wanken machen zu wollen, und seiner trauernden Zärtlichkeit zu engem Nahen sanft gewehrt. — Als er aber heut, dem grenzenlosen Schmerze ohnmächtig hingegeben, nicht mehr vermochte, schweigend auf sein Elend nur zu blicken, als er versuchte ihres Herzens Empfinden zu erwecken, da faßte sie in hohem, doch freundlichem Ernste seine Hand und sprach: „Ich wollte Dir und mir das Schmerzliche erleichtern, und bat die Freundin, Dir es mitzutheilen, was in mir fest beschlossen ist, was nichts mehr wankend macht, ob ich es auch nicht überdauere. Du nöthigest mich, es selbst zu wiederholen. So höre denn. Du bist der einzige Mann, für den ich jemals etwas empfunden. Ich hatte keinen Freund, als Dich — ich brauchte keinen. In der geliebten Schwester, in der treuen Westphal, in Deinem Besitze lag meine ganze Welt. Und Freund sollst Du mir bleiben, und einzig auch nur Du, bis an meines Busens letzten Hauch. Doch niemals, Theodor, doch niemals kannst Du

Digitized by Google

mehr mir wieder sein!" — „Emilie! bei Deinem, bei meinem Leben!" beschwor sie Karstell, „bei unsern schrecklichsten, bei unsern göttlichsten Augenblicken, bei unsern Hoffnungen auf jenseit ...." — „Du fühlst es nicht, was ich in dieser bangen Stunde empfinde?" hauchte Emilie, „Du verlangst, daß ich noch Mehreres in Worte fasse, was schrecklich vor mir steht, zurück mich winkend von der Bahn, darauf ich Rosen nur zu brechen meinte. Laß ab, mein Freund, entferne Dich auf eine Stunde." — „Emilie" — bebte er — „wie soll ich je ertragen lernen, was Dein umgarntes Wollen Ungeheueres verlangt?" — „Du weißt es!" sprach Emilie. „So wisse denn, weil Du es willst. Dein Anblick würde mir, in engerer Verbindung als der des Freundes, ein ewig nie verstummender Vorwurf, eine nimmer schweigende Mahnung an Therese's Elend sein. Ihr bleicher, weinender Schatten würde mich aus Deiner Umarmung aufschrecken. Ich darf die Lippen nicht dem Kelche nahen, der meiner Schwester Leben in sich faßte, der sich ihr entzog. Entgegne mir Nichts, wenn Du mich je geliebt, entgegne Nichts. Ich weiß, ich fühle es, was Du mir sagen möchtest, was Du ein Recht hast, mir zu sagen. Und dennoch, sage Nichts!" —

* * *

Emilie hatte mehrere Tage in stiller Ruhe verbracht. Ihr Befinden, zuerst gewaltige Aufregung, dann in allgemeine Abspannung übergehend, nur bei ihrem Gespräche mit Theodor wieder höhere Erregung, erschien während dieser Zeit unverändert. Schmerzlich griff es an Karstell's biederes, an sein heißes Herz, wie die, die seines Lebens herrlichste Erwartungen so warm getheilt, vermochte, ihm nur der Freundin ruhigeren Antheil noch zu zeigen. — „Ich habe überwunden," sprach sie zur Freundin, als diese allein bei ihr, „ich habe völlig gesiegt. Wohl augenblicklich trat es vor mein Gemüth, wie mir zu handeln Pflicht und, blutend wohl, nahm ich zurück, was ich Karstell von meinem Selbst zum Eigenthum gegeben. Das Schwerere, ach, das unendlich Schwerere war es, dem Manne, den ich mit jedem Denken, mit jeder Lebensfaser glühend liebte, es zu künden, daß es nur noch der Schwester Liebe, was ich für ihn empfinden könne. Er ist vorüber nun, der schmerzlichste von meines Lebens Augenblicken." — Bald nach dieser Aeußerung verfiel Emilie in Schlaf, der doch nicht völlig von halb wachen Momenten unnunterbrochen blieb. Es dauerte dieser Zustand, aus dem die Herzen, denen sie so theuer, schüchtern eine Hoffnung schöpften, zwanzig Stunden, worauf sie am dämmernden Abende zu vollkommener Erkenntniß alles dessen, was sie umgab, erwachte. — Da machte sie in größerer, ihr jetzt gewordener Schwäche eine Bewegung der Hand, in welcher Theodor die Aufforderung erkannte, diese zu fassen. Ihr Auge rollte, doch langsam nur, und richtete sich dann mit einem Blicke, der sich im Worte nicht völlig wiedergeben läßt, der unser Auge, wenn es ihm an uns Theueren begegnet, so schreckend, so schmerzlich trifft, auf Karstell. — „Sahest Du Therese?" sprach sie mit einem Tone der dem Hörenden weit tiefer erklang, als die melodisch süße Stimme sonst lautete, „sie war bei mir! Sie sagte, ich solle freudig sterben, es sei so schön, so unaussprechlich schön da oben, wie in keines Menschen Brust ein Ahnen liege." — Es war Emilie's Geist getheilt schon zwischen beiden Welten; ihr war der Anblick schon der Seligen geworden, und sie erkannte noch, was lebend sie umgab. — Fest schlossen ihre Finger sich um Karstell's Hand; sie mühete sich, das Haupt ein wenig empor zu richten. Es gelang dies ihrer Schwäche nicht. Theodor neigte sich über das bleiche Gesicht. Ihr Auge blieb ruhig auf ihn gerichtet. Da berührte Karstell in unaussprechlichem Gefühle des Mädchens Lippen mit den seinigen. — Ihr Blick war ausdrucksleer, als sich der Tieferschütterte erhob. Da sank die obere Wimper nach der niederen, das Auge, dessen Götterstrahl verglommen, zu unerwecklicher Ruhe zu bedecken.

* * *

Wir drücken schweigend Karstell's Hand, der uns am andern Morgen sagt:

„Es kommen mir Minuten, wo ich, die mich umgebende Wirklichkeit zum Theil vergessend, begehre ihr selbst mein Leid zu klagen, ihr, die ja eben durch ihr Sterben mein Herz so tief gebeugt." —

Feuilleton.

[Der Geh. Rath von Thümmel als Wirth.] Wenn ehedem Fremde nach Altenburg kamen, was freilich seltner als heutzutage geschah, und sie frugen nach Sehenswürdigkeiten unserer Stadt, so nannte man nach dem stereotypen „Schloß, Stift, Teich" gewöhnlich „Thümmels Garten." Jetzt geschieht das nicht mehr, denn gegenwärtig sind dort kaum Reste der ehemaligen Herrlichkeit zu sehen. — Ein paar fremde Offiziere, welche in der Kesselgasse bei einem Hutmacher logirten, fragten ebenfalls nach den Sehenswürdigkeiten. Die Antwort lautete, wie sich von selbst versteht, „Schloß, Stift, Teich" und hinterdrein „Thümmels Garten." — Die Offiziere, es sollen Russen gewesen sein, hatten schon viele Reisen gemacht, und Schlösser, Stifter und Teiche wahrscheinlich schon in bedeutender Anzahl mit ihrer Gegenwart beehrt, darum ließen sie sich nach Thümmels Garten führen, was der alte Hutmacher, ihr Wirth, auch mit Hülfe eines Lehrjungen, oder vielleicht gar des Sohnes vom Hause, bewerkstelligte. Im Thore von Thümmels Garten verließ der junge, hoffnungsvolle Altenburger seine Fremden, und diese traten ganz sans gène in den Salon zu ebner Erde. — „Zwei Gläser Punsch!" rief der eine Offizier den staunenden Bedienten zu und setzte sich mit seinem Kameraden bequem auf ein Sopha, nachdem Czakow und Säbel bescheidene Stehplätze in der Ecke gefunden hatten. Die beiden Krieger glaubten „Thümmel's Garten" sei ein öffentlicher Ort. Der Bediente eilte fast sprachlos vor Erstaunen zu seinem Herrn, der eben seine Mittagsruhe beendet hatte. „Herr Geheimerath! Herr Geheimerath!" — „Was giebt's denn?" — „Herr Geheimerath, Herr Geheimerath!" — „Das ist mein Titel — was giebt's denn?" — „Zwei Offiziere!" — „Nun!" — „Zwei Offiziere haben sich im Salon auf den Sopha gesetzt, verlangen —" — „Was denn?" — „Herr Geheimerath, sie verlangen zwei Gläser Punsch, und thun ganz, als wären sie in einem Wirthshause!" — Der alte, gute Thümmel vermuthete gleich ein Mißverständniß, aber in seiner Freude an allen solchen Dingen befahl er dem Bedienten, den Offizieren sogleich Punsch machen zu lassen. — Als der Punsch fertig war, ging Thümmel selbst in den Salon und bat um Entschuldigung, daß es etwas lange gedauert habe. „Ah, Sie sind der Wirth!" sagte der eine der Offiziere, der Deutsch verstand und sprach. — „Aufzuwarten, meine Herren!" — Die Offiziere fanden den Punsch nicht stark genug, ließen sich Rum bringen und gossen nach. Der alte Geheimerath begann nun französisch mit den Herren Russen zu sprechen, da er bemerkte, daß der eine von ihnen nicht deutsch verstand, und vertiefte sich bald in ein sehr angenehmes Gespräch mit Beiden, als er in ihnen gebildete und unterrichtete Leute von guter Familie erkannte. Die Fremden ihrerseits tranken ein Glas nach dem andern und wunderten sich über die feine Bildung, die soliden Kenntnisse und den guten, reinen Geschmack des deutschen Kaffeewirths, und sprachen sich endlich darüber aus. Der alte Geheimerath lächelte und hätte gern sein Incognito beibehalten, aber einige Bekannte aus der Stadt, die nun eintraten, machten es unmöglich. — Die Offiziere entschuldigten sich bestens, Herr von Thümmel aber bat sie lächelnd, bei einem nächsten Besuche in Altenburg wieder in „Thümmel's Garten" Punsch zu trinken.

* * *

[Parallele.] Der Papst sprach einst: die Kirche bin ich — und daraus wurde Reformation. Ludwig XIV. sprach einst: der Staat bin ich — und daraus wurde Revolution.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Nebst Literaturblatt Nr. 14.

Digitized by Google

Literaturblatt
zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 14. 1844.

Literatur.

Ueber den Umgang mit Menschen. Von Adolf Freiherrn Knigge. 12te Original-ausgabe in Einem Bande. Durchgesehen und eingeleitet von Karl Gödeke. Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandl. 1844. 378 S. 8. (1 Thlr. 8 Ggr.)

Der Umgang mit Menschen gehört zu den wirksamsten Bildungs-, Erheiterungs- und Anregungsmitteln des menschlichen Geistes und Gemüthes; aber wohlthätig werden seine Wirkungen nur für diejenigen sein, welche gehörig vorbereitet unter die Menschen treten, und im Umgange eben so viel Mäßigung als Klugheit, eben so viel Festigkeit als Nachgiebigkeit, eben so viel Offenheit als Zurückhaltung zeigen und dadurch den Klippen zu entgehen wissen, an welchen diejenigen scheitern, welche unvorbereitet und unbewahrt sich der Gesellschaft hingeben. Zur Erwerbung einer solchen Fassung kann eine Anleitung, wie sie Knigge in dem vorliegenden Buche gegeben hat, allerdings wesentlich beitragen, da sie die Menschen nicht nur in allerlei Gestalten lebendig darstellt, sondern auch lehrt, wie man sie nach Maßgabe ihres Charakters und ihrer Bildung zu nehmen und zu behandeln, welche Klippen man im Umgange zu vermeiden, welche Saiten man zu berühren und nicht zu berühren habe, und wie man sich auch gegen den nachtheiligen Einfluß sichern könne, welchen nicht selten der Umgang auf Gesinnung, Sitte und Urtheil ausübt, wenn man nicht die Spreu von dem Waizen zu sondern versteht und sich durch das Ansehn hoher Einsicht und untrüglicher Urtheilskraft täuschen und bethören läßt. — War aber irgend Jemand zur Abfassung eines solchen Buchs geeignet, so war es Knigge (geb. 1753, gest. 1796). Denn vielleicht nur wenige Menschen werden in einem so kurzen Zeitraume in so vielfache sonderbare Verhältnisse und Verbindungen mit Menschen aller Art gerathen, wie Knigge in einem Zeitraume von 20 Jahren. — „Ich trat," sagt er unter Anderm selbst, „als ein sehr junger Mensch, beinahe noch als Kind in die große Welt und auf den Schauplatz des Hofes. Mein Temperament war lebhaft, unruhig, bewegsam, mein Blut war warm, die Keime zu mancher heftigen Leidenschaft lagen in mir verborgen. Meine Lebhaftigkeit verleitete mich zu großen Inconsequenzen; ich übereilte Alles, that immer zu viel oder zu wenig, kam stets zu früh oder zu spät, weil ich immer entweder eine Thorheit beging oder eine andere gut zu machen hatte" (p. IV ff.). — „Meine Verbindung mit den Illuminaten, die vorzüglich auch Menschenkenntniß zum Gegenstand ihrer Nachforschungen machten, gab mir, durch dessen Hände eine Zeit lang fast alle Geschäfte gingen, Gelegenheit genug, Leute aus allen Ständen und von sehr verschiedener Bildung und Stimmung von mancher Seite und in allerlei Lagen kennen zu lernen. Noch reichhaltiger war die Ausbeute, welche ich an Höfen, an denen ich mich vielfältig umhertrieb, gemacht habe" rc. So hatte denn Knigge mehrfache Gelegenheit, Menschen und Verhältnisse zu beobachten, und in der That ist kein Werk geeigneter, namentlich Jünglingen zu zeigen, welchen Weg sie wandeln müssen, als das seinige. Knigge's Zweck war aber nicht etwa, ein Complimentirbuch zu schreiben, sondern Resultate aus seinen Erfahrungen zu ziehen. Er wollte von den Schwächen, die jeder Stand, jedes Alter, jeder einzelne Charakter hat, eben sowohl reden, wie von den Tugenden, die den Umgang mit Leuten aller Art angenehm machen. Uebrigens beabsichtigte er nicht blos zu lehren, wie man angenehm, sondern auch, wie man nützlich im Umgange sein solle; im Allgemeinen wollte er Vorschriften zu einem glücklichen, ruhigen und nützlichen Leben in der Welt und unter Menschen geben. Dieses „Gesetzbuch praktischer Lebensweisheit" erlangte auch in kurzer Zeit eine ungemein ausgedehnte Popularität. Auflage folgte auf Auflage. In jeder gebildeten Familie war das Buch anzutreffen. Es erschienen holländische, dänische, englische Uebersetzungen. Jede Auflage erschien überdies in verbesserter Gestalt; er trug einzelne Partien nach, schaltete ein, wo es nöthig erschien, und stellte ganz neue, erst im Laufe der Zeit an's Licht gekommene Grundsätze mit den früher schon vorhandenen in Reih und Glied. In dieser Weise besorgte Knigge fünf Ausgaben (bis 1796); die 6. 7. u. 8. Auflage dagegen enthielt, mit Ausschluß einiger Noten unter dem Texte, bloße Abdrücke der 5ten. Inzwischen hatten sich viele Veränderungen als nothwendig herausgestellt. Man konnte doch nach den Befreiungskriegen und nachdem Deutschlands politische und religiöse Zustände eine gänzliche Umwandlung erlitten hatten, nicht immer noch von dem Deutschland nach altem Schnitt reden hören! Die Erwähnung der vielen kleinen Fürsten und Höfe, die im vorigen Jahrhundert treffend war, verlor nach dem Wiener Congresse die Beziehung; die alten Reichsstädte konnten nicht füglich mehr als Sitze der starren Pedanterie angeführt werden, nachdem der Krieg sie, wenn nicht zu gewöhnlichen Provinzialstädten herabgedrückt, doch geschmeidigt und modernisirt hatte. Die Goldmacher und Geisterseher waren großentheils verschwunden; die geheimen Gesellschaften hatten so ziemlich aufgehört. Kurz Alles, was die Zeichen des Veralteten an sich trug, oder nicht zum Gegenstande gehörte, mußte wegfallen und dagegen gehörigen Orts eingerückt werden, was die Fortbildung oder irregehende Bildung der Zeit verlangte. Die Verlagshandlung übertrug daher die neue Bearbeitung des Knigge'schen Werkes dem Prediger F. P. Wilmsen in Berlin, welcher sich durch mehrere populär gehaltene Werke einen Namen erworben hatte. Dieser sah das Buch durch, fügte eine Einleitung, Anmerkungen und Nachträge hinzu, ließ im Uebrigen Knigge selbst reden und erlaubte sich nur da, wo der Verfasser sich eine offenbare Incorrectheit oder Nachlässigkeit im Vortrage gestattet hatte, eine Aenderung. So entstand die 9te Auflage. Die 10te erlitt nur geringe Correcturen. Die 11te erfuhr verschiedene Stilverbesserungen und manche zum bessern Verständniß des Gesagten dienende Einschaltungen. Manches blieb indessen noch zu wünschen übrig; mit mancher Abänderung konnte man nicht füglich einverstanden sein. Die ehrenwerthe Verlagshandlung, bemüht dem Werke eine noch größere Vollendung zu geben, übertrug die Revision des Buchs bei der 12ten Auflage Herrn Karl Gödeke, welcher gleichzeitig auch eine ausführliche Darstellung von Knigge's Leben

Digitized by Google

in dem Werke: „Adolf Freiherr v. Knigge. Sein Leben und Blicke in seine Zeit." (Hannover, Hahn 1844.) geliefert hat. Herr G. verkannte keineswegs die Schwierigkeiten, die sich der Verjüngung eines ältern Werks entgegenstellten. Denn mit der bloßen Kritik ist es hier nicht gethan. Man muß dem Autor bis in die geheimste Werkstatt seines Denkens nachfolgen und durch häufiges Studium so mit seinen innersten Gedanken vertraut zu werden sich bemühen. In der That hat der Herausg. seine Aufgabe glücklich gelöst, wie Jeder sich überzeugen kann, der diese 12te Originalausgabe mit einer der frühern vergleichen will. Knigge's Ansichten und Vorschriften sind unangetastet geblieben, insofern dieselben nicht durch die sicheren Erfahrungen eines halben Jahrhunderts bereits widerlegt waren, oder jetzt mit entschiedenem Erfolge von der Zeit widerlegt zu werden beginnen. So viel als es sich thun ließ, ist das Veraltete weggeschafft worden, und meistens sind solche Wendungen dafür eingetreten, die nicht leicht veralten können. Fast keine Seite ist ohne Umgestaltung und Verbesserung geblieben; das Buch hat in der That ein verjüngtes Leben gewonnen. Möge es in recht viele Hände kommen und namentlich von Jünglingen gelesen und beherzigt werden, ehe sie in die große Welt eintreten! Sie werden dadurch von manchen Verirrungen zurückgehalten werden. — Auch die Ausstattung ist lobenswerth. **Ap.**

Freundlicher Wegweiser durch den deutschen Dichterwald für Gebildete außer dem Gelehrtenstande; zugleich ein Schulbuch für Lehrerseminarien, höhere Töchterschulen und für die obern Klassen deutscher Realschulen. Von Dr. Thomas Scherr, Erziehungsrath und Seminardirector im Canton Zürich. Winterthur, Verlag der Steiner'schen Buchhandl. 1842. 544 S. gr. 8. (1 Thlr. 15 Ngr.)

Das vorliegende Buch macht — nach des Herrn Herausgebers eigner Erklärung — keinen Anspruch darauf, Eintritt in die gelehrte Welt zu erhalten, es ist vielmehr für jenen überaus zahlreichen Leserkreis bestimmt, welchem die vielen Tausende angehören, die auf der Stufe der „Mittelbildung" sich befinden oder nach derselben aufstreben. Und seit einer Reihe von Jahren war es Herrn Scherr's besonderes Bestreben, die Bildungsbedürfnisse gerade dieser Klassen, welche den wahren Kern des Volks ausmachen, zu erforschen und die fördernden Bildungsmittel darnach zu vermehren; so durch seinen „Bildungsfreund," sein „Handbuch der Pädagogik," die „Geschichte der philosophischen und religiösen Ideen" u. a. Auch der „freundliche Wegweiser" ist ganz geeignet, einen bildungsfördernden Einfluß auf diesen Kreis zu üben und namentlich die Liebe zur Poesie zu erwecken, den poetischen Sinn zu bilden und zu erheben. Wer übrigens die Zustände der nicht gelehrten, aber sogenannt gebildeten Welt genauer kennt, wird gestehen, daß das Buch ein ganz zeitgemäßes sei, denn die edlere Poesie hat noch keineswegs die wünschenswerthe Anerkennung gefunden. Roman und Novelle sind fast der ausschließliche Lesestoff. Mit dem schreienden Tadel gegen Romanleserei wird aber nichts gebessert, wenn nicht dem lesebegierigen Publikum etwas Anderes, Besseres geboten wird. Darum müssen wir es dem Herrn Verfasser Dank wissen, daß er durch sein Buch jenes Publikum in ein edleres Gebiet zu führen sich bemühte. Auch rechtfertigt sich das Erscheinen desselben dadurch, daß es in der That eine Lücke in der Literatur für die Klassen der „Mittelbildung" ausfüllt. Denn die „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" von Gervinus gehört einem höheren Gebiete an; es ist ein Werk nur für diejenigen, welche auf der Höhe der Bildung unserer Zeit stehen. Die Schriften von Wackernagel, Scholl, Götzinger, Schäfer, Heinsius u. a. haben mehr oder minder einen gelehrten Anstrich und zielen auf ein ernsteres, kritisches Studium ab. Nösselt's Geschichte der deutschen Literatur ist zunächst für das weibliche Geschlecht bestimmt und umfaßt drei starke, kostspielige Bände. Nur die drei neuerdings erschienenen Werke von Oeser, Brederlow und Vilmar möchten wir dem Scherr'schen an die Seite stellen, obwohl auch sie höher gehalten sind. Herr Scherr hat den Inhalt seines Buchs in drei Abtheilungen gebracht. Die erste umfaßt die althochdeutsche und mittelhochdeutsche Poesie, welche mit Recht kürzer behandelt ist; die zweite: („Verfall der mittelhochdeutschen Poesie; die Meistersänger, allmäliger Uebergang zum Neuhochdeutschen") giebt Proben von Frauenlob, Regenbogen, Suchenwirt, Boner, Luther, Hans Sachs, M. Opitz, P. Flemming, Simon Dach, Paul Gerhardt, Logau, Gottsched, Bodmer u. A. Die dritte Abtheilung („neuhochdeutsche Dichtung") zerfällt in 7 Gruppen: 1) von Haller bis Klopstock; 2) von Kl. bis Herder; 3) von H. bis zu den Schlegeln; 4) von den Schl. bis Uhland; 5) Uhland, Schwab, Kerner, Pfizer, Knapp, Chamisso, Freiligrath; 6) Rückert, Heine, Schefer, Platen, Zedlitz, Bechstein, Geibel; 7) Anast. Grün, Lenau, Mosen, Beck, Herwegh u. A. Zum Schlusse folgen noch Ergänzungen, Worterklärungen, Erläuterungen, und darunter auch eine kurze Mythologie und Verslehre. Die neuern Dichter sind mit Recht ausführlicher behandelt, die Proben umfangreicher. Im Urtheil über die Leistungen einzelner Dichter und den poetischen Werth einzelner Hauptstücke bezieht sich Hr. Scherr häufig auf Göthe. — Wir wünschen aufrichtig dem trefflichen Buche, das auch von der Verlagshandlung gut ausgestattet worden ist, recht weite Verbreitung. **A.**

Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. 3. Samml. Adorf, Verlagsbüreau. 1844. X. u. 441 S.

Referent, der früher die beiden ersten Sammlungen der militärischen B. e. V. (1. Samml. 1841. 388 S. 2. Samml. 1843. 512 S.) angezeigt hat, freut sich, aus dem Vorworte dieser 3. Sammlung zu vernehmen, daß Viele mit ihm in der lobenden Anerkennung der Leistungen des unbekannten Verfassers, der hohe Achtung jedem Leser von Urtheil einflößen muß, übereingestimmt haben. Wir wiederholen eine früher gemachte Bemerkung, daß das Werk, während es für einen gebildeten Krieger eine nicht zu entbehrende Lectüre bietet, doch zugleich für jeden Andern in Bezug auf die besprochenen Gegenstände sehr instructiv ist. Hier wird Jeder, der für merkwürdige geschichtliche Begebenheiten und Personen einen Sinn hat, so in die über sie und von ihnen geführte Discussion hineingezogen, daß er sich nicht losreißen kann und gestehen muß, nur ebenso, wie es ihm hier gezeigt ist, müsse man die Dinge ansehen und beurtheilen. Wir machten deßhalb, obgleich das Gesagte von Allem gilt, bei Anzeige der 1. u. 2. Sammlung beispielsweise und wegen des allgemeinern Interesse auf das aufmerksam, was über Karls XII. von Schweden und Napoleons russische Feldzüge und sonst über Napoleon, über Gustav Adolfs Feldzüge in Deutschland u. s. w. geurtheilt ist. In der vorliegenden 3. Samml. (38 — 52. Brief) wird besprochen Wesen und Werth des

Digitized by Google

kriegerischen Genies, wobei Vergleiche zwischen Gustav Adolf, Friedrich II. und Napoleon angestellt werden, Strategie in einem mit dem alten Dessauer (Feldzug 1705 in Italien), Feldzug Gespräche 1706 in Italien, politische Verhältnisse Frankreichs 1706 und 1796, von Napoleon verglichen, Darstellung seines eignen italiänischen Feldzugs, spanischer Erbfolgekrieg (Fortsetzung), die sogenannte gelehrte Kriegführung, Krieg in Flandern 1710 — 12, Friedrichs und Napoleons Ansichten über den spanischen Erbfolgekrieg, wie Napoleon den Mittelpunkt von Europa constituirt wissen will, was uns Deutschen noth thut, ältere und neuere Kampfweise der Infanterie, Legitimität des Länderbesitzes in einem Gespräche zwischen Joseph II. und Napoleon, erster schlesischer Krieg, österreichischer Erbfolgekrieg, Kriegsereignisse in Böhmen und Baiern nach dem Breslauer Frieden. — Ein Mann, der, wie der Verfasser, auf einem höhern geistigen Standpunkte in jeder Hinsicht sich befindet, bespricht natürlich die Vergangenheit um der Gegenwart willen, auch wo er nicht geradezu auf sie hinweist; öfters geht er aber auf die gegenwärtigen Verhältnisse ein, und zwar keineswegs blos immer in militärischer Beziehung, wie man z. B. aus dem 45. Briefe (Blicke nach Spanien, Sokrates und die Philosophen an der Spree, Schulzwang und akademische Freiheit) und dem 49. Briefe (Maulzwang und Preßzwang, Werth der öffentlichen Meinung) sieht. Unparteiisch und ohne Leidenschaft, aber mit unumstößlicher Begründung und, auf sie gestützt, desto offener tadelt der Verfasser, wo zu tadeln ist. „Die große Vertrautheit," schließt der Herausgeber dieser Briefe die Vorrede, „die große Vertrautheit mit den besprochenen historischen Zuständen, die diplomatische Feinheit mancher Anspielungen auf Zustände der Gegenwart läßt auf die nahen Beziehungen schließen, in welchen der Herr Verfasser zu den letztern steht, oder gestanden hat. Hieraus erklärt sich zugleich die Beharrlichkeit, mit welcher derselbe seine Autorschaft verbirgt; denn selbst die höchste Stellung würde ihn nicht gegen die versteckten Angriffe derjenigen schützen, die einen offenen Tadel niemals verzeihen und sich dafür zu rächen suchen."

G †.

Balgowe. Historisch-romantisches Gemälde. Von F. W. F. v. Rekowski. 3 Bde. Altenburg. Verlag von Jul. Helbig. 1844. 208, 227 und 245 S.

Balgowe war die festeste Burg des alten Preußenlandes; denn nach Preußen versetzt uns die Erzählung, und zwar an eine Stelle des östlichen Ufers des frischen Haffs, sonst Halibo genannt und Estenmeer; von ihm wurde die nördliche und nordwestliche Grenze der Landschaft Warmien (Ermland) bespült. W. zerfiel, wie Pomesanien und Pogesanien, in einzelne Gaue, welche die Besitzthümer der vornehmern Landesbewohner waren. Der Roman hat es mit dem Gau Hunetowe (Humau, Honeda) zu thun, der den nördlichen Theil Warmiens umfaßte, folglich am Ufer des Haffs lag und im Westen an Pogesanien grenzte. Der nördl. Theil Hunetowe's bildete eine Halbinsel, und hier lag Balgowe (Balga). Im J. 1238, in welcher Zeit die Erzählung anhebt, thronte B. schon seit einem Jahrtausend auf seiner stolzen Höhe. In Pomesanien und Pogesanien kannte man bereits das Christenthum, und die Deutschherren hatten dort festen Fuß gefaßt, als Warmien noch frei den alten Göttern diente — wie? weiß der Erzähler schön einzuweben, wie er überhaupt in jeder Hinsicht von der damaligen Sitte und Weise der Preußen ein anschauliches Bild giebt. Mit Recht steht auf dem Titel historisch-romantisches Gemälde. Wer sind die Personen darin? Pomande, ein Edler aus Samland, harrt am Ufer der Tochter des armen Fischers Baudin, Erma. Da trifft ihn sein Bruder Nabute, der den in der Heimath Vermißten aufzusuchen auszog. Pyopso, der Sohn des Reiks von Warmien, Codrune's auf Balgowe, wo Pomande als Gastfreund weilte, führte, um diesen zu treffen, Nabute an das Ufer, von dem nicht weit die Hütte Baudins stand. Erma wird von Pomande geliebt; auch Pyopso begehrt ihrer. Kaum haben die Brüder sich gefunden, werden sie an derselben Uferstelle von gelandeten Deutschherren, die auf Heiden um Christi willen Jagd machen, gefangen, Pomande zu Schiffe gebracht und — was gegen den altpreußischen Charakter uns scheint — schnell als ein Ueberzeugter zum Christenthume bekehrt, Nabute von den Deutschherren, die zu Warmiens Unterjochung landeinwärts ziehen, mitgenommen. Nach jenem Vorgange am Ufer gewinnt der aus dem Fahrzeuge durch den Sturm geworfene Fischer im Kampfe mit den Wellen nebst Erma das Land. Pyopso will ihn in der bekannten Absicht, vergeblich wegen Feindesgefahr, bereden, ihm mit Erma auf die Burg zu folgen. Widerstreben. Plötzlich steht Pyopso vor Erma's — Leiche. — Nabute bereitet durch Irreführen dem Trupp der Deutschherren den Untergang. Pomande erscheint wieder an der Fischerhütte, deren Bewohner seit jener Nacht, wo Pyopso sie betrat, verschwunden sind, und gewinnt den jetzigen Besitzer Gedauthe, daß er ihn auf Balgowe versteckt. In dieser Nacht, wo die Verwebung der Ereignisse zur höchsten Spannung uns emportreibt, wird die Burg von den Christen überfallen; denn diese sind abermals gelandet; doch wird die Burg gerettet. Entkommen Pomande's mit Gedauthe in das Lager des Ordens. Besprechungen im Lager des Ordens und auf der Burg; hier wird Codrune von seinen Kriegsmannen wegen des Vorschlages, das Christenthum anzunehmen, erschlagen. Kampf zwischen Codrune's Bluträchern und seinen Mördern; jene fallen und weichen. All diese wirklich historischen Ereignisse fielen vor, während die Burg bereits von Christen belagert wurde. Einige der aus dem Kampfe auf der Burg Entwichenen kommen im Christenlager an voll Wunden. Bestürmung der Burg. Während des Sturmes erscheint auf der Burg ein Kreuz — nur ein augenblickliches Wunder; denn es erklärt sich nachher. Srutis, Codrune's Tochter, von der Pomande, seitdem er als Gastfreund auf Balgowe gewesen, geliebt wurde, umfaßt nach der Erstürmung seine Kniee. Pyopso ist thätig, die Warmier zum neuen Kampfe gegen den Orden aufzuregen. Sie sammeln sich um ihn als ihren Reiks; in dem heil. Romowe empfängt er vom Griwe das Banner: da stürzt aus dem Kreise der Waidelotten, die den Griwe umgeben, zu Pyopso's Füßen Erma; sie ist also doch nicht todt, sondern hat sich dem Dienste der Götter geweiht, und auch sie muntert ihn auf zum Kampfe. Er umschlingt und küßt sie — eine das heil. Romowe entweihende That; die Priester reißen sie aus seinen Armen. Fluch ihm! Sie muß verbrannt werden! — Eben ist man auf Balgowe im Remter versammelt und vernimmt, daß des Ordens Stützen und Häupter, Herm. v. Balk und Herm. v. Salza, gestorben sind: da kommt Kunde vom Anrücken der Warmier. Sie stürmen gegen die Burg; Pyopso wird erschossen von Otto's v. Querfurt Pfeil, und seine Schaaren fliehen zurück in die Wälder. — Die ausgestoßene Erma trifft Pomande bei der bewußten Fischerhütte wieder. Lösung des Räthsels in dem frühern Theile der Erzählung wegen ihres Todes. Jetzt stirbt sie wirklich. Ein merkwürdiger Traum Pomande's! Die Srutis, welche mit ihres Bruders Pyopso Weibe getauft zu Elbing wohnt, wird von Pomande in dem Augenblicke gerettet, als Wargule, der sie liebte, sie rauben will. Pomande war mit Gedauthe aus dem von den Warmiern abermals bedrohten Balgowe nach Elbing gekommen, um Kunde zu bringen. Wie gelang dies? — Offenbarung der gegenseitigen Liebe Pomande's und der Sru-

Digitized by Google

tis. Aufklärung, wie der Partheiner Wargule von dem Aufenthalt der Srutis in Elbing wissen konnte. — Entsetzliches Elend der auf Balgowe ausgehungerten Deutschherren. Nachricht, daß Otto von Braunschweig zu Hülfe nahet. Pomande's Kriegslist, wobei er seinen Bruder Nabute wiederfindet. Furchtbare Schlacht 1240 und Sieg der Christen. Pomande's und der Srutis Vermählung. — Wie schön Alles verwebt ist, kann man schon aus dieser Skizze sehen. Daß der Roman nicht ohne geschichtliches Interesse ist, wurde schon beiläufig bemerkt, namentlich macht er den Leser auch mit der Geschichte des deutschen Ordens bekannt. Wir rechnen denselben unter die besten historischen Romane dieser Zeit und glauben mit Recht erwarten zu dürfen, daß er in und außer Preußen viele Leser finden werde, und wer selbst weder Neigung noch Zeit zum Romanlesen hat, dem können wir ohne Täuschung versichern, daß schon um des darin vorkommenden Reinhistorischen willen ihn die auf die Lectüre gewendete Zeit nicht gereuen wird. Auch die äußere Ausstattung des Buches ist sehr empfehlend. **Gz.**

Die Sterne. Eine Darstellung für gebildete Ungelehrte, aus der Himmelskunde, Erdbeschreibung, Naturlehre, Zeitrechnung u. den verwandten Wissenschaften. Mit Abbildungen. Von Dr. Läncher. Osterrode u. Goslar. Verlag der A. Sorge'schen Buchhandlung. 1844. 114 S. 8.

Der Zweck dieses Büchleins ist, einen zwar kurzen und faßlichen, aber umfassenden und gründlichen Auszug aus der Astronomie mit der Astrognosie, der mathematischen Geographie mit der Geogonie, der Physik mit der Meteorologie, der Chronologie mit der Gnomonik zu geben, in so weit diese Wissenschaften, ohne höhere mathematische Vorkenntnisse und Berechnungen vorauszusetzen und zu erfordern, von allgemeinem Interesse sind. Es handelt also von der Eintheilung der Sterne, vom Firmament, Horizont, den Hemisphären, der Kugelgestalt der Erde, von Jahr und Tag, Zeitrechnung, Calender, Darstellung des Himmels und der Erde auf Karten und Globen, nach den Weltgegenden, Sternbildern, Sonnen- und Mondfinsternissen, Naturerscheinungen u. m. a. allgemein interessanten Gegenständen. Allen, welchen daran gelegen ist, sich über dieselben gründlich zu belehren, empfehlen wir das Büchlein angelegentlichst. Auch die äußere Ausstattung ist lobenswerth.

Geographisches Taschenbuch für Jedermann. Herausgegeben von G. A. St. Dewald. Mit mehrern astronom. Abbild. und Karten. Erlangen, in der Palm'schen Verlagsbuchhandlung. 1843. 236 S. 4.

Zwar ist in neuerer Zeit eine Menge geographischer Schriften erschienen, und darunter manches treffliche Werk. Allein sie sind entweder nur für den Schulgebrauch bearbeitet, oder zu ausführlich und theuer, und somit nicht Jedermann zugänglich. Das „geographische Taschenbuch" dagegen enthält bei billigem Preise und in gedrängter Kürze eine recht brauchbare Zusammenstellung alles Wichtigen und Bemerkenswerthen aus der mathemat., phys. und polit. Geographie, der Dampfschifffahrt und der vorzüglichsten Eisenbahnen Deutschlands, außerdem einen tabellarischen Anhang der europäischen und außereuropäischen Münzen, Maaße und Gewichte, eine chronologische Uebersicht der allgemeinen Weltgeschichte und viele geographische Bemerkungen. Dazu kommen mehrere Abbildungen, als: eine Sternkarte, die Bahn der Planeten, die Mondsveränderung, Sonnen- und Mondfinsterniß, die vier Jahreszeiten, die beiden Hemisphären &c. Das Buch wird jedem Gebildeten, namentlich Geschäftsmännern, Kaufleuten, Lehrern und Zeitungslesern, gewiß willkommen sein. —

Von demselben Verfasser und in demselben Verlage ist soeben in zweiter Auflage erschienen:

Neuester Taschen-Atlas über alle Theile der Erde, mit einer vollständigen geographisch-statistischen Beschreibung derselben. Für den Schul- und Privatgebrauch bearbeitet. Erlangen 1845. 56 S. 4. 14 Ngr.

Dieser Atlas eignet sich vorzugsweise für das jugendliche Alter, und der äußerst billige Preis macht es selbst unbemittelten Aeltern möglich, ihren Kindern dieses recht brauchbare Werk in die Hände zu geben. Der Inhalt ist folgender: Die I. Karte enthält astronomische Zeichnungen (Sternkarte, Planetenbahn, Mond- und Sonnenfinsterniß &c.), und der dazu gehörige Text das Wichtigste aus der Himmelskunde. II. Karte: die beiden Halbkugeln der Erde und zugleich Australien; Text: die Erde im Allgemeinen, das Meer, das feste Land, die Producte, die Bewohner nach ihren Stämmen, ihrer Bildung &c., die vorzüglichsten Entdeckungen und Seereisen und Australien ausführlich. III. Karte: Europa; Text: Europa im Allgemeinen nach seinem Boden, seinen Gebirgen, Seen, Flüssen, Producten, Einwohnern &c. und im Besondern jeder einzelne Staat, nach seiner Größe, Einwohnerzahl, seinen Hauptstädten &c. IV. V. VI. u. VII. enthalten die Karten von Asien, Afrika, Amerika und Deutschland nebst dem dazugehörigen Texte.

Das Turnen im Hause und Zimmer, oder einfache Leibesbewegungen für's reifere Alter beiderlei Geschlechts und alle, die an eine sitzende Lebensart gebunden sind, sowie für Hypochondristen, zur Beförderung der Gesundheit und Lebensfrische. Auf 20jährige Erfahrung gegründet. Von einem Arzte. Mit 22 Figuren. Meißen bei F. W. Goedsche. 1844. 29 S. 8.

So klein auch das Büchlein ist, so sehr verdient es doch allgemeine Beachtung. Der wohlerfahrene Herr Verf. giebt in der That treffliche Mittel an die Hand, wie diejenigen Personen, die Beruf, körperliche Kränklichkeit und andere Verhältnisse an's Haus und in's Zimmer binden, unbeschadet ihrer Pflichterfüllung sich die zur Erhaltung der Gesundheit nöthigen Leibesübungen, selbst im engern Raume, ohne Aufwand machen können. Zuerst handelt der Herr Verf. vom Nutzen der Bewegung überhaupt, welche er mit Recht allen Lebensaltern dringend empfiehlt, dann von der Zimmer-Gymnastik, wann und wie sie geschehen müsse, endlich von den einzelnen Bewegungen im Zimmer, die am Schlusse durch 22 Figuren versinnlicht sind. Wir empfehlen das Büchlein besonders denen, welche eine sitzende Lebensart führen und zur Hypochondrie geneigt sind.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 101.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Bei dem Eintritte in das neue Jahr 1845.

Hemme den eilenden Lauf und ruh' von ermüdender Wallfahrt
Aus am Strome der Zeit, Pilger im irdischen Thal!
Sieh', ein weites Gefild! Dein Blick durchmesse die Räume
Nochmals, wie sie Dein Fuß zögernden Schrittes betrat!
Schirmt nicht seine Bewohner der Vorsicht himmlisches Walten?
Ruht, Allvater, die Welt Dir nicht vertrauend im Arm,
Gleich, am sprudelnden Quell, auf grüner Weide, der Heerde,
Unter dem schützenden Stab sorgender Hirten geschaart?
Gold und Purpur im Saum begann die Sonne des Tages
Kreislauf, führte das Jahr, stehet in Segen am Ziel,
Ohne zu leuchten dem Ruhm der weithin schattenden Lanze,
Die dem Boden nur Mord, Krieg und Verheerung entlockt,
Die zum gräßlichen Spiel herauf Kadmeische Saaten
Blind verderbend, im Kampf selbst sich vernichtend, beschwört.
Wie der Tag, so die Nacht. In Myriaden von Sternen
Ruhte sie über der Flur, üppig von Früchten geschwellt,
Kühlt' als fächelnder West des Mittags lastende Glut ab,
Netzt' im Thale den Halm, tränkte die Reben am Berg.
So im Wechsel der auf- und niedersteigenden Zeichen
Ueber den Erdkreis aus streute der Himmel sein Glück,
Rief zum Preise des Herrn hervor den rosigen Morgen,
Schuf zu Geschäften den Tag, weihte der Ruhe die Nacht,
Hing an den Marken des Reichs der Olive heiligen Kranz auf,
Schirmend den stolzen Pallast, tröstlich der Hütte des Thals,
Stärkte mit Anteus Kraft auf vaterländischem Boden
Deutschland! kräftig in Dir, Deiner Gewerbe Verkehr,
Schlug die bleiche Gestalt des Mißtrauns, fröhlich in Hoffnung
Aus dem Felde der Zeit, die sich mit Frieden bekränzt.

Wandrer! Des Herrn Allmacht, des Ewigen Weisheit und Güte,
Wecken sie nicht Dein Lied unter den Thoren der Zeit?
Hat sich für Dich das Jahr mit seinem Gut nicht gekrönet?
Streuten Natur und Geschick Rosen Dir nicht auf den Pfad?
Stumm folgt thränend der Blick dem ernst hinscheidenden Jahr nach!
Ha! Ich sehe das Grab, das den Entschlafenen birgt,
Und ich fühle mit Dir den Schmerz, die trauernde Wehmuth;
Einsam stehet, verwaist, freudlos die Zukunft vor Dir!
Klage, betrübtes Gemüth, da gerecht Dein Kummer und Schmerz ist;
Aber bedenke: die Zeit mildert Beschwerden und Last!
Wunden, die sie Dir schlug, weiß tröstend die Freundin zu heilen;
Schuf sie Leiden und Gram, nimmt sie auch Bürden Dir ab,
Hat Dich tief sie gebeugt und getrübt die Quelle des Lebens,
Hellet ihr Hoffnungsstrahl endlich die Prüfungen auf.
Denn vergänglich ihr Leid, von kurzer Dauer ihr Schmerz ist!
Unvollkommene Welt! Deine Gebrechen sind Glück!

Darum ergreif' ich den Stab und beginne von Neuem die Wallfahrt,
Himmlische Mächte, mit Euch, bleibt mir auch dunkel das Ziel.
Nicht verlassen im Wald, nicht einsam trostlosen Steppen
Preisgegeben bin ich. Tausende folgen mir nach,
Welche die göttliche Huld durch Freundschaft enger und Liebe,
Schmerzen zu tragen vereint', Freuden zu theilen, verband.
Fröhlich und treu, wie Natur im Schoos' sie der Häuslichkeit aufnahm,
Einsicht beachtend und Rath, unter dem Schutze der Kraft,
Die der Starke gewährt, durchzieh'n im ehrsamen Hausstand,
Die das Schicksal verband, Jugend und Alter die Welt;
Hier der zitternde Greis, umspielt von fröhlichen Enkeln,
Blumen ihm, nahe der Gruft, streuend im Schatten des Tages;
Dort stillheiter im Kreis der Pflicht froh waltend die Hausfrau,
In den Töchtern verjüngt, wieder sich findend im Sohn,
Der an Geist und Gemüth nachstrebt dem denkenden Vater,
Dem im Auge der Ernst leuchtet, im Herzen die Treu'.
Glückliche Menschen, beglückt durch Euch und Andere beglückend!
Zählte vom Wandel so rein Viele die schuldvolle Welt,
Zöge das eilende Jahr im Geleite der Tugend und Reinheit,
Friede spendend und Lust, Sterblicher! über Dein Haupt.
Denn der Segen des Herrn, nur bei dem Zufriedenen weilt er,
Ob ihn die Hütte bedeckt, ob er Paläste bewohnt.

P. Höfler.

Die Jesuiten.

Vorzugsweise ist das Jahr 1844 fruchtbar gewesen an Berichten aus verschiedenen Gegenden, aus denen man ersehen konnte, daß die Jesuiten sich es sehr angelegen sein lassen, ihr Netz über die Staaten auszuwerfen und nicht eben unglücklich in ihrem Bemühen sind, trotz dem, daß Jeder, der nicht selbst Jesuit, oder Jesuitenfreund ist — und das sind doch bis jetzt die Wenigsten — bei dem bloßen Namen Jesuit an alles Schlimme denkt, oder wenigstens von einem unheimlichen Gefühle befallen wird; denn Viele denken sich nicht den Jesuitismus eigentlich in bestimmten Begriffen, weil sie ihn nicht vollkommen kennen, und gewöhnlich nur von zwei jesuitischen Lehren wissen, nämlich, daß der Zweck die Mittel heilige und daß es erlaubt sei, Fürsten zu morden. Da Letzteres von den Jesuiten doch um eines nach ihrer Ansicht guten Zweckes willen gelehrt worden ist, so liegt es zugleich in der erstern Lehre. Manche, obgleich sie den Jesuiten keineswegs freund, aber doch gewissenhaft genug sind, um dem Feinde nicht Schlimmes ohne Grund aufzubürden, zweifeln, ob die jenen Leuten zugeschriebenen verderblichen Maximen von dem Orden anerkannt sind; sie achten daher weniger auf die verrufene jesuitische Moral, wenn von Opposition gegen Jesuiten die Rede ist, und fassen mehr sie nur als Werkzeuge hierarchischer Bestrebungen und der Fesselung und Unterdrückung der Geistesfreiheit in's Auge, so ohngefähr, wie es die Pariser meinten, wenn sie nach der Restauration unter den Bourbons zuweilen schrien: à bas les Jésuites! Der Ruf war dann nicht blos auf den Orden des Namens Jesuiten zu beziehen, sondern auf das ganze Pfaffenthum. Andere wollen es nicht für möglich und glaublich halten, daß, wenn auch die Jesuiten mit Recht immoralischer Grundsätze bezüchtigt wurden, sie diese der Jugend schon eingeprägt hätten. Ueberhaupt kann man annehmen, daß jetzt das Publikum weniger, als bei dem großen Sturme der Verbannung und Aufhebung des Ordens, es weiß, daß in den Schriften der Jesuiten selbst die schwersten Klagpunkte gegen sie enthalten sind; man lebt jetzt mehr blos in einer hellern, oder dunklern Erinnerung an Fakta, die ihnen schuld gegeben worden sind. Deßhalb glauben wir weder „Feigen, noch Eulen nach Athen zu tragen", wenn wir auf Aussprüche in jesuitischen Schriften aufmerksam machen, und bemerken im voraus gegen die, welche darin noch keine Anklage gegen den ganzen Orden begründet finden, wie gegen die, welche nicht glauben, daß der Jugend die gefährlichen Lehren vorgetragen worden seien, Folgendes. Es ist Hauptvorschrift des Ordens, daß kein Glied desselben sich unterstehen darf, ohne Erlaubniß der Obern Etwas drucken zu lassen; darum ist, was je auf Anlaß eines einzelnen Jesuiten gedruckt worden ist, auch als Lehre und Werk des ganzen Ordens zu betrachten. Ferner kann man aus Schulbüchern beweisen, daß die Jesuiten allerdings auch der Jugend ihre ächte Moral gelehrt haben. Man möchte wohl glauben, daß es noch so sei, wenn man an das Bekenntniß der aus einem Jesuitencollegium flüchtigen baierischen Jünglinge denkt, von denen kürzlich berichtet wurde, daß die Ueberzeugung, sie müßten dort an Leib und Seele zu Grunde gehen, sie zur Flucht bewogen habe. Was zuerst den so bekannten Intentionalismus betrifft, d. h. die Maxime, daß der Zweck die Mittel heilige, so könnten verschiedene jesuitische Schriften, worin gelehrt ist, angeführt werden; allein absichtlich wählen wir ein Schulbuch aus. In dem „Lehrbuche der allgemeinen katholisch-christlichen Sittenlehre" (2 Bde. München, 1790), welches damals allen bairischen Lyceen zum Gebrauch vorgeschrieben war, hat der Jesuit Benedict Stattler gelehrt: Wenn der Nothleidende durch eigne Arbeit nicht im Stande ist, sich seine Bedürfnisse zu verschaffen, so hat er das Recht dem Reichen seinen Ueberfluß durch heimliche oder öffentliche Gewalt abzunehmen. — Einer schwere Schmach bringenden Realinjurie, z. B. einem Stockstreiche, einer Maulschelle, darf man durch Ermordung des Beleidigers, wenn es nicht anders möglich ist, zuvorkommen; doch räth die christliche Liebe, sich dieser Nothwehr zu entschlagen, sofern nicht gar zu schwere Uebel für andere mit uns verbundene Personen aus so einer christlichen Geduld bevorstehen. Auch gegen die Gefahr der Wiederholung ist es erlaubt, durch Ermordung des Beleidigers sich zu erwehren. — Ein falsches Laster dem Verleumder anzudichten, ist dann erlaubt, wenn dieß das einzige hinlängliche, schlechterdings nothwendige und auch gewiß dienliche Mittel ist, ihm allen Glauben und Credit im Verleumden zu nehmen. — Wenn durch Würde allein uns wegen ungerechten Eigennutzes und Parteilichkeit kein Weg zu öffentlichen Aemtern offen steht, und überdieß nur Unfähige und Unwürdige sich aus solchen Ursachen dazu eindrängen würden, so ist es erlaubt, wenn Gottes- und Nächstenliebe der Beweggrund ist, sogar verdienstlich, auch durch Schenkungen und Verehrungen die Gunst derer zu gewinnen, welche die Aemter zu übertragen die Macht haben. — So lehrte Stattler in einem Lehrbuche der christlichen Moral für Schulen. Der Jesuit Amicus sagt in de jure et justitia, jeder Kleriker dürfe den Verleumder, der ihn oder den Orden schwerer Verbrechen zu beschuldigen drohe, tödten, sofern kein anderes Schutzmittel ausreiche. Auch brauche er nicht erst abzuwarten, ob diese Beschuldigung wirklich erfolge, sondern es genüge, überzeugt zu sein, daß sie erfolgen werde.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 102.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Die Jesuiten.

(Schluß.)

Der Jesuit Escobar (theolog. moral.) lehrt, man könne, wenn man einen Dieb sähe, der einen Dürftigen berauben wolle, um ihn davon abzuhalten, ihm einen Reichen zum Ausplündern anweisen. Was eine Ehefrau durch Unzucht erwerbe, dürfe sie als ein rechtmäßig verdientes Gut ansehen. Man brauche das nicht zu restituiren, was man sich durch Meuchelmord, ungerechte Urtheilssprüche, oder andere Sünden erworben habe. Der Jesuit Herreau (hist. générale de la comp. de Jés.) findet das Abtreiben der Leibesfrucht verheiratheter Frauen und geschwängerter Mädchen erlaubt. In den „Secretis monitis," auch privata und aurea monita genannt, (geheime Instructionen des Ordens, die zu dessen großem Leidwesen bekannt geworden sind) heißt es, auf die Erwerbung der Fürstengunst sei die größte Mühe zu verwenden; die Erfahrung habe gelehrt, daß sich dann die Fürsten dem Einflusse der Geistlichen hingäben, wenn diese die gehässigen Handlungen jener nicht tadelten. Wenn daher die Regenten nach verbotenen Heirathen, oder Aehnlichem gelüstete, so wären sie dazu aufzumuntern und ihnen die Gründe darzulegen, die ihre Begierden steigerten. Durch Geschenke müßten die Vertrauten der Regenten verpflichtet werden, damit sie bereitwillig würden, die Jesuiten über die Sitten und Launen des Fürsten, über das, was ihn ergötze und wodurch man sich ihm angenehm mache u. s. w. zu berichten. — Man wird es hieraus sehr begreiflich finden, daß das pariser Parlament einmal die Schriften von mehr als 20 Jesuiten als unmoralisch, abscheulich und gotteslästerlich verdammte und vom Scharfrichter zerreißen und verbrennen ließ. Mehrere Beispiele, die wir aus jesuitischen Schriften angeführt haben, sind zugleich Belege von ihrem Probabilismus, dem zufolge jede Handlung erlaubt ist, welche einen erheblichen Grund für sich hat; Jeder kann also ungestraft nach seiner subjectiven Meinung handeln und dieselbe nach Willkür ändern. Zufolge der jesuitischen reservatio mentalis kann man sich zweideutiger Ausdrücke bedienen und dieselben nach Gutdünken auslegen. Dieß komme, hieß es, bei Meineiden sehr zu Statten. So ist auch jesuitische Lehre: Gott zum Zeugen einer geringen Lüge anzurufen, ist kein Mangel an Ehrfurcht, weßhalb Gott einen Menschen verdammen könnte. Endlich ist noch ihr peccatum philosophicum s. morale zu erwähnen, ein peccatum inscientiae, das man als Sünde nicht zu erkennen braucht und wodurch Gott nicht beleidigt werden kann, entgegengesetzt dem peccatum theologicum s. mortiferum. Man hat, auch von protestantischer Seite zuweilen, es als ein Verdienst des Ordens hervorheben wollen, daß er für die wissenschaftliche Bildung der Jugend sehr thätig gewesen sei. Allein dann hätte dem Orden auch allgemeine Menschenbildung in jedem Falle am Herzen liegen sollen. Daß das Letztere nicht der Fall war, beweist die 14. Commurregel der Jesuiten: Niemand von denen, die zu häuslichen Verrichtungen gebraucht werden, soll lesen, oder schreiben, und wenn er etwas davon versteht, mehr lernen; auch soll ihn ohne des Generals Erlaubniß Niemand belehren, vielmehr wird es genügen, wenn er in heiliger Einfalt und Demuth unserm Herrn Christus dient. — Das Wahre in der gewöhnlichen Behauptung, daß die Jesuiten den Wissenschaften genützt haben, ist, daß sie sich des Unterrichts der Jugend in höheren und niedern Schulen allerdings annahmen, und daß sie in manchen Wissenschaften wirklich viel leisteten; aber theils waren dieß nur Wissenschaften, die

Digitized by Google

nicht unmittelbar zur reinen Aufklärung des Verstandes in der Religion und Theologie, in der Politik und Moral führen, z. B. die mathematischen, theils lehrten und bearbeiteten sie alle Wissenschaften nicht in der Absicht und in der Art und Weise, daß sie zum freien Denken und Forschen führten. Solche Punkte wußten sie aus den theologischen, philologischen und historischen Vorträgen klüglich zu entfernen — gerade, wie es eine gewisse Partei unter den Protestanten jetzt haben will. Wem die höhern, freiern Gesichtspunkte der Theologie, Philologie und Historie aus dem Auge gerückt sind, und wer nicht selbst Geist genug hat, um zu ihnen hinaufzudringen, der kann eine große Masse von Kenntnissen aus denselben in sich aufgenommen haben und dabei dennoch ein in Vorurtheilen aller Art, besonders religiösen und politischen, befangner Mensch sein. Beispiele genug giebt die Gelehrtengeschichte und die Erfahrung in unsern Tagen leider auch unter Protestanten. Friedrich d. Gr., der die Jesuiten in seinen Staaten behielt, als sie vor und nach der Aufhebung durch den aufgeklärten Ganganelli (Papst Clemens XIV.) aus allen Ländern verbannt wurden, scheint sie als Schulmänner haben behalten zu wollen. Daß er ihnen die Spitze zu bieten sich getraute und sie sich deßhalb an ihn nicht wagten, und daß er gern ihre Reichthümer in's Land ziehen wollte, wenn sich die anderwärts Vertriebenen nach Preußen übersiedelten, ist dabei nicht zu übersehen. Als er sie dennoch 1776 Ordenskleid und Namen ablegen ließ, scheint er immer noch sie als Schulmänner brauchbar gefunden zu haben; denn sie bekamen den Namen Priester des königl. Schulinstituts und standen unter einer besondern Schul-Commission. Friedrich Wilhelm II. hob diese Anstalt gänzlich auf und schenkte die eingezogenen Ordensgüter den Universitäten Halle und Frankfurt a. d. O.

So viel ist gewiß, der Orden hat nach seiner Repristination durch Pius VII. die alte Tendenz nicht aufgegeben, alle Staaten mit einer hierarchischen Universalmonarchie zu umstricken und von der römischen Curie abhängig zu machen. Wo diese Tendenz einmal herrscht, da gilt auch jedes Mittel für gut, wenn es nur zum Zwecke paßt, also die Klugheit steht da über einer gewissenhaften Moral; folglich kann man auch jetzt zur Moral der Jesuiten kein gutes Zutrauen haben. Wo jene Tendenz herrscht, da läßt sich kein redliches Streben für wahre Geistesbildung denken, sondern die Finsterniß hat man lieber, als das Licht; folglich hat man überall recht, wo man es mit Furcht und Unwillen sieht, daß die Jesuiten sich des Jugendunterrichtes wieder bemächtigen wollen, oder schon bemächtigt haben.

Dr. **Gurlitt.**

Adalbert Töckel, der Raucher.

(Schluß.)

Seraphine und Adalbert Töckel waren zwei junge und in sich und ihrem Gott vergnügte Eheleute. „Kein noch so leichtes Wölkchen," würde einer von den früheren Romanschriftstellern sagen, „trübte den Rosenhimmel ihrer Ehe," wobei man freilich eigentlich nicht weiß, was man unter Rosenhimmel zu verstehen hat. Leider ließ sich aber Herr Töckel von einer teuflischen Leidenschaft blenden, die ihn früher beherrscht hatte, von ihm mühsam unterdrückt wurde, jetzt aber wieder mit erneuerter Stärke zum Ausbruch kam. So lange er sich um die Liebesgunst der holden Seraphine bewarb und während der Bräutigamsepoche hatte er seine Tabackspfeife bei Seite gestellt; denn das Tabacksrauchen war der Dämon, der ihn beherrschte, von dem aber Seraphine, geborne Pudel, lange Zeit nichts ahnte. Jetzt als Ehemann und im sichern Besitze seiner liebenswürdigen Herzensdame suchte er ein altes bestaubtes Gestell von einer Tabackspfeife wieder hervor, setzte sich in seine Arbeitsstube, verriegelte die Thür, stopfte, that ein paar Züge, immer scheu, wie ein Verbrecher, nach der Thür, um sich, hinter sich blickend, ob nicht der Engel von Frau sich durch das Schlüsselloch eingeschlichen habe. Er setzte die Pfeife weg, aber seine Blicke konnten von ihr nicht lassen, und die abgesetzte alte Geliebte sah ihn so wehmüthig an, so wehmüthig, daß es ihm wie ein Messerstich durch das Herz griff. Noch ein paar Züge! — Die Pfeife ist ausgeraucht; mehr nicht, nein, heute nicht. Und doch — die Stube ist ohnehin schon voll Rauch, also eine zweite Pfeife, eine dritte; Adalbert Töckel schwimmt in Rauchwolken; es ist bitter kalt draußen, er öffnet die Fenster; er badet sich in Eau de Cologne als er zu Tische gerufen wird; nichts hilft: seine junge Frau meint, seine Haare dufteten so eigenthümlich, nach einem Gemisch aus Riechwasser und Tabacksdampf; denn die Frauen haben eine eben so feine Spürnase, als die Jagdhunde, und werden von ihren Müttern eben so gut dressirt. Herr Töckel schiebt ihren Geruch auf Sinnentäuschung und behauptet, sie müsse den Schnupfen haben. Seraphine aber, geborne Pudel, gründlich und neugierig, wie Frauen in solchen Dingen sind, schleicht sich heimlich auf Adalberts Arbeitszimmer, welches, wie er ausdrücklich begehrte, heute nicht gereinigt werden soll. Sie findet es verschlossen, den Schlüssel abgezogen; aber sie blickt durch das Schlüsselloch — die Fenster sind geöffnet. Himmel! zwanzig Grad Kälte und die Fenster geöffnet! Eine wichtige Entdeckung, die zu weiteren Enthüllungen führen muß. Aber für heute schweigt sie; man ist zärtlich gegen einander, aber doch gezwungener und kälter als sonst, denn sie hat etwas auf dem Herzen, was sie auch gerne auf der Zunge haben möchte, und er hat etwas auf dem Gewissen, was er lieber ganz

Digitized by Google

auf dem Ungewissen haben möchte. Andern Tags ist er wieder auf dem Arbeitszimmer. Er hat sich das Wort gegeben, nicht zu rauchen; aber die Pfeife sieht ihn heute noch viel schmachtender und trauriger an als gestern, gerade wie eine verlassene Geliebte, welche alle ihr zu Gebote stehende Mittel der Coquetterie aufwendet, um ihren grausamen Liebhaber abermals in ihr Netz zu ziehen. Er kann nicht widerstehen; er stopft, glimmt an und raucht in vollen Zügen gerade wie gestern; das Verbrechen wächst; jeder Zug ein Frevel; und Zug auf Zug und Frevel auf Frevel! Er öffnet die Fenster, er hüllt sich tief in Pelz und Schlafrock, er friert, daß ihm die Zähne klappern; aber er raucht doch; und der Unglückliche ahnt nicht, daß Seraphine durch das Schlüsselloch ihn beobachtet. Beim Mittagsessen hält er sich von seiner Frau möglichst fern; sie aber thut höchst unbefangen, zärtlich, schmiegt sich an ihn, er rückt fort, sie ihm nach. „Warum fliehst Du mich, Lieber?" sagt sie vorwurfsvoll — jetzt umschlingt sie ihn, er hält den Athem an, sie aber nähert ihr Spürnäschen seinen Haaren. „Schrecklicher Mensch!" ruft sie plötzlich und fährt zurück. „Leibhaftiger Tabacksduft! Unglücklicher! Du rauchst wohl?" Verlegen wie er ist, stammelt er etwas von einem Freunde, der ihn besucht und in seinem Arbeitszimmer eine halbe Cigarre geraucht habe. Sie schüttelt ungläubig den Kopf, läßt sich aber für heute noch beschwichtigen, um den Hauptausbruch ihres Zorns auf eine gelegenere Zeit aufzusparen. Doch tritt wieder eine merkliche Verstimmung ein.

Und so kam der dritte Tag. Adalbert Töckel kämpfte wie ein Held mit sich selbst und mit der Pfeife, die, ihres Triumphs gewiß, heute verlockender und verführerischer aussah, als je, wenn auch weniger schmachtend und betrübt sehnsüchtig. Aber er konnte in der Nähe seiner Geliebten nicht arbeiten, er dachte an sie, er liebäugelte mit ihr. Nach einer Stunde meinte er: für alle Fälle stopfen kannst du sie, das wird dir auch deine Frau nicht verargen. Gedacht, gestopft! — Er hatte heute eine neue Sorte Taback. Wie mag er schmecken? Die Wißbegierde wuchs; und eh' er selber noch wußte, wie es kam, duftete ihm das Aroma des edelsten Varina's um die Nase, die sich auf diesem höchsten Stadium ihrer Glückseligkeit fast in einen Verklärungsschimmer zu hüllen schien. Ein Engelslächeln spielte um seine Lippen, über seine Wangen zuckte es wie das Roth der ersten Jugendliebe. Gerade die Heimlichkeit, das Verbot steigerten den Genuß. Die Thür war abgeriegelt, sogar das Schlüsselloch heute mit Papier verstopft. Plötzlich klopft es. Herr Töckel fuhr zusammen, und zitterte heftig. Wer klopft? rief er unmuthig. „Oeffne doch, lieber Mann!" klang Seraphinens zarte Stimme, die sich auf Socken herbeigeschlichen hatte; „was für Heimlichkeiten treibst Du denn, daß Du Dich einschließest?" Entsetzt schleuderte Adalbert die Pfeife auf den Boden, daß der Kopf zerbrach und die Asche umherstäubte. „Weib!" rief er zornig, und es war das erste Mal, daß er sein liebes Frauchen mit Weib anredete, „Du weißt, wie ungern ich mich in meinen Arbeiten stören lasse. Was führt Dich zu mir?" — „Etwas höchst Wichtiges!" betheuerte Madame Töckel, indem sie zugleich versicherte, daß sie nicht wanken noch weichen werde. Der unglückliche Töckel öffnete endlich, da die sonst so zarte Stimme der Madame Töckel immer durchdringender wurde, und man kann sich denken, welche Ehestandsscene, die erste zwischen beiden Gatten, nun erfolgte. Sie behauptete, daß sie höchst unglücklich verheirathet sei, da ihr Mann rauche, er habe sie betrogen, er kenne ihre Antipathie gegen das Tabackrauchen, das ihr noch abscheulicher sei, als der Trunk, lieber möge er täglich im Dusel sein, sie beklagte die eben erst aufgesteckten reinen Fenstervorhänge und sich selbst, während er ihr vorwarf, sie habe ihn verrätherisch belauscht, sie habe hier nichts zu suchen, in seiner Stube sei er Herr und könne thun und lassen was er wolle — endlich, nachdem sie einen Strom von Thränen vergossen und ihres Mannes Zorn gelöscht hatte, verglich man sich dahin, daß es ihm gestattet sein solle, jeden Morgen eine Cigarre der feinsten und wohlriechendsten Art auf seinem Zimmer rauchen zu dürfen, das Pfeifenrohr aber wurde in Beider Dasein auf dem Feuerheerde in einem feierlichen Auto da fé verbrannt.

Aber man lasse dem Löwen Blut lecken und sein Blutdurst wird wachsen; so auch der Rauchdurst des Herrn Töckel. Er rauchte häufig zwei, drei und vier Cigarren, er begann überhaupt seine Frau zu meiden, er begleitete sie nicht mehr auf ihren Spaziergängen, er ging lieber allein und verpaffte und verpuffte seine Zärtlichkeit vermittelst der Cigarren in die Luft; er blieb selbst Abends nicht mehr zu Hause, sondern begab sich in eine Bierstube, wo er eine neue Geliebte, eine Meerschaumpfeife, und diese ihn unterhielt, er kam häufig mit einem Spitz, d. h. einem Rausch, nach Hause, und entschuldigte sich vor sich selbst mit der Grausamkeit und Hartherzigkeit seiner Frau, welche ihn zu Hause nicht rauchen lassen wolle. Sie aber behauptete, das ganze Haus, die Wäsche, die Betten dufteten nach Taback, man könne es nirgends mehr aushalten, sie sank in Ohnmacht, wenn er aus der Bierstube nach Hause kam, obgleich er ihr vorhielt, daß sie und andere Damen im Wintergarten, wo hunderte von Cigarren in Arbeit seien, recht wohl ausdauerten; kurz der häusliche Frieden war untergraben, der Riß wurde weiter und weiter, die Zungen schlugen sich gegenseitig Wunden, die nicht mehr zu heilen waren und immer heftiger bluteten und immer mehr die edelsten Organe des ehelichen Verhältnisses angriffen — und so trennte man sich endlich, mit beiderseitiger Bewilligung und zu beiderseitigem Vergnügen. Er hat nie wieder geheirathet, um seiner alten Geliebten, der Pfeife, ganz und gar leben zu können, und sie

Digitized by Google

durfte nicht darauf rechnen, einen zweiten Mann zu bekommen, da der Fluch auf ihr haftete, wenn auch einen Mann, doch keinen Tabackrauchenden ertragen zu können.

Dies ist die tragische Geschichte von Adalbert Töckel und Seraphine, geborne Pudel, geschiedene Töckel, allen Eheleuten zur Lehr' und Warnung aufgeschrieben.

Tell's Doppelschuß.

(Schluß.)

Daß Tell nicht in der „hohlen Gasse" den Voigt erschossen hat, sondern schon auf der Platte, daher hier die eine Kapelle, ist Nebensache. Die andere Tellenkapelle, in der hohlen Gasse, die man für eine dem Andenken Tell's errichtete später hielt, verdankt ihre Entstehung einer That um das J. 1300. Der Burgvoigt auf Loverz entehrte ein Mädchen aus Arth, deren Brüder ihn dafür in der hohlen Gasse erschlugen. Ihre That trat durch die des Tell in Hintergrund. Den Namen einer Tellenkapelle führt die der Arther oder Steiner Brüder auch in gewissem Sinne mit Recht; denn auch sie waren bei den Verschwornen, und diese alle hießen nachher in der Sprache des Volks „die Tellen." Uebrigens muß man in der Geschichte Volksliedern keine geringe Auctorität zuschreiben, und von Tell's That haben wir eins. Es würden weniger Lücken in der alten Geschichte der Völker sein, als sind, wenn man nicht verschmäht hätte, sie zu ergänzen von den Lippen des singenden Volkes. Aber so ist es leider zuweilen, man traut einem entfernten, ausländischen Berichterstatter mehr, als dem inländischen Zeugnisse eines Volkes über seine eigne Geschichte. So soll Tell und seine That unhistorisch sein, weil Justinger's Bernerchronik (1391, und 1411), der Winterthurer Mönch (um 1360) und die Zürcherchronik (1479) weder ihn, noch seine That erwähnen. Sie nennen ja auch den Stauffacher und Anderhalden nicht. Dagegen hatten Ruß, Etterlein, Stumpf, Tschudi ältere Quellen, die man verloren gehen ließ, weil man sie nach Erscheinen der aus ihnen gelieferten Geschichtsdarstellungen für entbehrlich hielt. Wir kommen zurück auf Tell's Apfelschuß. Man hat also einerseits angenommen, die Erzählung sei der dänischen Geschichte entnommen. Könnte man aber nicht die Sache so stellen? Das Faktum selbst ist nachgemacht d. h. der Landvoigt kannte aus Tradition die Forderung Haralds an Toko, und weil er auch einen guten Schützen vor sich hatte, fiel ihm jene Geschichte ein und er ahmte den Harald nach. So bliebe nur übrig in Bezug auf die übereinstimmenden Nebenumstände, daß sie aus der Erzählung der einen Begebenheit in die Erzählung der andern, jener gleichen, gekommen wären. — Uebrigens ist zu erwähnen, daß Schiller in seinem bekannten Drama meist **wörtlich** die Erzählung Tschudi's und Etterlein's aufgenommen hat.

G.

Feuilleton.

[**Habent sua fata libelli.**] Chateaubriand hatte in London ein Werk von 2383 Folioseiten geschrieben — die Früchte seines Aufenthalts in Amerika enthaltend und von ihm „die Natchez" betitelt. Es ist daraus nachher von ihm die Dichtung gleiches Namens und Anderes genommen und bekannt worden. Bei der Rückkehr nach Frankreich (1800) konnte er sich nicht mit viel Gepäck beschweren, nahm nur Einiges aus dem voluminösen Werke heraus und ließ das Uebrige davon und andere Manuscripte in den Händen der armen Frau, bei der er gewohnt hatte. Die unterbrochene Verbindung mit England machte ihm es unmöglich, seine Manuscripte zu erhalten. So vergingen 14 Jahre. Während dem hatte Chateaubriand Straße und Nummer seiner ehemaligen Wohnung, wie den Namen seiner Wirthin vergessen; sie selbst war gestorben. Wochenlang wurde in London vergeblich nachgeforscht. Endlich bringt man heraus, daß die Frau todt ist und daß Angehörige von ihr auf einem Dorfe mehrere Meilen von London leben, — und dort liegt uneröffnet das Felleisen mit den Geisteswerken. „Eine unglückliche Familie," sagt hierüber Chateaubriand, „hatte einem Sohne des Unglücks heilige Treue bewahrt."

Duprat, der Kanzler des französischen Königs Franz I., schloß mit Leo X. ein für Frankreich nachtheiliges Concordat, was ihm Rom mit guten Pfründen und dem Cardinalshute lohnte. So wuchs sein Vermögen zu einer bedeutenden Größe. Nach Papst Clemens VII. Tode wollte er Papst werden; denn viel Geld konnte damals den Weg zur Papstwürde bahnen. Freilich wollte Duprat durch seines Königs Geld zum Ziele kommen; Franz aber fand die Sache zu kostbar. Da erbot sich der Kanzler 400,000 Thlr. aus seinem eignen Vermögen zuzuschießen. Se. Maj. nahm das Geld in ihren Schatz, und — Duprat wurde nicht Papst. Als er, um vielleicht die Gottheit und Menschheit zu versöhnen und seinem eignen Gewissen Etwas vorzumachen, einen großen Saal im Hotel de Dieu auf seine Kosten hatte bauen lassen, meinte der König: „der Saal muß groß sein, wenn alle die hinein sollen, die Ihr zu Bettlern gemacht habt."

* * *

[**Gasverbrauch in London.**] Es giebt in London 18 Etablissements, welche das Gas liefern. Sie gehören 12 Compagnien an. Ihr Gesellschaftscapital beträgt 2,800,000 Pf. St. Der jährliche Gewinn davon wird auf 450,000 Pf. geschätzt. Diese 18 Etablissements verbrauchen jährl. 180,000 Tonnen Steinkohlen und liefern 1,460 Millionen englische Cubikfuß Gas. Es giebt in London in den Privathäusern 134,300 Gasflammen, in den Straßen 30,400. Candelaber 380. Gasometer 176, welche 5 und ein halbe Million Cubikfuß enthalten können. Beschäftigt sind dabei 2,500 Personen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Nebst Literaturblatt Nr. 15. und Intelligenzblatt Nr. 13.

Digitized by Google

Adalbert Töckel, der Raucher *).

Eine tragische Geschichte.

Von

Hermann Marggraff.

Wie die Männer die Poesie zu verkennen pflegen, welche in dem Strümpfestricken der Frauen liegt, so verkennen auch die Frauen die Poesie, welche in dem Tabakrauchen der Männer liegt. Das Stricken und Stopfen von Strümpfen ist allerdings eine ziemlich nützliche und dabei reinliche Beschäftigung, und eine Frau thut überhaupt nichts leicht, was nicht zugleich förderte und schaffte und seine Pfennigprocente abwürfe; um wie vieles poetischer dagegen ist das Tabackrauchen der Männer, und zwar schon darum, weil es, wie die Poesie selbst, eigentlich gar nichts abwirft, vielmehr noch Geldopfer verlangt. Es giebt wirklich Männer, welche ihre Frau lieber missen würden, als ihre Pfeife, denn jene ist häufig kalt und leer an Gefühlsinhalt, wenn der Mann wünscht, sie möchte warm und voll sein, diese läßt sich in jedem Augenblick füllen und in einen brennenden Zustand versetzen; die Frau hat in jedem Augenblicke hundert Spitzen, die Pfeife immer nur eine; die Pfeife steht im Schmollwinkel ohne zu schmollen, die Frau macht das ganze Zimmer zu ihrem Schmollwinkel; der Pfeife kann man eher ein dutzend Mal den Kopf, als der Frau einmal den Mund stopfen; bei der Pfeife fließen die bittern Säfte nach unten ab, bei der Frau steigen sie nach oben wie Dämpfe, die sich in Form von Tropfen — bei den Frauen Thränen genannt — an den Deckel hängen; die Frau setzt sich ihr Köpfchen selbst auf; der Pfeife wird er aufgesetzt; aber darin sind sie sich ähnlich, daß beiden häufig der Kopf raucht, und daß man beide ausklopfen kann. Die Pfeife, diese Lippen-, Gaumen- und Luftröhren-Verlängerung des Mannes, diese verschwiegene, treue, anspruchslose, demüthige Geliebte, die mit wahrer Inbrunst an seinen Lippen und nur auf sein ausdrückliches Gebot an den Lippen eines Fremden hängt, ist daher des Mannes begleitende und tröstende Freundin geworden durch Freud' und Leid, in Krieg und Frieden, im Müssiggange und bei der Arbeit, zu Wasser und zu Lande. Der Matrose, der Krieger, der arme Gelehrte ertragen alle Stürme des Meeres, alle Schrecken eines Feldzuges, alle Entbehrungen der Studirstube leichter im Zusammensein mit der gemüthlichen Pfeife, die ein nothwendiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden ist, und mancher Student hat sich seinen Hunger, mancher Soldat seine Feigheit, mancher Junggeselle seine glühende Sehnsucht nach einer Tisch- und Bettgenossin, mancher Verliebte den Gram und das seelenmörderische Feuer seiner ungestillten Liebe verraucht. Wie das erste Kind den jungen Mann zum Vater macht, so macht die erste Pfeife den jungen Menschen zum jungen Mann. Jeder kennt die Poesie, die uns in der ersten Blume, welche der Frühling erzeugt, entgegen blüht, in der ersten Reise, die wir über das Weichbild der Geburtsstadt unternehmen, uns aus Wald und Thal und Strom entgegenquillt, in dem ersten Kinde, zu dem wir uns als Vater zu bekennen veranlaßt sind, uns entgegenlächelt; aber dieß Alles reicht nicht an die Poesie der ersten Pfeife! Jetzt hat der junge Mensch Etwas, was er mit Fug und Recht sein nennen kann; etwas Reelles, welches seiner idealistischen Stimmung das Gleichgewicht hält, eine interimistische Ergänzung seines innern Menschen, der nach einem zweiten weiblichen Sein verlangt, um sich mit ihm verschmelzen zu können — kurz, den Vorgeschmack der ehelichen Amalgamirung mit einer jungen Frau, welche durch die Pfeife symbolisch angedeutet und eingeleitet wird. Und welche männliche Prüfungen muß ein junger Mensch bestehen, ehe es ihm gelingt, der ersten Pfeife vollkommen Herr zu werden! Seht die Krämpfe und Verzuckungen, die um seine Lippen spielen, nachdem er die ersten Züge gethan! Wie er die verhängnißvolle Pfeife immer wieder erlöschen läßt, und immer wieder sie anzündet, als fürchte er, die herbe Prüfung nicht bestehen zu können! Wie er seufzt, stöhnt, würgt, hustet und prustet! Wie endlich seine Lippen blau werden, seine Wangen erbleichen, seine Nase sich verlängert und zuspitzt, seine Augen halbgebrochen starren, und die Angst in Gestalt von Schweißtropfen auf seiner Stirne sichtbar wird! — — — Doch nein! ich will dieß herzerschütternde Gemälde nicht weiter ausführen. „Das Leben ist ein Moment," sagt Mortinne, „der Tod ist auch nur einer!" Um wie vielmehr wird das Rauchen der ersten Pfeife nur ein Moment sein. Der junge Mensch hat endlich die bittre Prüfung bestanden und ein Heiligenschein von Mannhaftigkeit und Würde schwebt um die bleiche Stirn des unerschrockenen Märtyrers. Aber die Frauen leider verstehen diese Poesie des Rauchens nicht, und es ist dieses Mißverständnisses wegen manche Liebe und manche Ehe aus den Fugen gegangen und, um so zu sagen, verraucht worden. Hört, ihr lieben Leser, folgende Geschichte:

(Schluß folgt.)

---

*) Gehört zu einer „Gallerie deutscher Originalnarren," welche unter andern folgende Narren enthalten wird: Der Titelnarr, der Vereinsmitgliedsnarr, der musikalische Narr, der Kunstnarr, der verliebte Narr, der Revolutions- und Kriegsprophet, der Wetterprophet, der Facsimile- und Autographennarr, der Mode- und Kleidernarr, der Bibliomane, der Anekdoten- und Unterhaltungsnarr, der geniale Narr, der Theaternarr, der Liszt- und Elslernarr, der Gesellschaftsnarr, der Geheimniß-, der Neuigkeitskrämer, der Zweckessensüchtige, der Witz- und Wortspielnarr, der Disputirsüchtige, der Toastbringer und Fest- und Gelegenheitsdichter, der Malcontend- und Zerrissenheitsnarr, der Planmacher, der Gesellschaftsnarr, der Hypochonder und Krankheitsnarr u. s. w. Ferner mehrere Närrinnen: Die verliebte Närrin, die Heirathssüchtige, die Männerfeindin, die Tagebuchnärrin, die Whistnärrin, die geistreiche, sentimentale, pathetische u. s. w. Närrin.

Digitized by Google

Tell's Doppelschuß.

Schon, ehe noch die historische Skepsis so Mode geworden war, wie jetzt, schon im J. 1760 gab Pfarrer Uriel Freudenberger von Ligerz eine Schrift heraus: „W. Tell, ein dänisches Mährchen." Die Widerlegungen sind nicht ausgeblieben; dennoch bedient man sich oft noch des Ausdrucks „Tellsage" und scheint das Historische so in das Gebiet des Mythischen und Apokryphischen weisen zu wollen, deutet wohl auch nach der Weise, auf die Manche das Mythische zum Historischen und umgekehrt das Historische zum Mythischen machen — also z. B., daß gar keine Person Tell existirt habe, die Sache telum, das Geschoß, sei zum **Tell** personificirt worden. Man kennt ja diese Art Kunststückchen des Scharfsinnes derer, die Forscher heißen. Eine Zeitungsnachricht in Betreff eines Gedichtes, die jedoch widerrufen worden ist, hat kürzlich wieder an die Skepsis, welche Tell's Geschichte getroffen hat, erinnert. Da nun „das dänische Mährchen," wie man es nennt, eine Rolle dabei spielt, so fragt es sich zuerst: was für ein Mährchen ist es? Es findet sich bei dem Dänen Saxo Grammaticus (schrieb Historiae danicae im 12. Jahrhundert) und gehört in's Jahr 965. Ein gewisser Toko, der eine Zeit lang in des Königs Harald Dienst gestanden, hatte sich durch ausgezeichnete Thaten viele Neider und Feinde gemacht. Bei einem Trinkgelage rühmte er sich, daß er den kleinsten, auf einen Stock gesteckten Apfel aus weiter Ferne treffen könnte. Der König erfuhr es und befahl ihm, dem eigenen Sohn den Apfel vom Kopfe zu schießen. Träfe er nicht, so sollte er mit dem Leben büßen. Toko steckte, wie Tell und in gleicher Absicht, drei Pfeile in den Köcher; der Schuß glückte. Der König fragt wegen der drei Pfeile, wie der Landvogt, und Toko antwortet, wie Tell. Später erschoß ihn Toko in dichtem Walde. Verwundet wurde der König nach Julin gebracht und starb. So die dänische Sage. Die Aehnlichkeit mit der Schweizersage ist unverkennbar; aber damit noch nicht bewiesen, daß blos eine von beiden wahr sei, daß also entweder die Schweizer sie von den Dänen geborgt, oder sie aus der Schweiz in die dänische Geschichte sich eingeschlichen hätte. Gesetzt der Schuß nach dem Apfel auf des Kindes Haupt wäre erborgt aus der dänischen Sage (was er aber nicht ist), so muß doch Tell's Schuß nach dem Landvoigt historisch sein und bleiben. Giebt's auch manche Prozession zu dem hin, was fabelhaft ist, so läßt sich doch bei Etwas, wo kein religiöser Aberglaube die Veranlassung ist, nicht denken, daß Bittgänge zu einer Stelle 79 Jahre nach der Begebenheit wären angefangen worden, ohne daß das Faktum, an welches die Stelle und die Bittgänge zu ihr erinnern sollten, wahr wäre, zumal wenn bei der ersten Prozession 1387 114 Altdorfer zur urkundlichen Bezeugung erschienen, welche Telln noch persönlich gekannt hatten.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Der Berauschte ist in der Regel offenherziger, als der Nüchterne. Gälte juristisch das Bekenntniß eines Berauschten, so hätte mancher Criminalbeamte leichtere Arbeit mit dem hartnäckigen Verbrecher, wenn er ihn voll trinken ließe; er erführe schneller die Wahrheit. Man würde den Einfall, wenn ihn ein Criminalrichter hätte, originell nennen. In früherer Zeit hatte man wirklich nicht nur solche originelle Einfälle, sondern handelte auch darnach. Unter dem brandenburgischen Kurfürsten Joachim I. beschuldigte ein Hofnarr den getauften Juden Pfefferkorn, daß er habe wollen die Confituren des Cardinals Albrecht in Halle vergiften und vermöge eines Bündnisses mit dem Teufel durch das Fenster in Albrechts Zimmer gefahren sei. Um sich von der Wahrheit der Aussage des Narren zu überzeugen, führten ihn die hochweisen Richter in den Weinkeller, und siehe, vollgesoffen blieb der Narr bei seiner Aussage; also mußte es wahr sein. Die Herren hätten sich ja können schon darauf verlassen, daß es heißt: Narren reden die Wahrheit.

Kaiser Karl VI., M. Theresiens Vater, da er selbst vergeblich einen männlichen Thronerben vom Himmel erbeten hatte, setzte seine ganze Hoffnung auf die zu erwartende Nachkommenschaft seiner Tochter; allein auch hier wollte Anfangs die Hoffnung nicht in Erfüllung gehen. Sie gebar eine Tochter. Bei der zweiten Niederkunft umlagerten die Wiener die Kaiserburg, abermals war es eine Prinzessin, und man schlich ganz still nach Hause. Am andern Tage gab Kaiser Karl VI., obwohl es ihm ganz ernst um's Herz war, eine Freikomödie, und ließ dabei 100 Tauben in's Publikum fliegen, von denen jede ein Band mit folgenden Reimen um den Hals trug:

Das Mannsvolk bleibt nicht aus, wo schöne Jungfern sein,
Die Wahrheit dieses Spruchs trifft ungezweifelt ein.
Ein dritter Mann wird uns nach frohem Wunsch begaben;
Jetzt konnt's nicht sein. Warum? Gut Ding muß Weile haben.

Kaiser Franz I., der Vater Josephs II., gab für den Geschichtsunterricht seines Sohnes folgende Vorschrift: „Es soll meinem Sohne Joseph die Historie so tradirt werden, daß die Fehler und die bösen Thaten der Regenten so wenig, als ihre Tugenden und das Gute, so sie gethan haben, verschwiegen werden. Diese Geschichten sollen immer meinem Sohne so applicirt werden, daß er gute Anmerkungen und nach und nach gute principia sich machen lerne, durch welche er die Fehler der vorherigen Regierungen zu vermeiden frühzeitig angewöhnt werde; welches gewiß von guter Wirkung sein wird."

Von Papst Alexanders VI. lüderlichem Sohne, Cäsar Borgia, hieß es: „er verschmaußt die Sünden der Deutschen" (Ablaßgelder), und: „es überläßt der Vater dem Sohne, was des heiligen Geistes ist."

Das erste Beispiel einer Bücherverfolgung unter den Christen durch Christen kommt vor, als nach der nicänischen Kirchenversammlung die Verbrennung arianischer Schriften geboten wurde.

G z.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Literaturblatt
zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 15. 1844.

Literatur.

Politisches Vermächtniß Sr. Majestät des verstorbenen Königs von Schweden Carl Johann. Enthaltend bisher unbekannte Original-Documente in eigenen Briefen, Noten, Reden &c. dem deutschen Herausgeber mitgetheilt von dem hohen Verstorbenen. Altona, J. F. Hammerich. 1844. XIV. u. 209 S.

In diesen Documenten, zu denen unbezweifelt Alle als Nachtrag die hier nicht gegebenen Bülletins und Proclamationen von 1813 u. 1814 wünschen, spricht sich ein liberaler Geist aus, wie er sich noch bei keinem der besten, selbst constitutionellen, Fürsten Europa's bis jetzt geoffenbart hat. Ihr Inhalt ist theils allgemein, theils speciell. Zu der erstern Gattung gehören vorzüglich die an den schwedischen Reichstag gehaltenen und an den norwegischen Storthing gerichteten Reden; zu der zweiten das, was der verstorbene König zu den einzelnen vier Ständen des schwedischen Reichstags, Adel, Geistlichkeit, Bürger, Bauern, über ihre Interessen mit der gründlichsten Sachkenntniß geredet hat; ferner Reden, Antworten und Briefe bei andern besondern Veranlassungen und einige Proclamationen, auch eine Rechenschaft von ihm als Kronprinz, als der König nach einer überstandenen Krankheit selbst wieder die Zügel der Regierung ergriff. Um ihres ganz besondern Interesse willen macht Ref. auf den Brief an Cederhjelm, den ehemaligen Gouverneur des jetzt regierenden Königs Oskar, und auf die Briefe an Napoleon aufmerksam; jener handelt über Erziehung und namentlich fürstliche; diese reden zu Napoleon, wie kein Fürst zu ihm zu reden gewagt hat, so lange er Kaiser der Franzosen war. Dem Werthe des Inhaltes dieser Mittheilungen entspricht das Aeußere des Buches; der Druck ist von Tauchnitz jun.

G.

Europäische Diplomaten von Capefigue. Deutsch von Lüdw. Eichler. 2 Thle. 339 u. 308 S. 8. Leipzig, bei Ernst Fleischer. 1844. (2 Thlr. 15 Ngr.)

Baptiste Honoré Raymond Capefigue, geb. 1799 zu Marseille, kam fast gleichzeitig mit Thiers und Mignet nach Paris, die in den Dienst des Liberalismus traten, während Capefigue sich zu den Royalisten schlug und einer der Redactoren des **Quotidienne** wurde. Die Restauration wußte seine Verdienste zu schätzen; C. wurde Bureauchef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und blieb es bis zur Julirevolution. Jetzt wandte C. seinen Fleiß historischen Studien zu, und es erschien seitdem eine Reihe von Werken, welche, bei einzelnen Mängeln, alle Beachtung verdienen, wie denn namentlich seine „**Histoire de Philippe Auguste**“ (4 Bde., Paris 1827—29) ein Hauptwerk ist, das auf den gründlichsten Forschungen beruht. Nicht minder beachtenswerth ist das vorliegende Werk, das Biographieen und Charakteristiken von neun der berühmtesten europäischen Diplomaten enthält. Den Reigen beginnt er mit dem „Könige der europäischen Diplomaten,“ dem Fürsten Clemens Wenzeslaus Metternich, dessen Größe er ehrend anerkennt. „Meine Art,“ sagt er, „ist nicht, als Historiker, kleinen Parteileidenschaften und abgenutzten Declamationen beizustimmen; wenn ein Minister die Größe einer Monarchie aufrecht erhalten, die Abhängigkeit von Napoleons Herrschaft zu vermeiden gewußt, wenn er die längste staatsmännische Laufbahn in der Geschichte gemacht hat: dann mag ich nicht aus närrischem Patriotismus mich gegen diesen erhabenen, überlegenen Geist erheben; es giebt Menschen genug, die zerstören, man muß deßhalb auch Achtung vor Denen haben, die schaffen und erhalten.“ Darin aber sucht er Metternichs Größe, daß er so verschiedenartige Nationalitäten, so verschiedene Interessen unter einer Krone zu vereinigen und zu beherrschen weiß. Die Unbeweglichkeit seiner Politik ist das Ergebniß eines kühn entworfenen und als festen Beruf ausgeführten Gedankens. — Außerdem werden Fürst Talleyrand, Graf Pozzo di Borgo, Baron Pasquier, Herzog von Wellington, Herzog von Richelieu, Fürst Hardenberg, Graf von Nesselrode und Lord Castlereagh nach ihren Lebensverhältnissen, Charakteren und politischen Systemen wahr und treffend und unpartheiisch geschildert, so daß wir das Buch mit Recht empfehlen können. Auch die äußere Ausstattung verdient alles Lob.

A.

Anleitung zur Dichtkunst mit ausgewählten Gedichten für Zöglinge höherer Bildung. Landshut. Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. 108 S. 8.

Die Kunde der Regeln der Verskunst und der einzelnen Gattungen der Gedichte macht zwar noch keinen Dichter, denn der Dichter muß geboren sein. Nichts destoweniger läßt sich eine „Anleitung zur Dichtkunst“ gar wohl rechtfertigen, da ohne eine genaue Kenntniß der Form doch kein Dichter bestehen kann. Indeß mag das Büchlein mit seinem Titel sich auch schon dadurch rechtfertigen, daß auch für den, welchem die höhere Weihe zum Dichter versagt ward, doch die Kenntniß und Uebung in den Regeln der Verskunst von großem Nutzen sei, indem sie zur Verfeinerung des Geschmackes und zur Bildung des Schönheitssinnes wesentlich beiträgt, und dem darin Geübten nicht allein größern Genuß bei der Lectüre schöner Dichtungen, sondern auch eine sicherere Herrschaft über den Ausdruck und die synonymischen Wendungen der Sprache gewährt. Der vorliegende Abriß wird den ersten Anfängern gewiß von Nutzen sein, zumal da in der Auswahl der hinzugefügten Proben ein reiner Geschmack den Verfasser geleitet hat. Nur hätte jedenfalls die erstere Hälfte des Werkchens eine größere Ausführlichkeit erheischt. Sowohl „die poetischen Eigenschaften der Sprache“ als auch die Regeln der Prosodie sind zu kurz behandelt. Auch wäre es zweckmäßig gewesen,

Digitized by Google

wenn der Verfasser die beigefügten Gedichte in strengerer Ordnung nach Form und Gattung auf einander hätte folgen lassen. **E. Mr.**

Agathe, oder der Führer durch's Leben, für sinnige Jungfrauen. Von P. Scheitlin, Professor. 2. Aufl. St. Gallen, Verlag von Scheitlin und Zollikofer.

Ungeachtet der vielen, und zum Theil vortrefflichen Schriften, welche besonders die neuere Zeit in diesem Fache aufzuweisen hat, — wir erinnern nur an „Girardet's Brautgeschenk;" Jaspis „Schutzgeist edler Weiblichkeit;" Ehrenberg's „weiblicher Sinn und weibliches Leben" — hat sich doch Scheitlin's Buch eine große Anzahl von Freunden erworben. Und das mit vollem Recht. Durch die Erziehung seiner eigenen Töchter an Erfahrung reich und mit der Gabe gemüthlicher und sinniger Darstellung ausgerüstet, war er ganz besonders befähigt, ein Rathgeber der Jungfrauen in weiteren Kreisen zu werden. Die Jungfrauen sind Blumen, in der schönsten Bedeutung des Wortes. Daher giebt der Verfasser jedem Lebensalter und der in demselben stattfindenden Bildungsstufe den Namen einer Blume, in folgender Weise: „die erwartete Tochter oder das Schneeglöcklein; das „Wiegenkind, oder das Vergißmeinnicht; das Schulmädchen, „oder das Monatsröschen; die Jungfrau oder die Rose, —" bis zum letzten Stadium: die Matrone von 70 Jahren, oder „die Sternblume." Mag nun schon diese Art manchen spielend erscheinen, so läßt sie sich von dem eigenthümlichen Standpuncte des Verfassers aus recht wohl rechtfertigen. Er wollte das rein menschliche Element erfassen und bilden. Ein Erbauungsbuch sollte seine Schrift nicht sein. Und selbst, wenn ein Nebenzweck gewesen wäre, so ist nirgends mehr religiöses Symbol der Natur als in den Blumen mit ihrem Kommen und Verschwinden, ihrem Blühen und Verwelken. Das Büchlein ist mehr für Töchter aus den mittlern Ständen, als aus den höchsten bestimmt. Aber wir meinen, daß es auch in höheren Kreisen eine liebe, willkommene Erscheinung sein werde, und gewiß schon geworden ist. Sprichwörter und Gedichte (besonders schön sind die beiden aus: Alb. Knapp's Gedichtsammlung ausgewählten) sind an passenden Stellen eingeflochten in den schönen duftenden Kranz. Wann die „Agathe" als Führerin auftreten soll, ist kaum zu verkennen. Einem Schulkinde freilich nicht. Aber ob erst der „jungen Frau," statt der Jungfrau, möchten wir bezweifeln. Den ersten Abschnitt: „die erwartete Tochter" hätte der Verfasser allerdings weglassen sollen. — Druck und Papier lobenswerth. **E. Mr.**

Das Pfarrhaus auf dem Lande. Aus dem Schwedischen. 2 Thle. (220 u. 273 S.) Berlin, bei F. H. Morin. 1844.

Nicht den Frieden Gottes finden wir in jenem Hause eines schwedischen Hofpredigers, sondern die Weltlust und die Zerstreuungssucht; nur die Glieder des Hauses, die jener Richtung fröhnen, gelten; die edlern Seelen aber werden verkannt, verdrängt. Doch nicht blos das vornehme Großleben mit seinem glänzenden Elende, seiner innern Zerrissenheit und Friedlosigkeit geht in allen seinen Farben und mit seinen bittern Früchten an uns in den Schilderungen vorüber, sondern auch das edle, fromme Gemüthsleben unter verschiedenartiger Gestaltung des Schicksals, und damit es recht erkannt werde, steht daneben die blos erdichtete Frömmigkeit, die pharisäische Heuchelei, die Form des Jesuitismus, die sich heutiges Tages in der evangelischen Kirche hier und da bei Laien und Geistlichen ausgeprägt findet; ja leider auch die evangelische Kirche hat in ihrem Schooße Leute, die eben solcher Machinationen fähig und schuldig sind, wie sie Eugen Süe von den Jesuiten der katholischen Kirche im „ewigen Juden" vor Augen legt. Doch die Partie der Erzählung, auf die sich das zuletzt Gesagte bezieht, ist keineswegs für die vorherrschende zu halten — so deute man die gemachte Bemerkung nicht — wohl aber eine in unsrer Zeit für Familien, denen die ächte Religiosität noch beiwohnt, sehr zu beherzigende; denn gerade auf solche Familien machen die Neu-Pharisäer und Neu-Jesuiten der evangelischen Kirche Jagd, wie die Ordensjesuiten der katholischen Kirche die gottesfürchtigen Glieder derselben zu gottlosen Zwecken umstricken. — Der edle Hauptcharakter im vorliegenden Romane ist Caroline Ståhlsvärd. Wenn wir es an dem Verfasser, dem wir wegen seiner Leistung unbedingt einen Platz unter denen, die Klassisches auf diesem Gebiete geleistet haben, einräumen müssen — wenn wir es an ihm zu rühmen haben, daß seinen Darstellungen objective Wahrheit zukommt, daß es Charaktere, wie die von ihm gezeichneten giebt; so glauben wir ein nicht geringes Gewicht in die Wagschaale zur Empfehlung gelegt zu haben; denn das werden uns Alle zugestehen müssen, daß man doch eigentlich nur dann einen Gewinn für das eigne Herz und Leben aus derartiger Lectüre ziehen kann, wenn uns unser eignes Urtheil nicht störend und erkältend dazwischen tritt; das wird aber bei dem Urtheilsfähigen und mit den Menschenherzen und dem Menschenleben nicht ganz Unbekannten stets dann geschehen, sein Urtheil nämlich wird den vom Dichter versuchten Zauber zerstören, wenn der Dichter über die höhere, edlere Wirklichkeit in's unerreichbare, auf Erden nirgends verwirklichte Ideale hinausgreift. Nur ein einziges Mal hat der Ref. durch sein Urtheil mit dem Dichter in Zwiespalt sich versetzt gefühlt, da, wo Caroline den Hugo Örnhjelm als Halbverzweifelnden fortziehen läßt in weite Ferne, ohne daß mit der Bestimmtheit und Entschiedenheit ihre Liebe hervortritt, wie sie doch in ihr lebte; sie entläßt Hugo mit zu wenig Trost für sein liebendes und in Liebe krankes Herz auf den Weg, der ihn am Ende bis nach Afrika, bis zur Erstürmung von Constantine führt, von wo das irrige Gerücht seines Todes nach Schweden gelangt. Zur Freude Aller, die ihn lieben, kehrt er lebend zurück und nach so manchem Kummer auf beiden Seiten, nach so manchen merkwürdigen Zwischenräumen des Schicksals und des Menschenwillens bei diesen beiden und bei andern handelnd und leidend auftretenden Personen in und außer dem Pfarrhause wird Karoline Hugo's glückliche Gattin. — Es war gewiß keine geringe Aufgabe, so viele handelnde und leidende Personen in der Eigenthümlichkeit ihres Charakters und Schicksals vorzuführen und doch das Viele, Mannigfaltige und Verschiedenartige in eine so natürliche Einheit zu verweben, es so in einander eingreifen zu lassen, Alles im Voraus so anzubahnen, wie es sich am Ende entwickelt. Wir können natürlich davon den künftigen Lesern des „Pfarrhauses" Nichts verrathen, ohne ihnen den Vollgenuß, den sie hoffen dürfen, zu beeinträchtigen, können aber auf's Wort versichern, daß ihre Erwartungen noch weit mehr werden erfüllt werden, als unsere allgemeinen Andeutungen sie vielleicht zu erregen vermochten.

Dr. G.

Digitized by Google

Humoristische und historische Skizzen aus den Jahren der Revolutionskriege, oder Kriegsfahrten und Abenteuer eines österreichischen Officiers. Aus den hinterlassenen Papieren eines verstorbenen Soldaten, herausgeg. von August Ellrich. Neue unveränd. Ausgabe. Meißen, bei F. W. Gödsche. 1844. 438 S.

Nicht humoristische und — sondern humoristisch-historische Skizzen sollte der Titel lauten; denn, wie der Zusatz „Kriegsfahrten und Abenteuer" zeigt, liegt Historisches vor. Dieses ist theils so beschaffen, daß das humoristische Element im Factum selbst liegt, theils ist es durch die Anschauungsweise und Darstellung des Helden, der es selbst erlebte, zu einem humoristisch-historischen geworden, an sich selbst aber sehr ernster Natur oft. Man lernt aus diesen Skizzen überhaupt zweierlei: wie das Schicksal mit einem Menschen gar eigen spielen und was er aushalten kann, und wie es die Welt in manchen Stücken treibt, namentlich in was für einem zuweilen kaum glaublichen und dennoch wirklichen Charakter die Gesammtheit und der Einzelne auftritt. Wäre auch dem Erzähler kein solches Talent der Darstellung gegeben, wie er es hat, so sind schon die Facta selbst so beschaffen, daß man von der Lectüre des Buches nicht loskommen kann, mag er uns nun zu seinem Bivouac auf den Alpen im November 1795 versetzen, seine Gefangennehmung, Hunger, Elend, Blöße, bis zur Verzweiflung in der Gefangenschaft, seine tragische Flucht aus Frankreich schildern, oder von seiner ersten Schlacht und von einem Erlebniß in Ungarn erzählen, welches den Kämpfen der Franzosen mit dem Winter in Rußland zur Seite gestellt werden kann, oder vom Korporal Teufel u. s. w. berichten. Solche Specialia sind recht eigentlich für den Menschen als Menschen, während bei einer allgemeinern Geschichtserzählung, wo ihm, wie es heißt, das Ganze dargestellt wird, recht betrachtet, Nichts dargestellt ist, so wenig als Jemand eine Stadt wirklich kennt, wenn er sie blos gesehen hat und nur weiß, was für merkwürdige Gebäude, was für große Männer, welche Erwerbszweige sie hat, wenn sie erbaut wurde, welche Schicksale sie trafen.

G†.

Vom Borne der Zeiten. Novellen v. Bernd v. Guseck. 1. Bd.: die Tscherkessen. Johanniter auf Malta. Des Frömmlers Kind. 335 S. 2. Bd.: Der Fürst der Serben. Mirandola. Das Diadem. 338 S. Berlin, bei G. G. von Puttkammer. 1844.

Der gemeinsame Titel würde uns über den Inhalt in Ungewißheit lassen, wenn nicht die Titel der Novellen erläuternd daneben träten, und eine Art Vorwort in gebundener Rede sagte:

Der Ew'ge schuf — doch wann? — den Born der Zeiten?
Wer mag des dunkeln Räthsels Lösung finden!
Wir nicht, die flüchtig auf dem Strome gleiten.
Doch was er bringt, zu schaun und zu ergründen,
Den Geist, der auf den Wassern schwebt, die Waltung
In seiner Macht erkennen und verkünden,
Der Stromesufer wechselnde Gestaltung,
Die Bilder, die es (er?) beut, in's Auge fassen,
In ihres eignen Wesens ächter Haltung:
Das darf der Sterbliche nicht unterlassen! u. s. w.
Da, wo es gilt, Gesinnung kund zu geben,
Soll auch die Dichtung in den goldnen Bildern
Die Zeit verstehn und nicht ihr widerstreben. u. s. w.

1. Novelle. Ein Offizier der Chevaliergarde der Kaiserin, zur Strafe von Petersburg unter die gegen die Tscherkessen kämpfende Armee versetzt, findet Gelegenheit, dem Sohne eines Tscherkessenhäuptlings das Leben zu retten, liebt dessen Schwester, die, durch eigenthümliche Fügung ihm als Sklavin zugetheilt, seine Gattin wird und ihm nach Europa folgt. Verwebt ist die Erzählung mit Schilderung der kaukasischen Natur, des Kampfes und der Sitten der Tscherkessen. — Die 2. Nov. könnte einen bestimmteren Titel haben, da gerade der Inhalt zeigt, daß das Sein auf Malta für die Ritter aufhörte, indem durch die Ueberrumpelung, unter Buonaparte's Leitung, die alte Weissagung in Erfüllung ging, Malta würde für den Orden verloren gehen, wenn ein Deutscher zum Hochmeister gemacht würde (v. Hompesch!). Die Charakterzeichnung ist treffend. — Die 3. Nov. zeugt von guter Kenntniß des heiligen Unsinns der Frömmler einerseits und andrerseits von Kenntniß des Treibens derjenigen, die durch frömmelnde Männer von Einfluß und durch maskirten Anschluß an sie ihren irdischen Profit suchen. Dadurch wäre fast die Tochter eines Geh. Raths das Opfer eines Menschen geworden, der nach des Geh. Raths Tode, als kein Vermögen sich vorfand, gegen den in der Stille von Marianen Erkornen sich also aussprach: „Ich mußte auf das Fortkommen speculiren. Der sel. G. R. liebte nun einmal das Heiligthum, ich nahm die Couleur an und gefiel ihm — ich konnte sein Schwiegersohn werden. Nun stirbt der Mann, hinterläßt kein Vermögen — die Tochter ist schön, aber lieber Gott! ich kann nichts Schöneres in ihr finden, als ich schon vielfach gekannt habe — die Heirath hilft mir jetzt nicht vorwärts" u. s. w. — Die 1. Novelle im 2. Bde. erinnert an den bekannten Geschäftsgang und die Politik des österreichischen Kabinets in früherer Zeit, wo der Rath klug sein wollender Priester zuweilen die kräftigsten Arme lähmte und die günstigsten Anerbietungen nicht nur verschmähte, sondern auch die, welche sie machten, Opfer des Mißtrauens werden ließ. — Die 2. Nov. erzählt aus dem Anfange des 16. Jahrh., aus der Zeit des Kriegs zwischen Papst Julius II. und den Franzosen. In die Kriegsereignisse und die Politik ist die Liebe gewebt und die dankbare Anhänglichkeit eines geretteten Türken, der, wie in den „Tscherkessen," der Sohn eines Anführers ist. — Die 3. Nov. befriedigt gewiß insofern, als das vermeintliche Unheil-Diadem doch am Ende der schönen Trägerin kein Unglück bringt; aber das, was das poetische Vorwort im 1. Bde. verheißt, finden wir nicht darin. Ueberhaupt hat in diesem Vorwort der Dichter zu viel versprochen. Wir sehen nicht so scharf und beziehungsreich das hervortreten, worauf er unsere Erwartung spannt, wenn er spricht: „Wo es gilt, Gesinnung kund zu geben" u. s. w. Dieß hätte doch können in den „Tscherkessen" z. B. recht sich zeigen; denn auf das Kundgeben der Gesinnung der Tscherkessen gegen Rußland deuten wir die angeführten Worte nicht sowohl, als auf des Dichters eigne Gesinnung. Wie diese gegen Rußland gesinnt sind, daß sie es nämlich so sind, wie jedes Volk, dessen freie Existenz feindlich bedroht ist, das weiß man von vorn herein. Lindow als Deutscher — und ein ächter Deutscher kann kein Russenfreund sein — hätte sollen in der Beziehung, die wir meinen, mehr seine Gesinnung kund geben, d. h. in dessen Person der Dichter. Freilich wenn der Dichter dieser Novellen so denkt, wie er den Dichter Bestuscheff (als gemeiner Soldat im kaukasischen Heere der Russen erniedrigt, und zwar noch obendrein aus Gnaden) sich aussprechen läßt: da dürfen wir nicht weiter davon reden, daß wir die Gesinnung nicht gefunden haben, die wir erwarteten, und die jeder Deutsche erwarten wird. — Druck und Papier sind gut.

G.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 13. **1844.**

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. ($2\frac{1}{2}$ Neugroschen) berechnet.

Literarische Anzeigen.

(49.) In der Fest'schen Verlags-Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Bewegung
des
Socialismus und Communismus.
von **Th. Oelckers.**
Broschirt. Preis $\frac{2}{3}$ Thlr.

Probenummern sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

(50.) Durch den Unterzeichneten ist zu beziehen der achte Jahrgang der für 1845 erscheinenden

ROSEN.
Eine Zeitschrift für die gebildete Welt.
Herausgegeben von **R. Heller.**
In wöchentlichen Lieferungen à 6 Nummern oder in 24 zweispaltigen Seiten in gr. 4. Preis des ganzen Jahrgangs 10 Thlr.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an, und erlauben wir uns, allen Privaten, Privatgesellschaften, Lesegesellschaften und Journalzirkeln dieses Journal bestens zu empfehlen.

Leipzig, im December 1844.

F. A. Leo.

Neue Jugendschrift,
zu haben in allen Buchhandlungen.
(51.) **Aesop's Fabeln**
in
deutscher, französischer und englischer Sprache
für
die Jugend bearbeitet
und mit 98 Bildern illustrirt.
Leipzig. 4. geb. à $1\frac{1}{3}$ Thlr. Bei F. A. Leo.

(52.) Bei **G. W. F. Müller** in Berlin ist erschienen:
Kirchliche Vierteljahresschrift 1845. 1. Heft, Januar — März. Zweiter Jahrgang. gr. 8. 18 Bogen. à 1 Thlr. (Preis des ganzen Jahrgangs 4 Thlr.

Inhalt des 1. Heftes pro 1845. — Die Disziplin in der reformirten Kirche, bis Kalvin 1540. Von M. Goebel, in Siegburg. — Die evangelische Kirche, ein selbstständiges Glied im Staatsorganismus. Von Klette. — Die vorzüglichsten Gesellschaften in den vereinigten Staaten von Nordamerika zur Verbreitung und Befestigung des biblischen Christenthums in und außer den genannten Staaten. Von Prof. J. G. Büttner. — Aufforderung an junge Theologen das Kirchenrecht zu studiren. Von Dr. Fr. G. Lisco. — Das kirchliche Leben in Riga. Von Dr. Alt. — Literarische Referate. — Literarisch-kirchlicher Anzeiger. — Inhalt des ganzen vorigen Jahrgangs der Vierteljahresschrift, und Nachricht darüber nebst einem Aufruf „An Deutschlands Geistlichkeit."

(53.) In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Das Brautgeschenk,
oder
Briefe einer Mutter an ihre Tochter
über die Bestimmung des Weibes
als
Hausfrau, Gattin und Mutter.
Von **F. Girardet.**
Mit 4 Stahlstichen. 4. Auflage. 8. brosch. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Leipzig, bei F. A. Leo.

Die anerkannte Vortrefflichkeit dieses Buchs beweisen vier Auflagen und die Uebersetzungen in fremde Sprachen; wir glauben daher einer besondern Anpreisung nicht zu bedürfen.

(54.) Die in der Riese'schen Buchhandlung in Coesfeld erscheinende:

Literarische Monatsschrift.
Revue der Literatur der Gegenwart
in Charakteristiken, Uebersichten und Proben
der hervorragendsten Erscheinungen derselben.
Herausgegeben von **Friedrich Steinmann.**

Jährlich 12 Hefte gr. 8. von 7—8 Bogen. Abonnementspreis 3 Thlr. 8 gGr. vergrößert mit raschen Schritten ihren Leserkreis, — ein Beweis, daß die Idee, welche sie hervorgerufen, zeitgemäß und richtig aufgefaßt war. Die literarische Monatsschrift führt dem Leser die neuesten und besten Erscheinungen der Literatur vor, nicht durch einseitiges Raisonnement, sondern neben einer ganz kurz gefaßten Kritik, **durch reichhaltige, zur Charakteristik der besprochenen Schrift hinreichende Auszüge** aus derselben, setzt dadurch den Leser in den Stand, sich selbst sein Urtheil zu bilden und ersetzt ihm das eigene Auswählen des Guten unter der Fluth literarischer Erscheinungen. Es ist wohl keine andere Zeitschrift einen so gediegenen und interessanten Stoff zu bieten im Stande, denn selbstredend werden nur die hervorragendsten, ansprechendsten Neuigkeiten und aus diesen die Auszüge so gewählt, daß sie den wichtigsten und besten Theil des Buches umfassen, und enthält somit die literarische Monatsschrift gleichsam die **Silberblicke der neuen Literatur** in einer Vollständigkeit, die nur auf diesem Wege zu erreichen ist.

Das so eben ausgegebene Januarheft 1845 enthält:

Zum zweiten Jahrgange der literarischen Monatsschrift. — Literarische Zustände und Bestrebungen der Gegenwart. — Schweden im Jahre 1844. — Revue des Meßkatalogs. — Die Gräfin Ida Hahn-Hahn und ihre Briefe aus dem Orient. — Der Socialismus und Communismus. — Skizzen aus Constantinopel. — Seereise-Abenteuer von Bremen nach New-York. — Kleine Revue und Feuilleton.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 103.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur- und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Gespräch zwischen A. und B. oder das Buch „De tribus impostoribus.“

A. Dacht' ich's doch, daß ich Sie mit einem Buche in der Hand finden würde, da ich Sie nicht in dem Expeditionszimmer zwischen den Aktenstößen antraf, und ich wette, daß ich's errathe, was Sie beschäftigt.

B. Ja, im Allgemeinen mögen Sie es wohl errathen, da Sie meine Passion für die weise Frau kennen, wie Sie die Lehrerin der Menschheit immer nennen, wenn Sie sagen, ich hielte es mit ihr.

A. Nun freilich meine ich die Frau Historia. Ihre gute Ehefrau wird auch Nichts dagegen haben, daß Sie es mit jener halten; sie hat es sogar gern, wenn Sie ihr und den Fräulein von den weiblichen Wesen erzählen, deren Bekanntschaft Sie durch die weise Frau gemacht haben. Die meinige ist auch alle Mal gern dabei gewesen, wenn Sie auf das Chapitre gekommen sind. Lassen Sie uns wünschen, daß alle Männer es mit der Frau Historia hielten und mit keiner andern. Wie man sonst den Fürsten Wahlcapitulationen mit Bedingungen und Clauseln machte und sie Reversalien ausstellen ließ, sollte man noch jeden Herrn, der Land und Leute zu regieren hat, sich reversiren lassen, daß er wolle fleißig Geschichte studiren, um daraus täglich zu lernen, wie er's machen und nicht machen soll. Doch — was lesen Sie?

B. Eben von einem Fürsten, und da Sie beiläufig Wahlcapitulationen erwähnt haben, können Sie wenigstens seinen Titel errathen.

A. Also wahrscheinlich ein deutscher Kaiser ist es. Unter ihnen gab's große Männer. In manchen Stücken haben die deutschen Kaiser sich aber auch nicht durch die Geschichte klug machen lassen.

B. Leider sehr wahr. Wir wollen nur ihre Römerzüge annehmen. Da sieht man so recht die deutsche Ehrlichkeit gegen die italienische Falschheit und Treulosigkeit. Darum sagte Rudolf von Habsburg, Italien gleiche der Höhle des Löwen, in welche zwar viele Fußtapfen der Kaiser hinein, aber wenige herausgingen. Er ging nicht, wie andere Kaiser, nach Italien, um sich dort krönen zu lassen.

A. Haben Sie etwa jetzt von ihm gelesen?

B. Nein. Ich habe für meinen Sohn Kohlrausch's deutsche Geschichte für Schulen bearbeitet, kommen lassen, und weil in unsern Tagen, so gut, als es geht, das Papstthum sich gegen Fürsten mit seinen freilich schwachen Kräften versucht, schlug ich die Geschichte über Kaiser Heinrich IV. auf und jetzt lese ich über Kaiser Friedrich II. Ich denke, das Buch soll mein Sohn lieb gewinnen. Solche Ideen, wie Kohlrausch hat, müssen die Jünglingsseelen sich zu eigen machen. Aber da will man in gewissen Sphären gleich Gefahr wittern und verdächtigt die Männer, die rechte Menschen und Staatsbürger bilden wollen. So ist es auch Kohlrausch ergangen.

A. Ich weiß es. Zeigen Sie einmal! — Ha! Ha! Müssen mir gleich die hübschen Vergleichungen, die sich Kaiser und Papst einander als Complimente an den Hals geworfen haben, in die Augen fallen! Der Papst Gregor IX. nennt den Kaiser in einem Schreiben an die andern Fürsten das „Thier in der Offenbarung Johannis, das aus dem Meere aufsteigt, voll Namen der Lästerung und buntschäckig, wie ein Leopard,“ und Friedrich antwortet mit einer andern Bibelstelle: „Es ging ein anderes rothes Pferd vom Meere aus, und, der darauf saß, nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander selbst erwürgeten.“ Da fällt mir ein, daß ich kürzlich

Digitized by Google

in der Geschichte des Pabstthums von Spittler, die Sie mir geliehen haben, las, daß Matthäus Paris in seiner Chronik bei dem J. 1239 einen Brief Gregors IX. habe, worin Friedrich bestia genannt werde. Bei den Streitigkeiten zwischen Philipp dem Schönen, König von Frankreich, und Bonifacius VIII. sagt Spittler, Philipp habe an den Papst einen Brief geschrieben, dessen Anfang lautete: „Sciat Tua maxima fatuitas" (es wisse Deine hohe Albernheit). Wenn sogar in dem Titel an die Stelle der sanctitas (Heiligkeit) die fatuitas trat, war es kein Wunder, daß Philipp dem Nogaret den Auftrag gab, ihm den Papst, sei es todt oder lebendig, zu bringen, und daß Colonna das geweihte Haupt mit eisernen Handschuhen ohrfeigte.

B. Ich habe Ihnen oft Spittler vorgerühmt. Damit Sie sich überzeugten, was man an seinen Schriften habe; deßhalb gab ich Ihnen das Buch, und Sie können noch mehr Schriften des Mannes von mir erhalten. Ich wenigstens kann mich an ihm nicht satt lesen, und doch ist der Mann, wie manche unsrer vorzüglichen Männer, eigentlich weniger bekannt, als er es verdient. Genannt wird er wohl, aber nicht gelesen. Mancher der Herren Theologen mag ihn auf dem Katheder citiren, auch loben, hat ihn aber doch nicht gelesen. Man sollte aus ihm Stellen auswendig wissen, wie aus den Classikern.

A. Sie brauchen mir Spittler nicht weiter vorzurühmen; er hat mich ganz für sich. Sie sagen, man sollte Stellen aus ihm, wie aus den Classikern recitiren können: ich kann's. Hören Sie, wie er die Perioden des Papstthums kurz angiebt: 1. Per. Der Papst ist nicht viel mehr, als Pfarrer, Superintendent der Kirche von Rom — ein Knabe ohne große Hoffnungen, daß er je ein Mann werden würde. 2. Per. Der Knabe wächst allmälig herbei. Es glückt ihm, hier und da Streiche zu machen, die den künftigen Mann ankündigen; aber ein paar Mal leidet er dafür Züchtigungen, daß man glauben sollte, die Lust weiterer Versuche würde sich verlieren. Was wäre aus dem armen, bald nachher so trotzigen Bischof geworden? Vielleicht ein Hofkaplan Sr. Longobardischen Majestät, wenn sich nicht der Räuber der fränkischen Krone, Pipin, seiner angenommen hätte. 3. Per. Der Papst kriecht allmählig aus dem Ei —

B. Nun ich sehe vollkommen, daß ich Ihren Geschmack getroffen habe. Ergötzen Sie sich an der Lectüre, so lange Sie wollen; später, oder, wenn Sie wollen, noch heute, gebe ich Ihnen die „Geschichte der Jesuiten" von Spittler mit.

(Schluß folgt.)

Briefe Kaiser Josephs II. in der Zeit der Aufhebung des Jesuitenordens.

Der erstere der mitzutheilenden Briefe ist im Januar 1770 an Choiseul geschrieben. Durch den Minister Choiseul wurde 1764 der Existenz des Ordens in Frankreich ein Ende gemacht. Gleiches Schicksal hatte denselben schon 1759 durch Pombal in Portugal getroffen, und 1767 führte der spanische Minister Aranda aus, worin Pombal und Choiseul ihm vorangegangen waren, und so sah Spanien, Neapel, Parma, Malta nun auch keinen Jesuiten mehr. Pombal, der mit ihrem Sturze begann, war erst durch Jesuiten gehoben worden, denn ohne sie wurde in Portugal keine wichtige Charge vergeben. Daß von jener Seite her, aus Portugal, die Anregung kommen würde, hatte wohl Niemand gedacht, und Mancher wundert sich wohl noch heute darüber und würde, wenn er es erst errathen müßte, eher auf Frankreich denken, wo ja auch einst die mächtigen und reichen, in Vergleich zu den Jesuiten aber unschuldigen Tempelherren vernichtet wurden, wo der Papst in Avignon zu einem siebenzigjährigen Exil, wie weiland die Kinder Israel in Babylonien, gezwungen war, wo man die quatuor propositiones ecclesiae Gallicanae hatte u. s. w. Allein Marquis von Pombal, sonst Carvalho genannt, war ein Mann, der von seinen Reisen in mehrere europäische Länder eine freiere Denkungsart und den Geist des Reformirens mitgebracht hatte. Er beförderte Portugals Handel, suchte den Papst, die Geistlichkeit und den Adel zu demüthigen und war in der Wahl der Mittel dazu nur zuweilen zu streng und zu hart. In Frankreich wurde der erste Nagel zum Sarge des Ordens die Handelsspeculation des Pater La Valette auf Martinique. Die Engländer, im Kriege mit Frankreich, kaperten 1757 ein Schiff, mit dessen Waaren der Pater ein Handelshaus in Marseille zu bezahlen (1½ Million Livres) übernommen hatte. Der Pater selbst war arm; für sein Collegium war die Summe zu groß; allein er war Agent des ganzen Ordens; also sollte der nicht bezahlen? das glaubten die Kaufleute; aber der Orden glaubte es nicht. Das Parlament in Paris verurtheilt 1761 den Orden zur Zahlung. Jetzt beruft sich der Orden auf seine Constitution, der zufolge man sich blos an den einzelnen Jesuiten halten könne. Das Parlament läßt sich die ganze Constitution einreichen, staunt über ihren Inhalt, der ihr, obgleich der Orden seit 200 Jahren in Frankreich existirte, unbekannt war, und beschließt, eine Gesellschaft von solcher Constitution könne nicht in einem wohlgeordneten Staate geduldet werden. Noch waren sie nicht verloren. Beichtväter bei Hofe, wußten sie durch den König selbst vortheilhafte Urtheile der Bischöfe für sich zu erlangen; aber die Pompadour war ihnen nicht hold. Vielleicht aus Gefälligkeit gegen sie schlägt Choiseul eine Reform des Ordens vor, dessen

Digitized by Google

General, Ricci, weist sie starr ab, Martinique geht verloren — ein unersetzlicher Verlust — daher wirft der Minister dem Volke Etwas zu spielen hin und confirmirt den Parlamentsbeschluß von Aufhebung der Jesuiten. — Was Joseph ihm schrieb, lautet so:

„Mein Herr! Für das Zutrauen danke ich Ihnen. Auf meine Unterstützung könnten Sie, wenn ich Regent wäre, Staat machen, und meinen Beifall in Absicht der Jesuiten und des Plans zu ihrer Aufhebung haben Sie vollkommen. Auf meine Mutter (Maria Theresia) rechnen Sie nicht sehr; die Anhänglichkeit für diesen Orden ist in der Familie des Hauses Habsburg erblich geworden. Clemens XIV. (der die Jesuiten aufhob und an ihrem Gifte starb) hat selbst hievon Beweise. Indeß ist Kaunitz Ihr Freund (Oesterreichs aufgeklärter Minister, der bei dem Besuche Papst Benedicts XIV. in Wien, anstatt sich um Pantoffelküssen und Segenspenden zu bekümmern, dem Papst zum Gruße die Hand nach deutscher Weise freundlich schüttelte); er vermag Alles bei der Kaiserin, hält es in Ansehung der Aufhebung mit Ihnen und dem Marquis Pombal, und er ist ein Mann, der keine Sache zur Hälfte ausgeführt läßt. Choiseul! Ich kenne diese Leute so gut, wie Irgendeiner, weiß alle ihre Entwürfe, die sie durchgesetzt, ihre Bemühungen, Finsterniß über den Erdboden zu verbreiten und Europa vom Cap finis terrae bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren. In Deutschland waren sie Mandarins (in China auch), in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugal die Grandes der Nation und in Paraguay Könige. Wäre mein Großonkel Joseph I. nicht Kaiser geworden, so hätten wir in Deutschland vermuthlich Malagridas, Aveiros und einen Versuch des Königsmords erleben können. Er kannte sie aber vollkommen, und als das Synedrium des Ordens einst seinen Beichtvater in Verdacht der Redlichkeit hatte, und daß dieser Mann mehr Anhänglichkeit an den Kaiser, als für den Vatican bewies, so wurde er nach Rom citirt. Er sah sein ganzes grausames Schicksal voraus, wenn er dahin müßte, und bat den Kaiser, es zu verhindern. Umsonst war Alles, was der Monarch gethan, um diesem Schritt vorzubeugen. Selbst der Nuntius verlangte im Namen seines Hof's seine Entfernung. Aufgebracht über diesen Despotismus Roms, erklärte der Kaiser, daß, wenn dieser Priester ja unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne zahlreiche Gesellschaft dahin reisen sollte, und daß ihn alle Jesuiten in österreichischen Ländern dahin begleiten müßten, von denen er keinen wiedersehen wollte. Diese in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entschlossene Antwort des Kaisers machte die Jesuiten von ihrem Vorhaben zurückgehen. So war es einst, Choiseul! Ich sehe voraus, daß es anders werden muß. Adieu! Der Himmel erhalte Sie noch lange für Frankreich, für mich und für das Heer Ihrer Freunde. Joseph."

Kurz nach Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens XIV., Ganganelli, (23. Juli 1773; als weltlicher Landesherr hatte er in seinem Kirchenstaate schon früher die jesuitischen Anstalten aufgehoben) schrieb Joseph II. an Aranda:

„Mein Herr! Clemens XIV. hat sich durch die Abolition der Jesuiten einen fortdauernden Ruhm erworben. Er hat die Existenz dieser Sybillen des Apostolats von der Erde verbannt, und ihr Name wird künftig nur in der Geschichte der Streitigkeiten und des Jansenismus genannt werden (daß im 19. Jahrhundert die Jesuiten würden restituirt werden, hielt also Joseph für unmöglich). Noch ehe sie in Deutschland bekannt geworden, war die Religion eine Glückseligkeitslehre der Völker; sie haben sie zum empörenden Bilde umgeschaffen, zum Gegenstande ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt. Ein Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen (Ignaz Loyola, ihr Stifter, war erst Soldat) in einer der südlichen Gegenden Europas entwarf, das eine Universalherrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben gesucht und in diesem Gesichtspunkte Alles dem infallibeln Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unseliges Geschenk für die Enkel Tuiskons sein. Das Synedrium dieser Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finsterniß der übrigen Welt, zum ersten Augenmerk ihrer Plane gemacht. Ihre Intoleranz war Ursache, daß Deutschland das Elend eines 30jährigen Kriegs dulden mußte. Ihre Principien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht (durch Jacq. Clement und Ravaillac) und sie sind Urheber der abscheulichen Aufhebung des Edicts von Nantes (welches den französischen Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken gab). Der mächtige Einfluß, den sie über die Prinzen des Hauses Habsburg hatten, ist zu sehr bekannt. — Alles war ihrer weisen Führung anvertraut. Man weiß, welchen Gebrauch sie davon gemacht. — Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, so müßte ich diejenige Menschengattung hassen, die einen Fenelon verfolgt und welche die Bulla in coena domini hervorgebracht, die so viel Verachtung für Rom erzeugt. Adieu. Joseph." — So schrieb ein Kaiser, ein Katholik.

Der Jesuit als Präceptor.

Verwunderung erregt der Kampf, der in unsern Tagen wieder gegen die Jesuiten losbricht. Nicht blos in Frankreich und der Schweiz, auch in Deutschland giebt es keine Zeitschrift von nur einiger Gesinnung, in welcher nicht gegen sie in's Horn geblasen würde. Sogar in unserm lieben Sachsen

Digitized by Google

rumort's. Wahrlich es klingt, wie wenn Wölfe sich sehen lassen, ja schlimmer noch und ärger. Wenn nun diese Bestien sich zu uns verirren, wer verdenkt es Einem, wenn er erschrocken um Hülfe ruft? Wenn aber Jesuiten sich so weit wieder verirren, daß sie unser Deutschland heim suchen, sollen wir es denen verdenken, welche vor Furcht laut aufschreien? Es ist nicht zu läugnen, daß nichts mehr auffällt, als wenn diese verrufene Heerde, die Jesu Namen im Schilde zu führen vorgiebt, sich bis zu uns heranwagt; es ist ferner kein Zweifel, daß sie eine weit größere Beute als den Fang unseres Leibes zu machen gedenkt. Allein wissen wir denn nicht, wie viel wir schreiben und wie die Geschichte im 17. und 18. Jahrhunderte über sie Gericht hielt; wissen wir nicht, wie das erste Urthel über Jesuiten lautete und wie viel sie, wenn sie sich jetzt wieder rühren, von ihrer Appellation zu erwarten haben; wissen wir nicht, daß eben bis zu uns sie herantreibt die Sorge, das zweite Urthel möchte nicht günstiger ausfallen und ihr Prozeß nochmals verloren gehen? Das wissen wir, und mehr brauchen wir nicht, um überzeugt zu sein, sie gewinnen ihn nimmer, so viel sie sich auch von ihrer Mühe und Arbeit versprechen: es sei denn, daß wir schwächer als unsere siegreichen Vorfahren geworden und um einige Jahrhunderte zurück wieder dahin gekommen wären, wo die Erfahrung noch nicht genug ausreichte, wie viel Wahrheit, Tugend und Recht an sich schon über Lüge, Laster und Knechtschaft vermögen. Oder wären wir so unpatriotische Freunde aller göttlichen und menschlichen Ordnung, daß wir den Feinden derselben nicht muthiger noch als unsere Väter in's Auge blickten; ständen wir am Rande einer so verzweifelten Sündhaftigkeit, daß wir unsere Heimath und unsere Seele nicht besser zu retten im Stande wären, als wenn wir sie in die Hände der Jesuiten befählen? Da es aber damit noch keine Noth hat, so sehen wir die Gefahren nicht ab, in die sie uns stürzen können; wenigstens wären die wieder drohenden ebenso gering zu achten, als leicht zu überwinden. Verachtung also diesen Gefahren wie denen, von welchen sie herrühren; Verachtung den Jesuiten, welche wider alles Bestehende, wider Staat und Kirche, wider Gemeinde und Familie sind; Verachtung ihnen und ihren verderblichen Grundsätzen, ihren giftigen Reden, ihren verbrecherischen Werken! Obgleich wir sie aber verachten, doch ärgerlich bleibt ihre Wiederkunft, zumal wenn wir erwägen, daß das Jahr 1773 mit Ernst sie voller Schande zurücktrieb und ihre Zudringlichkeit sich strengstens verbat, zumal wenn wir uns ihres erneuten Besuches schämen und vor ihrer Namensstätte wie vor dem Pranger uns scheuen. Allein am meisten muß uns empören die Jagd, die sie zuerst auf die Schulen machen. Diese kennt der aufgeklärte Franzose, daher jetzt dort der Lärm; diese kennt der gebildete Deutsche, daher jetzt hier das Klaggeschrei; diese kennen Protestanten am besten, da sie das Evangelium und mit ihm Ziel und Mittel der Erziehung besitzen, da sie über die Früchte Licht haben, woran Jedermann den Jünger Jesu erkennt. Gott sei Dank, daß wir Protestanten sind und Aeltern haben, nicht mit Blindheit geschlagen, die erst durch Schaden klug werden müßten, indem sie das Theuerste, was sie hätten, ihre von Gott ihnen anvertrauten Kinder den Jesuiten überließen! Gott bewahre aber auch unsere christlichen Mitbrüder vor diesen Künstlern, welche die Aeltern bezaubern, um die Ihrigen zu verführen, und vor ihren Schulen, welche die Zöglinge dressiren, um ihre Angehörigen zu beschimpfen! Denn was ist Jesuitenunterricht, was Jesuitenzucht anders als eine Carricatur? Heiden und Juden lehren noch Menschenliebe, Gottesfurcht, Aufrichtigkeit, aber Jesuiten, lehren sie nicht geradezu Menschenhaß, Menschenfurcht und Heuchelei? Wenn sich Schulmeister je gegen Bibel, gegen Mosen und die Propheten, gegen Christum und die Apostel versündigten; wenn sie sich je gegen den heiligen Geist, gegen die Natur der Menschheit, gegen die Bande der Gesellschaft vermäßen, so sind es die Jesuitischen. Und doch gelten noch hier und da ihre Schulen für Normalschulen und sie selbst für die **Nonplusultra's**. Im schlechtesten Sinne allerdings, da sind sie das, wofür man sie ausgiebt, da sind sie die sichersten Muster, wie man die Jugend nicht lernen und leben lassen darf. Diesen unsern Abscheu zu entschuldigen und womöglich in der Kürze zu rechtfertigen, wollen wir uns den Jesuiten als Präceptor vorstellen und nur einige Proben seiner Wirksamkeit liefern.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Gerade einen Theil der anziehendsten Facta in der Geschichte hat die neuere Kritik in Zweifel gezogen und für unwahr erklärt. Mancher weichen Seele hat es Thränen entlockt, wenn sie sich lebhaft die Scene dachte, wie die Hussiten vor Naumburg lagen und die unschuldige Kinderschaar herauszog und um Erbarmen flehte; aber der ganze Vorfall ist nicht wahr. Alle hat immer eine tiefe Rührung erfaßt, wenn sie sich Luthern dachten, wie er in der Nähe von Worms anhob zu dichten: Ein' feste Burg ist unser Gott — allein es ist nicht wahr, das Lied ist fast 10 Jahre später gemacht. Wenn von Maria Theresiens Bedrängniß erzählt wird, bleibt gewiß nie unerwähnt, wie sie auf dem ungarischen Reichstage in Trauerkleidern erschien, den Erzherzog Joseph auf dem Arme, und durch rührende Hinweisung auf den Säugling mächtig die Ungarherzen bewegte, daß Aller Mund ausrief: „**Moriamur pro rege** (so sagten sie stets, nie **regina**) **nostro M. Theresia! Vitam et sanguinem damus**" — allein es ist nicht wahr, daß sie den Joseph mit in die Reichversammlung genommen habe. Graf Mailáth hat dies nachgewiesen. Eben so hat man Wilh. Tell's Geschichte unter die fabelhaften zu bringen gesucht u. a. m.

[**Adamus Halberstadtiensis.**] In Halberstadt war es im Mittelalter Sitte, am Aschermittwoch einen Verbrecher in armseliger Kleidung und mit verhülltem Haupte in den Dom zu führen. Am Schlusse des Gottesdienstes jagte man ihn unter Gelächter und lärmendem Geschrei aus der Kirche Straß' auf Straß' ab ohne Ruh und Rast bis Mitternacht, wo ihm Speise und Trank gereicht wurde. Mit dem neuen Morgen spielte man dem sündigen Adam ebenso mit, und so täglich bis zum Gründonnerstage, wo er gesalbt, kirchlich absolvirt und zugleich bürgerlich freigesprochen wurde. Zu dem Geschenke der Freiheit fügte man noch andere, die der Kerl wirklich, wie man zu sagen pflegt, bei der wochenlangen Hetzerei nicht mit Sünden verdient hatte, obgleich er durch Sünden zu der Bestimmung, der Halberstädter Adam zu sein, gekommen war.

Clemens XIV., der den Jesuitenorden aufhob, sagte zum General des Ordens als Erwiederung auf die Gratulation bei seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl: „Gleiche Wünsche that man dem Erlöser der Welt, als er in Jerusalem einzog, und wenige Tage nachher kreuzigte man ihn." Clemens starb an Gift, das ihm die Jesuiten beibrachten.

G†.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung für den Deutschen Adel.

Fünfter Jahrgang.

№ 104.  1844.

Preis für den Jahrgang von 104 Nummern nebst 16 bis 20 Literatur= und Intelligenzblättern: 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions=Münze. — Eine einzelne Nummer kostet 5 Ngr. — Alle deutschen und ausländischen Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Gespräch zwischen A. und B. oder das Buch „De tribus impostoribus."

(Schluß.)

A. Um auf Kaiser Friedrich II. wieder zu kommen, sagen Sie mir doch, was für eine Bewandtniß es mit den Lästerungen und Ketzereien hat, die ihm der Papst schuld gab?

B. Eine kurze Andeutung steht hier im Buche. „Friedrichs kecker und muthwilliger Witz, heißt es, hatte zu oft unbedachter Weise selbst das Heilige verletzt." Ich glaube, den ihm vom Papste gemachten Beschuldigungen lag auch das mit zum Grunde, daß Friedrich Araber mit freier Religionsübung von Sicilien nach Unteritalien versetzte. Diese waren seine nützlichsten und treuesten Unterthanen. Zum Beleg für meine Behauptung berufe ich mich darauf, daß ausdrücklich der Papst ihm vorwarf, er neige sich zum Unglauben der Sarazenen hin. Doch es kommt hierbei noch Etwas in Betracht. Haben Sie schon von einer Schrift gehört, die den Titel führt de tribus impostoribus (von den drei Betrügern)?

A. Ja, gehört habe ich davon. Moses, Jesus und Muhammed sollen gemeint sein. Das ist freilich arg, mir Nichts, dir Nichts Moses und Jesus mit Muhammed in eine Kategorie zu werfen. Uebrigens weiß ich nichts Näheres über diese Schrift.

B. Da geht's Ihnen, wie's Vielen geht mit dieser und andern Schriften: viel genannt und nicht gekannt — kann man da immer sagen. Wer nennt nicht die Epistolae obscurorum virorum (Briefe der Dunkelmänner). Aber wer liest sie denn? Doch wir brauchen gar nicht so weit in der Literatur zurückzugehen. Was ich vorhin von Spittler gesagt habe, gilt auch von andern Vielgenannten und Nichtgekannten.

A. Wohlan denn, Herr Doctor, machen Sie den doctor und dociren Sie mir in mein Dunkel über das Buch „von den drei Betrügern" Licht hinein.

B. Das Licht mag Ihnen ein Anderer sein, ich will den Leuchter abgeben, der das Licht trägt. Warten Sie ein paar Augenblicke; ich will in meine Excerpte sehen und werde Ihnen gleich das gewünschte Licht herbeitragen. — Hier bring ich's.

A. Es ist doch eine schöne Sache mit dem Excerpiren. Seit wann treiben Sie das so?

B. Seit dem Jahre 1826. Seitdem ist kein Journal, kein Buch aus meinen Händen gegangen, woraus ich nicht excerpirt hätte, vorausgesetzt natürlich, daß Etwas darin war, was mir des Notirens werth schien. Was notirt ist, wird an der Seite durch ein Wort rubricirt und dieses Wort in das Register eingetragen. So finde ich leicht Alles wieder, wenn ich dem Gedächtnisse nachhelfen will. Das Excerpt, das ich hier habe, ist gemacht aus der Schrift: „Der Zweifel am Glauben. Kritik der Schriften de tribus impostoribus. Von Dr. Karl Rosenkranz. Halle 1830."

A. Ich bin wahrhaftig sehr gespannt. In die Geschichte der Abfassung der Schrift muß doch Kaiser Friedrich verwickelt sein, oder er ist geradezu selbst der Verfasser. Fähigkeiten und Kenntnisse hatte er genug; er ist vielleicht der kenntnißreichste deutsche Kaiser gewesen trotz dem, daß man seine Erziehung etwas vernachlässigt hatte; sein Geist war durch sich selbst gebildet. Der lateinischen Sprache war er auch vollkommen mächtig, also kann er das Buch geschrieben haben.

B. Und soll es geschrieben haben. Wenn es griechisch, italienisch, französisch, arabisch und füge ich noch besonders hinzu, deutsch geschrieben wäre, könnte es ebenfalls von ihm sein; alle diese Sprachen kannte

Digitized by Google

er. Geboren war er in Italien, ist auch viele Jahre da gewesen; deßhalb hob ich zuletzt seine Kenntniß der deutschen Sprache hervor.

A. Da Sie sagen, er soll das Buch geschrieben haben, sind wahrscheinlich Gründe vorhanden, einen oder mehrere Andere als Verfasser anzunehmen. Das wird sich natürlich aus Rosenkranz's Kritik ergeben. Theilen Sie denn mit, was Sie sich angemerkt haben.

B. Mein Excerpt lautet so: De tribus impostoribus mehr berüchtigt, als bekannt. Es sind zwei Schriften, sie haben aber einen Gegenstand. Sie produciren eine interessante Idee wirklich selbstständig, sind höchste Ausgeburten frivoler Verzweiflung. Ihr Thema, daß die Menschheit in ihren höchsten Angelegenheiten sich selbst betrügt, dürfte anderswo schwerlich mit mehr entschiedner Opposition gegen alle positive Religionen ausgesprochen sein. Sie werden zuerst erwähnt im 17. Jahrhundert in Frankreich, Italien und Deutschland. Muthmaßliche Verfasser sind Kaiser Friedrich II., oder dessen Kanzler Peter von Weingarten (P. de Vineis), oder Pomponazio. Rosenkranz bespricht zwei Manuscripte: 1) ein kürzeres lateinisches, nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, handelt in Paragraphen über die Lehre von Gott, sein Dasein, Verschiedenheit der Religionen, Cultus und Lehren der Religionen in körniger, oft bittrer und sarkastischer Sprache; 2) ein stärkeres französisches aus der Zeit gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, methodischer, doch eben so wenig, als 1), systematisch, handelt in sechs großen Abschnitten von Gott, von Beweisen über dessen Dasein, von Religionen, evidenten Wahrheiten, Seele, Geistern. Der Verfasser des lateinischen Manuscripts war mehr Philosoph; das französische involvirt den Liberalismus des 17. und 18. Jahrhunderts. Das lateinische regt eine Menge Zweifel gegen Wahrheit aller Religionen an, der Materialismus liegt im Hintergrunde, ohne sich seiner recht bewußt zu sein; Letzteres aber ist in dem französischen der Fall. Beide reden stets von dem, was ihrer Meinung nach nicht sein kann. Mehr bemüht sich das französische, etwas Positives zu geben. Die Titel der beiden Manuscripte sind: De impostura religionum und Le livre des trois imposteurs. —

A. Sind Sie zu Ende?

B. Ja. Wenn Sie vielleicht die Mittheilung einzelner Stellen aus der berüchtigten Schrift von mir erwartet haben, so thut es mir leid, Sie in eine höhere Spannung versetzt zu haben, als ich im Stande war zu befriedigen; doch N. besitzt die zu Ende des 18. Jahrhunderts von Ch. E. Schmid veranstaltete Ausgabe und wird sie Ihnen gern leihen. Jetzt aber kommen Sie und lassen Sie uns im Buche der Natur lesen; ich bin seit drei Tagen nicht vor die Stadt gekommen.

Eine Forderung der Zeit an den deutschen Adel.

Es wird gewiß allgemein zugegeben werden, daß wenn der deutsche Adel ein gemeinsames Streben zeigen und erringen will, dies Streben nach Höherem als die Geltendmachung von hochklingenden Namen für kleine Sachen gerichtet sein muß. Ganz besonders gedenke ich hierbei des Programmes der schlesischen Adels-Reunion und der früher in Leipzig entworfenen Statuten eines adligen Vereines ähnlicher Tendenz, in denen man die unverholene Ansicht ausgesprochen fand: „der Adel solle sich bestreben, durch Aeußeres (durch Hunde, Waffen, Diener, burgartige Wohnungen &c.) auf die Sinne des Volkes zu wirken," wahrscheinlich um jene Zopfzeit zurückzurufen, die der Adel seine Blüthezeit nannte. Aber glaubt der Adel wirklich dies dadurch erreichen zu können? oder, wenn auch, ist ihm am Anstaunen des Pöbels so Viel gelegen? — denn nur der Pöbel kann das Aeußere anstaunen, ein gebildetes Volk verachtet das —; ich hoffe: nein! denn ich glaube, wir sind in unserer Zeit über dergleichen Lächerlichkeiten hinweg. Aber wohl kann sich der Adel eine allgemeine Achtung des deutschen Volkes erwerben, wenn er sich vereinigt an die Spitze großartiger Unternehmungen stellt, die für Deutschland von den wichtigsten Folgen sein werden. Mit diesen Unternehmungen bezeichne ich die Bildung von Gesellschaften zur Regelung und Leitung der Auswanderung nach Amerika. Meine Idee ist nicht neu, denn dies beweisen bereits zwei glänzende Beispiele, aber es scheint mir nicht genug auf solche großartige Unternehmungen hingewiesen werden zu können. Die Fürsten von Leiningen, Solms-Braunfels u. A. großherzige deutsche Biedermänner haben eine Niederlassung in Texas begründet. Es sind über diese herrliche Idee und über deren Ausführung bereits im Gebiete der Tagespresse so viele Stimmen laut geworden, daß das dort Gesagte als bekannt vorausgesetzt werden kann. Die Opposition trat, die Partheischrift eines englischen Romantikers (der leider zu solchem Machwerke seinen Namen hergab) in der Hand, auf und wollte die Eigenthümlichkeit des Landes und die politische Stellung des jungen Staates als Grund zur Darstellung der Erfolglosigkeit des Colonisations-Projectes gebrauchen; diese Opposition ging aber vornehmlich von deutschen Städten aus, die schon lange im britischen Elemente das deutsche vergessen zu haben scheinen. Es ist überhaupt nutzlos, über solche Angelegenheiten nur mit Worten streiten zu wollen: jene vortrefflichen Fürsten haben durch die That die Lösung einer Frage unternommen, welche für Deutschland von besonderer Wichtigkeit ist. Jene Männer prüften sorgfältig an Ort und Stelle und handelten dann, und wenngleich die Statuten jenes Vereines fast nirgends bekannt sind, so hat doch schon

Digitized by Google

jetzt das Beispiel gezeigt, welches Vertrauen man auf jenen Verein der Fürsten und Edeln setzt. —

Bisher haben Deutschlands Regierungen die Auswanderungen keineswegs mit günstigen Augen angesehen, ja es waren meistens Aufforderungen zur Auswanderung und Bildung von solchen Gesellschaften gänzlich untersagt. Dieß konnte und durfte aber kein Staat in anderer Absicht thun, als seine Unterthanen, deren körperliches und geistiges Wohl ihm anvertraut war, vor jenen entsetzlichen Täuschungen und Betrügereien zu bewahren, denen nur zu oft Auswanderer anheimfielen. Der Staat selbst konnte sich nicht wohl an die Spitze von Auswanderungs-Gesellschaften stellen. Da haben es nun edle Männer, welchen Ansehen und Mittel zur Seite stehen, unternommen, den Deutschen, die aus irgend einem Grunde ihr Vaterland verlassen, jenseit des Oceans eine neue Heimath gründen zu helfen und sie mit dem angestammten Vaterlande in Verbindung zu erhalten, denn sie bleiben auch in Amerika Deutsche, die durch das gemeinsame Band der Sprache und Sitte aufs Innigste verbunden sind.

Eine zweite derartige Unternehmung wird jetzt eingeleitet, an deren Spitze der Prinz Carl von Preußen und der Fürst von Schönburg stehen. Diese hohen Herren haben durch eine Commission die Mosquito-Küste (Mittelamerika) in Bezug auf Colonisations-Projecte untersuchen lassen und die Untersuchung soll sehr günstige Resultate ergeben haben.

Möchte es doch beiden Vereinen gefallen, bald über diese Unternehmungen Näheres der Oeffentlichkeit übergeben zu lassen, da beide und alle derartigen Unternehmungen künftig für Deutschland von hochwichtigem Einfluß werden können, wie ich jetzt andeuten will.

Der um die Volkspoesie sehr verdiente **Dr. Firmenich** in Berlin hat kürzlich die Idee einer allgemeinen Schiffahrts-Gesellschaft der Zollvereins-Staaten zur Erlangung eines directen Verkehrs mit den überseeischen Ländern ausgesprochen, die einen allgemein günstigen und hoffentlich nachhaltigen und wirksamen Anklang gefunden hat. Man braucht sich nicht sanguinischen Hoffnungen hinzugeben, aber man kann überzeugt sein, daß wenn Deutschland diese große Idee zur Ausführung bringt, sie auch dem deutschen Namen Ehre macht. Und wo fänden wir dann in Amerika die ersten Stapel- und Handelsplätze, sichere Häfen, freundliche Aufnahme u. s. w. für unsere Schiffe? Gewiß in jenen deutschen Colonien. Deßhalb meine ich, kann die Begründung solcher Colonien, die Regelung und Ueberwachung der Auswanderung nach Amerika für Deutschland wichtige Folgen haben. —

Und nun brauche ich wohl kaum noch Etwas über die Ueberschrift dieser Zeilen zu sagen. Hier bietet die Zeit dem Adel ein würdiges, hohes Ziel seines Strebens, ja die Zeit fordert es, da der Adel durch Reichthum und Ansehn vorzugsweise berufen ist, an der Spitze solcher Unternehmungen zu stehen. Hieher hat also der Adel seine Blicke zu wenden, um sich die Hochachtung seiner Zeitgenossen zu erwerben und in der Nachfolge jener hochherzigen, deutschen Fürsten hat er ein schöneres Zusammenwirken zu suchen, als in Reunionen und Vereinen zur Hebung von Parforçe-Jagden! — — Man wird mir schon um des Gegenstandes willen die Versicherung gelten lassen, daß das Gesagte sine ira et studio, ohne alle und jede Nebenabsichten, gemeint ist. Auch die geringste Theilnahme würde mich ermuthigen, später Einiges über die Hauptgrundsätze bei Begründung von Colonien mitzutheilen.

Berlin, November 1844.

Emil v. Kosten.

Der Jesuit als Präceptor.

(Schluß.)

Man denke sich also einen Mann mit römischem Herzen, eingehüllt in ein römisches Kleid der Wissenschaft, vor einer hoffnungsvollen Kinderschaar, über sie hinschauend mit einer römischen Frömmlermiene! Wie ein Korporal steht derselbe vor der Fronte und kommandirt. Das Kommando schweigt, aber die vier Schulwände hallen wieder: Subordination! — Nation! Wer will es uns verargen, wenn wir das Vorwort übersetzen: Nieder mit der Nation! Es lebe der Orden! Kaum hat er sich vor dem Namen seines römischen Generales, gleichwie vor seinem Gotte und Erlöser, gebeugt, so öffnet sich der Mund junger Polizeicommissäre; denn zur Vollstreckung seiner standesmäßig berechneten Befehle stützt er sich auf eine ausgehetzte Schulgensd'armerie. Nachdem er die Anklagen mit verschmitztem Lächeln abgelockt hat, lobt er die kleinen Spione, weil sie so trefflich den Judas spielen können, und reicht ihnen das Kreuz der Ehrenlegion; dagegen tadelt er die Stillen, weil sie nichts anzugeben und zu verrathen haben und im Denunciren jene Goldsöhne nicht überbieten. Die besten Schreier sitzen natürlich obenan in Classen und auf Bänken, sie erfreuen sich auch in und außer der Schule der vornehmen Plätze und sind zum ewigen Ruhme der Wissenschaft durchgängig den übrigen Aufpassern übergeordnet. So erscheint der Jesuit, wenn er als Präceptor in der Schule auftritt, in der Mitte von Verräthern, als ein Glied in der Kette eines Delationssystems, welches von dem redseligen Kinde aus noch weiter reicht als bis zum Manne, der die Schule hält, welches bis nach Rom sich erstreckt; so löst er die Bande zwischen Mitschülern und Landsleuten, zwischen Aeltern und Geschwistern, zwischen Fürst und Vaterland; so erstickt er im Keime die Liebe zu dem Nächsten und verhärtet das Gemüth ohne Scheu vor den niedrigsten Mitteln gegen Gut und Blut, gegen Wahrheit, Tugend und Recht; so verfolgt er bis in die Geheimnisse der Familie und des Herzens sein Erziehungsprincip. Alle Verhältnisse der Kinder, selbst zwischen ihnen und den Aeltern, beaufsichtigt, beschränkt und verbittert er; all' ihre Folgsamkeit und Bestrebung ordnet er dem Gehorsame gegen seinen Oberer unter. Um sich aber als ihr wahrer Seelsorger zu zeigen, beginnt er die erste Stunde,

Digitized by Google

da es gerade Religionsstunde ist, mit einem Gebete bald zur heiligen Katharina, bald zum heiligen Stanislaus: diese Heiligen sollen sich nämlich der Kinderseelen erbarmen und ihnen Eifer für Obedienz einflößen. Doch wehe, die Stille der Andacht leidet! Da sich ein Jüngerer in der Art derselben verfehlt hat, so wird er notirt und zur Strafe zu einer Privatandacht, vielleicht sogar im Bethause, verurtheilt. Wir wollen den jungen Sünder nicht stören, da er am frühesten Morgen des folgenden Festtags während der Messe dort auf seinen zitternden Knien liegt und sich stundenlang mit der Litanei der seligsten Jungfrau beschäftigt, wir wollen vielmehr hören, worüber der Lehrer nach dem Katechismus von Canisius katechisirt. Wie begeistert spricht er wirklich über das Dogma von der Kirche und wird unerschöpflich in den blutigsten Beispielen, womit er die Glaubenspuncte begründet. Millionen Opfer zählt er auf, mit welchen der Herr die Siege der römischen Kirche über die Ketzer gekrönt habe. Den Zuhörern stehen freilich die Haare zu Berge, aber sie sind doch erbaut, wenn Erbauung heißt, die Kinder zum Zorne reizen, sie mit Rachgier für seine Macht einnehmen, sie mit Leidenschaften erfüllen, die weder vom Christenthume zeugen, noch irgend einen Weg zum Himmel bahnen. Uebrigens wollen wir die Frage gar nicht entscheiden, ob dieser Lehrer an einen andern Himmel als an den römischen glaubt; nur wollen wir hinzufügen, daß er seinen Schülern zum Vorbilde dient. War er es ihnen in der ersten, der röm. Religionsstunde, so ist er es auch ihnen in der zweiten, der röm. Sprachstunde. Nach der besten, eine Erfahrung mehrerer Jahrhunderte approbirten Methode fängt er die todte Sprache gleich recht lebendig an, nämlich mit dem Sprechen. Es herrscht eine Ruhe in der Stunde, wie sie kaum geherrscht haben mag auf dem Forum, wenn Cicero die Rednerbühne bestieg. Aber auch nicht ein einziges deutsches Wort hört man in der Classe hallen, obgleich sie nur decliniren und conjugiren lernt; denn deutsch zu denken und zu reden wird mit einer Schmach bezeichnet, die selbst der Sitz auf der Unglücksbank nicht hinlänglich sühnen kann. Zur Erläuterung, wie der Lehrer dabei verfährt, diene folgendes Beispiel. Er fragt, auf Tische zeigend: **quid hoc est?** Der Schüler antwortet: **Mensae.** Der L. **Quid est mensae?** D. S. **Genitivus Casus Singularis Numeri.** D. L. **Probabile est. Sed quid adhuc est mensae?** D. S. **Est adhuc Dat. Cas. Sing. Num.** D. L. **Probabile etiam. Sed quid adhuc esse potest?** D. S. **Adhuc esse potest Nom. Cas. Plur. Num.** D. L. **Non minus probabile** u. s. w. Nachdem er diese Probabilien aus seinen Lieblingsautoren vermehrt und bewiesen hat, empfiehlt er den Gebrauch seiner heiligen Sprache und verheißt den eingebildeten Ciceronianern Belohnungen aller Art, wenn sie sich der Muttersprache ganz und gar entwöhnten. Ein neues Feld für unsterbliche Lorbeeren! Denn wer ahnete nicht die wieder gelieferten Proben der Verrätherei, bei welcher Einer den Andern um der röm. Verdienste willen zum Hohne seines Vaterlandes neidisch bekämpft? Was für Preise erst die Helden beim öffentlichen Examen empfangen und wie sie vor dem gemeinen Kinderschlage von volksthümlichem Schrot und Korne ausgezeichnet werden, davon machen wir uns nur einen schwachen Begriff, wenn wir uns in einer **Aula** die siegenden Römlinge rechts bei der Meritentafel und die Besiegten links vor den bestochenen Richtern denken. Doch schwerer schon als der Alp liegen diese wenigen Umrisse auf uns, als daß wir länger bei der Ausmalung des Bildes verweilen möchten. Wir schließen auch lieber jetzt, um für die dritte Stunde Athen zu schöpfen, in welcher eine röm. Komödie, vom Lehrer eigenhändig für sein **theatrum Romae** verfaßt, aufgeführt wird.

Behr.

Feuilleton.

[Freiheit der Schrift und Rede über Staatseinrichtungen.] Es ist ganz zweckmäßig, die indirecte Aufreizung zur Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit nicht unter die Verbrechen oder Vergehen zu zählen. Ein solches Verbrechen giebt es nämlich nicht, und die ganze dieser Anschuldigung zum Grunde liegende Idee ist falsch. Sie beruht nämlich auf der Annahme, daß, weil der Tadel der Regierung oder einer öffentlichen Einrichtung Unzufriedenheit der Staatsbewohner und allenfalls wohl auch Widersetzlichkeit derselben hervorbringen kann, derjenige, welcher diese Regierungsanstalten tadle, dadurch indirecter Weise zur Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit auffordere. Die Argumentation ist aber in zweifacher Beziehung falsch; denn einestheils gilt von der Möglichkeit nicht sogleich ein Schluß auf die Wirklichkeit; andererseits aber übt der Staatsbewohner nur sein Recht aus, und diese Ausübung liegt sogar insofern in dem Interesse der Staatsverwaltung, als sie sonst viele Mittel entbehrt, stattgefundene Mißgriffe wahrzunehmen. Mit Grund hat man daher, um gefährlichen Tendenzprozessen nicht ein weites Thor zu öffnen, in der neuern Strafgesetzgebung zur straffälligen Aufforderung zum Aufstande eine deutliche und bestimmte Aufforderung gefordert. In der That läßt sich auch das Bedenkliche, alle Kritik der Staatsanstalten zu verbieten, so wenig verkennen, daß sogar in den allgemeinen Censurverfügungen der deutschen Bundesversammlung (Oct. 1834, § 11) es heißt: „Schriften, in denen die Staatsverwaltung im Ganzen oder in einzelnen Zweigen gewürdigt, erlassene, oder zu erlassende Gesetze nach ihrem innern Werthe geprüft, Fehler und Mißgriffe aufgedeckt, Verbesserungen angedeutet, oder in Vorschlag gebracht werden, soll um deßwillen, weil sie in einem andern Sinne, als in dem der Regierung geschrieben sind, falls nur ihre Fassung anständig und ihre Tendenz wohlmeinend ist, die Zulassung zum Drucke nicht versagt werden."

J. Weidtel.

[Symbolische Strafe.] Die frühere Zeit kannte eine eigenthümliche Strafe für Männer, die sich von der Frau schlagen ließen, ohne davon Anzeige zu machen; nämlich auf Verordnung der Behörde wurde einem solchen Ehemanne das Dach von seinem Hause abgedeckt, also das Haupt des Hauses, zum Zeichen, daß der inwohnende Ehemann nicht Haupt seines Weibes sei. Im Schwarzburgischen und Fuldaischen und wohl auch anderswo hatte man diese gesetzliche Strafe. Ob sie in Anwendung gekommen ist?

Das Licht der Wissenschaft darf nicht blos Mondschein ohne Wärme sein, nicht ein Baum der Erkenntniß in sittlicher Wüste, absichtlich für die große Menge wüste gelassen, ohne Verbindung mit dem Baume des Lebens; sonst ißt sich Mancher an dem Erkenntnißbaume den geistigen Tod.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Nebst Literaturblatt Nr. 16. und Intelligenzblatt Nr. 14.

Digitized by Google

Literaturblatt

zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 16. 1844.

Literatur.

Conversationslexikon zum Handgebrauch oder encyklopädisches Realwörterbuch aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 4. gänzlich umgearb. Aufl. Vollständig in einem Bande, oder in 30 14tägigen Liefer., jede von 6 bis 7 Bogen zu 4 gGr., 4—8. Lief. Leipzig, 1844. Verlag von A. Weichardt.

Die Leser dieser Zeitschrift werden sich erinnern, daß bereits bei Anzeige der 3 ersten Hefte des Weichardt'schen C.-lex. das Urtheil des Ref., kurz gefaßt, darauf hinausging, daß uns hier ein Werk vorliege, bei welchem mehr, als jedem andern der Art, der rechte Weg in dem, was und wie es gegeben werden muß, getroffen worden sei. Alle Besitzer von den unter dem Namen C.-lexikon bekannten Realwörterbüchern werden gestehen müssen, daß ihnen darin Vieles dargeboten werde, was sie und Andere nicht darin suchen, entweder, weil sie es gar nicht gebrauchen können, weil es, wie z. B. Biographien von Leuten, die man vergessen kann, zu dem gehört, um das sich Niemand bekümmert; oder weil man dafür, wenn es sich um eine ausführliche Belehrung handelt, doch spezielle Werke zu Rathe zieht. Conversationslexika benutzt man blos zu augenblicklicher, theilweiser und kurzer Belehrung, darüber sind gewiß Alle einig; folglich müssen sie auch zu diesem Zwecke eingerichtet sein. Dieß gilt von dem Weichardt'schen. Die künftigen Besitzer desselben werden denselben Nutzen davon haben, den ihnen ein bändereiches, theures Lexikon gewährt, und doch dabei zugleich für ihre Kasse den Vortheil genießen, daß sie blos 5 Thlr. für das Ganze auszugeben brauchen. Wir haben schon bei der frühern Anzeige Artikel angegeben, aus denen man ersieht, daß überall, wo sich Gelegenheit darbot, das Neueste in allen Wissenschaften, Künsten und Gewerben mit berücksichtigt worden ist, und finden dieß auch in den vorliegenden Heften wieder. Selbst Leistungen, die manche Gelehrte, in deren Fach sie einschlagen, noch ignoriren, sind in ihrer Bedeutsamkeit anerkannt, z. B. die Leistungen des Philosophen Beneke namentlich in Bezug auf Psychologie; denn dessen System, wenn es erst noch allgemeiner bekannt sein wird, muß Epoche machend und am Ende als das allein wahre anerkannt werden. Vermißt hat Ref. den wegen seiner Beredtsamkeit berühmten Barletta, von dem es hieß: qui nescit barlettare, nescit praedicare. Bei Benno konnte sein Verdienst um Cultur des Landes erwähnt werden. Becket kann man mit ebensoviel Recht berüchtigt nennen, als er berühmt genannt wird. Bei Cäcilie konnte gesagt werden, welches Mißverständniß die Ursache gewesen sei, ihr die Erfindung der Orgel beizulegen. — Das 8. Heft geht bis in Dal. — Namentlich machen wir auf folgende Artikel aufmerksam, welche trefflich bearbeitet sind: Banken (öffentliche Creditanstalten), Baumwollenmanufactur, Belgien, Bibel, Bildhauerkunst, Brasilien, Braunschweig, Buonaparte, China, Cicero, Dänemark u. a. — Wir werden nächstens ausführlicher auf das gründliche und gediegene Werk zurückkommen. G†.

Deutscher Heldensaal und Ehrentempel von A. Lewald. (Aus der allgemeinen deutschen Bürgerbibliothek, herausgegeben von Karl Andree und Aug. Lewald, besonders abgedruckt.) Erstes Bändchen. Karlsruhe 1844. bei Fr. Gutsch und Rupp. 192 S. in 8.

Als uns im vorigen Jahr der Prospectus der allgemeinen deutschen Bürgerbibliothek zu Gesicht kam, konnten wir nicht umhin, eine lebhafte Freude zu empfinden bei dem Gedanken, daß sich endlich eine Anzahl der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands vereinigt habe zu dem löblichsten Unternehmen, zur Bearbeitung aller Wissenschaften für den deutschen Bürger. Wir waren nicht eifersüchtig, daß es wieder Süddeutsche waren, die uns Norddeutschen vorangingen mit Beispiel, daß es fast nur Süddeutsche waren, deren Namen als Mitarbeiter an diesem nationalen Unternehmen genannt wurden, wir freuten uns als Deutsche überhaupt dieses deutschen Unternehmens, zumal, da das bekannte Redactionstalent des Herrn August Lewald uns eine Bürgschaft für das Gelingen des Planes geben mußte. Und wir glauben uns nicht getäuscht zu haben, denn wenn wir auch bis jetzt noch nicht Gelegenheit hatten, andere Sectionen der deutschen Bürgerbibliothek zu sehen, so ist uns doch der vorliegende „deutsche Heldensaal und Ehrentempel" ein hinlänglicher Beweis von der Vortrefflichkeit des ganzen Werkes. Vielleicht haben wir Gelegenheit später noch einmal ausführlicher auf die deutsche Bürgerbibliothek zurück zu kommen und müssen uns vorläufig mit der Besprechung jener, zum Theil ausgezeichneten, Biographieen des vorliegenden besondern Abdrucks begnügen.

Unser deutscher Apostel, Bonifacius, eröffnet den Reigen, und wenn auch der Verfasser (H. König) in angemessener, volksthümlicher Sprache ein abgerundet schönes Bild des christlichen Märtyrers aufgestellt hat, so können wir uns doch nicht enthalten, die beiden folgenden Biographieen Heinrich's und Otto's von Duller bedeutend höher zu stellen. Uns scheint in diesen Biographieen aufs Glücklichste die Mittelstraße zwischen dem Belehrenden und Unterhaltenden, auf der sich allein das wahrhaft Volksthümliche bewegen darf, getroffen zu sein, und Herr Duller darf sich gewiß des Beifalls Aller versichert halten, denen die deutsche Bildung des deutschen Volkes am Herzen liegt. Herr Duller hat in diesen beiden Biographieen Meisterstücke geliefert. Möchte der in Zwickau in Sachsen gegründete „Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften" sich dergleichen Arbeiten zum Muster nehmen, möchte er sich den Strebungen der deutschen Bürgerbibliothek anschließen, gewiß würde er dann bald mehr Früchte seines anerkennenswerthen Strebens ärndten, als bisher. Wir machen hierdurch einer verehrten Redaction der deutschen Bürgerbibliothek den Vorschlag, doch gefälligst im Interesse deutschen Volksthums, sich mit gedachtem Verein in Verbindung zu setzen, vielleicht könnten durch eine Vereinigung recht erfreuliche Resultate erlangt werden. Unter den übrigen Lebensbeschreibungen erwähnen wir hier nur noch die des eben so hochverdienten, als auch schmerzlich verkannten Paracelsus und stimmen mit dem Verfasser (Dr. Quitzmann) vollkommen

Digitized by Google

überein, daß es endlich an der Zeit sei, diesen deutschen Reformator in seiner Wissenschaft den ihm gebührenden Ehrenplatz anzuweisen.

Die Verlagshandlung hat ebrenwerth ge[illegible] gedacht, indem sie für ein sehr anständiges Aeußere des vorliegenden Werkes gesorgt und doch den Preis sehr mäßig gestellt hat. Gewisse andere Leute scheinen sich leider nicht von der Idee trennen zu können, daß schlechter Druck und schlechtes Papier für das deutsche Volk gut genug seien. **Ge. He.**

Feierklänge von Wilh. Kilzer. Siegen und Wiesbaden, bei Friedrich. 1844. 180 S.

Gott, Christus, Leben, Natur und Unsterblichkeit sind die Gegenstände, welche der edle, fromme Dichter in diesen Feierklängen besingt, und diese Lieder auch nach diesen Beziehungen geordnet hat. Früher schon in seinen mit Liebe aufgenommenen „Palmenzweigen" hat er sein Herz wie seinen Geist dahin gerichtet, und einige dieser frühern Herzensergießungen und Geistesaufflüge sind auch in diese Sammlung in verbesserter Gestalt mit aufgenommen worden, den Haupttheil derselben aber machen völlig neue Klänge aus, in denen allen jedoch diese reine und innige Stimmung ebenfalls wiedertönt. Es wird darin kein Prunk mit Worten getrieben, nichts unverständlich Mystisches mischt sich mit ein, keine Polemik trübt den Sinn der Liebe und Innigkeit, aber um so frömmer, gottvertrauter, lebensfrischer, herzenwohlthuender sind diese Lieder, dadurch aber auch wahrhaft erbaulich, wahre Feierklänge in der stillen Andacht des Gemüths. Solche Lieder werden nicht gemacht, sondern empfunden, hier ist keine Absicht, sondern innerer Drang, hier giebt die Stimmung der reinen Seele auch den Worten den reinen Klang, den Gedanken die höhere Richtung. Man wird nicht ohne Erbauung diese Blätter lesen und manches Gedicht in Geist und Herz behalten, um es in freudigen oder trüben Stunden mit Erhebung oder Trost sich ins Gedächtniß zurückzurufen. Geben wir eins der kleinsten Aufhauche einer gottvertrauenden Seele hier als Probe:

Du bist ein Licht vom Lichte:

Willst Du ein Licht entzünden,
So bring' es an ein Licht,
Willst Du Dich selber finden,
Versäume Gott nur nicht.
Je klarer Dir sein Wesen,
Je klarer wird Dein Sein:
In ihm kannst Du genesen,
Gedeihen nur allein.

Th. Hell.

Die Geusen oder Fanatismus und Liebe. Historisch-romantisches Gemälde v. Max Flinzer. 2 Bde. Verlag bei Jul. Helbig. 1845.

Der Verf. dieses Romans hat seinen Stoff aus einem Zeitabschnitte gewählt, der an historischem Interesse zu den reichsten und wichtigsten des Mittelalters gehört, und er hat diesen Stoff mit leichter und gewandter Feder behandelt. Von den Zeitereignissen, die den Grund des romantischen Gemäldes bilden, und von den darin auftretenden Personen legt der Verf. eine für seinen Zweck hinlänglich genaue Kenntniß an den Tag. Auf diesem geschichtlichen Boden und aus demselben entwickelt sich der eigentliche Faden der Erzählung, die Darstellung der Liebe eines jungen Ritters und eines sinnigen Edelfräulein's. Der Schauplatz der Erzählung wechselt mannigfaltig und nicht ohne Interesse ab. Bald werden uns Scenen aus dem Wirthshausleben vorgeführt, bald werden uns die Flügelthüren des Staatsrathes aufgethan, bald sehen wir Marktscenen an uns vorübergehen, bald belauschen wir den sinnenden Staatsmann im einsamen Zimmer, bald naht ein öffentlicher feierlicher Aufzug, bald ein glänzendes folgereiches Gastmahl, bald werden uns die stillen Hallen eines einsamen Klosters geöffnet, bald hören wir den tobenden Lärm von den Bacchanalien der Bilderstürmer, bald sind es Naturscenen, bald ein Stillleben in niederländischer Manier, welches unser Interesse in Anspruch nimmt. Die Charaktere sind leicht und sicher, jedoch ohne historische Tiefe gezeichnet. Margarethe v. Parma, die ihrer Aufgabe gewachsene Statthalterin der Niederlande, der schweigsame, edelherzige Wilhelm, Prinz v. Oranien, der gelehrte und besonnene Präsident des Staatsrathes Viglius, der jüngere, feurigere und ritterlichere Bruder des Prinzen v. Oranien, Ludwig v. Nassau, die freisinnigen Edlen des Landes, Heinrich v. Brederode, Philipp v. Marnir, die Grafen v. Kuilemburg und Egmont und deren mächtige Gegner, Carl Graf v. Barlaimont, der Herzog von Arschot u. s. w., der muthige, fast fanatische Prädicant Georgius Schultius und der berühmte Prediger der Reformirten, Franziskus Junius, spielen abwechselnd vor unsern Augen ihre wichtige, der Geschichte längst anheimgefallene Rolle. Ueber die geschichtlichen Ereignisse und mannigfach durch sie bedingt, erhebt sich die Liebe des jungen dem Bunde der Geusen angehörigen Ritters v. Herzfeldt und des edlen Fräuleins Elwire v. Swanenburgh. Die innige Zuneigung Beider wird durchkreuzt durch die leidenschaftliche Sinnlichkeit eines spanischen Obersten, Gonsalvo di Silvius, der sogar die heiligen Räume eines Klosters zur Freistätte seiner niedern sinnlichen Bestrebungen benutzen will. Elwire wird seinen Nachstellungen noch zeitig genug durch die in temporären Wahnsinn verfallene Nonne Agnes, ein früheres Opfer von Gonsalvo's Leidenschaftlichkeit, entzogen. Ehe sie jedoch den Ihrigen wieder zugeführt werden kann, fällt sie einer Rotte gemeiner und roher Bilderstürmer in die Hände. Einer derselben erkiest sie zu seiner Geliebten und läßt sie einstweilen unter sicherer Aufsicht bei dem Raube der Rotte zurück. Weitere Unannehmlichkeiten und Gefahren werden jedoch dem Fräulein durch die Dazwischenkunft eines Häuflein's Ritter erspart, welche gegen die Bilderstürmer anrücken und sie nach einiger Gegenwehr in die Flucht schlagen. Unter den ritterlichen Befreiern des Fräuleins befindet sich unerwartet deren eigener Geliebter, der freilich im Kampfe eine schwere Verwundung davon trägt. Allein dieselbe heilt unter Elwiren's zarter Pflege auf deren Stammschlosse glücklich, und da die Zeitumstände immer drohender werden und die Ankunft des Herzogs von Alba in den Niederlanden nahe bevorsteht, so folgen die Liebenden als glücklich Verbundene dem Prinzen von Oranien nach Deutschland und beschließen daselbst ihre Tage im Alter und in der Ruhe. — Wenn auch „die Geusen" nicht unter die Meisterwerke im Romanenfache zu zählen sind und nicht von hoher und seltener Originalität des Geistes zeugen, so ist dieser Roman doch vollkommen geeignet, das lesende Publikum einige Stunden recht leicht und angenehm zu unterhalten. Ein sinnentstellender Druckfehler befindet sich Seite 196. II. Bd. „Der Mann (Egmont), der nie in Mitten der größten Gefahren gelebt (statt gebebt) hatte." — Die äußere Ausstattung ist gefällig.

Ed. Gr.

Digitized by Google

Amalie Hillner. Ein Roman von Carl Jonas Ludwig Almquist. Aus dem Schwedischen. 2 Thle. Berl., b. F. H. Morin. 1844.

Dieses Werk des unverkennbar geistreichen Verfassers behandelt in origineller Weise einen an mannigfaltigem Interesse keineswegs armen Stoff. Um der Darstellung des Gegenstandes die möglichste Abwechselung zu verleihen, werden wir mit Personen und Verhältnissen bald durch Briefe, bald durch Dialoge, bald durch eingeflochtene Reisen u. s. w. bekannt gemacht. Seine geistvollen Bemerkungen über Menschen und menschliche Verhältnisse zeugen von scharfer und tiefer Beobachtung des Lebens. So sehr aber auch die sorgfältige Bearbeitung der einzelnen Parthien mit Lob anzuerkennen ist, so scheint es uns doch, als ob der Verfasser hier und da zu sehr ins Einzelne gegangen sei. Anfangs glaubt man nämlich, es mit einer geistreich behandelten Instruction für Erzieherinnen zu thun zu haben; dann scheint Alles auf eine nur dem Juristen wünschenswerthe Bekanntschaft mit den schwedischen Erbfolgegesetzen zu zielen, bis man endlich in der Ausführlichkeit dieser Nebenpartien mehr den Zweck erkennt, diesen untergeordneten Theilen des Ganzen das möglichste Interesse durch genaue Detaillirung der Verhältnisse zu geben. Eine geheimnißvolle Doppelehe giebt Veranlassung zu Mangel und Wohlstand, zu Trennung und Wiedervereinigung mehrer von den wichtigsten handelnden Personen. Die glückliche Vermählung der als Gouvernante in ein adliges Haus getretenen Amalie Hillner mit einem jungen Baron begünstigt die friedliche Ausgleichung sich scharf widersprechender Ansprüche. — Bei aller unverkennbar talentvollen Behandlung des Gegenstandes scheint indeß dem Verf. die Leichtigkeit des Genie's in Auffassung und Darstellung eines Stoffes nicht eigenthümlich zu sein. Die Charaktere sind zwar nicht flüchtig, aber auch nicht scharf und entschieden genug gezeichnet. Zu beklagen ist eine Menge sinnentstellender Druckfehler. Die äußere Ausstattung ist geschmackvoll. **Ed. Gr.**

Die Rückkehr ins Vaterhaus. Von St. Nelly. Leipzig, Wienbrack. 1844. 8. 2 Bde.

St. Nelly datirt ihr Vorwort aus Tetschen, dem reizenden Städtchen an der Elbe zwischen Aussig und Schandau, wo sie auch zuerst den Grünmantel, dessen Lebensschicksale den Inhalt dieser beiden Bände ausmachen, auf dem mehreremale in der Woche vorüberfahrenden Dampfschiffe Bohemia erblickte. Ihr Freund Phantasus macht sie nun mit den nähern Schicksalen dieses interessanten jungen Mannes vor und nach dieser Begebenheit bekannt, und man kann nicht läugnen, daß er einen recht anziehenden Roman dichtete und seiner Freundin willkommenen Stoff zur Bearbeitung darbot. Das ist nun von der Verfasserin mit vielem Geschicke geschehen, wobei sie den Helden der Erzählung selbstredend einführt und diesen dadurch noch lebendiger erscheinen läßt. Es ist der Verfasserin, deren frühere Arbeiten ihr schon einen geachteten Namen erworben haben, wohl gelungen, auch in diesem Romane sowohl interessante Charaktere aufzustellen, als die Begebenheiten auf geschickte Weise so zu verweben, daß sie an sich die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln und die Auflösung in unerwarteter Wendung herbeiführen. Die Zahl der darin auftretenden Personen ist eben so groß als ihre Stellung in jeder Beziehung mannigfach. Doch versteht es die Verf., nirgends Ueberhäufung eintreten und die Erscheinungen übersichtlich nacheinander folgen zu lassen. Natürlich behalten wir den Helden um so mehr immer im Auge, als er Selbsterzähler ist, und gewinnen ihn durch treue Anhänglichkeit, offene Redlichkeit, kluge Vermittlung im Fortschritt der Erscheinungen immer lieber. Seine Rückkehr ins Vaterhaus ist eine eben so unerwartete als beglückende, und der unscheinbare Mann auf der Bohemia tritt uns zuletzt in aller Glorie des Standes und Reichthums entgegen. Dabei verdient Styl und Ausdruck der Verfasserin das voll'ste Lob, und bei der Reinheit der Darstellungen und manchen ungesucht eingestreuten geistreichen wie treubelehrenden Bemerkungen ist dieses Werk besonders auch jugendlichen Leserinnen unbedenklich zu empfehlen.

Th. Hell.

Ansicht der Herzoglichen Residenzstadt Altenburg. Gezeichnet von B. Bechstein, Stahlstich u. Druck des Kunstverlags in Karlsruhe, Verlag von Julius Helbig in Altenburg.

Wer kennt nicht das freundliche Altenburg im freundlichen und gesegneten Sachsenlande! Wer, dem die sächsische Geschichte nicht ganz fremd ist, wüßte nicht von dem 1455 hier verübten Raube der Prinzen Ernst und Albert, der Stammväter des jetzigen herzoglichen und königlichen Hauses Sachsen; und wer viele Menschen und Länder gesehen, behält als merkwürdig gewiß in seinem Gedächtnisse vor andern die altenburger Landleute in ihrer so eigenthümlichen Tracht. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Verlegers, Herrn Helbig in Altenburg, das in bildlicher Darstellung dem einheimischen und auswärtigen Publikum zu geben, was Altenburg und die Umgegend Bemerkenswerthes bietet, was dem, der einmal es selbst an Ort und Stelle sah, später zu einer angenehmen Erinnerung verhilft, und in dem, den sein Weg noch nicht dahin führte, den Wunsch erregt, die Wirklichkeit mit dem Bilde zu vergleichen. Das Tableau stellt nämlich nicht blos die Stadt Altenburg im Ganzen dar (vom Schlosse aufgenommen), sondern enthält am Rande noch 18 Darstellungen: das Herzogliche Residenzschloß, das Rathhaus, die Landesbank, das Josephinum (Gymnasium), das Amt- und Landschaftshaus, das Magdalenenstift, das Freiherrl. Seckendorfische Haus, das Casino, die Freimaurerloge, A. Nanniger's Haus, die Teichpromenade (um die schon mancher Großstädter die Altenburger beneidet hat), den Herzoglichen Garten, die polnische Hütte, das Schloß Ehrenberg und zur Charakteristik der Altenburger Landleute einen Festaufzug zu Pferde, eine Bauernhochzeit, eine Bauernstube und eine Bauernschenke, wo man sie bei ihren beliebten Spielen belauschen kann. Der Preis (1 Thlr. 10 Ngr.) ist für das, was und wie es dargeboten ist, unbedeutend.

Gt.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

14. 1844.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

Literarische Anzeigen.

(55.) Bei G. W. F. Müller in Berlin ist erschienen:

Möller, A. W., Lic. (Pfarrer zu Lübbecke bei Bielefeld), Katechismus der Scheidelehren der evangelischen und römisch-katholischen Kirche. Für die Unterweisung der Jugend nach Dr. Luthers Hauptstücken geordnet. 2te verb. und verm. Auflage. 1845. (43 Seiten.) Preis 2 Sgr.

Für 15 Stellen in demselben, die die Censur strich, hat das Ober-Censurgericht die Druckerlaubniß ertheilt.

In der jetzigen Zeit, wo ein kirchliches Interesse wieder allgemein wird, muß es für Jeden von Wichtigkeit sein, die Unterscheidungslehren der beiden bedeutendsten christlichen Confessionen zu kennen. Das vorstehend angekündigte Büchlein erfüllt diesen Zweck.

(56.) Bei G. W. F. Müller in Berlin ist erschienen:

Lisco, Dr. F. G., Das Ceremonialgesetz des Alten Testamentes. Darstellung desselben und Nachweis seiner Erfüllung im Neuen Testament. (19 Bogen.) gr. 8. 1842. 1⅓ Thlr.

(57.) **Neuigkeiten** der Verlagsbuchhandlung von **JULIUS HELBIG in Altenburg.**

BALGOWE.

Historisch-romantisches Gemälde. Von **F. W. F. v. Nekowski.** 3 Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Der Herr Verfasser, der in seinen früher erschienenen Eichenkränzen durch zwei höchst gelungene Novellen aus der Geschichte der Kämpfe der deutschen Ordensritter gegen die heidnischen Preußen, der Lesewelt schon vortheilhaft bekannt ist, bringt hier, aus demselben reichhaltigen Stoff, seinen ersten großen Roman. Neben einer, bei Romanen seltenen, und daher desto mehr zu schätzenden historischen Treue, und einer trefflichen charakteristischen Schilderung damaliger Sitten und Gebräuche beider sich bekämpfenden Nationen, findet man durch das Ganze den anmuthigen Faden der Erzählung auf die anziehendste Weise gewebt.

Ohne durch unnatürliche Spannungen den gebildeten Leser zu ermüden, sind die Verwicklungen meisterhaft angelegt und kunstgemäß gelöst und dürfte Herrn v. Nekowski's „Balgowe" unter den vorzüglichsten Erscheinungen der deutschen belletristischen Literatur hervorragen.

Die Geusen,

oder: **Fanatismus und Liebe.** Historisch-romantisches Gemälde von Max Flinzer.

2 Bände. 8. Eleg. broch. 2 Thlr. 7½ Ngr. = 2 Thlr. 6 gGr.

Wie in dem eben erwähnten Roman „Balgowe" die Kämpfe des Christenthums mit dem nordischen Heidenthum geschildert werden, so sind hier die fanatischen Reibungen und Kämpfe der, durch die Reformation in zwei feindselige Theile zerspaltenen Bekenner der Christuslehre, und der daraus entstandenen unseligen Verfolgungen, welche die finstere Staatspolitik des zweiten Philipp von Spanien gegen seine unglücklichen, aber braven Unterthanen in den Niederlanden verhängte, mit kunstfertiger Hand gezeichnet.

Auch hier bildet der Roman selbst ein anmuthiges Band, das durch den Ernst der historischen Ereignisse geflochten ist, und wie die Geschichte die Kämpfe des Fanatismus sowohl, als die einer ächten Religiosität und feurigen Vaterlandsliebe bringt, so sind im Roman die Verwicklungen, die verschiedenartiger Glaube und die Allmacht der Liebe hervorrufen, anziehend und treffend gezeichnet.

Aus dem Leben des Schlosses zu Altenburg.

Von **Georg Hesekiel.**

gr. 8. brosch. 1843. 5 Ngr.

Nächtliche Wanderungen durch Altenburg

von **SPIRITUS ASPER** dem Jüngsten. (2 Hefte.)

Mit einem Titelbild. gr. 8. brosch. 20 Ngr. = color. 25 Ngr.

Geheimnisse von Altenburg.

1. Band. 8. brosch. 15 Ngr.

Inhalt: I. Autor und Verleger. II. Des Roßmarkts erster Tag. III. Der Menschenverkäufer. IV. Edelmann und Harfenmädchen. V. Die Wahnsinnige und die altenburgische „Henne." VI. Der Congreßmann und seine Nichte. VII. In der Maus und unter der Brücke. VIII. Der Fluch der bösen That. IX. Mohr, Graf und Selbstmörder. X. Nächtliche Scenen und theure Kamillen. XI. Der Vampyr im grauen Ueberrock. XII. Das stille Haus. XIII. Der Pauperismus und das Leihinstitut.

Hess, Dr. August,

Unterredungen des Hrn. v. Sandau, des Secret. Meyer u. A. m.

über die Lebensfragen der katholischen und protestantischen Kirche.

Eine kurze Widerlegung der bisher öffentlichen Entgegnungen auf die im Freiherrn von Sandau ausgesprochenen Behauptungen gegen die katholische Kirche.

8. brosch. 1839. geh. 6 gGr. (7½ Ngr.)

Gerstenberger, A., Louisen-Walzer für das Pianoforte. Ihre Hochwohlgeboren der Frau Oberstin von Diederichs gewidmet. Op. 5. Folio. 1843. 10 Ngr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Jul. Helbig in Altenburg. — Druck von J. Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inv. № 29246.

29246



Digitized by Google

